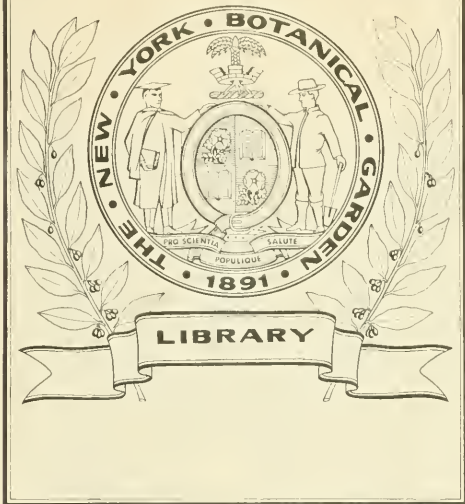




*Ex Libris*  
*M. H. C.*

XH  
A78

Jg. 22  
1784  
c.1785.









Hannoverische

**A**n z e i g e n

von allerhand Sachen,

deren Befantmachung dem gemeinen

Wesen nöthig und nüzlich.

Vom Jahre 1784.

---

Hannover, 1785.

१९११

१ २ ३ ४ ५ ६ ७ ८ ९ १० ११ १२ १३ १४ १५ १६ १७ १८ १९ २० २१ २२ २३ २४ २५ २६ २७ २८ २९ ३० ३१ ३२ ३३ ३४ ३५ ३६ ३७ ३८ ३९ ४० ४१ ४२ ४३ ४४ ४५ ४६ ४७ ४८ ४९ ५० ५१ ५२ ५३ ५४ ५५ ५६ ५७ ५८ ५९ ६० ६१ ६२ ६३ ६४ ६५ ६६ ६७ ६८ ६९ ७० ७१ ७२ ७३ ७४ ७५ ७६ ७७ ७८ ७९ ८० ८१ ८२ ८३ ८४ ८५ ८६ ८७ ८८ ८९ ९० ९१ ९२ ९३ ९४ ९५ ९६ ९७ ९८ ९९ १००



१०० १०१ १०२ १०३ १०४ १०५ १०६ १०७ १०८ १०९ ११० १११ ११२ ११३ ११४ ११५ ११६ ११७ ११८ ११९ १२० १२१ १२२ १२३ १२४ १२५ १२६ १२७ १२८ १२९ १३० १३१ १३२ १३३ १३४ १३५ १३६ १३७ १३८ १३९ १४० १४१ १४२ १४३ १४४ १४५ १४६ १४७ १४८ १४९ १५० १५१ १५२ १५३ १५४ १५५ १५६ १५७ १५८ १५९ १६० १६१ १६२ १६३ १६४ १६५ १६६ १६७ १६८ १६९ १७० १७१ १७२ १७३ १७४ १७५ १७६ १७७ १७८ १७९ १८० १८१ १८२ १८३ १८४ १८५ १८६ १८७ १८८ १८९ १९० १९१ १९२ १९३ १९४ १९५ १९६ १९७ १९८ १९९ २००

२०० २०१ २०२ २०३ २०४ २०५ २०६ २०७ २०८ २०९ २१० २११ २१२ २१३ २१४ २१५ २१६ २१७ २१८ २१९ २२० २२१ २२२ २२३ २२४ २२५ २२६ २२७ २२८ २२९ २३० २३१ २३२ २३३ २३४ २३५ २३६ २३७ २३८ २३९ २४० २४१ २४२ २४३ २४४ २४५ २४६ २४७ २४८ २४९ २५० २५१ २५२ २५३ २५४ २५५ २५६ २५७ २५८ २५९ २६० २६१ २६२ २६३ २६४ २६५ २६६ २६७ २६८ २६९ २७० २७१ २७२ २७३ २७४ २७५ २७६ २७७ २७८ २७९ २८० २८१ २८२ २८३ २८४ २८५ २८६ २८७ २८८ २८९ २९० २९१ २९२ २९३ २९४ २९५ २९६ २९७ २९८ २९९ ३००



# Hannoverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken,  
Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

so

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-  
Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik,  
die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen,  
gesammelt und aufbewahret sind.



LIBRARY  
NEW YORK  
BOTANICAL  
GARDEN

## Zwei und Zwanzigster Jahrgang,

vom Jahre 1784.

---

Hannover,  
gedruckt bei G. C. Schlüter, Landtschafel. Buchdrucker.

1785.

XH

A78

Jg. 22

1784

[1785]

# Erstes Register,

## Rubriken vom Jahre 1784.

Stück.

1. I. Ueber die Kürze und Vergänglichkeit des Erdenlebens. Eine Selbstbetrachtung am ersten Tage des Jahrs.
- II. Eine am Monde beobachtete Erscheinung.
2. Versuch eines Verzeichnisses der vornehmsten Mineralwässer des Churfürstenthums Braunschweig; Lüneburg und seiner Gränzen. Von Hn. S. Ehrhart zu Herrenhausen.
3. I. Schluß.
- II. Seltsame Begebenheit einer jungen Nachtwandlerin.
- III. Nachricht an Gärtner und Gartenliebhaber, die Ausrottung des sogenannten Vieblers betreffend. Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt von 1783.
- IV. Anfrage.
4. Erläuterung zu der aerostatischen Maschine und der damit gemachten Luftfahrt. Von Hn. Consistorialrath A. A. Watermeyer zu Stade.
5. Fortsetzung.
6. Schluß.
7. I. Etwas von den Lebensumständen Pabst Clemens XIV. Von Hn. Pastor J. C. G. Hornemann zu Heinen.
- II. Von Verbesserung des sogenannten Duart; oder Haushaltungskalenders. Von Hn. T. zu H.
- III. Anfrage.
8. I. Botanische Bemerkungen. Von Hn. S. Ehrhart zu Herrenhausen.
- II. Anekdote.
9. Fortsetzung der botanischen Bemerkungen.
10. I. Auszug authentischer Berichte, die in Ostindien befindlichen beiden Churhannoverschen Regimente betreffend.
- II. Ueber das trockne Wetterleuchten. Von Hn. J. C. S. V.

Stück.

11. I. Schluß der im 9<sup>ten</sup> Stück abgebrochenen botanischen Bemerkungen.
- II. Anekdote.
12. I. Ueber das Pfropfen des Weinstocks.
- II. Zusatz zum 3<sup>ten</sup> Stück des Magazins. Von Hn. S. Ehrhart zu Herrenhausen.
13. I. Fortsetzung der im vorhergehenden Stück abgebrochenen Abhandlung über das Pfropfen des Weinstocks.
- II. Anfrage.
14. I. Schluß der Abhandlung über das Pfropfen des Weinstocks.
- II. Eine besondere in die Naturkunde einschlagende portugiesische Geschichte.
- III. Etwas zur Beantwortung der 2<sup>ten</sup> Anfrage im 10<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins von 1783: Ob die Fütterung mit der vom Nebel befallenen Esparcette dem Schafwied nachtheilig sey, und durch welche Mittel das befallene Futterkraut unschädlich gemacht werden könne? Von Hn. Probst Pratzje zu Beverstedt.
- IV. Grammatikische Erinnerung. Von Hn. R. in B.
- V. Etwas von den Kröten und ihrer Fortpflanzung. Von Hn. G. C. Voigt zu A.
15. Ueber Erforschung bevorstehender Witterung, nebst Bestimmung der vermurtheten Witterung bis zum Ende des Aprils. Von Hn. R. in B.
16. Von der Berechnung des Alters eines Baums aus seinen Jahr- oder Saft ringen, und deren nützlichen Anwendung bei dem Forsthaushalte. Von Hn. E. A. S. von Bartling zu Braunschweig.
17. I. Fortsetzung.
- II. Nachricht und Anfrage wegen einer seltenen Erscheinung.
- III. Anfragen.

# Erstes Register,

Stück.

18. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
- II. Lucians Spott über den Jupiter. Aus dem Lucian.
- III. Der alte Liebhaber. Aus dem Lucian.
- IV. Gendgsamkeit. Aus dem Lucian.
- V. Alexander zum Menschen herabgesetzt. Aus dem Lucian.
19. Naturgeschichte der Insekten, welche die sogenannte Wurmirothheit auf dem Harze verursachen. Aus der von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönten Preisschrift des Hn. L. Schwickard.
20. I. Schluß.
- II. Eine Aufmunterung zur Inokulation der Blattern, bei den sich jetzt hin und wieder äussernden Epidemien. Von Hn. Doct. Koch zu Münster.
21. Naxia. Eine canadische Erzählung. Aus dem Universal Magazine, übersetzt von Hn. V. in H.
22. Einiges aus des Hn. Gaujas de Et. Fond Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen der Herren von Montgolfier, nebst verschiedenen zu dieser Materie gehörigen Abhandlungen.
23. Fortsetzung.
24. Fortsetzung.
25. Fortsetzung.
26. I. Auszug eines zuverlässigen Schreibens aus Sacke in der Grafschaft Hoya; eine sehr edle Handlung betreffend. Von Hn. Albg.
- II. Fortsetzung der im 25<sup>ten</sup> Stück abgebrochenen Abhandlung.
- III. Anekdote.
27. Schluß der Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen der Herren von Montgolfier etc.
28. I. Versuch einer für Jedermann verständlichen Abhandlung über den Werth der heutigen sogenannten Conventionsmünze. Von Hn. Geheimen Justizrath

Stück.

- Johann Stephan Phtter in Södingen.
- II. Eine Anekdote von Heinrich IV. Könige von Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt von Hn. S. S. V. in Dr.
29. I. Ueber den Ursprung und Fortgang der Sprache und Schrift. Aus dem Englischen übersetzt von Hn. Professor Eschenburg in Braunschweig.
- II. Anfrage.
30. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
31. I. Fortsetzung.
- II. Neueste Entdeckung, was die Finnen im Schweinefleisch sind. Von Hn. Pastor J. A. E. Göze zu Quedlinburg.
32. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
- II. Regeln zur Kenntniß der künftigen Witterung. Von Hn. D. K. in Kirchheldersen.
- III. Nachricht von einem durch den Schnitt glücklich geheilten offenen Krebs. Von Hn. Doct. Koch zu Münster.
33. I. Verzeichniß der Lektionen, welche zu Jlesfeld im Sommer 1784 gegeben worden.
- II. Lava. Das Böse in der Natur ist gut. Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.
- III. Anekdote.
34. I. Schreiben eines Churf. Braunsch. Lüneb. Officiers aus Ostindien, im Lager bei Moat, 8 englische Meilen von Madras, den 7<sup>ten</sup> Jan. 1783.
- II. Anmerkung über das Wort Franzenzimmer. Von Hn. E.
35. I. Schluß des im vorhergehenden Stück abgebrochenen Schreibens eines Churf. Braunsch. Lüneb. Officiers aus Ostindien etc.
- II. Auszug aus dem Schreiben eines andern Churf. Braunsch. Lüneb. Officiers in Ostindien, aus dem Lager bei Coudelour, den 16<sup>ten</sup> Jul. 1783.
- III. Ueber die Vertilgung der Flecken aus den



Stück.

- den Kleidern. Aus dem Lippischen Intelligenzblatt.
- IV. Anekdote. Von Hn. L.
36. I. Anmerkungen vom Flachsbau. Von Hn. T. in H.
- II. Beitrag zur Geschichte der acrostatischen Maschinen. Von Hn. S. in D.
- III. Anfrage. Von Hn. M — r in B — dt.
37. I. Fortgesetzte Anzeige der muthmaßlich zu erwartenden Bitterung in den Monaten Mai, Junius und Julius 1784. Von Hn. R. in W.
- II. Anmerkung über das Wort Franckzimmer.
38. Etwas über jetzige Trauerpfenning; Denkhäler; Sterbchäler u. Genossenschaften. Von Hn. J. A. G. in H\*\*r.
39. I. Schluß.
- II. Nachricht für Kranke, den Schwefelbrunnen bei Limmer betreffend. Von Hn. S. Ehrhart zu Herrenhausen.
- III. Zusätze zu Hn. Ehrharts botanischen Anmerkungen, vergl. Hannov. Magaz. 1784. St. 8. 9. 11. Von Hn. Präpositus S. J. Tode zu Präzler.
- IV. Einers Bauers Mittel, die Viehställe wider die Seuche zu reinigen, und zugleich allerhand Erdarten fruchtbar zu machen. Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.
40. I. Bitte an Forstverständige, um die Auflösung eines zur Forstwirtschaft gehörigen Rechnungsproblems. Von Hn. R. in B.
- II. An den Hn. Verfasser des Forstausfages, im 16<sup>ten</sup>, 17<sup>ten</sup> und 18<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins vom J. 1784. Von Hn. A. L.
- III. Anekdote. Von Hn. L.
41. I. Ein Brief aus Paris an einen Freund in Hannover: Ueber den gegenwärtigen Zustand der Meinungen des dasigen Publikums und die redenden Köpfe des Abbe Mical. Von Hn. Auditeur C. S. Friedrichs.
- II. Anekdote. Von Hn. L.
42. I. Nachricht von einem Versuche, halb-

Stück.

- trocknen Klee in einer Fime im Freien aufzubewahren. Von Hn. W. in W.
- II. Beiträge zur Naturgeschichte des Westfälischen. Von Hn. August Ludwig von Preuschen zu Carlshöhe.
43. Ueber die von dem Hn. Passer Gdzen zu Quedlinburg bekant gemachte Entdeckung von den Finnen im Schweinesfleisch. Von Hn. G. C. Voigt in Quedlinburg.
44. I. Schluß.
- II. Das Rennthier.
45. I. Fortsetzung der Abhandlung über das Rennthier.
- II. Berechnung der Zeit, die wir verschlafen.
46. I. Schluß der Abhandlung über das Rennthier.
- II. Mittel wider die schädlichen Raupen. Aus dem Duisburger Intelligenzblatt.
47. I. Lucian sein eigener Schmeichler. Ein Gespräch im Reiche der Todten.
- II. Nachricht von einem geretteten erfrorenen Knaben.
48. I. Schluß der im vorhergehenden Stück abgebrochenen ersten Abhandlung.
- II. Etwas vom Honigthau. Von Hn. V — ll in E — n.
49. I. Casper Biesler, eine wahre Geschichte. Von Hn. C. S. in R.
- II. Ueber Tracht und äußerliches Ansehen.
50. I. Ueber die Anwendung der Tanzkunst bei Kindern. Von Hn. J. C. Blesmann, Universitäts-Tanzmeister in Göttingen.
- II. Antwort auf die Frage im 37<sup>ten</sup> Stück: woher die Benennung Rezhimmer komme?
51. I. Schluß der Abhandlung: über die Anwendung der Tanzkunst bei Kindern.
- II. Zur Elektricität. Von Hn. Conering zu Münden.
- III. Beitrag zur Geschichte von Luftballen, nebst Anekdote vom Aberglauben. Von Hn. S. in H.
- IV. Nachricht von einem gefundenen Luftball. Von Hn. Johann Christian Gaud, Schöffer zu Ratis im Neustädtchen Kreise in Ehursachsen.

# Erstes Register,

Stück.

- V. Anckbote. Von Hn. E.
52. I. Betrachtungen über einige besondere und schädliche Rechte und Gewohnheiten.
- II. Antwort auf die Anfrage im 36<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins von d. J. Von Hn. S\*\*r in P\*\*e.
53. Briefe über Raseburg. Von Hn. Dr. Samuel Gottlieb Vogel zu Raseburg.
54. I. Schluß.
- II. Etwas von Processionen in katholischen Ländern. Von Hn. B. in H.
- III. Ueber die Uhr zu Basel. Von Hn. N. Beckmann in Harburg.
- IV. Eine Art gute Lichter zu machen. Aus den Strelitzischen Anzeigen.
55. Abhandlung über die Tulipanen. Von dem Königl. Preussischen Factor, Hn. Johann Chr. Daniel Küster zu Osterwick.
56. I. Schluß.
- II. Gesammelte Kunstgriffe und Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen der Liebhaber der Naturhistorie.
57. I. Schluß der letzten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
- II. Oekonomische Erfahrungen von guten und weniger bekannten Arten von Viehfutter. Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.
58. I. Allgemeine Grundsätze vom Rationalgeiste. Von Hn. August von Preussen zu Carlsruhe.
- II. Vom Umackern der Saat. Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.
59. I. Fortgesetzte Anzeige der nachmahlich zu erwartenden Witterung in den Monaten August und September. (S. das 15<sup>te</sup> und 37<sup>te</sup> St. von 1784.) Von Hn. K. in W.
- II. Von allerhand guten, durch die Erfahrung gepflüsten, und wenigstens in Deutschland noch unbekanntem Pferdearzneien. Aus den Hallischen Anzeigen.
- III. Eine Anmerkung beim Lesen des 37<sup>ten</sup> Stückes des Hannoverischen Magazins von diesem Jahr. Von Hn. E.

Stück.

60. I. Ueber einige besondere und schädliche Rechte und Gewohnheiten. (S. das 52<sup>te</sup> Stück.) Von Hn. G. C. Voigt in Quedlinburg.
- II. Lambert's Beobachtung über Dinte und Papier; nebst einem einfachen Mittel, eine dauerhafte schwarze Dinte zu machen.
61. Ueber einige besondere und schädliche Rechte und Gewohnheiten. (S. das 52<sup>te</sup> und 60<sup>te</sup> St.) Von Hn. G. C. Voigt in Quedlinburg.
62. I. Schluß.
- II. An Herrn J. A. G. zu H\*\*r über Sterbethealergesellschaften. Von Hn. S. N. Beyer in Hildesheim.
63. I. Versuch über die Ursachen, und die Mittel, den Verlust der Getreidekörner auf den Feldern zu vermindern. Von Hn. J. C. von Kettberg zu Wustrow.
- II. Einen Essig zu verfertigen, der bei allen ansteckenden Krankheiten das beste Vorbauungsmittel ist. Aus dem Müncher Intelligenzblatt.
64. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
- II. Zusatz zum Versuch eines Verzeichnisses der vornehmsten Mineralwasser des Churfürstenthums Braunschweig, Lüneburg und seiner Grängen. (S. das 2<sup>te</sup> und 3<sup>te</sup> St. des Mag. von d. J.) Von Hn. S. Ehrhart zu Herrenhausen.
- III. Mittel wider Zahnweh.
65. I. Ein Wort an Eöhner, Mitbürger und Erziehungsfreunde. Von Hn. G. A. Tresfurt in Bremen.
- II. Beitrag zum 52<sup>ten</sup> St. des Hannover. Magazins. Von Hn. L\*\*n zu Z.
66. Von der weiblichen Vormundschaft in Sachsen. Von Hn. Voigt in Quedlinburg.
67. I. Schluß.
- II. Ueber die Hagelwetter. Von Hn. K. in W.
68. Schluß der Abhandlung über die Hagelwetter.
69. I. Empfehlung einiger Bäume, deren

- Stück.
- Umpflanzung in hiesiger Gegend vernachlässiget wird. Von Hn. J. Ehrhart zu Herrenhausen.
- II. Anmerkung zum 57<sup>ten</sup> St. des Hannoverischen Magazins von 1784. Von Hn. Ober-Landbaumeister Bonn zu Oldenstadt.
70. Von der Beschaffenheit und Erweiterung unsers Ackerbaues zur Zeit der Römer. Von Hn. K. in W.
71. I. Schluß.  
II. Anfrage.
72. Fortsetzung der Beschreibung einiger ausländischen merkwürdigen Bäume und Pflanzen, die in den Reisebeschreibungen vorkommen. (S. das 11<sup>te</sup>, 28<sup>te</sup> und 50<sup>te</sup> Stück vom v. J.) Von Hn. K. zu P.
73. Etwas von Bestimmung der künftigen Witterung. Von Hn. V. Schmid in Hannover.
74. I. Fortsetzung.  
II. Anfrage über den Milchbrand unter dem Rindvieh.
75. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.  
II. Bucares de Barro.
76. Zweifel über die Abhandlung des Hn. Commissarius Nulfs zu Einbeck, die vortheilhafteste Einrichtung der Werk- und Zuchthäuser betreffend. Von Hn. Heinrich Christian Melching, Kaufmann zu Einbeck.
77. Fortsetzung.
78. Fortsetzung.
79. Fortsetzung.
80. Fortsetzung.
81. Fortsetzung.
82. I. Schluß.  
II. Anmerkung über eine Stelle in des Herrn Nulfs Abhandlung über Werk- und Zuchthäuser: Die Armen-Anstalt in Bremen betreffend.
83. I. Verzeichniß der Lektionen, welche zu Jßfeld von Michaelis 1784 bis Ostern 1785 gegeben werden.  
II. Fragment zur Geschichte von Luftbällen.

- Stück.
84. Fortsetzung der Beschreibung einiger ausländischen merkwürdigen Bäume und Pflanzen, die in den Reisebeschreibungen vorkommen. (S. das 11<sup>te</sup>, 28<sup>te</sup>, 50<sup>te</sup> Stück vom v. J., und 72<sup>te</sup> Stück von d. J.)
85. I. Noch etwas über die Electricität, im 51<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins vom Glockenlanten, Verkopplungen, negativen Electricität und Glas. Von Hn. Consistorialsecretair Wolf in Hannover.  
II. Flüchtige Gedanken über unglückliches Verdienst. Aus dem Englischen.
86. Beitrag zum 73<sup>ten</sup>, 74<sup>ten</sup> und 75<sup>ten</sup> Stück des Magazins von d. J., über die Bestimmung der künftigen Witterung. Von Hn. V. Schmid in Hannover.
87. I. Nachricht von den Versammlungen der Königl. Churfürstl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle, vom Frühjahr 1783 bis ins Frühjahr 1784.  
II. Zusatz zum 63<sup>ten</sup> und 64<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins von d. J. Von Hn. J. Ehrhart zu Herrenhausen.  
III. Andenken an einen redlichen Arbeitsmann. Von Hn. G. L. K. zu Emdenbergl.
- IV. Noch etwas zur Beantwortung der im 36<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins befindlichen Anfrage. Von Hn. Voigt zu D.  
V. Edle Versorgung verwaister Kinder würdiger Aeltern.
88. I. Bescheidene Anmerkungen zu den Auffäßen in dem 69<sup>ten</sup>, 70<sup>ten</sup> und 71<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins.  
II. Ueber die Anfrage im Hannoverischen Magazin vom Jahr 1784. Stück 17. S. 1136. die Oyenley betreffend.
89. I. Einige Bemerkungen vom Kleebau. Von Hn. M. zu W.  
II. Von den Kennzeichen einer guten Baumenschule. Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.  
III. Anfrage.
90. Fortsetzung der Beschreibung einiger Bau.

# Erstes Register, Rubriken, vom Jahre 1784.

Stk. f.

- Bäume, die in den Reisebeschreibungen vorkommen. (S. das 11<sup>te</sup>, 28<sup>te</sup> u. 50<sup>te</sup> Stück vom v. J. und das 72<sup>te</sup> und 84<sup>te</sup> Stück von d. J.)
91. I. Leben des englischen Arztes Darwin. Von Hn. W\*\* in Hannover.  
 II. Wie werden denn wir unsern diesjährigen reichen Obstkägen nutzen?  
 III. Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte.  
 IV. Von einem besondern Vortheile beim Brodbacken.  
 V. Ist ein Menschenfreund zu seyn eine große Tugend? Von Hn. S. G. L\*\* in R — f.
92. Von den Amtleuten des kaiserlichen freien Stifts Quedlinburg. Von Hn. Voigt zu Quedlinburg.
93. I. Fortsetzung.  
 II. Ueber eine Lusterscheinung am 5<sup>ten</sup> Nov. 1784. Von Hn. Vasmer in Hannover.
94. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorbergehenden Stück.
95. Schluß.
96. Ueber die Ungewißheit der Zeichen des Mordes an unehelich gebornen Kindern. Ein Schreiben des seligen Doctor W. Hunter an die Gesellschaft der Aerzte zu London.
97. I. Schluß.  
 II. Einige Worte zur Beherzigung an Väter, Mütter und Vormünder.  
 III. Beantwortung der Anfrage im 89<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins von d. J. S. 1423. Wo werden die Flintensteine gebrochen und fabricirt? Von Hn. S.  
 IV. Eine andere Beantwortung der vorstehenden Anfrage. Von Hn. L. v. d. S — t zu Sulingen.  
 V. Ueber die Uhren der Landwirthe in den Elbmarschen. Von Hn. J. S.
98. Von den steinern Grabkränzen der alten Deutschen im Lüneburgerischen, gemeinlich Steinhäuser genannt. Von Hn. Marwedel zu Hermannsburg.
99. I. Zum 38<sup>ten</sup>, 39<sup>ten</sup> und 62<sup>ten</sup> Stück

Stück.

- des Hannoverischen Magazins von d. J. über Sterbthaler; Gesellschaften. Von Hn. J. A. S\*\* in Hannover.
- II. Was stiften die seit kurzem häufig errichteten Denk-Trauer- oder Sterbthaler Genossen; oder Gesellschaften für weltlichen Nutzen? Von Hn. L. zu Br.
- III. Vorzüge einer guten Nachbarschaft. Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.
- IV. Nachtrag zu der im 87<sup>ten</sup> Stück des Magazins erwähnten edlen Versorgung verwaister Kinder würdiger Aeltern.
100. Des Herrn Botanicus Ehrhart Zucksäke zu seiner Empfehlung einiger Bäume, deren Anpflanzung in hiesiger Gegend vernachlässiget wird. (S. das 69<sup>te</sup> Stück von 1784.
101. Ananas, Bromelia Ananas Linn. Aus dem Englischen übersezt von Hn. S. S. L.
102. I. Fortsetzung.  
 II. An den Hn. Verfasser der Bemerkungen über Hagelwetter. (S. das 67<sup>te</sup> St. von diesem Jahr.) Von Hn. B. zu Wilhelmshurg.
103. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorbergehenden Stück.  
 II. Ein Brief, die Vertreibung der Kornwürmer betreffend. Aus dem Esprit des Journeaux übersezt.
104. I. Schluß der Abhandlung über die Ananas.  
 II. Anweisung zur Pflanzung, Umlegung und Erhaltung des Buxbaumes. Buxus sempervirens Suffruticosa. Linn  
 III. Die Beschwerlichkeit des Rauches von Lampen, Lichtern und dergl. in Wohnstuben abzuwenden. Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.  
 IV. Anfrage.
105. I. Schluß der zweiten Abhandlung im vorbergehenden Stück.  
 II. Ein Paar Bemerkungen. Von Hn. L\*\* in H.  
 III. Nachricht von einer besondern Lufterscheinung. Von Hn. Probst Pratzke zu Beverstedt.



# Zweites Register,

## nach alphabetischer Ordnung.

Vom Jahre 1784.

A.

**Abendstern**, wenn er stark funkelt, soll es den folgenden Tag regnen, 510

**Ackerbau**, von der Beschaffenheit und Erweiterung des unfrigen zur Zeit der Römer, 1105 u. f.

**Ahornarten** die Milch geben, wenn man ihre Blätter abbricht, werden beschrieben, 133 u. f.

**Alexander** zum Menschen herabgesetzt, ein Gespräch aus dem Lucian, 285 u. f.

**Alphabeth** des Kadmus, aus wie viel Buchstaben es bestanden, 499

**Alter**, eines Baum's, wie man es berechnet, 241 u. f.

**Ameisen**, wie man mit selbigen die schädlichen Raupen vertreibt 731 u. f.

**Amtelehne** des Stifts Quedlinburg, Abhandlung darüber, 1457 u. f.

**Ananas**, (Bromelia Ananas, Linn.) 1601 verschiedene Sorten derselben, -1602. ist eine krantartige Pflanze, und giebt nur einmal, und nur eine Frucht, 1603. wird durch ihre Krone und Ausschößlinge fortgepflanzt, 1604. Vaterland der Ananas, 1605. Zu welcher Zeit die Früchte der Ananas in England in ihrer Vollkommenheit zu haben sind, 1606. wie die Ananaspflanzen in Europa unterhalten werden müssen, 1607 u. f. Zeit der Fortpflanzung dieses Gewächses durch Ausschößlinge und Kronen, 1617. Regeln, welche hierbei zu beobachten sind, 1618 u. f.

### Anekdoten.

Vom König Gustaph Adolph von Schweden und einem Priester, 127. Von Melanchton und Luther, 415. Von Heinrich dem 4<sup>ten</sup>, Könige von Frankreich, 445 u. f. Von einem Bauer-

mädchen, 527. Von heutigen Erbsinnen, 559. Vom Erasmus, 609. Von einem Geistlichen und einem Laboranten, 655. Ueber Titulaturen, 703. Vom Aberglauben bei einem gesunden Lustballe, 814. Von einem Deutschen und einem Russen, 816

### Anfragen und Aufgaben.

#### I. Beantwortete.

Beantwortung der im 103<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins vom Jahre 1783 befindlichen Anfrage: Ueber das Pflöpfen des Weinstocks, 111 u. f. der 2<sup>ten</sup> Anfrage im 101<sup>ten</sup> Stück vom Jahre 1783. ob die Fütterung von der mit Nebel befaklenen Esparecette dem Schafvieh nachtheilig sey, und durch welche Mittel dieses besfallene Futterkraut unschädlich gemacht werden könne? 217 u. f. Ob es nicht gut sey, das Wort Urtheil, so man bisher wie ein Adminium gebraucht, als ein Centrum zu gebrauchen? 575. 831. 1389. Woher die Benennung Nehzimmer komt? 591. 799. Ueber das Wort Oweyley, 1136. 1403. Wo die Flintenfucine gebrochen und fabricirt werden? 1423. 1547 u. f.

#### II. Unbeantwortete.

Ob die Beschreibung der in J. J. Hübners stahls Briefen auf seinen ausländischen Reisen, B. 3. S. 243. gedachten neu erfundenen, von Mylord Mahre verbesserten Wassermaschine, im Deutschen schon zu haben ist? 48. Welchen Thermometergrad eine warme Stube für gesunde Leute höchstens haben darf? 111.

B

Giebt

## Zweites Register,

- Siebt es unter den Fischen Arten, die in Winter erstarren, gefühllos werden, und in der Wärme wieder aufleben? 207 u. 208. Ob man ein bequemes und sicheres Mittel hat, die Kröten aus dem Gemäuer zu vertilgen? 271. Ob das sinaite Schweinefleisch der menschlichen Gesundheit nachtheilig sey, woher die Fianen entstehen, und zwar zu einer Zeit häufiger als zu einer andern, und ob Mittel vorhanden sind, solche gänzlich zu verhüten? 272. NB. Diese Anfrage ist vom Hn. Vast. Gödke in einem besondern Tractat beantwortet. Ob Kindern, wenn sie die Blattern noch nicht gehabt, kein Fleischessen gestattet werden müsse? 463. 464. Ueber eine Stelle in Hn. von Erath's Corp. diplom. Quedlinb. S. 592. 1135. Ueber den Milzbrand unter dem Rindvieh, 1184. Wo wird der Schmergel oder Schmirgel gefunden, und zu welcher Art Gesteine oder Erde kan er gerechnet werden? Anmerkungen, botanische, 113 u. f. Ansehen, äußerliches, etwas darüber, 783
- Anthericum offifragum*, L. eine Pflanze, wird beschrieben, 114
- Arbeitsmann, Andenken an einen redlichen, 1387 u. f.
- Armenianstalt in Bremen, Anmerkung darüber, 1307
- Arreste, die öffentlichen und heimlichen sächsischen, deren Schädlichkeit, 945
- Arum Maculatum*, L. eine Pflanze, wird beschrieben, 130
- Aufmunterung zur Inokulation der Blattern, 319
- Augenbrunn, der zu Pyrmont, wird beschrieben, 26
- Azafia, eine canadische Erzählung, 321 u. f.
- B.**
- Badebrunn, der niedere zu Pyrmont, wird beschrieben, 26
- Bäume, Empfehlung einiger, deren Anpflanzung in hiesiger Gegend noch vernachlässiget wird, 1089 u. f. und, 1585
- u. f. Beschreibung einiger ausländischen, 1137 u. 1329
- Balsam von Gilead, Nachricht davon, 1142
- Balsamäpfel, die verschiedenen Arten derselben werden beschrieben, 1146 u. f.
- Barometer, mit selbigen kan man Höhen und Tiefen messen, 77 u. f. wer zuerst angefangen, die Höhen der Berge durch selbige zu bestimmen, 78. Versuche, die man dieserwegen anstellte, 79 u. f.
- Baum, von der Berechnung des Alters desselben aus seinen Jahr- oder Saft- ringen, 241 u. f. Versuche, die man dieserwegen angestellt hat. 251 u. f.
- Baumschule, von den Kennzeichen einer guten, 1421 u. f.
- Bergsäuerling, der pyrmont, wird beschrieben, 27
- Berichte, authentische, die in Ostindien befindlichen beiden Ehur- Hannoverischen Regimenten betreffend, 145. S. Ostindien.
- Biester, Casper, eine wahre Geschichte, 769 u. f.
- Bignonia capreolata*, eine Pflanze, wird beschrieben, 118
- Bilsensaamen, ein Mittel wider Zahnweh, 1021. ist aber mit vieler Vorsichtigkeit zu gebrauchen, 1282 u. f.
- Blattern, Aufmunterung zur Inokulation derselben, 319
- Blut, das, dessen Theile sind keine Kugeln, sondern Ringe, 1454
- Bohrwurm, *Sirex Linnaei*, findet sich in einigen Gegenden des Harzwaldes, 314
- Bremen, Anmerkung über die dortige Armenianstalt, 1307 u. f.
- Briefe über Naheburg, 833 u. f.
- Brodbacken, das, von einem besondern Vortheile bei selbigem, 1454 u. f.
- Brudelbrunn, der große pyrmont, wird beschrieben, 25
- Bryum laterale* Hudf. ein seltenes Moos, 141
- Bryum*

nach alphabetischer Ordnung.

*Bryum squarrosus* L. ein Moos; wo es wächst, 141  
 Buchstaben, deren Ursprung, 498.  
 wurden anfänglich alle von der Rechten zur Linken geschrieben, 500  
 Bustrophedon, was es ist, 500  
 Buchbaum, Anweisung zur Anlegung, Pflanzung und Erhaltung desselben, 1655 u. f.

C.

Calender, der sogenannte Haushaltungs, von Verbesserung desselben, 107  
 Campedenholz, dessen Nutzen, 1439 u. f.  
 Caoutchouc, oder elastisches Harz, wird beschrieben, 371  
 Caravagio, ein berühmter Maler, dessen trauriges Schicksal wird beschrieben, 1357 u. f.

Charaktere, geschriebene, verschiedene Arten derselben, 486

Clemens der XIV. Papst, etwas von dessen Lebensumständen, 97 n. f.

Coka, ein Baum, der häufig im Königreich Peru wächst, 1137

Conchilien, Mittel, sie so zu tödten, daß sie ihre Theile nicht völlig zusammenziehen können, 893

Conventionsmünze, die heutige, Abhandlung über den Werth derselben, 433 u. f.

*Coronilla montana* Rivini, wo man sie antrifft, 120

*Cotula coronopifolia* L. wo sie wächst, 124

Coudelour, Nachricht von daher, 549

*Crepis foetida* L. wird beschrieben, 120

Crescentie, ein amerikanischer Baum, wird beschrieben, 1138

Cypressenbaum, verschiedene Arten desselben, 1428 u. f. wie man ihn pflanzt, 1432

Cypressenkraut (*Sentilonia* L.) wird beschrieben, 1433

D.

Darwin Carl, ein englischer Arzt, Nachricht von dessen Leben, 1441 u. f.

Denkthalergenossenschaften, etwas darüber, 593 n. f. 1575 u. f.

*Dermestes calcographus*, Naturgeschichte desselben, 306

*Dermestes micographus*, oder klein schreibender Holzgrabe Käfer, Naturgeschichte desselben, 304

*Dermestes piniperda*, Naturgeschichte desselben, 305

*Dermestes scolytus* Sulzeri, 307 u. f.

*Dermestes typographus*, ein den Nothstücken schädlicher Käfer, Naturgeschichte desselben, 291 u. f.

Dinte und Papier, Lamberts Beobachtungen darüber, 957 u. f.

Dreschflegel, woher dieses Instrument seinen Namen erhalten, 1121

Drüsen bei Pferden, Mittel dafür, 942. S. Pferd.

E.

Ehrhart, Botanikus, dessen Versuch eines Verzeichnisses der vornehmsten Mineralwasser des Churfürstenthums Braunschweig, Lüneburg und seiner Gränzen, 17 u. f. botanische Nomenclaturen, 113 u. f. Empfehlung einiger Bäume, deren Anpflanzung in hiesiger Gegend vernachlässiget wird, 1089.

Elastisches Harz, wie man es flüssig macht, 372 u. f.

Elektricität, etwas darüber, 807 u. f. 1345 u. f. ist ein Mittel gegen Verstopfungen, 1347

Engelke, Heinrich, ein Erdlandfahrer, verrichtet eine sehr edle Handlung, 424

Enke, der jüngere Gehälfe des Alex. Kachts bei einem Spann Pferde, 1120

Erdenarten, allerhand, Mittel, selbige fruchtbar zu machen, 621 u. f.

Erdenleben, das, eine Selbstbetrachtung über dessen Kürze, 1 u. f.

Erforschung bevorstehender Bitterung, etwas darüber, 225 u. f.

Erinnerung, grammatische, 221

## Zweites Register,

**Erklärung**, zu der ärostatifchen Maschine, und der damit gemachten Luftfahrt, 49 u. f.

**Erſcheinung**, eine beſondere am Monde, wird beſchrieben, 15 u. 16. Nachricht und Anfrage wegen einer ſeltenen, 271 u. f.

**Erziehungsfreunde**, ein Wort an ſelbige, 1025 u. f.

**Eſche**, die gemeine, (*Fraxinus excelsior* L.) kan eben ſo gut in der polygamia monoecia und trioecia ſtehen, als ſie nach dem Linnee in die polygamiam dioeciam gehöret, 133

**Eſparcette**, die vom Nebel befallene, ob ſie dem Schafvieh ſchädlich iſt, 219. wie man ihr das Schädliche benimmt, 220

**Effig**, ein beſonderer, der bei allen anſteckenden Krankheiten das beſte Vorbauungsmittel iſt, wie man ihn verfertigt, 1007

### F.

**Farrenkräuter**, pflanzen ſich durch ihren Saamen fort, und gehen mit einem Saamenlappen (*Cotyledon*) auf, 135

**Faujas de St. Soud**, einiges aus deſſen Beſchreibung der Verſuche mit den äroſtatifchen Maſchinen der Hn. von Montgolfier, 327 u. f.

**Feldfrüchte**, die vornehmſten haben unſere Vorfahren ſchon gebauet, ehe die Römer hieher kamen, 1108

**Feldrübe**, iſt römifchen Urſprungs, 1117

**Feldſteine**, große, wie man ſie durch das Brennen klein machen kan, 912

**Finnen im Schweinefleiſche** ſind Blafenwärmer, und das ſinnige Fleiſch iſt der menſchlichen Geſundheit nicht nachtheilig, 678. Ob die Säfte etnes ſinnigen Schweines verdorben ſind? 679

**Fiſche**, wie man ſie auf eine beſondere Art mit Angeln fangen kan, 902

**Flachsbau**, Anmerkungen darüber, 561 u. f.

**Flecken in den Kleidern**, Mittel ſie zu vertilgen, 557 u. f.

**Fliegen**, die ſpaniſchen, wie ſie gefangen und zubereitet werden, 1451

**Forke oder Mißgabel**, ob ſie unſere Vorfürthe ſchon gehabt haben, 1122

**Forſtverſtändige**, Bitte an ſelbige, die Auflöſung eines zur Forſtwirthſchaft gehörigen Rechnungsproblems betreffend, 625 u. f.

**Frauzenzimmer**, Anmerkung über dieſes Wort, 543. 591

**Fricke**, Harn, ein Matroſe, verrichtet eine ſehr edle Handlung, 405

**Fridrichs**, E. F. deſſen Beſchreibung der redenden Köpfe des Abbe' Mead zu Paris, 641 u. f.

**Frucht**, ob dieſes Wort von *frux*, *fructus*, abſtammet, 1122

**Suche**, Abſtammung dieſes Wortes, 1123

### G.

**Gamaſche**, Frau von, beſaß die Eigenschaft, tief in den Schoß der Erde hinein zu ſehen, 215 u. f.

**Gas der Herrn von Montgolfier**, geſammelte Erfahrungen in Maſchung deſſelben, 361 u. f.

**Gasbrunn** 1) auf dem Deiffer, 21. 2) bei Rehbürg, 22. 3) bei Berden, 23. 4) zwiſchen Bedertesa und Figgmühl, ibid. 5) bei Rodenberg, ibid. 6) zu Pyrmont, 24. 7) auf dem Jägerhofe bei Hanaover, 1019. 8) der Heiligersbrunn, 1020

**Gaswaſſer** (*Aqua gafara*) was man darunter verſteht, 20. die im Ehrfürſtenthum Braunſchweig: Lüneburg und deſſen Gränzen beſchädlichen werden beſchrieben, 21

**Gehalt einer ganzen Forſt**, wie man ſolchen auſſindig machen könne, wenn man den richtigen Gehalt von den Büchen weiß, 640

**Genügsamkeit**, ein Geſpräch aus dem Encian, 283 u. 284

**George**, Et. Beſchreibung dieſes Wortes, 553

Gerade,



nach alphabetischer Ordnung.

Gerade, die, ein unnützes und verderbliches Recht, 820 u. f.  
 Gerste, ist nicht einheimisch bei uns, 1109  
 Geschichte, eine besondere, in die Naturkunde einschlagende portugiesische, 213  
 Getreidekörner, Mittel, den Verlust derselben auf den Feldern zu vermindern, 993 u. f.  
 Gewohnheiten, schädliche, Betrachtungen über einige, 819  
 Gin-sing, Gen-seng oder Gen-sen, eine tartarische Pflanze, wird beschrieben, 1329  
 Göze, Pastor in Quedlinburg, Ruhen der von ihm gemachten Entdeckung von den Finnen im Schweinefleische, wird erdört, 673 u. f.  
 Goldschlägerblase dienet zur Verbesserung aërostatischer Maschinen, 349

H.

Haber, wächst bei uns nicht wild, wie im 70<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins S. 1110. behauptet worden, 1390  
 Hagel, Theorie vom Entstehen desselben, 1068  
 Hagelwetter, Abhandlung darüber, 1063 u. f. Schreiben an den Hn. Verfasser dieser Abhandlung, 1631 u. f.  
 Hagelwolken, kommen gewöhnlich von Eiden durch Westen bis nach Nordwest, 1066. wie sie von ansehnlichen Waldungen entwafnet werden können, 1071  
 Halm, ob es von dem lateinisch: a Calamus abzuleiten ist, 1123  
 Handlung, sehr edle, 401. u. 405  
 Hanf, ein Mittel, die Kornwürmer damit zu vertreiben, 1645 u. f.  
 Harz, das elastische, Mittel es flüßig zu machen, 372  
 Haubalts- oder Quartcalender, von der Verbesserung desselben, 107 u. f.  
 Heergeräth und Gerade, gehören unter die unnützen und verderblichen Rechte, und müßten abgeschafft werden, 820

Heirathen, gezwungene, deren traurige Folgen, 1543 u. f.  
 Heuschreckenbaum (Hymenax) wird beschrieben, 1426  
 Hieroglyphen, was sie sind, 486  
 Holz, unterirdisches auf dem Westwalde, wird beschrieben, 663. Nutzen desselben, 667  
 Honigthau, etwas darüber, 759 u. f.  
 Hügetan, Buchführer, nachmaliger Graf Süldeaster, dessen Lebensumstände, 803 u. f.  
 Hunter, Doctor, dessen Abhandlung über die Ungewißheit der Zeichen des Todes an wachelich gebornen Kindern, 1521 u. f.  
*Hyoseris minima* L. wird beschrieben, 120  
*Hypnum gracile* L. wo es wächst, 141

I.

Jagdflugeln, englische für Pferde, wie man sie verfertigt, 939. S. Pferd.  
 Jlesfeld, Verzeichniß der Lektionen, welche auf dem dortigen Gymnasium im Sommer 1784 gegeben worden, 513. und derer, welche von Michaelis 1784 bis Ostern 1785 daselbst gegeben werden, 1314 u. f.  
 Inokulation der Blattern, eine Aufmunterung zu selbiger, 319  
 Insekten, Naturgeschichte derjenigen, welche die sogenannte Wurmtrockniß auf dem Harze verursachen, 289 u. f.  
 Joch, ist von dem lateinischen Jugum angenommen, 1123  
 Juchart, oder Jauchart, Ableitung dieses Wortes, 1124  
*Juncus conglomeratus*, und *effusus* L. deren Unterschied vom *Junco inflexo*, 115  
 Jungermannen, zwei besondere, werden beschrieben, 141

K.

Kadmus, ob er die Buchstaben zuerst nach Griechenland gebracht hat? 497

## Zweites Register,

- Kamp**, ob es von Campus herzuleiten ist? 1124
- Kampferpflanze**, wird beschrieben, 1150.  
Nuzen derselben bei frischer Wasserfucht, 1152
- Kaperu**, wo sie wachsen, 1451
- Kestanie**, die zahme, sollte ihres grossen Nuzens wegen mehr bei uns angepflanzt werden, 1093
- Kicher**, ist römischen Ursprungs, 1117
- Kinderknochen**, Mittel, sie so durchsichtig wie Glas zu machen, 905 u. f.
- Kindermord**, über die Ungetwiffheit der Zeichen desselben, 1521 u. f.
- Klee**, halbtrockner, wie man ihn in einer Hime in Freien aufbewahren kan, 647 u. f. wie viel grünen und trocken ein Eitel Hornvieh und ein Schaf täglich verzehret, 1416 u. f.
- Kleebau**, einige Bemerkungen darüber, 1409 u. f.
- Kleesaamen**, über die beste Methode; solchen zu erhalten, 1409 u. f.
- Koch**, dessen Nachricht von einem durch den Schnitt geheilten offenen Krebsse, 510 u. f.
- Kochsalz**, was es ist, 33
- Köpfe**, redende des Abbé Mical, werden beschrieben, 641 u. f.
- Korkbaum**, der, wird beschrieben, 1451
- Kornel**, oder Zieserleinbaum, dessen Nuzen, 1096
- Kornwürmer**, zuverlässiges Mittel, sie zu vertilgen, 1645 u. f.
- Krammetzvögel**, aus deren Feiste schliesset man auf einen lange daurenden Winter, 230
- Kranke**, wie sie zu elektrifiziren sind, 1348
- Krankheiten der Tulipanen**, 887. u. f.  
Nuzen der Electricität bei einigen Krankheiten, 1349
- Krebs**, offener, Nachricht von einem durch den Schnitt glücklich geheilten, 510
- Krebschäden**, offene, zuverlässiges Mittel sie zu heilen, 1198
- Kröten**, begatten sich nicht immer auf dem Wasser, 221. sind nicht giftig, und das Wasser, welches sie, wenn sie gereizt werden, von sich geben, verursacht keinen Geschwulst, 222. (E. auch das 103<sup>te</sup> Eitel vom J. 1783.) können lange ohne Futter leben, 1451
- Krume**, was es bedeutet, 1124
- Kühe**, saugen sich zuweilen selbst die Milch aus, 1452
- Küster**, Joh. Chr. Daniel, dessen Abhandlung über die Tulipanen, 886 u. f.
- Kunstgriffe und Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen der Liebhaber der Naturhistorie**, 89 u. f.
- Klystir**, ein herrliches für ein Pferd, das nicht fallen kan, 937. E. Pferd.
- L.
- Lampen und Lichter**, Mittel, die Beschwermlichkeit des Rauches von selbigen in Wohnstuben abzuwenden, 1663 u. f.
- Landwirthschaftsgesellschaft**, die R. Ch. zu Celle, Nachricht von den Versammlungen derselben vom Frühjahr 1783. bis ins Frühjahr 1784, 1377 u. f.
- Lattwerge** für ein Pferd, das inflammirte Drüsen oder den Kropf hat, 938. E. Pferd.
- Lava**, deren nützlicher Gebrauch beim Glasmachen, 524
- Leben**, das, eine Selbstbetrachtung über dessen Kürze und Vergänglichkeit, 1 u. f.
- Lebensumstände** Pabst Clements XIV. 97 u. f.
- Leichenbegängnisse** einiger Völker, werden beschrieben, 1561 u. f.
- Leinsaamen**, was für einen Boden erfordert, 562. Nuzen der frühen Aussaat desselben, 563
- Lektionen**, Verzeichniß derer, welche im Sommer 1784 zu Jlesfeld gegeben worden sind, 513. u. f. und derer, welche daselbst von Michaelis 1784 bis Ostern 1785 gegeben werden, 1314 u. f.
- Lepidium petraeum** L. eine Pflanze, wo sie wächst, 118
- Ler-

- Merchen**, aus deren Feiste schliet man auf einen lange dauenden Winter und vielen Schnee, 230
- Lichen fruticulosus**, ein besonderes, so auf dem Harze wächst, wird beschrieben, 144
- Lichter**, gute, wie man solche verkertigen kan, 863 u. f.
- Liebhaber**, der alte, ein Gespräch aus dem Lucian, 281 u. 282
- Lignum fossile** auf dem Westertalbe, wird beschrieben, 663 u. f.
- Lilium bulbiferum L.** eine Harzplanze, wird beschrieben, 114
- Röffelbaum**, Beschreibung desselben, 1339
- Lohmeyer, Philipp**, hatte den Anschlag ein Luftschif zu erbauen, 57
- Lucian**, dessen Spott über den Jupiter, 279
- Lucian**, sein eigner Schmeichler. Ein Gespräch im Reiche der Todten, 737 u. f.
- Luft**, daß sie schwer sey, wird bewiesen, 58. wie man deren spezifische Schwere gegen andere Dinge erkennen kan, 59. wie viel die Luft ausmacht, die den menschlichen Körper von allen Seiten nach Verhältnis seiner Größe preßt, 61. warum man den Druck der Luft nicht fühlt, *ibid.* wie man sich von deren Druck überzeugen kan, 62
- Luftbälle**, Beiträge zur Geschichte derselben, 573. 813. 1323 u. f.
- Lufterscheinung**, Nachricht von einer befondern, 1483. u. 1679 u. f.
- Luftfahrerkunde**, sieht mit der Fliegenkunst in einer genauen Verbindung, 57
- Luftschiffe**, wenneher man schon auf deren Erbauung gedacht hat, 52
- Luftschiffahrt**, Vorzüge derselben, 393
- Luoge**, nengebörner Kinder, in wie fern man in verdächtigen Fällen aus deren Schwimmen im Wasser, auf einen Kindermord schließen darf, 1538 u. f.
- Luzerne**, was für einen Boden sie verlangt, 907. deren Anbau, 908. Erfahrungen, die der Staatsminister von Herzberg auf seinem Gute Britz mit diesem Futterkraute gemacht hat, 910
- Madras**, Beschreibung dieser Stadt, 529 u. f.
- Manisot**, ein brasilisches Gewächs, wird beschrieben, 1435. dessen Nutzen, 1436
- Maschine**, aërostatische, eine Erfindung des Hn. v. Montgolfier, 49. deren Einrichtung wird beschrieben, 70. u. f. Beitrag zur Geschichte dieser Maschinen, 573. u. f. 813 u. f.
- Materie**, eine besonders gute, zur Ernährung kleiner Blutgefäße, 904
- Maulbeerbaum**, der weiße, dessen Nutzen, 1099. verfricret nicht leicht, 1100. ob er im sandigen Boden fortkommt? 1397. 1596
- Mehen**, ob es vom lateinischen *meire* genommen? 1124
- Meister**, was bei unserer Landwirtschaft darunter verstanden wird, 1125
- Melching, Heinrich Christian**, Kaufmann zu Einbeck, dessen Zweifel über des Commissarius Nulfs Abhandlung: die vortheilhafteste Einrichtung der Werk- und Zuchthäuser betreffend, 1201 u. f.
- Mentha crispa**, wo man sie antrifft, 118
- Mespilus Amelanchien**, ein Stranch, ob er auf dem Harze wächst? 117
- Messen**, stammet von *meiri* und *metare* ab, 1124
- Mical**, Abbé in Paris, dessen redende Köpfe werden beschrieben, 641
- Nichelle**, ein in Ostindien wachsender Baum, wird beschrieben, 1434
- Mineralwasser** des Churfürstenthums Braunsch. Lüneburg und seiner Gränzen, werden beschrieben, 17. u. f. 1019 u. f.
- Mond**, eine besondere Erscheinung an selbigem, wird beschrieben, 15. u. 16
- Montgolfier**, von, erfindet eine aërostatische Maschine, 49. u. f. die mit diesen Maschinen angestellten Versuche werden beschrieben, 337 u. f.
- Münzen**, Beschreibung der gangbaren in Ostindien, 535

## Zweites Register,

*Muscus alpinus*, eine Pflanze, wird beschrieben, 140

N.

Nachtwandrerin, seltsame Begebenheit einer jungen, 41 u. f.

Nationalgeist, allgemeine Grundsätze davon, 913 u. f.

Neubrunnen, der pyrmoater, wird beschrieben, 26

Noteltage, ob sich aus selbigen die künftige Witterung bestimmen läßt? 1168

O.

Obst, neue Methode es zu nutzen, 1449

Ostindien, authentische Berichte von daher, welche die daselbst befindlichen beiden Churhannoverschen Regimenter betreffen, 145 u. f.

Oweley, was es bedeutet, 1403 u. f.

P.

Pestefig, wie man ihn verfertiget, 1007. und was für Gefäße man dazu nehmen muß, 1381

Pferd, das nicht stallen kan, Mittel, demselben dazu zu verhelfen, 937. Klystir bei diesem Zufalle, *ibid.* Latwerge für etas, welches inflammirte Drüsen oder den Kropf hat, 938. englische Jagdregeln für Pferde, 939. deren Gebrauch, 940. bewährter Einguß in den Fiebern, die bereits so überhand genommen haben, daß man nicht mehr aderlassen noch purgiren darf, 941. Mittel wider den Wurm des Pferdes, *ibid.* für die Drüsen, 942. Einguß für ein krankes und-mattes Pferd, 943

Pferdearzeneien, Nachricht von einigen durch die Erfahrung geprüften, noch nabekantem, 937 u. f.

Pfropfen des Weinstocks, 177 u. f.

S. Weinstock.

*Phyteuma spicata* L. eine Pflanze, wird beschrieben, 114

*Pilularia globulifera*, ein Pflanze, wird beschrieben, 138

*Polygonum amphibium*  $\alpha$  und  $\beta$  L. wo man sie findet, 116

Pondichery, wird beschrieben, 553

*Potentilla alba*, eine Pflanze, wo man sie findet, 117

Preusschen, von, dessen Beiträge zur Naturgeschichte des Westerwalds, 663. u. f. allgemeine Grundsätze vom Nationalgeiste, 913 u. f.

Prozessionen in katholischen Ländern, etwas darüber, 857 u. f.

Pütter, Johann Stephan, Geheimrath, dessen Abhandlung über den Werth der heutigen sogenannten Conventionsmünze, 433 u. f.

R.

Rageburg, Briefe darüber, 833. u. f. 1037. 1041 u. f.

Rauch von Lampen und Lichtern, Mittel, solchen in Wohnstuben abzuwenden, 1663

Raupen, Mittel wider selbige, 731. u. f. 961. u. f. wie man sie am besten sammlet und bis zu ihrer Verwandlung aufbewahret, 895. 896

Rechnungsproblem, Bitte an Forstverständige, um die Aufßung eines zur Forstwissenschaft gehörigen, 625 u. f.

Rechte und Gewohnheiten, schädliche, Betrachtungen darüber, 817. u. f. 945 u. f.

Rennthier, das, (*Cervus Tarandus*) verschiedene Benennungen desselben, 699. gehört zum Geschlecht der Hirsche, *ibid.* worin es sich wesentlich vom Hirsche unterscheidet, 700. dessen Vaterland, *ibid.* Höhe, Länge und übrige Beschaffenheit, 701. 702. u. f. Nahrung, 705. Plagen der Rennthiere, 711. 712. wie die Lappen diese Thiere und ihre Milch nutzen, 717. 718. u. f. Krankheiten, denen das Thier unterworfen ist, 726. 729. Namen, welche die Lappen dem Thiere geben, 730

Neu-



nach alphabetischer Ordnung.

**Reute**, was der Landmann darunter versteht, 1125  
**Rosen von Jericho**, wo sie wachsen, 1453  
**Rüben**, eine gewisse Pfluggart, 1125

**S.**

**Saat**, das Umauern derselben in einem leichten, lockern und nicht schweren Boden, vermehret den Ertrag des Getreides, 927 u. f.  
**Saamen**, Saat, ob es von Samen und Saum abstammet, 1126  
**Säen**, ob es von ferere abzuleiten ist, 1126  
**Sastringe**, nach deren Anzahl wird das Alter eines Baums berechnet, 241 u. f.  
*Sagina apetala* L. eine Pflanze, wird beschrieben, 113  
**Salzwasser** (Aqua muriatica) was sie sind, 33. Verzeichniß a) der Braunschweig-Lüneburgischen, a) zu Sülze in der Amtskogtei Bergen, 34. b) zu Lüneburg, c) zu großen Heide im Amte Dannenberg, 35. d) bei Davenstedt im Amte Blumenau, e) bei Eldagsen, f) bei Münden, g) zu Salzhemmendorf, 36. h) zu Bodenfelde im Amte Hildesheim, i) zu Salzderhelden, k) Sülbeck, l) des an das Land Wursten gränzenden Theils der Nordsee, 37. e) der Braunschweig-Wölffenbüttelschen, a) zu Salzdalun, b) zu Herstadt im Amte Harzburg, 38. n) der Hildesheimischen, a) bei Heversen im Amte Poppenburg, ibid. b) zu Salzdetfurt, c) Salzliebenhall oder Salzgitter, im Amte Liebenburg, d) bei großen Münden, im Amte Biederlah, 39. d) der Schaumburgischen, a) zu Soltorf, im Amte Rodenberg, ibid. e) der Pyramontischen, a) bei Dorsorf, ibid. e) der Hessischen, a) bei Mendorf, ibid. n) der Brandenburgischen, a) zwischen Alt-Salzwedel und dem Amte Dambek in der Altmark, 40  
**Saubohnen**, ob sie sich in große Hüsse

Gartenbohnen verwandeln, wenn sie viele Jahre nach einander in Gärten gebauet werden? 1400  
**Schoele**, Carl Wilhelm, Apotheker in Rüdping, hat uns zuerst die Natur und Beschaffenheit der Luft recht kennen gelehrt, 191. u. 192  
*Scheuchzeria palustris* L. eine Pflanze, wo sie wächst, 115  
**Schmetterlinge**, Kunstgriffe bei deren Sammlung, 894. n. f. wie man die trocken auf eine leichte Art in eine solche Lage bringt, daß sie einer Sammlung zur Zierde gereichen, 897. Mittel, allerlei Farben und Flecken auf die Flügel der Schmetterlinge zu bringen, 899. wie man die Reste ausländischer Schmetterlinge bewahret, 900  
**Schreiben**, das, was lange eine Art von Wildgeberei, 500. was für Materien man dazu gebrauchte, 501  
**Schrift**, über den Ursprung and Fortgang derselben, 449. u. f. ob sie vor der Sprache den Vorzug hat? 502  
**Schützengesellschaften**, privilegierte, deren Schädlichkeit, 961 u. f.  
**Schwamm**, Beschreibung eines merkwürdigen, 619 u. f.  
**Schwefelbrunn** 1) im Zimmerholze, 29. 613. 2) Spiegelbergische, ibid. 3) bei Hasede im Hildesheimischen, 30. 4) zu großen Endorf im Schaumburgischen, 31  
**Schwefelwasser** (Aqua sulphurea) was man darunter versteht, 28. Beschreibung der im Churfürstenthum Braunschweig-Lüneburg befindlichen, 29  
**Schweinefleisch**, farniges, ist der menschlichen Gesundheit nicht schädlich, 495. 675 u. f.  
**Schwickerd**, dessen Naturgeschichte der Insekten, welche die sogenannte Wurmtrockniß auf dem Harze verursachen, 289 u. f.  
**Seeschnellen**, wie man sie am besten rethiget, 891  
**Segel**, Vorschlag, sie an eine aërostatische Maschine anzubringen, 393

**C**

Selbst-



## Zweites Register,

- Selbstbetrachtung** über die Kürze und Vergänglichkeit des Erdenlebens, 1 u. f.
- Seringa**, der Baum, der das elastische Harz liefert, wird beschrieben, 372
- Si** oder **Sich**, ein Werkzeug zum Schneiden der Früchte, 1127
- Sib**, ist von *Sipare* abzuleiten, 1127
- Siberische Apfelbaum**, wird beschrieben, 1098. ist mit Dingen zu Hecken zu gebrauchen, *ibid.*
- Sichel** hat ihren Namen von *scila*, oder *scula*, 1127
- Siehe** in der Grafschaft *Hoya*, Auszug eines zuverlässigen Schreibens von daher, 401 u. f.
- Speicher**, ist von *spica* abzuleiten, 1127
- Splachnum vasculosum***, wo es wächst, 141
- Spott**, des *Lucians* über den *Jupiter*, 279
- Sprache**, über den Ursprung und Fortgang derselben, 449. Anstufungen, oder Interjektionen, stark und leidenschaftlich hervorgebracht, waren ohne Zweifel die ersten Elemente oder Versuche der Sprache, 455
- Sprenger**, dessen Methode, den Weinstock zu pflöpfen, wird beschrieben, 193 u. f.
- Steinhäuser** oder Grabstätte der alten Deutschen im *Lüneburgischen*, werden beschrieben, 1553 u. f.
- Stellaria crassifolia***, eine Pflanze, wird beschrieben, 116
- Sterbethalergenossenschaften**, etwas darüber, 593. u. f. 987. u. f. 1569
- Stil**, was in der Landwirtschaft darunter verstanden wird, 1127
- Stoppel**, kommt von dem lateinischen *Stipula* her, 1127
- Strecken**, oder *Streckfabre*, eine gewisse flache Pflanzart, 1128
- T.**
- Tabellen**, über die Witterung vom Febr. bis August dieses Jahrs, 6. die Fehler derselben werden gezeigt, 1185. u. f. 1373 u. f.
- Tag**, der erste im Jahr, eine Selbstbetrachtung an selbigem, 1 u. f.
- Tanzkunst**, über die Anwendung derselben bei Kindern, 785. wie ein Lehrer der Tanzkunst beschaffen seyn muß, 787. in welchem Alter Kinder das Tanzen lernen müssen, 790
- Terra sigillata***, wo sie gegraben wird und wozu sie nützt, 1253
- Thee**, der, Beschreibung desselben, 1332. dessen Bau bei den Japanesern, 1424. wie die Chinesen den Thee zubereiten, 1336. und die abgelesenen Blätter dörren, 1338
- Tiemann, Christian**, ein Matrose, verrichtet eine sehr edle Handlung, 405
- Tode**, *Präpositus*, dessen Beschreibung eines merkwürdigen Schwamms, 620
- Todtenuhr**, die, ein kleines Insekt, wird beschrieben, 1452
- Tracht** und äußerliches Ansehen, etwas darüber, 783
- Trauerpfennig: Denkthaler: Sterbthaler: u. Genossenschaften**, etwas über die jetzigen, 592 u. f.
- Treite**, ein Werkzeug, den Glash zu mürben zu machen, 1128
- Trinkbrunnen**, der *Pyromonter*, wird beschrieben, 24
- Tsi-tschu** oder *Siraisbaum*, wird beschrieben, 1341
- Tulipanen**, von welchen Tulipanen man den Saamen nehmen muß, 869. wann und wie man ihn sät, 870. Behandlung der kleinen Tulipanenzwiebeln, 871. wie man die Saamendlung zur Veränderung bringt, 872. wodurch die Tulipanen am besten blühen und sich vermehren, 885 u. f. Krankheiten, denen diese Blume unterworfen ist, 887 u. f.
- Tulipanensaamen.** S. Tulipanen.
- Tussilago alba* L.** ist eine planta polygama, monoico-dioica, 122
- Tussilago farfarsa***, eine Pflanze, wird beschrieben, 120
- Tussilago frigida* L.** eine Pflanze, wird beschrieben, 120 u. f.
- Tussi-

nach alphabetischer Ordnung.

*Tufflago paradoxa* und *Spuria Retzii* sind ein und eben dieselbe Species, 121  
 Triefelbeerbaum, dessen Nutzen, 1094.  
 1095

U.

Uhren zu Basel, ob sie eine Stunde früher gehen, als andere Uhren, 866 u. f. und ob selches auch der Fall mit den Uhren in den Elbmärschen sey, 1551 u. f.

Umkern der Saat, ob es den Ertrag des Getreides vermehrt, 927 u. f.

Umgang, gefälliger des Lehrers mit den Schülern, Vortheil desselben, 1028

V.

Verdienst, unglückliches, flüchtige Gedanken darüber, 1355 u. f.

Verheirathung, die, wie sie bei den Wilden bestätigt wird, 325

Versorgung, edle, verwaister Kinder würdiger Aeltern, 1391. 1485

Versuche mit aërostatischen Maschinen der Herrn von Montgolfier werden beschrieben, 337 u. f.

Verspottung, wird durch die Electricität gehoben, 810. 1347

Verzeichniß der vornehmsten Mineralwasser des Churfürstenthums Braunschweig Lüneburg und seiner Gränzen, 17 u. f. S. Mineralwasser.

Viehfurter, ökonomische Erfahrungen von guten und wenigen bekanten Arten desselben, 977 u. f. wie man es im Herbst auf eine neue sehr leichte Art vermehrt, 911

Viehställe, Mittel, selbige wider die Seuche zu reinigen, 521 u. f.

Vierarten, was man darunter versteht, 1129

*Vinaigre de quatre voleur*, wie man ihn verfertigt, 1007. 1381

Vögel, wie man sie auf eine leichte Art fällen kan, 902

Vormundschaft, weibliche in Sachsen, deren Schädlichkeit, 1041 u. f.

W.

Wallnußbaum (*Juglans regia* L.) dessen Nutzen, 1090. und Schädlichkeit, 1393. wie man ihn pflanzen muß, 1586. welches die besten Sorten Wallnüsse sind, 1587

Wassersucht, kan durch die Kampferpflanze geheilt werden, 1152

Watermeyer, Consistorialrath, dessen Erläuterung zu der vom Hrn. von Montgolfier erfundenen aërostatischen Maschine, 49 u. f.

Wechsel der Winde, des Regens und Sonnenscheins &c. von dem Erntejahre, solte in dem Haushaltungskalender genau beschrieben werden, 110

Weide, an selbiger wird in Frankreich der Weinstock gezogen, 211. ob selches auch bei uns thunlich? 212

Weinstock, kan durch einstecken oder Ablegen seiner Ruthen vermehrt werden, 179. das Pfropfen desselben ist schon ein sehr altes Mittel ihn zu verbessern, aber in Niederachsen unbekant und ungebrauchlich, 180. wenn man ihn pfropft 181. wie die Reben, die man zum Pfropfen gebraucht, beschaffen seyn müssen, 182. vom Pfropfen in die Spalte, 184 u. f. durchs Bohren, 187 u. f. Beschreibung des Bohrers, den die Alten hierzu gebrauchten, 189. vom Copuliren, 190. besondere Art zu pfropfen, die Palladius anführt, 191. die neuere Methode des Hn. Balth. Sprengers wird beschrieben, 193 u. f. an welchen Bäumen man in Italien und Frankreich den Weinstock zieht, 211

Werk- und Zuckerhäuser, Zweifel über des Commissarius Kuffs Abhandlung, die vortheilhafteste Einrichtung derselben betreffend, 1201. und zwar 1) über die Berechnung der Anlagekosten beider Anstalten, 1206. 2) über die Materialien, um eine gewisse Anzahl Einige Leinwand zu verfertigen, 1212. 3) über die Anzahl der Personen, behuf des Spinnens, 1217. 4) über die Weber und Bleicher, 1226. 5)

## Zweites Register, nach alphabetischer Ordnung.

in Aufsehung der Handlung, der das Lin-  
nen geliefert werden soll, 1242. 7) der  
Beneficialgelder, 1249. 7) über die  
Einnahme und Ausgabe, 1252 u. f.  
**Westerwald**, Beiträge zur Naturgeschich-  
te desselben, 663 u. f.  
**Wetter**, Nutzen des Vorherwissens des-  
selben, 226  
**Wetteranzeigen**, worin man sie zu fin-  
den geglaubt, 228. 229. der Ungernd  
derselben wird gezeigt, 1169 u. f.  
**Wettergeschichte**, wirkliche, solte in den  
Calendern stehen, 111  
**Wetterleuchten**, das trockene, oder Wet-  
terföhlen, was es ist, und woher es  
entsteht, 155 u. f.  
**Wickler**, ein den Bäumen schädliches In-  
sekt, 46. wie man es vertilgt, 47 u. 48  
**Wind**, der, welcher am Tage der Tag-  
und Nachtgleiche wehet, soll das ganze  
halbe Jahr der herrschende bleiben, 506  
**Witterung**, die muthmaßliche, solte aus  
dem Haushaltungsälender wegbleiben,  
108. über Erforschung bevorstehender,  
225 u. f. solche kan nur aus der ge-  
genwärtigen beurtheilt werden, 233.  
Regeln zur Kenntniß der künftigen, 503

u. f. soll sich von einem Neumond zum  
andern, nach den vier ersten Tagen des  
Neumonds richten, 509. Nutzen der  
Bestimmung der zukünftigen, 1152. daß  
dergleichen Bestimmung unmaßlich sey,  
wird bewiesen, 1155 u. f. Trüglicheit  
der Regeln, auf welche sich diese Be-  
stimmung gründet, 1157. 1361 u. f.  
**Witterungsanzeige** von den Monaten  
Mai, Junius und Julius 1781, 577  
u. f. August und September desselben  
Jahrs, 929 u. f.  
**Wolke**, eine hinter dem Mond gesehen  
seyu sollende, wird beschrieben, 15. 16  
**Wurm** bei Pferden, Mittel dagegen, 941.  
E. Pferd.

### Z.

**Zahnweh**, Mittel dawider, 1021  
**Zieserleinbaum**, dessen Nutzen, 1096  
**Zusätze** zu Hn. Ehrharts botanischen Be-  
merkungen, 613 u. f.  
**Zwiebel**, oder Zipolle, ob man durch  
derez Hilfe die Witterung des Jahrs  
erforschen kan? 231



# Hammerisches Magazin.

1tes Stück.

Freitag, den 2ten Januar 1784.

## Ueber die Kürze und Vergänglichkei des Erdenlebens. Eine Selbstbetrachtung am ersten Tage des Jahrs.

Auf schnellen Fittigen sah ich dich, Zeit, entfliehen,  
Und nichts hielt deinen Flug zurück; —  
Gleich Frühlingsblumen wird mein Leben bald verblühen,  
Und mit ihm alles Erdenglück.  
So flohn Jahrtausende dahin auf raschen Schwingen  
Und sie empfing die Ewigkeit;  
Kein Strom von Thränen wird Ein Jahr zurücke bringen,  
Nicht Einen Augenblick der Zeit.  
Wohl mir, wena jeder Tag mir ward der Tugend Feind,  
Und jede Stunde ein Gewinn;  
Wenn ich mit jedem Jahr, vom Dienst der Sünde freier,  
Und reifer für den Himmel bin!

**D**ieser festliche Morgen, an welchem ein neues Jahr beginnt, soll mir heilig, der Andacht und der Selbstbetrachtung gewidmet seyn. Er überzeugt mich von neuem von der alten und so oft schon gesagten Wahrheit, die auch dem gemeinsten Verstande so deutlich einleuchtet: daß alles in dieser Unterwelt, flüchtig, vergänglich und unbeständig sey. Sie selbst diese Welt, in deren Genuß tausende das höchste Ziel ihrer Wünsche finden, wird vergehen, wie ein täuschendes Schauspiel, das auf eine kurze Zeit die Sinne verblendet hatte, und vor unsern Blicken verschwand. Ich mag alle Gegenstände um mich her betrachten, welche ich will, so tragen sie alle das Merkmal ihrer Vergänglichkei an ihrer Stirne, und predigen uns lauter und nachdrücklicher als es Worte thun könnten, die für sinnliche Menschen so traurige, und doch so ost verkante Wahrheit; alle irdische Dinge sind vergänglich und unbeständig, und nur die Ewigkeit enthält Gegenstände von einer unvergänglichen Dauer. Die Reichthümer der Erde, die den heißen Durst so vieler Menschen reizen, sind unbeständig und flüchtig. Versichert mich



mich wohl ein Augenblick von dem gewissen und ruhigen Besitze derselben? Können sie mir nicht sehr bald durch tausend unvorhergesehene Fälle, denen keine menschliche Klugheit vorbeugen kan, entrisfen werden; und oft gerade alsdenn, wenn ich mich im Besitze derselben freue, und in ihrem Genusse fröhlich bin? Und gesetzt, daß ich sie auch in meinem ganzen Leben ungestört besitzen sollte; nimt mich nicht endlich der Tod von allen meinen Schätzen hinweg, und führt mich so arm aus dieser Welt hinaus, als ich in dieselbe gekommen war? Was helfen mir dann in dieser letzten Stunde alle Reichtümer der Erde? Können sie mir eine Stunde längeren Lebens erkaufen, mir Erquickung geben, meine Angst lindern? — Eben so flüchtig sind auch alle die Freuden, die mir die Erde geben kan. Auch sie eilen schnell dahin, und sind oft schon mitten im Genusse verschwunden. Sie sind schon ihrer Natur nach vergänglich; denn alles was die Sinne reizet, kan nicht beständig seyn. Sie werden bald stumpf und abgenutzt, und also unvermögend, die Freuden zu empfinden, die mit den Sinnen müssen genossen werden. Und was sind dann in jener Stunde, wenn mein Auge dunkel wird, wenn mein Ohr nicht mehr hört, wenn mir die köstlichsten Speisen und der herrlichste Trank nicht mehr schmecken; was sind dann alle Freuden der Sinnlichkeit? Sie sind entflohen und nur eine schwache Erinnerung, wie die Erinnerung eines süßen Morgenraums, ist an ih-

rer Stelle zurück geblieben. — Vielleicht ist aber Ehre und Hoheit der Welt beständiger? Nein, auch hiervon kan ich tägliche Erfahrung einsammeln, daß sie in das große Gebiete der vergänglichen Dinge gehören, und meines Hauptbestrebens keinesweges würdig sind. Wie oft wird heute derjenige entehrt, beschimpft, herunter gesetzt, der noch gestern Lob, Bewunderung und Schmeicheleien einerntete? Wie viel Mühe, Arbeit und Gefahr kostet es nicht, Lob, Beifall und Ruhm der Welt zu erlangen; und wie zweideutig ist oft dieser Beifall? Wie selten ist Lob und Ruhm das Kennzeichen des wahren Verdienstes?

Ich sehe also, alles rings um mich her, worauf doch die Menschen einen so großen Werth setzen, ist vergänglich und unbeständig, und kan mir keine dauerhafte Glückseligkeit verschaffen. Selbst dies Erdenleben, wie kurz und hinsällig ist es; wie bald ist es gleich einer aufblühenden Blume verwelkt. Wie kurz ist seine Dauer, und wie schnell eilt es dahin! Es ist flüchtig! es entflieht auf raschen Schwingen so unaufhaltsam, und doch so unvermerkt, daß die meisten Menschen nicht eher darauf achten, als bis es zu spät ist, und sie mit fruchtloser Reue ihren entflohenen Jahren nachblicken. Jedes Wort, das wir aussprechen, jeder Gedanke, den wir denken; jeder Athenzug, nimt einen Theil von unserer Zeit hinweg. Mitten unter diesen Selbstbetrachtungen, denen ich mich an diesem Morgen überlasse, erfahre ich die  
Glück:



Flüchtigkeit der Zeit; und ehe ich sie noch geendigt habe, bin ich schon einen großen Schritt der Ewigkeit näher gekommen. Daher faßt die heilige Schrift eine Menge bekannter Vergleichenungen in sich, um ihre Leser auf die Vergänglichkeit und den schnellen Vorübergang ihres Lebens und ihrer Tage aufmerksam zu machen. Sie vergleicht sie mit einem Pfeil, der mit einer unaufhaltsamen Geschwindigkeit die Luft durchschneidet; mit einem schnell sich fortwäzenden Strom, der alles durch seine Gewalt mit sich fortführt, und sich endlich in den Wellen des Meeres verliert; mit einem Rauch, der in der Luft verschwindet und keine Spur zurück läßt; mit einer Blume, die am Morgen in all ihrer lieblichen Schönheit blühet, und oft am Abend verwelkt von ihrem Stengel herabfällt; mit dem Grase, das heute ein Schmuck der Wiesen, und Morgen verdorret ist. — Ich fühle es so innig, wie wahr diese Bilder, welche getreue Copie sie von meinem flüchtigen Erdenleben sind, daß sie mir heute an diesem Festmorgen eines ganzen Jahres noch einleuchtender werden müssen. Denn wenn ich nur einen Blick in die verstoffenen Jahre meines Lebens zurück werfe, — wie schnell sind sie nicht vergangen? Selbst das alte Jahr, dessen letzter Abend mir noch vor wenigen Stunden so feierlich werden mußte, ist mit allen seinen Leiden und Wonnen, mit allen seinen Erquickungen und Bekümmernissen, unvermerkt vorüber gestossen. Ein Monat,

eine Woche, ein Tag nach dem andern ist hingegangen, bis endlich gestern der letzte Tag heranrückte; und heute ist schon der erste Tag eines neuen Jahres. Wird das länger verweilen? Langsamer seinen Gang fortsetzen? Nein auch dieses Jahr wird eilend vorüber gehen, und seine Tage sind eben so unwiederbringlich, als die des Vergangenen; sein letzter Tag wird eben so gewiß, und eben so geschwind herbei eilen, und mir von neuem die wartende Erinnerung geben; keine Stunde ungenutzt dahin fließen zu lassen, sondern an jedem Tage weiser für die Ewigkeit zu werden. O Jahre der Sterblichen, was würdet ihr seyn, wenn nicht die Ewigkeit wäre, die eure große Bestimmung ist!

Es ist nicht genug, daß die Tage der Menschen an sich selbst so flüchtig und vergänglich sind; wir suchen auch noch ihren raschen Flug zu beschleunigen. Es ist ein eigener Zweig menschlicher Wissenschaft geworden, Mittel zu erfinden, um den vermeinten langsamen Gang der Zeit schneller zu machen. Sie sind unter dem Namen der Zeitvertreibe und Zeitverkürzungen bekannt. Gerade, als wenn das menschliche Leben nicht ohnedem schon flüchtig und kurz genug wäre, als daß man nöthig hätte, diese kurzen eilenden Stunden noch zu beflügeln. Welch ein Widerspruch ist der Mensch! Auf der einen Seite beklagt er sich über die unerträgliche Länge der Zeit, und jagd mit der heißesten Begierde allen Zeitverkürzungen nach, um sich von ihr,

als von einer beschwerlichen Last los zu machen; er ergreift jedes Mittel, umbesorgt, ob es unschuldig oder strafbar sey, so, daß man glauben sollte, er hätte hienieden Jahrhunderte zu leben. Und auf der andern Seite bejammert er doch wieder die Flüchtigkeit und Kürze desselben. Ich will suchen weiser zu werden; nicht thöricht über die Vergänglichkeit meines Lebens klagen, sondern vielmehr dahin streben, daß ich sie heilsam für mich und meine Brüder anwende, daß es mich an meinem letzten Abende nicht gereuen darf, gelebt zu haben. Ich will mich überzeugen, daß dies kurze Leben doch lang genug sey, gute Thaten zu thun, Saat für die Ewigkeit zu säen, und mannigfaltige Tugendübungen anzustellen. Nur dies Leben ist wahres Leben, und jede Stunde, die mit einer guten Handlung bezeichnet ist, ist eine gewonnene Stunde. Sie ist nicht verloren, sie ist ein Saamenkorn für eine bessere Welt.

Freilich ist das Leben nicht nur flüchtig, sondern auch kurz; auch das sagen mir so viele unlängbare Erfahrungen, daß es unverzeihliche Thorheit wäre auf eine so bekante Wahrheit nicht zu achten. Wie viele Tausende sterben nicht schon in den Jahren der Kindheit, ehe sich noch die Anlagen und Fähigkeiten ihrer Seele entwickelt haben? Sie verwelken wie die ersten zarten Blumen des Frühlings, die sich noch nicht ganz entfaltet hatten, und die der Reif einer einzigen Nacht tödtete. Kaum haben sie diesen irdischen Schauplatz betreten, so verlassen sie

ihn schon wieder, um in eine bessere Welt verpflanzt zu werden. Alle Erfahrungen und Beobachtungen, die man darüber angestellt hat, erweisen unwidersprechlich, daß wenigstens der dritte Theil der Menschen, noch vor den Jünglingsjahren schon diese Welt verlassen muß. Und so viele andere, die den mannigfaltigen Gefahren der ersten Kindheit entflohen sind, die blühenden Jahre des Jünglings erreichen; müssen an den Gränzen des männlichen Alters aus diesem Leben scheiden. Wie viel geringer wird nun die Anzahl, welche wirklich die männlichen Jahre erreichen; und noch kleiner ist der Haufe derjenigen, die bis zum hohen Alter hinan kommen! Aber auch bei diesen ist das Leben dennoch sehr kurz. Denn wie viel geht nicht von der Lebenszeit verloren, das man eigentlich nicht leben nennen kan. Sind nicht die ersten Jahre der Kindheit ein bloß thierisches Leben, wo wir das Leben weder nach seinem wahren Werth recht zu empfinden, noch recht zu gebrauchen wissen? Wie wenig ist der Mensch in dieser hilflosen Periode von den Thieren verschieden? Wird nicht ein großer Theil der Zeit durch Schlafen unthätig zugebracht? Wird darauf nicht bei allen Menschen, im Ganzen betrachtet, der dritte Theil, und bei vielen sogar die Hälfte verwandt? Und wie wenig kan man endlich das hohe Alter in Anschlag bringen? Was ist dasselbe anders, als ein langsamer Tod, wo die Menschen schon allmählig und stufenweise diesem Leben abzuscheiden

sterben

sterben anfangen? O wie innig fühle ich bei dieser Betrachtung den Ausspruch des heiligen Dichters: Meine Tage sind einer Handbreit bei dir; und mein Leben ist wie nichts vor dir!

Aber so anschaulich mir auch diese Kürze und Flüchtigkeit des menschlichen Lebens ist, so erkenne ich doch, daß ich keinesweges berechtigt bin, mich darüber zu beschweren. Sie ist vielmehr für mich, nach meiner ganzen gegenwärtigen Beschaffenheit, nach meinem gegenwärtigen Zustand in diesem Leben sehr heilsam und wohlthätig. Denn desto eher und geschwinder werde ich auch von allen Leiden und Bitterkeiten dieses Lebens befreit. Die meisten meiner Brüder sind in diesem Erdenleben, aus den weisesten Ursachen, so manchen Leiden und Widerwärtigkeiten unterworfen. Selbst diejenigen, welche die glücklichsten zu seyn scheinen, sind nicht allemal das, was sie scheinen: eben so wenig, wie man den nicht immer für gesund halten kan, der die äußere Farbe der Gesundheit hat.

Wer kan sie alle kennen die verschwiegene Klagen, die verborgenen Bekümmernisse, die geheimen Sorgen, die so oft an dem Herzen der Hören, der Begüterten, der Reichen nagen, und ihnen ihr Leben verbittern? Wie unzählbar ist das Heer der Krankheiten und Schmerzen, und so mancher andern traurigen Verhängnisse, denen das menschliche Leben ausgesetzt ist? Es gleicht einem Meere, auf welchem Windstillen und Stürme abwechseln,

ob es gleich für diesen oder jenen stürmischer oder stiller seyn kan. Ist es also nicht eine wohlthätige Einrichtung, daß dies Leben so kurz ist, daß der Mensch bald an den eigentlichen Ort seiner Bestimmung, in den sichern Hafen der Ewigkeit anlangt, wo ihn keine Stürme dieses Lebens mehr treffen können? Auch ich erkenne es mit Dank, daß mein Leben so kurz ist, und daß ich mit jedem vollendeten Jahre dem bessern Lande näher komme, wo keine Thränen fließen, kein laises Ach, geheime Kummer verräth, und keine Klage die Wonnesänge der Seligen unterbricht. — Selbst für die Bösen ist die Kürze dieses Lebens in gewisser Rücksicht Wohlthat, denn sie werden dadurch vor noch mehreren und größern Sünden bewahrt; sie haben nicht so viel Gelegenheit sich noch größerer Strafen in einer andern Welt schuldig zu machen. Und ist nicht die Verminderung einer Quaal in Vergleichung mit einer noch größern schon eine Art von Wohlthat?

Die Kürze dieses Lebens ist aber auch Wohlthat für die frommen Menschen, weil sie dadurch geschwinde aus dem Stande ihrer Prüfung in diesem Leben heraus treten, und mannigfaltigen Versuchungen entrisen werden, die sie so leicht um das Kleinod einer seligen Unsterblichkeit bringen können. Denn wie leicht ist es in dieser versuchungsvollen Welt, daß auch der beste Mensch kan verführt werden? Wie leicht kan man in einer unglücklichen Stunde des unbewachten Herzens, in

solche traurige Verirrungen gerathen, die uns um unsere Unschuld und Tugend bringen, die uns unsere ewige Seligkeit kosten können. Weise und wohlthätig ist also immer die Kürze unsers Lebens, und ich danke mit warmen Herzen dem Urheber meiner Tage, daß er meinen Prüfungen in diesem Thränenlande ein so kurzes Ziel gesetzt hat.

Mein Leben ist kurz und flüchtig; dies habe ich an dem großen Feierabende des nun verfloffenen Jahrs von neuem empfunden, und dieser Morgen predigt mir es eben so laut. Solte ichs umsonst hören, und mein Ohr gegen diese belehrende Stimme verschließen? Nein, es soll mich zu solchen Gesinnungen und Pflichten erwecken, die mich weiser für die Zukunft machen. So vergänglich mein Leben ist, so vergänglich ist auch alles andere rings um mich her, alles, was mir das Leben angenehm macht, alles was meinen Sinnen schmeichelt. Ehre, Reichthum, irdische Freude; alles ist eben so flüchtig, so schnell vorübergehend, wie die kurzen Tage meiner irdischen Wallfahrt. Selbst diese Welt mit aller ihrer Schönheit und Pracht ist eben so vergänglich; sie verschwindet, wie eine Erscheinung, die nur auf eine Zeitlang meine Augen täuscht hatte. Diese ernsthafte Wahrheit will ich mir immer vergegenwärtigen, damit ich von dieser kurzen Zeit keinen einzigen Tag fruchtlos verträume, und nicht diese flüchtigen Freuden zum Hauptzweck meiner Beschäfti-

gungen mache. Je schneller meine Tage dahin eilen, desto ernstlicher soll es mein großes Bestreben seyn, sie zu einer Saatzeit für die Ewigkeit zu machen, und dem Kleinode nachzutringen, welches mich an dem vielleicht nahen Ende meiner Laufbahn erwartet. Jede Erinnerung an die Kürze und Vergänglichkeit meines Lebens, soll mich zu den großen Gedanken erwecken, daß ich mit jeder Stunde, mit jedem Augenblick, der Ewigkeit und dem Gerichte näher komme. Und welcher Gedanke kan ernsthafter und wichtiger seyn? Jede dahin eilende Stunde bringt mich näher demjenigen Zustande, wo keine Zeit mehr seyn wird, — näher dem Tage, an welchem ich Rechenschaft ablegen soll, wie ich meine Erziehungszeit angewandt habe? Welche ernsthafte und wichtige Fragen sollte ich mir also nicht heute vorlegen! Bin ich fertig aus der Zeit in die Ewigkeit zu treten? Würde ich Freimüthigkeit haben vor meinem Richter zu erscheinen? Würde mir der Tag des Gerichts nicht schrecklich, sondern ein Tag der Wonne und des Sieges seyn? Könnte ich hoffen, in eine belohnende Ewigkeit einzugehen? Wichtige Fragen, die ich mir nicht nur heute, die ich mir täglich vorlegen will, damit ich sie mir mit einer immer größern Beruhigung und Freudigkeit beantworten kan.

Da mein Leben so kurz und flüchtig ist, so will ichs nie in dieser Welt veressen, daß es bald ein Ende nehmen, und die Stunde erscheinen wird, die meine letzte ist; daß der Abend herbei eilet



eilet, auf welchen kein irdischer Morgen mehr folgen wird. Wie bald und unerwartet kan auch für mich die Stunde schlagen, die meine letzte ist, und die mich dahin führt, wo keine Abwechslung des Lichts und der Finsterniß ist! Ich will also nicht sorglos dahin leben, wo mein wichtiges Geschäfte diesseits des Grabes, Vorbereitung für die Ewigkeit ist, nicht eine Stunde aufschieben. Ich will vielmehr diese Lebenszeit, die so bald vorüber ist, aufs sorgfältigste benutzen, und eilen, um wenigstens die Hauptabsicht, warum mich Gott in dies Leben gesetzt hat, zu erfüllen suchen. Er hat mich auf diese Welt gesetzt, mir Verstand und Vernunft und die Anweisung seines Wortes gegeben, damit ich hier weise und tugendhaft für die Ewigkeit werde. Solte ich nun nicht alles anwenden, jeden Winkel, jede Gelegenheit gebrauchen, damit dieser Hauptzweck meines gegenwärtigen Lebens erreicht werde? Solte ich mich nicht vom Irdischen losreißen, und mich in der Verlangnung dieser vergänglichlichen Güter üben? Solte ich nicht voll Muth und Trost, auch unter den Leiden werden, die ich auf neuen Wegen antreffe? Solte ich sie nicht mit Gedult ertragen, weil sie nur kurze und vorübergehende Prüfungen sind? Wohl mir, wenn dieser erste Tag eines neuen Jahrs mich zu einem solchen heilsamen Nachdenken erweckt, wenn ich würde, dieweil es Tag ist, ehe die Nacht kömmt, da Niemand wirken kan! Wohl mir, wenn ich keinen einzigen Tag verloren habe;

denn auch die Folgen Eines übel angewandten Tages, erstrecken sich bis in die Ewigkeit hinein! Wohl mir, wenn ich am letzten meiner Tage auf alle verstoffene mit Ruhe und Heiterkeit zurück sehen kan, wenn mein Leben im Dienst der Religion und Tugend dahin floß, und wenn ich mit dem beruhigenden Gedanken im Tode entschlummern kan, daß ich einst zur großen Sabbathsfeyer in der Welt der Unsterblichkeit und einer ewigen Wonne erwachen werde.

---

Eilt kurze Tage meines Lebens,  
Eilt in dem schnellsten Flug dahin!  
Ich weiß, ich lebe nicht vergebens,  
Weil ich dereinst unsterblich bin.

Sie ziehn die kurzen Augenblicke,  
Wie süße Morgenträume ziehn,  
Und jeder ist mir doch zum Glücke  
Der ganzen Ewigkeit verliehn.

Wie kurz ist meine Pilgerreise,  
Hinaüber in das Vaterland;  
Doch dies ist Wohlthat, dies ist weise  
Regierung einer Vaterhand.

Nah ist vielleicht der Prüfung Ende,  
Und nah am großen Ziel mein Lauf;  
Dann eil ich in des Vaters Hände,  
Zu meiner Herrlichkeit hinauf.

Was ist alsdann dies Erdenleben,  
Mit aller seiner Leiden Pein?  
Wie froh wird sich mein Geist erheben,  
Und seiner Seligkeit sich freun!

Wie kurz ist dieses Lebensdauer!  
Vielleicht, daß bald die Stunde schlägt,  
Da sich des nahen Todeschauer,  
In allen meinen Adern regt.

Wohl mir, wenn dann nicht eine Stunde  
Des Lebens ungenutzt verschwand,  
Wenn ich getreu in meinem Bunde,  
Wie meines Daseyns Pflicht verkant!

Früh



Früh oder spät mag sie dann schlagen  
Die Sterbe Locke meiner Zeit;  
Ich darf alsdann nicht angstvoll zagen  
Vor dem Gericht der Ewigkeit.

Sie ist mir Ruf zu hoher Wonne,  
Da eine Welt voll Frost und Licht,  
Wo nichts den Mittagsglanz der Sonne  
Mit trüben Nächten unterbricht.

Wohl mir, ich hoffe auf ein Leben,  
Das nicht mit dieser Welt vergeht,  
Wenn einst mein Leib, mit Sclanz umgeben,  
Von seinem Staube aufersteht.

Dann zähl ich nicht mehr Tag u. Stunden;  
Mein Maasstab ist die Ewigkeit;  
Und mein Gefühl, der Erd' erkundend,  
Des Himmels ganze Seligkeit.

### Eine am Monde beobachtete Erscheinung.

Den 10<sup>ten</sup> Oct. 1783 ging ich gegen Abend zwischen 5 und 6 Uhr aufs Feld. Ich hatte den östlichen Horizont vor mir, und betrachtete mit Vergnügen den am Himmel stehenden vollen Mond. Der Himmel war zwar nicht Wolken frei, doch aber heiter. Der Mond glänzte an einem blauen Himmel. Nahe über ihm stand ein sehr entferntes eben nicht großes tief dunkelblaues Gewölk, und nahe um den Mond strichen leichte weiße Wolken vorbei, die ihn zwar bedeckten, aber dem Gesichte nicht verbergen. Obige entfernte dunkelblaue Wolke, die ohne Bewegung über dem Monde hielt, schien meinem Auge hinter demselben zu stehen. Da dieses aber meiner Meinung nach nicht seyn konnte, so dachte ich auf einen optischen Betrug; ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit; je mehr ich aber nach dem Mond und auf das Gewölk sah, je mehr schien es mir, daß die Wolke hinter dem Monde stünde. Ich sagte darauf einem jungen funfzehnjährigen Menschen der bei mir war, er mögten den Mond genau betrachten, und mir sagen, wie die Wolken ständen; der mir denn gleichfalls entdeckte; daß die dunkle Wolke jenseits des

Mondes hielte. Unterdessen war der Mond nahe bis an das dunkle Gewölk hinan gestiegen, und wir warteten nun begierig, ob er hinter oder vor dem Gewölke weggehen würde. Ich zweifelte am ersten nicht, und glaubte, die Erscheinung sey ein optischer Irrthum meiner Augen. Allein, ich sah bald, daß ich recht gesehen. Der Mond ging vor dem Gewölke weg, das er durchschnitt, ohne daß ich die geringste Veränderung der Farbe und des Lichts, weder bei dem Monde noch bei der Wolke wahrnahm. Die Wolke war, wie gesagt, dunkelblau, an den Seiten scharf abge schnitten, ohne Krümmung und Einbengungen. Der Mond war schon eine gute Strecke am Horizont hingestiegen. Ich habe diese Erscheinung werth gehalten, bekant zu machen. Es folgen, meiner Meinung nach, wichtige Folgen daraus. Doch bin ich nicht Astronom genug um sie anzugeben. Ich erinnere mich hierbei nur: daß ich vor einiger Zeit in den Zeitungen las, daß ein gewisser Gelehrter sich (aber für Geld) erbot, zu beweisen, daß weder die Sonne noch der Mond in derjenigen Entfernung von unserer Erde ständen, die ihnen die Sternkunde bisher angewiesen.

Ich füge hinzu, daß hier keine Ueberraschung statt fand. Ich hatte Zeit genug, alles zu beobachten, und war vorbereitet die Stellung des Mondes vor der Wolke zu bemerken, die ich gar nicht erwartete.

# Sannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 5ten Januar 1784.

Versuch eines Verzeichnisses der vornehmsten Mineralwasser des  
Ehurfürstenthums Braunschweig-Lüneburg und seiner Gränzen.

*Nosse omnia hæc, salus est.*

*Terent.*

**A**uf meinen botanischen Wanderungen durch die Ehurfürstl. Braunschweig Lüneburgischen Lande, führte mich der Weg nicht selten auch nach Gesundbrunnen, Salzquellen, u. d. gl. Ich hatte zwar keine Zeit und Gelegenheit diese chemisch zu untersuchen, denn wie kan ein Mann, der, die Seiteneursionen ungerechnet, fast täglich vier bis fünf Meilen gehet, und dabei sein ganzes botanisches Reisezeug, Kleider, Bücher, Instrumente, Pflanzen, u. s. w. auf dem Rücken mitschleppen muß, sich noch mit einer weitläufigen Untersuchung der Mineralwasser abgeben. Ich habe sie aber doch gesehen, gerochen und geschmeckt;

*Floriferis ut Apes in salibus omnia  
libant,*

*Omnia nos — —*

Da ich habe zuweilen, wenn es sich just passen wolte, mit diesem und jenem Wasser auch wohl geschwind ein Paar

kleine Proben gemacht, — und dann eine kurze Anmerkung darüber in mein Reisejournal geschrieben. —

Beim Durchlesen dieser meiner Wanderungsgeschichte, bekam ich neulich den Einfall, die von mir gesehnen Mineralwasser auszuziehen, und solche unter gewisse Rubriken zu setzen. Hieraus entstand dann dieses kleine Ding, welches ich nachher dem Abdruck widmete. Ich weiß zwar wohl, daß es von schlechter Bedeutung ist, und von dem größten Theil des Publikums, so wie mehrere meiner Aufsätze, weder Beifall, noch Dank, erhalten wird. Vielleicht aber hat es doch den Nutzen, daß ein anderer, dessen eigentliches Fach die Hydrologie ist, sich dieser Sache annimmt, und etwas besseres liefert. Und geschicket dieses, so ist es ja alles, was ich nur wünschen kan. —

Mineralwasser heiße ich solche Wasser, worin die Natur ein oder mehrere

B

Mi:

Mineralien aufgelöst hat. Ich zähle also auch unsere Salzquellen, ja so gar einen Theil der Nordsee, hieher. Hingegen wird man in diesem Verzeichnisse vergeblich Puchwasser, Granulirwasser, u. d. gl. suchen, weil solche ihren Gehalt nicht der Natur, sondern der Kunst zu verdanken haben. Gleichfalls vermisst man hier auch die Abflüsse aus den Torfmooren, die mehr aufgelöste Vegetabilien als Mineralien enthalten.

Da ich diesmal nur die vorzüglichsten hiesigen Mineralwasser bemerken will, so übergehe ich alle diejenigen, welche von geringerer Bedeutung sind. Bloße Kalkbrunnen, Gypswasser, u. d. gl. wird man deswegen in diesem Versuche nicht antreffen, ungeachtet sie es wohl verdienten, daß man sie bekannt machte, und ich ihnen hier recht gerne eine Stelle gegönnt hätte. Wann ich aber alle, von mir im Churfürstenthum Braunschweig: Lüneburg und seinen Gränzen gesehene Mineralwasser, hätte auführen wollen, so würde hieraus endlich ein großes Buch geworden seyn, denn wo ist wohl ein Wasser, das gar nichts Mineralisches enthält, und also, im strengen Verstande, nicht zu den Mineralwassern gehört?

Alle von mir angezeigte Mineralwasser sind kalt, und hat sich bis dahin in dieser Gegend noch kein war-

mes gewiesen. Daß solche aber deswegen nicht alle den gleichen Grad der Kälte haben, ist leicht zu erachten, indem selten zwei Brunnen, in einem und eben demselben Orte, hierin mit einander übereinstimmen.

Ich habe sie sämmtlich in drei Klassen getheilt, davon die erste die Gaswasser, die zweite die Schwefelbrunnen, und die dritte die Salzsolen enthält. Eine leichtere und natürlichere Einteilung wolte mir dormalen nicht befallen. Daß solche nicht fehlerfrei, ist mir recht gut bekannt. Wo ist aber ein System, das gar keine Ausnahme leidet?

### I. Gaswasser. *Aque gasata.*

Ein reicher Brun mit siedendem Gebräuse.

Haller.

Meine erste Abtheilung der hiesigen Mineralwasser, begreift die Gaswasser, oder die sogenannten Sauerbrunnen (*Acidulae*). Ich verstehe darunter solche Wasser, deren Hauptbestandtheil dasjenige flüchtige Wesen ist, welches man Gas, Lustsäure, fixe Luft, *Mephitimacidulam*, u. s. w. heißt, und das hier gewöhnlich Kalk, Magnesia, und Eisen enthält a). Neben diesem Gas, und den darinnen aufgelösten Erden und Eisen, findet man in diesen Wassern noch Gyps, Bittersalz (*Magnesia vitriolata*), und Kochsalz.

Zier:

a) Wer dieses geistige Wesen, das man mit Recht die Seele der Sauerbrunnen nennen kan, genauer zu kennen wünschet, dem empfehle ich unseres unvergeßlichen Lehrers Bergmanns, *Opuscula physica & chemica*, und besonders die Abhandlung de *Acido aereo*.

Zierlicher als ich, beschreibt einen solchen Brunnen, unser große helvetische Dichter und Naturforscher, der selige Herr von Haller:

Sein lauter Wasser rinnt mit fließigen Metallen,  
Ein heilsam Eisensalz vorgildet seinen Lauf:

Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Fluthen wallen:  
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf.

Die hieher gehören, sind folgende:

### a. Braunschweig-Lüneburgische.

#### a. Der Gasbrunn auf dem Deister.

Diese schöne Quelle entdeckte ich im vorigen Sommer. Sie entspringt an dem, ohngefähr zwei Meilen von Hannover liegenden, pflanzenreichen Berge, der Deister genannt, welcher wegen seiner schönen Brunnen, guten Kohlen- und Steinbrüche, und besonders seines herrlichen Büchenholzes, berühmt ist. Der Theil dieses Berges, worin dieser Brunn hervorquillt, gehört in das, dem Freiherrn von Knigge zuständige Gerichte Breitenbeck, und liegt über dem sogenannten Drosselkrug, zur Rechten des Fußsteiges, der von diesem Krug nach Springe führt, wo man in einem angenehmen Thale, durch welches der Steinbach fließt, nur wenige Schritte von dessen rechtem Ufer, und ungefähr 2400 vom Drosselkrug, diesen Gesundbrunnen finden wird. Er ist ziemlich wasserreich, und fließt ohne merk-

liche Veränderung seiner Klarheit und Temperatur, bei jeder Witterung und Jahreszeit fort. Der Geschmack dieses Wassers ist angenehm, etwas wenig geistig, dabei merklich dinterartig und zusammenziehend. Gleich bei der Quelle setzt es vielen Eisenoxyd ab. So viel ich solches bisher habe untersuchen können, so enthält es vornehmlich in Gas aufgelöstes Eisen und Kalk. Die Menge der Bestandtheile kan ich aber für jetzt noch nicht bestimmen, indem meine dermalige Lage mir nicht erlaubt, weitläufige chemische Untersuchungen der Wasser anzustellen. Von seiner Wirkung kan ich ebenfalls noch nichts sagen, wenn ich aber nach seiner Beschaffenheit schließen darf, so wird es alles, was die Gesundbrunnen in Verden und Rehburg, thun, mit denen es fast gänzlich überein kommt.

#### b. Der Gasbrunn bei Rehburg.

Entspringt am Rehburger Berge, ohngefähr eine halbe Stunde von dem Städtchen Rehburg. Da die Gegend von Natur viel Unangenehmes hat, und das Wasser sowohl Gesunde als Kranke gut vertragen können, über dieses sich hier gute Brunnengebäude, Badehäuser, Spaziergänge, und andere Bequemlichkeiten finden, so kan man leicht denken, daß diese Quelle fleißig besucht werde. Ihre Bestandtheile hat bereits Herr Hof- und Brunnenmedikus Weber bestimmt, worauf ich also meine Leser verweise. Der



wirkfamste davon, ist, meines Bodin-  
kens, das in Gas aufgelöste Eisen.  
Schade, daß jenes auf dem Wege so  
gerne davon flüht, und dieses auf den  
Boden fallen läßt!

### c. Der Gasbrunn bei Verden.

Ist bei der Mhlenmühle, eine kleine  
halbe Stunde von der Stadt Verden.  
Hat eine ziemliche Menge Gas, und  
das Eisen fehlt auch nicht darin. Er  
verdient vor vielen andern dergleichen  
Brunnen einen Vorzug, und mich  
wundert, daß solcher nicht mehr ge-  
braucht wird, als geschieht. Ich bin  
versichert, daß er bei einer Menge  
Krankheiten, recht gute Dienste thun  
würde b).

### d. Der Gasbrunn zwischen Ver- derkessa und Figgmühl.

Er enthält ein wenig in Gas auf-  
gelöstes Eisen, das aber nicht viel be-  
deutet. Ob er schon gebraucht wor-  
den, ist mir unbekant. Ich fand ihn  
im Jahr 1782, als ich einen Besuch  
bei der Nordsee machte.

### β. Schauenburgische.

#### a. Der Rodenberger Gasbrunn.

Entspringt nahe bei dem Städtchen  
Rodenberg, welches in dem an Hessen-

Cassel gehörigen Antheil der Graf-  
schaft Schauenburg liegt. Hat viel  
Aehnliches mit dem Rehburger, und  
wird theils getrunken, theils zum Ba-  
den gebraucht, beides aber nur selten.

### γ. Pyrmontische.

#### a. Der Pyrmonter Trinkbrunn.

Heißt auch der Hauptbrunn, und  
heilige Brunn, und quillt, wie be-  
kant, bei der Dienstadt Pyrmont, nicht  
weit von dem Schlosse Pyrmont, wel-  
che beide in dem niedern Theile der  
zum westphälischen Kreise gehörigen  
Grafschaft Pyrmont liegen. Das  
Wasser dieses Gesundbrunnens ist ei-  
nes der besten Gaswasser, die man bis  
jetzt noch entdeckt hat, und wird des-  
wegen durch ganz Europa, ja so gar  
nach andern Welttheilen, geführt. Da  
es also wegen seiner vorreflichen Ei-  
genschaften, beinahe einem jeden bekant  
ist, und wir über dieses auch verschie-  
dene Monographien davon haben c),  
so will ich hier nichts weiter davon  
erwähnen, als daß während meines  
Aufenthalts in Upsal, mein unvergeß-  
licher Lehrer und Gönner, der Profes-  
sor und Ritter Bergmann, diesen  
Brunnen allda untersuchte, und ge-  
funden, daß eine schwedische Kanne  
dieses Wassers d), so wie es dorten  
ver-

b) Siehe hievon ein Mehreres im Hannov. Magazin, J. 1768, Stück 35, und J.  
1770, St. 42.

c) Ich bemerke hier bloß N. V. Scip's Beschreibung der Pyrmontischen Mineral-  
wasser und Stahlbrunnen. Hannover 1750. L. Heisteri Diss. de Aquis medi-  
catis Pyrmontanis Helmst 1732 G. F. Seip Diss. de Spiritu & Sale aquarum  
mineralium, praesertim Pyrmontanarum. Götting 1748.

d) Eine schwedische Kanne ist ein Maas, welches 100 Cubikzoll enthält.



verkauft wird, 95 Cubikzoll Gas, 3¼ Gran Gaseisen (Ferrum gasatum), 20 Gran Gaskalk (Calx gasata), 38½ Gran Gyps, 45 Gran Gasmagnesia (Magnesia gasata), 25 Gran Bittersalz (Magnesia vitriolata), und 7 Gran Kochsalz enthalte. Dieser geschickte Chemiste hat seine Landeleute gelehrt, den Pyrmonter, und mehrere Gesundbrunnen, nachzumachen e), und da diese künstlichen Mineralwasser, die natürlichen in verschiedenen Stücken überreffen, auch in Schweden viel weniger kosten, so trinkt man in diesem Lande nun beinahe lauter solche, durch die Kunst versertigte, Heilbrunnen, und befindet sich ungemein wohl dabei f). Ein Beweis, was reelle Wissenschaften und gründliche Gelehrte einem Lande nützen können. Glückliches Land, das sie hat, und dessen Regenten sie zu schätzen wissen!

#### b. Der große Brudelbrunn.

Quilt nur wenige Schritte von dem obengenannten Trinkbrunnen hervor, und macht durch die aufstosenden Blasen und Wellen ein Gebrudel, wie eine große siedende Braupfanne. Das Wasser kommt dem vorhergehenden ziemlich gleich, hat aber weniger Gas, und mehr erdige Mittelsalze, und wird deswegen nicht zum Trinken, sondern

zum Baden gebraucht, daher denn diese Quelle auch der große Badebrunn genannt wird.

#### c. Der niedere Badebrunn.

Ist ungefähr 50 Schritte von dem Trinkbrunnen, aber lange nicht so stark an Mineralien als dieser und der große Brudelbrunn. Die Armen bedienen sich dessen als eines kalten Bades.

#### d. Der Augenbrunn.

Kommt ohngefähr 60 Schritte von dem Trinkbrunnen hervor, und wurde erst im Jahr 1755 entdeckt. An Gehalt ist er viel geringer als der Trinkbrunn, und also auch von gelinderer Wirkung. Man brauchte solchen ansänglich bloß äußerlich in Augenkrankheiten, daher er denn auch seinen Namen hat. Herr Doctor Bloch in Berlin vergleicht dieses Wasser, in Absicht seines Gehalts dieses Wasser, in Absicht seiner Wirkung, mit dem Spaawasser, welches ich aber nicht thun möchte.

#### e. Der Pyrmonter Neubrunn.

Liegt in der herrschaftlichen niedern Wiese, nicht weit von der Emmer. Man hat ihn im Jahr 1732 gefunden. Sein Wasser enthält viel Kochsalz, und gleicht in diesem Stücke also dem Selterser Wasser, geht aber in

B 3

an:

e) Siehe dessen Opuscula, v. I, comment. 6, wo er die Bereitung dieser Wasser ausführlich beschrieben hat. Diese seltene Pflanze findet man auch in den Schwedischen Abhandlungen vom Jahr 1775, und ist auch apart, sowohl schwedisch, als dänisch, und deutsch, herausgekommen.

f) Vorher wurden jährlich gegen 30000 Krüge und Bouteillen fremder Mineralwasser nach Schweden gebracht.

andern wieder sehr davon ab. Wenn er nicht in der Nachbarschaft von einem so fürtrefflichen Gesundbrunnen quillte, würde er vermuthlich mehr gebraucht werden, so aber gehet es ihm wie dem Bier in den Weinländern.

### f) Der Pyrmonter Bergsäuerling.

Dieses angenehme Wasser quillt ohngefähr 600 Schritte über dem Trinkbrunnen, nicht weit von der Schwefelhdle und Steingrube. Ist mit einem Gewölbe bedeckt, und ergießt sich in einen großen ausgemauerten Behälter, von da es nach der Fontaine geleitet wird. Sein Gehalt ist meistens Gas. Eisen soll, nach Zülkert, welcher dieses Wasser unter den alkalischen abhandelt, ganz und gar nicht darinnen seyn, welches wohl möglich ist, und ich nicht bestreiten will, zumal da es bloß säuerlich, und gar nicht styptisch schmeckt, indessen wünschte ich doch, daß ein orthodoxer Chemiste solches gelegentlich noch einmal probirte. — Es wird viel mit Wein getrunken. Ich ziehe dieses delikate Wasser fast allen mir bekanten künstlichen Getränken vor, und wünschte es Zeit Lebens zu haben. — Der in der benachbarten Schwefelgrube hervorkommende Dunst, verdiente, meines Bedünkens, noch eine genauere Untersuchung, indem unsere lieben Alten nicht selten das Gas für Schwefeldämpfe ausgaben. —

### g) Der Potthardsteich.

Eine wasserreiche Quelle, die sich

g) Ein Mehreres hievon findet man in Scheele's Abhandlung von der Luft und dem

über dem Dorfe Holzhausen, nicht weit von den bekanten Erdfällen, befindet, und etwas Gas enthält. Zu den starken Sauerbrunnen kan dieses Wasser zwar wohl nicht gut gezählet werden, es ist aber doch auch mehr als ein gemeines Brunnenwasser.

### 2. Schwefelwasser. *Aqua sulphurea.*

Sein Wesen selbst ist Feu'r, und selne Wellen Flammen.

Zaller.

Schwefelwasser heiße ich solche Wasser, die dasjenige Flüchtige, nach Schwefelleber oder faulen Eiern riechende Wesen, enthalten, welches das Silber und Quecksilber schwarz macht, und bei seiner Zersetzung an der Luft, oder durch Salpetersäure, oder dephlogistisirte Salzsäure, einen gemeinen Schwefel absondert. Man heiße diese Wasser gewöhnlich Schwefelbrunnen, Faulbrunnen, Aquas hepaticas, und man könnte sie mit Recht auch Stinkbrunnen nennen. Ihren Hauptbestandtheil, die sogenannte Hepatluft (stinkende Schwefelluft, Mephitis hepatica, Vapor hepaticus), hat man ihrem Wesen nach erst in neuern Zeiten kennen gelernt, und zwar vornehmlich durch die schönen Versuche unseres fleißigen Freundes Scheele. Dieser fürtreffliche Chemiste fand nemlich, daß dieses Wesen, ein durch das Phlogiston mit der Materie der Wärme verbundener Schwefel ist g). Außer die:

Feuer

diesem Schwefeldunst, enthalten diese Wasser gewöhnlich noch Glaubersalz (Alcali minerale vitriolatum), Gyps, Bittersalz (Magnesia vitriolata), Kochsalz, Gaskalk (Calx gasata), Gaseisen (Ferrum gasatum), u. d. gl. Ihre Zubereitung durch die Kunst, kan man bei Bergmann lesen h).

### a. Braunschweig = Lüneburgische.

#### a. Der Schwefelbrunn im Limmerholze.

Ist eine gute halbe Stunde von Hannover, nahe bei dem Dorfe Limmer, im Amte Blumenau. Ich habe ihn im Jahr 1779 entdeckt, und kurz darauf in dem Hannoverischen Magazin bekannt gemacht i). Die von einem unserer größten Aerzte damit verrichteten Kuren, seine fürreffliche Lage, und der Mangel eines andern solchen Wassers in den Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Landen, machen diesen Brunnen bemerkenswerth. —

### β. Spiegelbergische.

#### a. Der Schwefelbrunn bei Koppnbrügge.

Ist auch unter dem Namen des Spiegelberger Schwefelbrunnens bekannt.

liegt am Fuße des pflanzenreichen Oberberges, ungefähr 500 Schritte von dem Flecken Koppnbrügge. Die Quelle ist mit großen Steinen eingesaßt, und wird reine erhalten, und zeuget also von den dortigen Patrioten und Menschenfreunden. Ihr Wasser ist stark mit Hepardunst geschwängert, und verdiente, daß es wieder in Aufnahme käme. Ehedem war es in großem Ruf, und wurde von einer Menge Kranken mit Nutzen gebraucht k). Nun verschreibt man den Patienten, anstatt der stinkenden Schwefelbrunnen, angenehmer riechende destillierte Wasser, gesetzt sie helfen auch den Kranken nicht viel, so nützen sie doch den Aerzten und Apothekern. —

### γ. Hildesheimische.

#### a. Der Schwefelbrunn bei Hasede.

liegt zur Rechten an der Straße, die von Hannover nach Hildesheim führt, ohngefähr eine Stunde von dem letztern Orte, dichte bei der Haseder Mühle. Die Quelle ist sehr wasserreich, und enthält vielen Schwefeldunst. Sie verdienet deswegen recht sehr genutzt zu werden.

### δ. Schauens

Feuer, S. 149; Bergmanni Opusculis, v. I & 2; Leonhardi Aerologia, p. 15, und andern.

h) Siehe dessen Opuscula, v. I, comment. 7, die sich auch in den Schwedischen Abhandlungen für das Jahr 1778 findet.

i) Jahr 1779, Stück 94.

k) In einer sächsischen Chronik vom Jahre 1531 steht, S. 341: „Um das Jahr 1520 war aus diesen Landen ein großes Lausen, nach einem gewissen Brunnen  
in

## I. Schauenburgische.

## a. Die Schwefelbrunnen zu Großen Endorf.

Sind in dem Pfarrdorfe Großen Endorf, welches im Amte Rodenberg liegt, und also zum Hessencasselschen Theil der Grafschaft Schauenburg gehört. Die untere von diesen zweien, nicht weit von einander entfernten Quellen, enthält das beste Schwefelwasser, welches ich in langer Zeit gesehen habe. Ich kan mich deswegen nicht genug wundern, daß ein solcher Brunn, ein Brunn, worauf dieses Land mit Recht stolz seyn kan, nicht mehr, als geschicket, gebraucht wird. Was mag wohl die Ursache davon seyn? Ist der Brunn etwa noch nicht genug bekant? Oder ist der Mangel der nöthigen Bequemlichkeiten für Brunnengäste vielleicht daran Schuld? Vermuthlich beides zusammen. — Aber kan denn diesem nicht abgeholfen werden? Ist denn kein Arzt in diesem Lande, der zugleich Menschenfreund ist, und zum Nutzen so vieler Kranken, die hier könten geheilet werden; einen solchen Schatz beschreibet, und der Welt bekant macht? Und was das zweite betrifft, findet sich denn hier kein Patriot, kein Krankenfreund, der dem Landesfürsten den

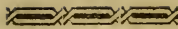
Werth und Nutzen eines solchen Naturgeschenktes vorträgt, und ihn zu bewegen sucht, zum Besten seiner armen kranken Unterthanen, etwa ein Brunnnenhaus, oder ein Paar Badeszimmer aufbauen zu lassen, einen Brunnnenarzt zu bestellen, und was sonst etwa hiezu nöthig ist, aus dem reichen Schatze seines Ueberflusses mitzutheilen? Eine solche Ausgabe ist ja nicht verloren, sondern wird zum Besten seines Landes verwandt. Wie mancher Elender, der sonst ein Raub des Todes geworden, oder doch auf Zeit lebens dem Staat unnütze, oder gar zur Last gewesen wäre, bekommt nicht bei einem solchen fürtrefflichen Brunnen seine Gesundheit wieder, und danket solches seinem Fürsten und Landesvater, und bittet den Höchsten für das Wohl und Leben desselben! Doch ich muß aufhören. Wer ein Herz für Arme, Kranke, und Elende hat, der thue ein Mehreres!

Mensch! mache dich verdient um Andrer Wohlergehen;  
Denn was ist gödtlicher, als wenn du  
liebreich bist!  
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten  
beizustehen,  
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist! —  
Gellert.

Der Schluß folgt künftig.

in der Grafschaft Spiegelberg. Man zog auf allen Straßen dahin Viele führen, manchr wurden dahin getragen und geschleppt. Es war um den Brunnen wie ein Heerlager. Man hat wohl auf einmal zwei tausend Menschen gezählt, die um ihn herum gelegen haben. Einige sind von den schmerzhaftesten Eucken dabei gesund worden, ic., Siehe Hannov. Magazin Jahr 1770, Stück 94.





# Hannoverisches Magazin.

3tes Stück.

Freitag, den 9ten Januar 1784.

Versuch eines Verzeichnisses der vornehmsten Mineralwasser des  
Churfürstenthums Braunschweig-Lüneburg und seiner Gränzen.

(Schluß.)

3. Salzwasser. *Aqua muratica.* heißt sie gemeiniglich Salzsolen, zuweilen auch wohl nur schlechweg, Solen.

Haller.

a. Braunschweig, Lüneburgische.

**S**alzwasser nenne ich hier solche Wasser, deren vornehmster Bestandtheil Kochsalz ist a). Sie führen gewöhnlich etwas Glaubersalz, Gyps, Bittersalz, sogenannten firen Salmiak (*Calx salita*), Salzasche (*Magnesia salita*), u. s. w. Man

a. Die Salzquellen zu Sülze, in der Amtsvogtey Bergen.

Sind an der Zahl vier, die aber nicht weit von einander entfernt sind, und deren Sole im Durchschnitt zweilößlich ist. Sie wird grabirt, und mit

- a) Ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, daß das gemeine und jedem bekannte Kochsalz, ein aus dem mineralischen Alkali und der Kochsalzsäure zusammengesetztes Neutralsalz ist. Ich will es aber dennoch thun, weil unter den Lesern dieses Blatts, sich noch wohl einige finden können, denen dieses unbekannt seyn mag. Haben dieses doch, vor noch nicht allzulanger Zeit, große Chemisten nicht gewußt, und sich deswegen heftig mit einander gezankt. — Und dieses Kochsalz ist doch ein Ding, das schon viele tausend Jahr, fast von jedem Menschen, täglich genossen wird! — Aber was ist wohl gemeiner als die Luft? Kan wohl ein Mensch eine Minute ohne sie leben? Und denkt einmal, dieses Wesens Beschaffenheit und Natur kennen wir noch kein volles Decennium, und ein verachteter Apothekergeselle mußte der gelehrten Welt solche vor wenigen Jahren erst bekannt machen. — Aber woher kommt es dann, daß solche interessante Wahrheiten so lange verborgen bleiben? — Dieses will ich euch im Vertrauen sagen. Viele unserer Gelehrten beschäftigten sich nur mit solchen Sachen, die entweder nie gelesen sind, oder nie seyn werden, und so wurde das Wirkliche darüber veräußert und vergessen. — Sie wählten Geister, und schrieben

mit Torf, in eisernen Pfannen, versotten. Das Salzwerk gehört dem Landesherren.

b. Die Salzquellen zu Lüneburg.

Sind an der Zahl acht. Die Sole ist sehr reich, und wird deswegen so gleich, ohne Gradirung, versotten, welches in kleinen bleiernen Pfannen mit Holz geschieht. Von 54 Kothen waren im Jahr 1781 nur 26 im Gange, und eine Menge Sole mußte ungebraucht nach der Ilmenau fließen. In ältern Zeiten wurden hier jährlich 120000 Tonnen, oder 1440000 Hinten Salz gesotten und verkauft. Der fünfte Theil von dieser Saline gehört dem Landesherren eigenthümlich.

c. Der Salzbrunn zu Großen Seide, im Amte Dannenberg.

Wird bloß zum Kochen der Speisen gebraucht, da denn die Leute, wenn sie dieses Wasser anstatt des gemeinen nehmen, das Salzen ersparen können. Es wachsen um diese Quelle herum schöne Seepflanzen, besonders viel *Poa salina* Pollich., *Aster Tripolium*, *Glaux maritima*, *Triglochin maritimum*, *Rumex maritimus*, *Scirpus maritimus*, *Plantago Coronopus*, *Arenaria rubra marina*, und mehrere.

d. Die Salzbrunnen bei Davenschedt, im Amte Blumenau.

Sind ungefähr eine halbe Stunde

von Hannover, und von mir bereits beschrieben worden b).

e. Der Salzbrunn bei Eldagsen.

Ist von geringer Bedeutung, dem Botanisten aber angenehm, weil er hier, nebst andern schönen Pflanzen, auch das Strandsternkraut (*Aster Tripolium*), das sonst um Hannover nicht wild wächst, findet.

f. Die Salzquellen bei Münder.

Sie liegen in der Vorstadt, die Salze genannt, und wird derwahlen nur eine davon genutzt. Ihre Sole wird ungradirt, in eisernen Pfannen, mit Holz versotten. Das hier versottene Salz ist gut, und es ist Schade, daß diese Saline nicht etwas verbessert wird. Die Interessenten sind, theils der Magistrat zu Münder, theils auswärtige Klöster, und adeliche Familien.

g. Die Salzquellen zu Salzhemmendorf.

Sind an der Zahl drei, deren süßtrefliche Sole, so gleich und ohne vorhergegangene Gradirung, in elf Kothen versotten wird. Das Sieden geschieht in eisernen Pfannen, und zwar bei den drei landesherrlichen Kothen mit Osterwalder Steinkohlen, in den übrigen aber mit Wasenholz. Es sollen hier Jahr für Jahr über siebenthalb tausend Malter Salz, jedes zu sechs Hinten gerechnet, gesotten werden,

ben Träume. — Und so blieb Wissenschaft, wahre Wissenschaft, nützliche Wissenschaft, von Jahrhundert zu Jahrhunderten — in der Kindheit.

b) Hannov. Magazin, J. 1779. St. 94.

den, und diese Saline, nach Abzug aller Unkosten, jährlich 6500 Rthlr. eintragen c).

h. Die Salzquelle zu Bodensfelde, im Amte Nienover.

Wurde ehemals genutzt, nun aber nicht mehr.

i. Die Salzquelle zu Salz der Helden.

Gehört verschiedenen Einwohnern zu Salz der Helden und Einbeck, ist aber an die Königl. Churfürstl. Cammer zu Hannover verpachtet. Die Sole hält  $\frac{3}{4}$  Salz, wird gradirt, und mit Holz in vier großen eisernen Pfannen versotten.

k. Die Salzquellen zu Sülbeck, im Amte Salz der Helden.

Die Sole hält  $\frac{3}{4}$  Salz, wird gradirt, und in drei eisernen Pfannen versotten. Die Feuerung ist Holz. Jährlich sollen hier 6000 Malter Salz zu gute gemacht werden. Diese Saline gehört dem Landesherrn d).

l. Der an das Land Wursten gränzende Theil der Nordsee.

Ist nicht sehr salzreich, woran vermuthlich die sich hier ergießende Weser und Elbe Schuld sind. Der Ge-

schmack ist unangenehm, welches theils von der Salzasche (*Magnesia salita*), theils von den darin verfaulenden Thieren und Pflanzen herrührt.

ß. Braunschweig-Wolfenbüttelsche.

a. Die Salzquelle zu Salz dalum.

Ist ungefähr eine Stunde von Wolfenbüttel. Die Sole wird gradirt. Diese Saline soll schon im dreizehnten Jahrhundert bekannt gewesen seyn.

b. Die Salzquelle zu Neustadt, im Amte Harzburg.

Ward im Jahre 1569 entdeckt. Die Sole ist sechselhörig, und wird sogleich, wie sie aus der Quelle kommt, mit Holz versotten. Das Salzwerk heißt Julius Halle, und gehört dem Ehr- und Fürstlichen Hause Braunschweig-Lüneburg gemeinschaftlich e).

γ. Hildesheimische.

a. Der Salzbrunn bei Heyerfen, im Amte Poppenburg.

Liegt zur Rechten an der Landstraße, die von Poppenburg nach Hildesheim führt, und wird versotten. Gehört dem Freiherrn von Brabeck.

Ⓒ 2

b.

c) Eine lesenswürdige Nachricht von diesem Salzwerk findet man im *Hannov. Magazin*, J. 1774, St. 46. Sie hat unsern vortreflichen Naturforscher und Chemisten, *Andréa*, zum Verfasser.

d) Von diesen und andern Hannoverischen Salzwerken, liefert man interessante Berichte in unseres berühmten Professor *Beckmanns* Anleitung zur Technologie, S. 307. n. f.

e) Siehe *Hannov. Gelehrte Anzeigen* vom Jahr 1752, S. 1017.

b. Die Salzquelle zu Salzdetfurt.

Wird schon einige Jahrhunderte genutzt. Gehört mehreren Interessenten gemeinschaftlich.

c. Die Salzquelle zu Salzliebenhall oder Salzgirter, im Amte Liebenburg.

Wird gradirt und versotten. Gehört dem Chur- und fürstlichen Hause Braunschweig; Lüneburg gemeinschaftlich.

d. Die Salzquelle bei Großen Rühden, im Amte Vinderlah.

Wird gradirt und versotten.

J. Schauenburgische.

a. Die Salzquelle zu Soltorf, im Amte Rodenberg.

Das Gradierhaus liegt an der Caspau, in der Masch, wo auch das Versieden geschieht.

a. Pyrmontische.

a. Die Salzquelle bei Oestorf.

Ist erst im Jahr 1732 zu nutzen gesucht worden. Die Sole wird vor dem Versieden gradirt.

g. Hessische.

a. Die Salzquellen bei Alledorf an der Werra.

Sind drei. Die Sole soll sechs Löthig seyn. Wird gradirt, und in großen eisernen Pfannen versotten. Zur Fenerung braucht man Steinkoh-

len vom Weifner. Der Landgraf von Hessencassel soll jährlich 30000 Rthlr. Einkünfte von diesem Salzwerke haben. Es heißt die Soden.

7. Brandenburgische.

a. Der Salzbrunn zwischen Alt Salzwedel und dem Amte Dambek, in der Altmark.

Wird nicht genutzt. Hierbei wachsen einige, in dieser Gegend sonst seltene, Seepflanzen, z. B. Leontodon Raji Gouvani, Aster Tripolium, Triglochin maritimum, Salicornia herbacea, Plantago Coronopus, Glaux maritima, u. d. gl.

Dieses sind die vornehmsten, von mir im Churfürstenthum Braunschweig Lüneburg und seinen Grenzen gesehene Mineralwasser. Die etwa noch fehlenden kan derjenige, dem sie bekant sind, nachtragen, und gehörigen Ortes einrücken. Verschiedene hätte ich selbst noch anführen können, weil ich aber in diesem Versuche keine andere, als solche, die ich selbst gesehen, aufzunehmen wolte, so habe ich jene lieber weggelassen. Einige habe ich mit Fleiß übergangen, weil sie mir weniger merkwürdig als andere schienen, und vornemlich, weil ich nicht gerne zu weitläufig werden wolte, welches letztere denn auch die Ursache ist, daß ich von einigen kaum etwas mehr als ihren bloßen Namen hinschrieb.

Man siehet aus den bereits angeführten, wie der große Schöpfer diese schöne Gegend, von der man mit Recht mit Hallern sagen kan:



Wo nichts was nöthig fehlt, und nur was nützet, blüht, auch mit reichhaltigen Salzquellen, vortreflichen Gesundbrunnen und Bädern gesegnet, und sich also auch in diesem Stück als ein gütiger Gott und liebreicher Vater gegen seine Kinder gezeigt hat. Und wer weiß, wie viele schöne Mineralwasser hier noch verborgen sind, und erst in der Zukunft entdeckt werden!

Die von mir in diesem Versuche etwa begangenen Fehler, bitte mir gütigst anzuzeigen, welches ich gegen einen jeden mit Dank erkennen werde. Es ist beinahe unmöglich für einen fremden Reisenden, daß er nicht zuweilen in seinem Journal einen kleinen Stolprian mache, besonders wenn er das Unglück hat, an solche Orte zu kommen, wo man ihn nicht allemal gerne siehet, sondern mit Cicero sagt: *Peregrini & Incolæ officium est, nihil præter saum negotium agere, nihil de alio acquirere, minimeque in aliena esse republica curiosum.* —

Ich schließe mit dem Wunsche, daß unsere Chemisten, besonders Aerzte und Apotheker, in deren Gegend dieses oder jenes Mineralwasser ist, sich künftig mehr um die Hydrologie dieses Landes verdient machen mögten, als bis dahin geschehen ist. Unter allen denen von mir angeführten Mineralwassern, ist noch kein einiges nach gesunden chemischen Grundsätzen untersucht, als der Pyrmonters Trinkenbrunnen f), und dieses geschähe von einem Ausländer, der über 200 Meilen von der Quelle wohnt. — Sehet also, lieben Freunde, hier ist Arbeit für euch. Macht euch verdient um euer Vaterland!

Ihr Aerzte komt, durchsucht der Quellen Kraft!  
Ihr findet Eisen, Schwefel, Salz und Erde;  
Folgt der Natur, daß Eure Wissenschaft,  
Auf ihrem Pfad gewisser werde.

*Turpe est in Patria habitare, & Patriam ignorare.*

f) Wer dieses nicht glauben will, der lese Bergmanni Comment. de analysi aquarum, welche sich in dem ersten Bande seiner Opusculorum befindet.

Herrenhausen.

J. Ehrhart.

### Seltene Begebenheit einer jungen Nachtwandrerin.

Ein gewisser vornehmer junger Engländer reiste von London nach dem westlichen Theile von England, um einen seiner dortigen Verwandten zu besuchen. Es traf sich, daß bei seiner Ankunft das ganze Haus besetzt

war, indem eine Unverwandtin des Eigenthümers daselbst vor kurzem Hochzeit gehalten hatte. Dieser sagte also seinem jungen Vetter, daß er ihn zwar von ganzem Herzen willkommen wäre, daß er aber in der That nicht

wußte, wo er ihn unterbringen sollte, denn die Hochzeit seiner Cousine hätte ihm nur ein einziges Zimmer übrig gelassen, und in demselben mußte es. Schon gut, erwiderte der junge Mann, ich habe oft gewünscht, solche Epikereien zu sehen, geben sie mir nur das Zimmer. Es wurde also in Bereitschaft, und Feuer in den Camin gemacht, denn es war Winter. Nach dem Abendessen ward er auf sein Zimmer geführt, welches mit einem guten Caminfeuer und allen andern notwendigen Bequemlichkeiten überflüssig versehen war. Er ging, doch mit einiger Besorglichkeit, zu Bette, wachte noch eine Zeitlang, und da ihn keine Erscheinung störte, schlief er endlich ein. Ungefähr um drei Uhr des Morgens ward die Kammerthüre geöffnet, er erwachte, und sah etwas in der Gestalt eines jungen Frauenzimmers in der Nachthaube und im bloßen Hemde hereintreten. Allein, da das Nachtlicht ausgebrannt war, so konnte er sie bei dem schwachen Scheine des Caminfeuers nicht deutlich erkennen. Der vermeintliche Poltergeist ging zum Camine, nahm die Schaufel und schürte das Feuer zusammen, und nunmehr erkannte er bei der helleren Flamme deutlicher die Gestalt eines jungen Frauenzimmers, aber er war doch sehr zweifelhaft, ob er sie zu den Lebendigen zählen dürfte, oder ob sie nur ein lustiges Phantom wäre. Dieses artige Gespenst stellte sich vor das Feuer, als ob es sich wärmen wolte,

ging drei oder viermal im Zimmer auf und nieder, trat dann ans Bette, stand da eine kleine Weile, schlug die Bettdecke auf, legte sich hinein und lag ganz ruhig und stille. Dem jungen Manne ward bei diesem unbekanntem Schlafgesellen doch nicht allzuwohl zu Muth, er hatte sich daher bei ihrer Annäherung an das andere Ende des Bettes gelegt, sehr unentschlossen ob er aufstehen oder liegen bleiben sollte. Da er aber ganz stille lag, so bemerkte er endlich, daß sein Bettcamerad Athem schöpfte. Dies ließ ihn vermuthen, daß es doch wohl kein Geist seyn könne. Er rückte also näher, faßte sie an die Hand und fand, daß sie nichts weniger als eine lustige Erscheinung wäre, sondern recht sehr warmes Fleisch und Blut hatte. Er bemerkte einen Ring an ihrem Finger und zog ihn unvermerkt ab. Da das Frauenzimmer diese ganze Zeit über fest schlief, so ließ er sie ruhig liegen ohne sie zu stören. Endlich schlug sie die Decke wieder auf, stand auf und ging einige mal im Zimmer auf und nieder, wie sie zuvor auch gethan hatte, worauf sie eine Weile vor der Thüre stehen blieb, sie öffnete, hinaus ging und hinter sich zuschlug. Nun begriff der junge Mann, auf welche Weise es in dem Zimmer spuckte, er stand also auf und riegelte die Thüre zu, worauf er sich wieder zu Bette legte und ruhig bis am Morgen schlief, als der Herr des Hauses herauf kam ihn zu fragen was er mache und ob er nichts gese-

hen

hen hätte? Er antwortete ihm, daß er allerdings eine sonderbare Erscheinung gesehen hätte, er wolte aber seine Erzählung lieber versparen bis die ganze Hausgesellschaft beisammen wäre. Diese hatte eine so große Begierde den Ausgang seiner nächtlichen Expedition zu erfahren, daß alle Frauenzimmer schon vor elf Uhr mit ihrem Anzuge fertig waren. Wie nun die ganze Familie versammelt war, so sagte der junge Mann, daß er eine Bitte an die Damen hätte, ehe er zu seiner Erzählung schritte. Er bäte sie nemlich ihm zu sagen, ob keine von ihnen einen Ring verloren hätte? Das junge Frauenzimmer, der er ihn vom Finger gezogen, hatte denselben schon den Morgen vermisst, und da sie nicht begreifen konnte, wie sie ihn könnte verloren haben, so war sie sehr froh wieder von ihrem Ringe zu hören. Sie gestand also ohne Umstände, daß ihr in der That ein Ring fehle, aber sie wußte nicht, ob sie ihn verloren oder verlegt hätte. Er zog darauf seinen Ring hervor und fragte sie, ob das der ihrige wäre? Sie erkannte ihn dafür und dankte ihm. „Nun, mein Freund!“, sagte er darauf, indem er sich zu ihrem Verwandten, dem Herrn des Hauses wandte, „ich kan sie versichern, daß

„dieses eben derselbe allerkliebste Geist ist, der in ihrem Zimmer spuckt,“ und erzählte nunmehr was vorgefallen war.

Es ist unmöglich, die Verwirrung auszudrücken, in welche diese ganze Erzählung das junge Frauenzimmer setzte. Sie versicherte, daß sie kein Wort von allem wußte, was er gesagt hätte, aber es freilich wohl glaubte, weil sie sich erinnerte, den Ring am Finger gehabt zu haben als sie zu Bette gegangen wäre, und nicht wußte, wie sie ihn könnte verloren haben. Die ganze Gesellschaft lachte herzlich über diese Begebenheit, aber um den Spaß vollkommen zu machen, so erklärte am Ende der Vater des Frauenzimmers, daß, weil seine Tochter bereits mit ihrem Vater zu Bette gegangen wäre, es nur seine Schuld seyn würde, wenn er nicht mit ihr zu Bette giuge, denn er für sein Theil würde ihm seine Tochter und eine gute Aussteuer gerne geben. Dieses großmüthige Anerbieten war so vortheilhaft für den jungen Mann, daß er es auf keine Weise anschlagen konnte, und seine Schlafgefährtin der vorigen Nacht, war, da sie gehört hatte, was ihr Vater sagte, leicht dahin zu bewegen, ihn zu ihrem Bräutigam anzunehmen.

### Nachricht an Gärtner und Gartenliebhaber, die Ausrottung des sogenannten Wicklers betreffend. \*)

So vielfältig die Bemühungen liebhaber zur Vertilgung der schädlichen Insekten, besonders aber des

\*) Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatte vom 8<sup>ten</sup> Dec. vorigen Jahrs.

fogenannten Wicklers, seyn mögen, und so mühsam sich viele diese Sache auch haben angelegen seyn lassen, und ihre Bemerkungen darüber aus Licht gestellt; so glaube ich dennoch, daß schwerlich jemand bessere Vorschläge zur ernstlichen Minderung und nachherigen gänzlichen Tilgung dieses größten Feindes der Bäume gethan, als ein Ungenannter, in einer 1 Bogen starken Abhandlung von der Wickelraupe, nebst einigen Vorschlägen zu derselben Vertilgung. Berlin und Leipzig 1779 bei Decker. Er thut folgenden Vorschlag: Man solle die Bäume Ausgangs October (indessen ist's auch jetzt noch, wiewohl die höchste Zeit,) mit einem ungefähr zwei Finger breiten Strich Theer beschmieren, darüber aber einen ähnlichen Ring schlechter Wolle binden, und den Theer, wann selbiger etwa trocken wird, von Zeit zu Zeit auffrischen. Ich habe nebst verschiedenen Freunden dieses Mittel, nicht allein an hochstämmigen, sondern selbst an Zwerg- und Spalierbäumen, wovon ich die untern Zweige mit Theer be-

ringeln lassen, welchen den Bäumen keinesweges schädlich gefunden, versucht, jedoch pünktlich nach der gegebenen Vorschrift: und der herrliche Nutzen, den ich bereits davon verspüret, (indem ich täglich eine nicht unbeträchtliche Anzahl dieser besorgten Fortpflanzler ihres Geschlechts, sowohl Männchen als Weibchen, wegfangen, die ich alle Morgen abnehmen und tödten lasse,) hat mich bewogen, den Gartenfreunden zu Nutz, welche ihre Bäume im Frühjahr nicht bloß blühen sehen, sondern im Herbst auch gerne Früchte davon ernten wollen, und welchen dieses Mittel zur Zeit noch nicht bekant seyn mögte, solches hiemit öffentlich bekant zu machen, und dem Verfasser, auch im Namen meiner Freunde, denen sein Vorschlag bereits mehr Nutzen gewähret, den ihm gebührenden Dank abzustatten, wobei zugleich um die versprochenen weitern Vorschläge zur Vertilgung anderer schädlichen Insekten, und insbesondere des fast eben so schädlichen Reitzwurmes, bitte.

Töpfer,

Gastwirth zum Hotel de Prusse in Potsdam

### Anfrage.

In des J. J. Björnstaß's Briefen auf seinen ausländischen Reisen, im 3ten Band, Seite 243, der deutschen Uebersetzung, wird einer in der Schweiz erfundenen und von Mylord Mahre verbesserten Wassermaschine gedacht, um das Wasser, und zwar mit weit we-

nigeren Kosten, als mit andern gebräuchlichen Maschinen, zu einer Höhe hinauf zu treiben, die man bis jetzt nicht hat erreichen können. Ist die Beschreibung dieser Wassermaschine im Deutschen schon zu haben?



# Hannoverisches Magazin.

4<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 12<sup>ten</sup> Januar 1784.

## Erläuterung zu der ärostatischen Maschine und der damit gemachten Luftfahrt.

**N**ach brauche mich über den Titel dieses Aufsatzes um so weniger zu erklären, je mehr es bekant ist, was die Herren Robert und Charles am 1<sup>ten</sup> Dec. des verfloffenen Jahres für einen Versuch mit der ärostatischen Maschine, durch deren Erfindung der Herr Montgolfier sich einen ewigen Namen gemacht, und das Jahr 1783 zu einem Epoquenjahre hat machen können und wollen, zu Paris in dem Garten der Thuileries gemacht haben. Der Herr Marquis d'Arlandes und der Herr Pilatre du Roziers wagten mit vieler Entschlossenheit den ersten Versuch. Die Erfindung ist zu groß, als daß unsere gelehrte Naturforscher nicht den größten Antheil daran nehmen und eine edle Aufmerksamkeit darauf bezeigen solten.

Es schien zwar anfangs, als ob die ganze Erfindung nur die Absicht habe, dem Auge ein belustigendes Schauspiel zu geben, das zwar anfliegende papierne Drachen schon gewohnt war, aber steigende Luftbälle noch nie beobachtet hatte. Gewisse Traits, die wir

in den Zeitungen gelesen haben, ließen hin und wieder eine Verachtung dieser Erfindung durchblicken, und volkends erwachten unsere wihigen Köpfe zu lustigen Einfällen, als Hammel, Hahn und Ente mit diesem Ball in die Luft geschickt wurden. Dem Publikum wolte schon eine Lache dadurch bezeitet werden, als die Sache eine andere Wendung nahm und ernsthafter wurde. Der Reid, der unter Ständen herrschet, mischte sich stark ins Spiel, und je mehr man die Erfindung als unauß herabwürdigte, und sie als einen Spaß vorstellte; desto kleiner erschien der Franzos mit seinem Ball und seiner Luft.

Der große Fränklin, gefragt, was er von dieser Erfindung hielte, verglich sie mit einem neugebornen Kinde, aus dem bei guter Pflege und Erziehung vielleicht was großes werden könnte. England und Holland, Copenhagen und Monza in Mailand, thaten der Erfindung die Ehre an, sie nachzuahmen; unser Herr Professor

Lichtenberg in Göttingen, als der erste unter den Deutschen, so viel mir bisher bekant ist, hielt es der Mühe werth, und interessant, aus mathematischen Gründen mit vielem Scharfsinn und Nachdenken eine Berechnung von der Schwere dieser Maschine, dem Umfange ihrer Bekleidung und der Masse der inflammablen Luft, womit sie anzufüllen, zu geben; die viele mit mir mit dem größten Vergnügen gelesen haben. Nach ihm hat der Herr Professor Büsch in Hamburg in dem 98<sup>ten</sup> Stücke der Adresscomtoirnachrichten eine Berechnung hergegeben, die sich von der Lichtenbergischen dadurch unterscheidet, daß er sich mehr zu dem Publikum, das die Buchstabenrechnung nicht kennet, herabgelassen, und auch solchem die Sache verständlich zu machen gesucht hat.

Nach diesen Männern noch etwas davon zu schreiben, mögte vielleicht Verwegenheit für mich scheinen, wenn nicht meine Absicht wäre einige Erläuterungen zu geben, wodurch alles begreiflicher und verständlicher werde, und dadurch für die zu sorgen, die mit der Naturlehre nicht so sehr bekant sind. Um diese, wie ich wünsche, zu erreichen, muß ich mir die Erlaubniß ausbitten, vieles hier einzumischen, was zwar nicht geradezu von dieser ärostatifchen Maschine zu handeln scheint, aber doch dazu dienet, lesern

die in der Naturkunde etwas weniger bewandert sind als ich, vieles in Betracht derselben aufzuklären. Und deswegen hoffe ich, wird man den Vorwurf, den man mir mit Recht machen könnte, daß ich zu weit anshole, mir nicht als Vorwurf der Beurtheilung anrechnen.

Man würde unserer Zeit zu viel Ehre anthun, wenn man sich einbilden wolte, daß man jetzt erst darauf gedacht, Luftschiffe \*) zu erbauen, und die Kunst, in der Luft zu schwimmen, zu erfinden. Schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte ein Mann Namens Magnus Pegelius, der anfangs Professor zu Rostock und darauf zu Helmstädt war, der ein besonderes Buch im Jahr 1604 heraus gab, in welchem eine Sammlung von allerhand Experimenten befindlich war, das den Titel führte: Thesaurus rerum selectarum, magnarum, dignarum, utilium pio salute generis humani oblatus, in welchem man seinem Titel nach wohl etwas von dergleichen Kunst vermuten kan. Sein fürtreffliches Genie brachte ihn auf viele Entdeckungen in der Naturlehre, Mathematik und Mechanik. Er bot auch seine Künste großen Herren an, die was darauf verwenden wolten und konten; fand aber damit wenig Gehör, und sein Verdienst wurde (denn auch damals herrschte unter den Gelehrten

\*) Luftschiff, eine zwar in der Theorie ganz richtige, in der Ausübung aber unmögliche Maschine, worauf man vermittelst gewisser daran befestigter großer und luftleerer Kugeln in der freien und obern Luft, von einem Ort zum andern fahren kan. Siehe Jacobsons technologisches Wörterbuch, 2<sup>ten</sup> Th. S. 645.

lehreten schon der Reid,) nicht sonderlich erkant. Der Weg durch Subscriptionsen sich zu helfen, war noch unbekant, und auch nicht gangbar; daher kam es, daß viele nützliche Erfindungen auch mit ihm wieder verloren gingen, worunter denn auch die, in der Luft etwas schwimmend zu machen, sich mit befand. Ferne sey es jedoch von mir, zu behaupten, daß die neu erfundene Montgolfiersche Art schon in seinem Kopfe war. Denn die Luft kante man damals nur noch unter einer Gestalt.

Nach ihm trat ein Jesuit in Italien Namens Franciscus Lana auf, der seinen Kopf auch voll hatte von einem Luftschiffe, das er in seinem Prodromo all' arte maestra, so zu Briren in 3 Bänden, zwischen den Jahren 1684 bis 1692 heraus kam, im 6ten Cap. beschrieb. Er wolte ein Schiffchen von Holze zurichten und mit demselben durch die Luft schiffen, wobei er vom Segeln und Rudern träumete. Pegelli Schriften hatten ihn zweifels ohne auf diesen Gedanken geleitet. Er gründete sich bei seinem Vorschlage darauf, daß die Luft eine Schwere an sich hätte; er meinete, wenn man eine Kugel aus dünnem Bleche so bereitete, und sie dergestalt ausdehnete, daß die Luft, die in ihr enthalten ist, schwerer wäre, als die Materie der Kugel, so würde sie zum Steigen zu bringen seyn.

Leibniz in seiner hypothesi physica nova, hielt die Sache selbst für möglich, und sie scheint begreiflich, wenn man sich statt der Luft Wasser denkt.

Eine hohle eiserne Kugel, kan dergestalt bereitet werden, daß, da sie mit Wasser gefüllt ist und im Wasser sinket, sie, nachdem sie vom Wasser ausgeleeret ist, darauf schwimmt. Die verminderte Schwere durch Ausleerung des Wassers macht sie leichter, und dieselbe Verwandniß solte es mit einer Kugel haben, die an sich leichter wäre als die Luft, womit sie erfüllt ist. Nimt man an, daß ein cubischer Schuh Luft 3 Loth wiegt: so müßte die Kugel selbst, die einen ganzen Schuh Luft einschließt, weniger als 3 Loth wiegen. Leibniz macht in den Miscell. Berolin. Tom. I. die Berechnung, daß der halbe Durchmesser einer solchen Kugel 20000 mal größer seyn müßte als die Dicke des Metalls, woraus sie verfertiget; gesetzt es wäre 1 Zoll dick; so müßte der Durchmesser von 3333 Schuhen seyn; wäre der halbe Durchmesser von 8 Schuhen, wie P. Lana ihn angenommen hat: so dürfte das Metall selbst nicht über  $\frac{7}{8}$  Linien, deren 12 einen Zoll ausmachen, dick seyn. Die Schwierigkeit dabei würde dies seyn, das Metall so zu verarbeiten, in die Verbindung zu bringen und die Luft unbeschadet desselben heraus zu pumpen. Und das alles wollen wir auch noch als thunlich annehmen, so würde es doch noch darauf ankommen, ob der Druck der atmosphärischen Luft auf die Kugel nicht zu sehr dem ganzen Vorhaben hinderlich seyn mögte.

In abstracto läßt sich die Sache leichter denken als sie selbst vollziehen.

Mit einer solchen Kugel ist aber das Luftschif noch nicht fertig, sondern es müßten deren viele seyn, die an das Schif angebunden werden, und so viele, daß sie dem Schiffe selbst die Balanz halten, und die Schwere, die es an sich hat, überwinden; noch mehrere, so bald ein oder mehrere Menschen sich darin sehen und eine Lufterreise damit vornehmen wolten.

Ich will hier einen Krüger ab schreiben, der im Jahr 1759 in seinen ersten Gründen der Naturlehre §. 60. ganz lustig so darüber raisonniret: „und diese Betrachtung (daß die Luft schwer sey,) hat, schreibt er, einige auf die Gedanken gebracht, daß es möglich sey, ein Luftschif zu verfertigen, und Leute, bei denen die Vernunft der Einbildungskraft den Zügel schießen läßt, könnten wohl gar dadurch auf die Gedanken gerathen, einmal eine Fahrt auf dergleichen Schif bis in den Mond zu wagen.,,

„Man hat folgendergestalt gedacht: die Luft ist schwer. Wenn also aus vielen hohlen Kugeln so viel Luft heraus geschafft wird, daß ihr Gewichte die Schwere dieser Kugeln des Schiffes, darin sie gebunden werden, und des Menschen, welcher darin sitzet, überschreitet: so wird alles zusammen genommen, leichter als die Luft, und steigt also in derselben in die Höhe. Ehe wir aber diesen Reisenden abfahren sehen: so ist zu bedenken, wie erstaunlich groß die Kugeln seyn müßten, wenn die daraus gezogene Luft eine solche Schwere haben sollte. Wolte

man sie sehr dünne machen, so würden sie von der äußern Luft bei Ausleerung der innern zusammen gedrückt werden, und sind sie zu dicke, so sind sie zu schwer.,,

„Doch wir wollen diesen Reisenden fahren lassen. Aber wie hoch wird er kommen, da die Luft oben dünner wie unten ist, und alsobald mit dem Schiffe in ein Gleichgewicht gerathen würde, und wie weit ist es nun nach dem Monde? 56 halbe Erddiameter, wo unterwegs kein Wirthshaus, ja nicht einmal Luft zum Athemholen anzutreffen ist. Laßt uns also die Luft zu einer Reise in die andere Welt vergessen, zc., Wie froh wolte ich seyn, wenn mein verehrungswürdiger Lehrer noch die jehige Zeit erreicht hätte, was würde er nun sagen, da man wirklich dem Monde mit einem Luftschiffe schon etwas näher kommen kan.

P. Lana wurde mit seinem Projekt vergessen, das nicht zu Stande kam, bis Philip Lohmeier, Professor zu Rinteln im Jahre 1689 wieder damit hervor kam. Er schrieb in dem Jahre eine Dissertation de arte volandi per aërem, (von der Kunst in der Luft zu fliegen,) und machte sich dabei eines gelehrten Diebstahls verdächtig, weil man glaubte, daß er Lana ausgeschrieben hätte. Keiner sportete über diese Anschläge mehr als der ehemalige Kaiserl. Commerzien- und Cammerath D. Joh. Joachim Becher, der sie in seinem Buche: die närrische Weisheit und die weise Narrheit sehr beißend herdurch nahm:



nahm: Es ist nachgehends mit den Luftschiffen so ziemlich stille geworden, denn man durfte nur davon reden, so lachte schon alles, und vernünftige Leute hatten eben nicht Lust, sich dem allgemeinen Gespötte anzusehen. Montgouier befand sich in der Crise, er erregte die Neugier, und man war jetzt im Begriff anzufangen zu lachen, als er glücklich seinen Versuch durchsetzte, und Kluge nun denen das Lachen überließen, die den Werth seiner Erfindung nicht einsehen konnten.

Mit dieser Luftfahrtskunde steht die Fliegekunst in einer genauen Verbindung. Die Fabel vom Icarus und der fliegenden hölzernen Taube des Archytas Tarentini gehören aus dem Alterthum hieher; mehr mag ich hiervon nicht anführen, um nicht zu sehr vom Wege abzuweichen. Nur führe ich hier noch aus dem Becher an, daß an dem Königl. Pöhlischen Hofe ein Italiäner Namens Barottini gewesen, der ein Schiff oder eine Maschine von Stroh oder Bast gemacht, und die Sache so weit gebracht, daß er sich zwar selbst dritzte von der Erde geschwungen, aber doch hat allezeit etwas an der Maschine gefehlet, so, daß sie niemals ganz zu Stande gekommen. Anfangs habe er sogar vorgegeben, daß er innerhalb 12 Stunden von Warschau nach Constantinopel fliegen wolte. Die Geschichte liefert auch Exempel davon, daß dergleichen Luftflieger Arm und Beine zerbrochen haben; desto kühner für unsere französische Wagehälse, die

das wissen konnten und mußten, sich in solche Höhe der Luft zu begeben;

Meine Leser müssen nun nicht ermüden, wenn ich sie bei Erklärung des Luftschiffes bei ein und anderen Vorkenntnissen aufhalte. Die Luft ist schwer, wie ihnen Krüger schon eben gesagt hat, aber ich noch einmal wiederholen muß, weil dies den Grundsaß bei meiner Vorstellung abgiebt. Man kan sich durch einige Experimente leicht davon überzeugen. Nimt man zum Exempel eine große gläserne Kugel, in der eine Oefnung ist, die man auf und sezt wieder verschließen kan, und pumpt die Luft heraus, so wird sie leichter. Man bringe sie so auf eine empfindliche Wage, und seze beide Schalen in einen wagerechten Stand. Dann öffne man die Kugel, man wird sie zischen hören, daß etwas hineindringt, dies ist die äußere Luft, die die Kugel erfüllt; sie wird aber nun auch die Schale, worin sie liegt, niederziehen, und dadurch beweisen, daß sie schwerer geworden. Aus diesem Versuche ist man auf die Erfahrung gekommen, daß ein Cubieschuh Luft 3 Loth, oder wie andere wollen 1 Unze 22 Gran wiege. Obigen Versuch kan man auch kürzer mit einer Blase machen, viele Luft hinein pressen; sie auf die Wage legen, dann sie durchstechen, so wird man den Verlust der Schwere, den sie durch die entflozene Luft gelitten, bemerken.

Um aber die specifische Schwere der Luft gegen andere Dinge zu erkennen: so wollen wir sie darauf, wie folget,

ungefähr vergleichen. Ein Gefäß mit 19636 Loth Gold gefüllet, faffet nur  $1\frac{1}{7}$  Loth Luft; ein Gefäß gefüllet mit 1000 Loth Wassers kan nur  $1\frac{1}{7}$  Loth Luft in fich faffen; ein Gefäß von der Größe, daß  $1\frac{1}{7}$  Luft darin kan, kan 14019 Loth Quecksilber in fich begreifen, oder statt dessen 10535 Loth Silber. Man fiehet wie ungemein leicht die Luft ist. Noch leichter aber ist die inflammable Luft, die der größte Theil der Leser aus der kurzen und deutlichen Beschreibung die im 100<sup>ten</sup> St. dieses Magazins vom vorigen Jahre befindlich ist, kennen wird. Die Angaben sind verschiedentlich. Fontana giebt sie 13 mal leichter an, Cavendish 10 mal, Herbert etwas über die Hälfte, Sigaud de la Fond 6 mal, Ingenhouß  $5\frac{1}{2}$  mal. Siehe Gött. Mag. v. v. J. 5<sup>tes</sup> Stück S. 791. Herr Professor Lichtenberg wählet das zweite. Nimt man sie nun 10 mal leichter an, so kan ich ein Gefäß das  $1\frac{1}{7}$  Loth atmosphärischer Luft enthält, nachdem es von dieser ausgeleeret, schon mit  $\frac{7}{7}$  Loth inflammabler Luft wieder füllen.

Wie überhaupt die Schwerkraft aller Körper eine geheimnißvolle aber höchst weise Einrichtung des Schöpfers ist: so bewundern wir diese Weisheit auch in der Anrichtung der Luft. Leicht mußte sie seyn, dann gesetzt, sie hätte nur die Schwere des Wassers, wie drückend würde sie für den Körper seyn, der eine menschliche Constitution haben sollte? Hätte sie gar des Goldes Schwere: so würden wir ganz unge-

ben mit ihr, von ihr gedrückt, mit einem Athemzuge unsern ganzen Lebenslauf anfangen und beschließen. Hätte sie aber gar keine Schwere; so würde sie auf einmal davon fliegen und uns lustlos, d. i. todt zurück lassen. Der Schöpfer gab ihr also eine Schwere, wodurch sie an unsern Athemungskreis gebunden ward; machte sie aber auch ungemein leicht.

Allein so leicht sie ist, so drückt sie doch. Die Schwerkraft, schreibt der Herr Professor Büsch in seinem Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens 2<sup>ten</sup> Abh. 1<sup>ten</sup> Abschnitt S. 4. macht, daß die Körper in dieser Richtung beständig drücken und der Erde wenigstens so nahe zu kommen suchen, als in der Verbindung, in welcher sie mit andern Körpern stehen, möglich ist. Ein schwerer Körper, der auf einer nicht festen Grundlage steht, drückt dieselbe so lange, bis sie nicht weiter nachgiebt. Stellt man nur eine rohe Vergleichung zwischen Luft und Wasser an, die beide flüßig sind, so ist es eben so gewiß, daß die erstere drückt, als solches von dem letztern gewiß ist, obgleich das Wasser ungleich stärker drückt. Noch mehr aber drückt das Quecksilber vermöge seiner größern Schwere. Es scheint nun zwar, daß der Druck der Luft wegen ihrer ungemeinen Leichtigkeit nicht stark seyn könne, und doch sage ich unsern Naturkündigern aus guten Gründen nach, daß die Luft, die den menschlichen Körper von allen

len Seiten, nach Verhältniß seiner Größe presset, 20 bis 30000 Pfund, ja noch mehr ausmache. Daß ein Mensch diesen Druck nicht fühlt, macht, weil der Druck von der einen Seite beständig durch den von der entgegen gesetzten Seite wieder geschwächt und aufgehoben wird. Fühlt doch auch ein Mensch unter dem Wasser den Druck desselben nicht, wie z. E. der Perlenfischer, der auf dem Grunde des Meeres stehet, die oft viele Centner große Last nicht fühlt, die auf ihm ruhet, ohne daß seine Glocke zerbricht.

Fühlt man nun gleich den Druck der Luft nicht, so wird man ihn doch nicht läugnen, weil es erwiesen ist, daß sie schwer ist. Man lege eine leichte Pflaumsfeder auf die Hand, wir fühlen ihren Druck nicht, aber gewiß drückt sie gegen die Hand, sonst würde sie nicht darauf ruhen. Indesß sehr ist es nicht an Experimenten, die den Druck der Luft ganz sinnlich machen. Beim Gebrauche der Luftpumpe kommen sie häufig vor; man zeigt einem da unter andern zwo halbe messingene Kugeln, die genau auf einander passen und die man, damit keine Luft hineinbringen kan, etwas verschmieret; man leget sie gegen ihre hohle Seite, so leichte auf einander, als man sie aus einander nimt. Sie scheinen aber zaubert zu seyn, so bald unter der Luftpumpe die Luft aus ihnen gezogen ist; nicht ohne die größte Gewalt sind sie dann aus einander zu bringen.

Orto von Guericke, der Erfinder der Luftpumpe im vorigen Säculo, ver-

suchte es mit ein Paar Halbkugeln, die etwas über eine halbe Elle im Durchmesser hatten, 16 Pferde konten sie mit größter Gewalt nicht trennen. Die Sache ist sehr erklärbar, die äußere Luft drückt auf allen Seiten, von innen strebt nichts entgegen; bringt man sie unter die Glocke und nimt die äußere Luft durch die Luftpumpe weg; so ist es ein geringes die Kugel in 2 Theile wieder zu zerlegen. Sich noch leichter vom Drucke der Luft zu überzeugen, so nehme man ein Bierglas, fülle es ganz mit Wasser, lege ein Papier oben darauf und drücke es feste an; nun lehre man das Glas um, es kömt nichts heraus. Die Luft von der obern Luft gedrückt, muß mit elastischer Kraft zu sehr gegen das Papier drücken und das Ausstürzen des Wassers hindern.

Doch ich komme auf eine andere Erscheinung, die uns importanter ist, und mehr für mein Vorhaben dienet. Man fülle eine Röhre, die ganz dichte ist, und keine Luft zuläßt, und über 32 Schuhe lang ist, mit Wasser, dann verstopfe man sie oben, daß keine Luft von da mehr zudringen kan, und verschließe sie unten mit einem Hahn, daß kein Wasser heraus kan. Nun setze man sie ins Wasser, so daß der Hahn noch überloffen ist, öffne ihn, das Wasser wird heraus laufen, aber bei weitem nicht alles, sondern nachdem das, was über 32 Schuh hoch hinaus ging, heraus ist, wird das übrige, seiner Schwere ungeachtet, stehen bleiben. Dies würde nicht geschehen, wenn nicht Luft auf

auf die ganze übrige Fläche des Waffers drückte, und dadurch das Wasser in der Röhre zurück hielte. Torricellius machte ähnliche Verfuche mit dem Queckfilber, und daher find die Torricellianifchen Röhren oder unsere Luftfchweremeffter, die wir Barometer nennen, entftanden. Von diefen ift es bekant, daß die gegen das offene Ende drückende Luft das Queckfilber 28 Zoll hoch in der Röhre erhält. Wenn die Luft fchwerer ift, fo bemerken wir, daß das Queckfilber fteigt, aber fällt, wenn fie leichter wird, daher diefe Gläfer den Namen der Wettergläfer erhalten haben. Ich habe bei meinem Freunde dem Herrn Kaufmann Kirchhof in Hamburg mit dem größten Vergnügen gefehen, wie der äußere Druck bei feiner künstlich gemachten Vorrichtung das Queckfilber nach unten hin, wie einen Staubbregen durch einen dichten hölzernen Stöpfel fo lange trieb, bis alles hindurch war. Was braucht es mehr den Druck der Luft zu beweifen?

Man verlangt aber vielleicht zu wiffen, wie ftark diefer Luftdruck fey; und das läßt fich aus dem, was folget erkennen und berechnen. Ganz bekante Dinge follen hier die Grundlage abgeben. Ich hätte z. E. ein Stück Holz, von dem ich wiffen wolte, wie ftark es die Fläche, worauf es ruhet, drückt. Ich würde es an die eine Seite des vorher waagerecht geflandenen Waageballen hängen. Der Ausfchlag, den es macht, belehret mich von feinem Druck.

Ein Gewicht auf der andern Seite angehängt, daß der Waageballen wieder waagerecht fteht, würde mir fagen, wie ftark es drückt. Halten 10 Pfund dem Holze das Gleichgewicht, fo ift es richtig, das Holz drückt mit einer Kraft von 10 Pfund.

Nun einen Schritt weiter, fo kennen wir das Gewicht der Luft. Die Wafferröhre, deren wir oben gedacht, in welcher die Luft das Wasser  $3\frac{1}{2}$  Fuß hoch erhält, foll einen Quadratzuß weit feyn, und enthält folglich 32 Cubicfuß Wasser. Jeden Cubicfuß Wasser rechnet man zu 64 Pfund, denn obgleich Regen- Brunnen- und Schneewasser in der Schwere etwas unterfchieden find, fo wollen wir uns an die Suptilitäten hier nicht lehren, die Luft hält also auf der Fläche eines Quadratzuffes 32 mal 64 Pfunden das Gewicht und drückt demnach mit einer Kraft von 2048 Pfund auf einen fo geringen Raum. Oder will man lieber nach dem Barometer den Druck der Luft berechnen: fo wollen wir die gläferne Röhre zu 1 Zoll Weite annehmen; fie enthält also 28 Cubiczoll Queckfilber, das im Gleichgewichte mit der Luft ftehet. Die ganze Maffe Queckfilber wieget 15 Pfund; die Luft hält folglich auf einen Quadratzoll 15 Pfunden das Gleichgewicht, wiegt und drückt fo ftark; nimt man nun der Quadratzolle 144 zu 1 Quadratzuffe, fo kommen daraus auf 2160 Pfund Druck der Luft, welcher Unterfchied von der erftern Angabe fo viel nicht fagen will.

Die Fortfetzung folgt künftig.



# Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 16ten Januar 1784.

Erläuterung zu der ärostatifchen Maschine und der damit gemachten Luftfahrt.

(Fortsetzung.)

**H**ier kan ich beiläufig den Satz erklären, der den Unkundigen sehr paradox muß vorgekommen feyn, daß der menschliche Körper sich stets in einem Drucke von 200 bis 300 Centner Luft befinde. Ich nehme einen Menschen von mittlerer Größe und rechne, daß die Oberfläche seines Körpers 14 Quadratuße betrage, auf jeden Quadratfuß einige 2000 Pfund Luftdruck, so ist die Rechnung gleich gemacht. Wollen wir uns vorstellen, der ganze Erdboden wäre mit einem Quecksilbermeere bedeckt, das 28 Zoll tief wäre: so versinnlichen wir uns dadurch den Druck der Luft gegen die Erdoberfläche, oder wollen wir lieber Wasser uns denken: so müssen wir es uns überall 32 Fuß hoch vorstellen.

Nach diesen Voranschickungen; die Luft ist schwer und drückt, wird es noch leichter werden, von der Luftschiffahrt uns eine richtigere Idee zu machen. Die Luft ist eine flüssige Materie, und so können wir sie im groben erst mit dem Wasser vergleichen. Auf dem

Wasser können Körper schwimmen und Schiffe fahren. Dazu wird aber erfordert, daß sie specifisch leichter sind, als das Wasser. Dies will hier so viel sagen: der Körper, welcher schwimmen soll, muß, nachdem er ins Wasser gesenkt ist, nicht so viel wägen, als das Wasser wiegt, das er aus seiner Stelle vertreibt. Wiegt er mehr, so sinkt er unter. Daher kömte, daß Gold, Silber, Eisen, u. d. gl. nach dem großen Unterschiede ihrer Schwere von dem Wasser, die ich oben angegeben habe, nicht schwimmen.

Indessen ist es nicht unmöglich Materien, die specifisch schwerer sind als das Wasser auf ihm schwimmend zu machen. Dies geschieht, wenn man die schwere Materie in einen solchen Raum ausdehnet, daß die flüssige Materie, welche diesen Raum erfüllen könte, mehr wiegt, als der ausgebehnte Körper. Eine feine Nähnadel schwimmt; würde man ihr von ihrer Materie nichts nehmen und sie kürzer machen, so würde sie sinken. Ein Stück Eisen

E

das

das untergeht, verarbeite man zu einer hohlen eifernen Kugel, und gebe ihr die möglichste Ausdehnung, sie wird schwimmen, nicht weil sie am Gewicht verloren hat, sondern weil sie einen größern Raum einnimmt. Die innere Luft macht sie nicht leichter, denn die hat viel mehr noch etwas Schwere.

Man verbinde mit einem schweren Körper leichtere, um seinen Umfang zu vergrößern und ihn dadurch leichter zu machen, als das Wasser, was er aus der Stelle treibt. Unsern kleinen Tochterbehältern auf den Nachtlampen, die, weil das Blech schwerer ist, als das Volumen Del, was es aus der Stelle treibt, sinken würden, stecken wir Cork an und erhalten sie dadurch oben. Menschen ziehen Schwimmkleider aus leichter Materie an, und erhalten sich dadurch oben auf dem Wasser. Entsetzliche Lasten bräuen wir auf dem Wasser schwimmend fort, legen sie aber in leichtere Materie, in Schiffe. Alles dieses sind bekante Dinge; wir müssen uns aber ihrer erinnern, wann wir uns von der neuerfundenen ärostatifchen Maschine einen Begriff, und von der Möglichkeit einer Schiffahrt in der Luft die rechte Vorstellung machen wollen.

Nur der Fische muß ich hier noch gedenken, denen die Natur das Vermögen im Wasser zu schwimmen und unter und aufwärts darin zu steigen, geschenkt hat. An sich ist der Fisch schwerer, als das Wasser, aber die Natur hilft ihm durch seine Blase, die er ausdehnen kan, die Größe seines Leibes auszudehnen und sich dadurch zu er-

leichtern. Nach Proportion als er die lustvolle Blase zusammen zieht, sinket er, und steigt, wie er sie erweitert.

Die Luft ist eine flüssige Materie, und ist an eben diese Regeln gebunden, die wir jetzt vom Wasser angegeben haben; nur daß sie viel subtiler und viel leichter ist. Was in der Luft schwimmen soll, muß specifisch leichter seyn, als die Luftmasse, deren Raum die Materie einnimmt. Man erinnere sich des obgedachten Pegelischen Luftschiffes, bei dessen Zubereitung alles darauf abgesehen war, es mit Kugeln zu verbinden, die luftleer waren, und die also zwar noch eine materielle eigenthümliche Schwere, aber keine Luftschwere mehr hatten, und doch einen großen Raum in der Luft einnehmen, oder viele Luft verdrängen solten. Eine Kugel von 1 Zoll dickem Metall müßte über 3000 Fuß im Durchmesser haben; dann könnte sie für sich steigen aber noch keine Lasten mit nehmen.

Der Vogel schwimmt in der Luft vermittelst der Größe die er seinem Körper durch Ausbreitung der Flügel und Sträubung seiner Federn giebt, wodurch er einen Raum gewinnt, der schwerer nach seinem Inhalt als er selbst ist.

Vergleichen man jene alten Luftschiffbauer mit unserm Herrn von Montgolfier, so finden wir, daß sie beide von einerlei Principiis ausgingen, aber in der Ausführung verschiedene Wege einschlugen. Was bei den erstern sich für Hindernisse aufthaten, habe ich angestrichet; wären sie in der Mathematik und

und Chemie so erfahren gewesen als dieser letztere, so hätten sie, wenn auch nicht ein Taffet zum Untersutter, doch vielleicht ein anderer Zufall auf die gegenwärtige Erfindung geführt. Ich bin aber auch mit dem Herrn Professor Büsch in der angeführten Abhandlung der Meinung, daß wenn man damals, da man den Versuch dazu immer im Kleinen gemacht, ihn, weil er da nicht gelingen wolte, bei Seite gesetzt, und wieder versucht hätte, bis er einigermaßen gelungen wäre, man endlich seinen Zweck erreicht hätte. Jetzt, sagt er, folgen sich unsere Entdeckungen und alle mögliche Anwendungen derselben viel geschwinder. Man geht in letztern weit sicherer, und tändelt nicht lange mit einem Versuche im Kleinen, weil man weiß, daß er im Großen gelingen kan.

Pegelius forderte zur Unterstützung seiner Unternehmungen die Großen auf, fand aber keinen Eingang. Wie sehr unterscheiden auch diese sich jetzt vom jenen. Welch eine Aufmunterung mußte es Montgolfier seyn, wenn der König und sein Hof sich als Zuschauer bei seinem ersten Ballspiel einfanden und ihn mit ihrem Beifall beehrten. Könige und Fürsten, die in Gelehrsamkeit und Wissenschaften ihren Ruhm suchen, sehen den Gelehrten jetzt nicht mehr als einen Pedanten an. Ruhm für den König von Frankreich, wenn er Montgolfier adelt, und mit dem Orden des heiligen Michaels bekleidet; Herr Charles eine Pension von 2000 Livres, und Herr Du Roziers und Robert eine Pension von 1000 Livres beileget;

über das Befehl ertheilt, eine Medaille zur Ehre dieser Erfinder zu prägen, um eine Erfindung zu verewigen, die, wie er sich soll ausgedrückt haben, in seinem Königreiche, unter seiner Regierung, von einem seiner Unterthanen gemacht worden.

Doch ich lenke wieder ein, und komme auf die Einrichtung der Montgolfierschen Luftkugel. Montgolfier mußte eine Luft zu bereiten, die bei uns nicht bekant war, deren Gewicht von der atmosphärischen die uns umgiebt, sehr verschieden war. Sie ist die entzündbare oder inflammable Luft, die auch unter dem Namen Gaz vorkommt und 10 mal leichter als gemeine Luft seyn soll. Leichter ist sie gewiß, ob aber an 10 mal, hängt von besondern Umständen und der Art ihrer Bereitung ab. Ein Cubicus dieser Luft mußte in unserer Luft schwimmen, als in der Ausdehnung von einem Cubicusfuß, und mußte nach Proportion ihrer Leichtigkeit steigen, so gut als ein Stück Cork vom Grunde des Meeres aufsteigen mußte, wie der Herr Professor Lichtenberg in einer treffenden Vergleichung sagt: die ganze Kunst bestand nun darin, sie in ein Gefäß einzuschließen, das an sich leicht genug wäre, mit dieser Luft aufzusteigen. Und wie möglich dies sey, läßt sich durch ein geringes Exempel beweisen. Die Maschine soll von leichter Materie überzogen seyn, einige 20 Ellen lang von Ellen Breite, die ich will auf 6 Pfund rechnen; was sonst zu dem Gerippe der Maschine gehört mag auch 2 Pfund

ausmachen, und nun wiegt sie 8 Pfund. Sie kan ungefähr 3 Ellen im Durchmesser halten, und würde ihr körperlicher Inhalt beinahe 106 Cubicfuß seyn; so viele Fuß gemeiner Luft würde sie, die inflammable Luft enthält, verdrängen. Nun will ich annehmen, die inflammable Luft sey 10 mal leichter wie die gemeine: so würde ich auf jedes Loth gemeiner Luft  $\frac{1}{10}$  gewinnen, und dadurch die gemeine Luft gegen die mit inflammabler Luft gefüllte Maschine ein ziemliches Uebergewicht erhalten. Sehen wir nun einen Cubicfuß gemeiner Luft zu 3 Loth und brennbare Luft zu  $\frac{3}{10}$  Loth an: so enthält die Maschine beinahe 32 Loth Luft, und die ihr ausgewichene gemeine Luft macht 318 Loth, oder beinahe 10 Pfund; obige 8 Pfund davon abgezogen, bleibt ein Uebergewicht von 2 Pfund, die die Maschine leichter als die Luft ist, und muß sie schwimmen und steigen können. Kleine Maschinen, sieht man hieraus schon, lassen sich nicht gut gebrauchen; ihr kleiner Raum kan die Schwere nicht haben, die ihre Bekleidung verursacht; durch ihre Größe gewinnt man ungemein. Wir haben von der Montgolfierschen Maschine gelesen, daß sie 60000 Cubicfuß Luft enthalten habe; nach obiger Berechnung nahm sie also einen Platz von 6000 Pfund Luft ein; ihre eigene Luft wog 600 Pfund, die Maschine 1000 Pfund, die Gallerie 500 Pfund, sie war also noch beinahe 4000 Pfund leichter, wie die Luft, worin sie schwamm, und kein Wunder, daß sie stieg. Sie mußte sehr hoch steigen können,

Denen, welchen Berechnungen nicht unangenehm sind; will ichs hier ganz leicht zu machen suchen; diese Maschine in Kugelform zu berechnen. Es sey die Aufgabe diese:

Kan eine Maschine 100 Pfund in die Höhe bringen und mit sich fortführen, wenn sie 12 Fuß im Durchmesser hat?

Man suche den körperlichen Inhalt der Maschine

$$\begin{array}{r}
 21 \text{ — } 11 \text{ — } 12 \text{ mal } 12 \text{ mal } 12 \\
 \hline
 1728 \\
 \hline
 11 \\
 \hline
 21 \overline{) 19008} \\
 \hline
 900 \text{ Cubicfuß.}
 \end{array}$$

Wie viel wägen 900 Cubicfuß inflammabler Luft? 270 Loth oder 8 Pf. Wie viel wägen 900 Cubicfuß gemeiner Luft? 84 Pfund.

Die Luft der Maschine 8 Pf.  
 Die Bekleidung —  $\frac{40}{48}$  Pf.

So habe ich noch 36 Pfund gemeiner Luft Uebergewicht und kan die Maschine an sich steigen, aber keine 100 Pf. mit nehmen.

Wir werden das Gesuchte auf einem andern Wege finden; wir nehmen a.) die fortzubringende 100 Pfund, b.) die Bekleidung der Maschine und ihr Gerippe setzen wir auf 200 Pfund, c.) soll noch ein Uebergewicht der gemeinen Luft von 200 Pfund seyn, so hätten wir überhaupt 500 Pfund, die die gemeine Luft mehr wägen soll, als die, welche wir einschließen wollen, und die  
 mit



mit der Maschine und der Last steigen soll.

Die Rechnungsformel sey nach meiner Regel de Tri. Zu  $2\frac{1}{5}$  Loth Uebergewicht zu erhalten, muß ich haben 1 Cubicfuß Luft. Wie viele Cubicfuß gehören zu 500 Pfund?

Antwort 5926 Cubicfuß.

So groß muß also die Maschine seyn, damit sie die an inflammabler Luft enthalten könne. Sucht nun zu dieser Zahl den Diameter, um sie in eine Kugel zu bringen, so

157. — 300. — 5926.

Facit 11323.

Daraus ziehet die Cubicwurzel, die ungefähr 22. Der Diameter der Kugel müßte also von 22 Fuß seyn. Zur Probe setze ich dies hinzu:

5926 Cubicfuß gemeiner  
Luft wägen — 555 Pfund.

5926 Cubicfuß brenn-  
barer Luft — 55 Pfund.

Die Bekleidung der Luft 200 Pfund.

Die Last die sie führen soll 100 Pfund.

So hat sie noch 200 Pfund an gemeiner Luft zu gute, und würde mit einer noch größern Last steigen.

Nach dieser Angabe, die die Berechnung beweisen wird, müßte eine Last von 10000 Pfunden und vieles darüber, was der Leser selbst errathen mag, mit einer Maschine von 80 Fuß im Diameter, die an sich 3000 Pfund wägen soll, können in die Höhe gehoben, und durch die Luft transportirt werden. Ob sich aber bei der Struktur einer solchen Maschine, bei der

Befestigung der Last und dergleichen nicht noch besondere Schwierigkeiten ausfinden mögten, davon bin ich noch zur Zeit zu wenig unterrichtet, um etwas darüber zu bejahen oder zu verneinen; ob ich gleich geneigter bin zu glauben, daß es thunlich sey, wie ich dann bei diesem letztern Falle die Maschine noch viel größer angegeben habe, als es nöthig seyn dürfte. Man sehe obige Rechnungen nicht für mathematisch scharf an; man hat nur die Verfahrensart dabei im allgemeinen zeigen wollen. Ohne viele Mühe wird man auf die Bahn geleitet, alles genauer rechnen zu können. Daß ich von Kugeln geredet, ist um der mehrern Verständlichkeit willen, die hier überall meine Absicht ist, geschehen. Im Götting. Mag. ist die Berechnung nach Würfeln gemacht, und ist leicht eins auf das andere zu reduciren. Sonst hat es geheißen, daß die Montgolfiersche Maschine aus zweien abgekürzten Kegeln bestanden habe. Die Folge der Versuche wird auch in Ansehung der Figur der Maschine manche Vortheile an die Hand geben; wie sie denn auch besonders noch lehren muß, wie ihr die Richtung nach einer Gegend zu geben sey. Was diesen letztern Umstand anlangt: so sinnet man schon stark darauf, und dürfte ein angebrachter magnetischer Stab in etwas behülflich dazu seyn.

Nun komme ich auf einen Umstand, worüber ich bei dieser Gelegenheit mehrmals bin gefragt worden, und habe ich daraus abgenommen, daß

vielen meiner Leser wohl ein Dienst dadurch geschieht, wenn ich ihnen solchen aufzuklären suche. Ich kan es leicht, indem ich den Grund schon dadurch gelegt, daß ich ihnen den Druck der Luft bewiesen habe; wobei ich weit kürzer würde gewesen seyn, wenn ich nicht auf das, was nun folgen soll, hätte vorbereiten wollen, und ohne den Druck der Luft zu kennen, würde ich darüber nichts verständliches haben sagen können. Man mögte gerne wissen, wie hoch das Luftschif gestiegen ist, und wie man dieser Höhe gewiß seyn könne. Man mißt des Meeres Tiefe durch ein Senkblei, und solches ist nicht weniger auch hier brauchbar; ich lese aber in den Zeitungsberichten davon nichts; dagegen aber lesen wir von Herrn du Roziers und seines Reisegefährten des Herrn Giraud de Villelte Luftschiffe, daß es sich bis zu der gänzlichen Länge der Verticalstricke, die 374 Fuß hielten, erhoben habe. Sonst weiß man, wie geometrische Messungen hoher Berge und Thurmspitzen, zu denen man nicht kommen kan, vorgenommen werden, und gesetzt, das Luftschif wankete zu sehr, als daß man Zeit genug hätte, sich einen zwoiten Stand zu wählen, und es an eben dem Plaze nicht höher und nicht niedriger vorzufinden: so dürfen nur zwo Personen zu gleicher Zeit die Höhenwinkel nehmen und ihre Beobachtungen vergleichen, wobei freilich voraus gesetzt wird, daß das Schif noch sichtbar sey. Der andern Arten, wie man Höhen anwisset nicht zu gedenken. Bleibe ich bei dem

sehen, was von der Fahrt des Herrn Charles und Robert ist berichtet worden, so heist es, daß sie über die Vorstadt St. Honore in einer Höhe von 200 Toisen weggefahren, nachmals über dem Berge Sannoy einen Theil Ballast weggeworfen, und sich noch 100 Toisen höher aufgeschwungen haben. Als Herr Charles zum zweiten male allein fuhr, stieg er in 10 Minuten 1524 Toisen hoch. Wie konten unsere Luftfahrer mit solcher Bestimmtheit von der Höhe ihres Schiffes reden? Sie berufen sich auf ihren Barometer, nicht anders, als ob der ihr Maasstab gewesen; und das war er wirklich. Ihre Maschine war bei der letzten Fahrt, wegen ihrer ungemeinen Höhe, den Augen entzogen und kaum noch durch ein Telescop wahrzunehmen. Wie schön! daß auch selbst in dieser Lage noch ein Mittel, die Höhe zu messen übrig war. Dazu in der Macht derer, denen am meisten an dieser Kenntniß gelegen seyn mußte. Mich wundert sehr, daß einige Zeitungsschreiber bei ihren Berichten diese Barometerumstände ausgelassen haben; sie müssen geglaubt haben, das Publikum verstünde es nicht, oder bekümmere sich darum nicht. Laßt es uns dem, der es nicht versteht, verständigen; denn es ist kein kleiner Umstand, wenn jemand in der Luft fährt, zur Befriedigung unserer Neugierde erfahren zu können, wie hoch er fährt. Und dies sagt der Barometer. Er ist nicht bloß Wetterglas, sondern auch Höhen- und Tiefenmesser.

Die

Die Luft ist schwer und drückt, und hält Wasser und Quecksilber, ersteres 32 Schube, letzteres 28 Zoll in Röhren in der Höhe; auf einen Quadratsfuß drückt sie mit einer Luft von 2160 Pfund, dies muß ich hier als nun bekannt genug meinen Lesern wieder in Erinnerung bringen.

Nun denke man sich oben aus der Luft auf jedem Quadratsfuße eine Säule von Luft stehend, so wird man gleich zu dem Gedanken kommen, daß es nicht gleichviel sey, wie kurz oder lang diese Säule sey; man wird, wenn man die Sache nur obenhin anschlägt, glauben, daß, wenn die Luftsäule noch mal so lang wäre, als sie jetzt ist, sie mit verdoppelter Kraft wirken, und 4320 Pfunden das Gleichgewicht halten würde. Dann hielte sie das Wasser 64 Fuß hoch in der Röhre, und das Quecksilber statt 28 Zoll, 56 Zoll. Wäre sie aber um die Hälfte kürzer: so würde ihr Druck nur vom 1080 Pfund seyn. Die Säge begreifen sich von selbst; je stärker die Luftsäule auf den Mercurius im Barometer drückt, je niedriger fällt er; ferner je länger die Luftsäule, je mehr erhebt sie den Mercurius; je kürzer, je mehr glebt sie ihm nach, und er sinket. Nehme ich nun an, wie es in der That ist, daß die Luftsäule von der obersten Region der Atmosphäre auf die Erde herab gehet: so folgt, daß je höher ich in die Luft steige, je kürzer wird meine Luftsäule, statt, daß sie sich verlängert, je weiter ich herabsteige oder gar niedriger gestellet bin, als die Meeres:

fläche ist. Dies hat unsere Naturforscher auf die Gedanken gebracht, daß man den Barometer ganz gut gebrauchen könne, um Höhen damit zu messen. Bald nach Erfindung der Barometer im Jahre 1624. war der französische Gelehrte Pascal der erste, der die Beobachtung machte, daß das Quecksilber in der Röhre fiel, wenn man damit auf einen Berg stieg. Perrier, gleichfalls ein Franzose, machte die ersten Versuche auf dem Puy-de-Dome damit, und er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen würde, die Höhen der Berge dadurch zu bestimmen. Seit diesen Zeiten hat man ungemein viele Versuche angestellt, etwas gewisses darüber zu bestimmen, worüber man in den Memoires der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris vom Jahre 1700 an nachlesen kan. Es thaten sich aber auch sehr viele Schwierigkeiten dabei hervor, denn man fand, daß die Luft nicht in allen Ländern gleich schwer wäre, man bemerkte, daß man zu jeder Linie Veränderung auf dem Barometer nicht eine gleich lange Luftsäule bei dem Steigen in der Höhe annehmen könnte, und endlich ward man inne, daß die Veränderung der Temperatur der Luft in Wärme und Kälte ihre Wirkung bei Verlängerung oder Verkürzung der Quecksilbersäule in der Röhre äußerte: dadurch mischten sich so viele Subtilitäten in diese Berechnungen der Höhe, daß sie äußerst schwer wurden. Doch gaben es die Herren Gelehrten bewegen nicht auf; sondern forschten

unermüdet, um endlich auf eine Art der Berechnung zu kommen, wodurch sich etwas gewisses bestimmen ließe. Der Weg, dazu zu gelangen, war der, daß sie einiger Berge Höhen geometrisch maßen, nachhero mit ihren Barometern Versuche anstellten, und sie mit ihren Vermessungen in Vergleichung zu bringen suchten. So machten es die Herren Maraldi, Chazelles, Couplet und Cassini. Geometrisch maßen sie einige hohe Berge in Auvergne, Languedoc und Roussillon, und nachdem sie ihrer Höhen gewiß geworden, begaben sie sich mit ihren Barometern hinauf. Sie machten die Erfahrung, die sie nachher zum Grunde legten, daß die Luft, je höher man kömmt, sich verdünne, und daß eine Luftsäule von gewissen Füßen, die an der Erde so viel wiegt, in der Höhe schon länger seyn müsse, wenn sie eben so viel wägen soll. Ob sie nun gleich wahrgenommen hatten, daß nach einer Höhe von 61 Fuß das Quecksilber eine Linie falle: so sahen sie doch ein, daß es eine ganz trügliche Rechnung seyn würde, wenn man die Formel gebrauchen wolte: wenn auf einer Linie Fall des Quecksilbers 61 Fuß Höhe erfordert wird, wie groß ist die Höhe, wenn er 2 Linien fällt? Ich will hier ein Paar Observationen, welche Cas-

fini gemacht hat, zur Erläuterung des gesagten anführen, die eine über die Höhe des Berges Puy-de-Dome in Auvergne, und die andere über die Höhe des Lanigon, eines der höchsten unter den Pyrenäischen Gebirgen: beide hatte man geometrisch gemessen, ehe man die Versuche mit dem Barometer machte; den ersten schätzte man auf 810 Toisen, deren jede 6 Fuß hält, und den andern 1440 solcher Toisen. Bei der ersten Beobachtung nehmen wir 4 Standörter an, deren folgender immer höher ist wie der vorhergehende: die Meeresfläche, Paris, die Stadt Clermont, der Puy de Dome.

- a) auf der Meeresfläche nehmen wir den Barometerstand gerade zu 28 Zoll an.
- b) In Paris stand der Mercurius zu eben der Zeit 27 Zoll  $9\frac{1}{2}$  Linie.
- c) In Clermont 26 Zoll 2 Linien.
- d) Auf dem Puy-de-Dome 23 Zoll  $\frac{1}{2}$  Linie.

Nimt man nun hier bei einem Fall von ungefähr 60 Linien nach des Hrn. Mariotte Hypothese 10 Toisen für jede Linie: so würde es nur 600 Toisen ausmachen, und der Berg war nach der geometrischen Vermessung die man doch muß gelten lassen, 210 Toisen höher.

Der Schluß folgt künftig.





# Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Montag, den 19<sup>ten</sup> Januar 1784.

Erläuterung zu der ärostatifchen Maschine und der damit gemachten Luftfahrt.

(Schluß.)

Plantade machte zuerst den Versuch den Canigou vermittelst des Barometers zu messen, den die Cassinis wiederholt haben. Als Cassini mit Monnier 1740 dahin reisete, so stand zu Perpignan das Quecksilber auf 28 Zoll; zu Paris auf dem hohen Observatorio 27 Zoll 9 Linien; zu Villefranche 26 Zoll 7 Linien; in der St. Martins Abtey am Berge 24 Zoll 10 Linien, auf der Spitze des Canigou 20 Zoll 2 Linien. Hier zeigt sich augenscheinlich, wie mit der Höhe in der Luft das Quecksilber falle. Die Spitze von Canigou zeigt einen Unterschied von 7 Zoll 10 Linien gegen Perpignan, das selbst noch 21 Toisen über der Meeresfläche erhaben liegt. Zugleich zeigt sich hier aber auch, wie falsch die Rechnung sey, wenn man für jeden 10 Linien Fall 10 Toisen annehmen wolte; man würde dann nicht mehr als 961 Toisen herausbringen.

Halten wir hiemit den Bericht von der zwoiten Lustreise des Herrn Charles zusammen, und bemerken, daß es

darin heist, daß sein Barometer, bey an der Erde 28 Zoll 4 Linien stand, da, als er am höchsten mit seinem Luftwagen war, auf 18 Zoll 4 Linien herabgesunken war: so wird man daraus abnehmen, wie er Ursache hatte, dadurch seine weite Erhöhung über der Erde zu erkennen; ob ich gleich glaube, daß er sich merklich verrechnet hat, wenn er seine Höhe auf 1524 Toisen angiebt; er war gewiß viel höher. Rechnet ich für jede Linie nur  $12\frac{2}{3}$  Toisen, und ich muß in der Höhe weit mehr rechnen: so giebt dies schon 1524 Toisen.

Cassini verferrigte nach Maasgabe seiner Beobachtungen eine Tabelle, die richtiger als Mariotte seine, und setzte für die erste Linie Fall  $10\frac{1}{2}$  Toisen; für die zwote  $10\frac{1}{3}$ ; die dritte  $10\frac{1}{2}$  und so fort an; die zwanzigste Linie gab schon  $13\frac{1}{2}$ ; die vierzigste  $16\frac{2}{3}$ ; 21 Toisen hatte er für die sechs und sechszigste Linie, und so nahm dies immer zu. Nach der Cassinischen Art zu rechnen, würden 2400 Toisen herauskommen; auf deutsche Meilen reducirt,

F

wort

worauf Herr Büfching 3807 Toifen rechnet, würde diese Entfernung von der Erde, die Herr Charles in 10 Minuten erreicht,  $\frac{3}{4}$ tel einer Meile ausmachen. Um die Höhe des Herrn Charles mit andern hohen Bergen vergleichen zu können, führe ich hier beiläufig an, daß man den Chimborasso, den höchsten unter den Cordilleras in Süd. Amerika, und vielleicht den höchsten auf der Erde auf 3220 Toifen, fast eine deutsche Meile; in Deutschland unsern Brocken auf 488, und den Fichtelberg auf 496 Toifen hoch schätzt.

Cassini Rechnungsfuß gründete sich darauf, daß die Luft, je höher man kömmt, je dünner werde, und dies nahm er aus einem gedoppelten Grunde ganz richtig an. Man nehme, um sich davon zu überzeugen, verschiedene Luftsäulen bis zu der höchsten Gränze der Atmosphäre an; sie machen zwar nur eine aus, wir wollen sie aber nach den 336 Linien der 28 Zoll, mit der sie im Gleichgewichte steht, in 336 Theile der Länge nach theilen. Wer begreift nicht leicht, daß die unterste Säule, auf der 335 Säulen stehen und drücken, weit gepreßter und dichter seyn müsse als die 50te Säule, auf der nur 286 Säulen ruhen. Wenn also eine 61 Fuß lange Säule am Meere einer Linie im Barometer das Gleichgewicht hält: so thut das in der zweiten Stufe der Höhe bis zum Fall der zweiten Linie keine 61 Fuß lange Säule mehr; in ihr ist die Luft schon etwas dünner, und sie muß zu solcher Wirkung schon etwas länger angenommen werden. Hier muß ich, als am rechten Orte, ei-

nen Satz einschalten, mit dem ich gerne meine Leser bekannt machte, weil ich ihn hernach noch nöthig habe. Ich habe oben gesagt, jede Luftsäule drückt auf einen Quadratfuß mit einer Schwere von 2160 Pfunden; bei den angenommenen 336 Säulen würde das für jede Säule  $6\frac{1}{2}$  Pfund betragen. Nun macht die unterste Säule 61 Cubicfuß aus, welches für jeden 3 Loth und etwas drüber an Schwere bringt; man siehet hieraus, warum wir oben bei Berechnung der Luftschwere jeden Cubicfuß zu ungefähr 3 Loth angegeben haben, andere nehmen nur  $2\frac{1}{2}$  Loth an. Hiemit halte man nach Cassini die 20te Luftsäule von der Erde an gerechnet, zusammen, die er zu  $13\frac{1}{2}$  Toisen, oder 80 Fuß angiebt; sie kan auch nicht mehr als  $6\frac{1}{2}$  Pfund wägen, dann wiegt aber ein Cubicfuß Luft in der Gegend des Himmels nur höchstens  $2\frac{1}{2}$  Loth mehr, und so wird die obere atmosphärische erweiterte und verdünnete Luft immer leichter. Eine unten an der Erde wohl verschlossene hohle Kugel läßt, wenn sie auf einem Berge in dünnerer Luft, geöfnet wird, Luft heraus, eben darum, weil die innere Luft schwerer ist, und Raum in der dünnern, die ihrer Federkraft nicht widerstehen kan, sucht. Mit jedem Zuge der Luftpumpe wodurch die Luft unter der Glocke verdünnet wird, fällt das Quecksilber in dem mit der Glocke in Verbindung gesetzten Barometer. Mit dem Zugange der Luft steigt es wieder. Der zweite Grund, wodurch Cassini in seiner Hypothese bestärkt ward, war die Erfahrung. Er kannte z. E. die Höhe des

Canigou, und so bald er nach seiner Hypothese rechnete, so traf sein barometrischer Versuch mit der Erfahrung richtig zu; wovon er ganz abfiel, wenn er jede Luftsäule zu einer gleichen Zahl von Toisen ansetzen wolte.

Der forschende Leser wird hier natürlich zu der Frage veranlaßt, wie hoch gehet denn überhaupt unsere Atmosphäre und unser Dunstkreis. Sie läßt sich nach Cassini Angabe ohne Mühe beantworten. Man verfahre hier nach der gemeinen Art eine Progression zu berechnen. Das erste Glied sey 60 Fuß. Die Differenz 1. und die Zahl der Glieder 336. so ist das letzte Glied 396 Fuß, hiezu addire man das erste Glied 61, multiplicire es mit der Hälfte der Glieder 168: so kommen für die ganze Höhe 76,776 Fuß oder 12796 Toisen; ihrer 3807 machen eine deutsche Meile, sind  $3\frac{1}{2}$  Meilen für die Höhe der Atmosphäre. Würde also jemand sich so hoch erheben und den Barometer observiren können, so müßte aller Mercurius auf 0 unten in der Röhre seyn. Indes sind sich die Naturforscher über diese Angabe nicht einig, und für gewiß kan man sie auch nicht ausgeben, weil die Observationen mit dem Barometer bisher nur noch nahe an der Erde gemacht sind, und man hieraus nur wahrscheinlich auf die obere Luft schließen kan. Kepler kam auf den Gedanken, sie nach optischen Gründen aus der Dämmerung, da die Sonne 18 Grad unter dem Horizont ist, und ihren aus der hohlen Fläche der Atmosphäre zurückprallenden Strahlen zu berechnen, den de la

Zire verfolgete, und darnach zwischen 32000 und 37000 Toisen heraus brachte, welche Rechnung einige Lufterscheinungen zu bestätigen schienet. Der uns aus vielen gelehrten Schriften, und besonders aus seinen physischen und moralischen Briefen über die Geschichte der Erde und des Menschen an unsere allergnädigste Königin belante Herr de Lüc kan in seinem Werke über die Atmosphäre hierüber nachgelesen werden.

Eben dieser Herr de Lüc, den wir aus diesem Magazin recht gut kennen, hat sich um barometrische Höhenmessungen sehr verdient gemacht und darüber vieles geschrieben, worauf ich hier nicht kommen darf, um nicht noch weitläufiger zu werden. Wärme und Kälte haben einen ungemeinen Einfluß auf die Verdünnung und Verdickung der Luft. Die Wärme verstärkt die Federkraft der Luft und macht sie drückender; jedes Lufttheilchen wird durch die Wärme elastischer und der Druck jägt so viel mehrere Theile in einen engen Raum zusammen. Auf alles dieses hat der Herr de Lüc sehr kluge Rücksicht genommen. Nach ihm und dem Hrn. Rosenthal zu Nordhausen in seinen Beiträgen zu der Verfertigung der wissenschaftlichen Kenntniß und dem Gebrauche meteorologischer Werkzeuge im 1<sup>ten</sup> Bande, muß man den scheinbaren Barometerstand von dem wahren wohl unterscheiden. Der scheinbare ist, den der Barometer zeigt; Kälte und Wärme haben auf das Quecksilber ihre Wirkung; jene im Zusammenziehen, diese im

Ausdehnen. Will man also durch Barometerstände Höhen mit Gewißheit berechnen, so muß man diesen Einfluß davon abzufondern suchen. Dieses suchte der Herr de Lüc durch besondere Einrichtung seines Barometers sich zu erleichtern, und Herr Rosenthal hat den rühmlichen Fleiß angewandt, die Barometer zu dem Ende zu vervollkommen, damit sie zugleich die Dienste des Thermometers thun, und beides, Luftschwere und Lufttemperatur daran unterschieden werden könnten. Um etwas über den scheinbaren und wahren Barometerstand zu sagen, so ist es einzusehen, daß man zu dem Barometerstande, wenn er in der Kälte ist, etwas hinzusetzen müsse, um ihn zum wahren Stande zu machen; denn die Kälte hatte ihn erniedrigt, so wie sie das im Thermometer am Quecksilber und Weingeist thut; ist der Barometer hingegen in der Wärme, so muß von seinem scheinbaren Stande, um ihn zum wahren zu machen, etwas abgezogen werden. Daraus erfolgt für die Berechnung der Höhe der umgekehrte Fall; ist der Barometer in der Kälte, so steht er niedriger, als er stehen müßte, wenn die Kälte nicht auf ihn gewirkt hätte; die Höhe, die man nach diesem scheinbaren Stande heraus bringt, ist zu groß und muß verringert werden; ist aber der Barometer in der Wärme: so steht er höher scheinbar, als er wahr stehen muß, und die Höhe fällt nach der auf den scheinbaren Stand gegründeten Rechnung zu geringe aus und fordert einen Zusatz. Durch eine Menge von

Versuchen entdeckte Herr de Lüc, wie viel in beiden Fällen zu nehmen oder zuzusetzen sey. Für jeden Grad der Reaumur'schen Scale, um den der Thermometer über  $16\frac{3}{4}$  Grad siehet, will er zu der durch die Logarithmen gefundenen Höhe  $\frac{1}{27}$  theil addiret; und für den, den er darunter siehet, eben so viel subtrahiret wissen. Mehr werden meine Leser, wenn ich dem größten Theile von ihnen verständlich bleiben soll, hiervon nicht wissen wollen.

Sie werden mit mir zu Hr. Charles, den wir hoch in der Luft verlassen haben, zurück kehren, und auch wissen wollen, was er da auf seinem Thermometer über Wärme und Kälte beobachtet habe. Innerhalb 10 Minuten, sagt er, sey er aus der Temperatur des Frühlings in die Temperatur des Winters gekommen; sein Thermometer stand nach Reaumur'scher Scale ohne Zweifel  $7\frac{1}{2}$  Grad über 0, und in der Höhe 5 Grad unter 0; ein großer Unterschied von  $12\frac{1}{2}$  Grad! Nach obigen Sätzen muß man etwas von der berechneten Höhe wegnehmen, welches aber hier im Ganzen keinen großen Unterschied machen kan. Er mag 7 bis 10 Toisen ausmachen, und bleibe ich bei dem allen noch immer der Meinung, daß Herr Charles höher als 1524 Toisen gewesen sey: ungeachtet dieser Unterschied nun einer solchen Ausschweifung, als ich deswegen habe machen müssen, nicht scheineth werth zu seyn: so hätten doch manche Leser ihn gar zu hoch anschlagen mögen, und das wolte ich verhüten.



Ich will mich mit Herr Charles vergleichen, und das Medium zwischen seiner und meiner Rechnung annehmen: so hätten wir 1962 Toisen, das ist 1772 Fuß für seine höchste Höhe. Welch eine Geschwindigkeit, die in 10 Minuten erreicht zu haben! Jede Sekunde ist er 19 $\frac{1}{2}$  Fuß aufgestiegen. Es reicht dies zwar noch nicht an die Geschwindigkeit einer abgeschossenen Stückkugel, die 600 Fuß in der Sekunde durchstreicht; wie wenig reicht aber auch ihre Schwere an, die Schwere der mit dem Luftwagen verbundenen ärostatischen Maschine des Herrn Charles. Ich erinnere mich, in einem der Memoires der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris vom Jahre 1757 ein Reisejournal des Hn. de la Condamine gelesen zu haben, worin er ein Pferderennen zu Rom beschreibet, da ein Barbe in einer Sekunde einen Raum von 37 Fuß durchstrich; der berühmte Childress französischer Reiter 46 Fuß 5 Zoll in der Zeit. Eine Geschwindigkeit zum Erstaunen; aber Charles Fahrt war in Vergleichung seiner großen Last schneller. Ein Pferd setzt alle seine lebendigen Kräfte an, die in größter Anstrengung sind, und hier bei der ärostatischen Maschine bleiben so zu reden die Kräfte in Ruhe, man siehet wenigstens nichts wirken. Und wie wenig ist die Kraft, die etwas nach einer horizontalen Linie bewegt, mit der zu vergleichen, die in die Höhe hinauf wirkt, wo die Last nicht allein fortzuwälzen, sondern auch die Schwere stets zu überwinden ist.

Wenn es einigemale in den Berichten heißt, der Luftball habe mit der Luft im Gleichgewicht fast auf einem Platze gestanden, oder sey horizontal bei unverändertem Barometerstande geschwommen: so erfordert auch dies noch eine Erklärung. Es will damit so viel gesagt werden: die Maschine mit ihrem Anhang habe genau die Schwere der Luft gehabt, die sie verdrängt. Denn wäre sie schwerer gewesen, so würde sie gesunken, aber gestiegen seyn, wenn sie leichter gewesen wäre. Kan sie denn leichter oder schwerer werden? Schwerer wird sie, wenn die inflammable Luft entfliehet und atmosphärische eindringt; leichter, wenn letztere ausgeht, indem sie mit ersterer gefüllet wird, oder auch Ballast wegwirft. Doch ohne auf diese Umstände zu achten, und angenommen, diese Veränderungen giengen nicht vor, so komt doch die Maschine ins Gleichgewicht mit der Luft: denn sie steigt so lange, als sie leichter ist wie die Luft, deren Raum sie füllet. Die Montgolfiersche Maschine, lesen wir, habe mit der Gallerie 1500 Pfund gewogen; die beiden Personen mit ihrem Zubehör rechne ich 300 Pfund, und war die ganze Last 1800 Pfund; sie war aber von dem Umsatze, daß sie 60000 Cubicfuß brennbarer Luft enthielte; um also mit der atmosphärischen Luft ins Gleichgewicht zu kommen, mußte und konnte sie so hoch steigen, wo 60000 Cubicfuß gemeine Luft, die an der Erde 5600 Pfund am Gewicht haben, nur 1800 Pfund wä-

gen. Die Frage wäre also, wie viel wiegt da ein Cubicfuß, und ich würde nach gemeiner Art so rechnen

60000 Cubicf. — 1800 Pf — 1 Cubicf.

$$\frac{1800}{60000} \left| \frac{3}{100} \right. \text{ Pf oder } \frac{3}{20} \text{ Loth.}$$

Nach Cassinischer Art die Luftsäulen in gewisse Schichten zu ordnen, (je nachdem sich die Luft verdünnet und die Säule, um ein Gewicht, dem gleich was die unterste Säule an der Erde hat, zu erhalten, länger wird) würde ich nun die Schicht nehmen müssen, wo ein Fuß  $\frac{3}{20}$  Loth wiegt, oder um  $3\frac{1}{2}$  leichter ist, als an der Erde, oder wo  $3\frac{1}{2}$  mal 61 Fuß eben so viel wägen als 61 Fuß an der Erde in der untersten Luftsäule. Nun aber machen dies 190 Fuß; ziehe ich da von 61 für die erste Luftsäule ab: so erhalte ich 129, als die 129te Luftsäule, wo das Gleichgewicht ist. Jede Luftsäule: Erhöhung läßt den Barometer 1 Linie sinken; wo also der Barometer 10 Zoll 9 Linien gesunken ist, oder auf 17 Zoll 3 Linien stehet, wäre das Gleichgewicht der Maschine mit der Luft, welches nach Cassini Berechnung eine Höhe von 2680 Toisen oder 16080 Fuß ausmachen würde. Nach eben dieser Rechnungsart läßt sich die Schwere der gemeinen Luft da, wo Herr Charles am höchsten war, finden; sie war von  $1\frac{1}{4}$  Loth der Cubicfuß, oder  $2\frac{1}{2}$  mal leichter als da, wo er abgefahren war. Zieheth man aber die Höhe, wie ich sie nach der mittlern Differenz berechnet habe: so wog da der Cubicfuß Luft nur  $1\frac{1}{8}$  Loth und war mithin  $2\frac{1}{2}$  leichter als

die untere Luft um die Erde; im letztern Falle hatte also die gemeine Luft gegen die inflammable noch  $\frac{1}{4}$  Uebergewicht, und im erstern beinahe 1 Loth. Ich bleibe nemlich bei allen diesen Rechnungen dabei, daß gemeine Luft 3 Loth, und brennbare  $\frac{1}{10}$  tel weniger der Cubicfuß wiegt. Sollten genauere Versuche ein anderes ausweisen: so wäre die Rechnung leicht umzuändern. Wüßte man nun genau, wie viel Cubicfuß Luft des Charles Maschine enthalten, und wie schwer die Luftequipe daran gewesen; so würde man genauer bestimmen können, wie viel höher Herr Charles noch hätte steigen können, um das Gleichgewicht zu erhalten.

Hätte aber seine Luftmaschine auch noch viel höher steigen können: so war ihm doch wohl verboten, den Versuch zu machen. Seine Empfindung, die zu rechter Zeit ihn wohlthätig erinnerte, widerrieth es ihm. Er empfand ein Säusen und Brausen in den Ohren, ihn überfiel eine trockene Kälte, und die Feder fiel ihm aus der Hand. Ich will eben nicht glauben, daß die Furcht an diesen Veränderungen Schuld sey, ob ich gleich für mich und viele andere nicht gut sagen möchte, daß die Furcht nicht so etwas in einer so unbewohnten Gegend, von allen Menschen entfernt; in einer Gegend, die so lange die Erde steht, noch kein Mensch durchzogen hat, und wo uns keiner zur Hülfe nachheilen kan, wirken könnte. Bei dem so kühnen Herrn Charles müssen wir wohl einen andern Grund aufsuchen. Ich  
dacht:

dachte, ob nicht vielleicht eine eingeschlossene dicke Luft, welche sich in dem Ohr gange gesammelt, mit einigem Geräusche heraus gefahren sey, als Herr Charles in die obere Region so sehr verdünnter Luft gekommen. Misstrauisch gegen meine wenige physiologische Kenntniß, besprach ich mich hierüber mit einem unserer Herrn Aerzte, dem einsichtsvollen Herrn Hofmedicus Kleine, und meinen Lesern, denen ich über diese Umstände auch gerne eine Erläuterung geben möchte, wird es gewiß nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen das, was gedachter mein werther Freund mir hierauf gesagt hat, so weit ich mich dessen erinnern kan, hier anführe. So, wenn ich seinen Discours anders recht gefast habe, erklärte er sich: Ein gesundes Ohr verschlösse die elastische Luft nicht in sich, sie ginge so frei und leicht wieder heraus, so leicht und frei sie in den Ohr gang dringt; und dies wäre nöthig, wenn die zitternde Bewegungen und Schwingen der Luft, welche den Schall verursachen, dem Trommelfelle und den Gehörner: ven mitgetheilt werden solten. Es dürfte also kein Widerstand hier seyn; vielmehr sey es wahrscheinlich, daß Herr Charles in seiner Höhe schwindlich geworden, und der erste Grad der Ohnmacht ihm angewandelt sey. Zwar sey es bekant, daß Menschen auf den höchsten Bergen, wo sich die Schwere der Atmosphäre so sehr vermindert, ziemlich frei Athem geschöpft haben. So rühmet Herr von Zaller von sich, daß er auf den beiden hohen Alpenspißen der Schweiz ohne Beschwerde geath-

met habe. Herr de Lüc behauptet ein gleiches von sich, und andere desgleichen. Dagegen sey es nicht zu läugnen, daß eine sehr verdünnete Luft allerhand Beschwerden verursachen könne. Empfinden wir nicht oft, wenn das Quecksilber im Barometer fällt, eine Schwere und Trägheit in unserm Körper, und besonders schwächliche und kurzarthmigte Personen in einem stärkerem Grade? Hergegen, so bald das Quecksilber gestiegen, das ist, wenn die Luft an Schwere und Federkraft zugenommen hat, befände man sich gesünder, aufgeräumter und zu Geschäften aufgelegter.

In einer leichten Luft nähmen die Kräfte ab, und Herr von Zaller versichert, daß diejenigen, welche eine schwarze Lunge haben, und in der Schweiz wohnten, gewiß ihr Leben einbüßen würden, wenn sie ihre Wohnung auf hohen Bertern aufschlagen wolten: Fieber, Ohnmachten, Blutspieen und Blutstürzungen wären oft die Folgen gewesen, wenn sich Personen auf hohe Berge begeben hätten, wie ein Josua a Costa, Joh. Scheuchzer, Mead, und andere theils an sich, theils an andern erfahren hätten.

Mein Lehrer führte mich auf Experimente mit der Luftpumpe; als das Quecksilber bis auf 8 Linien gefallen, hätten Sperlinge das Leben verloren. Ein Goldamer habe sich nicht wohl befunden, als die Luft um die Hälfte leichter geworden, und eine Eidechse sey darinnen kraftlos geworden. Als man einem Caninichen die Luft zur Hälfte genommen, sey ihm das Blut aus den Ohren gedrungen. Unter einer Luftverdünnung auf



auf den vierten Theil habe eine Maus sich sehr heftig bewegt. Und da man nur den sechsten Theil Luft zurück gelassen, sey eine Lerche in zwey Minuten gestorben; gleichfalls eine Ratte.

Die Luft, die man einathmet, müsse also die gehörige Schwere und Federkraft haben; wäre sie zu leicht, so hätte sie Mühe den Widerstand der Wände, der Luftröhre, der Lungenbläschen und den Druck der Blutgefäße zu überwinden. Ueberwinde sie aber diesen nicht, so würden die Nefen der Luftröhre, die Bläschen nicht gehörig verlängert und ausgebreitet, auch die mit denselben verbundene Blutgefäße blieben zusammen geschrumpft liegen; da sodann das Blut aus der rechten Herzkammer nicht in voller Masse in die Lunge treten könnte. Davon wäre die Folge das Stocken des Bluts in der Lunge und eine allgemeine Hemmung des Kreislaufs der Säfte; besonders litte dann die rechte Herzkammer von dem ihr in zu starker Masse zugeführten Blute und die obere Hohlader, die ihr Blut vom Kopfe empfängt, strotzete vom Blute und mit ihr die Blutbehälter des Kopfs, die nunmehr zu zerreißen droheten. Man sey sodann in Gefahr, einen Schlagfluß zu bekommen, zu ersticken, oder in Ohnmacht zu fallen. Schwindel, Sausen und Brausen in den Ohren seyn die Vorläufer von diesem Allen, und in dieser Lage schien meinem Arzte der Hr. Charles gewesen zu seyn.

Ich erlaube mir die Einwendung zu machen, daß doch so viele Personen, wie z. E. Herr Cassini auf der Spitze des

hohen Canigon, auf hohen Bergen gewesen, da die Luft fast wohl eben so dünne gewesen, und hätten sie dennoch frei geathmet, und von der Beschwerde nichts gewußt, die unser Luftfahrer empfunden. Seine Antwort, die mich befriedigte, war, daß die Gewohnheit hier etwas thun könne; daß es ferner ganz was anders sey, sich nach gerade in eine dünnere Luft zu begeben, als dieser Veränderung schnellig sich zu unterziehen. Unser Luftschiffer wäre mit einer fortreisenden Gewalt in 10 Minuten aus der untern dickeren Luft in die obere dünnere versetzt worden, und die Erfahrung lehrte, daß Vögel, welche doch einer dünneren Luft am besten gewohnt sind, und Thiere, die sonst ein zähes Leben haben, entweder bald gestorben, oder elend geworden seyn, wenn ihnen nur ein mäßiger Theil Luft schnellig entzogen worden.

Die Kälte, die Herr Charles empfunden hat, erkläre sich von selbst. Er hätte in gewissem Betracht Bedenken tragen mögen, diesen seinen körperlichen Zustand bekant zu machen; seine Aufrichtigkeit verdient aber den größten Dank. Die darin liegende Warnung rettet gewiß noch manchen, der seinen Versuch mögte zu hoch getrieben haben. Denn was würde aus Herr Charles geworden seyn, wann er wirklich in Ohnmacht gesunken, und seine Maschine immittelst noch höher gestiegen oder gesunken wäre? Ich glaube, seine Gefahr war groß; allein die schützende Vorsehung stellte ihn sicher, und wir wünschen ihm deswegen Glück.

Stade.

H. H. Watermeyer, Consistorialrath.



# Sammoverisches Magazin.

7tes Stück.

Freitag, den 23ten Januar 1784.

## Etwas von den Lebensumständen Pabst Clemens des XIV.

**Z**u Paris hat man das Leben des lezt verstorbenen Pabsts Clemens des XIV. gedruckt, und selbigem statt eines Motto die Worte aus dem Syrach Cap. 44, v. 17. vorgesetzt:

„Zur Zeit des Forns hat er Gnade gefunden.“

Vielleicht hätte sich der vorhergehende 16te Vers noch besser hieher geschickt. Sonst pflegen Biographien großer Herren, welche bald nach ihrem Tode heraus kommen, selten das Gepräge und den Stempel der Wahrheit zu haben. Man trägt die Begebenheiten aus öffentlichen Nachrichten zusammen, und selbige melden bloß, was man äußerlich erfähret, oder muthmaßet; die eigentlichen Triebfedern bedecket insgemein ein Vorhang, den erst die Zeit wegziehet. Da indessen die Regierung Clemens des XIV. so kurz sie auch gedauert, einen überaus merkwürdigen Zeitpunkt in der römischen Kirche ausmacht, selbige auch bis auf jezige Zeiten noch einen wichtigen Einfluß hat, und Jeder diesen großen Pabst doch gern mögte näher

kennen lernen, so sind von denselben allerlei Nachrichten gesammelt, die in einem Duodezbandchen der Welt mitgetheilt worden, wovon nun hier ein Auszug geliefert wird.

Johannes Vincentius Antonius Ganganelli ward in dem nahe bei Rimini gelegenen Flecken St. Archangelo im Jahr 1705 geboren. Sein Vater war ein Arzt und von geringem, schwachen Vermögen. Schon in der Kindheit zeigte sich bei ihm eine besondere Fähigkeit, und als er heranzuwuchs, eine starke Neigung ins Kloster zu gehen. Seine Aeltern suchten ihn auf alle Art davon abzuhalten, er aber gab ihnen die muntere freie Antwort: „seyd ihr für das Beste meiner Seele besorgt, so kan ich solches ja nicht besser, als im Kloster, wo ich vor der Verführung der Welt geschützt bin, besördern; und, wann ihr wollet, daß ich ein großer Mann werden soll, so müßt ihr wissen, daß ein Sixtus der IV. und ein Sixtus der V. aus dem Orden des heiligen Franciscus auf den päpstlichen Thron erhoben worden.“ Er dachte damals wohl

wohl nicht, daß er hievon das dritte Beispiel abgeben würde, folgte unterdessen aber seinem Triebe, und begab sich in den oben benannten Orden. Man sagt, daß der bekante Capuciner, Bruder Georg von Vitorbo, der für einen besonders heiligen Mann gehalten worden, den jungen Ganganelli um Ertheilung seines Segens gebeten, und ihn bei dieser Gelegenheit versichert habe, er werde einmal Papst werden, eben so lange regieren, als Sixtus der V. und auch auf eben die Art, wie dieser, ums Leben kommen, ohne die heilige Thür, nemlich bei dem Jubiläo, zu öfnen. Weil man sich aber mit dieser Geschichte erst zu tragen anfang, als Clemens der XIV. kränklich wurde, so scheint sie etwas verdächtig, gewisser aber dagegen scheint zu seyn, daß, als er in seinem Mönchstande einmal über Feld ging, ein unbekanter Bauer, der ihm auf dem Wege Gesellschaft leistete, zu ihm gesagt habe: „es ist Schade, daß ihr „nur ein schlechter Layenbruder seyd, „wie ich aus eurer schlechten Kleidung „urtheile und vermuthe; denn, wenn „ihr studiret hättet, so könnte wohl ein „Sixtus der V. aus euch werden, dessen Bild ich zu Hause habe, und ihr „sehet mir eben so schlau aus, als „dieser..“

Indessen hatte er sich doch fleißig in den Wissenschaften umgesehen, und es wurden ihm in seinem Kloster alle diejenigen Geschäfte, wozu Talente und Einsicht erfordert wurden, vorzüglich aufgetragen, die er auch zur allgemei-

nen Zufriedenheit verrichtete, und sich dadurch ungemein viel Lob erwarb. Er aber blieb demüthig, hatte dabei einen Haß an allen heimlichen Ränken, und bekümmerte sich gar nicht um weltliche Dinge; sondern er befließ sich nur, seiner theologischen Kenntnisse zu vermehren, und durch einen guten und frommen Wandel andere zu erbauen. Sehr oft wiederholte er die Worte: „ich genieße der Freiheit „niemals mehr, als wenn ich meine „Pflichten beobachte; denn alles, was „ich zu thun schuldig bin, macht mir „das größte Vergnügen..“ Wenn etwa Wahlen vorfielen, und dabei Intriguen oder Ränke gespielt wurden, so nahm er daran niemals einigen Antheil, sondern sagte vielmehr: „da die Regeln unveränderlich bleiben, „so gilt es mir gleich, ob dieser, oder „ein anderer das Regiment führet..“

Seine Verdienste blieben gleichwohl doch nicht unbekant, und die Obern seines Ordens beriefen ihn nach Rom, wo er ganz unfehlbar General desselben geworden seyn würde, wenn er diese Ehre nicht von sich abgelehnet hätte. Benedictus der XIV. der sich auf die Leute wohl verstand; machte ihn darauf zum Consultator oder Gewissensrath des heiligen Officii, oder der Inquisition, wozu ein Mann von vorzüglichen Wissenschaften und besondern Kenntnissen erfordert wird. Es ist dieses geistliche Tribunal zu Rom an sich zwar gar nicht fürchterlich, und man pflegt in dieser Hauptstadt der katholischen Christenheit, dem

Gewissen eben keine Fesseln anzulegen; in dessen zeichnete sich Ganganelli durch seine Grundsätze der allgemeinen Liebe und duldsamen Gesinnung ganz besonders aus; er wünschte nemlich, daß solche in allen katholischen Ländern ausgeübt werden möchte, und sagte beständig, der Glaube fordere Uebersetzung, und lasse sich dem Gewissen nicht aufdringen, noch befehlen; selbigen aber durch gewaltsame Mittel befördern zu wollen, sey nicht nur gegen die Vernunft, sondern auch gegen das Evangelium Christi. Ein bloßer äußerer Beifall könne Gott nicht angenehm seyn, wenn das Herz nicht mit einstimme; und es sey eben so unmöglich, die Gewissen mit dem Schwerte zu bezwingen, als Wälle und Mauern mit Schlüssen der Vernunft niederzuwerfen.

Clemens der XIII. erhob ihn endlich zum Purpur oder Cardinalswürde. lange wehrte er sich, ehe er solche annahm, und machte verschiedene unter seinen Ordensbrüdern namhaft, von welchen er versicherte, daß sie diese Würde mehr und eher verdienten, als er. Unter dessen blieb er, nach wie vor, bei seiner Demuth, und ein vornehmer Engländer sagte von ihm, Ganganelli zeigte bei aller Gelegenheit den bescheidenen Ordensmann, der Cardinal aber käme bei ihm niemals zum Vorschein. In seinem ganzen Charakter hatte er etwas ungemein gelassenes und sanftes. Einen Beweis davon legte er einmal ab, als er noch zu Bononien im Kloster war, und ein

junger würdiger Franzose, der da herumspazierte, ihm ziemlich deutlich zu erkennen gab, wie bloß die Langeweile ihn hieher geführt, und er sich nichts abscheulicheres denken könnte, als die Mönche. „Kommen sie mit, versetzte Ganganelli, ins Refectorium, und erlauben mir, ihnen da einige Erfrischungen vorzusetzen, vielleicht werden sie alsdenn von uns armen unschuldigen Ordensleuten eine günstigere und bessere Meinung bekommen.“

Als unter Clemens dem XIII. sich die Irrungen und Streitigkeiten zwischen dem päpstlichen Stuhle und verschiedenen königlichen Höfen entsponnen, bezeugte er, so sehr es ihm auch von den andern Cardinälen übel genommen wurde, ganz frei, daß, wenn der Stuhl Petri sich erhalten solte, die Besitzer desselben gegen die weltlichen Regenten viele Achtung und Rücksicht beweisen müßten, indem letztere lange Arme hätten, und ihre Gewalt sich auch über die Alpen und pyrenäischen Gebürge erstreckte.

Diese Gesinnungen trugen nachher nicht wenig dazu bei, daß die Pabstwahl sich auf seine Person lenkte. Während des Conclave, ließ er sich in gar keine heimliche Verabredungen und Verbindungen ein, und als einige Cardinäle sich gegen ihn äußerten, daß, wenn er Pabst werden wolte, er es gewiß werden würde, so antwortete er: „um mir die Wahrheit zu sagen, sind sie zwar zu wenig, aber schon zu viel, um mich unruhig zu machen.“ Den Morgen nach der Wahl schloß er so

fest, daß man Mühe hatte, ihn zu ermuntern, so wenig war sein Gemüth durch die neue Würde in Bewegung gesetzt worden; und als man ihn nach der geschenehen gewöhnlichen Adoration fragte, ob ihn solche nicht ermüdet hätte? so antwortete er: „da ich „noch ein Mönch war, wolte ich diese „Cerimonie auch einmal mit ansehen, „konnte aber vor dem großen Gedränge „nicht dazu kommen, und bekam also „ziemliche Ribbensstöcke, jetzt habe ich „sie zum erstenmale gesehen, und zwar „ohne die geringste Beschwerlichkeit..“

Des sogenannten Nepotismus hat er sich niemals schuldig gemacht, wie wohl es die mehrsten seiner Vorgänger gethan. Alexander der VIII. der, als er die dreifache Krone erhielt, schon ziemlich hohe Jahre hatte, sprach zu seinen Nepoten: wir müssen uns dazu „halten, denn es ist schon spät an der „Zeit..“ Wenn man dagegen Clemens den XIV. an die Versorgung der Seinigen erinnerte, so sagte er: „als meine Verwandte habe ich sie von Herzen „lieb, Allmosen aber brauchen sie nicht, „denn sie sind nicht arm, und wenn „einer so viel hat, als er gebraucht, „so ist er reich genug..“

Die Sorge für seine Unterthanen betrachtete er als eine seiner Hauptpflichten, und äußerte darüber zum öftern diese Gedanken: „Die Noth des „Volks ist für den Regenten gleichsam „eine Uhr, die sobald sie zeigt und „schlägt, ihn erinnern muß, daß er „nicht für sich, sondern für seine Unterthanen sey..“

Die Begebenheiten, die sich während der Regierung dieses großen Papstes zugetragen haben, sind mehrertheils bekant, daher ich solche auch nicht weitläufig erzählen will. Die vornehmste und merkwürdigste darunter ist wohl die Aufhebung des sonst so berühmten Ordens der Jesuiten. Es dürfte solche jedoch schwerlich erfolgen, und man mit einer mäßigen Reformation desselben zufrieden gewesen seyn, wenn sie sich besser in die Zeiten geschickt, und nicht die trokige Erklärung von sich gegeben hätten: „sint, ut sunt, „aut non sint, das ist, wir müssen bleiben, was wir sind, oder ganz aufhören..“ Das letztere prophezeihete ihnen schon der kluge Benedictus der XIV. indem er zu ihrem damaligen General, Centurioni, sagte: „so viel ist gewiß, „daß mir es an einem Nachfolger nicht „fehlen wird; ob ihr aber einen haben „werdet, das ist noch sehr zweifelhaft..“ Es währte ziemlich lange, ehe Clemens der XIV. sich zu diesem wichtigen Schritte entschloß. Als er aber endlich das Breve unterschrieben und unterzeichnet hatte, und dasselbe vor ihm auf dem Tisch lag, gingen folgende mit Bedachtsamkeit ausgesprochene Worte aus seinem Munde: „Nun ist sie „gesehen, diese Aufhebung, und sie „eruenet mich nicht; ehe ich es gethan, „ist von mir alles genau geprüft und „abgewogen worden, und es würde „nicht geschehen seyn, wenn ich mich „nicht dazu verpflichtet, und es für das „wahre Wohl der Kirche nöthig und „nützlich erachtet hätte, so, daß wenn „ichs



„ichs nicht gethan, ich es noch thun  
würde, ob ich gleich weiß, daß mir  
solches mein Leben kosten wird.“

Der Erfolg bestätigte die Ahndung von seinem baldigen Absterben, obgleich die Umstände und Ursachen desselben bisher noch immer dunkel geblieben. So viel ist indessen gewiß, daß, nachdem das benannte Breve heraus, und der Leuchter der Jesuiten umgestoßen war, der Pabst zu kränkeln anfing, und ganz Rom mit Satyren und Prophezeiungen angefüllt ward, welche ihm den Tod ankündigten. Man verbreitete damals die Reden des heiligen Capuciners von Vitorbo, deren im Anfang schon erwähnt worden; und eine Weibespersion, welche sich für inspirirt ausgab, bestimmte sogar die Zeit des ihm bevorstehenden tödtlichen Hintritts, doch so, daß man aus alten Umständen, den Geist, der es ihr eingegeben hatte, genugsam errathen konnte. Schon vorher hatte man, vermuthlich um ihn etwas in Schrecken und Furcht zu setzen, an den Ecken der Straßen eine Schrift angeschlagen, mit diesen vier Buchstaben: P. S. S. V. welches man so auslegte: presto sacra sede vacante, das ist, bald wird der Sitz erledigt seyn. In Italien glaubt man fast durchgehends, daß er vergiftet worden, und zwar mit Pantoffeln, wie einige glauben, worin man ein subtiles Gift angebracht, so, daß selbiges unvermerkt den ganzen Leib durchschlichen habe; oder, wie andere glauben, soll ihm ein Successionspulver beigebracht seyn. Er selbst, der Pabst, stand vom ersten An-

fange seines Uebelbefindens an, in dem Gedanken, daß ihm etwas beigebracht wäre, und verschiedene Vorfälle machten es ihm wahrscheinlich. Er gebrauchte z. E. beständig eine hölzerne Tabacksdose, nemlich eben die, deren er sich noch als Mönch bedient hatte. Eines Tages, da er spazieren gegangen war, sahe der Bruder Franciscus, sein gewöhnlicher Aufwärter, eine Dose, die er für des Pabstes seine hielt, auf dem Tische stehen, glaubte, daß Se. Heiligkeit vergessen hätten, solche einzustecken, und brachte sie ihm nach. Der Pabst aber hatte seine Dose in der Tasche, und wunderte sich nicht wenig, daß noch eine andere von eben der Gestalt vorhanden wäre. Sobald man aber nur von dem darin befindlichen Taback einem Hunde etwas weniges in die Nase streckte, so starb derselbe sogleich auf der Stelle, und es war ein Glück, daß der, welcher diese Dose heimlich auf den Tisch gesetzt, und für die rechte unterschieden wollen, zu spät gekommen, um selbige austauschen zu können. Ein andermal wurden dem gedachten Bruder Franciscus, welcher zugleich des Pabstes Koch und Einkaufser war, ein Paar junge Hühner gebracht, davon ihm bei der Zubereitung die Brüh verdächtig vorkam, und bei genauer angestellter Untersuchung fand sich, daß sie ebenfalls vergiftet waren. Als daher der Pabst die tägliche Abnahme seiner Kräfte spürte, sagte er: „ich gehe in die Ewigkeit, und weiß gar wohl, wie, und warum?“, und so starb er den 22<sup>ten</sup> Sept. 1774, nach-

dem er 69 Jahr 10 Monat und 19 Tage gelebt hatte. Was sich bei der Desemung seines Körpers und auch sonst äußerlich an demselben für Anzeigen gefunden, und wie daher sein Tod von sehr vielen für unnatürlich gehalten, von andern aber gar geurtheilt worden, daß er sich solchen durch einen unvorsichtigen Gebrauch starker Gegengifte selber zugezogen, das alles ist bekant.

Daß übrigens die römische Kirche nicht leicht ein Oberhaupt gehabt, welches überall in größerem Ansehen gestanden, als Clemens den XIV. solches ist ein Vorzug, den ihm Niemand absprechen kan. Auch Souverains von andern Religionen bezeigten ihm ihre Hochachtung, wie z. E. die Kaiserin von Rußland, und der König von Preussen. Sogar dem lehtverstorbe-

Zeisen.

nen türkischen Kaiser waren seine große Verdienste nicht unbekant, und er sagte einmal zu dem venetianischen Botschafter: , wenn alle eure Pabste so wären, wie der jetzige, so würden meine griechischen Patriarchen nicht lange mehr anstehen, sich dem Stuhle zu Rom zu unterwerfen; wie ich höre, so muß er ein weiser, ehelicher und einsichtsvoller Mann seyn, von dem ich viel halte, und der sich unter seines gleichen immer auszeichnen wird.,

Einige am Ende dieser Lebensbeschreibung angehängte Briefe von diesem Pabste sind wohl größtentheils zu der Zeit geschrieben, da er noch Mönch war, aus welchen überall Wiß, Verstand, seines Gefühl, und viele wissenschaftliche gelehrte Kenntnisse hervorleuchten.

J. C. G. Zornemann.

## Von Verbesserung des sogenannten Quart oder Haushaltungskalenders.

Seit einigen Jahren hat man angefangen, durch Mittheilung verschiedener Haushaltsregeln diesen Kalender gemeinnütziger zu machen, und der Landmann, dessen vorzügliche Lektüre er ist, wird auf die darin enthaltene gute Lehren nach und nach aufmerksam gemacht, und durch Beispiele und Ueberzeugung unvermerkt zur Nachahmung gereizt, wenn gleich ein und andere neuere Vorschriften anfänglich für ihn unthunlich und unnütz scheinen, oder von seiner Väter Weise zu sehr abweichen.

Um destomehr ist zu wünschen, daß dieser Kalender an interessanten Nachrichten immer reichhaltiger erscheinen, hingegen zur Ersparung des Raums alles Unbrauchbare oder Ueberflüssige aus demselben verbannet werden möge.

Unter das lehtere rechnet man nicht unbillig die, sowohl auf jeden Tag, als auch nochmals unter dem Monatswechsel bisher angeführte mutmaßliche Witterung. Da dieselbe mit dem wahren Erfolg nicht zurist, und zu jetziger Zeit Niemand, als eine gerin-

ge Anzahl altgläubiger Sonderlinge, noch an gewisse Zeichen und Tage sich bindet; so werden gewiß nicht wenige Defonomen dafür halten, daß, wenn auch für einige Liebhaber jenes Prognosticon der täglichen Witterung im Kalender sükreft beibehalten wird, den noch dessen Wiederholung unter den Mondsvierteln süglich daraus wegfallen könne.

Zur Erföhung solchen Abgangs; kan es an nüklichern Wahrheiten und Unterricht für den Land- und Ackersmann nicht fehlen, und vielleicht selbst der vorerwähnte Gegenstand der Wettergeschichte aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, ein nicht ungeschickliches Surrogat an die Hand geben, wenn man nemlich statt der bisherigen speculativischen Gewitter-Anzeige, in Zukunft, wo nicht auf jeden Tag, doch wenigstens einstweilen auf kurze, den merkwürdigsten Wechsel der Winde, des Regen und Sonnenscheins, nebst der ungewöhnlichen Hitze und Kälte nach den Graden des Thermometers, enthaltende Perioden, diejenige Witterung, welche zufolge dieser richtigen Beobachtungen nach ihren Hauptveränderungen und herrschenden Einfluß, von dem Erntejahrs

re, nemlich von Bartholomäi an bis wieder dahin gerechnet, in den verschiedenen Provinzen des Landes, wirklich eingetreten ist, möglichst genau beschreiben, und selbige jedesmal in den Haushaltskalender des folgenden Jahrs mit einföhren würde.

Dieser Vorschlag, welcher nebst andern bereits in dem 78<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins von 1780. S. 1244. und 1248. a) gethan worden, mögte zwar dem ersten Ansehen nach wohl manchem sehr gleichgültig scheinen, in der That aber für den Ackersmann nüklicher seyn, als man denken sollte. Denn ersülich würde es angenehm seyn, die Vergleichung der wahren Witterung von Jahr zu Jahren darnach anstellen und dienliche Anmerkungen von ihren Folgen b) machen zu können; sürs andere aber könnten aus solchen fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen und Erföhungen natürlicherweise die vortheilhaftesten Lehren hergenommen, und mittelst der Wetteranzeige in vorkommenden Fällen, z. E. bei den verschiedenen Wettereschäden, dem Mangel der Fütterung und andern Wirthschaftsverlegenheiten dem Landmann die nöthigen Vorsichtsregeln und

- a) Es ist merkwürdig, daß ich schon im Winter 1780 diesen bis hieher ungeränderten Aufsatz concipiret hatte, und nur aus Bedenklichkeit, die verjährten und gleichsam privilegirten Rechte des Kalenders privatim zuerst anzugreifen, mit der Bekanntmachung Anstand nahm. Ein Beweis, wie in den verschiedenen Zeitaltern die Denkart gleich gestimmt ist.
- b) Z. E. daß der häufige Märzschnee von 1783 der Winterfrucht nicht wie sonst geschadet, weil die Erde offen war, und nicht die Sonne und Nachtfrost, sondern Wind und Regen denselben verzehrte.

und Cantelen zur künftigen Nachlebung in ähnlichen Vorfällen, beiläufig angepriesen werden, nicht zu gedenken, daß durch diese verbesserte Einrichtung die merkwürdigsten Data von dem besondern Einflusse der Witterung auf die Frucht- und Unfruchtbarkeit des Jahrs und davon abhängender größern Subsistenz oder Theuerung, in besserem Andenken c) erhalten würden.

Aus diesem Grunde der gemeinen Nützbarkeit wird auch in den Kalender eines gewissen benachbarten Landes, schon seit mehreren Jahren eine wirkliche Wettergeschichte eingetragen; und wem ist wohl unbekant, daß fast in allen Ländern Gelehrte und Ungelehrte zu unsern Zeiten Wetter-

beobachtungen anstellen, woraus denn zur Gnüge sich veroffenbaret, daß man mit dem wohl hergebrachten Wetterzeiger nicht mehr zufrieden, sondern, wie in allen Stücken, also auch in diesem nur für Wahrheit und Aufklärung eingenommen sey.

Gelehrten Naturforschern und Beförderern der Wissenschaften wird dieser, auf die Bedürfnisse der gegenwärtigen Zeit gegründete Vorschlag zur geneigten Prüfung und Unterstützung der Herren Verleger d) gelegentlich empfohlen, indem man sich begnügt, zu einer nicht unerheblichen Verbesserung der beliebten Haushaltungskalender, nochmals die Gelegenheit angezeigt zu haben.

Z.

T.

- c) Wie J. E. der Winter 1779, worin an mehreren Orten zu Anfang des Monats Februar die Pferde, und am Ende desselben das Hornvieh in die Weide getrieben, und nachher nicht wieder aufgestallet wurden, zur Widerlegung der Alten, welche unsere Jahreszeiten von den in ihrer Kindheit ganz verschieden glaubten. Imgleichen der letzte Sommer 1783, welcher wegen seiner Dürre und öftern Heernebel im Anfange, und der Fruchtbarkeit am Ende so merkwürdig ist, zur Behauptung der Haushaltungsregel: die Sonne scheint keine theure Zeit.
- d) Diesen wird hiebei noch unverhalten, daß durch eine vollständigere, bestimmtere und residirte Anzeige, der Jahrmärkte im Lande, und dessen Nachbarschaft, wodurch mehrere ausländische Kalender sich auszeichnen, sie dem Publikum sich sehr verbindlich machen würden.

## Anfrage.

Nach gerade bezweifelt keiner mehr, daß zu warme Zimmer der Gesundheit schädlich sind. Allein, wenn ist das Zimmer zu warm? Der Stubensitzer und Ofenschwiger fühlt das Zimmer nur verschlagen, worin ein an die Luft gewohnter Mensch ersticken

mögte. Nur der Thermometer also kan entscheiden. Ein Verdienst solchlich wäre es, wenn Jemand in diesen Blättern den Thermometer Grad, welcher eine warme Stube für gesunde Leute höchstens haben dürfte, gründlich bestimmte.

A. Z. Z.



# Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 26<sup>ten</sup> Januar 1784.

## Botanische Bemerkungen.

Est animorum, ingeniorumque naturale quoddam quasi pabulum, consideratio, contemplatioque naturæ: erigimur; elatiores fieri videmur; humana despiciamus; cogitantesque supera, atque cælestia, hæc nostra, ut exigua, & minima, contemnimus. indagatio ipsa rerum tum maximarum, tum etiam occultissimarum, habet oblectationem. si vero aliquid occurrer, quod verisimile videatur; humanissima complectur animus voluptate.

Cicero.

1. **S**agina apetala L. ist eine Pflanze, die, so viel ich weiß, bisher noch nirgend als in Italien gefunden worden, wo sie vor ohngefähr zwanzig Jahren der fleißige Professor Arduini entdeckt hat. Ich hatte diesen Sommer das Vergnügen, dieses seltene Pflänzchen in den Aekern um Hannover, Hildesheim, Pyrmont, und mehrern Orten, häufig anzutreffen.

2. Die *Phyteuma spicata* L. hat eine Corollam, die sich nicht wie die meisten andern von oben nach unten, sondern von unten nach oben öffnet. Zuweilen sind die Lacinix derselben nach der Basis zu schon einen ganzen Tag von einander getrennt, ungeachtet solche an der Spitze noch fest zusammen hängen. Bei jeder dieser Seitenöffnungen kommt dann ein Staubfaden heraus, welches dieser

Blüte ein besonderes Ansehen giebt. Vermuthlich geht auch die Befruchtung schon vor der gänzlichen Eröffnung der Corollæ vor sich.

3. Zu den vorher nicht bemerkten schönen Harzpflanzen, gehöret auch das *Lilium bulbiferum* L., welches man sonst in Blumengärten findet. In den Wiesen über St. Andreasberg stehet es an verschiedenen Orten, und pflanzt sich von Jahr zu Jahr durch seine Bulbillo axillares weiter fort, welches wegen der späten Heuernte der Harzer sehr gut geschehen kan.

4. Unter den Pflanzen, welche im Linnéischen System in unrechte Gattungen zu stehen kamen, befindet sich auch das *Anthericum ossifragium* L. Möbriing machte ein eigenes Genus, *Narthecium*, daraus, und zwar mit Recht. Warum Linné solches nicht

angenommen, kan ich nicht begreifen. Natürliche Ursachen hatte er gewiß nicht dazu, denn wer diese Pflanze auch nur von weitem betrachtet, kan schon sehen, daß sie nicht zu den übrigen Anthericis gehöret. In Hudsons Flora anglica findet man den Characterem naturalem dieses Narthercii, das vornehmste aber, nemlich die Frucht, ist allda ein wenig zu kurz abgeschil- dert worden. Man erlaube mir des- wegen solche hier etwas vollständiger zu beschreiben.

Capfula lanceolato-subulata, sexan- gularis, trivalvis, trilocularis.

Semina numerosa, oblonga, minima, singulum in medio filii proprii.

Fila tenuissima, longitudine capsu- lae, erecta, basi loculorum affixa, tandem maturo semine avolantia.

Man siehet also bereits hieraus, wie sehr diese Pflanze von den ächten Anthericis abgeheth. Von ihrem ver- schiedenen Ansehen (Habitus) will ich hier nicht einmal etwas erwähnen. —

5. Der *Juncus conglomeratus* und *effusus* L. haben, so viel ich bisher ge- sehen, immer nur drei Staubfäden, und können dadurch also sogleich vom *Juncus inflexo*, der eine wahre *Planta hexandra* ist, unterschieden werden.

6. Die zu den in Deutschland etwas seltenen Pflanzen gehörige *Scheuchzeria palustris* L., wächst in großer Menge in einem Sumpfe hinter Möl- len, im Herzogthum Lauenburg.

7. *Polygonum amphibium*  $\alpha$  und  $\beta$  L. sind nichts als Varietäten, unge- achtet solche einander auch noch so un-

ähnlich sind. Ich habe diesen Som- mer eine Pflanze hievon an dem Ufer der Innerste gefunden, davon die Stengel, welche auf dem Wasser la- gen, *Polyg. amphib.  $\alpha$* , die aber, wel- che an der Seite nach dem Ufer zu standen, und sich aufrecht erhalten hat- ten, *Polyg. amphib.  $\beta$*  waren. Alle Blüten hatten jedoch, sowohl in  $\alpha$  als  $\beta$ , *Stamina corolla longiora*.

8. An *Chrysolipnio oppositifolio* L. habe ich, eben so wie Leers und Reichard, niemals *flores decandros*, son- dern lauter *oöandros* gesehen.

9. In den nassen Wiesen bei Möl- len fand ich eine Pflanze, die ich bis dahin noch in keinem Verzeichnisse habe antreffen können. Sie heißt in mei- nem *Phytopinace Brunsvico-Lunebur- gico*: *Stellaria crassifolia*. Ihre *Diagnosis* siehet ungefähr so aus. *Folia ovato-lanceolata, sessilia, integerrima, crassiuscula, glabra. Pedunculi soli- tarii, ex dichotomiis, florentes erecti, fructiferi reflexi. Foliola calycina ovato-lanceolata, petalis multo bre- viora. Das Ansehen hat vieles mit der Stellaria uliginosa Murray, Schre- beri und Scholleri (Stellaria dilleniana Leersii, Stellaria aquatica Pollichii & Gorteri, Stellaria hypericifolia Kerst. Wigg.) gemein, unsere Pflanze ist aber mehr aufrecht, und ihre Blätter aus dem Grünen etwas ins Gelbe fallend, da die Stellaria uliginosa meist folia glauca hat. Ich würde sie für die Stellariam dichotomam L. halten; weil aber diese nach Linné *Ramos divaricatos*, nach Necker *Calyces duplo flo-**

re longiores, und Petala integerrima haben soll, und Scopoli von ihr sagt: omnia subvillosa, ja Haller sie so gar mit der *Stellaria nemorum* L. vereinigt, so kan ich nicht anders als solche von meiner *Stellaria crassifolia* verschieden, ansehen. — Exemplare davon stehen meinen Freunden gegen andere mit fehlende *Stellarias*, z. B. die *dichotomam*, *radiantem*, *Arenariam* L. zu dieusten. —

10. *Mespilus Amelanchier* soll nach den Berichten einiger Botanisten auf dem Harze wachsen. Ich zweifle nicht daran, muß aber bekennen, daß ich noch nicht so glücklich gewesen bin, diesen schönen Strauch allda anzutreffen, so vielmal ich mich auch darnach umgesehen habe. Hingegen fand ich an den Klippen zwischen Elbingerode und Mübeland, die Quittenmispel (*Mespilus Cotoneaster* L.), welche auch im Amte Lanenstein wächst, wo sie auf dem Nieberge die Gränzscheidung zwischen dem Churz- und Fürstlichen Hause Braunschweig: Lüneburg macht. — Wer sie nach mir einst allda sammelt, den bitte ich, sich vor dem Herunterstürzen in acht zu nehmen, denn wer dorten fällt, den versichere ich, daß er nicht wieder aufstehet, und ganz gewiß in dieser Welt keine Mispeln mehr pflücken wird. —

11. Freund Weber hat um den Regenstein die *Potentillam albam* gefunden, wo sie auch meine Wenigkeit, jedoch sparsam, angetroffen hat.

Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,

denn in den Wiesen bei dem Königshof, im Amte Elbingerode, besonders da, wo der Weg nach der Danne hin geht, wächst diese schöne Pflanze in solcher Menge, daß man alle Gärten Deutschlands damit versorgen könnte.

12. Von der *Mentha crispa* sagt Linné in seinen *Amœnit. acad.* v. 3, p. 50: Nullibi, quantum constat, sponte crescit. In den *Speciebus plantarum* aber steht: *Habitat in Sibiria.* Herr Barckhausen, ein Reisegefährter des Herrn Professor Webers, hat diese Pflanze bei Mübeland, im Fürstenthum Blankenburg, angetroffen, wo ich sie nachher auch gesehen habe. Viel häufiger aber als hier, fand ich sie im Jahr 1782 unter der Bergstadt St. Andreasberg. Es war zur Linken des Weges, der von diesem Orte nach Lauterberg gehet, an einem Bache, der, wenn ich nicht irre, die Speerhütter heißt. Wer also wilde Krausemünze sehen will, kan sie hier antreffen, und zwar nicht etwan nur auf einem einzigen Fleck, sondern an sehr vielen, davon die leßtern von dem erstern über eine Viertelmeile entfernt sind. —

13. Die *Bignonia capreolata* hat außer den vier gewöhnlichen Staubfäden ihrer Classe, noch einen fünften, der aber viel kleiner als die andern ist.

14. *Lepidium petraeum* L., ein in Deutschland sehr seltenes Pflänzgen, wächst häufig auf den Gypsbergen bei Steigerthal, im Amte Hohnstein.

15. Ein gewisser Botaniste, den, wenn er nicht guscht, ich einmal mit

Namen nennen werde, verbietet den Pflanzentliebhabern bei denen er seltere Pflanzen siehet, oder denen er aus Gnade und Barmherzigkeit wohl einmal eine mittheilt, solche ja an keinen andern abzugeben, damit sie nicht gemein werden, sondern so selten als möglich bleiben. — Menschenfreundlicher und weniger neidisch denkt die fruchtbare Mutter so vieler schöner Gewächse, der Harz. Er theilt seine Reichthümer den auf ihm entspringenden Flüssen und Bächen mit, wodurch solche weiter gebracht, und oft ganz entfernten Gegenden zugesandt werden, und allda sich vermehren und fortpflanzen. Er stellt, mit einem Worte, einen braven und rechtschaffenen Praefectum eines botanischen Gartens vor, der denkt, daß die Pflanzen desselben nicht bloß deswegen ihm anvertraut und übergeben worden, daß er sie verschleße, und damit der Welt seinen Neid bekant mache, sondern die unumschränkte Gnade und Güte desjenigen, welcher ihn erhält, zu zeigen, und damit dessen Endzweck, das allgemeine Beste, zu befördern. — Einen Beweis hievon sahe ich im vorigen Sommer an der Arabi Halleri L., einer berühmten Harzpflanze. Ich fand nemlich dieses zierliche Gewächse ungefähr drei Meilen von hier an der Innerste, nicht weit von Groß Fürsten, im Stifte Hildesheim. Gleich darauf kam ich nach Braunschweig, und sahe, daß allda die Stadtwälle ganz dichte da-

mit bewachsen waren. Endlich erhielt ich diese Pflanze auch durch meinen Gönner und Freund Scholler, von Barby, wo sie, nach dessen Berichte, nicht selten seyn soll. Durch was für einen Weg sie nach vorerwähnten drei Orten gekommen, kan man in der Hydrographie, und auch schon auf einer gemeinen Landkarte sehen. Mehrere Nachrichten von dergleichen Pflanzenswanderungen findet man in des seligen Ritters von Linné Diss. de Coloniis Plantarum. Upsal. 1768.

16. Die in Niedersachsen, so viel ich weiß, zuvor noch nicht gefundene *Coronilla montanam Rivini* (*Coronilla coronata* L.), habe ich auf den Siebenbergen, im Stifte Hildesheim, und bei Steigertal, im Amte Hohnstein, angetroffen.

17. *Crepis foetida* L. hat ein Receptaculum commune pilosum, und Semina difformia, davon die äußern in den Kelchschuppen eingeschlossen sind, und einen Pappum sessilem haben.

18. *Hyoseris minima* L. hat Semina pappo destituta, und paßt also sehr schlecht zu einigen andern *Hyoseridibus* L.

19. *Tussilago Farfara* scheint mir zur *Polygamia necessaria* zu gehören.

20. Von der *Tussilagine frigida* L. besitze ich durch die Güteigkeit meiner Schwedischen Freunde, Bergius und Lundmark, zwei ganz verschiedene Specimina. Das erste derselben hat Anthodia a) floribus (*flosculus* L.) centralibus

a) Anthodium heiße ich den Linnéischen Florem compositum. Diese Inflorescenz



tribus hermaphroditis; regularibus; tribus s. quatuor; reliquis femineis, ligulatis: ligula minima, pistillo multo brevior. Das andere Specimen hat Anthodia floribus disci hermaphroditis, regularibus, multis; radii femineis, ligulatis. paucis: ligula majore, pistillo multo longiore. In beiden tragen die Hermaphroditblumen keinen Saamen.

21. Die *Tussilago paradoxa* und *spuria* Retzii sind eine und eben dieselbe Species. Ich habe diese Pflanze an der Elbe in großer Menge gefunden, und es sind allda hin und wieder ganze Morgen Landes damit bedeckt. Man kan sie an ihren weißen Blättern, wenn man auch noch eine ganze viertel Stunde davon entfernt ist, schon erkennen. Die Einwohner dieser Gegend nennen sie weiße Lorken, und Lorkenblüte, und sehen solche sehr ungern, weil sie mit ihren großen Blättern fast alles zu verdrängen sucht, und weder von Pferden noch Hornvieh gefressen wird. Die meisten Individua welche ich gesehen, gleichen in der Fructification der *Tussilagini hybridæ* L. Sie hatten in der Mitte des Anthodii drei bis vier Flores hermaphroditos, regulares; nach dem Rande zu aber lauter femineos, irregulares, mit langen, weit über die Corollas (Corollulas L.) hervorragenden Pistillen, und waren also *Tussila-*

*go paradoxa* Retzii. Die anderen Individua hatten hingegen Anthodia. die fast aus lauter floribus hermaphroditis bestanden, und nur einige wenige flores femineos am Rande trugen, die aber von jenen darin verschieden waren, daß ihre Pistilli viel kürzer als die Corollæ waren, welche Corollæ fast das Ansehen von uneröffneten Corollis ligulatis hatten. Und diese Individua waren denn also die *Tussilago spuria* Retzii. Beide zusammen, nemlich die *T. paradoxa* und *spuria*, werden einst in meinem *Phytopinace* unter dem Namen der *Tussilaginis tomentosæ* vorkommen. Sie differirt von ihren Mitarten: *thyrsis subfastigiato*; *foliis triangulari-cordatis, denticulatis, utrinque tomentosis: angulis posticis lobatis*. Im System muß sie gleich nach der *Tussilagini frigidæ* stehen. Ihre Synonymie liefere ich ein andermal.

22. Unsere auf dem Harz wachsende *Tussilago alba* L. ist eine *Planta polygama, monoico-dioica*. Schon wieder eine Ehrhartische Kecherei, werden unsere Stubenbotanisten sagen. Ich muß also meine Sache wohl beweisen. — Einige Individua dieser Pflanze haben in der Mitte eines jeden Anthodii drei bis vier Flores hermaphroditos, die übrigen 30 bis 50 aber sind feminei. Außer diesen Individuis giebt es aber eine eben so große Anzahl, die bloß flores hermaphroditos haben.

§ 3

Die

einen *Florem compositum* zu heißen, komt mir eben so vor, als wenn man eine Gesellschaft von Menschen, z. B. eine Compagnie Soldaten, wolte einen *Hominem compositum* nennen.

Die Fortpflanzung geschieht durch die weiblichen Blüten, welche von den Männern der Hermaphroditblüten befruchtet werden. Die Weiber dieser Hermaphroditblüten sind gänzlich unfruchtbar, und thun bei der Generation nichts, als daß sie den Blumenstaub (Pollen) in die Höhe bringen. — Ich denke also meinen Satz bewiesen zu haben, und zwar noch mehr als ich mich anheischig gemacht, denn ich habe auch noch dargethan, daß die *Polygamia* in unserer Pflanze nicht superflua, sondern necessaria ist, und daß die Linnéische und Hallerische *Differentia specifica* von dieser Pflanze völlig unbrauchbar, so wie denn, im vorbeigehen gesagt, die *Characteres specifici*, welche von den Fructificationstheilen hergenommen werden, in diesem Genere sehr unzulänglich sind. Die Ritter Linné und Haller, der Graf Mattuschka, und der Professor Rehnus haben diese Pflanze mit *Anthodiis floribus* in disco hermaphroditis, multis; in radio femineis, paucis, nudis gesehen; und der Professor Lachenal in Basel fand dergleichen, die aber anstatt der letztern Blüten, 5 bis 10 flores femineos, ligulatos im Umfang (Radius) hatten. Beide kenne ich bloß aus Beschreibungen.

23. Alles was ich oben von der auf dem Harze wachsenden *Tussilagine alba* gesagt habe, gilt auch von der in hiesiger Gegend befindlichen *Tussilagine hybrida* und *Perasicide* L., die zusammen nur eine Speciem ausmachen. *Tussilago hybrida* ist die Pflanze, die

in der Mitte des Anthodii einige Flores hermaphroditos, sonst aber lauter femineos hat. Die *Tussilago Petasites* hingegen trägt lauter Hermaphroditblüten. Nach den Bemerkungen des Herrn von Hallers und des Professors von Linné, sollen sich in den Anthodiis dieser letztern zuweilen einige wenige (2 bis 6) flores feminei finden. Dergleichen Specimina habe ich aber noch nicht angetroffen.

24. Den *Alterem Tripolium* findet man im Lande Wursten, an dem Ufer der Nordsee, nicht selten mit *Anthodiis*, die aus lauter floribus tubulosis, hermaphroditis bestehen, und denen also der Radius gänzlich fehlet. Ein Beweis, daß andere Pflanzen, die man ebenfalls mit *Anthodiis radiatis* & non radiatis findet, nicht Specie, und noch weniger Genere verschieden, sondern bloße Varietäten sind.

25. Die *Cotulam coronopifoliam*, welche nach dem Ritter Linné in Aethiopien zu Hause gehöret, traf ich sehr häufig bei Geestendorf, in der Amtsvogtei Wieland, wild wachsend an.

26. In keinem Stücke zeigt sich die Allmacht und Weisheit unseres großen Schöpfers im Gewächsreiche deutlicher, als in den verschiedenen Arten wie sich die Pflanzen begatten. Alle, auch die *Cryptogamisten* nicht ausgenommen, kommen zwar in den Hauptstücken hierin mit einander überein; fast jede natürliche Ordnung, und ich könnte wohl sagen, fast jede natürliche Gattung, hat aber doch in diesem Geschäfte

schäfte wieder etwas besonderes und eigenes. Zum Beispiel will ich hier bloß die Linnéische Syngenesiam polygamiam necessariam anführen. Die Pflanzen dieser Abtheilung haben, wie bekant, in der Scheibe (Discus) des Antheridii Hermaphroditblüten, deren Weiber aber unfruchtbar sind. Diesen Mangel zu ersetzen, finden sich im Radio fruchtbare weibliche Blüten, welche durch die in den Hermaphroditblüten befindlichen Männer befruchtet werden, und also jenen Fehler wieder gut machen. Die Sache verhält sich nemlich, wie folget. — Die Hermaphroditblüten in der Syngenesia Linnæana haben, wie bekant, Staubbeutel, welche zusammen gewachsen sind, und eine kleine Röhre formiren. Weil diese Antheræ sich nun nicht an der äußern, sondern innern Seite dieser Röhre öfnen, so würde in der Polygamia necessaria der Blumenstaub nur sehr selten auf die Narbe der weiblichen Blüten kommen, vornemlich da wegen dem die Oefnung verschließenden Stylo florum hermaphroditorum dem Wind, Insekten, u. s. w. der Zugang versperret wird. Um die Befruchtung also zu befördern, hat der weise und sorgfältige Schöpfer auf den Griffel der Hermaphroditblüten ein dickes, rauhes, die ganze Höhlung der

Columnæ Antherarum ausfüllendes Stigma gesetzt, und dieses muß just wenn die Staubbeutel sich öfnen, und ihr Pollen von sich geben, sich durch diese hindurch drängen, einen großen Theil des Blumenstaubes mit sich nehmen, und damit über jene hervortragen, da denn Wind und Insekten solchen den weiblichen Blüten sehr leicht zuführen, und sie damit befruchten können. — Sehet, meine Freunde, so weislich hat der große Schöpfer alles gemacht, und so vorsichtig war er bei der Hervorbringung seiner schönen und lieben Pflanzen. Schade! daß so wenige Menschen solches wissen wollen. —

27. Gewöhnlich kommen die Blätter bei den Plantis Orchideis bulbosis aus der Spitze des Bulbi b), und der junge Bulbus pflegt fast immer mit dem alten einerlei Höhe zu haben. Bei der Ophryde paludosa L. verhält sich dieses aber ganz anders. In dieser Pflanze schließen die Blattcheiden den Bulbum ein, und der junge Bulbus ist gemeinlich einen Zoll höher als der alte. In einem meiner Schwedischen Herbarisationsjournalen finde ich folgende kleine Anmerkung hiervon, welche ich vor ungefähr 10 Jahren in dem Jukiler Sumpfe c) niederschrieb, und nun meinen Lesern mittheilen will.

Wann

b) Ich heiße diese Knollen hier mit Linné, Bulbos, sähe aber lieber, wenn man ihnen einen andern Namen geben würde.

c) Dieser Palus Jukilensis, liegt ohngefähr 3 Meilen von Upsal, und ist, so viel ich weiß, der einzige Ort in Schweden, wo bis dahin diese Ophrys paludosa gefunden worden. In und um diesen Sumpf wachsen auch noch verschiedene andere schöne und seltene Pflanzen, deswegen denn der selige Ritter von Linné

Wann solche nicht im Ciceronischen Styl abgefaßt, wird man mir vergeben, denn an diesem Orte war keine Bibliothek zum nachschlagen, und daß ich kein Römer von Geburt bin, weiß man ja. —

*Ophrys paludosa.*

Postamentum filiforme, semiunciale, & unciale.

Folia tria s. quatuor, obovata, alterna, apice crenulata, vaginis inferne postamentum, superne bulbum includentia.

Bulbus fructificans ovalis, postamento insidens.

Scapus nudus, ex apice bulbi, ad basin tantum folio summo paululum vaginatus.

Bulbus junior, s. novus, ad basin bulbi fructificantis, foliis propriis involutus, vaginisque maternis circumdatus, cujus postamentum dein præcedentis in modum elongatur, foliaque explicantur, Bulbus ipse autem anno sequenti scapum emittit, bulbumque novum parit.

Die Fortsetzung folgt künftig.

In seinen jüngern Jahren, alle Sommer eine Herbatation dahin anstellte, wo er gewöhnlich von 100 auch wohl 150 Upsalischen Studenten auf Bänckwägen begleitet wurde, bei welcher Excursion denn, wie leicht zu erachten, allerhand botanisches und unbotanisches vorkiel. Während meines Aufenthaltes in Upsal gab man sich nicht mehr so viele Mühe um schwedische Pflanzen, sondern trachtete schon mehr nach ausländischen. — Ich hatte also gewöhnlich das Vergnügen, meine Herbatationen nach diesem Drecksful allein und ohne die geringste Gesellschaft zu verrichten, wovon ich dann den Nutzen hatte, daß ich in dieser Wüste ein und anderes fand, das meinen Vorgängern verborgen geblieben war. — Die vorachtmsten unter den von mir daselbst gesammelten Pflanzen sind folgende: *Schænus fuscus*, *Sch. compressus*, *Sch. albus*, *Eriophorum alpinum*, *Campanula Cervicaris*, *Juncus stygius*, *Scheuchzeria palustris*, *Rubus Chamaemorus*, *Nymphæa alba*, *Ranunculus Lingua*, *Pedicularis Sceptrum carolinum*, *Linnæa borealis*, *Trifolium flexuosum* Jacq., *Carduus heterophyllus*, *Satyrium viride*, *Ophrys paludosa*, *Ophr. Corallorhiza*, *Serapias latifolia*, *Calla palustris*, *Chara flexilis*, *Sparganium natans*, *Carex Chordorhiza*, *C. paniculata*, *C. Heleonastes*, *C. echinata* M., *C. loliacea*, *C. remota*, *C. Leucoglochis*, *C. lasiocarpa* N., *C. limosa*, *C. flacca* Schreb., *Polypodium Callipteris* Nostr., *Lycopodium annotinum*, *Splachnum ampullaceum*, *Spl. vasculosum*, *Fontinalis capillacea*, *Mnium triquetrum*, *Bryum squarrosum*, *Hypnum scorpioides*, *Lichen verrucosus* Hudf. und mehrere.

Anekdotc.

König Gustav Adolph von Schweden begegnete einem Priester in Sachsen zu Pferde, der eben im Begriff war auf sein Filial zu reiten. „Herr Pastor, sagte Gustav, es heißt ja: Gehet in alle Welt, — und er reitet? das ist ja wider die Bibel., Ihre Majestät halten zu Gnaden, antwortete der Priester, im Grundtexte steht: Gehet zu wie ihr fortkomt.



# Sammerisches Magazin.

9tes Stück.

Freitag, den 30ten Januar 1784.

## Botanische Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

**M**an sieht aus dem vorhergehenden, wie der Schöpfer auch darin seine Weisheit blicken läßt, daßer eine jede Pflanze zu dem ihr von ihm angewiesenen Boden gepaßt hat, und beide sich immer so vorerzlichen zusammen schicken. Wenn eine Berg- oder Wiesenorchis in diese jährlich höher werdende Sümpfe wäre placiret worden, so würde sie in 12 bis 15 Jahren schon einen Fuß tief in der Erde stecken, und also mit ihrem Stengel nicht durchdringen können. Diese *Ophrys paludosa* aber steigt, so wie die andern in dergleichen Sümpfen wachsenden perennirenden Pflanzen, von Jahr zu Jahr etwas höher, so viel nemlich als der Dors in einer solchen Zeit zunimt. Ich habe ein Paar Exemplare von dieser Pflanze in meiner Sammlung, daran die Bulbi von zwei und drei Jahren sitzen, und die also das Gesagte so klar und deutlich beweisen, als es nur immer möglich ist, und verlangt werden kan. Sollte jemand Gelegenheit haben die *Ophry-*

dem *liifoliam*, *O. Læselii* und *O. monophyllum* L. anzutreffen, den ersuche ich deren Vermehrungs- und Fortpflanzungsart, in so weit solche durch *Bulbos* geschicket, zu beschreiben, und dem Publikum mitzutheilen. Da solche ein gleiches *Solum* mit der *Ophryde paludosa* haben, so vermuthe ich, daß dieselben in der Weise sich fortzupflanzen, auch vieles mit dieser gemein haben werden.

28. Das *Arum maculatum* L. scheint mir eine *Planta monoica*, *monandra*, *monogyna* zu seyn. Sollte ich irren, so bitte ich unsere Pflanzenkenner um ihre Belehrung und Zurechtweisung.

29. Unter den *Caricibus* sind einige, die ein *Stigma bifidum*, und andere, die ein *trifidum* haben. Da dieses Kennzeichen in einer so schweren und großen Gattung bei Bestimmung der Arten seinen guten Nutzen hat, so will ich hier von allen mir dahin bekannt gewordenen *Speciebus Caricis* L. anzeigen, ob solche zu den erstern oder letztern gehören. — Ein *Stigma bifidum*

dum haben demnach: *Carex Pyllophora*, *Chordorhiza*, *muricata*, *arenaria*, *vulpina*, *paniculata*, *Heleonastes*, *leporina*, *elongata*, *echinata* Murr., *microstachya* Nost., *canescens*, *loliacea*, *remota*, *cespitosa*, *acuta* und *dioica*. Ein *Stigma trifidum* aber: *Carex Leucoglochis*, *flava*, *montana*, *lasiocarpa*, *digitata*, *capillaris*, *pallefcens*, *limosa*, *atrata*, *Pseudocyperus*, *panicea*, *humilis* Leyf., *distans*, *vesicaria*, *hirra*, *Leptostachys*, *Drymeia*, *flacca* Schreb., und *Agastachys*.

30. Ferner unterscheiden sich die *Carices* in solche, die *Spicas androgynas*, oder aber *sexu distinctas* haben, wie solches bereits von Micheli, Haller und Linné deutlich bemerkt und angezeigt worden. Jene, oder die *Spicas androgynas* haben, theilen sich wieder in diejenigen, in deren *Nehren* die *Männer* oben und die *Weiber* unten, oder aber umgekehrt, die *Weiber* oben und die *Männer* unten sitzen. Da viele unserer *Botanisten* dieses schöne *Kennzeichen* übersehen haben, so will ich solches von denjenigen *Arten*, die ich gesehen, hier anführen. *Carices spicis androgynis: floribus masculis* in apice, *femineis* in basi, sind demnach folgende: *Carex Pyllophora*, *Chordorhiza*, *muricata*, *arenaria*, *vulpina*, *paniculata*, und *Leucoglochis*. Zu der *Abtheilung* aber der *Caricum spicis androgynis: floribus femineis ad apicem, masculis ad basin*, gehören diese: *Carex Heleonastes*, *leporina*, *elongata*, *echinata* M., *microstachya*, *canescens*, *loliacea*, und *remota*.

31. Es trägt sich zuweilen zu, daß eine oder zwei weibliche *Nehren* in den *Caricibus spicis sexu distinctis* zugleich eine gewisse Anzahl männlicher *Blüten* hervorbringen, und also zu *spicis androgynis* werden. An allen mir bekannten *Arten*, sitzen sodann die *Männer* an der *Spitze* der weiblichen *Nehren*, nur bei der einzigen *Carice atrata* nicht, denn hier haben sie ihre *Stelle* an der *Basis*, wodurch man also diese *Species* von allen andern, die mir noch zu *Gefichte* gekommen sind, in einem *Augenblick* unterscheiden kan.

32. Ich habe in den vorhergehenden *Paragraphen* zweier *Caricum* gedacht, die ich noch nirgends deutlich beschrieben finde. Ich will also versuchen ihre *Differenzias specificas* anzugeben. Die erste *Species* ist *Carex microstachya*, und ihr *Charakter specificus* bestehet in folgenden. *Spicæ androgynæ, approximatae, oblongæ, inferne masculæ, superne femineæ: laterales subfemineæ; intermediae minima, paucifloræ; terminalis maxima, longitudine fere omnium lateralium. Capsulæ parvæ, adpressæ, squamis testæ.* Ich fand sie in der *Nachbarschaft* von *Upsal*, in einer *Wiese*, die *Grünmalla* heißt, wo sie aber nicht allzu häufig ist. Die zweite *Species* ist *Carex lasiocarpa*. Ihre *Diagnosis* siehet also aus. *Culmus subteres. Folia angustissima, canaliculata, non carinata, ciliato ferrulata, nuda. Spicæ sexu distinctæ, remotæ: masculæ duæ: femineæ totidem, cylindricæ, erectæ, subsessiles, bracteis multo breviores. Strig-*  
mata

mata tria. Capsula ovata, hirsuta, apice divisa. Sie wächst in Schweden und auf dem Harze. An *Carex tomentosa* vel *siliformis* L.? — Solten unsere patriotischen und menschenfreundlich gesinnten Botanisten einige hier nicht angezeigte Species *Caricum* besitzen, und mir solche gegen andere ihnen fehlende geneigt überlassen wölkten, so würde mir damit sehr gedienet seyn. Vielleicht würde ich durch einen solchen Tausch nach und nach in den Stand gesetzt, diese Gattung einst dem Anfänger in der Botanik etwas leichter zu machen, und die dormalen noch darinnen herrschende Confusion zu überwinden. —

33. Einige Ahornarten geben Milch wenn man ihre Blätter abbricht, andere aber thun dieses nicht. Zu den erstern gehören das *Acer Platanoides*, *A. laciniatum* und *A. campestre*. Nach du Roi soll auch das *A. saccharinum* lactesciren, welches ich aber bis dahin noch nicht bemerken konnte.

34. Die gemeine Esche (*Fraxinus excelsior* L.) gehört nach dem System des Ritters von Linné in die Polygamiam diœciam. Mit eben so gutem Recht kan sie aber auch in der Polygamia monœcia und triœcia stehen. Ich habe Bäume angetroffen, die in einer und eben derselben Panicula, Flores hermaphroditos und masculos hatten. Ferner, sahe ich solche, deren Hermaphrodit- und männliche Blüten auf verschiedenen von einander entfernten Aesten saßen. Und diese bei-

den Arten gehören doch wohl zur Polygamia monœcia? Ich fand aber auch Bäume, deren der eine Flores hermaphroditos, der zweite masculos, und der dritte femineos trug, und die also eine vollkommene Plantam polygamam triœciam vorstellten. — Verdiente diese Pflanze deswegen nicht eine besondere Ordnung in der Polygamie? Machte doch Linné eine eigene Classe für diejenigen Pflanzen, die Monoclinisten und Dielinisten zugleich sind, konte er ja auch einen besondern Ordinem für solche machen, die zugleich Polygamia monœcia und triœcia sind. Am besten aber ist es wohl noch, wenn diese Polygamia Linnæana ganz eingehet, und mein im Jahr 1779 in dem Hannoverschen Magazin gethaner Wunsch in Erfüllung komt, nemlich, daß sowohl die Polygamisten, als Monœcisten und Diœcisten, unter die Hermaphroditen placiret würden. — Doch ich will hier nichts weiter davon sagen, sonst beleidige ich unsere eiferigen Linnæaner wieder, die sich schon damals an mich ärgerten, daß ich zu dem alten Schlegendrian nicht stille geschwiegen habe. — Aber was werden sie nun wohl zu Herrn Thunberg sagen, der in seiner Flora japonica meinen ganzen Wunsch erfüllt, so wie denn auch mein seliger Freund und Lehrer, der Professor von Linné, in einer neuen Auflage des Pflanzensystems würde gethan haben, wenn er durch seinen Tod nicht wäre daran verhindert worden! a)

a) In meinem Phytopinace Brunsvico - Luneburgico werde ich einst noch weiter gehen;

35. Daß die Farnkräuter (Filices) sich eben so wie andere Gewächse, durch ihren Saamen fortpflanzen, braucht wohl heut zu Tage keines Beweises mehr, denn wer wolte wohl so ungläubig seyn, und die Beobachtungen eines Morisons, Tourneforts, Stäpelinus, und mehrerer, in Zweifel ziehen. Aber sind denn auch alle überzeugt, daß diese Farnkräuter mit einem Saamenlappen (Cotyledon) aufgehen, und also zu den Plantis monocotyledonibus gehören? Ich zweifle sehr daran, und wie sollte ich dieses nicht, da der selige Ritter von Linné noch in der letzten Ausgabe seines Systematis Vegetabilium alle Cryptogamisten, und hieumit auch die Filices, Acotyledones heißt. — Wird es deswegen wohl überflüssig seyn, wenn ich hier eine kleine Bemerkung bekant mache, welche diese Sache angehet? Ich denke nicht. — Hier ist sie.

In diesem Herbst fand ich an einem, im vorigen Frühling aufgeworfenen Damme, verschiedene grüne Flecken. Beim ersten Anblick hielt ich solche für junge Anthoceroes, Blasias oder Jungermannias frondosas, bei genauerer Betrachtung aber sahe ich, daß es etwas ganz anderes, und zwar

sie mich etwas noch ganz neues war. Er waren nemlich einige tausend vor nicht langer Zeit aus dem Saamen aufgegangene Pflanzen des Polypodii cristati L. Einige derselben hatten noch nicht mehr als einen einzigen Wedel (Frons), verschiedene zwei, und drei, an den mehrsten aber war noch nichts als der bloße Saamenlappen zu sehen. Dieser hatte gewöhnlich die Figur von einem Blättchen der Osmundæ Lunarix L., war aber tief zweilappig (bilobus), ohngefähr wie ein Blatt von der Ginkgo biloba L. Seine Breite war bei einigen Pflänzchen eine halbe, bei andern eine, zwei, drei, auch wohl vier Linien, je nach dem diese jung oder alt waren. Die Länge betrug ohngefähr einen Drittel weniger. Die Dicke und Farbe dieser Cotyledones waren meist wie in den Frondibus der Blasia oder Jungermannia epiphylla, mit denen sie auch in Ansehung der Richtung übereins kamen, nur daß solche nach der Spitze zu sich mehr von der Erde zu entfernen suchten, als die Blasia oder Jungermannia epiphylla zu thun pflegt. Auf der untern Seite dieser Saamenlappen, zwischen ihrer Basis und dem Ende des Einschnitts, saß das Würzelchen, und

der  
hen, und nicht allein die Linnéische Monœciam, Diœciam und Polygamiam, sondern auch die Didynamiam, Tetradynamiam, Monadelphiam, Diadelphiam, Polyadelphiam, Syngenesiam und Gynandriam weglassen. Denn was sollen Classés naturales und artificiales beisammen? Mich dünkt, es ist schon genug, wenn man Genera naturalia in einem Systemate artificiali ansamlet. Manglauge indessen nicht, daß ich das Sexualsystem meines seligen Lehrers aufheben werde. Meine Absicht ist bloß solches zu verbessern, und zu einem wahren und reinen Sexualsystem zu machen, da es bisher bloß ein Systema irregulare & confusum war. —



der Keim (Plumula). Jenes, oder das Würzelschen, war ein langer Faden, welcher sich senkrecht in die Erde bohrte, und in den ältern Pflänzchen von zwei, drei, und mehrern dergleichen fadenähnlichen Wurzeln umgeben wurde, die denn zusammen einen kleinen Fascicul machten. Der Keim entwickelte sich nach und nach in kleine Frondes, die aufgerollt oder gekräuselt (circinales) waren, und eine nach der andern durch die Spalte des Saamenlappens hervorkamen, und größer wurden. Jede dieser Frondium hatte ihren kleinen Stipitem. Die erste derselben war biloba: lobis multifidis, die folgenden aber waren bereits pinnatifida, und pinnata, und wurden den Alten nach und nach immer ähnlicher. Der Saamenlappe bleibt gewöhnlich einige Monate sitzen, und ich habe Pflänzchen gefunden, die bereits fünf bis sechs Wedel hatten, und einige Zoll hoch waren, wo man diese Cotyledones dem ungeachtet noch deutlich sehen konnte. — Nachher fand ich diese jungen Polypodia cristata auch an mehrern Orten, und zwar sehr häufig. Ja ich habe nun noch zwei andere Species von dieser Gattung, nemlich Filicem marem & seminam, in diesem Alter angetroffen, und ich hoffe nach und nach auch die übrigen hier wachsenden Farnekräuter aufzukeimen zu sehen.

35. Bei Stiege, im Fürstenthum Blankenburg, fand ich auf den Wiesen ein besonderes Equisetum, das fast wie eine neue Species aussehete. Ich

will es hier Equisetum pratense heißsen, und seine Kennzeichen angeben. Caules subæquales, ramosi, fistulosi, sulcati, scaberrimi, subvirides. Rami subsenideni, simplices, quadrifurcati, patentissimi, steriles. Dentes vaginarum subulati, scariosi, acutissimi: vaginalium quaterni, dorso minime sulcati. — Affinis E. arvensi, sed fructificationem in fronde ramosa habet. Ab E. palustri L. & E. Heleochari Nostr. (E. fluviatile & limosum L.) valde diversum. Ich empfehle es seinen Landsleuten zur weitem Untersuchung.

37. Ich erwähnte in der letzten Anmerkung meines Polypodii Callipteridis. Es ist ein Polypodium fronde subbipinnata: foliolis ovato-oblongis, profunde pinnatifidis: laciniis ovatis, duplicato-ferratis: ferraturis mucronulatis. Sein Anstand hat vieles mit dem Polypodio Filice mare gemein, beide Pflanzen sind aber dem ungeachtet zwei ganz verschiedene Arten. Es wächst in den Mooren um Upsal und Hannover. Synonymen dazu kan ich dermalen nicht angeben, weil mir die nöthigsten Werke von den Filicibus mangeln.

38. Pilularia globulifera hat eine Capsulam univalvem, quadrilocularem. Die Receptacula Seminum laufen an der innern Seite der Klappen senkrecht herauf, und zwar jedes in der Mitte zwischen zwei Dissipimentis. Auf beiden Seiten dieser Receptaculorum, dicht an den Klappen, liegen runde, weiße Körner, die wie kleine Perlen

ans:

aussehen, und weiter nach der Mitte der Capsel hin, findet man kleine umgehört eiförmige Würstchen, welche mit einem grüßlichen Pulver angefüllt sind. Was sind nun sowohl jene weiße Körner, als diese kleinen Würstchen mit ihrem Pulver? Respondeat Amicus Hedwigius!

39. In der Flora danica, t. 215; ist die Abbildung eines kleinen Mooßes, das Herr Stiftsamtmann Neder für eine neue, mit Lycopodio und Fontinali verwandte Gattung hält, und davon in seinem Verzeichnisse, S. 122, n. 1184, eine sehr accurate Beschreibung gegeben hat. Auch der selige Erzbischof Gunner führt diesen kleinen Cryptogamisten in seiner Flora norwegica, n. 831, an. Außer diesen aber ist mir keiner bekannt, welcher dieses Pflänzchen in seinen Schriften erwähnt. Ich verwundere mich darüber, zumal da solches sowohl in Schweden als Deutschland gar nicht selten ist, und ich es wohl zehn mal gefunden habe. Niemals aber bin ich noch so glücklich gewesen, mehr als Neder zu sehen, ungeachtet ich nicht wenig nach einem andern Geschlecht (Sexus) suchte, denn wenn ich nicht irre, so stellt die öderische Figur nur einen Theil des Pflänzchens, nemlich das Männchen vor, und das Weibchen stehet also noch zu suchen. Ich empfehle dieses schöne Moos den Liebhabern der Cryptogamie bestens. Vielleicht sind sie damit glücklicher als ich. Vermuthlich macht solches eine neue Gattung, eine Gattung, die einst mit dem Na-

men ihres fleißigen Erforschers präncen wird!

40. Der Muscus alpinus; viticulis longis, bifurcis, procumbentibus; foliis acutis, hamatis, & unam partem spectantibus; ad ramulorum summitatem in apice flores proferentibus; capitulis - - - Mich. gen. p. 114, t. 59, f. 3, ist ebenfalls eine Pflanze von der man nur noch das Männchen kennt. Ich habe sie ehemals in der Gegend von Upsal, und zwar am Fuß des schönen und seltenen Pflanzen so reichen Gotsundaberges gefunden, wo sie aber nicht allzu häufig ist. Vor einigen Jahren fand ich sie auch auf dem Harze, und zwar hin und wieder in großer Menge. Ungeachtet ich aber diese Stellen nachher zum öftern besuchte, und nicht selten wohl ganze halbe Tage dazu angewandt habe, um ihre weibliche Fructification zu erkasschen, so war doch alles umsonst und vergebens. Wenn ich nicht irre, so muß diese Pflanze nicht nur eine besondere Gattung, sondern, so wie meine *Andrena Petrophila*, sogar eine eigene Abtheilung in der Cryptogamie machen. Ihre Männer sitzen auf der Spitze der äußersten Blätter, ungefähr so wie in einigen Jungermännern, von denen diese Pflanze aber in der ganzen Struktur so verschieden ist als meine *Gimmia Anodon*, mit der sie viele Ähnlichkeit hat. Ich empfehle ihre Untersuchung allen, welche dazu Gelegenheit haben, bestens. —

41. Das noch in keiner deutschen Flora angeführte *Splachnum vasculolum*

sum L. wächst häufig in den Mooren auf dem Brocken, auf dem Lärchensfelde, und zwischen der Achtermannshöh und den Hirschhörnern.

42. *Bryum laterale* Hudf., ein in Deutschland sehr seltenes Moos, habe ich an verschiedenen Stellen auf dem Harze angetroffen.

43. *Bryum squarrosum* L., das man sonst den nördlichen Ländern eigen hielt, fand ich in einem Sumpf hinter Möllen, so schön, als immer in den Wüsteneien um Upsal.

44. Auch das *Hypnum gracile* L. ist ein Bürger der Braunschweig; Lüneburgischen Lande. Im Ante Lauenstein, auf dem Eggberg bei Bodenwerder, auf dem Harze, und im Ante Hohnstein ist es gar nicht selten.

45. Auf dem Harze fand ich auch zwei *Jungermannien*, welche ich bei keinem unserer *cryptogamischen* Schriftsteller antreffen kan. Die erste ist die *Jungermannia emarginata*, oder *Jungermannia furculis simplicibus, erectis; foliis subrotundis, obtuse emarginatis, integerrimis, patentibus; stipulis b) amphigastriisque c) nullis*. Ihre Blätter haben in der Gestalt viel ähnliches mit den gewöhnlich aus Papier geschnittenen Herzen. Sie unterscheidet sich von der *Jungermannia julacea*, daß sie viel größer ist, und ihre Blätter stumpf ausgerandet, und abstehend

(klaffend) sind. Die zweite ist die *Jungermannia setiformis*, oder *Jungermannia furculis simplicibus, teretibus, filiformibus, erectis; foliis quadripartitis: laciniis lato-subulatis, obverse canalicularis, aequalibus; stipulis amphigastriisque nullis*. Ihre Blätter sind so tief als möglich zertheilt, so daß man jedes für vier halten könnte, und was das besonderste ist, so sind diese Blättchen oder Lappen auf der untern Seite der Länge nach mit einer tiefen Furche ausgehölet, und stellen im kleinen ein umgekehrtes Blatt von der *Fontinali antipyretica* vor. Sie ist die einzige Pflanze, welche ich kenne, die dergleichen Blätter hat. Ihre Fructification habe ich, ungeachtet aller angewandten Mühe, noch nicht antreffen können.

46. Die *Jungermannia julacea* L. hat, so wie alle mir bekannten wahren *Jungermannia foliosa, folia bifaria*, weil solche aber etwas klein und ange-drückt sind, so fällt solches hier weniger als bei andern Arten in die Augen, kan aber dennoch recht gut gesehen werden.

47. Ich kan mich nicht erinnern, daß schon einer die Fructification der *Riccia fluitans* L. beschrieben. Vermuthlich hat solche noch nicht mancher gesehen. Sie sitzt auf der untern Seite der Frondium, gewöhnlich nicht weit von derselben Spitze. Es ist eine Cap-sula

b) *Stipulas* heiße ich in dieser Gattung, was Schreber *Auriculas* nennt.

c) *Amphigastria* sind bei mir die kleinen Blättchen, welche die untere oder nach der Erde gekehrte Seite der *Jungermannien* bedecken. Schreber heißt sie *Stipulas*. Gewöhnlich kommen aus ihren Winkeln kleine Wurzeln, womit sich diese Pflanzen an der Erde fest halten.

sula sessilis, globosa, evalvis, Gallis minoribus foliorum Glecomæ hederaceæ similis, continens Semina 20 ad 30, alba, vel fusca.

48. Aus Mangel bekannter besserer Kennzeichen, war man bisher gezwungen die Lichenes, Byllos, und mehrere Cryptogamisten, nach ihren Farben zu unterscheiden. Wie ungewiß aber diese sind, kan man in meinem Herbario am Lichene geographico, Byllo aureo und Solitho sehen, welche ich alle drei aschgrau besitze, und die kein Mensch für diese halten sollte, wenn er nicht durch andere Specimina davon überzeugt würde. Ich rathe deswegen einem jeden, welcher etwa dergleichen entfärbte Cryptogamisten finden sollte, solche nicht so gleich für neue Arten anzugeben, sondern sie erst genau mit andern zu vergleichen. Wir haben, leider! ohnehin schon genug Pflanzen, die zwei und drei mal in den sogenannten Pflanzensystemen und Floren stehen, und den Botanisten confus machen. —

49. Auf der untern Seite des Lichenis sylvatici L. bemerke ich eine Menge kleiner, weißer, kugelförmiger Höhlungen, deren jede eine reguläre Mündung hat. Da ich diese Dingerchen nicht für Fructificationsheile halten kan, und mir auch keine andere Pflanze bekannt ist, die hierin mit dieser überein kommt, so wünschte ich wohl von einem Landsmanne dieser Flechte etwas zuverlässiges hierüber zu hören. Ich besitze sie bloß getrocknet durch die Gürtigkeit

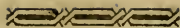
des Herrn von Neckers, und habe sie noch niemals selbst gefunden.

50. Auf dem Harze wächst ein besonderer Lichen fruticulosus, den ich bei keinem von den bei der Hand habenden botanischen Schriftstellern antreffen kan. Er heißt in meinem Phytopinace: L. subuliformis, und ist ein Lichen fruticulosus, tubulosus, filiformi-subularus, simplex, cespitosus, adscendens, lavis, albissimus: ramulis paucissimis, brevissimis, sepe nullis. Er geht von allen Linnéischen Arten so weit ab, daß ich nicht einmal im Stande bin eine anzugeben, die ihm ähnlich siehet. Seine Fructification habe ich noch nicht gesehen. Er hat seine Stelle auf den Gipfeln der höchsten Harzberge, und wird öfters einen halben Fuß lang.

51. Nicht weit von diesem fand ich auch einen für Linné neuen Lichenem filamentosum. Es ist nemlich mein Lichen ochroleucos, oder Lichen filamentosus, dichotomo-ramosus, teres, erectiusculus, inarticulatus, inanis, ochroleucos: ramis divaricatis: apicibus furcatis, nigris. Er wird gewöhnlich einige Zoll hoch, und hat eine glatte und etwas glänzende Oberfläche, worauf hin und wieder weiße, etwas mehligte Warzen sitzen. Wenn er nahe bei andern Pflanzen siehet, so saugen seine Aeste sich an. Außer den eben bemerkten Warzen, habe ich noch keine andere Fructificationen daran gesehen. An Lichen fruticosus, levis, diffusus, ramosissimus, flavus; ramulis liventibus. Hall. hist. n. 1964.?

Der Schluß folgt künftig.





# Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 2<sup>ten</sup> Februar 1784.

Auszug authentischer Berichte, die in Ostindien befindlichen  
beiden Chur- Hannoverischen Regimenten betreffend.

**D**a so viele Menschen an den Schicksalen des 15<sup>ten</sup> und 16<sup>ten</sup> Regiments wahren Antheil nehmen; so wird es dem Publikum gewiß angenehm seyn, wenn mit hoher Genehmigung folgende eingezogene zuverlässige Nachrichten mitgetheilt werden. Es erfährt zwar dadurch vielleicht zuerst manche Familie einen herben Verlust, hingegen werden andere freudigst belehrt, wie ihre Furcht ungegründet war. Allgemein aber wird es gewiß Wohlgefallen erwecken, wenn dieses Blatt das gute und tapfere Betragen unserer Landesleute bekannt macht.

Unterm 8<sup>ten</sup> August 1783 berichtet aus Madras der Herr Oberst Reinbold folgendes an des commandirenden Herrn Generals von Keden, Excellenz.

Er zeigt zuerst an, wie das ostindische Schif General Coote genannt, bereits am 9<sup>ten</sup> April 1783 in Madras eingetroffen, und daß ihm am 16<sup>ten</sup> desselben Monats die große

Flotte mit noch einem Theile des 15<sup>ten</sup> und dem ganzen 16<sup>ten</sup> Regiment gesolget sey. Ungemein geringe war der Verlust während der Reise gewesen, allein durch Unvorsichtigkeit des Schif Stewards flog das Schif der Duc d'Achol in die Luft und mit ihm 1 Unterofficier und 5 Mann des 16<sup>ten</sup> Regiments. Dieses wurde am Tage nach der Landung zu St. Thomä und at the Luce bequartirt, und gleich nach dem Eintricken verstarb davon der lieutenant Schwart sehr plötzlich.

Schon am 20<sup>ten</sup> April war ein Commando von 1 Major, 4 Capitains, 12 Officieren und 200 Mann zur Armee im Lager at the Mount gestossen, und ihm folgten am 12<sup>ten</sup> Mai nach Cudalour unter den Befehlen des Herrn Oberstlieutenants von Wangenheim, 6 Capitains, 19 Officiere und 600 Mann.

In der vorletzterm Orte am 13<sup>ten</sup> Jun. vorgefallenen blutigen Affaire haben diese Detachements von beiden Regimentern die erste Gelegenheit ge-  
nuht,

nust, ihren Muth und guten Willen zu zeigen. Der englische Herr Generalmajor Stuart, der die Armee commandirte, giebt ihnen durchgängig die herrlichsten Zeugnisse.

Sie haben eine Hauptchanze en Front gestürmet, die beste Ordnung, ungeachtet der heftigsten Kanonade und einer Menge Traubenschiffe bis zum Anlaufen beibehalten, die Besatzung der französischen Regimente la Mare und d'Uvergne herausgejagt und 19 Stücke achtzehnpfündiger Kanonen erbeutet. Der Uebermacht, da sie äußerst geschwächt, auch in der rechten Flanke nicht gehörig gedeckt waren, mußten sie zwar einen Augenblick weichen, bald aber, durch mehrere Truppen verstärkt, griffen sie den Feind von neuem an, und setzten sich zum zweiten mal in den Besitz der Schanze.

Der Herr Oberst Reinhold läßt der trefflichen Anführung und den Einrichtungen des Herrn Oberstlieutenants von Wangenheim alle Gerechtigkeit wiederfahren, und dieser giebt hinwiederum allen Officieren das vorzüglichste Lob.

Außer diesen beiden angeführten Detachements, die nach dem 26ten Jul. 12 Officiere und 226 Mann nach Tanjour Country detachirt hatten, und wovon das Uebrige vor dem 3ten Sept. (bis dahin gehen die eingegangenen Etatslisten,) nach Madras zurück gekehrt war, wurden etwa gegen den 13ten Jul. 1 Major,

3 Capitains, 9 Officiere und 300 Mann zur Verstärkung von Mangalore an der malabarischen Küste eingeschiffet.

Eine Division des 15ten Regiments, die auf dem Brillant embarquirt gewesen, einem ostindischen Schif, das bei der Insel Juanna gestrandet, war nach den letzten Berichten noch nicht mit dem Regiment vereinigt worden. Der Hauptmann von Plato und die Lieutenants Fahrenkohl und Madelung sind auf dieser Insel während des dortigen langen Aufenthalts verstorben.

Mit einem andern Schiffe war der Rest der Mannschaft gewillt nach Bombay zu gehen, aber ein heftiger Sturm hat sie nach Gogo (von Surate durch einen kleinen Meerbusen getrennet,) verschlagen, und daselbst ist noch der Lieutenant von Hoesch nach dem Briefe eines englischen Schiffers mit Tode abgegangen.

Schließlich berichtet der Herr Oberst Reinhold noch das Ableben des Feldpredigers Winkelmann, des Capitains Meisner, und des Lieutenants von Behr.

Man glaubt übrigens dem Publicum sich gefällig zu zeigen, wenn man dieser jetzt bekanten Dislocation der beiden Hannoverischen Regimente folgende Listen hinzufüget, wodurch manchem auch das Außenbleiben der Briese eines noch lebenden Freundes oder Verwandten begreiflich werden wird.

## Nr. 1.

Liste der Officiere; so bei der Armee commandirt gewesen.

Vom funfzehnten Regiment.

1) Major Varenins.	12) Lieutenant Arentschild.
2) Capitain Offeney.	13) — Weyhe.
3) Capitain von Scharnhorst.	14) — Hinüber.
4) Lieutenant König.	15) — Reinbold.
5) — Beauns.	16) Fähndrich Müller Sen.
6) — von Wersebe.	17) — West.
7) — Isenbarth.	18) — Leonhard.
8) — von Brinken.	19) — Offeney.
9) — von Harling.	20) — Chevallier, als zweiter Adjutant.
10) — von Schlütter.	
11) — de Roques.	21) — Müller Jun.

Vom sechszehnten Regiment.

1) Obristlieutenant von Waugenheim.	14) Lieutenant von der Wense.
2) Capitain von Hardenberg.	15) — von Schulze.
3) — Dröge.	16) — von Behr.
4) — von Zelle.	17) Fähndrich Warnecke.
5) — Bruntsch.	18) — Isenbarth.
6) — von Lixfeld.	19) — Gerber.
7) — von Westernhagen.	20) — Breymann.
8) — Klusmann.	21) — Hasberg.
9) Lieutenant Notte.	22) Lieutenant und erster Adjutant von Boßner.
10) — Bergmann.	23) Feldprediger Winkelmann.
11) — Boff.	24) Auditeur Schreve.
12) — du Plat.	25) Regimentsfeldscher Schmidt.
13) — Hüpeden.	

## Nr. 2.

Liste, der nach der malabarischen Küste commandirten Officiere.

Vom funfzehnten Regiment.

1) Capitain von Horn.	4) Fähndrich von Brinken.
2) — Böseviel.	5) — Martin.
3) Fähndrich Oßers.	

## Vom sechzehnten Regiment.

- |                             |                                 |
|-----------------------------|---------------------------------|
| 1) Major von Kruse.         | 5) Lieutenant Klingsöhr.        |
| 2) Capitain von Roden.      | 6) — Kühnhardt.                 |
| 3) Lieutenant von Kaufmann. | 7) Fähndrich von Dachsenhausen. |
| 4) — von Roden.             | 8) — von Winsleben.             |

## Nr. 3.

Liste, der nach dem 2ten Jul. von der Armee nach Tanjour Country detachirten Officiere.

## Vom funfzehnten Regiment.

- |                              |                                 |
|------------------------------|---------------------------------|
| 1) Capitain von Scharnhorst. | 4) Lieutenant von Arentschildt. |
| 2) Lieutenant von Wersebe.   | 5) — de Roques.                 |
| 3) — Ijenbarth.              | 6) Fähndrich Leonhard.          |

## Vom sechszehnten Regiment.

- |                        |                         |
|------------------------|-------------------------|
| 1) Capitain von Zelle. | 4) Lieutenant Bergmann. |
| 2) — von Lirfeld.      | 5) — Wos.               |
| 3) Lieutenant Rotte.   | 6) Fähndrich Breymann.  |

## Nr. 4.

Liste, der vom 15ten und 10ten Regiment in der Affaire bei Cudalour unterm 13ten Jun. gebliebenen und verwundeten Officiere und Mannschaften.

## Vom funfzehnten Regiment.

## Todte.

- |                             |              |
|-----------------------------|--------------|
| 1) Major Varenius.          | Und 21 Mann. |
| 2) Fähndrich Müller Junior. |              |

## Verwundete.

- |                              |                                  |
|------------------------------|----------------------------------|
| 1) Capitain von Scharnhorst. | 4) Fähndrich West.               |
| 2) Lieutenant Brauns.        | 5) — Chevallier.                 |
| 3) — von Hinüber.            | Und 3 Unteroff. 2 Tamb. 33 Mann. |

## Vom sechszehnten Regiment.

## Todte.

- |                         |                               |
|-------------------------|-------------------------------|
| 1) Capitain Brunsch.    | Und 3 Unterofficiere 43 Mann. |
| 2) Lieutenant Klusmann. |                               |

Verz



## Verwundete.

- |   |                        |
|---|------------------------|
| 1) Capitain Dröge.  | 5) Lieutenant Hüpeden. |
| 2) — von Zelle.   | 6) Fähndrich Warnecke. |
| 3) — von Westerbagen,<br>den 5 <sup>ten</sup> Jul. an seinen Wun-<br>den gestorben. | 7) — Isenbarth.        |
| 4) Lieutenant Notte.  | 8) — Gerber.           |
- Und 2 Unterofficiere 97 Gemeine.

Nr. 5.

## Liste, der an Krankheit verstorbenen Officiere.

## In Madras.

- |                         |                          |
|-------------------------|--------------------------|
| 1) Capitain Meißner.    | 3) Lieutenant von Brand. |
| 2) Lieutenant Schowart. |                          |

## Bei der Armee.

- 4) Lieutenant von Behr.

## Auf der Insel Juanna.

- |                         |                           |
|-------------------------|---------------------------|
| 5) Capitain von Plato.  | 7) Lieutenant Fahrenkohl. |
| 6) Lieutenant Madelung. |                           |

## Zu Gogo.

- 8) Lieutenant von Hoesch.

## Ueber das trockene Wetterleuchten.

Es ist eine ganz gemeine Erscheinung an schwülen Sommerabenden, daß man am ebenen Himmel ein Blitzen und Wetterleuchten wahrnimmt, ohne doch dabei einen Donner zu hören. Man nennt dergleichen Erscheinung das Wetterkühlen, und diese Benennung scheint auch sehr passend zu seyn. Insgemein sagt man das Wetterkühlen sey nichts anders, als der Schein von einem Blitze, der in einer von uns sehr entfernten Gewitterwolke erzeugt wäre, und wo wir wegen der weiten Ent-

fernung dieses Gewitters den darauf folgenden Donner nicht hören könnten. Zuweilen mag dieses wohl seine Richtigkeit haben, allein, ob das Wetterkühlen immer ein Schein solches entfernten Blitzes ist, daran zweifle ich sehr. Es entsteht diese Erscheinung gewiß für sich selbst, und deutlich kan man es zuweilen sehen, daß sich diese Blitze über uns am Himmel erzeugen. Das Wetterkühlen dauert oft ganze Nächte durch fort, ohne daß ein Tropfen Regen dabei fällt; die Blitze verbreiten sich gleichförmig am Himmel,

und sind nie strahlend, zuweilen aber sehr feurig und so heftig wie nur Blitze in einer nahen Gewitterwolke seyn können. Der selige Herr Professor Zamburger, dessen Naturlehre ich so eben aus andern Absichten vor mir habe, erklärt dieses trockene Wetterleuchten, worauf kein Donner folgt, und welches kein Regen begleitet, daher: weil die Lufttheilchen schon vor der Entzündung der Schwefeltheilchen so sehr ausgedehnt wären, als sie nur durch die Entzündung dieser ausgedehnt werden könnten, also keiner weitern Ausdehnung mehr fähig wären. Es sey auch, sagt er, die Menge der Schwefeltheilchen zu geringe, als durch ihre Entzündung diese Ershütterung der Luft hervor zu bringen. Diese Erklärung scheint in so weit ziemlich passend zu seyn; will man aber die darin angegebenen Ursachen für die einzigen halten, so begreife ich nicht, woher oft die Heftigkeit dieser Blitze kommt, ohne daß ein Donner darauf folgt, den man doch bei der Heftigkeit beinahe vermuthen sollte. Diese Blitze strahlen auch nie, wenn sie auch noch so feurig sind, sondern verbreiten sich, wie schon gesagt, gleichförmig am Himmel, und fahren zuweilen an dem halben Himmel heraus. Sonst sie-

het man wohl bei Gewittern durch die Blitze gleichsam hinter denselben Wolken stehen oder Regen fallen, das bemerkt man aber hier nie, sondern, wenn man auch in den Blitz starre hinein siehet, so sieht man hinter demselben einen ebenen Himmel. Gemeinlich siehet man es nur in den Sommermonaten Junius, Julius, August, bisweilen auch früher nach den erstern Gewittern. Was die Entstehungsart dieser Erscheinung anbetrifft, so scheint mir dieselbe nach den verschiedenen Beobachtungen die ich darüber angestellt habe folgende zu seyn: Man wird bemerken, daß zu Zeiten des Sommers dicke Gewitterwolken am Himmel stehen, die aber durch einen Wind, der sich auf einmal aufmacht, (wenn er auch schon nicht strenge wehet,) plötzlich zertheilt und aus einander getrieben werden, sich in der Luft vertheilen, und in einen Nebel gleichsam aufgelöst werden, der hernach die ganze Luft einnimmt. Zertheilen sich nun diese Gewitterwolken noch zeitig am Tage, so; daß dieser nachfolgende Nebel noch Zeit hat sich in der untern Luft gänzlich zu zertheilen und zu verbreiten, so bemerken wir in der Luft einen eigenen Geruch den solcher dünne Nebel an sich hat, und dieses nennt man Heiderauch \*).

Zer:

\*) Der in diesem Jahre vom 15<sup>ten</sup> Junius an in der untern Luft gestandene Nebel, welcher den Nachrichten zufolge über ganz Europa sich verbreitet hat, scheint in seiner Entstehung ganz dem Heiderauch gleich zu seyn, nur daß man an ihm wenig oder fast gar keinen Geruch bemerkte. Wahrscheinlich waren es nichts anders als in der untern Luft sehr vertheilte Gewitterdünste, die (welche das sonderbarste war) durch keinen Wind, er mochte kommen aus welcher Gegend

Zertheilen sich die Gewitterwolken aber erst später gegen den Abend, so, daß der Nebel nicht mehr Zeit hat, wegen der nun jetzt auch aus der Erde aufsteigenden Dünste, sich in die untere Luft herab zu senken, und überall zu verbreiten, sondern mehr in einer gewissen Höhe stehen bleibt und dichter ist, so sehen wir gewöhnlich an solchen Abenden dieses so genannte trockene Wetterleuchten. Es scheint also, als wenn hier die Gewittermaterie zu sehr vertheilt sey, um bei ihrer Entzündung eine solche Erschütterung in der Luft hervor zu bringen, die wir den Donner nennen. Es kan aber auch seyn, daß jetzt dieser zertheilten Gewittermaterie ein Bestandtheil fehlt, um diese Wirkung zu äußern. Vielleicht, daß eben der Wind, der im Stande war, die schweren, dicken, zusammenhängenden Gewitterwolken zu zerstreuen, auch dieser Gewittermaterie einen Bestandtheil raubte, der nothwendig war, um den Donner und andere Wirkungen hervorzubringen. Wir wissen noch nicht, ob wir mit unserer Erklärung über die Entstehung

des Blühes und Donners schon so ganz fertig sind, und ob wohl nicht noch verschiedenes bei diesen Erscheinungen und Wirkungen unbekant ist. — Doch, um wieder zurück zu kommen, — was dieser Gewittermaterie aber für ein Bestandtheil fehle, ob etwa ihre Electricität gemildert sey, oder, ob durch diesen Wind ein fremder Bestandtheil hinzugeführt worden, der ihre Wirkung schwächet und den Donner hindert, solches wage ich für jetzt noch nicht anzumachen oder zu bestimmen.

Der Landmann kennt das trockene Wetterleuchten sehr genau, und manche alte erfahrne Landwirthe reden viel von den schädlichen Folgen desselben. Einem jeden Leser dieses Magazins wird noch erinnerlich seyn, wie vor nicht gar langer Zeit im 64<sup>ten</sup> Stück vom vorigen Jahre in einer Beantwortung einer Preisaufgabe der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen: welches die Ursache sey, warum bei sonstiger guten Witterung die dem Wunsche der Bienenwärter gemäß

aus-  
er wolte, in Bewegung gesetzt werden konnten. Daß es Gewitterdünste waren, zeigte ihr auf einige Zeit gänzlichcs Verschwinden, wie in hiesigen Gegenden die Gewitter anfangen sich recht niederzulassen. Als wir aber einige Tage von Gewittern frei gewesen waren, stellte sich dieser bläuliche Dampf wieder ein, wurde auch durch den Regen an Gewitterfreien Tagen nicht mit herabgenommen, sondern blieb bei dem Regen in der Luft. Ob derelichen Dünste in so großer Menge in diesem Jahre aus der Erde gestiegen, daß die Luft so damit angefüllt war; und ob dieses vermehrte Aufsteigen der Dünste vielleicht Folgen von den Revolutionen sind, die in dem Schoße der Erde vorgegangen, ob sie sich gleich nicht immer auf der Oberfläche geäußert; oder ob sie aus der obern Luft gekommen, und sich in der untern gleichsam präcipitirt, dies sind alles Fragen, zu deren richtigen Beantwortung erst noch mehrere Folge abgewartet werden muß — ?

ausstele, und sonst keine andere Ursache eintrete, dennoch die Honigernte weit unter der Erwartung wäre? angezeigt wurde, daß die Hauptursache des Mißlingens der Honigernte in diesem trocknen Wetterleuchten liege, daß nemlich das starke Blitzen und Wetterleuchten bei heiterm Himmel, wobei es weder dornere noch regne, alle Blüten der Heide verschlöße, so daß sie in wenig Tagen verweilten, der Reich der Blume sich zusammen zöge, die Blume verdorrete, und also den Viehen viele Nahrung hiedurch benommen würde. Ueber mehrere solche üble Wirkungen dieses trocknen Wetterleuchtens hört man den verständigen und durch lange Zeit erfahrenen Landmann klagen. Den Vöhen sagt er, ist es sehr nachtheilig, wenn bei ihrer vollen Blüthezeit ein solches Wetterleuchten häufig bemerkt wird, die Blumen schließen sich fehler, setzen wenig an, und fallen zum Theil auch ab. Dem heranwachsenden Flachse soll es auch sehr nachtheilig seyn, und die Spitzen desselben sollen wie versenget aussehen, wenn es eine Nacht hindurch so geblizet hat, ohne daß ein Regen dabei gefallen ist.

Herr Schmerzhall in seiner Abhandlung von der Flachsnahrung sagt von diesem trocknen Wetterleuchten folgendes: Ein trockner Bliz giebt unserm Gewächse, ehe es blühet, einen großen Stoß. Er versenget demselben die Spitzen. Man kan es recht strichweise auf den Feldern sehen, wie sehr der Strahl das oberste des Flachses verbrennet. Wird aber der Bliz von einem Regen begleitet, so schadet das Gewitter nicht. — So ist der Landmann immer wegen des Mißrathens des Obstes besorgt,

wenn während der Blüthezeit oft ein solches trocknes Wetterleuchten geschieht. Dieses schadet, sagt er, den Bibern, sie fallen ab, und es wird keine Frucht angefezt. Diese Furcht scheint auch nicht ohne Grund zu seyn, denn wie mancher wird nicht bemerkt haben, daß auch unter den sonst günstigen Umständen der Witterung, wo kein Frost die Blüte verdirbt, noch ein zu lange anhaltendes nasses oder trocknes Wetter einfällt, dennoch in manchen Jahren die Baumfrüchte mißrathen, ohne daß Jemand eine Ursache davon anzugeben im Stande ist. Es scheint allerdings mbalich zu seyn, daß der trockne Bliz hier eben so gut die kleinen Theile der Blume verderben kan als er die Heideblüten verdirbt, den Flachse versenget oder sonst sehr nachtheilige Folgen hat. Und alles was nun hier von den Blüten der Baum- und Gartenfrüchte gesagt ist, solte das nicht auch bei den Getreideblüten statt finden, deren Bau um vieles zarter ist als jener ihr? Wir kennen noch zu wenig von manchen Erscheinungen, die um uns herum vorgehen, ihre Wirkungen, und haken oft zu weit die Ursachen her, um uns diese oder jene Wirkung oder Folge zu erklären. Oft treffen wir bei alten verständigen Landwirthen und Landleuten Bemerkungen über verschiedene Erscheinungen in der Natur an, die durch vieljährige Erfahrung bestätigt sind, und die wir, da wir sie nicht gleich wegen bisweiligem Mangel an Erkenntniß begreifen können, dennoch gerade läugnen und nicht zugeben wollen, oder die wir darinn, weil wir sie nicht selbst ausgeferscht haben, oder durch angesehene Männer bekant gemacht worden sind, aus gewissem Eigendünkel übersehen und nicht annehmen wollen —.



# Hannoverisches Magazin.

IItes Stück.

Freitag, den 6ten Februar 1784.

## Botanische Bemerkungen.

(Schluß.)

(S. das 8te und 9te St.)

52. **N**ach mehr Lichen bicolor  
stehet nicht bei Linné. Er  
ist ein Lichen filamento-  
sus, ramosissimus, erectiusculus, teres,  
inarticulatus, glaber, nitidus, inanis,  
infra nigricans, supra sordide albidus,  
intus griseus: ramis patentissimis: ex-  
tremitatibus simplicibus, subulatis. Er  
findet sich häufig auf dem Harz, vor-  
nehmlich auf dem Kenekeberg und Kehl-  
berg, und wächst bald an Felsen, bald  
auf Bäumen. Seine Höhe beträgt ge-  
wöhnlich zwei bis drei Zoll. Fructifi-  
cation habe ich noch nicht daran gesehen.  
Mich wundert, daß ihn unsere Harz-  
botanisten übersehen haben. Vorigen  
Sommer erhielt ich ihn auch aus Eng-  
land, und zwar unter dem Namen des  
Lichenis lanati Hudsoni. Ich würde  
diesen Namen beibehalten haben; weil  
wir aber bereits einen Lichenem lana-  
rum Linn. besitzen, so habe ich ihn, um  
nicht noch mehrere Verwirrung anzu-  
richten, Lichenem bicolorum geheissen,  
welcher Name auch recht gut für ihn  
paßt, denn fast alle Individua sind ge-  
wöhnlich nach der Basis zu schwarz,

oben aber grau oder schmutzig weiß. —  
In der Fortsetzung meines Phytophy-  
laccii werde ich einst von diesen nun be-  
stimnten Lichenibus und Jungerman-  
niis, so wie von mehreren unbekanten  
Cryptogamisten, gut getrocknete Exem-  
plare liefern, die denn diese schönen  
Pflänzchen den Liebhabern deutlicher  
vorstellen werden, als ich es jetzt mit  
meinen kurzen Beschreibungen zu thun  
vermag.

53. Die letzte Abtheilung der Lin-  
näischen Lichenum, nemlich die Liche-  
nes filamentosi, lassen sich vortreflich  
in zwei Unterabtheilungen bringen.  
Die erste enthält die Lichenes articu-  
larios, und die andere die inarticulatos.  
Jene sind solche, deren Rinde sich bei  
gewaltsamer Anstrengung oder Aus-  
spannung hin und wieder quer vor  
einander theilt, und durch den Riß  
das zähe, fadenähnliche Holz sehen  
läßt, und die also mehrere oder weni-  
gere, an einander hängende Glieder  
vorstellen. Die andern sind inwendig  
locker und marktigt, und lassen sich also  
nicht artikuliren, sondern brechen. Zu  
den

den erstern gehören der Lichen plicatus, barbatus, divaricatus, hirtus, articulatus, und floridus. Zu den letztern aber der L. jubatus, lanatus, pubescens, chalybeiformis, vulpinus, ochroleucos, bicolor, und vermuthlich auch der L. Usnea, die ich, so wie den wahren Lichenem divaricatum L. nur aus Beschreibung und den Dillenischen Figuren kenne.

54. Ein Vorzug, den die Braun-schweig: Lüneburgische Flora vor vielen andern hat, ist auch dieser, daß sie Alpenpflanzen, Heidepflanzen, Moorpflanzen und Seepflanzen zugleich hat. Zu den letztern gehören auch einige schöne Cryptogamisten, wovon ich hier nur den Fucum terratum, vesiculosum, nodosum, filiquosum, loreum, Filum, palmatum, digitatum, saccharinum, und die Ulvam Linzam auführen will, welche ich alle im Lande Wursten, an dem Ufer der Nordsee gefunden habe.

55. Die Conferva reticulata L. gehet von den andern Confervis besonders darin ab, daß sie einen gestricktenbeutel oder Fischreufe vorstellt, die so lange sie noch jung, gewöhnlich mit Luft angefüllt ist, und oben auf dem Wasser schwimmt, welches im Kleinen beinahe so aussieht, als wenn man ein aufgeblasenes Stück Darm auf das Wasser legt. Wird die Pflanze älter und größer, so werden ihre Maschen auch weiter. Was ist also natürlicher, als daß diese sodann der Luft einen freien Durchgang verstaten, und solche nicht mehr so wie zuvor aufhalten können, auch sodann das Wasser hinein-

dringt, und die Pflanze also, vermöge ihrer Schwere sich niedersinken muß, Wer demnach in Zukunft diese Confervam reticulatam entweder jung oder alt zu haben wünscht, der weiß nun, wo er solche zu suchen hat. Und unsere Systematiker können aus diesem Winke sehen, wie weit die Gattung Conferva, so wie, leider! viele andere, noch von einem Genere naturali verschieden ist.

56. Der selige Archiater von Linné sagte mir einst, daß in einem seiner Häuser zu Hammarby, die Byssus septica sich in einen Agaricum verwandelt habe. Ich glaubte es dem Alten weil er Linné hieß, aber überzeugen, ganz überzeugen, konnte ich mich damals in meinem Kopfe nicht davon, und wenn es mir auch beide Linné gesagt hätten. — Dieser Herbst sahe ich etwas, das mit jener Linnéischen Bemerkung eine Ähnlichkeit hat. Ich fand nemlich die Byssum candidam Huell., und zwar, wie ich schon lang wünschte, mit Fructification, und sahe, daß diese Pflanze nach der Linnéischen Gattungseinteilung zu den Hydms gehöret. Wer sollte dieses wohl glauben, und wer war mehr bestürzt als ich! Aber das half nicht. — Wer es nicht glauben will, daß sich die Sache also verhält, dem kan ich den Glauben in die Hände geben, und er kan bei mir die aller überzeugendsten Specimina zu sehen bekommen, so, daß er glauben muß, und wenn er auch ein Thomas unter den Botanisten wäre.

57. Diesen Herbst bekam ich zum ersten male in meinem Leben die E. velam inflatam Schäffleri zu sehen. Es

ist der besonderste Schwamm den ich mir nur gedenken kan, und ungeachtet ich ihn schon so viel gesehen und beguckt habe, so kan ich mich doch noch nicht in seine Struktur finden. Fürnemlich scheinen mir seine Wurzeln merkwürdig, die von andren Schwammwurzeln ganz verschieden sind. Die Pflanze hat beim ersten Anblick viel Aehnliches mit dem *Lycoperdo cervino* L. Die Figur bei Schaffer ist ziemlich gut gerathen, wenn ich die Wurzeln ausnehme, die etwas besser seyn könnten. Die Synonymen aber, die dieser sich um die Schwämme so verdient gemachte Theologe bei seiner *Elvela inflata* anführt, gehören gar nicht dazu, sondern sind Namen einer ganz andern Pflanze. Ich empfehle diesen Schwamm besonders. So viel ich in Zukunft zu dessen Aufklärung beitragen kan, werde ich gewiß thun.

58. Eben diesen Herbst fand ich einen Schwamm, den ich für *Clavariam militare* L. halten würde, wenn er nur nicht schwarz wäre. Die Baillanische Figur von der *Clavaria militari crocea* paßt so fürtrefflich zu meiner Pflanze, daß ich schwören würde, diese wäre dadurch vorgestellt, wenn ich die Beschreibung nicht damit vergliche. Sie ist, so wie jene *Clavaria militaris* L., eine *Sphaeria Halleri*, oder *Vaila Scopoli*. Wenn ich sie an die Sonne halte, und mit der Linse betrachte, so schießet solche eine Menge länglicher, weißer, einem fein zerschnittenen Pappo *Eriophori* ähnlicher Saamen aus ihren Capselfmündungen, welches ganz

besonders aussehet. Lege ich diesen Schwamm auf ein schwarzes Papier, so wird solches in kurzer Zeit ganz weiß um ihn herum. Sein Stipes ist nach der Basis zu gelblich. Die Wurzel gehet tief in die Erde, und ist ästig. Ich kan dazu noch kein Synonymum finden, und halte ihn also bis auf weiteres für neu. Sollte ihn jemand schon angetroffen haben? und wo?

59. Vor keinen Pflanzen bin ich bei Bestimmung der Arten banger, als vor den Garten- und Wasserpflanzen, und dieses gewiß nicht ohne Ursache. Denn wie mancher Botaniste ist schon mit diesen betrogen worden, und hat eine und eben dieselbe Pflanze für zwei, drei, ja zuweilen noch wohl für mehrere angesehen und ausgegeben. Ich kan also nicht anders, als ein gleiches Schicksal vermuthen. Und nichts ist mir doch verdrießlicher als wenn es mir in der Naturgeschichte wie jenem Zuschauer in der Comödie gehet, der bei jedem neuen Austritte andere Schauspieler zu sehen glaubte, da es doch meistens nur die vorigen in veränderten Kleidern waren. — Und dennoch ist es beinahe unvermeidlich, daß man nicht zuweilen betrogen werde. Fürnemlich gehet dieses sehr leicht bei aufgetrockneten Pflanzen an. Ich will zum Beispiel einem verschiedene Exemplare vom *Potamogetone gramineo*, einigen fremden Eichen, Birken, Weiden, u. s. w. zeigen, und er soll glauben, daß es eben so viele Species seyn, und wenn er auch so ungläubig als Thomas wäre. Ich rathe deswegen unsern jungen

Botanisten bei den Garten- und Wä-  
 serpflanzen alle mögliche Sorgfalt an-  
 zuwenden, und ja nicht zu geschwinde  
 in Verfertigung neuer Arten zu seyn.  
 Besonders aber ersuche ich diese Her-  
 ren, daß sie sich nicht bloß auf Herba-  
 ria verlassen, sondern, so viel als mög-  
 lich ist, die Pflanzen frisch, und wenn  
 es seyn kan, an ihrem Standorte, und  
 zwar nicht ein, sondern mehrere male,  
 betrachten, auch wenn sie Gelegenheit  
 dazu haben, solche erst einige Jahre  
 in einem Garten cultiviren mögten.  
 Linné hat ganz recht, wenn er sagt:  
*Cultura tot varietatum mater, optima  
 quoque varietatum examinatrix est.*  
 Es ist nur zu bedauern, daß diejeni-  
 gen, welche am meisten dazu beitra-  
 gen könnten uns zu vergewissern, was  
 Arten und Spielarten seyn, nemlich  
 die Handelsgärtner, gewöhnlich am  
 meisten dazu beitragen uns zu versüß-  
 ren, weil nicht selten durch dergleichen  
 Aufklärungen ihr Interesse leidet, und  
 sie sodann in ihren Verkaufscatalogen  
 anstatt hundert Arten (*Species*), den  
 vierten, oder dritten Theil weniger an-  
 bieten können, und Pflanzen, die sie  
 für neue *Species* verkaufen, sodann  
 mit ihren rechten Namen, nemlich als  
 Abarten und Misgeburten schon lang  
 bekannter Arten, erscheinen, welches ih-  
 nen unangenehm und ihrem Handel  
 nachtheilig ist. Doch vielleicht haben  
 wir bald bessere Zeiten zu hoffen. —  
 Wenn wir nur einst mehrere Bueke,  
 Gordons, Lees, u. d. gl. bekämen,  
 Leute, denen es nicht bloß um Geld,  
 sondern um Ehre, guten Namen und  
 Aufklärung der Wissenschaft zu thun

ist, und die nicht bloß Pflanzenhänd-  
 ler, sondern auch Pflanzenkennner sind.

60. Ich bemerke nicht selten bei ei-  
 nigen unserer botanischen Schriftstel-  
 ler, daß sie sich nicht so recht in den  
 Unterschied von Arten (*Species*), Halb-  
 arten (*Subspecies*), Spielarten (*Va-  
 rietates*), und Misgeburten (*Monstra*)  
 finden können, und deswegen zum öf-  
 tern ihre Leser mehr verwirren als uns  
 terrichten. Man wird es mir also  
 nicht übel nehmen, wenn ich hier meine  
 Begriffe von Art, Halbart, Spielart  
 und Misgeburte bekannt mache, und so-  
 dann auch zugleich dem Publikum mei-  
 ne Methode, diese kurz und deutlich  
 vorzutragen, mittheile. Gesezt, die  
 meisten Botanisten dünken sich auch  
 zu gut mir öffentlich nachzufolgen, so  
 habe ich doch wohl vielleicht einmal  
 das Vergnügen, daß dieses von einem  
 oder andern in der Stille und unver-  
 merkt geschieht. —

#### Arten. *Species*.

Sind, nach der Beschreibung des  
 vortrefflichen Dederö, Pflanzen, die  
 aus ihres gleichen entsprungen sind,  
 und wieder ihres gleichen hervorbrin-  
 gen. Der selige Ritter von Linné sagt  
 davon folgendes. *Species tot sunt,  
 quot diversas formas ab initio produ-  
 xit infinitum Ens; quæ formæ, secun-  
 dum generationis inditas leges produ-  
 xere plures, at sibi semper similes.*  
*Ergo Species tot sunt, quot diversæ for-  
 mæ s. struaturæ hodiernum occurrunt.*  
 Und an einem andern Ort: *Species  
 constantissimæ sunt, cum earum gene-  
 ratio est vera continuatio.*

Halb



### Halbarten. Scheinarten. *Sub-species*.

So nenne ich Pflanzen, die im Wesentlichen fast gänzlich mit einander übereinkommen, und nicht selten einander so ähnlich sind, daß ein Unerfahrener Mühe hat solche zu unterscheiden, und von denen man nicht ohne Grund vermuthen kan, daß sie ehemals eine gemeinschaftliche Mutter gehabt haben, ungeachtet sie nun immer wieder ihres gleichen aus dem Saamen hervorbringen. Es sind mit einem Worte *Varietates constantes*, oder ein Mittel zwischen Arten und Spielarten. Sie unterscheiden sich von Arten, daß sie in kleinen und weniger beträchtlichen Umständen von einander abgehen; und von Spielarten differiren sie, daß sie sich beständig durch den Saamen fortpflanzen, und immer wieder ihres gleichen zeugen. Es sind Pflanzen, die der Ritter von Linné gewöhnlich zu den Spielarten, Haller, Miller und andere aber zu den Arten zählten, wovon zu einem Beispiel die Linnéischen *Varietates* von der *Valeriana Locusta*, *Medicagine polymorpha*, *Fumaria bulbosa*, u. s. w. dienen können. Viele dieser Halbarten könnten auch recht gut unter die Arten aufgenommen werden, so wie hingegen einige wohl nicht viel anders als Spielarten sind, welches aber dermalen noch ungewiß ist, und erst durch mehrere Versuche und Beobachtungen muß dargethan und bewiesen werden. Bis dahin lasse ich sie hier in der Mitte stehen, und ich hoffe, daß die zwei Hauptpartheien in der

Botanik, die Lutheraner und Reformirten, das ist, Linnéaner und Hallerianer, ihnen diese Stelle nicht mißgönnten, da sie dadurch gleichsam in der Güte verglichen werden, und auf beiden Seiten Recht bekommen.

### Spielarten. Abarten. *Varietates*.

Sind solche Pflanzen, die nicht immer aus ihres gleichen entspringen, und nicht allezeit wieder ihres gleichen hervorbringen; die, ungeachtet sie ganz gewiß von einerlei Stammältern sind, dennoch einander in gewissen Stücken unähnlich sind, so wie z. B. die Kinder von eben demselben Vater gezeuget, und von eben derselben Mutter geboren, zuweilen gelbe, rothe und schwarze Haare, u. s. w. haben, und also Spielarten sind. Sie differiren von den folgenden Misgeburten, daß bei ihnen weder Mangel noch Ueberschuß irgend eines zu ihrem Wesen gehörigen natürlichen Theils sich befindet. Der selbige Ritter von Linné sagt von ihnen folgendes: *Varietates tot sunt, quot differentes plantæ ex ejusdem speciei semine sunt productæ. Und gleich dabei: Varietas est planta murata a causa accidentali: Climate, Calore, Ventis &c. reducitur itaque in solo mutato. An einem andern Orte aber drückt er sich kürzer aus, und sagt: *Varietates sunt plantæ ejusdem speciei, mutata a causa quacunquæ occasionali.**

### Misgeburten. Verunstaltungen. *Monstra. Deformes*.

Sind solche Pflanzen, in denen die allgemeine Organisation des Pflanzenreiches verstellt ist. Sie haben gewöhn-

wöhnlich etwas zu viel oder zu wenig, oder wenn auch keine zu ihrem natürlichen Zustande gehörige Theile fehlen oder überflüssig sind, so sind sie doch nicht in ihrer gehörigen Gestalt, Größe und Verhältniß gegen einander, oder beobachten die erforderliche Lage und Stellung nicht. Sie sind unter den Pflanzen just dasjenige, was die Misgeburten bei den Menschen sind. Zum Glücke a) sind die meisten von unsern Pflanzenmisgeburten zur Erzeugung untüchtig, oder wenn sie sich auch durch den Saamen fortpflanzen können, so sind ihre Kinder, wenn sie der Natur überlassen werden, doch gewöhnlich weniger monströse als ihre Mekttern, und öfters gar nicht. Man hat sie nicht selten mit den Spielarten vermischt, wer aber nur ein wenig nachdenken will, kan bald einsehen, daß sie deutlich davon verschieden sind.

Ich weiß sehr wohl, daß meine Definitionen nicht immer zutreffend und ohne Ausnahme sind, aber es ist auch nicht so leicht als mancher glaubt, solche zu machen die auf alle Fälle passen, und den Leser niemals in Zweifel lassen. Vermuthlich werden einige Beispiele mich bei den meisten verständlicher machen, als meine unvollkommenen Beschreibungen. Ich will deswegen hier einige beifügen. Sie können zugleich als Muster dienen den Lesern zu zeigen, wie ich meine Arten, Halbartten, Spielarten, und

Misgeburten zu ordnen pflege, und dadurch den gewöhnlichen Confusionen der Botanisten ausweiche. Ich habe mit Gleich solche Pflanzen dazu gewählt, welche fast jedem bekannt sind. Die Arten bezeichne ich mit Zahlen, die Halbartten mit griechischen, und die Spielarten mit lateinischen Buchstaben, die Misgeburten aber mit einem Kreuze.

#### Erstes Beispiel.

1. *Quercus Robur* L. (Eiche).
  - a. *longipedunculum* (Sommereiche).
  - β. *brevipedunculum* (Wintereiche).

#### Zweites Beispiel.

1. *Ulmus campestris* L. (Ulme).
  - a. *brevipeduncula* (kurzstieligte).
  - β. *longipeduncula* (langstieligte).

#### Drittes Beispiel.

1. *Tilia europaea* L. (Linde).
  - a. *grandifolia* (Sommerlinde).
  - β. *parvifolia* (Winterlinde).

#### Viertes Beispiel.

1. *Atriplex hortensis* L. (Gartensmelde).
  - a. *viridis* (grüne Melde).
  - b. *rubra* (rothe Melde).

#### Fünftes Beispiel.

1. *Cheiranthus annuus* L. (Sommerleucocy).
  - a. *albus* (weiße Sommerleucocy).
  - b. *cupreus* (kupferfarbige Sommerleucocy).

c.

a) Zum Glücke, sage ich, den wäre dieses nicht, so bin ich versichert, daß unsere Misgeburtmacher schon die ganze Welt mit Monstern angefüllt hätten.

- c. ruber (rothe Sommerleuccon).  
 d. violaceus (violette Sommerleuccon).

## Sechstes Beispiel.

1. *Rubus idrus* L. (Himbeer).  
 a. ruber (rothe Himbeer).  
 b. albus (weiße Himbeer).

## Siebendes Beispiel.

1. *Narcissus poeticus* L. (Dichternarcisse).  
 †. plenus (gefüllte Dichternarcisse).

## Achstes Beispiel.

1. *Viburnum Opulus* L. (Wasserholunder).  
 †. globosa (Schneeballenstrauch).

## Neuntes Beispiel.

1. *Celosia cristata* L. (Hahnentammeelose).  
 †. fasciata (bandsförmige).

## Zehntes Beispiel.

1. *Bellis perennis* L. (Maßlieben).  
 †. semiflosculosa (halbblümige).  
 †. fistulosa (röhrenblümige).  
 †. prolifera (sprossende).

## Elfstes Beispiel.

1. *Cheiranthus incanus* L. (Winterleuccon).  
 a. albus (weiße).  
 †. plenus (gefüllte).  
 b. ruber (rothe).  
 †. plenus (gefüllte).  
 c. violaceus (violette).  
 †. plenus (gefüllte).

Für diejenigen, die gar keine Pflanzen kennen, will ich hier noch Beispiele vom Menschen und Hunden geben. Sie passen zwar nicht so ganz, sind aber doch besser als gar keine!

## Zwölftes Beispiel.

1. *Homo sapiens* L. (der Mensch).  
 α. americanus (Amerikaner).  
 β. europæus (Europäer).  
 a. flavicomus (gelbhaariger).  
 †. monorchis (einödiger).  
 b. ruficomus (rothhaariger).  
 †. sedigitus (sechsfingriger).  
 c. nigricomus (schwarzhaariger).  
 †. symphyodactylus (schwimmhändiger).  
 d. glaucops (kafeningichter).  
 e. melanophthalmus (schwarzäugichter).  
 γ. asiaticus (Asiate).  
 δ. afer (Africaner).

## Dreizehntes Beispiel.

1. *Canis familiaris* L. (der Hund).  
 α. domesticus (Haushund).  
 β. sagax (Jagdhund).  
 γ. grajus (Windspiel).  
 δ. molossus (Bärenbeißer).  
 ε. aquaticus (Budel).  
 ζ. meliteus (Bologneserhund).  
 η. fricator (Mops).  
 θ. vertagus (Dachshund).  
 a. albus (weißer).  
 †. caudatus (ungeschwänzter).  
 b. ruber (rother).  
 †. biceps (zweiföpfiger).  
 c. niger (schwarzer).  
 †. hexapus (sechsfüßiger).  
 d. maculatus (gefleckter).  
 α. ægyptius (türkischer Hund).

Die Bastartpflanzen habe ich diesmal noch weggelassen. Wenn ich in Zukunft mehreres Licht davon bekomme,

me, so werde ich sie auch zu ordnen suchen, jezt fehlt mir noch Zeit und Gelegenheit, selbst Versuche deswegen anzustellen. — Alles was andere hievon gesagt bloß nachzuschreiben, ist meine Sache nicht!

Endlich bemerke ich noch, daß die Halbarten, Spielarten und Misgeburten im Pflanzenreiche, eine Zeit lang, und leider! hier und dort noch jezt, von verschiedenen großen Botanisten übergangen und den Gärtneru überlassen worden, welche denn eine solche Confusion darin gemacht, daß beinahe nicht mehr durchzukommen ist, wie man solches aus ihren Schriften sehen kan. Es wäre deswegen sehr zu wünschen, daß ein Botaniste sich die Mühe nähme, diese Pflanzen in Ordnung zu bringen, so wie Linné solches ehemals mit den Arten ge-

macht. Die ganze Welt würde ihm dafür danken, so wie er solches denn auch recht wohl verdiente. *Varietates qui ad species suas redigit non minora praestat, quam qui species ad propria genera amandavit.* Linn. crit. n. 317.

Ich schließe mit den Worten des vortreflichen Jungs, und sage: Edle Männer Deutschlands! die ihr mit mir in einem Fach arbeitet, belehret mich brüderlich, wo ihr findet, daß ich gefehlt habe; ich werde es eben so machen. Wenn nur das Reich der Wissenschaften vermehrt wird, und ich mir nicht vorwerfen kan, daß ich etwas dabei versäumt habe, so ist's mir sehr gleichgültig, was eine Menge lautschreiender Ausrufer mit der Trommel vor dem Bauch, über mich sagen werden.

S. Ehrhart.

### A n e k d o t e.

**K**önig Heinrich der IV. von Frankreich reisete einmal durch eine kleine Stadt, die ihn, wie gewöhnlich, durch ihre Deputirten am Thore empfangen und bewillkommen lies. Als der Redner kaum angefangen hatte zu reden, erhob auch ein nicht weit davon stehender Esel seine Stimme

so stark, daß er den erstern überschrie. Der Redner besürchtete, der König mögte ihn vor dem Geschrei des Esels nicht verstehen, und verdoppelte seine Stimme gleichfalls. Der König lächelste über diesen Wettstreit und sagte: Meine Herren, reden Sie einer nach dem andern, sonst verstehe ich keinen.



# Hannoverisches Magazin.

I. 2tes Stück.

Montag, den 9<sup>ten</sup> Februar 1784.

## Ueber das Pfropfen des Weinstocks.

**I**m 103<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins vom Jahr 1783 wird gefragt a), ob man in hiesiger Gegend bereits Erfahrungen von dem Pfropfen des Weinstocks, der frühern Tragbarkeit und der edlern Trauben von gepfropften Stöcken habe? und wie dies Pfropfen gemacht werde?

Die erste Frage kan ich nur aus meiner Gegend, und zwar mit Nein beantworten; es können aber anders Gegendern von Niedersachsen andere Antworten einlaufen. Gar glaublich ist es inzwischen doch nicht, daß das Pfropfen des Weinstocks hier schon mit so gutem Erfolge versucht wäre. Hier sind die Gründe meines Zweifels.

Der Weinbau ist bei uns mehr Liebhaberei als einträglich. Vortheils wegen dürfte man schwerlich versucht haben, den schlechtern Weinstock zu

veredeln, und seine Tragbarkeit zu beschleunigen. Wer eine Wand damit bekleiden will, komt leicht dazu, trägt der eine nicht, und man will doch Trauben haben, so wirft man ihn weg und setzt einen andern; vielfältig läßt man auch den unfruchtbaren stehen, er bedeckt doch die Wand, macht doch die Laube. Wie viele Stöcke sieht man noch, die nie eine Traube reif gemacht haben, nie eine bei uns reif machen können, der Besitzer erreicht eine andere Absicht dadurch und läßt sie stehen. Will ich fruchttragenden, frühreifen, wohlgeschmeckenden Wein haben, der steht ja leicht zu erlangen, warum sollte ich darauf studiren, ob meinem uneinträglichen Stocke etwa durch das Empfropfen einer Rebe von guter Art Verbesserung gegeben werden könne?

Es mag selten versucht, und eben so selten gelungen seyn, wo man es  
M etwa

- a) Es wurde schon im 24<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins vom Jahr 1779 gefragt, ob es hier schon bekant sey, daß der Weinstock gepfropft werden könne? Meines Wissens ist nur eine Beantwortung im 45<sup>ten</sup> Stück, S. 719 bekant gemacht worden. Sie kam aus Berlin von einem Herrn D\*. Ich will es irren bemerken, mit welcher der hier angegebenen Pfropfungsarten sie am meisten übereinstimmt.

etwa versucht hat. Ohne Anweisung werde ich den Wein pfropfen wollen wie den Baum, und das mirrath ge- wöhnlich. Ich kan ihn aber durch Einsenken oder Ablegen seiner Ruten, ja durch ein kleines Nebenstück ohne Kunst und Aufwand mit aller Sicher- heit vermehren; vernunthlich hat diese ausgebreitete Erfahrung den Versuch zu pfropfen widerrathen, und wieder in Abgang gebracht, wenn er auch bei uns angestellt, und besser, als zu glau- ben steht, ausgefallen seyn sollte.

Das Pfropfen des Weinstocks ist zwar, wie weiter vorkommen wird, schon ein sehr altes Verbesserungsmit- tel desselben, es steht aber in Büchern beschrieben, die schwer zu haben sind, wenig gelesen, und leicht unweise ver- spottet werden. Es steht nemlich bei den alten lateinischen Landwirthen, die, außer der Gesnerschen Ausgabe, wel- che sieben Thaler kostet, kaum mehr anzutreiben sind, die gute theils nur von einem geübten Lateiner verstanden werden. und die der jüngere Landwirth, wenn man sie ihm auch deutsch in die Hände giebt, oft nicht mehr lesen mag, nicht für voll ansieht, so wahr es auch ist, daß er, ohne es vielleicht selbst zu wissen, mittelbar daraus gelernt hat, und unmittelbar noch daraus lernen könnte, wie ich manchem in die Augen

sagen wolte. Unter diesen Umständen mag das Pfropfen des Weinstocks so unbekant unter uns als ungebrauch- lich seyn, ob es gleich so lange schon getrieben, und da, wo der Weinbau Vortheil schafft und ernährt, nicht ohne guten Nutzen ist. Ich zweiffe demnach fast, daß sich die Erfahrun- gen, wornach gefragt wird, in Nie- dersachsen eben finden mögten. Er- wähnt doch Reichart, der große und belehene Landwirth, des Pfropfens nicht, und er wohnte doch in einem Lande, wo es schon rathlich ist Wein zu bauen, und er bauete selber welchen b).

Die zweite Frage, wie pfropft man den Weinstock? glaube ich befriedi- gender beantworten zu können. Ich will, um jedem das seinige zu lassen, erst den Unterricht, den uns die Alten darüber geben, mittheilen, und dann einen der besten, neuesten Schriftstel- ler über den Weinbau davon reden lassen. Selbst habe ich es nicht ver- sucht, glaube mich aber auch rechtfer- tigen zu können, daß ich diesem einen andern Versuch, dessen ich unten kürz- lich gedenken will, lieber vorgezogen habe.

Namens der Alten mag Columel- la sprechen. Was andere anders ha- ben oder hinzu thun, will ich samt ei- nigen Erläuterungen in den Anmer- kungen

b) Joh Colernus kennt das Pfropfen zwar wohl, aber doch hauptsächlich aus den Alten. Er sagt: es wollen etliche vom Pfropfen wenig halten, weil dem ge- pfropften Holze die Maiekröthe leicht schaden sollen, und solch gepfropftes Holz auch nicht lange dauern soll. Etliche aber halten viel davon, weil ichs aber noch zur Zeit nicht versucht, kan ich hievon nichts gewisses schreiben. Oeconom. rar. & domest. B. 7. C. 17.

Zungen beifügen, In einer ziemlich freien Ueberfetzung, die die Deutlichkeit verlangt, sagt er c):

„Man pfropft am sichersten nach dem Winter, wenn die Tage gelinder werden, die Augen sich rühren, die Rinde sich hebt, und keine Kälte mehr einfällt, die die Pfropfstebe und Spalte verderben kan. Da indes die

Herbstluft der im Frühjahre nicht ungleich ist, so mag man, wenn man Ursache zu eilen hat, auch ich Herbstepfropfen d). Die Neben lese man e) nur dazu eben so sorgfältig aus, als die Sekreben f), und sehe keine andere als von der edelsten Art, fruchtbare und völlig reife, an einem warmen und windstillen Tage auf g). Man

M 2

nehme

c) *de re rust.* Lib. IV. C. 29 §. 4. u. f.

d) So rath der Italiäner seinen Landesleuten, aber nicht uns Niedersachsen. Unser Winter mögte leicht Stamm und Rebe tödten. Wir können schon von Glück sagen, wenn der April die Arbeit des März nicht zerfört. Columella scheint das Pfropfen im Herbst auch fast mehr aus Höflichkeit als aus Erfahrung einzuräumen. Denn Julius Atticus hatte behauptet, daß es vom November bis in den Junius geschehen könte. Er trägt seine Einwendungen dagegen bescheiden vor, und läßt den Grad, der sich hören läßt, nachgebend stehen.

e) Beim Schwinde, sagt er in der ersten Ausgabe, *de arbor.* 8, 1. mußte es aber wohl in der Erfahrung nicht gegründet finden, da er es hier nicht wiederholt.

f) Er zieht die Neben, welche mitten am Stocke sitzen, und auch da fruchtbar gewesen sind, allen übrigen vor, B. 3, 10. 4. und wundert sich, daß man sich über unfruchtbare junge Stocke wundern wolle, wenn man sie doch aus bloßen Laubtrauben, oder untragbaren Spizzen, oder aus Neben, die an den fruchtbaren Stellen des Stocks nichts hervordrachten, gezogen habe. Wahrscheinlich liegt die Untragbarkeit unsers Weins, die sich so häufig findet, bloß daran, daß wir ihn aus untragbaren Neben aufwachsen lassen. Sekreben heißen die Stocke von einer Rebe, welche sie anpflanzt.

g) Ich habe es bei ihm nicht gelesen, daß man die Pfropfneben erst einige Zeit in einer trocknen Grube aufbehalten, und dadurch von einem Theile ihres Safts befreien müsse, ehe man sie aufsetzt, und doch sagt nicht allein Plinius 17, 24. oder 15. *vitium calami in scrobibus siccis stramento operti, ac deinde terra obruti, ut cacumine existant, servantur*, sondern auch sein Herausgeber Harduin setzt hinzu: *habet hæc etiam Columella l. 4. c. 29. in scrobibus rite servari dum inferantur.* In unserm Capitel steht doch sicher nicht. In dem B. v. d. Bäumen E. 8, 3. empfiehlt er, „den Stamm unter der Pfropfspalte an beiden Seiten mit einem scharfen Messer leicht zu verwunden, damit der Saft lieber hieraus abfließe als zu überflüssig aus der Pfropfwunde, weil der Ueberfluß schade und das Angeben der aufgesetzten Rebe hindere.“ Auch dies wiederholt er in der zweiten Ausgabe nicht, und es ist doch wohl ausgemacht, daß ein verschiedene Jahre gestandener Stamm für eine Rebe von etlichen Augen zu viel Saft hat, und daß der am ersten das Pfropfreis erfäuft oder erstickt. Seine Winter müssen fürtrefflich mit dieser Arbeit haben umgehen können, wenn ihnen dieser Unfall nicht begegnet seyn sollte, und er erzählt doch, 3, 9; 6. selbst, daßier zwei jugers einmal in zwei Jahren habe mit einer Weinart pfropfen lassen; Florentinus findet es dagegen durchaus nöthig, die Pfropfneben einzul

nehme besonders eine runde und dichte, keine weiche h), eine mit vielen nahe beisammen stehenden Augen, denn es kommt viel darauf an, daß die Pfropfrebe nicht lang und doch reich an Augen ist. Stehn die aber weit von einander, so muß man sie auf eins, oder höchstens zwei schneiden, denn bei einer größeren Länge würde sie nicht fest gegen Wind und Regen stehen. Der Stock, welchen man pflropfen will, wird entweder abgeschnitten, oder bleibt unverlezt, und wird durchgehohlet. Von

jener, als der gewöhnlicheren Art zu pflropfen, will ich zuerst handeln. Man schneidet gemeinlich den Stamm über der Erde ab, zuweilen auch in der Erde, an einer festen und unknotigen Stelle. Hat man dicht am Boden die Rebe eingesezt, so belegt man sie mit Erde bis an die Spitze i), ist die Pfropfspalte aber höher gemacht, so wird sie mit wohl durchgearbeitetem Leime verschiert und mit Moos bebunden, damit Hitze und Regen nicht eindringen k). Die Rebe schneidet man so

zu,

einige Zeit, wenigstens 10 bis 12 Tage vorher, ehe man sie aufsezt, abzuschneiden und in der Erde, (vermuthlich einer trocknen Höhle,) oder in einem andern Gefäße aufzubehalten, aber sie ja nicht treiben zu lassen. Hieron giebt er folgende Ursache an. Die Pfropfrebe, sagt er, verliert allemal einen Theil des mitgebrachten Safts, ehe sie neuen aus dem Stamme, dem sie einverleibt wird, anziehen kan, und trocken also etwas ein. Wie hiedurch ein kleiner Raum zwischen ihr und dem Stamme entsteht, so wird begreulich, daß der die Aufnahme der Nahrung aus dem Stamme hindert, und die Rebe also damit nicht zusammen wachsen kan. Trocknet sie aber vorher, ehe sie eingesezt wird, so weicht, als immer zu geschehen pfleget, ein, so bleibt sie in der empfänglichen Verbindung mit dem Stamme, und wächst bald an. Man sehe die Geoponika 3, 5; 3. 4, 12; 9. und 10, 75; 16. f.

- h) Fungosa medullæ sagt er. Andere lesen rugosa. Er verwirft die Reben mit Weichholz, deren Holz nicht hart genug ist, weil die auch mit dem schärfsten Messer nicht gehörig zugeschnitten werden können.
- i) Er nahm also ohne Zweifel Reben, woran keine andere als Fruchtäugen standen, die gleich ins Holz trieben; also aus einer Ruthe nicht mehr als zwei. Die Augen vom achten an sind nur Blattäugen. Geopon. 4, 12; 8. Es ist viel, daß die Wunde ohne Verband überwuchs, und die Rebe ohne zu weichen mit Erde behutsam genau belegt werden konnte. Vermuthlich bezieht sich das zwar nachher erst vorkommende Verbinden auch auf die unter der Erde aufgesetzten Pfropfreiser. Ich wolte bei uns, auch aus Arb. 8, 2., dazu rathen, wenn man nicht schon die neuere Erfahrung, die unten vorkommen wird, hätte, daß die unter der Erde gemachte Spalte keines Verbandes bedürfe. Daß der Stamm, wenn er abgesägt wird, glatt geschnitten werden müsse, hatte er öfters erinnert. Die Alten fanden diese zwar später tragbar, aber desto fruchtbarer, und kommen darin überein, daß eine über der Erde eingesezte Rebe wegen der beständigen Bewegung vom Winde schwer angehe. Geopon. 4, 12; 11.
- k) Den Pfropfleim nennt er sonst *limum paleatum*. Es war also nichts weiter als wohl mit Spreu durchgearbeiteter Leim. Reichart nimt Berkeaspren und recht klar



zu, daß sie die Spalte füllt und schließt. Unter derselben hat man gern einen Knoten im Stamme, der sie gleichsam aufhält und nicht weiter als nöthig ist reißen läßt. Macht man sie nun gleich vier Finger hoch über einem Knoten, so thut man doch wohl, vor Ansetzung des Messers ein Band darum zu legen l), damit der Riß nicht zu tief in den Stamm gehe. Die Pfropfrebe wird nicht über drei Finger breit, ganz keilsförmig und völlig glatt, an der einen Seite bis an das Mark, an der andern aber nur unter der Rinde her so geschnitten, daß sie unten scharf, an der einen Ecke dünne und an der andern etwas dicker ist. Die dünnere Ecke wird in die Spalte geschoben, und die dickere muß sie so dichte, Rinde auf Rinde zuschließen, daß kein

Zwischenraum bleibt, weil sie sonst nicht zusammen wachsen könnten m). Zum Bande um die eingesetzte Rebe brauchen einige Weidenreiser, andere Baumrinde, die meisten Dinten, die sich auch am besten dazu schicken, denn das Weidenreis verlegt leicht, wenn es eingetrocknet ist, die Rinde n), man nimt also lieber ein weiches Band, das, wenn es ungelegt ist, durch eingeschobene Keile von Holz fest genug angezogen wird.,

Das wichtigste ist indeß hiebet, daß man den Stock vor dem Pfropfen ausgrabe, und dessen in der Oberfläche liegende Wurzeln und Nebenschosse wegschneide o), nachher aber wieder zuschütte. Hat er die Pfropfrebe angenommen p), so muß man ihn fleißig blatten und alle seine eigenen Trie-

M 3

be

klar geklopfte Rothgerber Haare dazu, zieht ihn dem Baumwache und jeder andern Verbindung vor, und versichert mit Recht, daß er, wenn er wohl zubereitet und nicht zu sandig wäre, 2 bis 3 Jahre am Stamme bleibe. Land- und Gartenschaz, Th. 2. C. 5. §. 3. Wenn sich die Rinde vom Baume ablöst, wie am leichtesten durch starken Frost geschieht, so nimt er zur Bedeckung der eadblösten Stelle noch frischen Kuhmist unter den Keim, C. 4. §. 9. Cato läßt ihn schon unter den Pfropfleim mischen. *de re rust.* c. 40. auch Florenti-Geop. 4, 12; 16.

- l) Diese Vorsicht, welche der geübte Baumgärtner wohl nicht nöthig halten wird, ist dem weniger Geübten, besonders beim Pfropfen des Weinstocks, um so mehr zu empfehlen, da ihm an der Erhaltung dieses Stammes mehr, als an einem Baumstamme gelegen seyn mögte. Florentinus räth doch auch dazu, a. a. V. §. 15.
- m) Das Pfropfen des Weinstocks wird demnach völlig so verrichtet, wie man jeden Baum in der Spalte pflöpft.
- n) Dieser Nachtheil erfolgt nicht, wenn man den Stamm, so weit er gespalten ist, mit einem Stück Baumrinde, am besten von einer Weide, umgiebt, und das Weidenreis nur um diese angelegte Rinde bindet.
- o) Geschähe dies nicht, so würden die Nebenschosse allen Saft an sich ziehen, oder aus den Wurzeln in der Oberfläche neue treiben, und die Pfropfrebe müßte vertrocknen.
- p) Es ist hier von Weinbergen die Rede, wo zuweilen einige Stöcke bei einander unergiebig waren oder ausgingen. Da man seiner Sache gewiß war, so pflöpft man

be wegnehmen, die treibende Rebe anbinden, damit sie der Wind nicht be-  
wege oder gar losreißt, und ihre Re-  
benschosse abbrechen, wenn man sie  
anders nicht zu Ablegern in ledige  
Plätze nöthig hat. Im Herbst wird  
sie beschnitten, und zwar so, daß man  
ihr, falls man keinen Ableger braucht q),  
nur einen Schos läßt, den andern  
aber dicht am Leibe, ohne indeß die  
Stange zu verletzen, abnimmt. Aus-  
gebrochen r) wird sie in der Folge,  
wie ein junger Wurzelstock, geschnitten  
aber so, daß man ihr bis ins vierte  
Jahr nur wenig Tragholz läßt s), und  
der Pfropfstamm indeß erst völlig ver-  
narbe. So wird eine Pfropfrebe in  
der Spalte behandelt.,

Soll durchs Bohren gepfropft wer-  
den t), so zieht man von dem näch-  
sten fruchtbarsten Stocke eine daran

bleibende Ruthe durch das Loch. Dies  
ist ohne Zweifel die sicherste Art, weil  
die Ruthe, wenn sie auch im ersten  
Frühlinge nicht einwächst, doch im  
folgenden, wenn sie größer geworden,  
einzuwachsen genöthigt wird. Dann  
schneidet man sie vom Mutterstocke,  
und löst auch den gepfropften Stamm  
bis auf die Ranke, worin man einge-  
setzt hat, ab: läßt sich aber keine Ru-  
the herziehen, so bereitet man eine  
frisch abgeschnittene Rebe, durch das  
Abschaben der äußern Rinde für die  
Defnung, verschmiert sie mit Leim,  
und läßt dem Stamm keine Ranke  
weiter, als die durchbohrte, damit die  
allen Saft empfangt. Es versteht  
sich, daß dies bei der, die am Mutter-  
stocke bleibt und davon ernährt wird,  
nicht früher, als bis sie eingewachsen,  
gesehen dürfe u).,.

Das

man nur einen Stock für zween Plätze, ließ der Rebe zween Schiffe, und zog  
den untern unter der Erde durch in den nächsten ledigen Platz, und füllte ihn  
also damit. Hatte man ihn aber dazu nicht nöthig, so ward er, wie gesagt,  
im Herbst weggeschuiten und dem Stocke nur eine Ruthe gelassen.

- q) Dies ist der schwäbische Ausdruck des lat. *pampinare*, wofür andere blattern,  
und wir geizen saagen. Man versteht damit alles Vertilgen der überflüssigen  
und nachtheiligen Reben, das mit den Zingern geschieht.
- r) Florentinus sagt noch hinzu, man solle bei heißer Zeit den Verband gegen Abend  
mit einem nassen Schwamme befeuchten, und ihn, so bald die Pfropfrebe etwas  
geschossen ist, durchschneiden, damit sie nun reichere Nahrung auf dem Stam-  
me empfangt, a. a. D. §. 17. f. Man sehe denselben Zusatz auch beim Palla-  
dius, Mart 1, 3.
- s) *Parcius imperetur*, heißt im Lateinischen. Die Stellen 3, 3; 6. und 4, 24; 21.  
werden beweisen, daß ich recht übersetzt habe.
- t) *Didymus* zieht diese Verbesserungsart mit Recht allen übrigen vor, weil der alte  
Stock dadurch in keine Gefahr kommt, und so lange fortträgt, bis man die ein-  
gepflanzte Rebe allein tragen läßt. *Cropon.* 4, 13: 1.
- u) Ich finde weder bei ihm, noch beim *Didymus*, daß die durchgezogene Rebe ver-  
kürzt werden müsse. Wenn sie aber beide voraus sehen, daß dies Pfropfen erst  
nach dem Beschnitten vorgenommen werde, so brauchen sie das Verkürzen nicht  
ausdrücklich vorzuschreiben. *Plinius* 17, 25. oder 15. und *Palladius* 3, 17;

Das Werkzeug, womit die Alten bohrten, ist von dem, was ich aus Erfahrung brauchbarer gefunden, verschieden. Der ihnen allein bekannte Bohrer machte Holzmehl, und verbrannte die Oeffnung, und die wurde selten wieder grün, wuchs selten wieder zu, und daher ging auch die durchgezogene Rebe nicht an; wie denn auch das Holzmehl nie rein heraus gebracht, mithin die Rebe nicht dicht genug an die durchbohrte Kante gedrückt werden konnte. Wir haben einen Bohrer, den wir den Gallischen nennen, weit brauchbarer und nützlicher zu diesem Pfropfen gefunden, denn er verbrennt die Oeffnung nicht, weil er nicht Behr: oder Holzmehl, sondern Späne macht x),

nimmt man die heraus, so bleibt ein glattes Loch, das die eingesteckte Rebe an allen Seiten berühren kan.,; So weit Columella.

Eine dritte Art Weinstöcke zu pfropfen, trägt Cato mit folgenden Worten vor: „Wenn ein Paar Stöcke an einander reichen, solle man von jedem eine junge Rebe schräg zu schneiden, und so zusammen binden, daß Rinde auf Rinde und Mark auf Mark auf einander passen y). Ist dies nicht die Fortpflanzungsart, die wir das *copuliret* nennen? Die hätten denn also die Alten auch schon gekant.

Die vierte Art hat Palladius z). Nach dem vorher gehenden darf man wenigstens annehmen, daß er auch das

2. auch aus ihm *Crescentius de agricultura* 2, 22. sagen daan tödtlich, daß nur zwei Augen herausziehen müßten. Es ist sonderbar, daß die beiden letzten den *Columella* sagen, man solle den Stamm oder eine starke Rebe nur bis ans Mark anbohren, und in diesem Loch das Pfropfreis, das nur zwei Augen haben müsse, befestigen. Das steht jetzt bei ihm nicht. Man pfropfte einen schlechten Stock; der zeigt sich, so bald der tragbar wird, und konte folglich noch nicht stark seyn, das Loch bis an das Mark, mithin nur so untief seyn, daß sich schwerlich ein Pfropfreis, wenn es auch nur 2 Augen behält, darin hinlänglich befestigen läßt. Diese Einwendung hat Grund. Cato aber 41, 3. und noch deutlicher *Plinius a. a. O.* sagen, man müsse schräge bohren, wenn man nur bis an das Mark bohre, *terebrare vitem in obliquum ad medullam.* Und will vermuthlich auch *Palladius* mit dem *plaga interius leviter* (*leniter* liest *Crescent.*) *inclinata* anzeigen.

- x) *Gesner* meint mit Recht, daß dieser Gallische Bohrer unserm Hohl: oder Treib: bohrer, und der alte unserm Nagelbohrer geglichen habe. Wahr ist es wenigstens, daß dieser das Holz mehr zermalmet als jener, und daß sich gröbere Späne reiner herausbringen lassen, als die gleichsam zu Mehl zerschnittene Holztheilchen. Je bitter man absetzt, desto weniger wird das Holz warin.
- y) Da ich nicht behaupten mag, daß ich seinen Sinn völli getroffen, so sind hier seine eigenen Worte: *de re rust.* 41, 2. *si vitis vitem continget, utriusque vitem teneram praecucito, obliquo inter sese medullam cum medulla libro colligato.* *Plinius* führt sie 17, 25. oder 15. so an: *si inter sese vites contingant, utriusque in obliquum latere contrario adraato junctis medullis colligantur.*
- z) Februar. 17, 1. ff.

das Pfropfen des Weinstocks hier lehre. Er sagt: „Wir sollen einen Stamm oder eine Ranke an einer glatten und unbeschädigten Stelle durchsägen, die Rinde aber nicht verletzen, und dann den Schnitt mit einem scharfen Messer glatt schneiden, darauf einen kleinen eisernen oder beinernen Keil, am liebsten einen von Löwenknochen, zwischen Holz und Rinde beinahe drei Finger breit so behutsam, daß die Rinde nicht zerreißt, hineintreiben, in dies Loch eine Rebe stecken, die man an der einen Seite bis an das Mark,

an der andern nur an der Rinde zugeschnitten, und sie 6 bis 8 Finger breit über der Spalte her stehen lassen. Dergleichen Neben könne man nach dem Umfange des Stammes zwei, drei oder noch mehr, vier Finger breit von einander aufsetzen, und müsse sie mit Binsen, Ulmrinde oder Weiden befestigen, und so viel Leim und Moos darüber umher legen, daß sie nur vier Finger breit heraus ragen, u. s. w. „Ich will mich hiebei nicht länger aufhalten, weil diese Art zu Pfropfen ohnehin bekant genug ist.

Die Fortsetzung folgt künftig.

### Zusatz zum 3ten Stück des Magazins.

Seit dem Abdruck des 3ten Stückes des Hannoverischen Magazins von diesem Jahr, bin ich schon mehrmals, theils mündlich, theils schriftlich gefragt worden, wer der in gedachtem Stück, S. 33, von mir erwähnte Apothekergeselle sey, welcher uns zuerst die Natur und Beschaffenheit der Luft recht kennen lehrte.

Er heißt Carl Wilhelm Scheele, und ist von Geburt ein Deutscher! Ein Mann, der in Schweden die Apothekerkunst lernte, viele Jahre in Stockholm und Upsal servierte, und jetzt in Köpning, einem schwedischen Städtchen, Apotheker ist. Die Königl. Akademie der Wissenschaften in Stockholm beschenkte ihn mehrmals mit schönen Medaillen, dankte ihm in den verbindlichsten Ausdrücken für seine an

dieselbe übersandten sirtreflichen Abhandlungen, und nahm ihn, ungeachtet er nur ein Apothekergeselle war (denn in diesem Lande wird nicht so sehr auf das Aeußerliche gesehen, genug, wer nur etwas versteht), zu ihrem Mitgliede auf, u. s. w.

Wer mehr von ihm wissen will, der lese seine Abhandlung von der Luft und dem Feuer, seine in den Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften befindlichen Aufsätze, seine an mich geschriebenen Briefe, welche theils in dem Hannoverischen Magazin, theils in Baldingers neuem Magazin für Aerzte, abgedruckt sind, und verschiedene andere Arbeiten, die diesen großen Chemisten zum Verfasser haben.

J. Ehrhart.



# Hannoverisches Magazin.

13<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 13<sup>ten</sup> Februar 1784.

## Ueber das Pfropfen des Weinstocks.

(Fortsetzung.)

**D**afür lasse ich nun einem der neuesten wahren Beobachter, der so viele physikalische Einsichten als Erfahrungen hat, reden, nemlich Herrn Balth. Sprenger, von welchem wir eine vollständige Abhandlung des gesanten Weinbaues, in 3. Bänden, 8. 1766 bis 1778. haben. Er sagt im dritten Bande, S. 184. ff. „Das Pfropfen in die Rinde geht nicht an a), wohl aber das in die Spalte, das mit dem Rohrer, und das Copuliren b). Das Pfropfen nimmt man nur von jungen, gesunden, tragbaren Stöcken

einer guten Art, von dem fruchtbarsten Theile der Rebe, und schneidet es ab, wenn die Stöcke anfangen wollen ihre Augen zu treiben, die daran so gut und vollkommen, als das Holz gesund, saftig, und vom Winterfroste nicht verletz seyn muß. Von einer Rebe schneidet man nicht mehr als 2 Pfropfreiser, weil alle Augen über den 6 bis 7 untersten nur Blätter geben, so wie das allerunterste, das man daher nie mitzählt. Die Alten schnitten die Rebe beim Südwinde ab. Sie muß rund seyn, zeitiges festes Holz, und weder schwammichtes noch vieles,  
N aber

- a) Wenn das gewiß ist, so hat Palladius Unrecht, oder er hat bloß von Blumen geredet.
- b) Man kan auch den Weinstock inoculiren, wie er S. 183. f. lehrt. Die Alten kannten diesen Handgrif schon sehr gut, und nannten ihn *inoculationem emplastrationem*, *επιφυττωσιμον*, ich finde aber nicht, daß sie ihn zur Fortpflanzung des Weins anwandten, oder nöthig hielten, vermuthlich, weil sich dies Gewächs ohne einen so feinen Handgrif auf eine leichtere Weise vermehren läßt. Petrus von Crescentia inoculirte indeß doch auch den Weinstock schon: *tertius modus*, sagt er: *de agricult. 2. 22. inventus est in vite, & quibusdam aliis, quæ ex medulla cresunt, videlicet quod gemma unius vitis excidatur usque ad medullam profunde vulnere transverso & obliquato, & tantundem de gemma vitis alterius eruitur, & loco alterius ponitur, & fit colligatio sicut in aliis, & tunc conyalescit & fructificat, & fieret forte in aliis arboribus, sed in vite expertum est.*

aber vollkommenes Mark haben, und viele nahe bei einander stehende Augen, (also enggleichlicht seyn,) damit es nicht zu lang werde und doch viele gute Augen zum treiben habe. Ist es weitgleichlicht, so schneidet man es auf 2 höchstens 3 Augen, wobei man aber das unterste nie zählt, sonst wird es zu lang, und setzt ihm Wetter und Wind sehr zu, und bewegt es. Nie nimt man erst frisch vom Stocke abgeschchnittene Reiser zum Pfropfen, sondern sie müssen vorher an einem kühlen Orte eine Zeit lang bleiben, sonst sind sie noch zu voll von Saft und gerathen nicht. Man bedeckt die abgeschnittenen Reben so gleich wider das Austrocknen mit Stroh, und steckt sie bis zum Gebrauche in einem Orte, wo hin weder Sonne noch Regen oder Wind kommen kan, in die Erde, oder verwahrt sie wie andere Pfropfreiser. Vor dem Pfropfen thut man die, welche man jetzt brauchen will, 2 Tage vorher, aber nicht länger, mit ihrem untersten Ende ins Wasser c). Das Pfropfen selbst nimt man im Frühling vor, wenn die Kälte vorbei, und ehe noch der Saft in starker Bewegung ist d), oder wenn die Rinde losgehët; sonst ersäuft der allzustark gehende Saft das Reis. Das beste ist, es 10 bis 12 Tage vor dem Triebe des Safts zu thun. Früh morgens an

dem Tage, da man pfropfen will, hat man die Reiser in einem mit Wasser halb voll gefüllten Gefäße, und schneidet davon so viel zu, als man den Vormittag über davon brauchet. Je kürzer vor dem Pfropfen sie zugeschnitten werden, desto besser gerathen sie; daher ist's am besten, jedes Reis erst vor dem wirklichen Aufsetzen zu beschneiden. Man schneidet es wie andere Pfropfreiser, die in die Spalte kommen sollen, zu, nemlich keilsförmig auf der einen Seite 2 Zoll weit herab, daß das Mark heraus sieht, aber unverleßt bleibt, und auf der andern Seite die Rinde bleibt. Der Schnitt muß glatt und eben seyn. Die Alten pfropften so lange, als die Reiser, ohne sich zu treiben, sich aufhalten ließen, vom 1<sup>ten</sup> Nov. an bis zum 1<sup>ten</sup> Jun.; allein der Winter taugt gar nicht, und im Herbst geht es nur in den wärmsten Gegenden an. Man erwähle also dazu einen lauen windstillen Frühlingstag, wenn kein Frost mehr zu besürchten ist, und sich die Augen bald treiben. Man grabe den Stock, den man pfropfen will, auf, räume und schneide die Thau- oder Wasserwurzeln ab; hierauf säge oder schneide man den Kopf von der Stange oder dem Wurzelstamme da, wo er recht rund ist, ab, und mache es oben glatt und eben. Alsdenn spalte man,  
doch

c) Herr D. in B. schlägt auch Wein dazu vor.

d) Herr D. in B. geht hierin von allen übrigen ab, daß er das Pfropfreis erst zu Anfange des Monats Mai, wo der Saft im Weinstocke erst zu sinken anfängt, aufsetzt.

doch ohne Verletzung des Marks e), mit einer Hape dort oben in der Mitte diese Stange 2 Zoll tief hinab bis an den nächsten Knoten. Ist dieser Knoten 4 Zoll tief darunter, so bindet man die Stange 2 Zoll tief über dem Knoten, daß die Spalte nicht zu weit hinab geht. Hiernächst steckt man das Reis in die Spalte, so weit der Schnitt des Reises geht, hinein, so, daß Rinden und Mark genau auf einander passen. Aufs höchste setzt man 2 Reiser in die Spalte. Hierauf bestreicht man die Spalte mit dem gewöhnlichen Pfropfwachs oder Leimen, worunter Letten und Kuhmist gemengt ist, und bindet es, wie es beim Pfropfen gewöhnlich ist, zu. Reis und Stamm vereinigen sich bald. Paladius räth an f): 1) den Schnitt am Reise unter seinem untersten Auge anzufangen, und das Reis so in die Spalte zu setzen, daß das Auge nicht nur auswärtig gekehret werde, sondern auch gerade auf der Oberfläche der Stange aufsitze; 2) die Spalte mit Vogelkoth auszufüllen g); 3) wenn jener mit kleinem Stroh vermischte Leim herumgestrichen ist, oben darauf feuchtes Moos zu thun, und alsdann erst zu verbinden, daß Wasser und Wind nicht eindringen, und den Leim die Sonne nicht ausdörre, und Risse darin mache. Man kan mit

Weiden, Bast und Binsen verbinden, welche letzte am besten sind. Wenn man es um die Stange herum gezogen hat, zieht mans mit hineingesetzten Hölzlein fest an. Man macht auch, daß das Reis eine Zeitlang Schatten habe, und stellt etwas hin, wodurch es vor starken Sonnenschein beschirmt wird. Ist das Verbinden geschehen, so deckt man die Stange wieder mit einem guten halben Schuh Erde, oder besser fettem und feuchten Sande zu, und schneidet das Reis so ab, daß nur 2 bis 3 Augen außer der Erde stehen. Damit der Saft nicht zu überflüssig sey und dem Reise schade, kan man mit der Spitze der Hape unter dem Verbande in der Stange auf beiden Seiten eine leichte Verwundung machen. Kommen warme Tage, so besprengt man Abends das Verband ein wenig mit Wasser. So bald die Augen des Reises sich treiben, wird das Band etwas loser gemacht. Wann es so weit wächst, daß man es anbinden kan, so bindet man es sachte und behutsam an einen Pfal, daß es nicht vom Winde gerüttelt wird, schneidet auch das Band entzwei. Man stoße nicht an das Reis, salge von Zeit zu Zeit um das selbige behutsam; ist es 1 Schuh hoch gewachsen, so breche man es oft aus, schneide auch ohne Schaden des Re-

N 2

ses

e) Dies halte ich auch für besser, obgleich Cato sagt: *vitem mediam diffundito per medullam*. C. 41.

f) B. 4. Tit. 1.

g) Februar. 17, 6.

ses die übrigen Schosse des Stocks ab. Zu Ende des Julius und Septembers säßt man wieder leicht, bricht wieder aus, schneidet die Wurzelschosse ab, räumt im Herbst, läßt dem Reife 1 bis 2 Ruthen stehen, und macht das Band über der Spalte völlig los. Im folgenden Jahre tractirt man's wie andere Stöcke, geht aber im Verschneiden und sonst sehr sachte mit dem Reife um, läßt es auch noch angebunden am Pfale. Man schneidet die getriebenen Ruthen im März auf 2 bis 3 Augen. Erst im zweiten bis dritten Jahre zieht man großes und dickes Tragholz. Ueberhaupt schneidet man nicht so viel Holz hin, bis die Stange oben beim Reife überwachsen ist und eine völlige Narbe hat. Ist der

Stock 1 bis 2 Jahre vor dem Pfropfen gedüngt worden, so düngt man ihn das Jahr nach dem Pfropfen, und gräbt den Düng gleich ein. Dies ist die ganze Behandlung des Pfropfens in die Spalte.,

Man pfropft so in die Ringe, d. i. den Wurzelstamm, indem 1) man ihn so, wie erst gezeigt, unter der Erde eben so tief oder weiter oben abschneidet. 2) Man kan ihn auch höher lassen, und dem Boden gleich abschneiden, da man nach dem Pfropfen die Erde an das Reis hinhaufet: 3) Man kan die Schenkel dort, wo sie keine Knoten haben, eben so abschneiden und pfropfen, da es aber nicht so gern geräth. 4) h) Man kan auch, weil auf jene drei vorhergehende Arten

- h) Hier bei diesem vierten Vorschlage ist mir Herr Sprenger so deutlich nicht, als ich ihn durchgehends sonst finde. Ich versuche ihn so: man soll eine am Mutterstock bleibende Ruthe so tief in die Erde senken oder legen, daß sie da, wo sie wieder in die Höhe gebeugt wird, noch 1 Schuh tief unter der Oberfläche steht. In dieser Tiefe wird sie eine Handbreit über der Erde, womit man sie bedeckt und niederdrückt, abgeschnitten, und so, wie vorgeschrieben, gepfropft und behandelt. Ohne Zweifel wird, nachdem sie das Pfropfreis angenommen, das übrige des Stocks, wozu sie gehört, weggeschnitten. Hiemit scheint die Pfropfart des Herrn D. zu B. die größte Aehnlichkeit zu haben. Man muß, sagt er, an dem Weinstock, der gepfropft werden soll, tief in der Erde ein ein- oder zweijähriges Reis bis auf 3 Augen aufgraben, und selbiges im dritten Auge mitzen durch gerade abschneiden und den in der Erde bleibenden Theil gerade aufspalten. Man kan auch das Jahr vorher, da man einen Weinstock pfropfen will, von selbigem eine ein- oder zweijährige Rebe tief in die Erde senken, und im folgenden Jahre auf obgedachte Art darauf pfropfen, weil man unten an einem alten Stocke nicht immer ein- oder zweijährige Triebe beim Aufgraben findet. Von dem im Pfropfreise durchschnittenen Auge an muß es noch zwei Augen nach oben zu behalten, so, daß das dritte von dem durchschnittenen an gerechnet nur erst dicht über der Erde zu liegen kömmt. Wenn das Pfropfreis in die Spalte gut eingesetzt worden, wird diese, so lang als sie ist, mit Bindfaden dicht neben einander umschleift, damit sich das Reis mit der Rebe, worauf es gesetzt ist, fest verbinde. Man kan auch über das aus der Erde hervorragende

Art



ten der häufige Saft, wenn man ihn nicht nach der schon angezeigten Weise durch leichte Verwundungen unterhalb des Verbandes ableitet, die Reiser manchmal erstickt, nicht ins harte, sondern ins jährige Holz pfpfen. Man gräbt nemlich um den Stock eine weite und tiefe Grube, breitet seine Nester oder Ruthen mit den Spizen von einander, bieget sie über der Krümme 4 Finger aufwärts, schneidet sie in der Erde 1 Schuh tief glatt ab, und spaltet sie 3 quere Finger tief. Hernach steckt man in die Spalte nur ein Reis, das eben so dick als die Ruthe ist, so ein, daß seine Rinde mit der Rinde der abgeschnittenen Ruthe

zusammen paßt. Steht das Reis genau in der Spalte, so verbindet man es gehörig, und verschüttets mit Erde. Es bleiben aber nur 2 Augen aus dem Erde heraus stehen. Man kan nur eine Ruthe, oder einen Schenkel so einlegen und pfpfen; am sichersten aber ist es, den ganzen Stock so in die Erde hinab zu legen, daß die ganze Stange, deren Herzwurzel stehen bleibt, mit allen Schenkeln und Ruthen unten in der Grube auf den Boden zu liegen komt. Man könnte auch den Stock stehen lassen, und über den Schenkeln das alte zweijährige oder jährige Holz so pfpfen. In Sulzfeld i) ist dies Pfpfen in die Spalte

N 3

üblich,

fluge etwas lockere Erde bringen, damit die Sonne vor dem Anwuchs nicht zu sehr darauf brenne.,

Diese Art auf eine Rebe zu pfpfen scheint die Vorzüge zu haben, daß das aufgesetzte Reis leichter angeht, weil es so tief in der Erde desto fester steht, durch die Feuchtigkeit des Bodens im Wachstume befördert, von dem Saft, der viel geringer in einer Rebe, als im Hauptstamme oder der Stange ist, nicht erstickt, und von der Sonne nicht ausgetrocknet wird; und daß der unverletzte Hauptstamm in keine Gefahr komt, wenn etwa das Reis nicht angehen sollte. Der Nachtheil, den sie hat, wird in der folgenden Note vorkommen.

- i) Herr Sprenger setzt selbst S. 13. der Vorrede hinzu: Weiffens pfpft man dort in die Spalte, sägt etwa  $\frac{1}{2}$  Schuh unter dem Boden die Stange ab, macht den Schnitt mit der Hape glatt und eben, spaltet, ohne vorher die Stange weiter unten zu binden, mit der Hape etwa 2 Zoll tief hinein, steckt 2 Pfpfreiser, die 2 Augen haben, und gehörig zugeschnitten sind, in diese Spalte, streicht etwas Erde auf die Spalte hin, deckt das Pfpfreis, ohne Verbinden, mit der Erde bis ans oberste Auge zu, steckt etliche kleine Pfäle herum, um es zu beschützen, hackt und sägt nicht nahe beim Reis, schneidet im folgenden Frühling das im vorigen Sommer gewachsene, gehörig geheftete und verhauene Schoß auf 1 Auge, (das unterste Auge nicht gerechnet,) welches schon Trauben bisweilen trägt. Im künftigen Frühling schneidet man Bögen und Zapfen. Nach 2 Jahren ist also der Stock im gehörigen Stande. Eben so pfpft man auch in Mühlhausen an der Ens. An beiden Orten nimt man wahr, daß vom dritten bis ins sechste oder siebende Jahr der gepfpfte Stock sehr gut steht, und sehr fruchtbar ist, alsdann aber zurückschlägt, wenn man ihn nicht im sechsten Jahre verlegt, d. i. ihn so hinunter legt, wie es nach Gauppischer Weise beim

Ver-

üblich, und seit einigen Jahren mit gutem Erfolge ausgeübt worden.,

Die alten Römer pflanzten auch noch durch den Bohrer, welches sie von den Spaniern erlernt haben, und hielten das für zuverlässiger. Sie erwählten dazu einen Bohrer, dergleichen die Holzbohrer der Dreher oder die Windelbohrer sind, überhaupt einen solchen Bohrer, den man mit einem Hest so einer Handhebe gleich, an die Brust setzt, (vile brequin,)

und den man an einigen Orten Weinborecke nennt. Hat man keinen solchen, und muß einen gewöhnlichen Bohrer nehmen, so muß man nach dem Bohren alles Sägmehl aus dem Loche heraus thun. Im Bohren selbst verfährt man sachte, damit innen im Holze keine Erhitzung und Entzündung entsteht. Man bohrt mit diesen Bohrern ein Loch durch die Stange oder den Schenkel, oder starken Ast eines jungen und starken Weinstocks

Bergruben oder Verzungen alter Stöcke geschieht. Die Ursache ist diese: das unterste Auge des Pfropfreises unter der Erde treibt Wurzeln, welche endlich die Wurzeln unten am Fuße der gepfropften Stange entkräften und tödten; so wie es geschieht, wann man im Räumen und Abschneiden der Thau- oder Wasserwurzeln nachlässig ist. Ich denke nicht, daß diese Ereigniß, der man durchs Bergruben im fünften bis sechsten Jahre so leicht begegnen kan, jemand abschrecken solle Stöcke von einer schlechten Gattung zu pfropfen. Es ist auch mit diesem Zufalle vortheilhafter, den Stock einer schlechten Sorte zu pfropfen, als ihn stehen zu lassen, oder ihn auszuhauen, und, wenn man seine Stelle nicht durchs Bergruben eines bessern Nachbarn ersetzen kan, an seine Stelle einen Stock frisch zu setzen, der erst anwachsen muß.,

Solte dieser Nachtheil, daß das unter der Erde bleibende Auge des Pfropfreises Wurzeln treibt, die den tiefer liegenden des Stamms die Nahrung wegnehmen, und doch selbst, weil sie zu hoch in der Oberfläche liegen, leicht beschädigt und verderbt werden, — sollte dieser Nachtheil nicht auch Herrn D. in V. begegnen? Und wie mag er ihn abwenden? Vielleicht beliebt es ihm, uns hierüber weiter zu belehren.

Die Alten vermieden ihn dadurch, daß sie lieber dem Boden gleich, als unter der Erde das Pfropfreis aufsetzten, und dasselbe, um seines Anwachsens eben so gewiß zu seyn, mit so vieler Erde belegten, wodurch die Augen nicht in Wurzeln, sondern in Neben treiben konnten, und weiter dadurch, daß sie unfehlbar alle Herbst um die Stöcke aufgruben und ihre Wurzeln in der Oberfläche verpflanzten. Diese heißen bei ihnen *radicalia æstivæ*, und jenes Aufgraben, *abraqueare*.

Wie übrigens das Bergruben nach Gauspischer Weise geschehe, hat hier keinen Platz mehr, und gehört nicht nahe genug zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage. Man lese selbst bei Herr Sprenger i. a. B. S. 73. C. 260. ff. oder, wenn man lieber will, bei seinem alten Vorgänger dem Columella Arb. 7, 4. wo er es kurz lehrt. In der spätern Ausgabe, 4, 2; 2. tritt aber auf die Seite des Altkens, der alte Weinberge lieber durch Ableger als durchs Bergruben erneuern wolte.

stocks flübert das gebohrte Loch, und zieht vom nächsten fruchtbaren Stock eine gute Rebe durch dies Loch hindurch. So weit sie im Loche steht, schabet man sie etwas ab, daß sie in so weit von der Rinde entblößt ist. Die Rebe bleibt an ihrem Mutterstocke. Nachdem sie durch jenes Loch durchgezogen ist, bestreicht man sie mit Pfropfwachs oder Leimen, und bindet sie fest. Im zweiten folgenden Frühling, oder nach zwei Jahren ist sie angewachsen, und wird von ihrem Mutterstocke abgelöst; und ihr Stock, in den sie gepfropft worden, über ihr abgeschnitten. So kan man auch ein jedes anderes Reis, das von seinem Stocke schon abgeschnitten ist, einsetzen. Man bohrt in diesem Falle nicht ganz durch, sondern nur bis ins Mark hinein, schabt die Rinde vom Reife so weit ab, als das Reis hinein komt, steckt es ins Loch, verschmiert und verbindet es, und schneidet den Stock über dem Reife ab. In beiden Fällen läßt man der durchgehenden Ruthe oder dem Reife nur 2 Augen. Die Tragbarkeit wird befördert, wenn Ruthe oder Reis von zwei bis dreijährigem Holze genommen wird. Diese Art zu pfropfen ist auch in Frankreich jetzt üblich k); man zieht aber doch dort das Pfropfen in die Spalte der Wurzel vor.,

Die dritte Art zu pfropfen ist das Copuliren, welches Herr Pastor

Zeere in seiner Abhandlung von der Obstbaumschule beschrieben hat, und auch daraus in den ökonomischen Kalender 1778 von mir ist eingedruckt worden. Man schneidet am Weinstocke die Stange oder Schenkel, oder Ruthe schief so ab, wie man es beim Beschneiden der Ruthen macht. Als dann nimt man ein eben so dickes Stück Holz von einem andern guten Stocke, schneidet es auch gerade so, daß es genau auf jenen schiefen Schnitt paßt, und ihn ganz bedeckt; setzt es pünktlich so darauf hin, verschmiert und verbindet es mit linnenen Bändern. Wenn eine Ruthe nur so dick ist als ein Stiel einer cöllnischen Tabackspfeife, läßt sie sich so pfropfen. Das junge Holz wird am leichtesten so zu pfropfen seyn. Das Reis soll nur 2 Augen haben. In Rebschulen sollte man also pfropfen.

Das Pfropfen ist schon seit mehr als 2000 Jahren üblich; die Römer bedienten sich dessen insgemein, und auch zu unsern Zeiten ist es in Frankreich, z. E. in Burgund, in Champagne; ferner in der Schweiz, wie mich Herr von Haller versichert hat, und nach Herrn Ziltbrand in Italien, in Ungarn, und einigen Orten Oesterreichs sehr im Gange. Letzterer beruft sich, da er es anpreiset, auf ein Exempel zu Enzesfeld nahe bei Wien, da ein solcher ganzer Weingarten in dem allerbesten, und erwünschtesten Zustande

k) S. 15. der Vorrede setzt er hinzu, daß es auch in Sulzfeld einige glücklich versucht hätten.

stande sey. Im dritten Jahre hat man schon Früchte, und im vierten den Stock voll Trauben. So werden schlechte und unfruchtbare Stöcke verbessert, so kan man nach Belieben in seinen Weinberg Sorten bringen, welche man will, in einem Beete allerlei Sorten pflanzen, ohne die alten Stöcke auszubauen; so kan man endlich von einem einzigen Stock eine Menge Stöcke dieser Art sehr schnell bekommen. Columella erzählt, daß er von einem einzigen Weinstocke des Silvinus, (der vitis præcox, oder morillon noir war,) zwei römische Jaucharte in zwei Jahren gepropft habe. Auf 1 römische Jauchart aber rechnete man 3000 bis 4000 Stöcke. Man kan ohne Unterschied weiße auf schwarze, und schwarze auf weiße Stöcke ppropfen. Man ppropft auf Stöcke von schlechten Sorten, auch auf alte, die nicht mehr viel tragen, aber noch stark Holz treiben. Man kan in Spalten ppropfen, ins junge und

ins alte Holz des Stockes, bringt aber am besten den gepropften Theil so gleich unter die Erde, wo es am besten geräth. Es ist zu wünschen, daß das Pfropfen auch bei uns bekänter und üblicher werde. Es haben zwar vor mehrern Jahren einige unserer Waldenser das Pfropfen in die Stange (Fuß, Wurzelstamm,)  $\frac{1}{2}$  Schuh tief unter der Erde in der Gegend von Neuchâtel gesehen, und versucht, auch einige Nachfolger bekommen; und es hat auch die verlangte Wirkung gethan, allein, es wurde indessen nicht fortgesetzt, weil beim Hacken einigen unvorsichtigen Arbeitern starke Erdschollen losbrachen, und an das Pfropfreis so hinfielen, daß dasselbe verrückt, oder abgestoßen, und so die ganze Arbeit vernichtet wurde. Sollte aber wohl dieser Unfall jedermann abschrecken? ein Unfall, dem man leicht vorbeugen kan, und der in alten und neuen Zeiten das Pfropfen nicht aufgehoben hat?., So weit Herr Sprenger.

Der Schluß folgt künftig.

### Anfrage.

Giebt es auch unter den Fischen Arten, welche im Winter erstarren, gefühllos werden und in der Wärme wieder aufleben? Vom Aale scheint Jemand solches zu behaupten; und

von Schlangen und einigen Arten Eidechsen ist es bekant. Eine Beantwortung in diesem Magazin wird man mit Danke erkennen.





# Hammerisches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 16ten Februar 1784.

## Ueber das Pfropfen des Weinstocks.

(Schluß.)

**S**ier ist demnach über das Pfropfen des Weinstocks Unterricht genug, alter und neuer in der besten Uebereinstimmung. Für die Weinkländer muß er von der äußersten Erheblichkeit seyn, in Niedersachsen läßt sich kein großer Gebrauch davon machen. Denn die einzelnen Stöcke, die wir an einer Wand stehen haben, können wir leicht, wenn uns an ihrer Güte und Fruchtbarkeit gelegen ist, von guter Art erhalten. Es ist vielleicht wichtiger, die Reben, welche sicher wieder gute Stöcke geben, auslesen und zum Wachsthum bringen zu können, als die schlechten Stöcke durchs Pfropfen zu veredeln. Hat man nun aber einmal solche, die gar nicht, oder keinen genießbaren Wein tragen, so ist freilich die Kenntniß, sie in etlichen Jahren zu nützlichen umzuschaffen, dem Gartenfreunde ganz angenehm. Meine Stöcke bedürfen keiner Verbesserung, mir fehlt also die eigene Erfahrung noch; ohne sie bleiben indeß die angeführten Autoritäten in ihrer vollen eigenthümlichen Stärke.

Man wird übrigens zugeben, daß die erfahrenen Winzer in den Weinkländern den glücklichen feinen Handgrif, der zu jeder dieser Operationen gehört, fertiger anlegen können als wir Besizer eines Gartens und Freunde des Weinbaues. Es fehlt zwar vermuthlich nirgend an geschickten Gärtnern, denen wir das Pfropfen des Weinstocks auftragen können, ich besorge aber, daß mancher von ihnen, um die Ehre seiner sonstigen Geschicklichkeit nicht in Gefahr zu setzen, dies noch neue Geschäft widerrathen, oder ungern übernehmen mögte. Will es der Eigenthümer selbst verrichten, so muß er sich erst mit mancherlei Werkzeugen dazu versehen, und die Arbeit unter der Erde erfordert eine beschwerliche Lage. Geräth sie, so hat man freilich im zweiten oder dritten Jahre schon Trauben von der Güte, wie sie der Stock, von welchem das Pfropfreis war, trug. Geräth sie aber nicht, so verliert man leicht den alten Stamm gar, und muß denn doch thun, was ich dem Pfropfen bei uns fast vorzie-

D

be,

he, nemlich einen jungen Stock von besserer Güte anpflanzen, von welchem man doch auch bei guter Behandlung im vierten Jahre Früchte schneiden kan. Daß die gepfropften Reben edlere Trauben, als sie ihr Mutterstock gab, liefern sollten, hat noch keine Erfahrung für sich, und keine Vermuthung.

Indem ich nun die Bedenklichkeiten hiebei unverhalte, will ich keinesweges die Versuche allgemein widerrathen. Der durch das Bohren kan mit dem mindesten Nachtheile geschehen, besonders, wenn man die durchgezogene Rebe am Mutterstocke stehen lassen kan. Künftiges Frühjahr will ich ihn zur Probe machen, weil ich ihn in der Folge nöthig haben mögte. Beim Copuliren ist auch nichts für den alten Stamm zu fürchten, wenn man bloß Rebe mit Rebe verbindet, der Handgrif ist aber nicht leicht und schlägt dem Ungeübten oft fehl. Das Pfropfen in die Spalte werde ich zu folgendem Versuche ohne Zweifel vornehmen müssen, wenn ich lebe.

In Italien läßt der Winter den Weinstock an der höchsten Ulme leben, in Frankreich zog man ihn nur an niedrigstämmigen Bäumen, unter andern an der Weide a). Wenn er ihre Zweige erreicht hat, so breitet man die Reben darauf umher, und läßt ihn an dieser wohlfeilen und

dauerhaften Stütze seine Früchte bringen. Die Reben, welche ihre Unterlage, die Weidenzweige, überwachsen, unterstützt man so lange mit einer Stange, bis sie an einander reichen, zusammen gebunden werden, und sich also selbst tragen können. Durch diese Art des Weinbaues bekämen wir die Wände, die er bisher bedeckt hat, zu andern seinen Obstsorten frei, versören fast gar keinen Platz dadurch im Garten, könnten, wie in Italien, unter Trauben spaziren gehen, und erhielten sie in der Menge und Güte, wie sie gewöhnlich in der Höhe zu seyn pflegen. Ob aber unser Winter diese 8 bis 12 Fuß hoch auf Weidenästen, also fast ganz frei liegenden Ranken nicht tödten, wenigstens nicht unfruchtbar machen wird? Dies ist die Frage, die ich noch nicht beantworten kan, zu deren dereinstigen Beantwortung ich aber wohl um ähnliche Versuche anderswo bitten wolte. Ich baue ein Gärtchen in der Stadt, das mit Gebäuden rings umher so weit umgeben ist, daß es den ganzen Tag Sonne, und doch großen Schutz gegen kalte Winde hat. Hier glaubte ich so einen Versuch anstellen zu dürfen, im Freien werde ich ihn widerrathen. Die Weiden sind erst im Frühling 1782 gesteckt, nicht 20 Fuß aus einander, wie die Alten in wärmerer Gegend wollen, sondern nur 16; und sind nicht 15,

son:

a) Est & alterum genus arbuti Gallici, quod vocatur rumpotinum. Id desiderat arborem humilem, nec frondosam. Cui rei maxime videtur idonea opulus, ea est arbor corno similis, quin etiam cornus, & carpinus, & ornus, nonnunquam & salix a plerisque in hoc ipsum disponitur. *Columella* 5, 7; 1.

sondern höchstens nur 12 Fuß über der Erde. Im folgenden Vorfommer wurden die jungen Weine daran so tief als möglich gesetzt, damit sie beim Umgraben des Gartens keinen Schaden nehmen. Es versteht sich, daß man eitel brauchbare gute Sorten zu erhalten suchte, es kan doch aber fehlen; und in diesem Falle würde ich die schlechten durchs Pfropfen verbessern, und denen, die die Farbe der Reife nicht haben, sie dadurch geben müssen.

Die ich von meinen eigenen Stöcken gepflanzt habe, sind ohne Ausnahme angegangen, von den fremden aber etliche in der langen Dürre des vorigen Sommers trocken geworden. Jes ne können in etlichen Jahren ihre Höhe erreichen, und uns dann lehren, ob bei dem Schutze, den Gebäude umher geben, unser Winter den Weinstock, der frei in dieser Höhe steht, Früchte tragen lassen wolke.

R.

### Eine besondere, in die Naturkunde einschlagende portugiesische Geschichte.

Es ist in dem altonaischen Mercurius 1779. Nr. 31. S. 334. und im 6ten Bande der freiwilligen Beiträge zu den hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, im 26ten und 27ten Stück S. 213. eines gewissen Mannes in Sachsen, Namens Christian Hering, erwähnet, der durch besondere Erscheinungen und Gesichte zukünftiger Dinge, die hernach richtig eingetroffen sind, sich bekannt gemacht, wie schon beim vorigen Kriege in Sachsen, davon der Herr M. Süsse, Pastor zu Königstein im Jahr 1772 eine genaue Nachricht drucken lassen. Man hat sich bei der Gelegenheit erinnert, was von dem ehemaligen Königl. Schwedischen Vergrath Emanuel Swedensborg, und insonderheit dreien, in Stockholm beglaubten Geschichten erzählt worden, deren der selige Doctor Heinrich Wilhelm Clemm, Professor der

Theologie und Superintendent zu Tübingen, im 4ten Bande seiner Einleitung in die Religion, S. 205. seqq. gedacht hat, wovon auch zu Hamburg im Jahr 1771 eine Sammlung einiger Nachrichten in Quart heraus gekommen. Man muß aus beiden Geschichten wenigstens schließen, daß von dergleichen besondern Gaben manchmal außerordentliche Begebenheiten vernommen werden, die man unmdglich ganz verwerfen oder läugnen kan.

Da es nun für keine unnütze Bemühung zu achten seyn wird, wenn man solche bekannt macht, um den Gelehrten zur nähern Prüfung sie zu empfehlen: so ist von gleicher Beschaffenheit eine gewisse merkwürdige Begebenheit, die in einem Werk, das vielen Lesern vermuthlich nicht sonderlich bekannt seyn wird, erzählt worden. Der im Jahr 1771 den 20ten Jul. verstorbene Königl. Preuß. Berghauptmann

Joh. Heinrich Gottlob von Justi, hat in eben demselben Jahr zu Berlin in groß Octav, eine Geschichte des Erdkörpers, aus seinen äußerlichen und unterirdischen Beschaffenheiten hergeleitet und erwiesen, aus Licht gestellt. In dem 7<sup>ten</sup> Abschnitt, S. 244. u. f. wird von ihm eine gar besondere Geschichte erzählt, die wißbegieriger Gelehrten Aufmerksamkei ohne Zweifel reizen muß. Sie lautet also:

„Ich kan bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen eines Denkmals des Alterthums zu erwähnen, welches die unbegreifliche FrauGamaische in Lisabon, die unsern Zeiten noch immer ein Räthsel bleiben wird, auf einer Reise durch Portugal über 30 Fuß unter der Erde entdeckt hat.,

„Wenn man verschiedenen Reisebeschreibern und andern Nachrichten Glauben beimessen darf; so hat diese Frau die Gabe besessen, tief in den Schooß der Erden hinein zu sehen. Diese Eigenschaft entdeckte sich an derselben, als sie noch ein Kind von 3 bis 4 Jahren war, und wo man also am wenigsten einen Betrug vermuthen konnte. Sie sagte in diesem Alter, als ihre Magd den Tisch deckte, daß dieselbe ein Kind im Leibe hätte, ehe man die geringste Vermuthung einer Schwangerschaft von der Magd hatte. Sie beschrieb die Größe, Lage und Stellung des Kindes in der Magd Leibe so genau, daß sie dadurch alle mögliche Aufmerksamkeit erregen mußte; und als die Sache durch den Erfolg bestätigt wurde, so

„übten alle vornehme Damen in Lisabon die verwundernswürdige Gabe dieses Kindes dadurch, daß sie ihre trächtigen Schooßhündinnen zu derselben brachten, und sich von ihr vorher sagen ließen, mit wie viel Jungen ihr Schooßhündchen trächtig sey, und von was für Farbe die Jungen wären. Dasjenige, was das Kind hierüber aus sagte, wurde hernach allemal richtig befunden. Bei heranwachsenden reifern Jahren gebrachte dieses Frauenzimmer, welches gar nicht von armen und unangesehenen Aeltern abstammte, ihre verwundernswürdige Eigenschaft, durch alle dichte Körper hindurch zu sehen, daß sie sowohl Diebstäle in den verborgensten Winkeln der Häuser entdeckte, als daß sie auch denjenigen, die Brunnen graben, oder Metalle oder dergleichen unter der Erde suchen wolten, die Quellen, oder was sonst dem Endzweck ihres Suchens gemäß war, anzeigte. Es ist in der That zu bedauern, daß das Vorhaben der Akademie zu Paris, dieses erstaunenswürdige Frauenzimmer, welches überdem eine große Schönheit besessen hat, persönlich nach Paris kommen zu lassen, um zu untersuchen, ob diese erstaunliche Eigenschaft in der natürlichen Beschaffenheit ihrer Augen, oder sonst in einer natürlichen Eigenschaft ihres Körpers einen begreiflichen Grund gehabt habe, nicht in Erfüllung kommen ist; ein Vorhaben, welches theils durch die Eifersucht ihres Ehemannes, des Herren

„Ga-



„Gamasche, welcher diesem Fehler, unerachtet er ein Franzose von Geburt war, sehr ergeben zu seyn schien, theils durch die Sparsamkeit des französischen Hofes, nach dem Bericht einiger Schriftsteller, vereitelt worden ist.“

„Die unbegreifliche Frau Gamasche that einstmals in Gesellschaft einiger Freunde eine Reise durch einen Theil von Portugal, und passirte auf ihrem Wege ein mittelmäßiges Gebirge. Von ungefähr sahe sie aus dem Wagen heraus, befahl stille zu halten, und sagte, daß etliche 30 Fuß tief in diesem Gebirge ein bewundernswürdiges Denkmal des Alters thums befindlich sey. Es sey ein Becken oder Bassin von beträchtlicher Größe, das mit den fürtrefflichsten Arbeiten gezieret sey. Die Stelle wurde von der Frau Gamasche und ihren mitreisenden Freunden genau bemerkt, und nach ihrer Zurückkunft nach Lissabon dem Hofe angezeigt, welcher nach der Anweisung der Frau Ga-

„masche eingraben, und dieses schätzbare Ueberbleibsel einer ehemaligen Wohnung der Erde, vielleicht in einem unermesslichen Zeitraum vor unserer gegenwärtigen Bevölkerung des Erdkörpers, heraus graben ließ.“

So weit gehet die Erzählung des Herrn von Justi, die gewiß sehr merkwürdige Dinge in sich faßt. Ich wünschte, daß er einen oder einige Schriftsteller genannt hätte, da man weitere Nachricht von dieser Sache bekommen könnte, wie er sonst bei anderer Gelegenheit in den Anmerkungen gethan hat. Solten nicht Männer, deren Lieblingswissenschaft die Geschichte ist, davon etwas irgendwo gelesen haben? Denn eine solche Begehrtheit, deren Kenntniß sogar an den Königl. Hof zu Lissabon gelangt ist, wird doch denen nicht verborgen geblieben seyn, welche merkwürdige Geschichten liefern. Die Sache selbst verdienet, daß geschickte Naturkundler ihre Gedanken darüber mittheilen.

Etwas zur Beantwortung der 2ten Anfrage in dem 10ten St. dieses Magazins vom J. 1783; ob die Fütterung mit der vom Nebel befallenen Esparcette dem Schafvieh nachtheilig sey, und durch welche Mittel dies befallene Futterkraut unschädlich gemacht werden könne?

Es ist aus den öffentlichen Nachrichten bekant, daß der im Junius und Julius vorigen Jahrs gefallene Nebel so allgemein war, daß fast ganz Deutschland damit angefüllet gewesen ist. Auch in den hiesigen Gegenden war er außerordentlich stark,

und gab oftmals einen überaus widrigen und stinkenden Geruch von sich. Jedermann fürchtete, wo nicht bei den Menschen, doch gewiß bei dem Viehe böse Folgen davon, die sich aber, Gotts lob! bisher noch nicht geäußert haben. Nicht allein die Weiden, dar-

auf das Vieh gewesen, sondern auch die Wiesen, davon man das Heu ernten wolte, und alle Früchte auf dem Felde wurden mit dem Nebel bedeckt. Es stehet zu vermuthen, daß die Druße bei den Pferden eine Folge desselben gewesen ist, wie denn überhaupt im vorigen Jahre viele Pferde damit geplagt gewesen sind. Indessen halte ich doch dafür, daß die trockene Fütterung dem Viehe, von welcher Art es auch seyn mag, nicht so schädlich seyn werde.

Wahrscheinlich ist dieser Nebel von dem Mehlthau, der im vorigen Jahre das Raubzeng verdorben hat, gar sehr unterschieden, und bei weitem nicht von einer so giftigen Art und Beschaffenheit. So bald das Gift des Mehlthaus die Pflanzen, von welcher Gattung sie auch seyn mögen, berührt, so bald bemerket man auch die schädliche Wirkung desselben. Die Pflanzen werden gelb, rostig, ungestaltet, und ihr Wachsthum wird gehindert. Das fand ich aber bei dem allgemeinen Nebel des vorigen Jahres nicht. Daher entstehet denn nun schon die Vermuthung, daß der Genuß des damit besfallenen Futters dem Viehe wohl nicht sehr nachtheilig seyn möge.

Die Anmerkung hat ihre Wichtigkeit, daß die eingeschauerte trockene Esparcette beim Abladen einen weißen Staub von sich gegeben habe. Man fand dieses auch bei dem Einernnten anderer Feldfrüchte. Indessen kan ich nicht sagen, daß Jemand eine übele Empfindung davon gehabt, oder sich

darüber beklagt hätte. Auch beim Abwerfen der Garben vom Boden und beim Ausdreschen derselben fand sich ein gleiches; aber niemand klagte, daß er etwas übles merkte. Das Hornvieh frist das ausgedroschene Stroh mit vieler Begierde und befindet sich recht wohl dabei.

Freilich ist, in Vergleichung mit andern Thieren, das Schaf von einer ungleich zärtlichern Natur, und es könnte seyn, daß die Fütterung mit gedachter Esparcette den Schafen nachtheilig wäre, wenn man sie denselben ohne alle weitere Behandlung reichete. Indessen vermuthete ich doch, daß ein kleiner Umstand hinreichend seyn werde, ihr, wo nicht alles Schädliche, doch den größten Theil desselben zu benehmen.

Bei dem Dreschen der Garben sondert sich der Staub von denselben ab, und durch das nachmalige Aufschütten derselben fällt er völlig weg. Wenn man nun auf diese Art die Esparcette behandeln wolte, so würde man seinen Zweck leicht erreichen. Der Nebel setzet sich nur äußerlich auf die Pflanzen. Gesezt aber auch, daß er hindränge, so würden doch die Pforten beim Dreschen den in Staub verwandelten Nebel von sich geben.

Die Besorgniß, daß alsdenn vieles von der Esparcette verloren gehen würde, fällt weg. Denn eines theils ist sie niemals so trocken, daß sie sich klein schlagen lassen werde, andern theils aber kan man auch ein Sieb zur Hand nehmen, und die abgeschlagenen

genen Blätter hinein thun und aussieben, so wird sich der alsdenn mit hinein gebrachte Staub beim rühren des Siebes bald absondern.

Man wende mir nicht ein, daß solches bei der Fütterung einer großen Anzahl Schafe viele Mühe verursachen werde. Das ist freilich wahr. Aber wer wird denn nicht gerne eine kleine Mühe übernehmen, wenn er auch nur die Vermuthung hat, daß er dadurch von seinem Viehstande Schaden und Nachtheil abwenden könne?

Ueberhaupt ist es einem jedem Landwirth sehr zu empfehlen, daß er das für sorgen möge, daß das Heu dem Viehe nie anders, als wohl aufgeschüttet gegeben werde. Geschiehet es auch nicht, um Nebel und Mehlthau davon abzusondern; so entfernt man doch auf diese Weise viele Insekten, Gewürme, Spinnen und dergleichen von demselben, die dem Viehe eben so schädlich werden könnten.

Beverstätt. J. S. Pratzje, Probst.

### Grammatische Erinnerung.

Ich sehe, daß verschiedene Herren, die von den neuen aerostatischen Maschinen schreiben, aus den ersten beiden Buchstaben des Wortes aerostatisch Einen machen, so, daß man ärostatisch lesen muß: warum mögen sie das wohl thun? Die Aërostatic ist bekanntermaßen die Lehre von der Wirkung der Luft in die Schwere der Körper; also muß die erste Hälfte des Wortes doch wohl von aër, griechisch *ang* die Luft, herkommen, und das Adjectivum nicht *ä*; sondern aerostatisch geschrieben werden. Ich wolte, daß solche Worte in Schriften, die einmal allen zu lesen bestimmt sind, hübsch deutsch gegeben würden: ich würde kein Bedenken tragen, für

aerostatische Maschine schlechtthin Luft-Maschine zu setzen. Wolte jemand einwenden, das letztere sagte doch seiner Natur nach nicht vollkommen so viel, als das erstere; „so antworte ich: was kümmert dich das mein lieber Freund? Du kannst von einem Worte nicht mehr verlangen, als daß es in deine Seele den ganzen Begriff von der Sache bringt, die der andere damit anzeigen will. Erklärung der innern Beschaffenheit sollst du nicht daraus hernehmen. Und nun sag, ob du bei der Mongolstierschen Luftmaschine nicht eben so viel denkst, als bei der aerostatischen Maschine des Herrn von Mongolstier?

B.

A.

### Noch etwas von den Kröten und ihrer Fortpflanzung.

Im 103ten Stück des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahr, hat Herr Röhm einige Erfahrungen von den Kröten bekant ge-

macht. Er hat bemerkt, wie sich die Landkröten auf dem Wasser begattet haben, wie die Brut lebendig geworden, wie sie nach und nach ihre

Ge-

Gestalt verändert, und zuletzt ans Land gegangen sind. Ich habe mich auch belehren lassen, daß die Kröte ein Landfrosch sey, und daß man allgemeyn dafür halte, die Begattung aller Kröten geschehe auf dem Wasser. Dieser letztere Umstand mögte aber vielleicht eine Ausnahme leiden.

Mein Garten ist von allen Seiten mit starken Mauern eingeschlossen. In demselben, auch in der Nachbarschaft desselben, ist weder eine Quelle noch ein Sumpf, noch sonst eine Gelegenheit, daß die Kröten sich auf dem Wasser begatten könnten. Und doch habe ich seit 6 Jahren gesehen, daß die, in den steinern Treppen und anderm Mauerwerk sich häufig aufhaltende Kröten eine große Menge Brut alle Jahr erzeugen. Ich habe zwar ihr Zeugungsgeschäft noch nie genau beobachtet; auch weder den Leich noch die unausgebildete Brut gesehen; aber die jungen und ganz kleinen Kröten, welche jährlich zwischen den Steinen und in den Ritzen des Gemäuers angetroffen werden, geben davon den unwidersprechlichsten Beweis. Auch habe ich oft gesehen, daß die Kröten zur Begattungszeit auf einander gefressen. Sollten sie also nicht auch auf dem Lande ihr Geschlecht fortpflanzen können? Wenigstens habe ich den Naturforschern Gelegenheit geben wollen, diesen Umstand näher zu untersuchen.

Herr Böhme ist ferner im Zweifel: ob ers läugnen, oder einräumen soll, daß die Kröten giftig sind? Er nimt aber für ausgemacht an, daß sie,

wenn sie gereizt werden, ein Wasser von sich geben, welches einen Geschwulst, wie einen Bienenstich verursacht. Beides läugne ich schlechterdings. Da mir die Kröten an mehreren Mauerwerke alle Jahr großen Schaden verursachen, indem sie den Kalk loswühlen und das Mauerwerk untergraben: so verfolgte und tödte ich sie, nebst meinen Leuten, wo wir können. Sehr oft hat eine Kröte hierbei ihr Wasser mir auf die Hand oder ins Gesicht gesprudelt. Anfänglich besorgte ich, nach dem allgemeinen Vorurtheile, einen Geschwulst, oder wenigstens ein Jucken, wie von einem Mückenstich. Allein ich, und die Meinigen haben nie etwas davon empfunden. Durch diese Erfahrung belehrt, gestatte ichs meinen Kindern, daß sie die Kröten mit bloßen Händen erfassen dürfen. Stundenlang haben sie die Kröten in den Händen gehabt, ohne das geringste von einem Geschwulst empfunden zu haben. Hat also jemand, der von einer Kröte bespritzt worden, Geschwulst, wie von einem Bienenstich, bekommen: so ist eine bloße Wirkung der Einbildung des Schröckens, und derjenigen panischen Furcht gewesen, welche viele Leute für Spinnen, Kröten und Eidechsen haben, und welche eine Folge einer fehlerhaften Erziehung zu seyn pflegt. Um auch das Vorurtheil, aus welchem eine solche unvernünftige Furcht entstehet, auszurotten, ist's nöthig, dergleichen Erfahrungen bekannt zu machen.

O.

G. C. Voigt.



# Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Freitag, den 20ten Februar 1784.

Ueber Erforschung bevorstehender Witterung, nebst Bestimmung der vermuthlichen Witterung bis zum Ende des Aprils.

**D**ie Wetterbeobachtungen und die Regeln zu denselben, die ich im 1ten Stücke dieses Magazins vom Jahr 1782 einem geehrten Publikum vorzulegen die Ehre gehabt, haben bei vielen Beifall gefunden, und der Erfolg hat sie in der Meinung bestärkt, daß es möglich sey, die bevorstehende Witterung höchst wahrscheinlich voraus zu bestimmen. Ich bin seit der Zeit von einigen Freunden öfters aufgemuntert worden, diese Beobachtungen fortzusetzen; aber einige und andere Betrachtungen haben mich davon abgehalten. Es war zu erwarten, daß Männer von mehrerer Einsicht dieses so nützliche Fach menschlicher Erkenntniß bearbeiten, und ihre Beobachtungen mittheilen würden, welches aber, wenigstens in diesen Blättern; bis jetzt nicht geschehen ist. Man hört über dem noch manche schielende Urtheile über solche Bemühungen, durch welche man sie lächerlich zu machen sucht. Oft wird es als ganz unmöglich angesehen, daß man das künftige Wetter erforschen könne, als ob

die Witterung an keine bestimmte Regeln und Ordnung in der Natur gebunden sey, und nennet daher alle Vermuthungen, die darüber geäußert werden, im spöttischen Tone Prophezeiungen; oder man hält es nicht der Mühe werth, einer Sache nachzuforschen, die doch ein für allemal gehet, wie sie gehen soll, und worin man nichts zu ändern vermag. Wer wird sich aber einfallen lassen, etwas darin ändern zu wollen? Daß indes das Vorherwissen des Wetters einem großen Theile der Menschen sehr nützlich würde, wird niemand in Abrede seyn. Wenn der Landwirth wüßte, das gegenwärtige helle Wetter wird nicht lange dauern, sondern in wenig Tagen wird anhaltende nasse Witterung eintreten, würde er nicht alsdenn seine Arbeiten darnach einrichten? Und umgekehrt, wenn er wahrscheinlich gewiß erfahren könnte, eine schon lange anhaltende nasse Witterung wird nicht länger mehr als einen oder höchstens zweien Tage dauern, würde er denn nicht eine Einsaat noch aufschieben, um sie nicht

einzuschmieren? Wie manche Reise im Schlitten würde nicht unternommen worden seyn, wenn man gewußt hätte, es wird morgen Thauwetter einfallen? Daher auch die vielen und mannigfaltigen Bemühungen, das zukünftige Wetter zu verkundschaffen. Man sucht die Anzeigen davon in Gestirnen, Planeten und Aspecten, oder giebt wenigstens vor, sie da zu suchen; und bei dem Landmanne machen die Wetteranzeigen einen Hauptpunkt seines Kalenders aus, und wenn er diese nicht darin antrifft, so kauft er ihn gewiß nicht. Wie willkürlich und mißlich aber diese Anzeigen sind, ist bekannt genug, und diese haben vermuthlich Anlaß gegeben, alle andere mit ihnen zugleich zu verachten. Dem ungeachtet hat dieser oder jener Kalender bei dem Landmanne mehr Aufnahme, weil er, nach seiner Meinung, oder wie er von andern hat sagen hören, am besten das Wetter prophezeit, und wenn er auch zehn mal gegen eins unrichtig gesagt hätte. Doch ist doch dabei noch etwas gewagtes, da das Wetter nur immer auf sieben Tage bestimmt wird. Wenn aber eine Witterung auf einen ganzen Monat bestimmt wird, so ist es höchst wahrscheinlich, daß sie einmal in derselben eintreffen werde; sie müßte sonst wider alle gemeine Erfahrung angegeben werden, wie nach der Erzählung ein gewisser Kalendermacher im Julius einen gar heftigen Frost soll prophezeit haben. Vielleicht erinnern sich viele Leser hier bei an Wetteranzeigen, die auf ge-

dachte Weise auf dieses Jahr von vier Wochen zu vier Wochen gegeben sind. Die Gründe dazu sind nicht angegeben, und vielleicht auch nicht vorhanden. Sie sehen auch überhaupt nur willkürlich gewagten Muthmaßungen ähnlich, die ein jeder, der die Jahreszeiten nur kennet, machen kan. Es ist höchst wahrscheinlich, daß es vom 24<sup>ten</sup> October bis zum 20<sup>ten</sup> November mehr regnen werde, als daß die Sonne scheinen sollte, und daß in der zweiten Hälfte des Novembers schon Schnee mit abwechselnden Stürmen zu erwarten sey, weil das diese Jahreszeit so gewöhnlich mit sich führet. Ein jeder kan von dieser Art der Witterungsanzeigen mit einiger Wahrheit behaupten, so wohl daß sie eintreffen, so wohl als daß sie fehlen, je nachdem er für oder wider sie eingenommen ist. Wie mißlich es sey, die Witterung von Wochen mit einem einzigen Zuge anzeigen zu wollen, ist einem jeden einleuchtend, der da bemerkt, wie veränderlich sie oft an einem Tage ist, da es am Morgen regnet, des Mittags die Sonne scheint, und am Abend frieret.

Über nicht allein hat man Wetteranzeigen im Laufe und Stellung der himmlischen Körper zu finden geglaubt, sondern hat sie auch hier und da auf Erden gesucht, wo vielleicht keine von der Art anzutreffen sind, wie man sie zu finden wünschet. An Steinen, Pflanzen und Thieren sollen sie anzutreffen seyn, aber nur dazu auserwählte Menschen solche helle Augen haben, sie

sie zu sehen. Die Geschichte dieser Bemühungen würde manchen Ausstrich gewähren, der lustig anzuhören seyn würde. Daß viele Dinge den Einfluß der Witterungen gleichsam empfinden, ist gar nicht zu bezweifeln. Die Steine schlagen aus, wenn es nach einer langen Dürre in wenigen Stunden regnen will, oder auch geschieht dieses an den steinern Platten in den Häusern, wenn eine lange angehaltene nasse Witterung endlich aufhören will. Eine aufgespannte Zeuglinie in freier Luft zerreißt, oder reißt ihre Halter um, wenn die Luft von dem ankommenden Regen feuchte wird. Hieher gehöret auch das bekante Hygrometer, da eine Saite sich bei feuchter Luft zusammen und bei trockener aufdrehet, woran man am Ende ein Leitzgen in dessen Mitte befestiget, und auf ein jedes seiner Enden ein Püppchen stellet, an welchen man diese Bewegung hmerken kan. Der Schwere- und Wärmentesser der Luft hier nicht zu gedenken. Diese Dinge zeigen aber das Wetter größten Theils nicht eher, als wann es schon wirklich vorhanden ist, und dieses ist es nicht, was man sucht, weil man die Witterung gerne einige Zeit voraus wissen mögte, um seine Maafregeln darnach in seinem Geschäfte nehmen zu können.

Bei den Thieren mögen sich auch wohl etnige Anzeigen dieser oder jener Witterungen finden. Mancher Landmann soll sich sicher darauf verlassen können, daß, wenn sein Haushahn außer der gewöhnlichen Hahnenstreich-

zeit krähet, es in einigen Stunden regnen werde. Aber nicht alle Hähne sollen diese seine Vorherempfindung des Wetters so richtig haben, und daher öfters falsch anzeigen. Und wenn ihre Anzeige auch richtig ist, so soll sie doch in vielen Fällen so spät kommen, daß man sie nicht nutzen kan. Daß man aus der Feiste der Lerchen und Krammetsvögel auf einen lange dauernden Winter und vielen Schnee schließet, scheint wohl nicht ganz ungegründet zu seyn. Die Vorsehung kan ihren Instinkt so eingerichtet haben, daß sie sich in Stand setzen ein für sie bevorstehendes langes Fasten auszuhalten, und so lange dieses währet, wie man sagt, von den Rippen zehren zu können. Der Bär, wenn es wahr ist, daß er im Winter Nahrung aus seiner Lage sauget, muß also wohl von der Natur unterrichtet werden, auf einen lange dauernden Winter mehr innere Nahrung sich zu verschaffen als auf einen kürzern; und mit eben dem Rechte gehören auch die großen eßbaren Schnecken hieher.

Das Pflanzentreich soll auch Wetteranzeigen die Menge haben. Wenn es bald regnen will, so schließen sich die Tulpen und andere Blumen zu, aber sie öffnen sich nicht eher wieder, als wenn die Sonne schon einige Zeit geschienen hat, und oft verschließen sie sich auch, wenn der Himmel nur trübe ist. Wenn aber keine Blumen sind, so fällt diese wenig bedeutende Anzeige ganz weg. Doch man hat mehrere in diesem Naturreiche zu finden gewußt. So wird

behauptet, daß man durch Hülfe einer Zwiebel oder Zypolle, obs eine weiße oder braune seyn muß, kan ich meinen Lesern nicht sagen, die Witterung des Jahrs erforschen könne, und dieses soll folgendermaßen geschehen: Die Zwiebel schneidet man mitten durch, vermutlich durch den Stiel und Kopf, da soll eine jede Hülfte sechs Hülsen oder Schalen geben, mithin beide zusammen zwölf. Jede dieser Hülsen stellet einen Monat des Jahrs vor, vielleicht aus dem einzigen Grunde, weil ihrer auch eben zwölf sind; und diese werden in einer gewissen Ordnung auf einen Tisch gelegt, welche man besser durch Zusehen als aus einer Beschreibung lernen kan. Um nun zu erfahren, welcher Monat des Jahrs naß oder trocken seyn werde, werden in jeder dieser Hülsen einige Körner recht trocknen Salzes gethan, und in diesem Zustande muß es wenigstens, wo ich nicht irre, eine Nacht bleiben. Des andern Tages siehet man nach, und der Monat in dessen Schale das Salz gar nicht geschmolzen ist, wird dasselbe Jahr trocken seyn, und wo es nur halb geschmolzen ist, der wird so ins Mittel seyn; aber der Monat wird traurig und lauter Regen seyn, in dessen Schale das Salz ganz zergangen und zu Wasser geworden ist. We muß einem aufmerkamen Landwirthte zu Muth werden, wenn er dieses von den Ertemonaten siehet. Zu welcher Zeit im Jahre die Zypolle diese prophetische Kraft habe, ob in der Herbst Tag und Nacht gleiche, am Burghards: Martins: oder

Andreastage, habe ich noch nicht gewiß erfahren können, denn solche wichtige Geheimnisse erfähret man nicht leichtlich um das erste beste gute Wort. Doch wem daran gelegen seyn mögte, wird leicht Gelegenheit finden, sich weiter davon unterrichten zu lassen. Wenn solte aber hiebei wohl nicht einfallen, wenn man den Versuch mit zwei oder drei Zwiebeln zugleich machte, es sich vermutlich zutragen könnte, daß die eine einen trockenen, die andere einen mittelmäßigen, und die dritte einen nasßen Augustmonat verkündigte, gleich der Märzensanz, die bei dem einen einen harten Winter droht und bei dem andern gelindes und weiches Wetter andeutet.

So mißlich mögte es wohl mit allen Witterungsanzeigen aussehen, die man in allen Naturreichen aufzusuchen bemühet gewesen ist. Hieraus folget vielleicht, daß man die gesuchten Anzeigen nirgends finden könne? Keinesweges. Wer hätte vor einem Jahre noch wohl glauben sollen, daß es thunlich wäre in der Luft zu schiffen? Und jetzt hat der Herr von Montgolfier uns so davon überzeuget, daß man schon an vielen Orten den Versuch davon gemacht hat. Man darf nur die Witterungsanzeigen da nicht suchen, wo man sie bei vernünftiger Ueberlegung nicht erwarten, sondern da, wo man sie nach der Natur der Sache einzig und allein finden kan. So wie ein Arzt den Zustand eines Kranken nicht aus den Reden und dem Ansehen der Umstehenden beurtheilet, sondern den Kran-



ken selbst in die Augen siehet und ihn beobachtet; oder wie ein kluger Gärtner, wenn er von der mutmaßlichen Fruchtbarkeit eines Baums urtheilen will, nicht Wind, Wolken oder Mond betrachtet, sondern zu ihm selber tritt, auf seine Blüte und gesunden Zustand mit Aufmerksamkeit Acht hat; also wird die künftig zu erwartende Witterung wohl aus nichts andern zu beurtheilen seyn, als aus der gegenwärtigen Witterung selbst. Dieses haben längst vor unsern Zeiten geschickte Männer schon eingesehen, und uns durch hinterlassene Beobachtungen auf so ziemlich gewisse Regeln geführt. Der Fehler dabei ist nur, daß man diesen Regeln noch nicht recht trauet, und dieses vielleicht deswegen, weil sie nicht geheimnißvoll genug aussehen, oder man hat in der Anwendung derselben einen Irrthum begangen, und alsdenn den Erfolg anders gefunden, als man erwartete, und aus diesem einzigen Versuch hat man gleich von der Unthunlichkeit der ganzen Sache ein Urtheil gefällt. Es kan aber gleichwohl bei richtiger Beobachtung mancher Erfolg anders ausfallen als die Erwartung war; dieses beweiset aber weiter nichts, als die Wahrheit jenes alten bekanten Sazes: Keine Regel ohne Ausnahme. Vielleicht liegt auch die Schuld von der Verschiedenheit der Erwartung und des Erfolges darin, daß wir die Anzeigen künftiger Witterungen, die wir in der gegenwärtigen wahrnehmen können, noch nicht recht kennen, und daher noch nicht recht gewiß wissen, was wir daraus urtheilen sollen, und wie

leicht ist es da zu irren. Gehet es doch in unzählich andern Fällen eben so. Der oftmalige vergebliche Versuch eines Lustschiffes ist bekant, und dem ungeachtet sind endlich geschickte Männer damit zum Zwecke gekommen, und haben durch ihre ausgebreitete Einsichten die Hindernisse gehoben. Ein Arzt kan zu Zeiten aus den Anzeigen, die er bei einem Kranken wahrnimt, ganz was anders vermuthen als was der Erfolg zeiget, wie ein berühmter Dichter in einer seiner Erzählungen saget: „Subpitia, erst sollst du schwanger seyn, dann sollst du gar die Pocken kriegen?“, Kein Vernünftiger wird aber darum die Wissenschaft des Arztes verachten, und ihm im bedürftenden Falle sein Vertrauen versagen. Der Gärtner freuet sich oft, wenn er seine Bäume so voller Blüten siehet, und erwartet viele schöne Früchte davon, aber gar vielmal siehet er in der Folge, daß seine Hofnung eitel und die Blüten taub gewesen sind. Wenn aber gar keine Blüten vorhanden sind, so ist es ungezweifelt gewiß, daß auch keine Früchte zu erwarten stehen. Die Anwendung dieser Ausnahme ist leichte gemacht. Beobachtungen, die man zu Witterungsmutmaßungen anstellen will, erfordern viele Aufmerksamkeit, und vielleicht mehr, als ein einiger darauf wenden kan, besonders toenn er angewiesene Geschäfte hat.

Durch Anfangs gedachte Aufmunterungen bewogen, habe ich unterschiedlichen Freunden unter dem 22<sup>ten</sup> Dec. vorigen Jahrs einige Beobachtungen über bevorstehende Witterungen mitgetheilet, wovon die auf den Januar

mun schon größtentheils unnütze sind. Damit aber ein jeder, der Vergleichen zu machen Lust haben möchte, dieses thun könne, will ich diese ohne alle Veränderung mit einrücken, und man kan sich darauf verlassen, daß ich nach dem Erfolg nichts darin geändert habe, da der Aufsatz in den Händen verschiedener Leser dieser Blätter ist, welche mich leicht pfänden könnten. Hier ist demnach dieses Verzeichniß.

Das neue Jahr wird mit gemäßigttem Frost ohne vielen Schnee anfangen. Die erste Hälfte des Januars wird wohl mit reinem Froste ohne viel Schnee hingehen, den 21<sup>ten</sup> desselben ist Schnee zu erwarten, den 25<sup>ten</sup> noch mehr, wobei es wahrscheinlich etwas aufgehen wird. Doch Sie erwarten von mir ein Verzeichniß, das die Bitterung auf einen jeden Tag des Monats enthalte, und hier muß ich Ihnen sagen, daß ich von den Tagen des Januars vor dem 21<sup>ten</sup> nichts sorgfältig aufgemerket habe, weil ich bis dahin mir dann und wann eine Beobachtung bloß zu meinem Vergnügen zu machen gesonnen gewesen war. Da mir aber doch auf die ersten 20 Tage dieses Monats keine auffallende Anzeigen vorgekommen sind, die in denselben Schnee oder Regen vermuthen ließen; so bin ich der Meinung, daß die Bitterung so ausfallen werde, wie ich es eben gesaget habe. Wir werden also zu erwarten haben

Im Januar.

Vom 1<sup>ten</sup> bis 20<sup>ten</sup> ziemlich helles Wetter.

Den 21. Schnee oder Regen.

Den 22. helles Wetter.

Den 23. wieder Schnee.

Den 24. etwas heller.

Den 25. viel Schnee, oder es läßt sich an zum Thauwetter.

Den 26. noch Schnee.

Den 27. helle.

Den 28. helle.

Den 29. desgleichen.

Den 30. Schnee.

Den 31. Schnee.

Es wird demnach in der letzten Hälfte dieses Monats Schlittenbahn werden; auch werden die Herrn, die die Braunschweiger Messe besuchen, gute Wege zu ihrer Reise haben. Und da es nach alten Erfahrungen anzusehn macht seyn soll, daß, wenn der Frost in den ersten Wintermonaten bricht, die andern Monate auch brechen, und das erstere im November und December geschehen ist; so wird in der Mitte dieses Monats auch Thauwetter einfallen, da es, wie der Anschein nach dem Verzeichniß zu erkennen giebt, nicht zu erwarten ist.

Im Februar wird seyn:

Den 1. helles Wetter und Frost.

Den 2. etwas gelinder.

Den 3. wie gestern und heiter.

Den 4. noch eben so.

Den 5. trüber und veränderlich.

Den 6. wieder heller und kälter.

Den 7. helles Wetter.

Den 8. rauhes unfreundliches Wetter.

Den 9. Schneegestöber und strenger Frost.

Den 10. wie gestern, die Kälte nimt zu.

Den 11. etwas gelinder und Schnee.

Den

- Den 12. noch gelinder und mehr Schnee.  
 Den 13. kälter und etwas Schnee.  
 Den 14. helle und kalt.  
 Den 15. gelinder und veränderlich.  
 Den 16. Schneegestöber und trübe.  
 Den 17. viel Schnee.  
 Den 18. trübe, abwechselnd Schnee, und läßt sich zum aufthauen an.  
 Den 19. Thauwetter mit Schlasschnee.  
 Den 20. etwas heller und gelinde.  
 Den 21. etwas veränderlich und gelinde.  
 Den 22. wie gestern.  
 Den 23. gelinde mit Regen oder Schlasschnee.  
 Den 24. mehr mit Regen vermischter Schnee.  
 Den 25. dunkel.  
 Den 26. gelinde und helle.  
 Den 27. etwas Regen.  
 Den 28. helle und gelinde.  
 Den 29. Regen oder Schnee; es fängt an, wieder kälter zu werden.

Die Messe wird diesem Anscheine nach nicht schmissig, aber auch nicht gar zu kalt seyn, sondern so gut wie eine Wintermesse nur immer seyn fan. Da Matthias kein Eis finden wird, so wird er was machen, wie die alte Rede lautet. Auch sollen nach derselben nach diesem Tage noch vierzig Fröste einfallen; und wenn diese, wie sie können, im März und April sich abfinden, so haben wir im Mai keinen Frost mehr zu befürchten. Dies sollte sich wohl der Mühe verlohnen, nachzuzählen.

Im Märzmonat wird einfallen

- Den 1. Schneegestöber mit Frost.  
 Den 2. helles Wetter und etwas gelinder.  
 Den 3. wie gestern.  
 Den 4. Regen oder Schlasschnee.  
 Den 5. helde und gelinde, Nachts Frost.  
 Den 6. Schneegestöber, Thauwetter und veränderlich.  
 Den 7. etwas Schnee mit Regen vermischet.  
 Den 8. Schnee und Frost.  
 Den 9. viel Schnee.  
 Den 10. veränderlich.  
 Den 11. Schnee und Frost.  
 Den 12. Frost und trübe.  
 Den 13. helle und Frost.  
 Den 14. strenger Frost und heitres Himm.

Den 15. heiteres Wetter, wobei die Sonne anfängt den Schnee aufzulecken.

Den 16. gelinder mit etwas Regen und läßt zum Thauwetter an.

Den 17. Regen mit Schnee vermischet.

Den 18. Regengestöber oder Schlossen und veränderlich.

Den 19. helle, gelinder Frost.

Den 20. helle und mäßiger Frost.

Den 21. Raureif und helles Wetter.

Den 22. wie gestern, etwas gelinder.

Den 23. heiter und angenehm.

Den 24. heiter und völliges Aufthauen.

Den 25. noch heiter und angenehm.

Den 26. angenehmes Frühlingswetter, Nachtfrost.

Den 27. etwas trüber, gelinde, Nachtfrost.

Den 28. Reif, helle, etwas kälter, Nachtfrost.

Den 29. kalt und helle, am Tage gelinder.

Den 30. angenehmes Frühlingswetter.

Den 31. wie gestern, mit etwas Gewölke.

So weit ging obgedachtes Verzeichniß der Anzeigen von muthmaßlich zu erwartenden Witterungen, davon nun schon  $\frac{2}{3}$  des Januars so ziemlich eingetroffen sind, und selbst heute da ich eben wieder ans Schreiben gehe, stimmt die Witterung noch ziemlich mit der Anzeige überein, denn ob es gleich diesen Morgen noch trübe war, und man wohl Schnee hätte erwarten sollen, klärte es doch gegen Mittag ganz auf und wurde helles Wetter. Doch ich will mein Verzeichniß erweitern. Vielleicht ist dem vorsichtigen Landwirthe mehr daran gelegen, muthmaßlich mit einiger Gewisheit zuvor zu wissen, wie die Witterung im April werde beschaffen seyn, als an allem vorübergehenden; ja selbst die aerostatische Maschine, die uns jetzt so sehr beschäftigt, wird ihm wohl nicht so wichtig seyn als dieses, damit er im voraus bestimmen könne, was er an Feld- und Gartenbau und andern ländlich haushaltigen Geschäften werde vornehmen und beschicken können. Daher will ich die Anzeigen, die ich davon gesammlet habe mittheilen.

Die Witterung im April wird seyn:

Den 1. gelinde, trübe und veränderlich.

Den 2. etwas kälter, und übrigens wie gestern.

- Den 3. schönes Wetter.  
 Den 4. angenehmes heiteres Wetter.  
 Den 5. wie gestern.  
 Den 6. etwas Regengefüßer.  
 Den 7. warm und heiteres Wetter.  
 Den 8. wie gestern.  
 Den 9. noch eben so.  
 Den 10. etwas trüber und kälter.  
 Den 11. frisch und heiter.  
 Den 12. veränderlich mit Schlossen-  
 schauer.

Den 13. helles angenehmes Wetter.  
 (Vielleicht fällt noch bis juni 18<sup>ten</sup>  
 Nachtfrost ein.)

- Den 14. helles Wetter.  
 Den 15. helles Wetter.  
 Den 16. heiteres Wetter.  
 Den 17. helles Wetter.  
 Den 18. helles Wetter.  
 Den 19. warm und etwas Regen, und  
 hier scheint eine recht fruchtbare Witterung  
 anzufangen.  
 Den 20. etwas Regen und Schlossen-  
 schauer.

- Den 21. warm und Regenschauer.  
 Den 22. unbeständig.  
 Den 23. warm und wolfigt.  
 Den 24. warm und heiter.  
 Den 25. wie gestern.  
 Den 26. etwas trübe, windig und ver-  
 änderlich.  
 Den 27. gelinde und heiter, Nachtfrost.  
 Den 28. Regen.  
 Den 29. warm.  
 Den 30. warm und Regen.

So weit will ich für dieses mal die Wit-  
 terungsanzeigen mittheilen. Der Erfolg  
 wird jedem, der ihnen einige Aufmerksam-  
 keit gönnen wird, zeigen, daß es nicht auf  
 Gerathewohl gewagte Muthmaßungen sind,  
 sondern auf schon oft bewährt gefundene

W. den 27<sup>ten</sup> Jan. 1784.

- a) Dieses ist zweimal im Januar der Fall gewesen, da der den 21<sup>ten</sup> angezeigte Schnee  
 den 20<sup>ten</sup> schon eintrat, so wie da auf den 25<sup>ten</sup> angezeigte gelinde Wetter schon  
 den 24<sup>ten</sup> kam. Solches geschieht gemeinlich mit den Witterungen, die mit den  
 Winden auf den Strichen von Eiden gegen Westen kommen, wogegen die Wit-  
 ternnen, die mit andern Windstrichen kommen, gemeinlich mit dem ange-  
 merkten Tage eintreten.

Regeln gegründete Beobachtungen. Dem  
 ungeachtet kann sich dann und wann zutra-  
 gen, daß an einem oder ein Paar Tagen die  
 Witterung anders ausfalle als sie in der An-  
 zeige siehet, und in diesem Falle will ich frei-  
 mützig gestehen, daß ich die Anzeige noch  
 nicht richtig und ganz völlig verstanden ha-  
 be; und darüber wird sich niemand hoffent-  
 lich verwundern, dem bekant ist, mit wie  
 mancher Ungewißheit diese und jene Wissen-  
 schaft noch verwickelt ist, die schon seit lan-  
 ger Zeit weit mehr bearbeitet worden, als  
 diese. Dieses hoffe ich wird man allemal  
 finden, daß an jedem Tage, an welchem eine  
 Veränderung des Wetters angezeigt ist, die-  
 selbe eintreten werde. Jedoch ist es auch mög-  
 lich, und trägt sich zuweilen zu, daß diese  
 Veränderung einen oder zwei Tage früher  
 eintrete als sie angezeigt ist a), oder sie kan  
 auch um so viel später kommen. Auch kan  
 es sich zutragen, daß ein angezeigtes Regen-  
 oder Schlossen-schauer in einiger Entfernung  
 von uns falle, und wir nichts davon gewahr  
 werden. Einige Witterungen giebt es auch,  
 von denen man gar keine Anzeigen hat, als  
 Nebel und Glacis. Wenn auch anstatt ei-  
 nes angezeigten Regens oder Schnees, ein  
 Nebel erscheint, so gilt er Statt dessen. Es  
 mag auch manche Witterungsanzeige geben,  
 die man aus guten Ursachen nicht gewahr  
 wird, indem man sie des Nachts verschläft,  
 oder am Tage über den Geschäften versäu-  
 met. Bei dem allen, wird man hoffentlich  
 mit dieser Bemühung zufrieden seyn, wenn  
 nur der größt-Theil dieser Anzeigen mit dem  
 Erfolge überein stimmt, und mein Endzweck  
 ist erreicht, wenn man dadurch von der Mög-  
 lichkeit der Witterungserforschung überzeu-  
 get wird, und mehrere, denen daran gelegen  
 seyn wird, aufgemuntert werden, dieser nütze-  
 lichen Sache weiter nachzudenken.

N.



# Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 23<sup>ten</sup> Februar 1784.

Von der Berechnung des Alters eines Baumes aus seinen Jahren oder Sastringen, und deren nützlichen Anwendung bei dem Forsthaushalte.

*Serimus arbores quæ alteri seculo profunt.*

**D**aß die Saft- oder Holzringe in den Bäumen, Ständen und Sträuchern das Alter derselben auf das genaueste anzeigen und bestimmen, ist eine Wahrheit, die jedem Forstverständigen, und bei dem der grüne Kock nicht allein den Mann macht, bekant seyn wird. Dst ist mancher Bauer (ich sage es ungern,) besser als der Forstbediente hievon unterrichtet. Man erlaube mir zur Bestätigung dieses Satzes folgenden Vorfall, wobei ich selbst gegenwärtig gewesen, kürzlich anzuführen.

Bei Gelegenheit einer Forstvermessung konten einige Forstleute über das Alter eines Unterholzortes nicht einig werden; nach einigem darüber entstandenen Wortwechsel, trat ein Bauer, ohne weiter ein Wort zu sagen, hervor, hieb die erste die beste Stange ab, und demonstrirte nach seiner Art gar weißlich, daß diese Stange gerade so alt wäre, als man Ringe darin jäh-

len würde, und da solche in dem Orte, worüber die Herren stritten, aufgewachsen wäre, so wolle er wohl behaupten, daß der ganze Ort so alt, als die Stange sey, da bei jedesmaliger Abreibung derer Unter- oder Waasholzreviere dergleichen (Birken-) Holz mit weggehauen, und außer denen jungen Eichen und Büchen nur dann und wann ein einstämmig gerades Ding dieser Holzart, stehen gelassen würde. Welches Bauernurtheil denn diesem merkwürdigen Streite auf einmal ein Ende machte.

Ein jeder aber, der so wenig mir als meinem guten Bauer Glauben beimessen, die Wahrheit noch bezweifeln, und sich von der Sache näher und augenscheinlich überzeugen will, darf nur bei einer gesunden Büche, oder einem jeden andern Baume, an welchem noch Zuwachs zu hoffen ist, nachstehende Untersuchung anstellen. Man schneidet nemlich in den Baum

ein regulaires Viereck, jedoch nur durch die Rinde und den Splint bis auf das feste Holz ein, und kan man sich die Jahrzahl, da solches geschieht, notiren, und allenfalls in den nemlichen Baum einschneiden. Wenn man dieses Viereck in dem nächstfolgenden Jahre wieder rein ausschneidet und hiemit jährlich continuiret; so wird man nach Verlauf von 3 oder 4 Jahren deutlich sehen: wie sich das Holz von Jahren zu Jahren schichtweise über einander gelegt hat, und wird die Anzahl dieser Holzlagen mit dem Jahre da der Einschnitt geschah, genau übereintreffen a). Die perpendicularen bräunlichen Striche nun, welche sich an den Seiten des Quadrats inwendig zeigen, und die Holzlagen separiren, veranlassen eben die Ringe, welche man in dem Baume sehen wird, wenn er abgehauen, noch deutlicher aber, wenn er abgesäget ist, und diese nenne ich die Jahrringe. Ich werde sie auch künftig so nennen, ohne erst weiter zu fragen: ob nicht etwa Je-

mand Einsprüche dagegen zu machen hätte.

Diese Jahrringe sind an der Nord- oder Winterseite des Baumes oft so enge zusammen gezogen, daß man bei Zählung derselben alle mögliche Vorsicht gebrauchen muß, und ein gutes Auge erfordert wird, wenn man keinen derselben übergeben will; dagegen sind solche an der Süd- oder Mittagseite oft Strohhalmbreite von einander entfernt, also nicht zirkelrund, jedoch laufen selbige so wieder zusammen, daß man an der Mitternachtsseite nicht mehr oder weniger Ringe, als an der Mittagsseite finden wird. Das Holz ist auch an der Mittagseite jedesmal poröser, und nicht so fest, als an der Mitternachtsseite b), und da Sonne und Witterung hier nicht gleichförmig wirken können, so mag dieser Unterschied wohl hauptsächlich hiedurch entstehen, und um so mehr muß man dieses glauben, wenn es gegründet ist, was Herr Peter Kalin c) auf seinen Reisen be-

merket

a) Die Dicke des Baums kan Oberständers, Laßreifes, Stärke seyn, wenn er nur gesund ist, auch ist die Größe des Vierecks willkürlich, 3 bis 4 Zoll im Quadrat sind schon hinlänglich, so wie dann überhaupt nichts dabei versehen seyn wird, wenn man das Ausschneiden ein Jahr vergessen sollte.

b) Der große Naturforscher Graf von Buffon sagt in seinen Erfahrungen von der Stärke des Holzes, daß ein Baum aus einer Anzahl holziger Regel \*) bestehe, die einander umgeben und immer bedecken, so lange der Baum zunimt. Wenn man ihn fällt und quer durchschneidet, kan man in dem Stamme ganz leicht die Anzahl der Regel austrechnen, deren Durchschnitt solche Zirkel vorstellen, welche einerlei Mittelpunkt haben, und aus der Anzahl dieser Zirkel erkennet man das Alter des Baumes. S. Hamb. Magazin 5<sup>ter</sup> Band Seite 152. und 153.

\*) Anmerk. des Verf. Daher kommt es auch, daß die Anzahl der Jahrringe gegen die Spitze des Baumes immer abnimmt.

c) Peter Kalins Reise nach dem nördlichen Amerika Seite 347. lautet es ferner.

An

merket hat: daß nemlich die Bäume in den Ländern unter der Linie zirkelrunde Jahrringe haben sollen. Doch dieses sey nur im Vorbeigehen gesagt, es gehöret hier weiter nicht zur Sache und mein Endzweck ist nur dieser, zu zeigen, wie aus diesen Jahrringen der jährliche Zuwachs eines Baumes ausfindig gemacht, und hiernach der jährliche Ertrag einer Forst berechnet werden könne.

Ich gestehe es ganz aufrichtig, die Physik habe ich eben so wenig aus Büchern als durch Anweisung jemals gelernt, und ich weiß von der Natur, und in wie fern solche auf das Pflan:

zenreich wirket, weiter nichts, als was sie einen jeden Forstmann, der nur einigermaßen nachforscht, im grünen Busch und stiller Einsamkeit selbst so gern und wohlthätig, umsonst lehret. Ein Forstmann hat die beste Gelegenheit die Natur zu studiren, sie lehret ihn manches, was der Professor auf dem Catheder ihn vielleicht nicht lehren würde, nur muß er annehmen, und wie schon gesagt, fleißig nachforschen, so wie er dann überhaupt der Natur getreu bleiben muß, das heißt: er muß ihr folgen, aber auch in manchen Fällen ihr wieder zu Hülfe kommen d). Geschiehet dieses,

§ 2

so

In einer von den größten alhier niedergefügten Büchen rechneten wir die Ringe in dem Baume oder die Spinte (französisch Aubiers, Schwedisch Sastringer,) um das Alter des Baumes zu erfahren und zu sehen, wie gut das Erdreich sey, um den Baum in die Größe zu treiben. Eine Querschand über der Erde war der Diameter eben 7 Ellen. Wir rechneten hier 56 solcher Ringe, welche anzeigten: daß dessen Alter 56 Jahr sey. Die innersten und äußersten Ringe waren ziemlich schmal, nemlich  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{3}$  Zoll dick, zu der Zeit aber da der Baum 30 Jahr alt gewesen, hatte er am meisten in der Dicke zugenommen, denn es war öfters ein einziger Ring  $\frac{1}{2}$  Zoll dick. Es war leicht den Diameter mit einem Maaßstabe zu messen, denn er war umgeändert. Die Länge von diesem Klose war von dem großen bis zum kleinen Ende  $14\frac{1}{2}$  Ellen. Es wurden die Ringe hernach an dem kleinen Ende gerechnet, diese zeigten an: daß das Alter des Baumes 65 Jahr gewesen. Der Diameter war hier  $\frac{1}{2}$  Ellen und 5 Zoll dick,  $\frac{1}{2}$  Ellen oben über wo der Baum abgehauen war, war der Diameter desselben  $\frac{1}{2}$  Ellen und 2 Zoll, die Peripherie machte daselbst 4 gute Ellen aus.

§. 455. Das Alter der Büchen erforschten wir bei einigen Büchensstüben deswegen, damit wir von der Fruchtbarkeit des Erdreichs indigen urtheilen könnten. Eine von den hier liegenden Büchen hatte an dem dicken Ende 162 Ringe, der Diameter war  $\frac{1}{2}$  und 1 Zoll, dieser Klose war 10 Ellen lang. Na dem kleinen Ende sahen wir 142 Ringe, und der Diameter war 1 Ellen 4 Zoll. Eine andere Büche hatte 168 Ringe an dem dicken, 156 aber an dem schmalen Ende. Bei jener war der Diameter  $\frac{1}{2}$  Ellen 5 Zoll, bei dieser aber 1 Elle und 1 Zoll, die Länge bestand aus 9 Ellen.

- d) In wie fern und auf wie mancherlei Weise dieses nöthig sey, brauche ich wohl nicht zu erläutern. Vorzüglich erfahren es diejenigen Forstmänner, welche in gebirgigten und kalten Gegenden den Anwuchs des Holzes befördern sollen.

so wird er nie fehl gehen. Seine guten Einrichtungen, und überhaupt alles dasjenige Gute, was er hier durch stiftet, fällt zwar nicht so bald und oft bei seinen Lebzeiten noch in die Augen, allein dieses muß ihn nicht abschrecken, genug, daß die Nachwelt den Nutzen mehr denn tausendfältig empfinden, und sein Andenken segnen wird.

Welche Freude! junge Bäumchen  
pflanzen,

Deren Frucht die Nachwelt spät genießt,  
Unter deren Schatten Enkel tanzen,  
Und den segnen, der ihr Pflanzler ist.

Schlimm aber ist es im Gegentheil für die Nachkommen, wenn der Forstbediente nichts weiter als weghauen kan, und dabei den Wiederanwachs des Holzes nach Möglichkeit zu befördern sich nicht angelegen seyn läßt; wenn er nicht bedenket; daß zu dem Wachstume eines Baumes nur von 1 einzigen Klastern Holz oft mehr dann 150 bis 160 Jahre, beinahe 3 Menschen Alter erfordert werden, wenn er den Bestand seiner Forsten nicht kennt, von deren Größe nicht aufs genaueste informirt ist, nicht nachmisst, oder für sich dann und wann seine Bäume nachzählet, und solche nach Klastern oder nach Maltern, wie es üblich ist, taxirt, wenn er den Zuwachs auf jedem Grund und Boden besonders, nicht anzugeben weiß, mithin die Consumtion oder die Angabe, den wirklich forstmäßigen Ertrag seiner ihm anvertrauten Forsten, jähr-

lich übersteigen läßt, und kurz, so aufser Gerathewohl hin wirthschaftet.

Wie nun ein Forstmann dieses letztere vermeiden, den jährlichen Zuwachs des Holzes erfahren, und nach diesem seine Wirthschaft forstmäßig einrichten kan, habe ich durch nachfolgende drei Versuche zeigen wollen. Diese Blätter gestatten es nicht weitläufiger zu seyn, deswegen habe ich um mehrerer Deutlichkeit willen einige Abbildungen beigefügt, und hin und wieder, da, wo es bei der Berechnung nöthig war, die Sache so viel wie möglich erläutert. Obwohl ein jeder, der nur einigermaßen die Stereometrie oder die Körpermessung versteht, dergleichen Berechnungen sehr leicht finden wird, und letzteres vielleicht als überflüssig halten dürfte; so hoffe ich doch, daß mir auch Sachverständige zugestehen werden, wie eine solche Zuwachsberechnung bis jetzt noch nicht allgemein bekannt gemacht worden, und die Sache gemeinnütziger zu machen, ist der einzige wahre Bewegungsgrund, warum ich diesen Traktat als ein geringes Probestück zum Druck befördern wollen.

Ich bin übrigens weit entfernt, diese für meine Erfindung auszugeben; denn der Herr von Läßberg hat schon eine solche Berechnung nach Jahrringen, als eine der Forstökonomie sehr nützliche Sache anempfohlen, ich aber habe die wenige Kenntniß, welche ich mir hier von erworben habe, meinem mir jederzeit verehrungswürdigen Lehrer ledig-

lich



sich allein zu verdanken. Unter der siebenjährigen Anleitung und dem getreuen Beistande dieses in allem Betracht großen Forstmannes, habe ich die gute Gelegenheit gehabt, die Sache besser als ein anderer ausführen zu können, daher ist der zweite und dritte Versuch auch mein eigenes Werk, und einen Baum, Stück: oder Kloßweise, nach seinem verschiedenen Alter 2c. zu berechnen von meiner Erfindung, welches dann auch vorzüglich, wenn man die Probe auf die Berechnung des ganzen Stammes machen will, mit Nutzen anzuwenden ist. Was die Richtigkeit der Ausrechnung anbetrifft, so kan ich dafür einstehen, indem jederzeit zwei meiner Mitlehrlinge mit daran gearbeitet haben; denn man wird leicht einsehen, daß dergleichen Berechnungen nicht eines Menschen Arbeit sind, wenn man für deren Richtigkeit einstehen will. Irren ist menschlich, und wenn gar in der dritten Ausrechnung sich, wider mein Vermuthen, einige Rechnungsfehler finden solten, so halte man dieses meiner Menschlichkeit zu Gute.

Werde ich den Beifall einiger Forstmänner über die Bekantmachung dieser drei Versuche erhalten, so soll mich dieses aufmuntern mehrere dergleichen

in diesen Blättern bekant zu machen, und zwar werde ich zeigen, was mich durch ähnliche Versuche an Eichen- und Tannenholze die Erfahrung gelehret hat; übrigens aber werde ich mich jedem Tadel, wenn er mit Vernunft geschieht und aus Gründen veranlaßt worden gern und willig unterwerfen, auch versichere ich: daß es mir jederzeit angenehm seyn soll, wenn ich auf eine bescheidene und vernünftige Art eines bessern belehret werde. Denn ich bin zufrieden, wenn mir auch alsdenn weiter nichts übrig bleibt als das Vergnügen, durch diese Abhandlung vom Zuwachs der Bäume Aufmunterung zu fernern Versuchen bewirkt zu haben. Auch werde ich es mit Danke annehmen, wenn einige der Herren Forstbediente mir etwa die Mensur der Bäume zuschicken, und wie viel Jahrringe sie gezählt haben dabei notiren wollen; da ich denn gern und mit wahren Vergnügen die Ausrechnung übernehmen will, weil ich anjeho keine Gelegenheit mehr habe dergleichen Versuche für mich anstellen zu können, und doch mehrere Ausbreitung und Verbesserung dieser nützlichen Sache so recht von Herzen wünsche.

133 Jahrringe.



Erster Versuch.

A. Die Zuwachsberechnung.

a. Eine Rothbuche in herrschaftlicher N. Forst gehauen und nach Zählung der Jahrringe am Stamm-Ende 133 Jahr alt befunden worden:

7 Diam. — 22 Periph:  $19\frac{1}{2}$  vergl. D.

239

22

84) 5258

—  $62\frac{2}{3}$  mit  $19\frac{1}{2}$  ganz. Diam.

2629

239

628331

60 Fuß über 720 Zoll lang.

$19\frac{1}{2}$

$20\frac{2}{3}$

2)  $39\frac{1}{2}$

$19\frac{1}{2}$  vergl. D.

504) 628331

$311\frac{1}{2}$  □ Grundfläche.

240 Zoll =  $\frac{1}{3}$  der Länge.

2) 149520

74760 Kubizoll, Inhalt der ganzen Bäche.

b. Eben

113 Jahrsringe



b. Eben dieselbe Büche, da solche 113 Jahr alt gewesen.

7 Diam. — 22 Periph:  $16\frac{1}{2}$  D.

197
22
4334
$51\frac{1}{2}$ mit $16\frac{1}{2}$
2167
197
426899

$15\frac{1}{2}$   
 $17\frac{1}{2}$   
 2)  $32\frac{1}{2}$   
 $16\frac{1}{2}$  vergl. D.

504)  $426899$   
 $211\frac{1}{2}$  □ Grundfläche.  
 $240$   
 4)  $203280$

50820 Cubikoll, Inhalt der Büche 113 Jahr alt.

74760 Cubikinhalt der Büche von 133 Jahren.

50820 — — — — 113 —

23940 Cubikoll Zuwachs in 20 Jahren, trägt auf ein Jahr 1197 Cubikoll.

Wenn ich diese 1197 Cubikzoll in den Inhalt eines sechsfüßigen Klafters zu 186624 Cubikzoll (wobei jedoch zu bemerken ist, daß dessen körperlicher Inhalt eigentlich 373248 Cubikzoll beträgt, wegen der leeren Zwischenräume aber hier nur die Hälfte angenommen werden muß) dividire; so ergiebt sich, daß an 156 Stück solcher Büchchen, alle Jahr ein Klafter, oder in 5 Jahren an 31 Stück, 1 sechsfüßiges Klafter zuwächst. Da nun aber die berechnete Büche a. nur 74760 Cubikzoll, also noch nicht völlig ein halbes Klafter hält; so folgt hieraus der Schluß: daß an 78 Büchchen, deren jede 1 Klafter hält, jährlich ein Klafter zuwächst, oder in 5 Jahren wächst an 16 Stück ein Klafter zu.

Wenn also der jährliche forstmäßige Ertrag dieser herrschaftlichen Forst N. berechnet werden sollte, so weiß man nunmehr, daß alle Jahr der 78<sup>te</sup> Theil Zuwachs hieselbst gerechnet werden könne, oder welches einerlei ist, daß auf jede 78 Klafter jährlich 1 Klafter zuwächst, wofür man aber nun noch sicherer zu gehen, den 80<sup>ten</sup> Theil annehmen kan, welcher alle fünf Jahr  $\frac{1}{6}$  tel Zuwachs beträgt. Will man diesen Zuwachs auf die an einigen Orten üblichen Malter repartiren, so hält z. E. ein ordinaires Blankenburgisches Malter 30 Cubikfuß oder 51840 Cubikzoll in gonzem Blochen, welches etwas mehr als den 3<sup>ten</sup> Theil eines sechsfüßigen Klafters ausmacht, mit:

hin würde auf 1 Malter in 5 Jahren  $\frac{1}{6}$  Theil, oder in einem Jahre  $\frac{1}{30}$  Theil Zuwachs zu rechnen seyn, so daß nemlich auf jede 75 Malter jährlich 1 Malter zuwächst. Jedoch kan und wird auch niemand behaupten: daß  $\frac{1}{30}$  Zuwachs auf 1 Klafter oder  $\frac{1}{6}$  Theil auf 1 Malter in fünf Jahren als ein General Principium angenommen werden könne; denn Grund und Boden, das Klima zc. verändern allerdings die Sache, wie auch der zweite und nächstfolgende Versuch ergeben hat, und wolte man ja etwas generelles zu bestimmen suchen; so muß man Büchchen, nicht von den besten, auch nicht von den schlechtesten, sondern von einem mittelmäßig guten Boden zur Zergliederung wählen, und hiernach die Zuwachsberechnung anstellen, anderergestalt man im Großen sehr fehlen würde.

Die Büche a. stand auf einem dieser Holzart ganz zuträglichen Boden, war ziemlich lang vom Schaft und noch im guten Wachsthum. Man taxirte sie auf dem Stamme zu 1 Klafter sechsfüßiges Holz, welches aber, nachdem solche aufgelastert war, nicht gänzlich erfolgte, obgleich die Höhe der gelegten Kläfte mit der kubischen Berechnung der Büche beinahe übereinstraf; so, daß ich auch hier abermals belehret wurde: daß man auf die leeren Zwischenräume eines Klafters oder Malters sicher die Hälfte rechnen könne.

Die Fortsetzung folgt künftighin.



# Hannoversches Magazin.

17tes Stück.

Freitag, den 27ten Februar 1784.

Von der Berechnung des Alters eines Baumes aus seinen Jahr-  
oder Safringen, und deren nützlichen Anwendung bei  
dem Forsthaushalte.

(Fortsetzung.)

B. Wie nach dem gefundenen Zu-	10646	Zuwachs	
wachse der 5jährige forst-	800	=	10 Jahre
mäßige Ertrag dieser	9816		
Forst ausfindig gemacht werden könne.	615	.	
Es wäre nemlich diese herrschaftlich	10461		
che Forst N. nach einer vorgenomme-	800	.	15
nen richtigen Taxation überhaupt mit	9661		13)
10820 Klafter sechsfüßigem Büchens-	604		9661   603 Nota.
holze, woran sämmtlich noch Zu-	10265		16
wachs zu hoffen, bestanden; so wür-	800	.	
de, wann die Forstwirtschaft oder die	9465		
gänzliche Abtreibung, wie solches bei	592	Zuwachs	
Büchensbaumholze wohl üblich, gesetzt	10057		
ist, und wie nach A in fünf Jahren	800	=	25
der 16te Theil, oder in einem Jahre	9257		
der 80te Theil Zuwachs an diesem	578		
Orte gerechnet werden kan, der ein-	9835		
jährige forstmäßige Ertrag 160,	800	.	30
der fünfjährige aber 800 Klafter seyn.	9035		
Beweis.	565	Zuwachs wird addiret.	
10820 Klafter jetziger Bestand.	9600		
800 Klafter Ertrag 5 Jahre wird subtr.	8		
10020	4)		
626 Zuwachs	10020	626 Klafter.	
	16		
10646			

Wenn 16 Rest  
geblieben, wird  
1 ganzes zuge-  
setzt.

9600	
<u>800</u>	35
8800	
<u>550</u>	
9350	
<u>800</u>	40
8550	
<u>534</u>	
9084	
<u>800</u>	Ertrag 45 Jahr.
8284	
<u>518</u>	Zuwachs
8802	
<u>800</u>	50
8002	
<u>500</u>	
8502	
<u>800</u>	55
7702	
<u>481</u>	
8183	
<u>800</u>	60
7383	
<u>462</u>	
7845	
<u>800</u>	65
7045	
<u>440</u>	
7485	
<u>800</u>	70
6685	
<u>418</u>	
7103	

7103	
<u>800</u>	75
6303	
<u>394</u>	
6697	
<u>800</u>	80
5897	
<u>369</u>	Zuwachs
6266	
<u>800</u>	85
5466	
<u>341</u>	
5807	
<u>800</u>	90
5007	
<u>313</u>	Zuwachs
5320	
<u>800</u>	Ertrag 95 Jahr
4520	
<u>283</u>	
4803	
<u>800</u>	100
4003	
<u>250</u>	
4253	
<u>800</u>	105
3453	
<u>216</u>	
3669	
<u>800</u>	110
2869	
<u>179</u>	Zuwachs
3048	

3048		
800	Ertrag	115
2248		
140		
2388		
800		120
1588		
100		
1688		
800		125

888 Klafter bleiben nach 125 Jahren übrig.

Aus dieser Berechnung erhellet also: daß, wie oben bereits angeführt worden, der fünfjährige forstmäßige Ertrag 800 Klafter beträgt, und daß selbiger auf 125 Jahre hinaus reicht; nimt man hier den fünfjährigen Ertrag zu 805 Klafter, so bleiben nach 125 Jahren 566 Klafter, setzt man aber den Haunungsturnum mit 800 Klafter Ertrag auf 130 Jahre, alsdenn noch 144 Klafter übrig.

Der Ertrag muß nun freilich bei dergleichen Ausrechnungen für erst nach Gutdünken angenommen, und so lange vermindert oder vermehret werden, bis er in die vorgeschriebene Jahre aufgehet: da es denn aber auf einige Jahre mehr oder weniger nicht anköm, wenn man die Berechnung, welche etwas mühselig und langwierig ist, nicht öfters wiederholen will; denn bis jezo noch habe ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, durch meine wenige Rechenkunst nicht erfahren können, wie der Ertrag, oder, wenn man es auch so nehmen will, die Consum-

tion auf eine leichte Art, durch eine arithmetische Regel ausfindig gemacht werden könnte. Erfahrene Rechenmeister, denen die Aufgabe:

„Wenn man eine Summe z. E. von 80000 in 100 Jahren verbrauchen will, jedoch daß in fünf Jahren der jedesmal bleibende Rest sich wieder mit  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{3}$  &c. vermehret; so frägt sich: wie stark die fünfjährige Consumption seyn werde, wenn nach Verlauf der vorgeschriebenen Jahre, alles Null vor Null aufgeben soll?“,

schon ehemals von andern vorgelegt worden, sollen die gar tröstliche Antwort ertheilet haben: daß dieses Exempel durch die Algebra sehr leicht und auf eine ganz geschwinde Art aufgelset werden könne. Diese Buchstabenrechnung ist indessen nicht jedermanns Werk, und den mehrsten Forstleuten wenig geläufig, daher empfehle ich eine von mir gemachte Tabelle, worin ich den fünfjährigen Ertrag bei  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{3}$ ,  $\frac{1}{4}$  und  $\frac{1}{5}$  Zuwachs auf gewisse Jahre genau durch gerechnet habe; denn von 8640 Klastern ist bei  $\frac{1}{5}$  Zuwachs der fünfjährige Ertrag 675, also der einjährige 135 Klafter. Oder ein Eichenholz Ort ist zu 3500 Malter gegenwärtig taxiret; wenn man diesen in 40 Jahren abnußen will, so können bei  $\frac{1}{5}$  Theil fünfjährigem Zuwachs jährlich 141 Malter forstmäßig erfolgen, und bleiben alsdenn von dem alten Bestande noch 8 Malter übrig: denn so ganz accurat gehet es niemals auf.

Zweiter Versuch.

Bei einer Rothbuche 103 Jahr alt 90 Fuß oder 1080 Zoll lang,  
24 Zoll im Durchmesser.

Nro. 6.

103 Jahrringe.



7 — 22 — 24" Diam.

$$\begin{array}{r} 7) \quad 528 \\ \hline 75\frac{2}{3} = \text{Per: mit } \frac{1}{3} \text{ Diam.} \\ \hline 528 \\ \quad 6 \end{array}$$

$$\begin{array}{r} 7) \quad 3168 \\ \hline 452\frac{2}{3} \text{ Grundflächeninhalt mit } \frac{1}{3} \text{ der Länge.} \\ \hline 3168 \\ \quad 360 \end{array}$$

$$\begin{array}{r} 7) \quad 1140480 \\ \hline 162925\frac{2}{3} \text{ Cubischer Inhalt der Bäche.} \end{array}$$

186624 Körperlicher Inhalt eines 6füßigen Klafters.

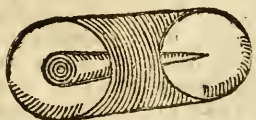
162925 $\frac{2}{3}$  " " " der Bäche.

23698 $\frac{2}{3}$  Cubizoll fehlen also an einem 6füßigen Klafter.

Berechnung eben dieser Bäche, Stückweise, nach deren verschiedenem  
Alter, Länge und Stärke derselben.

Nro. 1.

103 Jahr.



91 Jahr.

12 Fuß lang.

103 Jahrringe unten am Stamm-Ende.  
91 " " oben.

12 Jahr Alter der jungen Bäche,  
12 Fuß lang, 1 $\frac{1}{2}$  Zoll in Dia-  
meter stark.

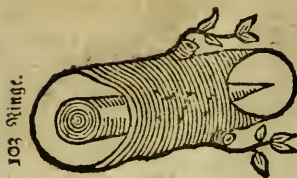
$$\begin{array}{r} 7 - 22 - 15 \\ 6 \quad 11 \quad 6 \\ \hline 42) \quad 242 \quad 11 \\ \hline 5\frac{16}{7} \text{ Per: mit } \frac{1}{3} \end{array}$$

$$\begin{array}{r} 904) \quad 1331 \\ \hline 2\frac{2}{3} \\ \hline 1331 \\ \quad 48 = \frac{1}{3} \text{ der Länge.} \end{array}$$

$$\begin{array}{r} 904) \quad 63888 \\ \hline 126\frac{2}{3} \text{ Cubizoll, Inhalt der} \\ \text{Bäche von 12 Jahren.} \end{array}$$



Nro. 2.



103 Ringe.

83 Ringe.

24 Fuß lang.

103 Jahrringe.

83 Subtrahirt.

20 Jahr Alter der Bäume.

24 Fuß lang.

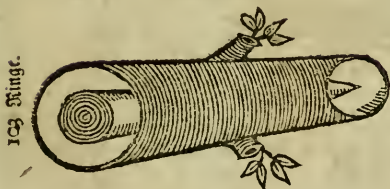
4 Zoll im Durchmesser.

7 - 22 - 4" Diam.

$$\begin{array}{r} 4 \\ 7 \overline{) 88} \\ \underline{124} \text{ mit } \frac{1}{2} \text{ des Diam.} \\ 88 \\ \underline{96} \text{ Zoll } \frac{1}{2} \text{ der Länge.} \end{array}$$

$$\begin{array}{r} 7 \overline{) 8448} \\ \underline{1206} \frac{6}{7} \text{ Kubischer Inhalt der} \\ \text{Bäume 20 Jahr alt.} \end{array}$$

Nro. 3.



103 Ringe.

63 Ringe.

48 Fuß lang.

103 Jahrringe.

63 Subtrahirt.

40 Jahr alt, 48 Fuß lang 8 $\frac{1}{2}$  Zoll dick.7 - 22 - 8 $\frac{1}{2}$ "

25 25

110

44

21) 550

26 Per: mit 2 $\frac{1}{2}$ 

25

12) 650

54 $\frac{1}{2}$  □ Grundfläche der  
(Bäume.)

325

192 =  $\frac{1}{3}$  der Länge.

6) 62400

10400 Kubikinhalte der Bäume  
von 40 Jahren.

Nro. 4.

103 Jahr.



60 Fuß lang.

103 Jahr.  
52 —

51 Jahr alt, 60 Fuß lang, 10 Zoll stark.

$$7 - 22 - 10$$

$$\begin{array}{r} 10 \\ 7) 220 \\ \underline{14} \phantom{0} \\ 31\frac{1}{2} \text{ mit } 2\frac{1}{2}. \end{array}$$

$$\begin{array}{r} 14) 220 \\ \underline{56} \\ 1100 \end{array}$$

$$\begin{array}{r} 78\frac{1}{2} \text{ Basis.} \\ \underline{1100} \\ 550 \end{array}$$

$$240 = \frac{1}{3} \text{ Länge.}$$

$$\begin{array}{r} 7) 13200 \\ \underline{18857\frac{1}{2}} \text{ Cubischer Inhalt} \\ \text{der Bäume 51 Jahr} \\ \text{alt.} \end{array}$$

Nro. 5.

83 Jahr alt 17½ Zoll dick.



90 Fuß lang.

$$7 - 22 - \frac{17\frac{1}{2}}{2} \text{ Zoll.}$$

$$\begin{array}{r} 35 \phantom{0} \\ 14) 770 \\ \underline{56} \phantom{0} \\ 1925 \end{array}$$

$$\begin{array}{r} 240\frac{1}{8} \text{ Basis.} \\ \underline{1925} \\ 360 \end{array}$$

$$\begin{array}{r} 8) 693000 \\ \underline{86625} \text{ Cubikinhalt der 83jährigen Bäume.} \end{array}$$

Recapitulatio.				Zoll.	Jahre	Zuwachs.	Thut in 1 Jahre
Nr. 1.	Eubischer Inhalt der Bäume	12 Jahr alt.		12 $6\frac{1}{2}\frac{6}{7}$	12	126 $\frac{1}{2}\frac{6}{7}$	20
2.	— — —	20 " "		1206 $\frac{6}{7}$	8	1080 $\frac{2}{7}$	120 $\frac{3}{7}$
3.	— — —	40 " "		10400	20	9193 $\frac{1}{7}$	459 $\frac{1}{2}$
4.	— — —	51 " "		18857 $\frac{1}{7}$	11	8457 $\frac{1}{7}$	768 $\frac{3}{4}$
5.	— — —	83 " "		86625	32	6776 $\frac{6}{7}$	2118 $\frac{3}{5}$
6.	— — —	103 " "		162925 $\frac{3}{7}$	20	76300 $\frac{6}{7}$	3815
Summa					103	162925	E. Zoll.

162925  $\frac{3}{7}$  Eubikinhalt der Bäume von 103 Jahren.

86625 — — — — — 83 " "

76300  $\frac{6}{7}$  Eubikoll Zuwachs in 20 Jahren.

76300 | 3815 Eubikoll Zuwachs von einem Jahre, hiemit in ein 6füßiges  
2  $\emptyset$  | Klastern, so in ganzen Bldchen 186624 Eubikoll hält, dividiret,  
gibt das Facit, wie viel Zuwachs an dem Orte, wo diese Bäume  
gestanden, gerechnet werden kan.

186624 | 48 Bäumen von dieser Stärke, oder welches einerlei ist, an 48  
3815 | Klastern, wächst jährlich 1 Klastern zu, man hat aber dafür den  
50<sup>ten</sup> Theil angenommen, welches alle 5 Jahr  $\frac{1}{10}$  Zuwachs be-  
trägt, d. i. an 10 Klastern wächst in der Forst, wo dieser  
Baum gefällt worden, in 5 Jahren 1 Klastern zu, nach welchem  
Principio dann auch die Berechnung des jährlichen forstmäßigen  
Abtrages dieser Forst, formiret worden.

Nota. Diese Bäume stand auf einem kalksteinigten mit Thon und etwas fet-  
ten Erde melirten Boden, an dem Einhänge eines Berges.

Der Schluß folgt künftig.

### Nachricht und Anfrage wegen einer seltenen Erscheinung.

Am 19<sup>ten</sup> Februar 1776 Abends Reisegefährten unsere Reitpferde an  
gegen 9 Uhr, bei gelindem Re- den Ohrenspitzen glänzend. Diese  
gen aus Westen und großer Dunkel- Erscheinung entstand bei allen in ei-  
heit, auf dem Wege über einen vor kur- nem Moment, und hatte beinahe das  
zem überschwemmet gewesenen Bruch- Ansehen als das Licht von einem Jo-  
grund, erblickte ich und meine drei hanniswurm. Bald darauf hatte  
einer

einer aus der Gesellschaft eine solche kleine Laterne an seinem Haar und auf der einen Hand, an allen Fingern des Handschuhes hangen; ich selbst bemerkte an meiner linken Haarlecke auf der Regenseite dieselbe Erleuchtung in einem angehängten Regentropfen. Unsere größte Verwunderung veranlaßte meine brennende Zackspeife, woran der Federkiel, so weit er über die Oefnung des Rohrs hervor stand, gleichfalls leuchtete, so oft ich sie aus dem Munde nahm.

Nachdem wir etwa 3 bis 400 Schritt zurück gelegt, verschwand die ganze Erscheinung eben so geschwind und unvermerkt, als sie entstanden war.

Da während derselben einige Merkmale vom Gewitter nicht verspüret

worden, wodurch diese vermuthlich elektrische Wirkung verursacht seyn möchte, wie davon etwas derselben ähnliches in diesem Magazin vom Jahre 1775. St. 16. beschrieben ist, auch auf bisher vielfältig bei ältern Leuten geschehene Nachfrage über jene Ereigniß keine befriedigende Erläuterung aus Mangel der Erfahrung zu erhalten gewesen; so vermuthete ich, daß nebst mir auch andere wünschen, über diesen Vorgang eine erfahrungsmäßige Belehrung in diesen Blättern zu lesen, zu welchem Ende, und um zugleich der Mißdeutung natürlicher, obwohl nicht allgütlicher Begebenheiten von Unerfahrenen vorzukommen, es mir erlaubt seyn mag, davon hier mit eine öffentliche Anzeige zu thun.

## Anfragen.

1.

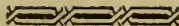
Hat man ein bequemes und sicheres Mittel die Kröten aus dem Gemäuer zu vertilgen? und welches?

2.

Die Fleischhauer klagen, daß seit Jahr und Tag ungewöhnlich viele Finnen in dem Schweinefleische angetroffen werden. Dieser Gegenstand ist, so viel mir wissend, von den neuen Naturforschern nicht bearbeitet worden. Ein Jeder, der Muße, Kenntniß und Gelegenheit dazu hat,

wird angelegentlichst ersucht, seine Aufmerksamkeit hierauf zu richten, und das Resultat seiner Beobachtungen, zum Besten seiner Mitbrüder, bekant zu machen. Besonders wird gebeten, folgende Sätze genau zu prüfen: 1) Ist das sinnige Fleisch der menschlichen Gesundheit wirklich nachtheilig? 2) Woher kommen und entstehen eigentlich die Finnen? 3) Woher kommt, daß sie zu einer Zeit häufiger sind, als zu einer andern? 4) Sind Mittel vorhanden, solche gänzlich zu verhüten?





# Sannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 1ten März 1784.

Von der Berechnung des Alters eines Baumes aus seinen Jahren oder Sastringen, und deren nützlichen Anwendung bei dem Forsthaushalte.

(Schluß.)

## Dritter Versuch

an einer Rothbuche in B. Forst am Harz gehauen, zergliedert, und nach den hier üblichen Maltern cubice berechnet: woraus ersichtlich wie solche von Jahren zu Jahren in ihrem Wachstume zugenommen hat.

Eine Buche hielt			Cubik:		Zuwachs		gehn auf ein Malter Stamm
in Diam stark	und lang	in Jahre.	Fuß.	Zoll.	Fuß.	Zoll.	
		1ten		77		77	
		2 "		14100		14300	
		3 "		231000		239000	
		4 "		327		3849	
		5 "		385		14300	
		6 "		500		6149	
		7 "		131		18119	
		8 "		12011		1581	
		9 "		143000		7727	
		10 "		2166		979	
		11 "		225		14300	
		12 "		317		11011	
		13 "		1800		14300	
7 12	60	14 "		525		12109	
		15 "		572		14300	
		16 "		87		16467	
		17 "		11		14300	
		18 "		14 $\frac{4}{7}$		211	
		19 "		17 $\frac{4}{7}$		304	
		20 "		21 $\frac{4}{7}$		2 $\frac{4}{7}$	
		21 "		26 $\frac{2}{7}$		3 $\frac{1}{7}$	
		22 "		31 $\frac{3}{7}$		4	
		23 "		72 $\frac{2}{7}$		4 $\frac{11}{17}$	
		24 "				5 $\frac{5}{17}$	
		25 "				3 $\frac{11}{17}$	
		26 "				40 $\frac{2}{7}$	

Eine Biſche hielt			Cubik:		Zuwachs		gehn auf ein Mutter Stamm
im Diam. ſtark	und lang	im Jahre.	Fuß.	Zoll.	Fuß	Zoll.	
		19 <sup>ten</sup>		79 <sup>4</sup> / <sub>5</sub>		7 <sup>18</sup> / <sub>5</sub>	
		20		96		16 <sup>6</sup> / <sub>5</sub>	
		21		111 <sup>5</sup> / <sub>7</sub>		15 <sup>6</sup> / <sub>7</sub>	
		22		128 <sup>3</sup> / <sub>7</sub>		16 <sup>2</sup> / <sub>7</sub>	
		23		146 <sup>6</sup> / <sub>7</sub>		18 <sup>3</sup> / <sub>7</sub>	
		24		166 <sup>5</sup> / <sub>7</sub>		19 <sup>5</sup> / <sub>7</sub>	
2	180	25		188 <sup>2</sup> / <sub>7</sub>		21 <sup>4</sup> / <sub>7</sub>	
		26		329 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>		200 <sup>4</sup> / <sub>7</sub>	
		27		444		54 <sup>9</sup> / <sub>11</sub>	
		28		470 <sup>4</sup> / <sub>11</sub>		26 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>	
		29		509 <sup>8</sup> / <sub>11</sub>		39 <sup>7</sup> / <sub>11</sub>	
		30		581 <sup>9</sup> / <sub>11</sub>		72 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>	
		31		638 <sup>9</sup> / <sub>11</sub>		57	
		32		702 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>		63 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>	
3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	240	33		770		67 <sup>10</sup> / <sub>11</sub>	
		34		1301 <sup>3</sup> / <sub>7</sub>		531 <sup>1</sup> / <sub>7</sub>	
		35		1443 <sup>6</sup> / <sub>7</sub>		142 <sup>1</sup> / <sub>7</sub>	36 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>
		36		1545		101 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>	33 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>
		37		1677 <sup>2</sup> / <sub>7</sub>		132 <sup>2</sup> / <sub>7</sub>	30 <sup>7</sup> / <sub>11</sub>
		38	1	89		139 <sup>2</sup> / <sub>7</sub>	28 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>
5	300	39	1	236 <sup>2</sup> / <sub>7</sub>		147 <sup>2</sup> / <sub>7</sub>	26 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
		40	1	1196 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>		959 <sup>6</sup> / <sub>11</sub>	17 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>
		41	1	1150 <sup>5</sup> / <sub>11</sub>		381 <sup>4</sup> / <sub>11</sub>	15 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>
		42	2	68 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>		24 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>	14 <sup>5</sup> / <sub>11</sub>
6 <sup>1</sup> / <sub>5</sub>	360	43	2	325 <sup>9</sup> / <sub>11</sub>		27 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>	13 <sup>3</sup> / <sub>11</sub>
		44	2	1310 <sup>4</sup> / <sub>11</sub>		984 <sup>4</sup> / <sub>11</sub>	11 <sup>3</sup> / <sub>11</sub>
		45	3	143 <sup>4</sup> / <sub>11</sub>		561 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>	9 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>
		46	3	506 <sup>5</sup> / <sub>11</sub>		353 <sup>3</sup> / <sub>11</sub>	9
		47	3	885 <sup>5</sup> / <sub>11</sub>		379 <sup>5</sup> / <sub>11</sub>	8 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
7 <sup>2</sup> / <sub>5</sub>	420	48	3	1281 <sup>5</sup> / <sub>11</sub>		395 <sup>7</sup> / <sub>11</sub>	8
		49	4	1143 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>		1590 <sup>4</sup> / <sub>11</sub>	6 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
		50	4	1646 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>		507 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>	6
8 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	480	51	5	412 <sup>6</sup> / <sub>11</sub>		524 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>	5 <sup>5</sup> / <sub>11</sub>
		52	6	47 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>		170 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>	4 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
		53	6	1029 <sup>3</sup> / <sub>11</sub>		611 <sup>7</sup> / <sub>11</sub>	4 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
		54	6	1691		661 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>	4 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
		55	7	641 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>		678 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>	4 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
9 <sup>1</sup> / <sub>3</sub>	540	56	7	1348 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>		707 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>	3 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
		57	8	135 <sup>2</sup> / <sub>11</sub>		3	3 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
		58	9	1116 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>		1553 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>	3 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>
10 <sup>7</sup> / <sub>12</sub>	600	59	10	324 <sup>5</sup> / <sub>11</sub>		875 <sup>6</sup> / <sub>11</sub>	2 <sup>1</sup> / <sub>11</sub>

Eine Büche hielt		im Jahre.	Cubik:		Zuwachs		gehn auf ein Wasser Stamm
im Diam. stark	und lang		Fuß.	Zoll.	Fuß.	Zoll.	
30	ll.	60 <sup>ten</sup>	10	1013 <sup>5</sup> / <sub>160</sub>	3	689 <sup>31</sup> / <sub>160</sub>	2 <sup>11</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	61	11	217 <sup>6</sup> / <sub>160</sub>	3	932 <sup>3</sup> / <sub>160</sub>	2 <sup>11</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	62	11	1177 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	3	959 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	2 <sup>11</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	63	12	436 <sup>6</sup> / <sub>160</sub>	3	992 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	2 <sup>7</sup> / <sub>16</sub>
11 <sup>1</sup> / <sub>3</sub>	660	64	12	1466 <sup>4</sup> / <sub>160</sub>	3	1024 <sup>3</sup> / <sub>160</sub>	2 <sup>7</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	65	15	551 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	2	413 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>15</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	66	16	241 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	3	1477 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>11</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	67	16	1547 <sup>3</sup> / <sub>160</sub>	3	1305 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>4</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	68	17	1125 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	3	1306 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>11</sup> / <sub>16</sub>
13	720	69	18	764 <sup>4</sup> / <sub>160</sub>	3	1366 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>5</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	70	20	743 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1	1707 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>7</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	71	21	550 <sup>7</sup> / <sub>160</sub>	3	1534 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>3</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	72	22	400 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	3	1577 <sup>7</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>5</sup> / <sub>16</sub>
14	780	73	23	296 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	3	1596 <sup>5</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>4</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	74	26	851 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	3	551 <sup>8</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>8</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	75	27	1020 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	169 <sup>3</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>1</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	76	28	1225 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1	204 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1
30	ll.	77	29	1480 <sup>4</sup> / <sub>160</sub>	1	255 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1
30	ll.	78	31	60 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	307 <sup>8</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>5</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	79	32	418 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1	318 <sup>5</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>7</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	80	33	966 <sup>4</sup> / <sub>160</sub>	1	547 <sup>7</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>7</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	81	34	1306 <sup>4</sup> / <sub>160</sub>	1	339 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>1</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	82	36	102 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	523 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>3</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	83	37	728 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1	625 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>4</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	84	38	1316 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	58 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>4</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	85	40	282 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	693 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>6</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	86	41	1033 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	750 <sup>2</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>6</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	87	42	1256 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	223 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>8</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	88	44	981 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	1433 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>8</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	89	46	180 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	927 <sup>3</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>9</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	90	47	1168 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	987 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>9</sup> / <sub>16</sub>
30	ll.	91	49	489 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1	1048 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>
20	840	92	50	1600	1	110 <sup>1</sup> / <sub>160</sub>	1 <sup>2</sup> / <sub>2</sub>

Aus dieser Berechnung ist nun kürzlich zu ersehen:

- a. Wie das Wachstum der Bäume ein Jahr für' das andre stärker oder minder geschieht, wenn selbiges auch die Jahrringe nicht

deutlich genug ergäben. Diese Büche hatte nemlich im 60<sup>ten</sup> Jahre ihres Alters 689<sup>31</sup>/<sub>160</sub> Cubikzoll an ihrem Inhalte genommen; im 61<sup>ten</sup> aber 932<sup>3</sup>/<sub>160</sub> Cubikzoll, welches gegen das vorher:

vorhergehende Jahr  $243\frac{800}{783}$   
 Cubikzoll plus beträgt, dagegen  
 aber betrug der Zuwachs des  
 nächstfolgenden 62<sup>ten</sup> Jahres ge-  
 gen das 61<sup>te</sup> nur  $26\frac{1}{2}$  Cubikzoll,  
 welche merkliche Veränderung  
 des Zuwachses in das 1742<sup>te</sup>  
 und 1745<sup>te</sup> Jahre einfällt.

- b. Daß diese Bäume im 76<sup>ten</sup> und  
 77<sup>ten</sup> Jahre gerade 1 Malter  
 hielt.  
 c. Daß dieser Baum, welcher auf  
 dem Harze gewachsen im 83<sup>ten</sup>  
 Jahre seines Alters nur 64664

Braunschweig.

Cubikzoll hielt, hingegen aber  
 der körperliche Inhalt vorstehen-  
 der Bäume, so in den Landforsten  
 gestanden in eben diesem Alter  
 86625 Zoll, betrug also 21961  
 Cubikzoll, oder 12 Fuß 1225  
 Cubikzoll mehr ic.

Uebrigens würde noch anzuführen  
 seyn, daß aus dieser Bäume  $1\frac{1}{2}$  Mal-  
 ter excl. der Jacken erfolgten, das  
 ganze Malter hielt 56, die  $\frac{1}{2}$ tel aber  
 35 Kläfte, mit Inbegrif der Jacken  
 erfolgten 2 Malter.

C. N. S. von Baertling.

Nus dem Lucian.

## Lucians Spott über den Jupiter.

### Promethens. Jupiter.

Leß meine Ketten o Zevs. Ich habe  
 schrecklich genug gelitten!

Zevs. Deine Ketten sollt ich lösen?  
 Noch schwerere müßt ich dir anlegen;  
 den Kaukasus über dein Haupt thür-  
 men, ein Duzend Geier deine Leber  
 fressen und deine Augen ausgraben las-  
 sen, daß du Menschen beseeltest und das  
 Feuer stahlest und die Weiber erschuffst.  
 Ich will mich nicht daran erinnern, wie  
 du mich einst bei der Mahlzeit hinter-  
 gingest, mir Knochen in Fett gehüllt  
 vorlegtest und die besten Stücke für  
 dich behieltest.

Prom. Habe ich nicht schon Stra-  
 fe genug dafür gelitten, der ich so lan-  
 ge an den Caucasus geschmiedet den

schlechtesten unter allen Vögeln, den  
 verfluchten Adler, mit meiner Leber  
 nähren muß?

Zevs. Du hast noch viel zu wenig  
 für deine Thaten gelitten.

Prom. Du willst mich also nicht  
 ohne Lohn von meiner Kette befreien.  
 Ich muß dir wohl etwas sehr ange-  
 legentliches entdecken.

Zevs. Du mögtest mich wohl über-  
 listen wollen, Prometheus.

Prom. Was würde ich für einen  
 Lohn erhalten? Du weißt ja noch im-  
 mer, wo der Kaukasus ist; hast noch  
 immer Ketten, wenn du mich auf Hin-  
 terlist ertappest.

Zevs. Kanst es sagen; wir wollen  
 sehen,



sehen, ob du von uns belohnt werden mußt.

Prom. Wenn ich dir also vorher sagte, wohin du jetzt eilst, würde ich dir denn glaubwürdig in Ansehung meiner andern Weissagung seyn?

Zeus. Freilich.

Prom. Du eilst ins Bett der Thetis.

Zeus. Das ist wahr! Was ist nun das weitere? Du scheinst mir Wahrheit zu weissagen.

Prom. Zeus, gib dich mit Ner reus Tochter nicht ab. Wenn sie von dir schwanger wird, so wird ihr Sohn es mit dir so machen, wie du es mit Kronos angefangen hast.

Zeus. Du willst sagen: ich würd de meine Krone verlieren.

Prom. Zeus, das es nicht wäre! Indes der Umgang mit ihr drohet so etwas.

Zeus. A dio Thetis! Vulkan soll dich dafür losketten.

## Der alte Liebhaber.

### Jupiter und der Liebesgott.

Eros. Und hät' ich dir was zu Leide gethan, Zeus, so verzeihe mir's; ich bin ein Kind und noch unvorsichtig.

Zeus. Du, ein Kind, Eros! älter, als Japet. Oder, woltest du etwan unter Kindern bei deinem hohen Alter und bei deiner List gezählt werden, weil du weder Bart noch graues Haar hast?

Eros. Womit hätte ich alter Mann, wie du mich zu nennen liebst, dich denn so sehr beleidiget, worüber du mich einkerlern könntest.

Zeus. Verdammtes Bürschen, hältst du das so geringe, mich immer so zu necken. Als wenn das nichts zu rechnen wäre, worin er mich schon gewandelt hat. In Pavian, Bullen, Gold, Schwan, Adler, und nie ließ er Eirie sich in mich verlieben; nie habe ich gemerkt, daß ich einem Weibsbilde durch dich angenehmer wurde. Ich muß allerhand Kniffe gegen sie gebrau-

chen und meine Person verbergen. Sehn sie mich, so wollen sie vor Schreck in Ohnmacht sinken.

Eros. Freilich, Zeus, können sie auch als Sterbliche deinen Anblick nicht ertragen.

Zeus. Warum liebten den Apoll, Branchus und Hyacinth so sehr?

Eros. Daphne, wie floh sie ihm nicht und er hatte doch keine Perücke und keinen Bart. Willst du geliebt seyn, so schwinde deinen Schild und deine Keile nicht; sey so süß als möglich; trage dein Haar in Seitenlocken und im Haarbeutel; hülle dich in eine Scharlach Uniform und auf deine Waden lenke der goldene Zwickel des seidenen Strumpfes die verstolnen Blicke des schönen Auges; und gehst du über die Gasse, so eile dahin wie auf den Tanzboden. Wahrlich, ein Heer von schönen Maeraden wird dir nach-eilen.

**Zeus.** Geh zum Henker. Auf die Art mag ich nicht geliebt seyn; mich nicht zum Geß machen!

**Eros.** Nun, so ist es auch dein Wille nicht, Zeus, zu lieben und ge-

liebt zu werden. Sonst wäre nichts leichter.

**Zeus.** Ja freilich will ich lieben und geliebt werden; nur mit mehr Bequemlichkeit. Ich beurlaube dich, mir ein Wild zu suchen.

## Genügsamkeit.

### Krates und Diogenes.

**H**ast du den reichen Mörrich gekauft? den Kaufmann in Corinth, der die vielen Schiffe zur See hatte, dessen reicher Vetter Aristes die Worte Homers: du begräbst mich oder ich dich, immer im Munde hatte.

**Diog.** Warum ehrten sich doch die Leute so sehr, Krates?

**Krat.** Der Erbschaft wegen; sie waren gleichen Alters; hatten bekanntlich im Testament Einer den Andern zu Erben eingesetzt, damit ihr ganzes Vermögen zusammen bliebe. Darum ehrten sie sich so sehr; wetteiferten in Schmeicheleien gegen einander und die Wahrsager, ich weiß nicht, ob sie es aus den Sternen gelernt hatten, oder auf gut Chaldäisch aus Träumereien, selbst Apollo zu Delphi, versicherten bald dem Arist, bald dem Moerich des Sieges, und das Hüngelchen hüngelte denn diesem, denn jenem, so wie er in die Schale hineingelegt hatte.

**Diog.** Und wie lief das Ding aus. Es ist der Mühe wehrt zu hören.

**Krat.** Beide starben an einem Tag. Eunomius und Thrasicles, ihre Verwandten, erbten alles, ohne daß es ihnen geweissagt war. Jene segelten von

Sieyon nach Cierha, und mitten auf der Fahrt beliebte ein Sturm aus West-Nord-West sie zu überfallen und sie ertranken.

**Diog.** Das war so übel nicht gethan. Wir haben doch im Erdenleben unter uns nie dergleichen gedacht. Nie habe ich Antisthenes Tod gewünscht, um seinen Stab erben zu können. Und er war doch sehr stämmig, und aus einem Oliven Heister geschnitten. Ich denk auch nicht, Krates, daß du nach meinem Tode meinen Nachlaß, mein Faß und meinen Schnapsack, der wohl zwei Meßen Saubohnen in sich schloß, zu erben verlangtest.

**Krat.** Nein, das bedurft ich nicht. Das bedurftest du nicht. Was wir nöthig hatten, was du vom Antisthenes und ich von dir erbte, war mehr werth, weit kostbarer als das ganze Reich der Perser.

**Diog.** Wie verstehst du das?

**Krat.** Wir erbten Weisheit, Genügsamkeit, Wahrheiten, Wahrheitsliebe und Freiheit.

**Diog.** Du hast wahrlich Recht. Ich erhielt das alles vom Antisthenes, und hinterließ dir noch etwas mehr als das.

**Krat.**

Krat. Um den Nachlaß künmer- ten sich die übrigen nicht, und Niemand suchte sich in unsere Gunst deshalb einzuwinden. Ihr Blick war immer nur Geld.

Diog. Auch daran thaten sie nicht unrecht. Wo sollten sie unsere Schätze hinlegen. — Wollust hatte ihr Herz durchlöchert; es war morscher Behälter. Wolte man in sie Weisheit oder Wahrheitsliebe, oder Wahrheiten hin-

ein legen, gleich fiel alles durch, alles schwamm dahin, — der Boden kont es nicht tragen. Gleich den Danaiden, — sie schöpfen in ein löchericht Faß. Nur Gold bewachen sie mit Zähnen und Klauen und wie sie es nur aufstellen können.

Krat. Und wir haben noch hier unsere Schätze. Sie bringen auch mit sich weiter nichts hierher als einen Groschen und den auch nur bis zur Fährte!

## Alexander, zum Menschen herabgesetzt.

### Diogenes und Alexander.

Diog. **S**y, ey, Ihre Majestät, — sind Höchstdieselben auch, wie wir andern Erdensohne, gestorben?

Alex. Ach, wie du siehst, Diogen! Ich war ja auch ein Mensch; ist es denn Wunder?

Diog. Hat denn der Jupiter Hammon gelogen, der Höchstdieselben für seinen Sohn erklärte; oder waren Sie wirklich Philips Sohn?

Alex. Sonder Zweifel das letztere. Wie hätte ich als Hammons Sohn sterben können.

Diog. Man erzählte doch aber von der Olympia ein ähnlich Geschichtchen. Ein Drache sollte ihr Ehebett bestiegen haben und Ew. Majestät Vater seyn, und den Pfliegerpapa gekrönt haben.

Alex. Ich habe auch das Märchen gehört. Jetzt seh ich aber, daß meine Mama und die Hammons Priester daran logen.

Diog. Es war diese Unwahrheit

Ew. Majestät doch in Ansehung Ihrer Thaten nicht ganz unnütz. Viele unterwarfen sich Ihnen, weil man sie für einen Gott hielt. — Doch sagen mir Höchstdieselben, wem sie ihre große Monarchie hinterlassen haben?

Alex. Ich weiß davon keine Silbe, Diogen. Ich konte darüber nichts beschließen, außer, daß ich dem Perdiklas meinen Siegelring auf dem Todbette überlieferte. — Ey, warum lachst du denn so, Diogen?

Diog. Warum ich lache? Ich dacht eben daran, wie dich Griechenland schmeichelte, als du ihnen ihre Freiheit nahmst, dich zu ihrem Fürsten und Anführer gegen die im Auslande erwählten; wie dich Einige unter die Zahl der zwölf Götter setzten, die Tempel erbaueten und als dem Sohn des Drachen Opfer brachten. Doch, sage mir, wo dich die Macedonier begraben haben.

Alex. Noch lieg ich in Babel, heute sind es drei Tage, Mein Knappe Pro-  
somäus

Iomäus hat mir aber versprochen, wenn er nur erst bei der jetzigen Verwirrung Musse hätte, mich nach Aegypten zu bringen, mich dort zu begraben, und mich unter die ägyptischen Götter zu versetzen.

Diog. Soll ich nicht lachen, Alexander, da ich dich hier im Schattenreich noch so wunderlich denken sehe? Du hoffst Anubis oder Osiris zu werden. O, vergötterter Held, denk doch solche Hofnungen nicht. Es ist gar nicht erlaubt zurückzukehren, wenn man einmal den See übergeschifft und in die Unterwelt aufgenommen ist. Aeakus ist sehr wachsam und Cerberus läßt sich nicht spotten. Nur das wünscht ich gar sehr von dir zu wissen, wie es dir deucht, wenn du dich an das große Glück erinnerst, was du auf der Erde zurücklassen mustest, — an deine Leibwache und Knappen und Fürsten und an das viele Gold, — an die Nationen, die dir dienten, an Babel und Baktra, an die Elephanten, an die Ehre und an den Ruhm, an den Wagen, auf dem du in königlicher Pracht, mit dem weißen Turban auf dem Haupte und im Purpurgewande vor deinen Dienern kenntlich einherführst. Macht es dich nicht traurig, wenn dir das so einfällt? — Warum weinst du thörichter Mann? Hat dich das Aristoteles nicht gelehrt, daß Glücksgüter sehr unbeständig sind?

Alex. Der weiße Aristoteles! Der schändlichste Schmeichler unter allen! Ich kenne den Herrn Philosophen zu gut; ich weiß, wie viel er sich von mir erbat; was er mir schrieb. Ach wie mißbrauchte er meinen Ehrgeiz in Ansehung der Wissenschaften; wie schmeichelte er mir; wie strich er bald meine Schönheit als eine von den höchsten Gütern heraus; bald meine Thaten und meinen Reichthum. Auch ihn hielt er für ein Gut, um nicht für meine Geschenke erröthen zu dürfen. O es war ein listiger und verschlagener Mensch, Diogen! Und noch mußt ich von seiner Weisheit den Nutzen ziehen über Dinge, als über die größten Güter zu trauern, deren Geringsüchtigkeit du eben erwähntest.

Diog. Weißt du, wie du es machen mußt. Ich will dir ein Mittel gegen deine Traurigkeit sagen. Weil hier kein Niesewurz wächst, so trink in vollen Zügen aus dem Leibe, trink wieder und wieder: so wirst du endlich aufhören, dich über die Güter des Aristoteles zu beunruhigen. — Aber da seh ich den Klitus und Kalisthenes und viele andere auf dich zu eilen, um dich zu quälen, und Rache für das, was du ihnen zusetzt, zu nehmen. Nimm deinen Weg an dieser Seite hin und trink oft, wie ich dir sagte.



# Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Freitag, den 5ten März 1784.

Naturgeschichte der Insekten, welche die sogenannte Wurmtröckniß auf dem Harze verursachen, aus der von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönten Preisschrift des Herrn L. Schwickard. \*)

**U**nter den vielen Insekten, welche zerstörende Feinde des Nadelholzes sind, haben sich seit verschiedenen Jahren besonders einige ausgezeichnet, welche in dieser Absicht unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, uns näher mit ihnen bekannt zu machen.

Ihre Naturgeschichte, Schädlichkeit für die hiesige Forstökonomie und die Art ihrer Vertilgung wird der Gegenstand dieser Blätter seyn.

Unsere gewöhnliche Harz- oder Rothzanne, *Pinus picea*, *abies*, ist mit solchen schädenden Insekten sehr stark besetzt, welche wir nach der Reihe durchgehen wollen.

- 1) *Dermestes* *Typographus*.
- 2) — *Polygraphus*.
- 3) — *Micrographus*.
- 4) — *Piniperda*.
- 5) — *Calcographus*.
- 6) — *Scolythus*.
- 7) *Cerambyx* *Inquisitor*.

Die ersten 6 gehören unter ein Geschlecht. Andere Schriftsteller haben besonders von Nr. 1. geschrieben und von Nr. 7.

Linné beschreibt das Geschlecht *Dermestes*, Schaabe, Nagelkäfer, folgendergestalt: *Coleopterum Elytra alas tegentia. antennis clavatis capitulo perfoliato: articulis tribus crassioribus. Thorax convexus, vix marginatus, caput sub thorace inflexum condens.*

Vallas macht aus jenen 6 Arten und den übrigen dazu gehörigen ein eigenes Geschlecht, und nennt sie Holzzerstörer, *Ligni perdas*.

Irre ich nicht, so hat Vallas hier sehr gut unterschieden, da diese Käferarten von den übrigen Schabekäfern sehr in ihrer Lebensart und Bau abweichen.

£

Den

\*) Siehe Götting. Gel. Anzeigen 1774. S. 193.

Den ersten beschreibt Linné so: *Dermestes typographus testaceus pilosus, elytris stricis retulis praemorso duntatis*. Rajus nennt ihn *Scarabeus*, *habitar in Europa intra cortices truncorum labyrinthos formans*. Kalm fand ihn auch in Amerika.

Dieser Käfer schadet uns jetzt vorzüglich. Seiner Figur und Unterscheidungskennzeichen nach ist er vor andern genug bezeichnet, ich darf daher nur das hinzufügen, was andere nicht liefern.

Die sehr schwarzbraune, dem schwarzen nachkommende Farbe seiner Flügeldecken ist das Zeichen seiner schon sehr lange erhaltenen Vollkommenheit. — Je älter er wird, desto schwärzer sieht man ihn. Seine Länge ist  $2\frac{1}{2}$  bis höchstens 3 Linien, und seine Breite 2 Linien. Der ganze Körper cylindrisch, das Fressgebiß sehr stark. Da er sich in der Rinde und im Holze Gänge ausarbeiten muß, hat ihm die Natur ein hartes gewölbtes Halsschild gegeben, unter welches er seinen Kopf zurück ziehen kan, und sein hartes mit Haaren besetztes Leib und Flügeldecken schützen ihn vor Nässe.

Im Frühjahr im Mai, oder auch früher, wenn die Wärme ihn aufweckt, und den Trieb zur Begattung bei ihm rege macht, begattet er sich leicht und geschwind in einer oft sehr zahlreichen Gesellschaft. Dann steigt er hoch an die stämmige Kothstamme, nagt emsig bei heiterm Wetter in die Borke ein cylindrisches Loch, wodurch sein Ab-

per durchpassiren kan, bis nahe an die Holzfaseru meist in schiefer Richtung hinein.

Hierauf gehet er in gerader Linie zwischen den Holzfaseru und Splink herauf oder herunter, mit einem cylindrischen Gange, schaufelt mit seinen gezähnelten Flügeldecken die abgenagte Borke hinter sich zurück und arbeitet so weiter fort.

Zu beiden Seiten in diesem Gange macht er mit seinem Gebisse kleine kugelförmige Aushöhlungen in der Reihe neben einander, ungefähr 1 bis 2 Linien von einander entfernt, worauf er in jede Aushöhlung ein durchsichtig milchfarbig einem Hirsekorn gleich großes Ey legt, deren Anzahl in einem 2 bis 4 Zoll langen Gange sich von 25 bis auf 50 erstreckt. Diese hier nach der größten Ordnung und Ebenmaaß hingestellte, und an der Seite nach dem Hauptgange zu mit geschrotener Borke verwahrte Eyer, werden von der Wärme ausgebrütet, und können oft 14 Tage dazu brauchen, wo sie nahe an der Ausbrütungszeit länglich werden. Wenn ich nicht sehr irre, behauptet Cramer in seiner Anleitung zum Forstwesen, daß er meistens nur an der einen Seite des cylindrischen Ganges eine Reihe von Eiern gefunden, hingegen an der andern Seite eine solche Reihe vermischt habe; zuerst glaube ich, daß Cramer sich getäuscht, indem es sehr leicht ist, daß bei dem unrichtigen Aufsuchen dieses Ganges die eine Reihe Eyer nicht bemerkt worden ist. Zweitens aber, wenn Cramer  
hier:

hierin auch nicht getäuscht ist, so kan er gerade immer solche Gänge getroffen haben, wo der Käfer sein Legegeschäfte noch nicht geendiget, wo er vielleicht durch den Tod oder einen andern Zufall davon abgehalten, oder gar endlich seine Eyer schon an andern Orten abgelegt hatte. Ich wenigstens habe bei vielen 1000 Versuchen beständig zwei Reihen Eyer in einem Gange angetroffen, und nie nur eine.

Die ganz weißen Käupchen wenden sich nach der von dem Hauptgange abgehenden Seite, und meistens nach denen in der Borke zu sehenden Windungen, welche, je weiter sie fortschreiten, auch einen weitem Diameter erhalten. Sie brauchen nicht sehr lange Zeit, höchstens nur 4 bis 5 Wochen, um zu ihrer Larvenvollkommenheit zu gelangen, indem sie sehr gute, starke Nahrung in der harzigen Borke finden.

Diese weiße, meist mit einem vom Kopf nach dem Rücken zu laufenden rothen Striche versehene Larve, erhält, wenn sie älter wird, am Gebiß eine bräunliche und oben am Kopfe eine gelbliche Farbe, ihr Körper bestehet aus vielen kleinen abgebrochenen neben und über einander gesetzten aufgetriebenen Runzeln. Auf dem Kopfe und den Runzeln finden sich einige seltene Haare. Die verschiedene kleine neben und über einander gesetzte abgebrochene Runzeln oder Absätze, die Abtheilung des Kopfes, die Art des Gebisses läßt diese Larve leicht von der Larve des Cerambix und der übrigen Insekten unterscheiden, wenn sie auch

in einer Größe sind. Denn die Raupe des Cerambix hat einen oblongen, queren Halschild, diese aber mehr ebenen rundlichen und an den Enden nach dem Kopfe und Hals abgestümpft und kegelförmig gehend.

Wenn diese Larven nun 1 bis 2½ Zoll sich von ihrem Geburtsort entfernen, welche Reise sie binnen 3 bis 4 Wochen zurück legen, und in dieser Zeit den cylindersförmigen in Wellenlinien fortschreitenden Gang gewölbt haben, sind sie ihrer Vollkommenheit zur Verwandlung am nächsten.

Man wird sich wundern, daß Raupen, die gefräßigsten Thiere der Erde, in so langer Zeit von 3 bis 4 Wochen so wenig verzehren, — aber man bedenke, daß sie der beständig aufsteigende Saft des Baumes, oder die Regennässe, welche die Borke macerirt, ernähret, und daß sie also nicht bloß von der wenigen Rinde und Bast leben, welchen sie ausschrotet.

Zur Verwandlung reif und 2 bis 3½ Linien lang und 1½ bis 2 Linien breit gräbt sie sich in eine meist ovale Höhle, ihrem Körper angemessen, in die Rinde; liegt hierin einige Tage, vielleicht eine Woche, krank und unbeweglich, ohne Nahrung zu bedürfen; in welcher Zeit sich die Käfergliedmaßen unter der äußern Haut noch vollkommen ausbilden und entwickeln, bis am Ende dieses Zeitraums sich die äußere Haut abstreift und sich nun die sehr weiße Puppe zeigt.

Dieser Käfer bedient sich während seiner Verwandlung keines Gespinnstes,

feiner Schaale, wie andere Insekten, denn er bedurfte derselben nicht, da ihn die Borke vor Regen, Kälte, und sein Wohnort in der Verwandlung zugleich vor andern Insekten schützt.

Ich kan hier auch eine öfters gemachte Beobachtung nicht unberührt lassen, und hoffe dieselbe durch mehrere Erfahrungen zu einem allgemeinen Satze zu erheben. Sie ist diese:

Alle diejenigen Larven, deren declarirtes Insekt keine lange, dünne Einschnitte zwischen Hals und Hinterleib hat, sondern, wo die Verbindung zwischen Kopf und Hinterleib stark ist, so, daß bei nahe dieser Ort gleiche Dicke mit dem Hinterleibe hat, sind ohne Verwandlungshülle, wennes ihr Wohnort nicht besonders notwendig macht; und umgekehrt.

Die Ursache davon ist, weil die Verwandlungshülle die dünnen Einschnitte, welche sehr verletzlich sind, beschützen muß, und damit der coquon nicht zusammen falle. —

Unsern gegenwärtigen Käfer erblickt man auch schon in seiner Puppengestalt als vollkommenen Käfer gebildet, wo sich selbst schon die schwarzen glänzenden Augen zeigen. Der schon gebildete Käfer liegt von der Ablegung seiner Larvenhülle bis zu seinem Ausfluge 14 Tage bis 3 Wochen ruhig in seiner Höhle. In dieser Zeit ist er sehr weichlich, zerreiblich, und eine sanfte Berührung zerquetschet ihn schon, so wie Kälte und Nässe in dieser Zeit

seine größten Feinde sind. Er bewegt sich zwar schon, wie jeder Coquon, aber nur mit dem Hinterleibe, und Nahrung wartet jetzt nicht auf ihn. Jetzt kömt er am besten fort, wenn ihn zu starke brennende lang fortdauernde Wärme nicht zusammen schrumpft, seine Ausdehnung nicht hindert, und zugleich zu viele Nässe seinen feuchten Körper nicht gänzlich auflöst.

Während dieser Periode verändert sich die weiße Farbe in gelblich und die Flügeldecken erheben sich von den Seiten auf den Rücken, die Beine lösen sich gleichfalls von dem Körper mit ihren Enden ab und erhalten ihre Bestimmung; Flügeldecken, Kopf, Halsschild, Brust, gewinnen mehrere Steifigkeit und endlich Härte. Alsdennt fängt der Käfer an, unter der Borke sich lebhafter zu bewegen, um seine gänzliche Auswicklung dadurch zu bewirken, bis er sogar matt kriechen kan, wo sich nunmehr die Schalen noch mehr härten und das gelbliche sich ins hellbraune und endlich ins dunkelbraune verliert.

Der große Fabricius kante die Metamorphose dieses Insekts noch nicht, hier ist sie treu nach der Natur beschrieben und vielleicht hierdurch eine kleine Lücke ausgefüllt.

Fällt nun die Periode der gänzlich erhaltenen Vollkommenheit einem kalten, nassen, unfreundlichen Herbstes gleich zeitig, so muß der Käfer unter der Borke bleiben bis aufs künftige Frühjahr, bis dahin er wie todt unter der Rinde liegt.

Noch



Noch in der Mitte des Octobers fand ich seine Puppengestalt; gewöhnlich aber wird er im Julius und August vollkommen.

Kan der Käfer seine Geburt vom Ende des April oder Mai an rechnen, begünstigt die übrige gelinde Witterung und Nahrung sein Fortkommen, locket den so eben vollkommen gewordenen Käfer warmer Sonnenstrahl mit seines Gleichen unter der Rinde hervor, dauert diese warme Witterung noch fort, so begattet er sich noch vor dem Herbst, und siehet in den 6 Monaten seiner Geburt auch schon seine Nachkommenschaft.

Im October, November, kan man alsdenn oft Eyer, Raupen, und selbst neue Puppen sehen. Die Nahrung sowohl der Larve als des Käfers, ist der balsamische Saft der Rinde, — ist dieser nicht mehr da, und der Baum mit bloß faulen oder wässerigen Säften angefüllet oder gar trocken, so findet er seinen Untergang.

Sehr selten, und nur aus Noth, wenn er nemlich sich in der Güte des Baums getäuscht, durchbohrt er selbst den Stamm in der Oberfläche.

Gewöhnlich gräbt er sich da in die Rinde ein, wo die Aeste angehen, weil hier zärtere Rinde ist; nur aus Noth gehet er unten nach dem Stamm zu.

Zu viel Nässe ist für die Larve und den Käfer gleich schädlich, und beide sind darin wie todt; Kälte ist den Larven gleichfalls nicht dienlich, der Käfer aber verachtet sie, indem er sich zusammen zieht, und erstarrt liegt, bis ihn Wärme wieder rege macht.

Dem Käfer ist Wärme sehr wohlthätig, und macht ihn thätig und geschäftig; er ist sehr arbeitsam, anhaltend, unermüdet in seinen Beschäftigungen. Oft arbeiten mehrere in einem Gange, und meist nach verschiedenen und gegenseitigen geraden Directionen.

Bei jeder Berührung ziehen sie sich zusammen, scheinen ohne Leben zu seyn, — und wegen ihrer Zusammenziehung und Unempfindsamkeit ertragen sie jeden Dampf ohne Schaden.

Ihr Flug ist meist hoch, und an die obere zärtere Stammrinde; doch scheuet ihr Gebiß auch nicht die starke Rinde des Stammendes.

Sie lieben eine weiche, doch dicke Borke, wegen ihrer Größe, damit sie ihre Gänge darunter machen, und sich vor Regen und Kälte schützen können. Selten, äußerst selten und nur aus Noth wagen sie sich in die Holzfasern; nicht ganz junge Bäume suchen sie, sondern stämmige.

Ihre Wohnung und Nahrung ist eigentlich die Rothtanne, doch kan nicht geläugnet werden, daß sie auch zuweilen, doch sehr selten, und vielleicht aus Irrthum oder Noth den pinum laricem und andere Fichtenarten sich zum Aufenthalte wählen; vielleicht aus Noth greifen sie je zuweilen auch andere Holzarten an, doch bleibt die Rothtanne stets ihre eigenthümliche Wohnung und Nahrung.

Man trifft jedoch dieses Käfergeschlecht auch an andern Bäumen an.

Im Winter leben sie unter der Rin-

de, indessen findet man auch einige hin und wieder zerstreuet im Moos und in der Erde.

Ihre oft sehr schwarze Farbe der Flügeldecken überredet mich, daß ihr Lebensziel höchstens ein Jahr ausmachen kan, indem sie von einem Mai zum andern leben, dieses ist aber auch gewiß ihre höchste Lebenszeit, gewöhnlich aber ist ihre Lebensperiode  $\frac{1}{2}$  Jahr. Wenn die Lebenszeit dieses Insekts oft auf 1 Jahr steigt, so ist dieses nicht das ihm eigenthümliche wesentliche Lebensziel, sondern es erreicht dieses Alter nur zufällig, und zwar auf folgende Art: Entweder der Aufenthalt am schattigten kühlen Orte oder Nässe und Kälte erstarren sowohl die Raupe, Larve und besonders den Käfer, daß derselbe so lange unthätig liegen muß, ehe er sich begatten und Eyer legen kan. Mit der allgemeinen Erfahrung an den Käfern stimmt es auch überein, daß sie nicht länger ausdauern als das Jahr, worin sie vollkommen geworden, und daß, so bald sie sich begattet und die Eyerlegung geschehen ist, sie kurz darauf wieder sterben. So heisset es die Absicht der Natur.

Nun will man auch behaupten, daß dieses Insekt sich öfterer als einmal begatte, welches man aus der großen Anzahl dieses Insekts schließen will, da man nicht begreifen kan, woher so viele Käfer entständen. Hierauf muß ich erwidern, daß es sich sehr gut erklären läßt, woher die ungeheure Menge dieses Insekts jezt komme, ohne öftere Begattungen annehmen zu dür-

fen; wenn man nur bedenkt, daß dieses Insekt seit 30 Jahren von Jahr zu Jahr ununterbrochen stark sich zu vermehren Gelegenheit gehabt hat, weil es nicht vertilget worden, und daß jedes Käfer Paar 50 bis 100 Eyer leget; alsdann darf man gewiß zu öfteren Begattungen nicht seine Zuflucht nehmen, welches wider alle Erfahrungen bei Käfern laufen würde, und es hat gewiß noch Niemand den Versuch mit einem Käfer Paar in der Stube gemacht, so, daß er gesehen, daß ein nemliches Käfer Paar zweimal sich begattet und zweimal Eyer geleet.

Der Käfer legt seine 100 Eyer vielleicht an fünf oder mehrere Bäume, das kan seyn, aber mehr als einmal begattet er sich nicht, und legt auch nicht Eyer von einer zweiten Begattung. Wozu ich nur noch die Bemerkung hinzusetzen darf, daß, je längere Zeit Insekten, und besonders Käfer, zu Erlangung ihrer Vollkommenheit gebrauchen, sie um desto länger nach erlangter Vollkommenheit leben, und umgekehrt. Da nun dieser Käfer so kurze Zeit zu Erlangung seiner Vollkommenheit nöthig hat, so lebet er auch nicht sehr lange nach erlangter Vollkommenheit, und hat keine Zeit und Bestimmung zur zweiten Begattung. Viele zerstöret Nässe, Mangel der Nahrung, Kälte, andere Insekten, Thiere; und die übele Beschaffenheit ihrer Wohnung.

Diese Käferart ist der Korbhanne stets und vorzüglich eigenthümlich, und bei uns jezt so häufig, weil verschiede-

dene Umstände ihre Fortpflanzung so sehr begünstigt haben.

Man sagt, er sey erst nach 1747 durch den großen Windsturm vorzüglich häufig in die Harzwaldungen gekommen, daß dies aber die einzige Ursache des Daseyns sowohl dieser als der andern Käferart gewesen, ist nicht wahrscheinlich; denn Tannen sind ihre eigenthümliche Wohnung, und finden sie sich daher in jedem Tannenwald, unerachtet hin und wieder oft sehr selten, so wie auch gewiß ist, daß sie schon vor 1747 und zwar oft in sehr häufiger Menge hier angetroffen sind.

Ferner findet sich außerdem, was man Harz im allgemeineren Verstande nennet, uns kein Tannenwald so nahe, aus welchem sie vielleicht durch Stürme zu uns könnten getrieben seyn. Ich halte daher diese Meinung billig für eine von denen, welche von solchen ausgebreiteten Naturbegebenheiten, z. E. Windstürmen ic. nachher gern alle mögliche Uebel herleiten wollen. Warum aber diese Käferarten jetzt so häufig sind, läßt sich vielleicht, und gewiß weit eher daraus erklären, daß nach 1747 die mildere Witterung stets seine Fortpflanzung beförderte, daß auch ferner seine Feinde, andere Thiere, seitdem in dieser Gegend durch viele Ursachen seltener geworden sind; so wie es auch die Erfahrung bestätigt, daß sowohl Zugvögel als auch einheimische Vögel hier schon seit vielen Jahren seltener geworden sind; und daß zuletzt sowohl zuverlässiger Weise, als auch absichtlich ehemals

die Wälder, worin sie ihren Sitz vorzüglich hatten, abgetrieben sind; welches nachher unterlassen ist.

Es verdient diese Käferart daher unter den übrigen ihres Geschlechtes für jetzt unsere meiste Aufmerksamkeit wegen ihrer ungeheuren Menge.

Die von der Natur ihnen bestimmte Lebensgränze, das höchste Alter, rufet die meisten noch übrigen nach dem vollbrachten Fortpflanzungsgeschäfte aus der thierischen Welt in die Zerstörung, wo man sie häufig todt unter der Rinde im Herbst spät, und im Anfange des Frühjahrs bemerken kan.

Die zweite Species dieses Generis, welche sich auch sehr häufig, aber doch bei weitem nicht so oft als die vorige bei uns an den Rothtannen anfindet, ist der Bielschreiber, *Dermestes Polygraphus*.

Linné beschreibt ihn so: *Testaceus pilosus elytris glaucis obtusus cutis; habitat in Europa sub arborum corticibus labyrinthis pinnatis.*

Seine Länge ist kleiner als des vorigen, und seine Breite  $\frac{1}{2}$  Linie. Er ist mehreren Baumarten eigen und bald der kleinste von den ligni perdis.

Die Figur ist mit dem vorigen meist gleich, aber nur sein Körper nicht so cylindrisch, sondern an den Seiten mehr zusammen gedrückt; Die Flügeldecken haben glänzenderes Braun und Schwarz.

Der Halschild ist sehr schmal, und er hat eine schmalere Querstreife, wel-

welche in der Mitte nach den Flügeln etwas stark wird und stumpf zugehet.

Die Flügeldecken sind nur etwas eingebogen, doch meist mit drei Erhabenheiten gezähnt, und werden wie beim *Typographus* erst gelblich, dann aber glänzend, Kastanienbraun und endlich schwarz. — Der Thorax ist nach Proportion lang, schmal, gewölbt, und besonders gegen den Kopf sehr erhaben.

Ubrigens ist die Lebensart, Verwandlung, Fortpflanzung mit dem *Typographo* völlig gleich. Nur darin unterscheidet er sich, daß der Käfer seinen Gang in krummer gewundener Richtung schrodtet und die Larve ihre Gänge mehr sackigt und fedrigt ausarbeitet; überdem ist er auch seltener an ordentlichen Stämmen, sondern hält sich mehr an jungen Bäumchen auf, die er aber ganz zernichtet. Die Rinden starker Stämme sind ihm zu hart, darum liebt er die zarten, weichen Borken der jungen Bäumchen, worin er aber oft entsetzlich häufig ist.

Noch im October fand ich seine Larve und Puppe, da die vorhergehen-

de Zeit kalt und naß, mithin seinem Fortkommen nachtheilig gewesen war, und im December sah ich denselben noch häufig in der Puppe.

Die dritte der vorigen sehr nahe kommende Speciem finde ich bei Linné nicht, und ist die kleinste Sorte von Dermesten, welche ich nur kenne.

Ich nehme mir die Freiheit diese Art *Dermestes micrographus* zu nennen, oder den klein schreibenden Holzschabeikäfer.

Er unterscheidet sich von dem vorigen fast durch nichts, anßer, daß er vollkommene ungezähnelte Flügeldelken hat, auch sehr glatt ist. In der Mitte des Octobers fand ich seine Larve und Puppe, die wie er selbst sehr klein ist. Der Hauptgang des Käfers läuft sehr krumm und die Gänge der Larven winden sich nach einander in Krümmungen und oft verwirrt durch einander hin. An einigen Bäumen ist er erstaunend häufig, und scheint sich nur in kranken Bäumen aufzuhalten. Bis jetzt ist er bei uns eben nicht allgemein. Seine Lebensart 2c. ist die des vorigen.

Der Schluß folgt künftig.

**Verbesserungen.** Im 4<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins Seite 52. Zeile 25. l. pro; S. 55. Z. 31. l. daran; S. 58. Z. 22. l. am zischen; Z. 31. l. 27.; S. 64. Z. 12. l. 32 Fuß. Im 5<sup>ten</sup> St. S. 65. Z. 28. für noch lies uns; Z. 30. l. rich; tige; S. 69. Z. 3. l. hätte; S. 70. Z. 13. für nicht lies auch; S. 74. Z. 17. streiche man: zu weg; S. 77. Z. 29. lies: drückt, je höher steigt er, je weniger sie drückt, je 2c. Im 6<sup>ten</sup> St. S. 81. Z. 28. l. jeden Linien-Fall; S. 86. Z. 5. l. scheinen; S. 87. Z. 9. l. rühmlichsten; S. 90. Z. 20. l. oder man auch; S. 93. Z. 7. l. verdünnet; S. 94. Z. 7. l. empfunden; S. 95. Z. 13. l. überwind; S. 95. Z. 38. l. erlaubte; S. 96. Z. 25. l. erklärt.



# Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 8ten März 1784.

Naturgeschichte der Insekten, welche die sogenannte Wurmtrockniß auf dem Harze verursachen, aus der von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönten Preisschrift des Herrn L. Schwickard.

(Schluß.)

Die vierte Species von Dermestiden, die sich uns gegenwärtig bei den Rothstannen bekant gemacht, ist *Dermestes Piniperda*, der Fichten Zerstörer, *niger subuillofus, elytris piceis integris plantis rufis* — *habitat in Europæ ramulis inferioribus Pini, quos perforat, exsiccatur, unde naturæ hortulanus in hac arbore.*

Dieser thut bei uns jetzt den Schaden nicht, wovon Gleditsch und andere reden, indem wir ihn hier jetzt nur selten antreffen.

Er hält sich auch auf Stammenden auf, so wie ich ihn auch in kranken Rinden gefunden habe.

Der Thorax ist in der Mitte sehr dick, gewölbt, hat keine besondere schwarze Farbe bei den jungen Käfern. Die Flügeldecken sind nicht abgestümpft, nicht gezähnelte, und nur am Ende etwas haarigt, sonst gar nicht. Sie haben Streifen mit eingedruckten Punkten, und die Füße sind roth.

Der Käfer macht gar keinen oder doch sehr unformlichen Gang unter der Rinde, legt seine Eyer haufenweise, ohne Ordnung dicht neben einander hin, und die daraus entstehende Larven bilden ebenfalls keine ordentliche Gänge, sondern fressen neben einander ohne Ordnung und Unterschied die Rinde weg.

Wodurch denn diese Käferart sich am meisten vom *Typographus* unterscheidet, da er übrigens wie diese ganze Species lebt. Im October waren noch Larven und Puppen von ihm vorhanden.

Da er uns jetzt so wichtig nicht ist, halte ich es für unnöthig, mehr von ihm hier zu sagen.

Nach diesem haben wir den *Dermestem Calcographum* aufgeführt, welcher so bezeichnet wird: *ater elytris præmorsis dentalis rufis, lateribus basique nigricantibus, habitat in Europæ truncis arborum.*

Diesen treffen wir hier auch an, doch sehr selten. Da seine Lebensart mit des Typographi seiner übereinstimmt, auch er uns jetzt nicht sehr wichtig ist, bedarf es von ihm keiner weitern Erzählung; nur muß ich bemerken, daß das Kennzeichen des Linné von der Farbe hergenommen, hier sehr zweideutig ist, und unentscheidend, da sich brannroth in schwarz verändert.

Zuletzt treffe ich auch auf unsern Rothstannen den Dermestem Scolythum Sulzeri an, welchen Linné nicht beschreibt.

Er hat tiefe Streifen auf den Flügeldecken und auf den erhabenen Linien kleine confuse Punkte und Erhabenheiten. Die Flügeldecken sind vollständig und nur etwas haarig. Der Thorax roth wie die Flügeldecken, und oben, wo er über den Kopf gehet, schwarz, so wie der Kopf. Sein Hinterleib ist vorn am Schild spitzer und geht kegelförmig dicker zu fort bis er hinten wieder spitz zuläuft.

An kranken Bäumen hält er sich unter der Rinde auf, und scheint seine Eier in confuser Ordnung zu legen. Der Schaden von ihm ist nicht beträchtlich, auch ist er hier nicht sehr häufig, daher ich jetzt seine weitere Beschreibung bis auf eine andere Zeit süglich übergehen kan.

Die eben beschriebene 6 Käferarten gehörten sämmtlich unter das Geschlecht Dermestes Ligniperda. Jetzt muß ich noch eines Käfers erwähnen, der gleichfalls durch seine Größe, Gefräßigkeit

und Wohnart den Tannen sehr großen Schaden thut, welchen wir auch jetzt in unsern Tannenwäldern sehr häufig bemerken, und der daher unsere Aufmerksamkeit sehr verdient.

*Cerambyx Inquisitor*, antennis felleuceis thorax lateribus mucronato callosus- antennae attenuatae, thorax spinosus elytra linearia, thorace rotundato spinis fixis lateralibus mucronato; elytris nebulosis fusco subfasciatis antennis brevioribus.

*Cerambyx cinereus* nigro nebulosus, antennis corpore dimidio brevioribus.

*Stenocorus* familiae secundae Geoffroi.

Verschiedene Schriftsteller haben seine Figur genau genug beschrieben, daher finde ich es unnöthig ihn nach seiner Größe und Ansicht genauer zu bezeichnen. Nur will ich bemerken, daß die Femora dentata, oder die zwei Stacheln an den Schenkeln ihm vorzüglich nöthig sind um sich im Ansehen an die Bäume eine Art von festem Stand zu verschaffen, worauf er sich stützt; so wie auch die beiden sehr gekrümmte spitzen Hälften an den Füßen ihm zum festern Anschließen dienen. Das Weibchen ist größer als das Männchen.

Obachtet dieser Käfer nicht eine ihm eigenthümliche Jahreszeit hat, in welcher er vollkommen erscheinet, so geschieht dieses doch meistens im Herbst, und wenn ihm alsdenn das Wetter noch günstig ist, begattet er sich,  
und

und das Weibchen legt weiße, wie Kübefaat große, Eyer in das von ihm durch die Rinde seiner Größe angemessene gebohrte Loch hin. In kurzer Zeit zeigen sich die daraus entstehende Käupchen, welche sich theils durch ein scharfes schwarzbraunes Gebiß und einen oblongen queren schaligten Halschild auszeichnen; theils aber machen sie sich noch dadurch kenntlich, daß ihre Ringelrunzeln rings um den Leib herum gehen, da die Dermesten hingegen abgebrochene Runzeln haben. Ferner ist die Dermesten Larve mehr kegelförmig und spitz vom Kopfe herunter gehend, bei dem *Cerambyx* aber ist sie mehr platt gedrückt. Außerdem ist noch zu bemerken, daß die Larve des Dermestes sehr weich zerreiblich ist, diese hingegen sehr steif und hart gefunden wird. Diese Larve ist auch mit einzelnen steifen Haaren besetzt.

Das Weibchen legt in eine Desnung mehrere Eyer neben einander hin, wie mich die Erfahrung gelehret, weil es für den Käfer zu viel Arbeit seyn würde, für jedes Ey ein Loch zu bohren; und beweiset es auch die geringe Anzahl der Löcher gegen die vielen Raupen.

Die aus dem Ey hervorkommende Raupe schrodtet sich zwar auch Gänge mit Hilfe ihres starken Gebisses, indessen thut sie dieses so ohne Ordnung, daß sie meist alles wegnaget, was neben ihr ist, und gehet rings um die Peripherie des Baumes herum, schreitet mehr nach dem Stammende als nach der Spitze des Baumes hin, und

findet sich am häufigsten nahe an den Wurzeln, wo sie noch entblößt über der Erde liegen, wehin sie durch die starke Rinde und den nähern Baum fast gelockt wird. Die gemachten Höhlungen füllet sie wieder mit den abgenagten Theilen aus. Durch Ausarbeitung dieser Höhlen verzehret und verdirbt sie die unter der Oberfläche liegende Rinde corticem, den Bast librum und manchmal die nahe am Bauste liegende Oberfläche der Holzfasern, lignum.

Auch gehet sie zuweilen wirklich selbst in die Holzfasern 1 bis 2 Zoll hinein. Wahrscheinlich geschieht dies aber alsdann nur, wenn die Holzfasern sehr weich sind, und es ihr in der Rinde an guter Nahrung fehlt; wird ihr aber das Holz gegen den Kern zu hart, und findet sie keine bequeme Nahrung, mehr darin, dann kehret sie bald zurück.

So hält sich diese Raupe bis zu ihrer Vollkommenheit zwischen der äußern cuticula und den Holzfasern auf, und kömte nicht heraus; sondern wenn sie durch einen Zufall die Rinde verlassen müssen, stirbt sie, mithin geht die Raupe nicht von einem Baum zum andern, vielmehr bleibt sie an dem Baum, an welchen sie als Ey hingesezt wurde bis zur Verwandlung und Ausbildung in den Käfer.

Diese Larve ist sehr steif, fast unweglich, scheint ihre Füße beinahe gar nicht zu gebrauchen, und um sich verwandeln zu können, bedarf sie wohl einer längern Zeit als eines Som-

mers, binnen welcher Zeit sie sich etliche mal häutet.

In ihrer Vollkommenheit ist sie 1 Zoll und etliche Linien lang und 2 bis 4 Linien breit, sie hat einen starken oblongen queren bräunlichen Schild, welcher ihr wegen Härte der Rinde nothwendig war, und hier ist sie am breitesten, wie die mehrsten Larven dieses Art, hat auch sie 3 Paar Füße von dem Kopfe angehend.

Die nähere Beschreibung der Larven liefere ich ein ander mal.

Ist sie zur Verwandlung reif, so höhlet sie in der Rinde um sich herum eine ovale Tiefe, die ihrer Größe angemessen ist, ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Zoll lang und 1 Zoll breit, nagt von dem Bauste und Holzfasern lange Fasern ab, legt selbige zusammen leimend an dem Rande der Peripherie der Höhle wie einen Kranz um sich herum, so, daß in diesem Oval eine Einfassung von diesen Holzfasern 2 Linien breit sich befindet. Wahrscheinlich hat dies die Absicht, daß sie hierin fest und unbeweglich liegen können, und müssen auch andere Insekten dadurch von sich abhalten können.

Ist das Verwandlungsgrab so zubereitet, so richtet sie sich perpendicular darin mit dem Kopfe oben auf, und lehnet den Rücken an die Holzfasern; liegt oder steht vielmehr einige Zeit, vielleicht 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Monat unbeweglich, bis die innere Ausbildung zum Käfer hinlänglich geschehen ist, und sich die äußere Larvenhaut von der darunter liegenden Puppe abgelöst und abgestreift.

Nach Abstreifung der Larvenhaut zeigt sich der künftige Käfer schon ausgebildet, weiß wie die Larven, die schwarzen Augen und alles ist deutlich zu sehen, und die Flügeldecken liegen von dem Rücken herab unter der Brust zusammen gelegt.

Einer besondern Verwandlungshülle oder Einspinnung bedient sich diese Käferart nicht. In einem ruhigen, unthätigen bedürfnislosen Zustande verändert sich die weiße Puppe ins gelbliche, woraus sie wieder in Falb und Braun übergeht, bis sie endlich Stufenweise zum vollkommenen Käfer steigt; welche Zeit etwas lange zu dauern scheint, vielleicht sind 5 bis 6 Wochen dazu bestimmt.

Im September und October fand ich viele solcher in der völligen Ausbildung begriffenen Käfer; aber zu eben diesen Zeiten traf ich auch viele längst ausgebildete Käfer an, die ihren Wohnort zu verlassen suchten, wenn nicht schlechte Witterung sie davon abgehalten, denn sie waren schon beschäftigt gewesen sich ein Loch zur Rinde hinaus zu schroden.

Da die Raupen oft geschwind, oft langsam ihre Vollkommenheit erhalten, nachdem sie gute, starke, oder elende karge Nahrung finden, so fliegen auch die Käfer nicht zu einer Zeit, sondern in allen milden Jahreszeiten und besonders im Herbste aus, oder sind vielmehr da zu ihrer Vollkommenheit gelangt. Geschiehet dieses nun noch im frühen Herbst, alsdenn begatten sie sich noch und legen ihre Eier



Eyer zwar in mehreren Oefnungen, jedoch allemal viele auf einen Haufen neben einander.

Fällt ihre Vollkommenheit aber erst in den späten unfreundlichen Herbst, so bleibt der Käfer in starrer Unthätigkeit in seiner Höhle, bis ihn die Frühlingswärme wieder empfindend schafft, wo er alsdenn eine für seinen Körper hinlänglich große Oefnung durch die Rinde nagt, seinen alten Wohnort verläßt, und seinen Gatten sucht.

Ihre ich nicht, so scheint auch dieser Käfer, wie die übrigen seines Geschlechts, nicht sehr zum Fliegen, als vielmehr zum Herumkriechen an den Tannen geneigt zu seyn.

Die wenige Nahrung, welche der Käfer braucht, findet er in dem Saft der Tannen, wenn er die Löcher für seine Eyer bohrt. Auch die Nahrung der Raupe ist bloß die harzige Substanz der Rinde, welches der spirituose Geruch trockener Raupen bezeuget.

Dieser Käfer lebt wohl nicht sehr lange, nachdem er seiner Bestimmung, nemlich eine junge Brut durch Eyer zu hinterlassen, ein Genüge geleistet. Erschien er schon im Frühjahr als Käfer, dann sieht er den Winter nicht, da er die Absicht nicht hat, andere Thiere zu vertilgen, sondern bloß sein Geschlecht fortzupflanzen ist ihm keine längere Lebenszeit bestimmt, als dazu erfordert wird.

Er verbirgt sich im Winter nicht in der Erde, denn dies stimmt nicht mit der Lebensart dieses ganzen Ge-

schlechts überein. Auch verrichtet derselbe Käfer das Fortpflanzungsgeschäft eben so wenig zweimal als der Dermestes, mithin ist nicht davon, sondern von der Menge ihrer Eyer ihre Vielfältigkeit abzuleiten.

Dieser Käfer scheint den Namen Inquisitor daher erhalten zu haben, weil seine hervorragende Augen und sein ganzes Gesicht andeutet, als wenn er sehr umherschauend und klug sey. Doch haben diese Eigenschaft meist alle Holzböcke eigen.

Er kan sehr lange ohne Nahrung leben, und bringt auch den ganzen Winter in starrer Unthätigkeit ohne Nahrung zu.

Zu viele Fruchtigkeit, Nässe, und vorzüglich kleine Insekten unter der Borke sind seine Hauptfeinde, welche sein sonst zähes Leben früher beenden, als es die Natur ihm bestimmte.

Dämpfe vertilgen ihn nicht, da er des starken Harzes gewöhnt ist. Hat er allen Feinden in seinen verschiedenen Veränderungen Troß geboten, und seine Hauptbestimmung durch Fortpflanzung seines Geschlechts erfüllt, dann bezeichnet der natürliche Tod, das Alter, ihm seine Lebensgränze.

Dies sey einigermaßen eine, obwohl noch sehr unvollkommene Geschichte von 7 Käferarten.

Außer den hier angeführten Insekten, findet sich jetzt in einigen Gegenden des Harzwaldes der sogenannte Bohrwurm *Sirex Linnæi*, in verschiedenen Speciebus, von welchen ich, so

wie von den übrigen, an den Rothstannen sich vorzüglich jetzt aufhaltenden Insekten künftiges Jahr mehr liefern werde.

Hier müssen nun drei Fragen beantwortet werden.

I. Die erste ist diese:

Wie können beide Insekten schaden, oder wodurch sind sie schädlich?

Die Beantwortung dieser Frage läßt sich alsdenn erst richtig und genau liefern, wenn man die Frage wieder so zergliedert:

a) Wie kan die Raupe, wie kan der Käfer schaden?

b) Wie können beide dem Baum schaden? entweder den Stamm unbrauchbarer zu machen, oder gar sein Absterben zu verursachen?

a) Der Käfer des *Typographus* bohrt erstlich ein Loch in die Rinde, und dann einen geraden Hauptgang unter derselben mit Höhlungen für seine Eyer, bohrt auch zuweilen in die Holzfasern.

Der Käfer vom *Cerambix inquisitor*, bohrt ein großes Loch in die Rinde, macht aber selbst keine Gänge unter der Borke, indessen kan er doch auch zuweilen in die Holzfasern dringen.

Um nun zu beurtheilen, wie beide Käfer, vorzüglich aber ihre Raupe schaden könne, müssen wir bemerken: wodurch der Baum seine Nahrung erhalte.

Der Baum besteht aus Mark, medulla; Holzfasern, ligno; Bast, li-

bro; Rinde, cortice; und der äußern Schaale an der Oberfläche, cuticula.

Man mag von der Art des Wachstums der Bäume, ihrer Nahrung und des Umlaufs der Säfte in denselben eine Meinung annehmen, welche man will, so bleibt bei allen Hypothesen und Meinungen, einzeln und zusammen genommen, dennoch allemal gewiß ausgemacht: daß die Zerstörung der cuticula, corticis & libri auch den Untergang des Baums selbst bewürke; welches sich daraus zeigt, wenn die Rinde durch Moos, Auswüchse vom Stiche der Insekten, Zersprengung der Saftgefäße durch Frost, durch Einschutte, Abschälung verdorben wird, wo alsdenn nach dem Zeugniß der allgemeinen Erfahrung auch jedesmal der ganze Baum zu Grunde geht, welches auch geschieht, wenn die Borke sich rings um die Peripherie von den Holzfasern ablöst, oder die innere Borke zerstöret wird.

Die beiden Käfer nagen sowohl in der Rinde als in dem Holze, doch nicht so viel als wir von ihren Larven sehen werden; die Larve des *Dermeles* nagt sich von ihrem Eynest an in der Rinde einen 2 Zoll langen Gang 1 bis 2 Linien breit aus, und zwar meist in der Seitendirection, in welcher die Zweige eines Baums von dem Stamm ablaufen, dahingegen der Käfer seinen Hauptgang perpendicular macht.

Hierdurch durchschneidet die Raupe die Rinde quer durch, trennt die Verbindung der Saströhren, hindert also das

das weitere Aufsteigen des Saftes, verzehrt die wesentliche Nahrung der Tannen, den Harzsaft, und verursacht dadurch, daß der Baum oberhalb, wo er weiter keine Nahrung aus der Rinde erhält, trocken werden muß.

Ist nun der Stamm rings um die Peripherie mit mehreren nahen Hauptgängen, die an beiden innern Seiten mit Ethern versehen sind, besetzt, so ziehen sich die kleinen Räupchen um die ganze Peripherie herum und der Baum muß verderben.

Die Raupe des *Cerambix inquisitor* macht zwar keine solche kleine Gänge, indem sie aber rings um sich alles weg naget, in der Rinde ein höheres Alter erreicht, und zu ihrer Verwandlungswohnung eine so große Höhle nagen muß, schadet sie mehr wenn sie auch nur einzeln an einem Baume ist.

Daraus, daß der Baum seine Nahrung durch die Rinde in den Stamm und Zweige vertheilt erhält, ist allein zu erklären, wie es zugeht, daß man Bäume antrifft, welche unten grün, oben trocken, oder nur an einer Seite trocken sind: nachdem nemlich die Raupe an der einen Seite nur ihre Wohnung hat und nur diese Seite der Rinde zerstört; dahingegen an der andern Seite die noch unverletzte Rinde an dieser Seite den Zweigen noch gehörige Nahrung verschafft.

So weit nun diese Raupen die ganze Peripherie ausgehölet haben, so weit von der Spitze herunter muß der Baum trocken werden, und von

den letzten Wohnungen der Raupen bis zur Wurzel bleibt der Stamm noch gesund. Hingegen wird man keinen Baum finden, dessen Rinde unten nach dem Stammende rings herum völlig zerstört wäre, und oben doch grünete.

Diese Raupen können also durch Zerstörung der Rinde schaden; außerdem aber gehen sie auch zuweilen in den Stamm, und bohren etliche Zoll lange Löcher hinein. Bei vielen Bäumen thun sie dieses gar nicht, hingegen bei andern desto häufiger, daß fast der ganze Stamm durchlöchert ist.

Diese Unternehmungen schaden nun dem Wachsthum des Baums nichts, und tragen nichts zu seinem Verderben bei, weil die Holzfasern nur zu Unterstützung des Stammes, nicht zur Nahrung des Baums dienen.

Welches a posteriori noch deutlicher wird, da man viele Weiden sehen kan, die gar keine Holzfasern, sondern bloß noch Rinde haben, und doch noch viele Jahre Reiserholz geben.

Viele gesunde Eichen werden durch die Finger starken Larven des *Lucanus Cervus* in den Holzfasern ganz durchlöchert, und können doch noch ein Jahrhundert nachher leben.

Wenn auch dieses dadurch bewiesen werden kan, daß die Raupen, wenn der Saft ihnen oberwärts fehlt, sich nach der Wurzel hin ziehen, weil sie da, wenn oberhalb die Rinde zerstört ist, die nächste und meiste Nahrung haben können.

b) Nachdem nun gezeigt worden,  
ob

ob und auf was für Art sowohl Raupe als Käfer, Schaden kan; muß ich anführen; in wie fern beide den Stamm unbrauchbarer machen, oder das Absterben des ganzen Baums verursachen.

Der durchlöcherete Stamm schadet dem Baum zwar nichts, so lang er steht, am Wachssthume, indessen aber giebt es Gelegenheit, daß sich andere Insekten hinein lagern und sich Feuchtigkeit hinein setzt; ist der Stamm nun abgehauen, so dient er zu keinem Nutzholz, weder auf Sägemühlen, noch zu Balken, Säulen, 1c. indem er durchlöchert und zerbrechlich ist; auch diese Löcher die Feuchtigkeit mehr aufnehmen, und dadurch die Fäulniß befördern; noch weniger aber taugt er aus eben der Ursache im Grubenbau und Wasser, weil auch die harzige Substanz, welche allein das Tannenzholz noch standhaft und im Wasser brauchbar macht, welches durch sie

abgehalten wird Fäulniß zu bewirken, aus diesen Stämmen längst durch diese Raupe ausgezogen, und durch die vielen Oefnungen ausgedunstet ist. Durch Zerstörung der Rinde aber verliert sowohl der kranke als bisher noch gesund gewesene Baum seine Nahrung, Leben, und auch zugleich seine Dauerhaftigkeit, indem er selbst dadurch viel Nachtheil leidet, daß eine faulende, die Masse aufnehmende Rinde ihn umgiebt, und ihn selbst in die Fäulniß versetzt; wie denn meist das Wurmholz wegen seiner vielen Masse schwerer ist als das übrige Holz.

Mögt es also auch bloß kranke Bäume seyn, die von diesen Käfern angegriffen würden, so wäre doch der Schaden, welchen diese Insekten bewirken, schon beträchtlich genug und müßte uns bewegen, alle mögliche Hülfsmittel zu ergreifen, um diesen Schaden durch Vertilgung dieser Insekten zu verhüten.

### Eine Aufmunterung zur Inokulation der Blattern, bei den sich jetzt hin und wieder äußernden Epidemien.

Im vorigen Winter, da wir eben eine Epidemie am Blattern hatten, sind in dieser Stadt und Gegend sechs und vierzig Kinder, nach Vatti und Waaler's Methode, mit dem besten Erfolg inokulirt, und ohne die allergeringste Arznei, aber nicht ohne Schlittensfahrt, davon geheilt worden.

Da die Blattern jetzt eben wieder herrschen, da es eben wieder Winter ist, und über die Inokulation so häufig gekannengießert, das heißt, von ex Sano Indicio gesprochen wird; so ist dies vielleicht nicht zur un rechten Zeit gesagt.

Münder.

Koch.



# Hannoverisches Magazin.

21<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 12<sup>ten</sup> März 1784.

## A z a r i a.

Eine canadische Erzählung.

(Aus dem Universal Magazine February 1783.)

**D**ie alten Bewohner von Cana-  
da waren im strengsten Ver-  
stande, Wilde. Nichts beweist  
dies besser als das Schickial einiger  
Franzosen, die zuerst in diesem Theile  
der Welt ankamen. Denn diese wur-  
den von den Leuten, die sie gestittet ma-  
chen und verfeinern wolten, - getroffen.

Neuere Versuche waren von besserem  
Erfolg. Man trieb die Wilden tiefer  
ins Land; schloß Friedensverträge mit  
ihnen, die immer schlecht gehalten wur-  
den; doch fanden die Franzosen Mittel,  
die Begierde nach neuen Bedürfnissen  
bei ihnen zu erregen, und hiedurch das  
Joch ihrer Herrschaft ihnen nothwen-  
dig zu machen. Ihr Brantwein und  
Taback bewerkstelligte das, was mit  
ungleich größerer Schwierigkeit ihre  
Waffen nur immer hätten ausrichten  
können, sehr leicht. Gegenseitiges Zu-  
trauen wuchs schnell, und die neuen  
Ankömmlinge besuchten die Wälder  
von Canada mit eben so vieler Freiheit  
als die Eingebornen.

Oft fanden sich auch in diesen Wäl-

dern verheirathete und unverheirathete  
Wildinnen ein, die der Anblick eines  
Franzosen gar nicht in Schrecken setzte.  
Die Wildinnen sind größtentheils  
hübsch, und gewiß hat ihre Schönheit  
den Zierrathen der Kunst nichts zu ver-  
danken, die noch viel weniger den ger-  
ingsten Einfluß auf ihr Betragen hat.  
Ihr Charakter ist natürlich, mild und  
biegsam; ihr Wesen munter, und ihre  
Art zu lachen höchst angenehm und ein-  
nehmend. Sie haben eine starke Nei-  
gung zur Liebe, eine Neigung, der ein  
Mädchen in diesem Lande nachhängen  
kan, und der sie sich immer, ohne Ver-  
denken, und ohne den kleinsten Vor-  
wurf zu fürchten, überläßt. Mit einer  
verheiratheten Frau verhält sich nicht  
so, diese muß sich dem, den sie geheirathet  
hat, ganz allein widmen; und was  
noch merkwürdiger ist, sie erfüllt diese  
Pflicht pünktlich.

Es fügte sich, daß eine Heldin die-  
ser Klasse, die von Geburt eine Huron-  
nin war, eines Tages in dem ihren  
Wohnungen nahe gelegenen Walde  
herum

herum ging, und von einem französischen Soldaten überfallen wurde, der sich gerade nicht darum bekümmerte, ob sie Weib oder Mädchen war, und überdem gar keinen Beruf bei sich fand, die Rechte eines huronischen Ehemanns zu respectiren. Das Geschrei der jungen Wildin, die sich verteidigte, brachte den Baron St. Castins, einen Officier unter den Truppen in Canada, an denselbigen Ort. Er vermogte ohne Mühe den Soldaten dahin, daß er abgehen mußte: allein die Person, die er so glücklicher Weise gerettet hatte, besaß so viele anziehende Reize, daß der Soldat in seinen Augen zu entschuldigen schien, und er selbst in Versuchung gerieth, eine Erkenntlichkeit für den eben geleisteten Dienst zu fordern. Er richtete seinen Vortrag auf eine ungleich feinere und schmeichelndere Art ein als der Soldat; jedoch mit keinem bessern Erfolg. Der Freund, der vor meinen Augen ist, hindert mich, dich zu sehen, sagte die Huronin. Eine wilde Redensart, wodurch eine Frau sagen will, daß sie einen Mann hat und ihre Treue nicht brechen kan. Dieser Ausdruck ist kein leeres Formular, er enthält eine entscheidend abschlägliche Antwort, ist bei allen Weibern dieser barbarischen Völker gebräuchlich, und nie hat die Nachbarschaft und das Beispiel der Europäer seine Stärke schwächen können.

St. Castins der mit der Sprache und den Gebräuchen der Huronen genau bekant war, sah gleich, daß er alle Ansprüche fahren lassen mußte; und diese Ueberzeugung machte seinen ganzen Edelmutz wieder rege. Er wagte

keine weitere Anträge und begleitete nur diese schöne Wildin, welche bloß Zufall in diesen Wald gebracht, und die neue Angriffe fürchtete. So wie sie mit einander gingen, erhielt er alle mögliche Zeichen der Dankbarkeit, nur das nicht; warum er zuerst angesucht hatte.

Einige Zeit darauf tödtete St. Castins einen seiner Kameraden, der ihn beleidigt hatte im Duell. Dieser Officier war der Neffe des General-Gouverneurs der Colonie, und der Gouverneur war eben so unumschränkt als rachsüchtig. St. Castins sahe kein anderes Rettungsmittel vor sich als die Flucht. Man glaubte, daß er sich zu den Engländern nach Neu-York begeben hätte; allein, überzeugt eine eben so sichere Freistadt unter den Huronen zu finden, gab er diesen den Vorzug.

Das Verlangen Azakien wieder zu sehen, dies war der Name der Wildin, die er gerettet hatte, trug zu der Bestimmung seiner Wahl sehr viel bei. Sie erkante ihren Befreier augenblicklich. Nichts glich ihrer Freude bei diesem unerwarteten Besuch, die sie jetzt eben so frei zu erkennen gab, als sie vormals seinen Angriffen Widerstand gethan hatte. Der Wilde, dessen Frau sie war, und der sich Duabi nannte, empfing den St. Castins, welcher ihm die Ursache seiner Flucht bekant machte, auf die nemliche Art. Gepriesen sey der große Geist, sprach der Huron, daß er dich zu uns gebracht hat. Dieser Leib, setzte er hinzu, und legte seine Hand an seine Brust, soll ein Schirm zu deiner Vertheidigung seyn, und diese Hinzerschmetternde Art soll deine Feinde zur

zur Flucht bringen oder fällen. Meine Hütte soll dein seyn; du sollst immer das helle Gestirn des Tages erscheinen, und uns verlassen sehen, ohne daß irgend etwas dir mangle, oder etwas dir schaden könne.

St. Castins erklärte sich, daß er schlechterdings so wie sie leben, das heißt, an ihren Beschwerden und Kriegen Theil nehmen, ihre Gebräuche beobachten, kurz ein Huron werden wolte; ein Entschluß der Duabis Freude verdoppelte. Dieser Wilde behauptete unter seinem Volke den ersten Rang; er war oberster Chef, eine Würde die sein Muth und seine Dienste ihm erworben hatten. Es waren noch andere Chefs unter ihm, und er bot eine dieser Stellen dem St. Castins an, der aber bloß den Rang eines gemeinen Kriegers annahm.

Die Huronen führten dazumal mit den Troquoisen Krieg, und machten Anstalten zu einer Unternehmung gegen sie. St. Castins nahm mit Vergnügen an dieser Expedition Theil, er socht wie ein ächter Huron, wurde aber gefährlich verwundet, und man brachte ihn mit vieler Mühe auf einer Tragbahre nach Duabis Wohnung zurück. Nakia schien bei diesem Anblick vom Schmerz überwältigt; allein, statt leerer Klagen wandte sie alle mögliche Sorgfalt und Eifer an, um ihm Dienste zu leisten.

Ungeachtet sie mehrere Sklaven unter ihren Befehlen hatte, machte sie es bloß zu ihrem eignen Geschäfte, alles was zur Erquickung ihres Gastes etwas beitragen konnte, zu besorgen. Ihre Geschäftigkeit glich ihrer Bekümmerniß. Man hätte sagen sollen, es wäre eine Geliebte, die über das kostbare Leben ihres Liebhabers wachte. Wenige würden bei einer solchen Gelegenheit nicht die schmeichelhaftesten Folgerungen gemacht haben, und das that auch St. Castins. Seine Wünsche und seine Hoffnungen lebten mit seinen Kräften wieder auf. Nur eins hinderte seine Aussichten, und das waren die Dienste und Freundschaftsproben die ihm Duabi gegeben. Konnte er den hintergehen ohne zugleich treulos und undankbar zu seyn? Doch sagte St. Castins bei sich selbst; der gutherzige Duabi ist nur ein Wilder, und der kan hierin so scrupulös nicht seyn, als mancher ehrlicher Mann in Europa. Dieser Grund, der eigentlich kein Grund war, schien für den verliebten Franzosen sehr solide. Er erneuerte seine zärtlichen Anträge und war erstaunt aufs neue eine abschlägliche Antwort zu bekommen. Halt Celario. (dies war der wilde Name, den man St. Castins gegeben hatte.) Halt, sagte Nakia, die Splittern des Stabes a) den ich mit Duabi gebrochen habe, sind noch nicht Asche geworden,

X 2

den,

a) Um die Verheirathung bei den Wilden zu besättigen, versammeln sich die Verwandte beider Verlobten und setzen sich im Kreise herum. Braut und Bräutigam treten in der Mitte des Kreises auf einen ausgebreiteten Teppich und halten einen dünnen Stab jeder an einem Ende fest. Dieser Stab wird alsdenn in so viel Stücke zerbrochen als Personen gegenwärtig sind, und ein jeder hebt das seinige sorgfältig auf. Wenn eine Ehescheidung eintritt, so kommen die nemlichen

den, ein Stück davon ist noch in seinen Händen, und ein anderes in den meinen. So lange die dauern, bin ich fein, und kan dein nicht werden. Diese Worte mit einem entscheidenden Ton gesprochen, setzten St. Castins ganz außer Fassung. Er wagte es nicht weiter einzudringen, und fiel in eine schwermüthige Träumerei. Azakia wurde tief gerührt dadurch. Was kan ich thun, sagte sie zu ihm; deine Gefährtin kan ich nicht werden, ohne aufzuhören die Gefährtin Duabis zu seyn, und Duabi kan ich nicht verlassen, ohne ihm eben den Kummer zu verursachen, den du jetzt fühlst. Antworte, verdient er das? — Nein, rief Celario nein! er verdient mir ganz vorgezogen zu werden; aber ich muß seine Wohnung verlassen. Nur wenn ich aufhöre Azakien zu sehen, kan ich aufhören undankbar gegen Duabi zu seyn.

Kalte Todtenblässe überzog das Gesicht der jungen Wildin bei diesen Worten, ihre Thränen flossen augenblicklich, und sie bemühetete sich nicht sie zu verbergen. Ach! undankbarer Celario, rief sie mit Schluchzen und drückte seine Hände zwischen den ihrigen, ist es wahr undankbarer Celario, willst du die verlassen, denen du theurer bist als das Licht von dem hellen Gestirn des Tages? was haben wir dir gethan, daß du uns lassen willst? mangelt dir etwas? Siehst du mich nicht beständig an deiner Seite, wie die Sklavin die

nur auf einen Wink wartet um zu gehorchen? warum willst du, daß Azakia vor Schmerz sterben soll? Du kanst sie nicht verlassen ohne ihre Seele mit dir zu nehmen, denn die ist dein, so wie ihr Leib Duabis. — Die Ankunft Duabis hinderte Celario zu antworten. Azakia weinte noch immer ohne Zurückhaltung und selbst ohne die Ursach davon nur einen Augenblick zu verhehlen. Freund, sagte sie zu dem Hyronen, noch siehst du Celario, du siehst ihn, kanst mit ihm reden und ihn hören; aber er wird bald vor deinen Augen verschwinden, er geht andere Freunde zu suchen. — Andere Freunde? rief der Wiltz de fast eben so erschrocken als Azakia. Und was bester Celario, was kan dich bewegen, dich aus unsern Armen zu reissen? Hat man dir hier Beleidigung oder Schaden zugefügt? Rede, du kennst mein Ansehn in diesen Gegenden. Ich schwöre dir bei dem großen Geist Genugthuung und Rache.

Diese Frage setzte den St. Castins in große Verlegenheit. Er hatte keinen vernünftigen Grund zu klagen, und die wahre Ursach seines Entschlusses mußte schlechterdings dem Duabi unbekant bleiben. Er sah sich daher in die Nothwendigkeit gesetzt einige unbedeutende und gemeine Gründe anzugeben, die der gute Duabi herzlich lächerlich fand. Laß uns von andern Dingen reden, sprach er, ich gehe Morgen auf eine Expedition gegen die Troquoisen, und heute

den Personen, die bei der Verheirathung gegenwärtig waren, wieder zusammen, ein jeder brinat das ihm anvertraute Stückchen Holz mit. Alle diese Stücke werden zusammen gelegt und verbrannt, wodurch alsdann die eheliche Verbindung aufgehoben ist.



heute Abend gebe ich unsren Kriegern das gewöhnliche Gastmahl. Nim Theil an dieser Lustbarkeit bester Celario. — Ich bin bereit auch an euren Gefahren und Beschwerlichkeiten Theil zu nehmen, unterbrach ihn St. Castins und ich begleite euch auf dieser neuen Expedition. Deine Kräfte würden deinen Muth im Stiche lassen, versetzte der Chef der Huronen. Nicht genug, daß du dem Tode unerschrocken entgegen gehst, du soltest auch unter deinen Feinden todt austheilen können, du soltest den Feind verfolgen können, wenn er zur Flucht gebracht ist, und du soltest selbst fliehen können, wenn er überlegen ist. Dies waren jederzeit die Grundsätze unserer Kriege, denk jezt bloß darauf völlig geheilt zu werden, und für diese Wohnung, die ich dir anvertraue, in meiner Abwesenheit Sorge zu tragen. Was St. Castins dagegen einwandte, war vergebens. Die Krieger versammelten sich, das Gastmahl nahm seinen Anfang, kaum war es vorbei, so marschirten die Truppen ab und St. Castins blieb mehr als jemals Azakiens Reizen ausgesetzt.

Es ist gewiß, die junge Wildin liebte ihren Gast. Ihre Liebe war bloß Ideal, und sie war sich es bewußt, daß ihre Liebe von der Art wäre. Sie faßte selbst einen Entschluß, den andere, wie sie liebten, gewiß nicht gefaßt haben würden, sie gab St. Castins Gelegenheit von einer andern das zu erhalten, was sie ihm hartnäckig verweigert hatte. Die Reize der Nebenbuhlerin die sie selbst sich verschaffte, waren sehr gut ausgefacht, um seine Blicke an sich zu ziehen.

Sie war nur 18 Jahr alt, schön, und was nicht weniger erforderlich war, noch eine Jungfer. Man hat schon oben angemerkt, daß ein Mädchen unter den nordamerikanischen Wilden volle Freiheit genießt. St. Castins durch Azakiens aufgemuntert, hatte verschiedene Unterredungen mit Zisina, das war der Name der jungen Huronin, und nach wenig Tagen konnte er in ihrem Augen lesen, daß sie minder grausam als ihre Freundin seyn würde. Ob er diese Entdeckung benützt habe ist nicht bekannt, genug er vergaß darüber Azakiens nicht, die ihrer Seits auch keine Neigung zu haben schien, vergessen zu werden. Ungeachtet seines innern Kampfs fühlte sich St. Castins immer näher an sie gezogen. Ein Zufall, der sonst überall zu ihrer Verbindung würde beigetragen haben, hätte hier sie beinahe auf ewig getrennt.

Sie erhielten durch einige Flüchtlinge, die eifertiger als die andern gewesen waren, die Nachricht, daß Duabi in einen Hinterhalt der Troquoisen gefallen, daß er einige von seiner Parthei verloren, und selbst auf dem Schlachtfelde geblieben sey. Diese Zeitung erfüllte St. Castins mit aufrichtigem Kummer. Seine Edelmutz ließ ihn alle Ansichten des Eigennuzes an die Seite setzen. Er vergaß, daß er bei dem Verlust eines Freundes auch zugleich eines Mitbuhlers los geworden war. Und überdem konnte der Tod dieses Mitbuhlers Azakiens Tod verursachen. Ihr Leben hing von dem Augenblick an bloß von dem Eigensinn eines Traums ab. So stark war die Macht einer abergläubigen

bigen Gewohnheit, worauf man seit undenklichen Zeiten unter diesen Völkern unverbrüchlich hielt. Wenn eine Witwe die ihren Mann verloren hat, binnen vierzig Tagen zweimal nach einander im Traum ihn sieht und mit ihm redet, so schließt sie daraus, daß er ihrer an dem Orte der Seelen verlanget, und nichts darf sie alsdann abhalten, sich das Leben zu nehmen.

Azakia war entschlossen dieser Gewohnheit zu gehorchen, wenn der doppelte Traum einträte. Sie betrauerte Duabi herzlich; und obgleich St. Castins ihr Grund zu neuen Bestimmungen gab, im Fall sie sterben mußte: so siegte doch die Gewalt der Mode über ihre Neigung. Unruhe und Schrecken die den Liebhaber dieser schönen und leichtgläubigen Huronin peinigten, lassen sich schwer ausdrücken. Jede Nacht stellte seine Phantasie sie ihm als einen Raub dieser unglücklichen Erscheinungen dar, und jeden Morgen redete er sie mit Furcht und Zittern an. Endlich sah er, daß sie den tödlichen Trank bereitete: es war der Saft aus der Wurzel des Citronbaums b), ein Gift, welches in diesem Lande nie seinen Zweck verfehlt. Du siehst, bester Celario! sagte sie, du siehst die Vorbereitung zu der langen Reise die Duabi mir zu machen befiehlt. O Himmel, sagte St. Castins, wie könnt ihr einem thörichten Traum einer elenden betrügerischen Täuschung glauben? Halt Ce-

lario, versetzte die Huronin, du betrügst dich selbst. Vergangene Nacht erschien mir Duabi, nahm mich bei der Hand, und befahl mir ihm zu folgen. Die Schwere meines Körpers hinderte die Befolgung dieses Befehls. Duabi entwich mit traurenden Blicken. Ich rief ihn zurück, und die einzige Antwort, die er mir gab, war, daß er seine Arme nach mir ausstreckte und verschwand. Er wird ohne Zweifel wieder kommen, bester Celario, ich muß ihm gehorchen, ich werde dein hartes Loos beweinen, dann diesen Trank verschlucken der meinen Leib in Todesschlaf hüllen wird, und in die Wohnung der Seelen zu Duabi gehen.

Diese Reden setzten St. Castins ganz außer Fassung. Er sagte alles dagegen, was Vernunft, Schmerz und Liebe ihm als überzeugende Gründe eingab; allein, nichts schien der jungen Wildin so. Sie weinte, aber beharrte auf ihrem Entschlus. Alles was der untröstbare Celario von ihr erhalten konnte, war, daß, wenn auch Duabi ihr zum zweiten mal im Traum erschiene, sie sich doch nicht eher das Leben nehmen wolte, bis sie gewisse Nachricht von seinem Tode hätte, wovon St. Castins die Wahrheit so bald als möglich zu erforschen entschlossen war.

Bei den Wilden findet weder Kanzenierung noch Auswechselung der Gefangenen statt, und sie suchen sie nur, wenn sie können, aus den Händen der Feins

b) Dieser Baum wächst in dem innern der Waldungen von Canada sehr häufig. Sein äußerliches Ansehn gleicht dem bekanten Citronenbaum völlig, die Frucht ist aber so schlecht und unbrauchbar, daß sie kaum den Namen der Citrone verdient.

Feinde zu erlösen. Der Sieger besimt zuweilen seine Gefangenen zur Sklaverei, und noch öfter zum Tode. So sind besonders die Grundsätze der Froquoisen. Es ließ sich daher vermuthen, daß Duabi entweder an seinen Wunden gestorben, oder von diesen Barbaren verbrannt wäre. Für Usakien schien dies glaublicher als alles andere; doch St. Castins wolte, daß sie wenigstens noch daran zweifeln sollte. Er seines Theils feuerte den Muth der Huronen an, und schlug eine neue Unternehmung gegen den Feind vor. Man billigte seinen Vorschlag, berathschlagte sich über die Wahl eines Chefs, und alle Stimmen waren einmüthig für St. Castins, der bereits Proben seiner Tapferkeit und Fähigkeit gegeben hatte. Er marschirte mit seinem Trupp ab, doch mußte Usakia ihm vorher aufs neue ihr Wort geben, daß sie ungeachtet aller Träume die sie fernher haben würde, wenigstens bis zu seiner Rückkunft die schmerzliche Reife, die sie zu machen entschlossen war, aufschieben wolte.

Die Expedition der Huronischen Krieger hatte den gewöhnlichsten Erfolg. Die Froquoisen glaubten, daß sie zu geschwächt, oder zu unthlos wären, auf eine Unternehmung zu denken, und waren selbst auf dem Marsch um sie anzugreifen; allein, sie gebrauchten unterwegs nicht die geringste Vorsicht. St. Castins hingegen detaschirte einige seiner Leute zum recognosciren. Diese entdeckten den Feind, ohne von ihm gesehen zu werden, und brachten ihrem Chef Nachricht davon. Man fand das Terrain sehr bequem um sich in Hinterhalt zu legen, und die Huronen betrueten sich dabei so gut, daß die Froquoisen sich schon eingeschlossen fanden, als sie noch ganz außer Gefahr zu seyn glaubten. Man griff sie mit solcher Wuth an, daß ihnen keine Zeit übrig blieb, sich zu befreien. Der größte Theil

wurde auf der Stelle getödtet und die übrigen verstümmelt, oder schwer verwundet. Die Huronen marschirten gerades Weges nach dem ersten Dorf, und überfielen die daselbst versammelten Froquoisen, diese waren im Begriff an dem Schauspiel einen Huron verbrennen zu sehn, sich zu veranlässigen, und der Huron fing schon an sein Todtenlied c) zu singen. Eine Sache, die kein Wilder, den der Feind tödten will, verabsäumt. Lautes Geschrei und ein Regen von Flintenkugeln zerstreuten plöblich die neugierige Menge. Beides Flüchtige, und die, die sich zur Wehr setzten, wurden getödtet. Die Grausamkeit der Wilden zeigte sich in ihrer ganzen Größe. Vergebens bemühte sich St. Castins dem Gemehel Einhalt zu thun, und kaum rettete er eine geringe Anzahl von Weibern und Kindern. Er fürchtete besonders, daß mitten in diesem schrecklichen Tumult vielleicht selbst Duabi, der seiner Vermuthung nach noch lebte, und sich hier aufhielt, niedergehauen würde. Voll von diesem Gedanken, rannste er unaufhörlich von einem Ort zum andern. Er bemerkte an einem Platz, wo das Gefecht noch fortdauerte, einen Gefangenen, der an einen Pfal gebunden war, und um sich herum alle Geräthschaft des Todes, das heißt brennbare Materien hatte, um an einem langsamen Feuer verbrannt zu werden. Der Chef der Huronen stieg zu diesem Unglücklichen, zerriss seine Bande, erkannte und umarmte ihn mit freudigem Entzücken. Es war Duabi.

Dieser brave Wilde hatte den Tod dem Verlust der Freiheit vorgezogen. Er war kaum von seinen Wunden geheilt, als man ihm das Leben anbot, mit der Bedingung ein Sklave zu bleiben; allein, er wählte den Tod, fest entschlossen, wenn man ihm dieses versagte, sich selbst zu tödten. Die Froquoisen waren ein Volk, die ihm diese

Mu-

c) In dem Todtenliede läßt der Wilde nicht das geringste einfließen, um Bedauern zu erregen, sondern wendet im Gegentheile alles an seine Feinde zu erbittern, fordert sie auf, ihm die ansäcftlichsten Martern anzuthun, besingt die Siege die seine Nation vorher über sie erhalten, u. s. w.



Mühe gern ersparten, und einen Augenblick später, so konnten seine Kameraden ihn nicht retten.

Der Nest der Troquoisen in dieser Gegend wurde zerstreut oder zu Sklaven gemacht, und darauf marschirte die Huronische Armee zu Hause. St. Cassins wolte das Commando an Quabi übergeben, der es aber ausschlug. Unterwegens benachrichtigte er ihn von Azakiens Entschluß zu sterben, in der Meinung er wäre nicht mehr am Leben, und verlangte von ihr ihm zu folgen; sagte ihm zugleich, daß sie zu diesem Behuf Gift bereitet, und daß er nur mit vieler Schwierigkeit einen Aufschub von ihr erhalten. Er redete mit einer Zärtlichkeit und Bewegung, die den guten Quabi tief rührte, der sich zugleich verschiedener Sachen wieder erinnerte, auf die er damals nicht sonderlich gemerkt, jedoch ließ er ihm noch nichts von seinem Vorhaben merken. Sie kamen an Azakia, die einen zweiten Traum gehabt, hielt ihre Rückkehr für das Signal zu ihrem Tode. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie den Mann in der Zahl der Lebendigen fand, den sie an dem Aufenthalt der Geister hatte suchen wollen. Erst blieb sie unbeweglich und stumm, aber bald drückte sich ihre Freude durch lebhaftes Liebkosungen und lange Gespräche aus. Quabi nahm jene an und unterbrach diese. Darauf wandte er sich zu St. Cassins. Celario, sagte er, du hast mein Leben gerettet, und was mir noch theurer ist, du bist zweimal der Erhalter meiner Azakia gewesen. Sie gehet dir daher mit mehrerem Recht an, als mir, ich selbst gehöre dir an. Siehe, ob ihre Person genug seyn wird mich von meinen Verbindlichkeiten los zu machen. Ich trete sie dir aus Dankbarkeit ab, aber ich würde sie nicht abgetreten haben, selbst um mich von dem Feuer das die Troquoisen anzündeten, zu retten.

Was St. Cassins bei dieser Rede fählete, läßt sich nicht beschreiben. Nicht, daß die Sache ihm so lächerlich und freundschaftlich, als vielleicht manchem Europäer; er wußte, daß Ehescheidungen unter den Wilden sehr gemein sind. Sie trennen sich eben so leicht, als sie zusammen kommen. Allein überzeugt, daß es übernatürliche Ueberwindung kosten mußte Azakien ihm abzutreten, hielt er sich verpflichtet, gleichen Edelmut zu zeigen. Er weigerte sich das anzunehmen, was doch das Ziel seiner Wünsche war, und weigerte sich vergebens. Quabis Beharrlichkeit bei seinem Entschluß war unüberwindlich. Die getreue Azakia, die, wie wir gesehen haben, St. Cassins Angriffen widerstand, die einen Gesandten, den sie todt anbrachte, nicht überleben wolte, die hätte man erwarten sollen, würde sich lange gegen die Trennung, die ihr Gemahl vorschlug, gesträubt haben. Dagegen aber machte sie nicht den geringsten Einwurf. Bisher hatte sie bloß ihrer Pflicht gehorcht, und nun glaubte sie die Freiheit zu haben, dem Ruf ihrer Neigung zu folgen, da es Quabi von ihr verlangte. Die Stücken von dem Stabe der Vereingung wurden hergebracht, zusammen gelegt und verbrannt. Quabi und Azakia umarmten sich zum letzten mal, und von dem Augenblick an war die junge schöne Huronin wieder in alle Rechte eines Mädchens eingesetzt. Man sagt, daß durch Hilfe einiger Missionarien St. Cassins sie in den Stand setzte, nach den Vorschriften des Christenthums seine Frau zu werden. Quabi seines Theils brach den Stab mit der jungen Juma. Und diese beiden äußerlich so verschiedenen Ehen waren gleich glücklich. Beide Ehemänner, überzeugt keine Mitwerber zu haben, vergaßen, daß sie Vorgänger gehabt hatten.



Als

an einem Redouten - Abend

e i n

# verdienstvoller Staatsmann

st a r b.

---

**D**ort rauscht im weiten Kerzen - Saale  
 ein bunt verlarvtes Chor;  
 ergossen ist des Leichtsinns frohe Schaale,  
 betäubt ist Herz und Ohr!  
 Die Freude nicht, ihr Aftersbild nur thronet  
 dort im Gemüth von Spiel und Tanz und Scherz;  
 Denn ach! sie selbst, die Himmlische! bewohnet  
 auf Erden nur des Weisen stilles Herz.

Scheucht lauter Lust, — auch dann wann sie die Schranken  
 nicht übertritt, die ihr die Tugend bent,  
 verschleucht sie nicht den leisesten Gedanken  
 an Leiden, Tod und Sterblichkeit?

Und seht! — dort, kämpfet mit dem letzten Streben  
der jammernden Natur, des Todes Allgewalt —  
schon stockt das Herz, schon zuckt das bange Leben,  
schon wird die Stirn vom Todes-Schweisse kalt!

Dort stirbt Der Mann, Den, tausenden zu nützen,  
ein Gott der Erde gab;

Der Armen Trost zu seyn, die Unschuld zu beschützen,  
Bewafnet mit dem Richterstab.

Der Mann, Der stets mit heißem Triebe  
dem Wohl der Menschen sich geweiht;

Der Weisheit, Edelmuth und Liebe  
verband mit Kraft und Thätigkeit;

Er stirbt, — Sein edler Geist entfliehet  
zu früh der Welt, die Er beglückt hat! —  
doch wohl ihm! — denn im Scheiden siehet  
er froh zurück, auf die gestreute Saat.

Schon keimet sie, und strahlt im vollen Glanze  
hinauf zu Gottes heiligem Thron;  
dort samlet er, zum ewig blüh'nden Kranze  
der edlen Thaten Frucht und Lohn.

Stirb ruhig, edler Mann! — von wohlverlebten Tagen  
versüße das Gefühl den bittern Todestrank!  
stirb ruhig Menschenfreund! — Dir folgen unsre Klagen  
Dir folgt des Waisen und der Witwe Dank.  
O dulde nur! — vielleicht nicht einmahl Stunden,  
Minuten noch, und Freiheit athmest Du!  
der schwere Kampf ist herrlich überwunden,  
und Dich umschwebt des bessern Lebens Ruh!

Ihr Tänzer dort, im bunten Scherzgewande,  
verschmäht auch jetzt die ernste Warnung nicht:  
seht dieses Bild! — fühlt, wie des Lebensbände  
so leicht, so schnell, des Todes Hand zerbricht.

O seelig, wem die Unschuld stets zur Seite  
auch selbst im rauschenden Getümmel steht!  
wer mit dem Wunsch: daß ihm die Tugend leite  
Die glatten Pfade des Vergnügens geht;

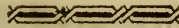
Wer ganz den Werth des Erdenlebens kennet,  
den hohen Werth, gelehrt von Gott allein:  
in dessen Herz der schöne Eifer brennet,  
durch Menschenlieb' und Weisheit groß zu seyn;  
durch edle That sich Himmel an zu heben;  
wer hülfreich ist in seiner Brüder Noth; —  
der lebt, wie **Almann**, ein segenreiches Leben  
und stirbt, beweint wie Er, des Weisen Tod!

---

Emilie von Berlepsch.

---





# Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 15ten März 1784.

Einiges aus des Herrn Faujas de St. Fond Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen der Herrn von Montgolfier, nebst verschiedenen zu dieser Materie gehörigen Abhandlungen \*).

**D**ie Herrn Stephan und Joseph von Montgolfier, Eigenthümer einer von den schönsten Papiermanufakturen zu Annonay in Vivarais, widmeten ihre ganze Muße dem Studium der Naturlehre. Schon längst hatten sie über das Aufsteigen der Dünste nachgedacht, welche sich in der Atmosphäre in Wolken vereinigen, die sich, so groß und schwer sie immer seyn mögen, dennoch nicht allein in beträchtlichen Höhen schwebend erhalten, sondern so gar höchst beweglich sind, und als ein Spiel der Winde herum getrieben werden. Die-

ses brachte sie auf den Gedanken der Möglichkeit, die Natur in einer ihrer größten und majestätvollsten Operationen nachzuahmen.

So kamen sie in der Folge auf den kühnen Gedanken, vermittelst einer Hülle von ungemein großem Umfange, und eines leichten Dampfs eine Art von künstlicher Wolke zu verfertigen, welche bloß durch die Schwere der atmosphärischen Luft bis in die Region hinaufgetrieben würde, in welcher der Regen und die Ungewitter entstehen.

Ihren ersten Versuch wagten sie Dienstag, den 5ten Jun. 1783 in der  
 Y Stade

\*) Das Buch, aus welchem den Lesern dieser Auszug mitgetheilt wird führt den Titel: Description des Experiences de la Machine aerostatique de M. de Montgolfier, & de celles, aux quelles cette decouverte a donné lieu, par M. Faujas de St. Fond, à Paris, chez Cuchet. Es ist dieser Tag in Deutsche übersetzt, mit 8 Kupfertafeln versehen erschienen, und man hat aus dem Grunde nicht für unnöthig erachtet, einen Auszug daraus zu liefern, um denen, die ihre Neugierde wegen dieser so viel Aufsehen machenden Erfindung, gern zu befriedigen wünschen, etwas Vollständiges vorzulegen.

Der Verfasser des eben angeführten Werks hat sich übrigens bereits durch seine im Jahr 1778 herausgegebene Untersuchung der ausgebrannten Vulkane in Vivarais und Belay als einen einsichtsvollen Naturforscher bekannt gemacht.

Stadt Annonay in Gegenwart der Landstände von Vivarais, auf dem öffentlichen Marktplatz daselbst.

Nach der von dem jüngern Herrn Montgolfier dem Herrn Faujas de St. Fond mitgetheilten Nachricht, war die aerostatische Maschine, mit welcher dieser erste Versuch angestellt wurde, von Leinwand mit Papier gesüßert, das man auf ein an die Leinwand befestigtes Netz von Bindfaden genäher hatte. Sie hatte eine ziemlich kugelförmige Gestalt, hielt 110 Schuh im Umfange, und war unten an einem hölzernen Rahmen von 16 Schuh ins Gevierte befestiget. Sie faßte ungefähr 22000 Cubikschuh, und trieb also, wenn man die mittlere Schwere der Luft für  $\frac{1}{800}$  der Schwere des Wassers annimmt, eine Luftmasse von 1980 Pfund ans der Stelle.

Die Schwere des hineingefüllten Gas betrug ungefähr halb so viel, denn es wog 990 Pfund; die Maschine mit dem Rahmen aber wog 500 Pfund. Es blieben demnach noch 490 Pfund Uebergewicht, welches auch der Versuch bestätigte.

Die verschiedenen Stücke der Maschine wurden durch bloße Knöpfe und Knopflöcher an einander gehalten; zwei Personen waren hinreichend sie aufzurichten, und mit Gas zu füllen, aber, um sie zurück zu halten, waren acht Personen nöthig, und diese ließen sie nicht eher als auf ein gegebenes Signal los.

Sie stieg mit beschleunigter Bewegung, die jedoch am Ende des Stei-

gens nicht mehr so schnell war, bis auf eine Höhe von ungefähr 1000 Toisen.

Ein an der Erdoberfläche kaum merklicher Wind trieb sie 1200 Toisen weit von dem Orte, wo sie aufgestiegen war.

Sie blieb nur 10 Minuten lang in der Luft, weil das Gas durch die Knopflöcher und Nadelflöcher und wegen anderer Unvollkommenheiten im Bau der Maschine heraus ging. Der Wind wehete zur Zeit des Versuchs aus Süden, und es regnete.

Die Maschine sank so sanft herab, daß sie an dem Weinberge, auf welchem sie sich niederließ, weder Neben noch Pfähle zerbrach.

Kaum war die Nachricht von dem schönen Versuche der Herren von Montgolfier in Paris bekannt geworden, als die dasigen Liebhaber der Physik ohne Zeitverlust anfangen, an der Wiederholung desselben zu arbeiten.

Weder die von den Landständen der Provinz Vivarais aufgesetzte Urkunde, noch die Privatbriefe aus Annonay meldeten, was für Gas man gebraucht hatte. Man wußte nur so viel, daß der Dampf, dessen sich die Herren von Montgolfier bedient hatten, halb so schwer, als die atmosphärische Luft gewesen sey. Hieraus sahen nun die Physiker, daß von einem ganz andern Gas die Rede sey, als von der entzündbaren Luft, welche 10 mal leichter, als die gemeine Luft ist.

Auch begriff man sehr wohl, daß die Urheber der Maschine, die aus dem Eisen gezogene entzündbare Luft nicht aus Unwissenheit ungebraucht gelassen hätten

hätten, da sie als Kenner der Chymie und Naturlehre bekannt sind. Sie waren vielmehr dadurch zurück gehalten worden, daß sie es in einer Stadt, die ihnen gar keine Hülfsmittel dazu anbot, höchst schwer fanden, sich 40000 Cubitschub entzündbare Luft zu verschaffen. Ueber dies hatten sie eine weit einfachere und wohlfeilere Methode erfunden; diese war aber noch zur Zeit unbekant, und man mußte also in Paris auf andere Mittel denken.

Man wählte den mit elastischen Harz überzogenen bekanten Taffet des Herren Verniard, und schränkte den Durchmesser der Maschine ungefähr auf 12 Schuh ein, theils wegen der Kostbarkeit des Ueberzuges und der entzündbaren Luft, theils wegen der Schwierigkeit, dieses Gas ohne großen Zeitverlust in beträchtlicher Menge zu entbinden.

Als die Sache so weit beschlossen war, eröffnete man eine Subscription. Der Ruf dieses Vorhabens verbreitete sich von einem zum andern, erregte allgemeines Aufsehen, und jeder drängte sich, seinen Namen einzeichnen zu lassen.

Am 23<sup>ten</sup> Aug. war die Maschine fertig.

Sie hatte die Gestalt einer Kugel von 12 Schuh 2 Zoll im Durchmesser; ihre Anführung war schön und regelmäßig. Man hängt diese Kugel in einem Gestelle auf, welches sie fest halten sollte; hier wurde sie zusammen gedrückt, und nachdem die atmosphärische Luft gänzlich heraus war,

ward der Hahn, durch welchen man sie ausgedrückt hatte, so gleich verschlossen. In diesem Zustande glich die Maschine einem leeren zusammen gefalteten Sacke.

Um 8 Uhr des Morgens fing man an sie zu füllen. Man bediente sich anfänglich eines großen Kastens oder Schrancks mit Schubklästen, welche mit Blei ausgefüllt waren, über denen oben ein Rohr hinausging, und an dem an der Kugel befindlichen Hahn anpaßte. Die Schubklästen waren mit Eisenfeile und verdünnter Vitriolsäure angefüllt; und weil man durch die mehrere Schubklästen mehr Oberfläche erhielt, so sollte dadurch die entzündbare Luft in beträchtlicherer Menge entbunden werden. So bald sie mit dem Eisenfeil und Vitriolöl angefüllt waren, schloß man sie so gleich zu, und schnitt alle Verbindung mit der äußern Luft durch einen Schieber ab.

Die Verbindung eines Kastens von dem andern konnte man von außen durch einen Griff abschneiden, durch welchen man eine inwendig befindliche Leiste umdrehen konnte, die der Luft den Weg nach Gefallen entweder öffnete oder verschloß.

Wenn das entzündbare Gas in den obern Theil des Schrancks gekommen war, so traf es daselbst eine wie ein liegendes S gestaltete bleierne Röhre an, die eine weite Oefnung hatte, und mit Wasser gefüllt war; die Luft sollte sich nun da, wo sie den wenigsten Widerstand fände, einen Weg bahnen,

durch das Wasser hindurch dringen, durch den äußern auf dem Schranke aufstehenden gläsernen Cylinder in den daran stoßenden Hahn, und von da aus in die Kugel übergeben. Der äußere Cylinder war von Glas, damit man sehen könnte, wenn die Luft stiege, oder wenn sie aufhörte sich zu entbinden.

Man fand diese Maschine aber sehr unbequem. Die Schubkästen waren nicht tief genug, das Holz warf sich von der Hitze und Feuchtigkeit, die entzündbare Luft konnte den Widerstand der Wassersäule nicht überwinden, und daher wählte man eine andere binnen zwei Stunden an ihre Stelle, die aus einem senkrecht aufgestellten Fasse bestand, in welches man durch eine in den obern Boden gebohrte Oeffnung eine große Menge Eisenfeile geworfen, und Vitriolöl darüber gegossen, dann aber die Oeffnung schnell wieder verstopft hatte. Auf diese Art entband sich die entzündbare Luft stoßweise, und ging durch eine zweite, neben der ersten gebohrte Oeffnung, welche anfänglich durch eine blecherne Röhre, nachher aber durch ein kupfernes mit elastischem Harze überfirnißtes Rohr mit dem an der Mündung der Kugel befindlichen Hahn verbunden war.

Das Gas stieg aus der Röhre schnell in die Kugel auf. So bald das Aufbrausen aufhörte, ward der Hahn verschlossen, und neue Eisenfeile mit Vitriolöl durch die aufgemachte Oeffnung in das Faß gebracht. So entwickelte sich neues Gas, der Hahn ward wie-

der eröffnet, und die entzündbare Luft drang in die Kugel.

Diese Operation ging nun zwar sehr geschwind von statten, war aber dennoch einigen Mängeln unterworfen. Die Vitriolsäure erzeugte, wenn sie das Eisen angrif, einen so heftigen Grad der Hitze, daß dadurch ein Theil des Wassers, mit dem man sie verdünnet hatte, in Dämpfe verwandelt wurde, welche sich mit dem zu gleicher Zeit entbundenen schwefelsauren Gas vermischten, und dadurch eine caustische Eigenschaft annahmen.

Wenn diese Dämpfe mit der entzündbaren Luft bis an die innern Wände der Kugel gekommen waren, so wurden sie daselbst plötzlich wieder verdichtet; das daraus entstandene Wasser lief an dem Tasset herab, und würde ihn zerrissen haben, wenn er nicht mit elastischem Harze wäre überzogen gewesen.

Da sich nun dieses mit Säure imprägnirte Wasser im untern Theile der Kugel sammelte, und daselbst Erhöhungen wie Wülste bildete, so mußte man von Zeit zu Zeit den Tasset schützen, und das Wasser durch den Hahn heraus laufen lassen.

Nach war die aus dem Fasse aufsteigende Hitze so groß, daß sie sich dem kupfernen Rohre, und durch dasselbe auch der Maschine mittheilte. Der Hahn ward davon so heiß, daß man ihn mit feuchten Lappen bewickeln, und zur Erhaltung der Kugel den Tasset am untern Theile derselben beständig durch kleine Spritzen ansuchten mußte.

Zur



Zur Entbindung des nöthigen Gas (alles mitgerechnet, was verloren gegangen, und was erforderlich war,) hat man 1000 Pfund Eisenseile, theils in Staube, theils in Spänen, und 495 Pfund bis auf den 46<sup>ten</sup> Grad concentrirtes Vitriolöl bei dieser Kugel gebraucht.

Den ganzen 24<sup>ten</sup> August wendete man an, um entzündbare Luft zu entbinden, die Kugel abzukühlen, und sie vor üblen Zufällen in Acht zu nehmen.

Abends um 6 Uhr fing die Kugel, ob sie gleich erst zur Hälfte gefüllet war, an, sich stark zu heben.

Um 7 Uhr spannete sie die Stricke, die sie zurück hielten. Man verschloß den Hahn sorgfältig, und nahm die sichersten Maafregeln, um sie die Nacht über gegen alle Zufälle zu schützen.

Am folgenden Tage, den 25<sup>ten</sup>, fand man die Kugel im besten Zustande, und ließ etwas Gas hinein, um den Verlust zu ersetzen, den sie die Nacht über, theils wegen der kleinen unmerklichen Oeffnungen, theils wegen der Löcher von den Nadelfstichen, die von dem elastischen Harze nicht ganz verstopft waren, erlitten hatte.

Um 6 Uhr des Morgens lösete man sie ab, und wog sie, ob sie gleich nur halb voll war, zog sie doch 21 Pfund mit sich in die Höhe.

Um 9 Uhr Abends wurde sie wieder gewogen, und zog nur noch 18 Pfund auf.

Am 26<sup>ten</sup> fand man die Kugel mit Anbruch des Tages in sehr gutem Zustande. Sie hatte fast in eben der

Proportion, wie am vorigen Tage, einen Theil ihrer entzündbaren Luft verloren. Man ersetzte diesen Verlust wieder, nahm sie um 8 Uhr des Morgens aus dem Gestelle, befestigte sie an dünne Seile, und hatte das Vergnügen, sie über 100 Schuh hoch steigen zu sehen.

Da sich aber der Wind erhob, der sie leicht beschädigen konnte, zog man sie herab, und stellte sie an ihren vorigen Platz.

Den 27<sup>ten</sup> früh um 2 Uhr ward die Kugel los gebunden, und durch verständige Personen auf einer Tragbare, worauf man sie mit Schnüren befestiget hatte, an die Ecole Militaire getragen, wo sie mitten im Champ de Mars auf einem dazu eingerichteten eingeschlossenen Platze niedergesetzt ward.

Sie hatte keine geringe Reise gemacht, denn die Karte von Paris giebt von dem Orte der Place des Victoires, von welchem sie ausging, bis an die Stelle, wo man sie niedersetzte, 1700 Toisen an.

Sie ward an den um sie gebundenen Schnüren durch kleine Seile gehalten, welche an eiserne in die Erde gesteckte Ringe befestigt waren.

Mit Tages Anbruch arbeitete man an Entbindung entzündbarer Luft zu Füllung der Kugel. Zu Mittag war sie schon in eine sehr schöne Form ausgepannt.

Um 5 Uhr gab ein Kanonenschuß das Signal zum Anfange des Versuchs; zugleich diente er zum Zeichen für

für die Gelehrten, welche sich auf der Terrasse des königlichen Gardemeuble, auf den Thürmen der Kirche Notre Dame und in der Ecole Militaire angestellet hatten, um durch Instrumente zu beobachten, und Rechnungen darüber zu führen.

Die Kugel ward von den Banden, die sie zurück hielten, befreiet, und hob sich zum großen Erstaunen der Zuschauer mit solcher Geschwindigkeit, daß sie nach der Berechnung des Herrn Meunier, in drei Minuten eine Höhe von 474 Toisen erreichte; hier verlor sie sich in einer finstern Wolke, und ein zweiter Kanonenschuß kündigte ihr Verschwinden an, man sah sie aber bald durch die Wolke dringen, in einer ungemeinen Höhe auf einen Augenblick wieder hervorkommen, und sich in andern Wolken verbergen.

Der starke Regen, der mit dem Augenblick des Aufsteigens der Kugel anfang, hinderte sie nicht, mit der äussersten Geschwindigkeit zu steigen.

Die Kugel hatte 12 Schuh 2 Zoll im Durchmesser, ihr Umfang hielt also genau 38 Schuh 3 Zoll 8 Linien; ihr innerer Raum faßte 943 Cubikschuh 6 Cubiklinien; der Laffet nebst dem Hahne wog 25 Pfund, und die Kraft, mit welcher sie aufzusteigen anfang, war 35 Pfund.

Man hatte bei diesem Versuche darin gefehlt, daß man atmosphärische Luft in die Kugel gelassen hatte, um sie vollends auszufüllen, und ihr eine recht runde Gestalt zu geben; diese Luft mußte nothwendig einen dem

Ueberguge schädlichen Druck veranlassen. Noch mehr aber war es gefehlt, daß man zu viele entzündbare Luft hinein gelassen hatte, wodurch der Grad der Elasticität ungemein verstärkt worden war. Diese Luft mußte nothwendig mit großer Gewalt gegen die Wände der Kugel drücken, so bald diese in eine Region der Atmosphäre kam, in welcher sich Luft von geringerer Dichtigkeit befand.

Die Kugel hielt sich nicht länger wie drei Viertelstunden in der Luft, und fiel um drei Viertel auf 6 Uhr seitwärts von Ecouen mit einem Loche an ihrem obern Theile herab. Sie ward durch Bauern von Conesse aufgehoben, auf eine Meile weit über die Felder fortgeschleppt, und aufs übelste zugerichtet.

Man rechnet von dem Orte ihres Aufsteigens bis an die Stelle des Herabfallens, d. i. vom Champ de Mars bis Ecouen, fünf Stunden Weges.

Die beiden Mechaniker, Herren Robert, hatten den Auftrag gehabt, die Kugel zu verfertigen, und Herr Charles, Professor der Naturlehre, hatte die Aufsicht über ihre Arbeit geführt.

Noch vor dem Versuche auf dem Champ de Mars, war der jüngere Herr Montgolfier nach Paris gekommen, und von der Königl. Akademie der Wissenschaften eingeladen worden, den zu Annonay angestellten Versuch zu wiederholen. Er ließ daher eine Maschine von 70 Schuh Höhe und 40 Schuh Durchmesser verfertigen.

Ehe aber dieser Ballon zu Stande kam, übten sich die Liebhaber der Physik während der Zeit an verschiedenen Versuchen im Kleinen.

So ließ z. E. der Baron von Beaumanoir am 10<sup>ten</sup> Sept. eine Kugel von  $1\frac{1}{2}$  Schuh im Durchmesser, die nur  $5\frac{1}{4}$  Gros wog, 21 Gros Luft aus der Stelle trieb, und sich, wenn man das Gewicht der in ihr enthaltenen entzündbaren Luft  $3\frac{1}{4}$  Gros annimmt, mit einer Kraft von 12 Gros hob, gegen Mittag in dem Garten, der in der Straße de la Ville l'Éveque dem Hotel de Surgeres gegen über liegt, in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung steigen.

Die Materie, welche der Baron von Beaumanoir gebrauchte, war die sogenannte Goldschlägerblase, (peau de beaudruche.) d. i. das feine Häutchen, welches die innere Seite der größern Därme des Kindes überzieht. Man breitet dieses Häutchen ganz frisch auf Brettern aus, um es von den fetten und faserigen Theilen, die es ungleich machen, säubern zu können; alsdann läßt man es trocknen, und macht noch andere Vorberreitungen, um es zu dem Gebrauche geschickt zu machen, zu welchem es bestimmt ist.

Wann diese Blase mehrmals unter dem Hammer des Goldschlägers gewesen ist, so braucht man sie als Pflaster bei den Schnittwunden, wo sie gleiche Dienste mit dem englischen Pflaster thut; und in dieser Rücksicht ist sie unter dem Namen peau divine bekannt.

Herr Deschamps von Neuchateau, ein Maler, hatte zuerst den Gedanken diese Materie zu gebrauchen; er brachte einige Proben davon zu dem Baron von Beaumanoir, der sie sehr bequem dazu fand, und zugleich die erste Kugel, die man in dieser Art verfertigt hat, zu Stande brachte.

Schon im Jahr 1781 hatte Cavallo in London, da es ihm nicht gelingen wolte, papierne Kugeln zum Steigen zu bringen, den Gedanken gehabt, die Goldschlägerblase zu gebrauchen, er hatte aber keinen Versuch darüber angestellt; und bereits vor 200 Jahren that Julius Cäsar Scaliger um die fliegende Taube des Archytas nachzuahmen den Vorschlag, einen Ueberzug von eben dieser Goldschlägerblase zu gebrauchen. Man sehe Scaligers Werk de subtilitate ad Cardanum Exercitat. 326.

Herr Deschamps machte bald mehrere Kugeln von verschiedener Größe, denen er die vollkommenste sphärische Gestalt zu geben wußte.

Wenige Tage nachher suchten mehrere Personen die Kugeln des Herrn Deschamps nachzuahmen, und waren in ihren Unternehmungen glücklich. Der Bildhauer Hardeur verfertigte eine von 7 Zoll im Durchmesser, die im Garten des Palais Royal sehr schön stieg.

Herr Deschamps hatte eine von 6 Zoll im Durchmesser gemacht, die Herr Fautjas de St. Fond in seinem 12 Schuh hohen Zimmer steigen ließ und unter der Decke hängen blieb.

In

In kurzer Zeit nahm der Geschmack an den aerostatischen Kugeln von Goldschlägerblase so überhand, daß kein Tag verging, an dem man nicht einige aufsteigen sah.

Man machte so gar einige von 30 Zoll im Durchmesser. Indessen ist diese Materie nicht nur kostbar, sondern auch verschiedenen Mängeln unterworfen. Sie nimt die Feuchtigkeit an, wodurch ihr Gewicht vermehrt wird; auch hält sie die entzündbare Luft nicht lang, sondern läßt sie durch Zwischenräume hindurch gehen, die zwar dem Auge unmerklich, aber doch in dem Gewebe einer so feinen Haut unfehlbar vorhanden seyn müssen.

Die aerostatische Maschine, welche Herr von Montgolfier in der Vorstadt St. Antonie verfertigen ließ, war von roher starker Leinwand, und so wohl in als auswendig mit starkem Papier überzogen.

Geometrisch durchschnitten bestand der Körper dieser Maschine, 1) aus einem 24 Schuh hohen Prisma, 2) aus einer  $27\frac{1}{2}$  Schuh hoch Pyramide, 3) aus einem  $18\frac{1}{2}$  Schuh hohen abgestumpften Kegel, der den untern Theil der Maschine ausmachen sollte.

Jeder dieser Theile bestand aus 21 an einander genäheten Bänden oder Meridianen.

Dieser Anlage nach sollte die Ma-

schine, wenn sie völlig ausgebreitet, mit Gas gefüllet, und in allen Punkten gespannt wäre, eine fast sphäroidische Gestalt annehmen.

Diese Maschine war lasurblau angestrichen, und die Verzierungen goldgelb. Sie stellte ein Zelt mit feinem Dache vor. Ihre ganze Höhe betrug 70 Schuh, und ihr Gewicht 1000 Pfund.

Die Luft, die sie aus ihrer Stelle trieb, konnte man ungefähr auf 4500 Pfund rechnen; der Dampf, mit dem sie gefüllet werden sollte, und welcher nur halb so schwer ist als die gemeine Luft, wog daher nur 2250 Pfund: es blieb daher noch ein Ueberschuß von 1250 Pfund für die Kraft, mit welcher sie aufwärts getrieben werden mußte, und eben so viel Last konnte sie daher mit sich in die Höhe ziehen.

Ihr großer Umfang erlaubte nicht, sie anderswo, als unter freiem Himmel, und in dem geräumigen Garten, in welchem sie gefüllet werden sollte, zu verbinden und zusammen zu nähen. Es machte viele Umstände, alle Abende einen Teppich von so ungeheurer Größe, der noch über dies wegen des starken Papiers so leicht Brüche bekam, zusammen zu legen; auch waren gewöhnlicher Weise wenigstens 20 Menschen nöthig, um ihn wieder aus einander zu bereiten.

Die Fortsetzung folgt künftig.



# Sannoverisches Magazin.

23<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 19<sup>ten</sup> März 1784.

Einiges aus des Herrn Faujas de St. Fond Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen der Herren von Montgolfier, nebst verschiedenen zu dieser Materie gehörigen Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

**A**m 11<sup>ten</sup> Sept. da der Himmel aufzuklären schien, ward die nunmehr ganz fertige Maschine an ihren Platz gestellet, und zu den ersten Versuchen zubereitet. Man machte noch denselben Abend die erste Probe, sah diesen schönen Körper sich in 9 Minuten füllen, aus einander falten, nach allen Seiten spannen, und die schönste Form annehmen. Acht Männer, die ihn zurück hielten, wurden einige Schuh hoch von ihm mit aufgezogen, und er würde sich bis auf eine große Höhe geschwungen haben, wenn man ihn nicht durch noch mehrere Personen hätte zurück halten lassen.

Freitags, den 12<sup>ten</sup> Sept. wurde, weil man alle Vorbereitungen bereits gemacht hatte, ohnerachtet sich dicke Wolken vom Horizonte aufzogen, und Sturm und Regen droheten der Ball in Gegenwart der Commissarien der Akademie der Wissenschaften und einer zahlreichen und angesehenen Versammlung gefüllet.

Fünzig Pfund trockenes Stroh wurden Bundweise angezündet, und 10 Pfund klein zerhackte Wolle auf verschiedene male darauf geworfen.

Dadurch entstand binnen 10 Minuten ein so elastischer und so heftig wirkender Dampf, daß sich die Maschine bei aller ihrer Schwere, und ob sie gleich völlig ausgedrückt und zusammen gelegt war, nach und nach, gleichsam mit einer wellenförmigen Bewegung ausdehnte und aufschwoll.

Als sie sich ganz aus einander geoben hatte, stieg sie vom Boden auf, und hielt sich einige Schuh hoch mit einer Belastung von 500 Pfünd. Hätte man in diesem Augenblicke die Stricke, die sie noch zurück hielten, abgechnitten, so würde sie auf eine sehr große Höhe gestiegen seyn.

Plötzlich aber fing es an zu regnen, und da man sie, weil sie zu Versuchen vor dem Könige und der Königl. Familie bestimmt war, nicht wolte in

die Luft steigen lassen, sondern alle Bestrebungen anwendete, um sie wieder herunter zu ziehen, wurde sie durch die Gewalt dieser Bestrebungen, verbunden mit den Stößen des tobenden Windes und der Befeuhtung von dem Regen, an mehrern Orten zerrissen. Da der Sturm immer heftiger ward, und sehr lang anhielt, so war es schlechtersdings unmöglich, sie in diesem Zustande weiter zu behandeln. Sie mußte daher den Regen 24 Stunden lang aushalten; dadurch ward das Papier erweicht, trennte sich von der Leinwand, und fiel in Strücker herab, daß also diese schöne und prächtige Maschine, welche so viele Mühe gekostet hatte, in sehr kurzer Zeit gänzlich zerstört war.

Der zu Versailles anzustellende Versuch war auf den 19<sup>ten</sup> Sept. angefezt, allein die Maschine, welche dazu hatte dienen sollen, befand sich gänzlich außer Stand.

Herr von Montgolfier berechnete die Stunden, welche ihm noch übrig waren; seine Freunde, unter andern die Herren Reveillon, Argand, Mogue de Querville, Quinguet, Lange, Meigner und andere vereinigten sich, ihm beizustehen, und Sonntag den 14<sup>ten</sup> fingen sie an, an einem neuen Ballon zu arbeiten, den man ganz aus einem tüchtigen halb linnen und halb bannwollenen Zeuge zu verfertigen beschloß. Es ward hierbei nichts gespart, man arbeitete Tag und Nacht; und Donnerstags den 18<sup>ten</sup> war die Maschine vollkommen

fertig, gemahlt und verziert; noch denselben Abend ward in Gegenwart der Commissarien von der Akademie, welche man dazu eingeladen hatte, eine Probe damit gemacht, welche sehr glücklich ablief.

Man hatte auf die Verfertigung der mit doppeltem Papier überzogenen Maschine beinahe einen Monat Zeit verwenden müssen; dahingegen diese von bloßem Zeuge am fünften Tage fertig ward.

Den 19<sup>ten</sup> ward sie in dem großen Schloßhose zu Versailles auf eine achteckige Bühne niedergelegt, welche mit den nöthigen Zurüstungen, und dem zur Behandlung der Maschine ausgespannten Seilwerke in gehörigem Verhältniße stand.

Diese von allen Seiten mit Leinwand bedeckte und umzogene Bühne, hatte in der Mitte eine Oeffnung von mehr als 15 Schuhen im Durchschnitte, um welche diejenigen, welche die Maschine besorgen sollten, auf einer dazu erbaueten Erhöhung herum gehen konnten. Eine starke Wache schloß einen doppelten Kreis um diesen großen Schauplatz.

Die obere Wölbung der Maschine war niedergedrückt, und lag horizontal über der großen Oeffnung der Bühne, über welche sie gleichsam eine flach gewölbte Decke zog. Der übrige Theil des Zeuges war zusammen gefaltet, und rings herum über die Erhöhung gelegt, so, daß sich die Maschine in diesem Zustande gar nicht zeigte, und vielmehr einer Menge unordentlich über

über einander gelegter bunter Teppiche gleich; ob gleich in der Einrichtung und Behandlung dieser ganzen Anstalt, eine sehr genaue Ordnung herrschte.

Der Raum unter dieser Bühne war zu den Operationen bestimmt, welche zur Entbindung der Dämpfe nöthig waren. Diese Arbeit sollte unter der großen von der Maschine bedeckten Oeffnung vorgenommen werden.

Mitten unter dieser Oeffnung stand auf der Erde eine 4 Schuh hohe und 3 Schuh breite gegitterte eiserne Koblenspanne, um die brennbare Materie fassen zu können. Der untere Theil der Kugel endigte sich in einen zirkelrunden gemahlten Cylinder von starker Leinwand, der durch das Loch der Bühne bis auf den Boden herabreichte, und als ein großer Trichter oder als eine Art von Schlauch, oder Schornstein anzusehen war, um die Dämpfe zusammen zu halten, und ins innere der Maschine zu führen, so, daß die Personen, welche das Feuer regierten, auf diese Art unter, oder vielmehr in dem Ballon selbst standen.

Diese Personen hatten einen Vorrath von Stroh und klein gehackter Wolle zur Hand, um die Dämpfe daraus zu entbinden, imgleichen einen von Ruthen geflochtenen Kestig mit einem Schafe, einem Hahn und einer Ente, nebst allen andern zum Versuche nöthigen Nebensachen.

Vier Minuten vor ein Uhr wurde aus einem Mörser das Signal zur Füllung der Maschine gegeben; fast augenblicklich sahe man, daß sich der

Deckel hob, die Maschine aufschwoh, und sich aus den Falten, in die sie gelegt war, ausspannte; endlich entwickelte sie sich ganz. Ein zweites Signal kündigte an, daß sie zum Aufsteigen bereit sey: auf ein drittes wurden die Seile abgeschnitten, und die Maschine erhob sich nebst dem anhängenden Kestig und den darein verschlossenen Thieren prachtvoll in die Luft.

Sie stieg anfänglich in einer gegen den Horizont schief geneigten Richtung, in welche sie der Südwind trieb, bis auf eine große Höhe, schien alsdann einige Sekunden still zu stehen, und sank endlich langsam in dem Gehölze bei Vaucreffon 1700 Toisen weit von der Stelle, wo sie aufgestiegen war, nieder.

Nur eils Minuten hatte man mit dem Füllen zugebracht, und 8 Minuten lang blieb die Kugel in der Luft.

Bei dem Versuche zu Annonay war die Maschine der Herren von Montgolfier zum wenigsten 1000 Toisen hoch gestiegen, diese aber kam nicht höher als 240 Toisen, ob sie gleich viel regelmäfiger wie die erstere gebauet war. Die Ursache hiervon war folgende: Ein starker Windstoß, der die Kugel gerade zu der Zeit getroffen hatte, da ihre so große Oberfläche der Luft frei ausgesetzt war, hatte diejenigen, welche sie halten sollten, genöthiget, alle ihre Kräfte anzustrengen; durch diese gewaltsame Anstrengung und die dagegen wirkende Kraft des Windes und der aufwärts strebenden Maschine, waren in den obern Theil

der Kugel, wo die Leinwand nach einer ganz regelmäßigen Richtung zusammen genähet war, zwei sieben Schuh lange Löcher gerissen worden. Da der Versuch den Umständen nach keinen Aufschub leiden konnte, so war es nicht mehr Zeit, diesem Umfalle abzuwehren; doch sagte man noch in der Geschwindigkeit den Entschluß, eine viel größere Masse von Dämpfen zu entbinden, und so hob sich die Maschine nichts desto weniger mit der größten Geschwindigkeit, ohne durch die daran hangende Last im geringsten gehindert zu seyn.

Da aber durch die beiden Risse im obern Theile der Kugel das Gas heraus ging, so mußte dies nothwendig das weitere Aufsteigen hindern. Hieraus entstand auf einige Augenblicke ein völliges Gleichgewicht; die Maschine, welche diese kurze Zeit über weder stieg noch sank, fiel sehr schön in die Augen; so bald aber noch mehr Dämpfe verloren gingen, sank die Kugel langsam und ruhig nieder, und die in dem daran hängenden Kestig befindlichen Thiere hatten nicht die geringste Beschädigung erlitten.

Nach der Karte der Akademie der Wissenschaften ist der wahre Abstand des Punktes, wo die Kugel aufstieg vom Carrefour: Marechal im Gehölz von Vaneresson, wo sie sich niederkieß, 1700 Toisen.

In Absicht auf die Höhe haben zweien geschickte Astronomen, von der Pariser Sternwarte aus Beobachtungen angestellt. Herr le Gentil seht

diese Höhe 280 Toisen über das zweite Stockwerk der Königl. Sternwarte, und Herr Jeurat 293 Toisen über das Rezdé-chaussee derselben Sternwarte.

Die Höhe dieser Maschine betrug von einem Ende zum andern genau 57, und ihr Durchmesser 41 Schuh.

Sie saßte 37500 Cubitschuh Raum, und trieb 3192 Pfund Luft aus der Stelle, wenn man jeden Cubitschuh Luft 784 Gran schwer rechnet.

Da nun das Gas des Herrn von Montgolfier nur halb so schwer ist, als die atmosphärische Luft, so wog das in der Kugel befindliche Gas 1596 Pfund, und das Gleichgewicht war ebenfalls um 1596 Pfund gestört. Zieht man hiervon für das Gewicht der Kugel, des Kestigs und der Thiere 900 Pfund ab, so bleiben noch 696 Pfund für die Last übrig, welche noch hätte mit in die Höhe gezogen werden können. Die Maschine war, wie schon bemerkt worden, aus einem starken halb linnenen und halb baumwollenen Zeuge, und so wohl in: als auswendig mit Wasserfarben gemahlt; inwendig hatte man die Farben mit Federweis vermischt, weil dieses der stärksten Hitze widerstehen kan. Achtzig Pfund Stroh und 5 Pfund Wolle waren zureichend, die 37500 Cubitschuh Dampf hervor zu bringen, und ohne die beiden Risse am obern Theile, wären nur 50 Pfund Stroh nöthig gewesen, wie man den Abend vorher probirt hatte.

Um weder den Zweck dieser Blätter nicht



nicht zu weitläufig zu werden, übergehe ich die verschiedenen beim Streifen dieses Luftballs angestellten Beobachtungen, so wie auch die verschiedenen Substanzen, welche zur Hervorbringung der entzündbaren Luft geschickt sind, und die Herr Gaujas de St. Fond im 7<sup>ten</sup> Capitel seines Buchs kürzlich angezeigt hat, hebe aber dafür einige Erfahrungen aus, die der Verfasser in Ansehung des Dampfs, womit Herr Montgolfier die aerostatische Maschine anfüllt, und den er in dem Werke Gas der Herren von Montgolfier nennet, mit möglichster Sorgfältigkeit gesammelt hat.

1) Wenn man dieses Gas entwickeln will, so ist es sehr wichtig, das Stroh so zu verbreiten, daß es sich sehr geschwind und ohne Rauch entzündet: hierauf müssen diejenigen, welche das Feuer anzünden, ihre ganze Aufmerksamkeit richten. Ein lebhaftes helles Flammenfeuer ist hierzu das schicklichste.

II) Man muß von Zeit zu Zeit auf verschiedene Stellen der Flamme, handvollweise zerhackte Wolle werfen; die feinste Wolle ist die beste; sie entzündet sich besser, und giebt weniger Rauch.

III) Wenn die Personen, welche das Feuer zu besorgen haben, geübt genug sind, um nicht zu viel Stroh auf einmal aufzuwerfen, und die Flamme beständig gleich stark zu erhalten, so kan eine 70 Schuh hohe und 46 Schuh im Durchmesser haltende Maschine in fünf Minuten ganz gefüllet werden.

So wie sich die obere Wölbung der Maschine zu füllen anfängt, hebt man sie langsam mit einem Seile und mit Hülfe einer Rolle in die Höhe, welche zwischen den beiden an der Seite der Bühne errichteten 50 bis 60 Schuh hohen Masten befestigt ist: dieses Verfahren erleichtert den Eingang des Dampfs in die Maschine, und hält sie so lange zurück, bis sie die Höhe der Masten erreicht, wo sie sich von selbst los macht und frei wird.

IV) So bald die Maschine anfängt aufzuschwellen, entsteht so gleich ein heftiger Luftzug, der von außen her in ihren inneren Raum hinein dringt. Ehe man daher die nöthige Vorsicht gebraucht hatte, wurde die unter der Bühne um das Feuer herum in Form eines cylindrischen Schlauchs hängende Leinwand sehr heftig bewegt und gegen das Feuer zugetrieben; man mußte sie also durch kleine Pfähle zurück halten, welche um das Feuer herum eingeschlagen wurden, und an welchen man die Leinwand annagelte.

Es gehet daher eine beträchtliche Menge atmosphärischer Luft mit in die Maschine.

V) Diese gemeine Luft muß, ehe sie in die Kugel kömmt, durch die Flamme des angezündeten Strohes hindurch gehen; wahrscheinlicher Weise wird durch diese Erhizung das in ihr schwebende Wasser, zugleich mit demjenigen, welches durch die Verbrennung der vegetabilischen Materie entbunden wird, in Dämpfe verwandelt.

VI) Dieses Wasser macht alsdenn eine

eine elastische Materie aus, welche dünner und leichter ist, als die Luft selbst. Diese Dämpfe unterscheiden sich von allen bekanten Luft ähnlichen Materien dadurch, daß die bloße Erkältung hinreichend ist, das Feuer davon zu trennen, und dem in Dämpfe aufgelösten Wasser seine verdichtete nicht elastische Form wieder zu geben.

VII) Die in der atmosphärischen Luft schwebenden Dämpfe sind, wenn die Wärme sie völlig aufgelöset hat, unsichtbar: eben diese Beschaffenheit hat es mit denen in der aerostatischen Maschine eingeschlossenen Dämpfen; denn, wenn die Flamme eine recht gleichförmige Wärme erzeugt hat, so sind nicht allein die wässrigen Dämpfe, sondern auch die übrigen Ausflüsse, z. B. die ölichten und durch die Verbrennung entstandenen Materien, so zertheilt und aufgelöset, daß die Maschine, ob sie gleich voll, und in allen ihren Punkten gespannt ist, dennoch nichts weiter zeigt, als eine luft ähnliche durchsichtige, und dem Anscheine nach völlig gleichförmige flüssige Materie.

VIII) In diesem Zustande nun erhebt sich die Maschine mit Kraft und Geschwindigkeit, und erhält sich am Besten in der Luft.

Die Schwere des Dampfs verhält sich in diesem Falle zur Schwere der atmosphärischen Luft, wie 1 zu 2, d. i. der Dampf ist nur halb so schwer, als die gemeine Luft, und man kan also, wenn man nur die Maschine groß genug macht, beträchtliche Gewichte mit ihr in die Höhe heben.

IX) Wenn die aerostatische Maschine eine Zeitlang zu Versuchen gebraucht wird, so entsethet an ihrer innern Fläche ein feiner und leichter Ruß, der aber kaum an der Leinwand anhängt, und sich bei der geringsten Bewegung von derselben los macht.

X) Man hat versucht, zu dem Feuer unter der Maschine dürre Weireben zu gebrauchen, welche ein sehr helles lebhaftes Feuer geben. Die Maschine spannte sich auch sehr schön; allein der Luftzug führte die glühenden Kohlen bis in die höchsten Theile der Kugel, welches für den Ueberzug um desto gefährlicher war, da die Kohlen in dieser Höhe noch sehr lebhaft glüheten. Dies zeigt, daß die Luft in der Kugel weder mephitisch, noch merklich verschlimmert sey. Also muß man, ob gleich die Weireben sehr gut brennen, dennoch dem Strobe, welches keine Kohle macht, den Vorzug geben, bis man Mittel findet, die brennenden Reben besser zusammen zu halten.

XI) Zwar scheint die laugenartige Luft einigen Antheil an der Leichtigkeit des in der Kugel enthaltenen Gas zu haben; da aber doch die Maschine auch steigt, (ob gleich nicht so hoch,) wenn man bloß Stroh anzündet, so folgt, daß die erhitzte und verdünnete Luft, nebst den in Dämpfen verwandelten Wassertheilen, welche theils von Natur in der Luft gewesen, theils durch die Zersetzung des Strohes entwickelt worden sind, durch ihre Leichtigkeit die vornehmste Ursache des Aufsteigens der Maschine ausmache. In dessen

dessen läßt sich diese Meinung nicht mit Gewißheit behaupten, sondern ist nur eine bloße Muthmaßung, wie Herr Gaujas de St. Fond selbst gestehet; denn, sagt er, ob man gleich die Untersuchungen über die Gasarten schon sehr weit getrieben hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß uns noch sehr viele Kenntnisse in diesem Fache gänzlich fehlen.

Ich kan hievon, fährt er fort, ein Beispiel anführen, welches vielleicht mit dem Gegenstande, den ich hier behandle, nicht ganz außer Verbindung ist, ob es gleich dem ersten Anscheine nach von demselben entfernt zu seyn scheint, das Beispiel der Luft, als eines Auflösungsmitteis für das Wasser. Die Luft nimt das Wasser so begierig an sich, daß sie beständig Wassertheile bei sich behält, und sich niemals gänzlich davon los macht.

Des Herren de Saussure Hygrometer mit bestimmten Graden giebt uns sehr gute Kenntnisse von diesem Zustande der Luft.

Im Schlusse des achten Capitels im dritten Versuche seines Werks sagt Herr de Saussure: „die Ausdünstung im eigentlichen Verstande genommen, ist das Resultat oder vielmehr die Wirkung der innigen Verbindung des Elementarfeuers mit dem Wasser. Durch diese Verbindung verwandeln sich Feuer und Wasser zusammen in eine elastische flüssige Materie, welche dünner als die Luft ist, und den Namen eines Dampfs ganz vorzüglich verdient, Wenn sich

„dieser Dampf im leeren Raume erzeugt, oder wenn seine Menge und anhaltende Wärme ihm die Kraft giebt, die Luft, die ihn zusammen drücken will, zu vertreiben, so heißt er reiner elastischer Dampf.“

„Wenn er aber die zusammendrückende Kraft der Luft nicht ganz überwinden kan, so durchdringt ihn dieselbe, vermische sich mit ihm; er leidet eine wahre Auflösung, und wird nun aufgelöster elastischer Dampf genannt.“

„Wenn hierauf die gesättigte Luft das in ihr enthaltene Wasser fallen läßt, so nimt dieses Wasser bisweilen die Gestalt von Bläschen an: diese mit einer dünnen und leichten Flüssigkeit angefüllten Bläschen erhalten sich in der Luft, und erheben sich bisweilen sogar, wenn ihre spezifische Schwere geringer, als die Schwere der Luft ist. Sie sind also fremde in der Luft schwebende Körper und von einer ganz andern Natur, als die elastische Materie, der wir eben den Namen des Dampfs beigelegt haben.“

„Wenn sich endlich die elastischen Dämpfe oder die Bläschen selbst zu kleinen soliden Tröpfchen verdichten, welche von den Regentropfen selbst bloß durch ihre geringe Größe unterschieden sind, so sind auch dies Körper von ganz anderer Natur, als der eigentlich sogenannte Dampf. Da sie inzwischen noch immer in der Luft schweben, und sich durch ihre Beweglichkeit und Zähigkeit lange Zeit in

„der“

„derselben erhalten können, so sind sie ebenfalls unter die Dämpfe zu rechnen, und man kan sie den concreten Dampf nennen a)“.

Diese Klassifikation des verschiedenen Zustandes der Dämpfe ist sehr genau, und erklärt zugleich das für die Physik so merkwürdige Phänomen der Dämpfe in Blasengestalt, die man für eben so viele kleine aerostatische Kugeln ansehen kan, welche mit Hilfe verschiedener Umstände sich erheben, schwebend bleiben und neben einander fortgehen, ohne sich zu verbinden. Diese Bläschen bilden in den höhern Regionen der Atmosphäre Wolken, welche man oft als ganze über unsern Häuptern schwebende Ströme ansehen kan: und wenn die Herren von Montgolfier uns gezeigt haben, daß es möglich sey, mit einer einzigen Maschine von 70 Schuh Höhe und 46 Schuh Durchmesser beträchtliche Lasten aufzuheben; so kan man hieraus leicht auf die Kraft einer Wolke schließen, welche 3 bis 400 Schuh im Durchmesser und 5 bis 600 Schuh Höhe hat, wenn man jemals die Kunst entdecken solte, sie in eine Hülle einzuschließen, welche im Stande wäre, sie zusammen zu halten, und doch die Ordnung und Beschaffenheit der bläschenförmigen Dämpfe nicht störte, das heißt, dieselben nicht verdichtete und in Wasser auflösete.

Zwischen den Dämpfen, welche man durch Kunst mit Hilfe des Feuers hervorbringt, und denen, welche die Natur selbst durch wenig Wärme erzeugt, ist ein großer Unterschied zu machen.

Es ist ein heftiger Grad des Feuers nöthig, um das Wasser aus den vegetabilischen oder thierischen Substanzen zu entbinden und in Dämpfe zu verwandeln, oder auch das gemeine Wasser und andere bekannte flüssige Materien in den Zustand der Dämpfe zu versetzen, und diese Dämpfe verdichten sich fast sogleich wieder, so bald sie aufgestiegen sind; dahingegen die Natur die blasenförmigen Dämpfe nicht nur ohne allzugroße Wärme hervorbringt, sondern auch auf sehr große Höhen erhebt, wo sie die Kälte nur in so weit verdichtet, daß sie sichtbar, nicht aber, daß sie aufgelöset werden. Denn sie halten sich oft im Winter und Sommer in einer Höhe, welche über 3000 Toisen beträgt; und ihr Herabfallen im Regen scheint nicht von Wärme oder Kälte, sondern von einem Phänomene ganz anderer Art abzuhängen. Wahrscheinlich ist es die elektrische Materie, welche diese blasenförmigen Dämpfe in ihrem Zustande erhält; und der Verlust dieser feinen Materie macht, daß sie sich verbinden, und als Regen herabfallen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

a) De Saussure Essais sur l'Hygrometrie, Essai III, chap. VIII, p. 362.



# Hannoverisches Magazin.

24<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 22<sup>ten</sup> März 1784.

Einiges aus des Herrn Faujas de St. Fond Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen der Herren von Montgolfier, nebst verschiedenen zu dieser Materie gehörigen Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

**E**s wäre sehr wichtig, wenn man ein Verfahren angeben könnte, wodurch sich die Natur der in jedem Dampfbläschen enthaltenen luftähnlichen Materie genauer untersuchen ließe. Ist diese Materie wohl eine Luft, welche das Wasser, indem es seine Kugelform annahm, ergriffen, und in sich eingeschlossen hat? Oder entsteht sie aus einer besondern Modification des Wassers? Diese Verwandlung des Wassers in Luft, welche seit einiger Zeit den Gegenstand der Untersuchung des D. Priestley ausmacht, scheint jetzt nicht mehr so bestreudend, seitdem man weiß, daß zweier Theile entzündbarer Luft mit einem Theile dephlogisticirter Luft vermischt, und durch den elektrischen Funken entzündet, so viel Wasser geben, als das Gewicht der beiden Luftgattungen beträgt.

Man müßte einen Versuch im Großen wagen, der eine Nachahmung der Bildung und des Aufsteigens der

Wolken wäre. In dieser Absicht könnte man eine aerostatische Maschine verfertigen, deren Hülle von Seide, oder von einer andern mit einem harzigen Firniß überzogenen Materie wäre, damit sich die Electricität der darin befindlichen Körper nicht zerstreuen könnte. Diese Maschine müßte dann an dem Theile der Bühne, in welchem man die Dämpfe entwickeln wolte, durch isolirende seidene Schnüre fest gehalten, und nach der Methode des Herrn von Montgolfier, d. i. vermittlest eines hellen und lebhaften Feuers gefüllt werden: man müßte aber dabei eine große Neolipile mit Wasser auf die Kohlen setzen, das Feuer würde dieses Wasser bald in Dämpfe verwandeln, und die Flamme würde es durch den ganzen innern Raum der Kugel führen.

Man müßte nurmehr diese ganze Masse von Dämpfen mit Hilfe einer guten Elektrisirmaschine und eines dazu

angestellten Conductors elektrisiren; den äußern Ueberzug aber mit einigen Spitzen versehen, welche die Electricität der Atmosphäre an sich ziehen könnten.

Unter diesen Umständen müßte man die Maschine steigen lassen, und sie mit langen seidenen Schnüren zurück halten, um die Phänomene, die sie zeigen würde, besser bemerken zu können, oder sie sich selbst überlassen, um zu sehen, wie lange, und wie hoch sie sich in der Atmosphäre erhalten, und was in diesem Zustande aus ihr werden würde.

Das elastische Harz, Caout-chouc, dessen sich Herr von Montgolfier zu seiner aerostatischen Maschine bediente, findet sich in Peru, in der Provinz de Smeraldas, und läuft aus einem Baume, den die Eingebornen Iheve nennen, welcher durch Einschnitte, die man in ihn macht, einen milchähnlichen Saft von sich giebt, der an der Sonne oder im Rauche dick und hart wird.

Der Baum, der das elastische Harz giebt, wächst auch an den Ufern des Amazonenflusses bei den Omagnas, und in den Gegenden von Para, in den spanischen Missionen.

Herr Fresneau, Ritter des Ordens St. Louis, und Ingenieur zu Cayenne, entdeckte diesen Baum in gedachter Colonie nach vielen und höchst mühsamen Untersuchungen. Er macht davon dem Herrn de la Condamine folgende Beschreibung.

„Der Baum, welchen die Portugiesen in Para Seringa, die Ein-

„wohner der Provinz de Smeraldas Iheve, und die Mainas Caout-chouc nennen, ist sehr hoch und gerade, hat eine kleine Krone, und an seiner ganzen Länge weiter keine Zweige. Die stärksten in Guiana haben nicht mehr als zweien Schuh im Durchmesser, und ihre Wurzeln sind ganz unter der Erde. Der Stamm ist unten dicker und schuppicht, fast wie ein Tannenzapfen. Das Blatt bestehet aus mehreren Blättern von ungleicher Größe an einem und eben demselben Stiele, bald zu fünf, bald zu vieren, gewöhnlicher Weise aber zu dreien.“

„Die größten Blätter stehen in der Mitte, sind ungefähr 3 Zoll lang und  $\frac{1}{2}$  Zoll breit, oben hellgrün, auf der untern Seite aber etwas blässer.“

„Die Frucht dieses Baumes ist eine dreieckigte Schale, an Gestalt der Frucht des Ricinus, Palma Christi ähnlich, aber weit stärker. Die innere Substanz der Schale ist dicht und holzig; sie hat drei Capseln, in deren jeder sich eine ovale braune Mandel findet.“

Herr Fresneau hat nicht allein über den Baum, welcher das elastische Harz hervor bringt, Untersuchungen angestellt, sondern auch chymische Bearbeitungen dieser Materie unternommen, und schon vor dem Jahre 1751 Mittel gefunden, das elastische Harz in Rusöl vermittelst einer bloßen Digestion über heißer Asche oder im Sandbade aufzulösen, wie man in den Memoires de l'Acad. des Sciences

ces à Paris ann. 1751. p. 319-333. finden kan.

Weit bessere Beschreibungen des Baums und chymische Untersuchungen dieses Harzes findet man aber in folgenden Schriften:

Histoire de Plantes, de la Guiane Françoise par Mr. *Fusée Aublet*, à Paris 1774. IV. Vol. 4. Dieser Verfasser giebt eine genauere Beschreibung und Zeichnung des Baumes, den er *Hevea Guianensis* nennet, und zur 21. Classe des *linné* (*Monocia dodecandra*) zählt.

Chymische Untersuchungen des elastischen Harzes von *Zeriffant* finden sich in den *Mem. de l'Acad. royale* ann. 1763. p. 49., von *Macquer*, ebend. und ann. 1768. p. 209., von *Alhard* in dessen chymisch physischen Schriften, S. 211. ff., von *Thorey* in *Crells chymischen Journal*, Th. 3. S. 107. u. f.

Auch Herr *Berniard*, ein arbeitssamer und geschickter Chymiker, hat zahlreiche Versuche über das elastische Harz angestellt, und im 17<sup>ten</sup> Theile des *Journal de Physique*, im Monat April 1781. S. 265. eine sehr wichtige Abhandlung mitgetheilt, in welcher man verschiedene Arten, dieses Harz aufzulösen, beschrieben findet. Man siehet aus derselben, daß die wesentlichen Oele des Lavendels, der Spike und des Terpentins, in der Hitze des Sandbades mit klein geschnittenem elastischen Harze vermischt, ungleichen die ausgepreßten Oele, z. B. das Rußöl, Olivendöl, Leinöl, Mohn-

öl, u. d. gl. dieses Harz auflösen; aber der Firniß, den sie auf diese Art geben, trocknet sehr schwer und langsam.

Nach so positiven Beweisen kan man wohl behaupten, daß die Herren *Robert* mit Unrecht im *Journal de Paris* vorgegeben haben, sie hätten die Kunst erfunden, das elastische Harz aufzulösen.

Herr *Berniard* stellte übrigens alle seine Untersuchungen nicht in der Absicht an, um einen Firniß von elastischem Harze anzugeben; seine Hauptabsicht war, eine Auflösung zu finden, bei welcher diese Substanz ihre ganze Elasticität behielte, um ihr nützliche und für die Kunst brauchbare Formen zu geben; er hat aber diese Absicht nicht erreichen können.

Weil das aufgelösete elastische Harz so langsam trocknet, so ist es zu den aerostatischen Maschinen eben nicht zu empfehlen, wenn man es auch weit besser auflösen könnte, als die Herren *Robert* gethan haben. Sehr viele Personen in Paris besitzen Stücke von der im *Champ de Mars* aufgestiegenen Kugel, welche 2 Monate nachher, seitdem man sie überfirnißt hatte, noch nicht ganz trocken waren, sondern fest an einander klebten; überdies schmelzt auch das dazu gebrauchte elastische Harz, wenn man die damit überfirnißten Kugeln einer etwas starken Hitze aussetzt.

Weit besser ist es, sich des *Copal* oder *Bernsteinfirnisses* zu bedienen. Diese Firnisse trocknen binnen 2 bis 3 Tagen, geben dem Taffet Glanz und



Biegsamkeit, und sind für die Luft völlig undurchdringlich.

Da es inzwischen Fälle geben kan, in welchen das elastische Harz zu andern Absichten brauchbar ist, so theilt man hier eine Vorschrift zur Auflösung desselben mit.

Man nehme ein Pfund Terpentingeist und ein Pfund elastisches Harz, welches man in sehr kleine Stückchen zerschneiden muß. Den Terpentingeist gieße man in einen Kolben mit einem langen Halse, stelle denselben in ein heißes Sandbad, und werse das elastische Harz nicht auf einmal, sondern theilweise, so, wie es sich nach und nach auflöset, hinein. Wenn es zergangen ist, gieße man ein Pfund Rußöl, Mohnöl oder Leinöl in den Kolben, welches man auf die gewöhnliche Art, nemlich durch Bleiglätte angetrocknet hat, und lasse alles zusammen eine Viertelstunde lang kochen.

Das neunte Capitel in des Herrn Faujas de St. Fond Werke, enthält ein Schreiben des Herrn Girard de Buffou an den Verfasser, aus welchem folgendes hier nicht unberührt gelassen werden darf.

Nachdem Herr Girard de Buffou in diesem Briefe die vornehmsten Einwendungen beantwortet, die man ihm gegen die von ihm verfertigte Aufschrift der Schaumünze, welche Herr Faujas de St. Fond auf Subscription prägen ließ, und womit er die Herren von Montgolfier besenkte, gemacht hatte, zeigt er die Mittel an, die sich ihm dargeboten haben, die

aerostatischen Maschinen zu lenken, beantwortet aber vorher die Einwürfe, welche man ihm wegen der geringen Festigkeit und Durchdringlichkeit der Maschinen entgegen gesetzt.

„Es ist leicht, sagt Herr Girard de Buffou, Kugeln, die man sich selbst überlassen will, so leicht sie auch seyn, und so hoch sie steigen mögen, vor dem Ausplagen zu schützen, wenn man sie nemlich nur nicht ganz füllet.“ „Wolte man sie aber ganz füllen, so müßte man eine Klappe mit einer Feder anbringen, durch welche das eingeschlossene Gas herausgehen könnte, so bald seine Elasticität stark genug würde, den Widerstand der Feder zu überwinden; dieser Widerstand aber müßte geringer seyn, als der Widerstand des Zeugens, aus welchem die Maschine gemacht wäre.“

„Durch dieses Mittel würde das eingeschlossene Gas, ohne die Maschine zu zerreißen, durch den Ort, wo es den geringsten Widerstand fände, d. i. durch die Klappe herausgehen, so lange, bis die Elasticität des zurückbleibenden dem Widerstande der Feder gleich wäre, da sich denn die Klappe wieder schließen würde. So würde die Elasticität des Gas immer mit dem Drucke der äußern Luft ziemlich im Gleichgewichte bleiben, auf welche Höhe auch die Kugel steigen mögte.“

Er giebt noch ein anderes und sichereres Mittel an, beim gänzlichen Anfüllen der Kugeln ihr Zerreißen zu verhindern; wobei noch über dies kein Gas



Gas verloren geht. Es ist folgendes:

Man befestige an den mit Gas erfüllten Ball noch einen andern fast eben so großen, drücke aus dem letztern die atmosphärische Luft, so viel möglich; aus, und mache zwischen beiden Bällen eine freie Communication durch einen offenen Hahn. Wenn nun die Elasticität des eingeschlossenen Gas größer wird, als der Druck der äußern Luft, so wird es ruhig in den untern Ball übergehen, so bald aber der Druck der äußern Luft stärker wird, so wird es durch seine Leichtigkeit wieder in den obern Ball steigen. Also wird das Gleichgewicht zwischen der Elasticität des Gas und dem Drucke der äußern Luft immer ungestört bleiben, und man wird keine Beschädigung des Balls zu besorgen haben.

Da die Maschine zu Versailles und der Ball im Champ de Mars beide an ihrem obern Theile zerrissen, und überhaupt der obere Theil großer aerostatischer Maschinen, so wohl durch das Aufziehen beim Füllen, als auch durch das immer in die Höhe streben: de Gas das meiste leiden muß, so rath Herr Girard de Buffou an, den obern Theil solcher Kugeln etwas stärker zu machen, und überhaupt die Eigenschaften der Zeuge zu bestimmen zu suchen, welche man zu dergleichen Maschinen mit Vortheil gebrauchen will.

Diese Zeuge, sagt er, müssen die festesten, biegsamsten, leichtesten und dichtesten seyn, die die Fabrikanten zu

liefern im Stande sind. Und, weil auch die festesten Zeuge für die Luft und für die so feinen Gasarten, besonders wenn sie durch die angehangenen Lasten gezogen und gespannt werden nicht undurchdringlich sind, so müssen sie mit einem Firniß aus elastischem Harze, oder mit Copal: oder Bernsteinfirniß überzogen werden.

Den Häuten der Thiere giebt Herr Girard de Buffou, in Absicht auf Festigkeit und Undurchdringlichkeit, vor allen Zeugen den Vorzug, und wünscht, daß man dahin arbeite, das Leder leichter zu machen, ohne daß es doch etwas von seiner Festigkeit verliere, weil man durch eine solche Erfindung gewiß in den Stand gesetzt werden würde, große Vortheile aus den aerostatischen Maschinen zu ziehen.

Für die besten Gasarten zu aerostatischen Maschinen hält er diejenigen, welche die geringste Schwere haben, den wenigsten Veränderungen unterworfen sind, und sich aus-leichteste, wohlfeilste und schnellste entbinden.

Die entzündbare Luft ist unter allen Gasarten die leichteste, läßt sich nicht anders als durch die Entzündung reducirn, und ist so unveränderlich, daß sie sich ganze Jahre in gläsernen Gefäßen hält, ohne schlechter zu werden. Nur ist sie zu kostbar. Herr Girard de Buffou host indessen, daß sie nothwendig wohlfeiler werden müsse, wenn man erst die unermesslichen Vorräthe der Natur nützen, und die beträchtlichen Mengen, die in den Werkstätten

der Kunst täglich verloren gehen, aufsammlen wird, da uns so wohl die Natur als die Künste dieselbe in Menge lieferten, indem bekannt wäre, daß die faule Gährung entzündbare Luft erzeuge, daß stillstehende Wasser und Sümpfe dieselbe in Menge enthielten, und daß man in den Eisenvitriolmanufakturen alles, was sich daselbst entbände, ungenützt verfliegen ließe.

Ehe man an die Lenkung der mit entzündbarer Luft angefüllten aerostatischen Maschine denken kan, fährt Herr Girard de Buffon weiter fort, muß man erst Mittel haben, dieselbe bis auf die verlangte Höhe zu bringen, und sie mit der Luftschicht, in welcher man schiffen will völlig ins Gleichgewicht zu setzen. Kan man alsdenn Mittel angeben, sie nach Gefallen steigen und sinken, imgleichen sie nach allen beliebigen Richtungen horizontal fortgehen zu lassen, so sieht man leicht, daß sie durch gehörige Combination dieser Mittel nach allen schiefen Richtungen gelenkt werden könne.

Man nehme daher an, die Maschine, auf der man sich einschiffen will, sey sehr groß, und könne beträchtliche Lasten heben; sie sey ferner fest, und verliere nichts, oder unendlich wenig, von ihrer entzündbaren Luft. Man gebe ihr nun zween Hähne, einen am obern, den andern am untern Theile, und versehe sie mit Strickleitern, auf welchen zwei Personen bis an den obern Hahn steigen können. Wenn dieser Hahn verschlossen ist, füllet man die

Maschine durch den untern Hahn in der gehörigen Proportion; und wenn man voraus siehet, daß man sich das durch sehr hoch werde erheben können, so hängt man unten eine andere kleinere Kugel an, und läßt der Maschine eine freie Verbindung mit derselben, um das Ausplazen zu verhüten.

Nunmehr beschwert man diese Maschine mit etwas mehr Last, als sie zu heben im Stande ist; diese Last bestehet aus einem leicht gebaueten Schiffe, auf welches man sich nebst seinen Gefährten und allem was zur Reise nöthig ist, setzen kan. Der untere Theil dieses Schiffes aber muß vor innen und aussen rund seyn, und ein Faß vorstellen, welches die ganze Länge des Schiffes einnimmt, und obgleich der übrige Theil des Schiffes sehr leicht gebauet seyn soll, so muß doch der untere Theil, oder diese Art von Faß, sehr genau, und so fest gearbeitet seyn, daß man nach Gefallen ein Vacuum darin hervorbringen, oder die Luft wenigstens doppelt so stark, als sie es in der Atmosphäre ist, verdichten kan.

Diesen untern Theil des Schiffes läßt man anfänglich voll gemeiner Luft; nimt einige eben so feste Gefäße mit, die ganz luftleer, und andere, die mit entzündbarer Luft gefüllet sind; übrigens nimt man einige Flaschen Vitriolöl und viel mehr Eisenseile mit, als dieses Vitriolöl zu sättigen nöthig wäre.

Nach diesen Vorbereitungen veranzstaltet man seine Abreise zu einer Zeit, da

da das Barometer auf seiner mittlern Höhe, d. i. ungefähr auf 28 Zoll steht.

Man werfe nunmehr etwas überflüssige Eisenseile weg, bis man flott wird, d. i. bis das Schiff anfängt die Erde zu verlassen, werfe deren nach und nach immer mehr von sich, und steige auf diese Art immer weiter; bis in die Luftschicht in der man bleiben will. Auf diese Art wird man ohne Stoß und ohne Gefahr steigen, und die verlangte Höhe so genau erreichen, als es ein Bran Eisenseile mehr oder weniger bewirken kan.

In dieser Höhe wird man nun bei einer gewöhnlichen Reise und bei heiterm Wetter keine Ursache mehr finden, die einen antreiben sollte, höher oder tiefer zu gehen.

Da das Barometer bei der Abreise auf seiner mittlern Höhe stand, so werden die geringen Veränderungen, die inzwischen in der Schwere der Luft vorgehen könnten, einen eben nicht in sehr entfernte höhere oder niedrigere Luftschichten treiben können; und ob man einige Toisen höher oder niedriger schiffte, kan einem gleichgültig seyn. Würde man voraus; daß man auf seiner Reise einen hohen Berg zu übersteigen hätte, so könnte man nur etwas überflüssigen Ballast mitnehmen, durch dessen Wegwerfung man sich denn eben so über den Berg erheben würde, wie man sich durch das Wegwerfen der Eisenseile bis zu der gesuchten Höhe hob.

Da man dieses Mittel aber nur ein einziges mal gebrauchen kan, und viel

leicht mehrere Berge zu übersteigen wären, so wär es doch besser, Mittel zu suchen, die man so oft als man wolte, gebrauchen könnte, und hierzu giebt Herr Girard de Buffou zwei physikalische Mittel an, die sich in den beiden flüssigen Materien, in der Luft, und in dem Gas, welches die Maschine erhebt, finden.

Um in die Höhe zu steigen, sagt er, muß man entweder die aufzubehende Last vermindern, oder die hebende Kraft der Maschine verstärken, bisweilen auch wohl beides zugleich thun, wenn man sich sehr hoch heben will.

Will ich mich also weiter heben, fährt er fort, so werde ich anfänglich die Luft aus dem untern Theile meines Schiffes auspumpen, und also die Last um das Gewicht dieser Luft vermindern. Hebt mich dieses noch nicht so hoch, als ich wünsche, so ziehe ich aus den mitgenommenen Gefäßen die entzündbare Luft ganz oder zum Theil, und lasse sie durch den untern Hahn in die Maschine; sind nun die Gefäße ganz leer, so habe ich nicht nur das Gewicht der Last erleichtert, sondern auch die hebende Kraft der Maschine verstärkt. Dieses Mittel allein müßte schon hinreichend seyn, mich bis auf die größte Höhe zu erheben, weil es bei mir steht, so viel entzündbare Luft, als nur immer nöthig seyn mag, mitzunehmen, da ich sie in etlichen Gefäßen sogar verdichten kan, damit sie weniger Raum einnehme. Wenn inzwischen die mitgenommene entzündbare Luft noch nicht hinreicht, die Maschine hoch



hoch genug zu erheben, so würde man aus der mitgenommenen Eisenseile mit Vitriolöl neues Gas entbinden, und in die Maschine gehen lassen können.

Um das Niederlassen der Maschine zu bewirken, rath Herr Girard de Buffon folgendes Mittel an: Man fange nemlich, ist sein Vorschlag, damit an, die Luft im untern Theile des Schiffes zu verdichten; bringe die luftleeren Gefäße hierauf auf den obern Theil der Maschine, und lasse sie durch den daselbst befindlichen Hahn mit Gas aus der Maschine anfüllen. Bringt man nun diese Gefäße wieder in das Schiff herab, so wird dadurch nicht allein die hebende Kraft der Maschine verringert, sondern die Last ist auch durch das Gewicht der entzündbaren Luft vermehrt. Sänke man nun dadurch noch nicht weit genug herab, so könnte man die entzündbare Luft in einigen Gefäßen verdichten, in die dadurch leer gewordenen atmosphärische Luft lassen, auch diese darin verdichten, um das Schiff noch schwerer zu machen, und es so tief, als nöthig zu senken.

Auf diese Weise hätte man alle seine entzündbare Luft erhalten, und könnte sich also wieder eben so hoch, als vorher heben; und was man zum Herabsteigen am Gewicht durch die verbrauchte Eisenseile und Vitriolöl verloren hätte, das wäre durch die verdichtete Luft in den vorher luftleeren Gefäßen wieder ersetzt.

Solte man inzwischen bemerken, daß die Maschine Gas verloren hätte, so

müßte man den obern Hahn derselben öffnen, und so viel Gas heraus lassen, als nöthig wäre, um ruhig herab zu kommen; auf diese Art würde man sich sanft auf die Erde niederlassen, wo man sich aufs neue mit allem versehen könnte, was zu Fortsetzung der Reise nöthig wäre.

Um nun ferner die Maschine horizontal zu lenken, schlägt Herr Girard de Buffon vor, breite und leichte Ruder, wenn man will, aus breiten Blättern von starkem Pergamen nach Anzahl der Personen, die man zu dieser Arbeit brauchen will, an das Schiff anzubringen. Mit diesen Rudern denkt er sein Schiff bei stillem Wetter nach Gefallen zu lenken, denn, sind seine Worte, wenn man über den Flug der Vögel nachdenkt, so muß man nothwendig zugeben, daß die Luft, wenn sie durch eine etwas heftige Bewegung zusammen gedrückt wird, mit dem äußersten Grade ihrer Elasticität zurück wirke. Wie wäre es sonst begreiflich, daß die Vögel, durch den bloßen Schlag ihrer Flügel, ihren Körper, der auf tausendmal schwerer, als die Luft ist, nicht allein lenken, sondern auch halten und erheben könnten? Wenn nun die Bewegung der Luft durch den Schlag der Flügel eine so erstaunliche Wirkung thun kan, wie kan man daran zweifeln, daß die Bewegung der Ruder einen Körper senken werde, der seine Schwere gänzlich verloren hat, und also der horizontalen Bewegung nicht den geringsten Widerstand entgegen setzt?

Die Fortsetzung folgt künftig.



# Sammerisches Magazin.

25tes Stück.

Freitag, den 26ten März 1784.

Einiges aus des Herrn Faujas de St. Fond Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen der Herren von Montgolfier, nebst verschiedenen zu dieser Materie gehörigen Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

Die Natur selbst, heißt es ferner in dem Schreiben des Herrn Girard de Buffon, zeigt uns, wie groß der Unterschied zwischen der Kraft sey, welche man anwenden muß, um in einer flüssigen Materie einen Körper zu bewegen, der viel schwerer, als dieselbe, ist, und zwischen derjenigen Kraft, mit welcher man einen ihr an Schwere gleichkommenden Körper in ihr bewegen kan: und der verschiedene Bau der Thiere, deren Schwere mit der Schwere der flüssigen Materien, in welchen sie sich bewegen, in verschiedenen Verhältnissen steht, ist davon ein natürlicher Beweis.

Die Vögel sind, wie bereits erwähnt worden, ungefähr tausendmal schwerer, als die Luft, die Fische hingegen sind an Schwere fast dem Wasser gleich. Daher hat die Natur den Vögeln kleine Körper, und sehr große Flügel, den Fischen hingegen große

Körper, und kleine Flossfedern gegeben: auch schreiben die Naturforscher den Flügelmuskeln der Vögel eine erstaunenswürdige Kraft zu, da sie hingegen von den Flossfedern der Fische nichts ähnliches erwähnen.

So klein aber diese Flossfedern sind, so reichen sie doch zu, den Fischen unter dem Wasser alle horizontale Richtungen zu geben; ja es scheint sogar, daß sich die Fische vermittelst derselben sehr geschwind heben und senken können. Denn obgleich die Fische auch vermittelst ihrer Schwimmblasen sich langsam heben und senken, so darf man doch nur auf die Art ihrer Bewegungen bei gewissen Gelegenheiten aufmerksam seyn, um deutlich zu bemerken, daß sie nicht durch das größere oder geringere Volumen ihres Körpers, sondern bloß durch die Kraft der Flossfedern und des Schwanzes bewirkt werden.

Wäre das Steigen und Sinken  
 B b der

der Fische bloß eine Wirkung des größern oder geringern Volumens ihrer Schwimmblase, so würden sich diese Bewegungen nach den Gesezen richten, welche alle aus der Schwere entstehende Bewegungen befolgen. Sie würden anfänglich sehr langsam seyn, und nur nach und nach beschleunigt werden; man siehet aber in einem hellen Wasser, daß sich die Fische, wenn sie auf der Oberfläche des Wassers Brod suchen, sehr schnell erheben, und sich wieder eben so schnell herabstürzen, wenn sie oben einen gefürchteten Gegenstand gewahr werden.

Es scheint also erwiesen, daß die Fische auch ohne die Wirkung ihrer Schwimmblasen, bloß vermittelst der Flossfedern steigen und sinken können.

Da nun die Luft, in welcher die aerostatische Maschine schwebt, weit weniger Dichte und Zähigkeit hat, als das Wasser, worin die Fische schwimmen, so müssen die Ruder, mit welchen man das Luftschiff versehen hat, um desto mehr hinreichend seyn, um ihm nicht allein alle horizontale Bewegungen zu geben, sondern es auch nach Beschaffenheit der Umstände um etwas zu heben und zu senken.

Allein, fährt Herr Girard de Buffout weiter fort, ich habe des Windes noch nicht Erwähnung gethan, der doch bei dieser Schifffahrt eine sehr große Rolle spielt, und muß daher noch untersuchen, welche Hindernisse uns derselbe in den Weg legen, welchen Gefahren er uns aussetzen, und welche Hilfe er uns leisten könne.

So leicht die Lenkung aerostatischer Maschinen bei stillem Wetter ist, so äußerst schwer scheint sie in stürmischer und stark bewegter Luft zu werden. Maschinen, welche viel Last heben sollen, müssen von ungemeinem Umfange seyn, der Wind muß also eine diesem Umfange angemessene Gewalt über sie haben, und die Lasten, mit denen sie beschwert sind, scheinen einer so unwiderstehlichen Kraft nur einen sehr geringen und unbedeutenden Widerstand entgegen zu setzen. Hierin liegt auch unstreitig die größte Schwierigkeit bei dieser Schifffahrt. Nur längeres Nachdenken, und mehrere Erfahrungen werden uns in Stand setzen, sie ganz zu überwinden: man kan aber auch von einer Kunst, die noch kaum in ihrem ersten Anfange ist, nicht verlangen, daß sie sogleich alle Hindernisse, welche ihr die Natur entgegen setzt, solle heben können.

Wenn man sich an das hohe Alter und den langsamen Fortgang der eigentlichen Schifffahrt erinnert, wenn man bedenkt, wie häufig noch die Schiffbrüche sind, und wie vieler Verbesserungen noch die Kunst nöthig habe; so wird man ohne Zweifel nicht verlangen, daß die Luftschifffahrt gleich bei ihrem Anfange eine Vollkommenheit erreichen solle, zu der die eigentliche Schifffahrt noch bis jetzt nicht hat gelangen können.

Ohne Zweifel muß die Gewalt des Windes über die aerostatischen Maschinen sehr groß seyn; auch darf man nicht hoffen, die Gewalt eines ganz

widrigen starken Windes durch Ruder überwinden zu können. Man wird hierbei die Seefahrer nachahmen müssen, welche bei widrigem Winde nicht absegeln, sondern bessern Wind erwarten.

Ist der Wind nicht ganz widrig, und zugleich nicht heftig, so wird man auch hiebei die Mittel der Seefahrer nachahmen können. Man wird lavi- ren, wenn man nicht gerade zu gehen kan, und durch einen geschickten Gebrauch der Ruder wird man sein Ziel, wiewohl in längerer Zeit, dennoch erreichen. Ueberhaupt wird man natürlichlicher Weise das Beispiel der ersten Schiffer nachahmen, sich im Anfange nahe an die Erde halten, nur kurze Reisen unternehmen, und nur mit günstigem Winde abfahren müssen. Sollte sich der Wind während der Reise ändern, oder das Wetter stürmisch werden, so würde man auf die Erde niedersteigen, und günstigere Umstände erwarten müssen.

Wenn erst eine längere Erfahrung sichere und ausgebreitetere Kenntnisse verschaffe, und man sich erst ganz mit dieser im Anfange freilich gefährlich scheinenden Schiffahrt bekannt gemacht haben wird, so wird sich gewiß die Furcht in Kühnheit verwandeln, und man wird Unternehmungen wagen, welche in ihrer Art noch weit erstaunenswürdiger seyn werden, als die Unternehmungen der Seefahrenden.

Man wird so gar Mittel entdecken, welche den Seefahrern fehlen. Auf dem Meere kan man sich nur desjeni-

gen Windes bedienen, der auf der Oberfläche herrscht, die Luftschiffer hingegen können nach Gefallen diejenige Luftschicht wählen, in welcher sie den bequemsten Wind, oder Windstille antreffen.

Die Winde sind in der Luft, was die Ströme im Meere sind, und diese Ströme sind gewiß nach den verschiedenen Tiefen des Meers veränderlich. Eben so gewiß ist die Verschiedenheit der Winde in verschiedenen Luftschichten. Auch kan dies der Natur der Sache nach nicht anders seyn, denn in jeder flüssigen Materie, die sich mit sich selbst ins Gleichgewicht zu setzen sucht, muß der Verlust, den sie unten durch einen abgehenden Strom leidet, oben durch einen zufließenden ersetzt werden.

Alle Physiker, welche von den Winden geschrieben haben, sind über diesen Punkt einig. Jeder von ihnen sucht nur zu bestimmen, welche Winde an den verschiedenen Orten der Erde in jeder Höhe die gewöhnlichsten sind.

Ueberdies siehet man täglich Bes- weise dieses Sages vor Augen. Wie oft gehen nicht die Wolken in verschiedenen Höhen nach entgegen gesetzten Richtungen? Wie oft sieht man die Wolken anders gehen, als die Wind- fahnen zeigen? Wenn man in den Gärten Laub verbrennt, so zeigen oft der Rauch, die Windfahnen und die Wolken dreierlei ganz von einander verschiedene Richtungen. Man kan also gar nicht zweifeln, daß man durch Krenken in verschiedenen Höhen fast

allezeit irgendwo einen bequemen Wind finden werde, und da die Mittel, sich zu heben und zu senken, so leicht sind, so muß man in der Gewalt des Wuns des auf die aerostatischen Maschinen, vielmehr dereinst ein sicheres Hülfsmittel der Luftschiffahrt, als ein beständiges Hinderniß derselben antreffen.

Solte man inzwischen einmal in den verschiedenen Höhen, die man untersucht hätte, den bequemen Wind nicht finden, so könnte man entweder vermittelst der Ruder laviren, und so, wiewohl auf eine langsamere Art, zu seinem Zwecke gelangen, oder man könnte sich noch eines andern sichern und bequemem Mittels bedienen, welches in folgendem besteht.

Zwischen einem obern und dem entgegen gesetzten untern Ströme in einer flüssigen Materie findet sich allezeit eine Schicht, welche keiner von beiden Bewegungen unterworfen, und also völlig ruhig ist. Dieses Gesetz hat sich im Meere jederzeit bestätigt gefunden, und würde sich in der Luft noch leichter haben untersuchen und bestätigen lassen, wenn man Veranlassung dazu gehabt hätte.

Ein Versuch, welchen D. Franklin in seinen Schriften anführt, steht mit dieser Materie in unmittelbarem Zusammenhange. Er redet nemlich von zween Zimmern zwischen denen die Thür offen steht, und in deren einem die Luftwärme, als in dem andern ist. Man setzte in die Oeffnung der Thür drei angezündete Lichter, eins oben, das zweite unten, und das dritte

in die Mitte der Oeffnung. Soaleich entstanden oben und unten zween ganz entgegen gesetzte Luftströme. Die Luft des wärmern Zimmers ging durch den obern Theil der Thür in das kältere über, und trieb die Flamme des obern Lichtes gegen dasselbe zu. Die Luft des kältern Zimmers hingegen drang durch den untern Theil der Thür in das wärmere, und trieb die Flamme des untern Lichtes gegen das wärmere Zimmer. Die Flamme des mittlern Lichtes aber blieb völlig in Ruhe.

Was bei diesem schönen Versuche im Kleinen vorgehet, muß auch im Großen in jeder flüssigen Materie erfolgen, in welcher es zween übereinander befindliche entzogene gestörte Ströme giebt. Denn da das Mittel, von der untern Schicht des obern Stroms nach dieser, von der obern Schicht des untern Stroms hingegen nach jener Seite getrieben wird, so muß das Zusammenkommen dieser beiden gleichen und entgegen gesetzten Kräfte eine völlige Ruhe bewürken. Es muß also in der Luft zwischen den verschiedenen übereinander befindlichen Winden jederzeit eine ruhige Zone geben, und in dieser könnte man die Reise bloß mit Hilfe der Ruder fortsetzen, wenn weder der obere noch der untere Wind gerade zum Ziele führte.

So schwer es auch scheint, an eine aerostatische Maschine Segel anzubringen, welche leicht genug sind, um sie nicht allzu sehr zu überladen, und sich bequem verhandeln zu lassen, und doch auch stark und groß genug, um sie



sie regieren, und der Gewalt des Winds des auf die Maschine selbst widerstehen zu können, so könnte doch wohl die Kunst dahin gelangen, dergleichen Segel vorfertigen zu können.

Die Luftschiffahrt kan übrigens, bei einiger Vorsicht, nie gefährlicher als die Seefahrt seyn. Es giebt tausend Gefahren auf dem Meere, von denen der Luftschiffer frei ist: hingegen wenig Gefahren in der Luft, die nicht auch auf dem Meere statt finden sollen.

Bei der Luftschiffahrt wird man keine Untiefen und Klippen zu fürchten haben, wenigstens werden sie weit bekant, in die Augen fallender, und weniger gefährlich seyn. Und sollte man auch in einer dunkeln Nacht gegen den Abhang eines hohen Berges getrieben werden, so würde sich doch die Maschine immer in ihrer Höhe erhalten, das Herabstürzen in die Abgründe verhüten, und dadurch Zeit verschaffen, sich durch die bekanten Mittel wieder zu heben, und den Berg zu übersteigen.

Die Versuche auf dem Camp de Mars mid in Versailles haben gezeigt, daß die aerostatischen Maschinen beim schwächsten Winde, eine horizontale Weite von 156 Stunden in einem Tage zu durchlaufen im Stande sind. Diese Geschwindigkeit ist wenigstens viermal so groß, als die Geschwindigkeit eines Schiffe bei gleichem Winde, und kürzt mit der Dauer der Reise zugleich auch die Dauer der Gefahren ab.

Da man sich der Luftschiffahrt obnehin wenig bedienen würde, um über

große Meere zu reisen, so würde man den Vortheil haben, oft hernieder steigen und ruhen zu können, den man bei der Schiffahrt nicht haben kan. Man würde hierdurch viele Gefahren vermeiden, und sich viele Bequemlichkeiten verschaffen können, die man auf dem Meere entbehren muß.

Solte der Boden des Luftschiffes leck werden, und Luft durchlassen, so würde man theils, wie auf der See, Pumpen gebrauchen, theils aber auch den Fehler viel leichter, als zur See heben können, weil die Luft hiebei gar kein Hinderniß in den Weg legt, da hingegen das Wasser, bei der ähnlichen Arbeit zur See, den Tauchern sehr beschwerlich ist.

Solte endlich die Maschine so gar zerreißen, und unbrauchbar werden, so ist das schlimmste, was den Luftschiffen alsdenn begegnen kan, denn noch nichts weiter, als dieses, daß die Maschine, wie die zu Versailles, sanft herabsinkt. Auch die Theorie bestätigt es, daß dieses Herabfallen nie heftig und gefährlich seyn könne. Bei dem successiven Verluste ihres Gas sezt sich doch die Maschine mit den schwerern Luftschichten, in welche sie herabsinkt, ins Gleichgewicht; sie fängt also alle Augenblicke einen neuen Fall an, und so kan ihr Fall nie beschleunigt werden. Hiedurch erhält nun die Luftschiffahrt den ungemeinen Vorzug vor der Seefahrt, daß bei jener der Fall auf den Grund des Elements, welches uns trägt, nur ein geringer Unfall ist, da er hingegen bei dieser

unvermeidlich den Tod der unglücklichen Reisenden zur Folge hat.

Wenn nun aber, sagt endlich Herr Girard de Buffou in seinem Briefe, diese Luftfahrt glücklich ausgeführt werden sollte, wozu wird sie nutzen? Wird man nicht jederzeit die Reisen zu Lande oder zur See vorziehen, und ist also nicht die aerostatische Maschine mehr ein angenehmes Spielwerk, als eine in der That nützliche Erfindung?

Er beantwortet diese Frage auf folgende Art. Er glaube zwar, sagt er, daß die Ueberfahrt zu Lande und zur See zum Gebrauche des gemeinen Lebens wirklich den Vorzug behalten werde, weil Landreisen allemal die sichersten sind, das Wasser seiner Schwere wegen ohne irgend eine Maschine große Lasten tragen kan, also zur Ueberfahrt sehr bequem ist; dennoch aber könnte selbst in dieser Rücksicht die Erfindung der aerostatischen Maschinen nicht für gleichgültig angesehen werden.

Wenn man über dürre Wüsteneien reisen sollte, in welchen man den Mangel des Wassers und anderer Nothwendigkeiten fürchten müßte, oder Gefahrt ließe, unter die vom Winde aufgethürmten Sandhügel begraben zu werden, so würde man gewiß die Ueberfahrt der Menschen und Lasten auf aerostatischen Maschinen vorziehen, wenn diese nur irgend einen Grad von Vollkommenheit erreicht hätten.

Man sieht leicht, daß der Gebrauch der aerostatischen Maschinen, bei einiger Vollkommenheit, selbst die Landreisen weniger gefährlich machen könne.

Wenn man auf einer außerordentlichen Reise durch Länder gehen sollte, welche von der Pest angesteckt, oder deren Einwohner wild und feindselig wären, so würde man bei einigem Grade der Vollkommenheit unstreitig die Reise auf aerostatischen Maschinen vorziehen. Vielleicht können sie dereinst so ansehnlich verbessert werden, daß sie zu einem Mittel der Communication zwischen Völkern dienen können, welchen durch eine Kette von steilen Bergen, ihrer Nachbarschaft ungeachtet, alle andere Mittel der Unterhandlung abgeschnitten sind. Auch im Kriege würde man solche Maschinen bei vielen Gelegenheiten gebrauchen können, vornemlich um dem Commandanten eines belagerten Ortes wichtige Nachrichten zu übersenden.

Solten auch übrigens diese Maschinen nie zu gewöhnlichen Reisen gebraucht werden, so würden doch gewiß alle wißbegierige Physiker bald Luftschiffer werden, um dieses Element zu untersuchen, von welchem sie durch kein anderes Mittel so viele ganz neue Kenntnisse erlangen können.

Und wer kan voraus sehen, zu welchen Versuchen und Entdeckungen diese Maschinen dienen, zu was für neuen Kenntnissen vom Barometer, Thermometer, Hygrometer, und vorzüglich von der Electricität sie uns verhelfen, wie viel Licht sie uns über die Entstehung und Auflösung der Wolken, über die Ursachen des Hagels, Schnees und aller Lusterscheinungen geben können? Es ist unmdglich

lich die Vortheile zu bestimmen, welche die Physik von diesen Maschinen erwarten kan. Sie allein können uns lehren, ob die Luft auf hohen Bergen der Luft in den gleich hohen Regionen der freien Atmosphäre ähnlich sey; sie allein können uns die Beschaffenheit der obern Winde, ihre Stärke und Richtung, ihre Perioden, und die Zonen, in welchen sie herrschen, imgleichen die ruhigen Zonen zwischen den übereinander befindlichen Luftströmen, bekannt machen, und diese Kenntnisse können uns vieles Licht über die Ursachen der untern Winde geben.

Solte es auch jederzeit vorzüglicher bleiben, zu Lande oder zu Wasser zu reisen, so werden wir doch wenigstens in denen Fällen, in welchen uns Land und Wasser den Uebergang versagen, unsere Zuflucht zu den aerostatischen Maschinen nehmen können. Wenn wir alle Theile der Erdkugel kennen lernen und bis auf die Gipfel jener schlechterdings unzugänglichen Berge dringen wollen, die noch kein Fuß seit ihrer Entstehung betreten hat: wenn wir ihre Bestandtheile und Zusammensetzungen erfahren, und uns an den Phänomenen eines so neuen Schauspiels vergnügen wollen: wenn wir unsern Ehrgeiz noch weiter treiben, und vom Gipfel der höchsten Berge aus bis in die erhabenen Regionen dringen wollen, zu welchen uns die Natur den Zugang versagt zu haben scheint, um das Gesetz zu entdecken, nach welchem die Schwere abnimmt, und vielleicht gar die Gränzen der re-

spirablen Luft zu bestimmen; was kan uns noch davon abhalten?

Werden uns nicht diese neuen Maschinen zur Ausführung von Unternehmungen verhelfen, an deren Möglichkeit vor kurzem noch kein Mensch in der Welt gedacht hätte?

Es hat unter denen, welche die nördliche Durchfahrt oder den Zugang zum Pole gesucht haben, einige gegeben, welche kleine Schiffe, die auf dem Eise segeln, oder gezogen werden könnten, in Vorschlag gebracht haben. Warum sollte es nicht auch Leute geben, welche kühn genug wären, um auf aerostatischen Maschinen über das Eis zu gehen, und den Zugang zu dem bisher unbekanten und doch so merkwürdigen Punkte der Erdkugel zu versuchen, aus welchem alle himmlische Bewegungen ganz anders erscheinen, und wo alle Phänomene des Magnets aufhören oder andere Gestalten annehmen müssen? Wenn man von dem Punkte ausginge, wo uns das Eis aufhält, so würde man kaum 400 Stunden Weges nöthig haben, um bis an den Pol, und von da wieder zurück zu kommen; also könnte man bei günstigem Winde diese Reise in zweien Tagen vollenden, und wenn es nun in diesen Gegenden zweien Luftströme übereinander gäbe, von denen der eine gegen den Pol zu, der andere von demselben hinweg führte, wo wäre dann die Unmöglichkeit, einen Versuch auszuführen, der auf den ersten Anblick so chimärisch scheint?

Inzwischen sey es mit diesem Vorschlage,



schlage, dessen Erfolg zweifelhaft ist, und von einer entfernten Zukunft abhängt, wie es wolle, so bleibt doch gewiß, daß diese Maschinen nicht nur der Physik unendliche Dienste leisten, sondern über dies auch noch der Mechanik die wirkksamsten Unterstützungen gewähren können.

Käme es zum Beispiel darauf an, ein an der Küste gestrandetes oder in den Grund des Meers versunkenes Schiff aufzuheben, wie nützlich würden hierbei sich nicht große aerostatische Maschinen gebrauchen lassen! Wolte man sie mit andern mechanischen und hydrostatischen Mitteln verbinden, so würden sie die gewöhnlichen Hebzuge, Kamele u. d. gl. gar nicht hindern, sondern vielmehr deren Wirkung ungemein verstärken.

In solchen Fällen würde man die Vorzüge des Gas der Herren von Montgolfier gewahr werden. Dieses allein würde von der Verlegenheit befreien, die großen Maschinen schon ganz gefüllt auf den Platz zu bringen, wo man sich ihrer bedienen wolte. Die Geschwindigkeit, womit sich dieses Gas hervor bringen läßt, und sein wohlfeiler Preis machen, daß es so gleich überall gebraucht werden kan, wo man es nöthig hat; es ist auch so vermögend, und läßt sich so leicht von neuem hervorbringen, daß man große Maschinen, wenn es nöthig wäre, so gar stückweise herbei schaffen, und in der Eile mit Knöpfen oder Hälchen zusammen setzen könnte, ohne doch etwas an der erstaunenswürdigen Wirkung

zu verlieren, welche dieses Gas in ihnen hervor bringt.

Es ist bekanntlich sehr schwer, große Lasten senkrecht aufzuheben. Man weiß, wie viel Mühe und Aufwand es gekostet hat, den Obelisk im Vatican aufzurichten, und auf sein Fußgestell zu setzen; diese Unternehmung ist durch ihre Schwierigkeiten bei der Nachwelt berühmt geworden. Wie sehr würde eine große aerostatische Maschine diese Arbeit erleichtert und abgekürzt haben?

Noch weit schwerer und fast unmöglich fällt es der Mechanik, Lasten auf sehr große Höhen zu erheben. Die Reisenden betrachten die großen Steine, die man in den höhern Theilen der ägyptischen Pyramiden findet, mit Erstaunen und Bewunderung, und die Künstler selbst gestehen, daß es ihnen kaum begreiflich sey, wie die Aegyptier so ungeheure Massen auf so große Höhen haben erheben können.

Wie leicht aber wäre dieses Unternehmen gewesen, wenn sie die aerostatischen Maschinen gekant hätten! Wie viel solcher Steine würde nicht eine aerostatische Maschine auf einmal aufheben! Und was ist die Höhe der Pyramiden gegen diejenige, auf welche sich eine solche Maschine erheben kan, da die zu Versailles, welche noch die geringste Höhe unter allen dreien erreicht hat, und noch ehe sie anfang zu steigen, einen 7 Schuh langen Riß bekommen hatte, dennoch dreimal so hoch gestiegen ist, als die Höhe der größten ägyptischen Pyramide beträgt?

Die Fortsetzung folgt künftig.





# Sannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 29<sup>ten</sup> März 1784.

Auszug eines zuverlässigen Schreibens aus Sieke in der Graf-  
schaft Hoya; eine sehr edle Handlung betreffend.

**B**ei der am 1<sup>ten</sup> März dieses durch fürchterlichen Frost und gefährliche Ueberschwemmungen so merkwürdigen Jahres, als am Bremer Marktage, durch den Ueberfall des Weserstroms und Durchbruch der Amts Hoyaischen Weser; auch Thedinghausenschen Binnen; sogenannten Unterdeiche eingetretenen plötzlichen Wasserfluth, hatten sechs Eingeseffene des Amts Sieke, Namens

Kilert Butelmann aus Brinkum,  
Hinrich Dreyer aus Leeste.  
Albert Meyer aus Brinkum.  
Hinrich Wöhler daher.  
Conrad Meyer daher, und  
Jobst Hinrich Eggers aus  
Leeste,

das Unglück, auf dem Steinwege vom Cattenburm nach Brinkum, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittages, gerade an der niedrigsten und den stärksten Strom führenden Stelle, vom Wasser

und Eise solchergestalt belaufen zu werden, daß sie nicht vor- und rückwärts kommen konnten.

Conrad Meyer wolte auf der in solchem Wege befindlichen und der Zeit vom Wasser noch freien steinernen Brücke Sicherheit suchen, eine Eisscholle riß ihn aber nieder, ging über ihn her, und mit genauer Noth konnte er nur eine schwache Weide ergreifen, auf die er sich rettete.

Arend Eggers Sohn, Jobst Hinrich Eggers, ein 15 bis 16jähriger Bursche, sprang in der Angst vom Wagen auf ein lediges vorbeigehendes Koppelpferd, stürzte aber mit selbigem in den Graben mußte es verlassen, und retirirte sich hernach auf eine der starken 1  $\frac{1}{2}$  Fuß zum Theil haltenden Eisschollen. Da diese darauf gerade vor einem der Pfähle, die bei hohem Wasser zur Sicherheit der Reisenden die Breite des Weges bemerken, Ansehalt fand und stille stand;

E c

Klet

Kletterte er an solchen Pfahl hinauf, und mußte, um sich zu halten, mit dem Unterleibe sich auf dessen Spitze legen, mit den Beinen aber den Pfahl selbst umschließen, auch in dieser äußerst beschwerlichen Stellung, wenn er nicht ertrinken wolte, verbleiben.

Der Fuhrmann und Eigenthümer des Wagens Kilert Butelmann, war, als der heftige Eisgang die Pferde vor dem Wagen wegriß, ins Wasser gestürzt, und Hinrich Wöbler, um diesen zu retten, wäre beinahe mit umgekommen.

Beide hatten inzwischen noch das Glück, sich wieder auf den Wagen zu bringen, mußten aber mit den übrigen beiden, Hinrich Dreyer und Albert Meyer, stets dem Schicksale entgegen sehen, daß der Wagen von den starken Eisschollen und heftigem Strome umgerissen wurde, welches auch gewiß geschehen seyn würde, wenn der Wagen nicht bei der Gelegenheit, wie die Pferde vor solchem auskamen, eine dem Strome beinahe gleiche Richtung erhalten hätte, und außer dieser günstigen Schickung in der Breite vor dem Strome und Eisgange stehen geblieben wäre.

Das eine Pferd erkrankt so fort, das andere wurde vom Wasser und Eise fortgeführt, und hatte endlich Gelegenheit gefunden, an einer weniger tiefen, und dem Strome nicht so sehr ausgesetzten Stelle sich aufrecht zu erhalten.

Die unglücklichen Menichen selbst, riefen in jener sie der Todesgefahr je-

den Augenblick aussetzenden Lage um Hülfe und Rettung. Von Brinkum aus, als in der weitesten Entfernung und in Ermangelung der Schiffe, war ihnen gar nicht zu Hülfe zu kommen, und die Versuche, die von der Seite des Cattenburms mit Pferden gemacht wurden, waren ebenfalls auszuführen, nicht möglich. Die sechs Unglücklichen wurden daher ihrem Schicksale bereits überlassen, und als gänzlich verloren angesehen; ihr Untergang war auch ganz unvermeidlich, denn wenn Wasser und Eis sie auch verschonten; so mußten sie doch in ihrer durchgängigen Nässe dem Frost und der Kälte in der Nacht zum Raube werden.

Zufällig kehren indessen einige der Dreier Marktleute, welche zum Cattenburm ihr Unterkommen nicht mehr finden können, näher nach der Vorstadt vor Bremen zurück, suchen bei einem daselbst wohnenden Brönländsfahrer Hinrich Engelcke Obdach, und erzählen die vorgegangene traurige Begebenheit.

Dieser von edler Menschenliebe durchdrungen, macht sich zur Rettung der Unglücklichen sofort auf den Weg, kann aber unter der großen Verwammung fremder und einheimischer Gäste nur einen Einigen, Seegelke Schierenbeck aus Leeße ist sein Name, finden, der mit ihm gleiche Gesinnungen hegt, und die Gefahr mit ihm theilen will, den in Todesangst Seufzenden zu Hülfe zu kommen.

Beide allein waren jedoch zu schwach, ein so gefährvolles und mehrere Hände

erforderndes Unternehmeh zu vollfüh-  
ren; auch ward sogar dem Hinrich  
Engelke von der schon bemerkten Ver-  
sammlung zum Catterthurn es abge-  
schlagen, ihm ein Pferd zu leihen, um  
damit durchs Wasser, nach der Vor-  
stadt von Bremen zu reiten, um zwei  
ihm bekante andere Matrosen, Na-  
mens Harm Fricke und Christian  
Tiemann zu Hülfe zu holen. Er dar-  
über aber keinesweges mutlos, macht  
der Beschwerlichkeit unerachtet, den  
Weg zurück zu Fuße, holt die sich aus-  
ersehene und mit ihm gleich willfährig  
gewesene Hülfe herbei, und nun treten

diese vier Redliche, nachdem sie auch  
noch die Schwierigkeit ein ihnen ge-  
wegertes Schiff zu erhalten, überwun-  
den, nach 7 Uhr Abends ohne beredet  
oder durch Geldverheißungen gedungen  
zu seyn, ihr in allem Betracht höchst  
gefährliches Unternehmeh an, arbeiten  
durch Eis und Wogen mit bewunderns-  
würdiger Standhaftigkeit, und retten  
die auf mehr denn eine Art dem Tode  
nahe sechs hi:zige Amtsgesessene um 9  
oder gegen 10 Uhr Abends glücklich,  
und nachmals auch das übergebliebene  
Pferd ebenfalls.

Albg.

## Einiges aus des Herrn Faujas de St. Fond Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen der Herren von Mont- golfier, nebst verschiedenen zu dieser Materie gehörigen Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

(Siehe das 22<sup>te</sup> bis 25<sup>te</sup> Stück.)

**S**o zahlreich und so wichtig übri-  
gens die Anwendungen seyn  
mögen, die man von den aero-  
statischen Maschinen in den Künsten  
und Wissenschaften wird machen kön-  
nen, so ist doch die Entdeckung der  
Herren von Montgolfier nicht allein  
dieser Anwendungen wegen wichtig,  
und die Vortheile, die man dereinst  
aus dem von ihnen erfundenen Gas  
wird ziehen können, sind vielleicht noch  
weit beträchtlicher.

Kurz, es bleibt der Versuch zu An-  
nonay, aus welchem Gesichtspunkte

man ihn auch betrachtet, immer einer  
von den Hauptversuchen, welche sich  
auf immer im Andenken erhalten wer-  
den, und in der Geschichte der mensch-  
lichen Kenntnisse Epoche zu machen  
verdienen. Anstatt ihn also für eine  
bloße Belustigung anzusehen, oder  
gar zum Gegenstande eines kindischen  
Spielwerks zu machen, müssen wir  
ihn vielmehr mit Verehrung und Er-  
kenntlichkeit, als eine Erfindung auf-  
nehmen, welche den Menschen so viel  
neue Kenntnisse und so wirksame Un-  
terstützungen verspricht.

Ec 2

So

So viel aus dem Schreiben des Herrn Girard de Buffon an den Herrn Faujas de St. Fond.

Das zehnte Capitel des Faujas de St. Fond'schen Werks enthält ein Schreiben des Herrn Burgois, worin selbiger dem Verfasser seine über den in Champ de Mars aufgestiegenen Luftball gemachten Beobachtungen mittheilt. Um nicht zu weiterschweifig zu werden, wird dieses Capitel mit Stillschweigen übergangen, und dafür selgendes aus dem darauf folgenden elften Capitel als hierher gehörig, von den in der Vorstadt St. Antoni zu Paris am 19<sup>ten</sup> October mit einer aerostatischen Maschine angestellten Versuchen, die sich mit zwei Personen 324 Schuh hoch erhoben hat, angeführt.

Weil die Maschine, mit welcher der Versuch zu Versailles angestellt worden, dadurch, daß sie durch die Elasticität des Gas an ihrem obern Theile zerriß, verhindert wurde, so hoch zu steigen, als sie sollte, entschloß sich Herr von Montgolfier eine zweite noch größere und viel festere Maschine zu versertigen, die denn auch am 10<sup>ten</sup> October völlig vollendet war.

Ihre Gestalt war eckrund; die Höhe betrug 70, der Durchmesser 46 Schuh, der körperliche Inhalt 60000 Kubikschuh.

Ihr oberer Theil war mit einem Kranze von französischen Lilien umgeben, und darunter mit den zwölf Zeichen des Thierkreises in Goldfarbe verziert; den mittlern Theil nahm der

Namenszug des Königs, mit Sonnen abwechselnd, ein; unten waren Larven, Kränze und Adler mit ausgebreiteten Flügeln angebracht, welche diese prächtige lafurbrau angestrichene Maschine in ihrem Fluge zu tragen schienen.

An dem untern Theil der Maschine war mit vielen Stricken eine Kreisrunde von Weidenruthen geflochtene Gallerie angehängen, und mit Leinwand überkleidet, auf welche man Draperie und andere Verzierungen gemahlt hatte.

Diese Gallerie war ungefähr drei Schuh breit, und hatte zur Rechten und Linken eine  $3\frac{1}{2}$  Schuh hohe Brustlehne; sie unterbrach oder hinderte nicht im geringsten die ungefähr 15 Schuh weite Oeffnung im untern Theile der Maschine, welcher sie vielmehr zur Verlängerung diente. Mittlen in dieser Oeffnung hing an Ketten eine große Kohlenpfanne aus starkem Eisendraht, in welcher die auf der Gallerie befindlichen Personen mit ihren Vorräthen von Stroh u. leicht so viel Gas, als sie wollten, entbinden konnten.

Diese Maschine wog wenigstens 1600 Pfund.

Mittwöchs, den 15<sup>ten</sup> October zeigte Herr Dilatre de Rozier den lebhaften Wunsch, sich mit der Maschine in die Höhe heben zu lassen, und stellte sich in dieser Absicht auf die Gallerie. Die Maschine ward aufgeschwellt: sie ging mit völlig ungestörtem Gleichgewichte ihrer Theile in die Höhe, und stieg so hoch, als die Saite reich;



reichten, mit denen man sie zurück hielt, d. i. ungefähr 80 Schuh. In dieser Höhe blieb sie 4 Minuten 25 Sekunden lang, ohne daß Herr Pilatre de Rozier die geringste Unbequemlichkeit empfunden hätte. Sie sank hierauf wieder langsam herab, blieb dabei immer gespannt, und, nachdem sie die Erde wieder berührt hatte, und durch das Absteigen des Herrn Pilatre de Rozier erleichtert worden war, erhob sie sich von neuem wieder auf eine gewisse Höhe.

Freitags, den 17<sup>ten</sup> October, wiederholte man dieselben Versuche, aber ein widriger Wind hinderte den guten Erfolg derselben, und ob gleich Pilatre de Rozier eben so hoch, als am Mittwoch gehoben wurde, so ward doch die Maschine durch den Wind, und den Widerstand der Seile, die sie zurück hielten, angegriffen, hielt sich nicht so gut, und that keine so schöne Wirkung, als beim vorigen Versuche.

Am 19<sup>ten</sup> October, Nachmittags um halb 5 Uhr, wurde in Gegenwart von mehr als 2000 Personen die Maschine, deren Gallerie man kleiner gemacht hatte, in 5 Minuten mit Gas gefüllet. Herr Rozier stand auf der einen Seite der Gallerie, und auf der andern befand sich ein Gegengewicht von 105 Pfund. Er ward mit der Maschine 250 Schuh hoch gehoben, und sie blieb 6 Minuten lang in dieser Höhe stehen, ohne Feuer in der Kohlenpfanne zu haben.

Mit Feuer in der Kohlenpfanne erhob sie sich beim zweiten Versuche mit

dem Herrn Pilatre de Rozier und einem Gegengewichte von 100 Pfund auf eine Höhe von 250 Schuh, und blieb in derselben 8 $\frac{1}{2}$  Minute lang still stehen. Als man sie herabzog, trieb sie der Ostwind gegen ein Gebüsch von sehr hohen Bäumen in einen benachbarten Garten, wo sie sich verwickelte, ohne jedoch ihr Gleichgewicht zu verlieren. Man entband sogleich neues Gas, wodurch sie sich augenblicklich wieder los machte und in die Luft erhob.

Da die Maschine höher als 200 Schuh gekommen war, ließ sie Herr Pilatre de Rozier langsam herab, und als sie nahe an der Erde war, versah er sie sehr geschickt, und zur rechten Zeit mit neuem Gas, worauf sie schnell wieder bis zur vorigen Höhe stieg.

Man machte einen dritten Versuch. Die Maschine stieg nochmals mit Herrn Pilatre de Rozier, und einem neuen Reisegesährten, Herrn Giroud de Vilette in die Höhe. Da man längere Seile genommen hatte, so erreichte sie jetzt eine Höhe von 324 Schuh, und blieb in derselben wenigstens 9 Minuten lang im vollkommensten Gleichgewicht stehen.

Die Maschine that in dieser Stellung eine fürtreffliche Wirkung; sie stand über Paris, und ihre Größe schien den Zuschauern im Garten nicht vermindert, aber die Menschen darin waren kaum mehr zu erkennen. Nur durch Fernröhre entdeckte man Herrn Rozier, der beschäftigt war, neues Gas zu machen.

Als die Maschine wieder herabgekommen war, versicherten beide, daß sie nicht die geringste Beschwerlichkeit dabei empfunden hätten.

Der Marquis d'Arlandes, Major von der Infanterie nahm nunmehr den Platz des Herrn Giraud de Villette ein, und stieg von neuem mit Herrn Pilatre de Rozier in die Höhe.

Dieser letzte Versuch ging eben so gut von statten, als der vorhergehende; und hätte man die Maschine nicht zurück gehalten, so würde sie eine Höhe von wenigstens 1200 Toisen haben erreichen können.

Nach dem Versuche in der Vorstadt St. Antonie zu Paris stellte der ältere Herr von Montgolfier zu Lyon bei dem dasigen Herren Intendanten einen neuen Versuch an.

Die Maschine war von bloßem Papier gefertigt; der Form nach bestand sie aus zwei vierseitigen abgestumpften Pyramiden, deren Grundflächen zusammen stießen. Die Seiten dieser Grundflächen waren acht Schuh, und die Seiten der abgestumpften Flächen 4 Schuh lang; die gemeinschaftliche Aue hielt 8 Schuh, welches einen körperlichen Inhalt von höchstens 300 Cubikschuh giebt.

Die beiden zusammenstoßenden Grundflächen waren mit 8 Schuh langen hölzernen Leisten befestiget; und an der untern Öffnung befanden sich 4 Leisten von 4 Schuh Länge.

Aus den vier Ecken der untern Öffnung gingen vier starke eiserne Sträbe

hervor, vereinigten sich mitten unter der Öffnung, und trugen daselbst einen Cylinder von geflochtenem Drath, der einen Schuh hoch war, und sechs Zoll im Durchschnitte hatte.

Nachdem die Maschine durch Feuer mit Gas gefüllet war, steckte man in den Cylinder eine Rolle von 30 Boggen Papier mit einem Pfund Baumöl getränkt, und zündete dieselbe an.

Die Maschine erhob sich sehr schnell, und nahm ihren Weg gegen die Stadt zu, als sie aber in dieser Richtung ungefähr eine Viertelstunde Weges durchlaufen hatte, und sich in der Region der Wolken befand, ward sie mit diesen zugleich nordwärts gerieben, noch höher fand sie einen Südostwind, der sie zurück trieb.

In dieser Richtung verfolgte man sie eine Zeitlang mit den Augen; aber ihr scheinbarer Durchmesser war so klein geworden, daß sie sich bald aus dem Gesichte verlor; nur die scharfsichtigsten Personen sahen sie noch einige Augenblicke, bis sie 22 Minuten nach ihrer Abfahrt gänzlich verschwand.

Am 21<sup>ten</sup> November 1783 stellte man im Schlosse la Muette abermals einen Versuch mit der Maschine des Herrn von Montgolfier an. Der Himmel war hin und wieder mit Wolken bedeckt, an andern Orten hell, der Wind kam aus Nordwest.

Acht Minuten nach 12 Uhr gab man aus einem Mörser das Signal, daß man anfangs die Maschine zu füllen.

In acht Minuten war sie, ungeachtet

ter des Windes, völlig entfaltet, und zur Abreise fertig.

Der Marquis d'Arlandes und Herr Pilatre de Rozier standen auf der Gallerie.

Man hatte anfänglich die Absicht, die Maschine, wenn sie steigen würde, mit Stricken zurück zu halten, um sie zu probiren, die Last, welche sie zu tragen vermögte, genau zu bestimmen, und zu sehen, ob alles zu dem wichtigen Versuche, welchen man vor hatte, gehörig vorbereitet sey.

Allein, die Maschine wurde vom Winde ergriffen, anstatt senkrecht aufzusteigen, gegen eine Allee im Schloßgarten getrieben, wobei sie durch das allzustarke Anziehen der Seile, mit welchen man sie zurück halten wolte, verschiedene Risse bekam, wovon der eine über 6 Schuh lang war. Sie ward daher auf die Straße zurück gebracht, und in weniger als zwei Stunden völlig wieder hergestellt.

Als sie von neuem gefüllet war, ging sie um 1 Uhr 54 Minuten mit eben denselben Personen wieder in die Höhe, erhob sich auf eine majestätische Art, und stieg wenigstens 3000 Schuh hoch, blieb dabei noch immer sichtbar, und ging unterhalb der Barriere de la Conference über die Seine, kam zwischen der Ecole Militaire und dem Invalidenhanse durch, und konte hier von ganz Paris gesehen werden.

Die Luftfahrer wolten ihre Reise nicht weiter verlängern, und beschloßen sich herab zu lassen; da sie aber bemerkten, daß sie der Wind auf die Häuser

der Straße de Seve, in der Vorstadt St. Germain trieb, so entbanden sie sogleich neues Gas, hoben sich von neuem, und setzten ihre Lustreise bis über Paris hinaus fort.

Sie ließen sich endlich im freien Felde, jenseits des neuen Boulevard, der Mühle von Cronlebarbe gegen über langsam herab, ohne den geringsten Schaden gelitten zu haben. Auf ihrer Gallerie waren noch zwei Drittel des mitgenommenen Vorraths übrig; sie hätten also, wenn sie gewollt hätten, eine dreimal längere Reise anstellen können. In der That sind sie 4 bis 5000 Toisen weit gegangen, und haben dazu 20 bis 25 Minuten Zeit gebraucht.

Diese Maschine war 70 Schuh hoch, hatte 46 Schuh im Durchmesser, und hielt an körperlichen Raume 60000 Cubikschuh. Die Last, welche sie mit sich aufzog, betrug 16 bis 1700 Pfund.

Der Marquis d'Arlandes hat dem Herrn Faujas de St. Fond von dieser ersten Lustreise am 21<sup>ten</sup> Novem-ber 1783 in einem Schreiben, welches in dem Journal de Paris, Nr. 333. vom 29<sup>ten</sup> Nov. 1783 steht, eine ausführliche Nachricht mitgetheilt, aus welcher hier noch folgendes den Lesern im Auszuge vorgelegt wird.

„Wir gingen, heißt es in diesem  
„Schreiben am 21<sup>ten</sup> November um  
„1 Uhr 54 Minuten von la Muette  
„ab. Die Stellung der Maschine war  
„so, daß Herr Pilatre de Rozier  
„gegen Westen, und ich gegen Osten  
„stand.

„stand. Der Wind kam ungefähr  
 „aus Nordwest. Die Maschine, soll  
 „sich, wie die Zuschauer sagen, sehr  
 „majestätisch gehoben haben; vielleicht  
 „aber haben nur wenige bemerkt, daß  
 „sie sich, eben da sie über die Hecke im  
 „Garten ging, halb umdrehte. Durch  
 „diese Wendung kam Herr Pilatre  
 „nach der Richtung, die die Maschine  
 „nahm, vorwärts, und ich also hin-  
 „terwärts zu stehen. Von diesem Au-  
 „genblicke an haben wir, bis wir wie-  
 „der herab kamen, immer eben dieselbe  
 „Stellung gegen den Weg der Maschi-  
 „ne behalten. Mich bestremdete das  
 „Stillschweigen und die unbewegliche  
 „Ruhe, welche nach unserer Abreise  
 „unter den Zuschauern herrschte: ich  
 „glaubte, sie mögten über die Neuheit  
 „des Schauspiels erstaunt und viel-  
 „leicht bestürzt seyn, so, daß sie eini-  
 „ger Beruhigung bedürften. Ich  
 „grüßte sie also mit ausgebreiteten Ar-  
 „men, jedoch ohne Erfolg: als ich aber  
 „mein Schnupstuch gegen sie schwang,  
 „bemerkte ich sogleich eine starke Be-

„wegung im Garten von la Muette,  
 „Alle in demselben hin und wieder zer-  
 „streute Zuschauer schienen sich in eine  
 „einzige Masse zu vereinigen; die sich  
 „mit einer ganz unwillkürlichen Be-  
 „wegung um uns zu folgen, nach der  
 „Gartenmauer hinzog, welche sie als  
 „das einzige Hinderniß, daß uns tren-  
 „nete, anzusehen schien. Ich warf  
 „nun etwas Stroh auf, störte ein we-  
 „nig im Feuer, und kehrte mich so-  
 „gleich wieder um, konnte aber schon la  
 „Muette nicht wieder finden. Voll  
 „Erstannen hierüber, warf ich einen  
 „Blick auf den Lauf des Flusses, folg-  
 „te ihm mit den Augen, und erblickte  
 „endlich den Ort, wo er die Duse auf-  
 „nimmt. Ich nannte mir nun Conflans,  
 „und die übrigen Hauptkrümmungen  
 „des Flusses nach den Namen der daran  
 „gelegenen Orte, nemlich: Poissy, St.  
 „Germain, St. Denis, Seve; und  
 „wir waren noch über Passy oder Chail-  
 „lot. Ich sah durch das innere der  
 „Maschine und erblickte in der That  
 „das Zollhaus von Chaillot gar nahe.,

Der Schluß folgt künftig.

### A n e k d o t e.

Der berühmte Melancthon ent-  
 schloß sich auf vieles Zureden Lu-  
 thers, einmal zu Wittenberg in der  
 Schloßkirche zu predigen. Kaum war  
 er auf die Kanzel gestiegen, so fing er  
 an, „ich bin ein guter Hirte, „ nicht  
 weiter. Luther, der zu gutem Glück

in der Kirche war, ging sogleich aus  
 seinem Stuhle und lösete ihn ab. Er  
 fing mit den Worten an: „Du bist ein  
 gutes Schaf, „ verlaß sodann das Evan-  
 gelium weiter, und predigte darüber  
 eine ganze Stunde lang aus dem Ste-  
 gereise.



# Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Freitag, den 2ten April 1784.

Einiges aus des Herrn Faujas de St. Fond Beschreibung der Versuche mit den aerostatischen Maschinen der Herren von Montgolfier, nebst verschiedenen zu dieser Materie gehörigen Abhandlungen.

(Schluß.)

„In diesem Augenblick, sagte Herr „Pilatre: Hier ist der „Fluß, und wir sinken. — „Verstärken sie das Feuer. Wir „arbeiteten nunmehr, aber anstatt „über den Fluß zu kommen, trieben „wir längst der Schwanzinsel hin, „kamen über das Hauptbett des Flus- „ses zurück, und wurden längst dem- „selben weit hinaus getrieben.,,

„Ich störte die Kohlen, nahm mit „meiner Gabel ein Büschel Stroh, „das ohne Zweifel zu dicht beisammen „war, und nicht gleich Feuer fing. Ich „hob es auf und schüttete es mitten in „die Flamme. Einen Augenblick dar- „auf kam es mir vor, als ob ich von „jemand unter den Armen in die Hö- „he gehoben würde. Wir bemerkten, „daß wir stiegen, und ich hörte ein „Geräusch im obern Theile der Ma- „schine, welches mich fürchten ließ, sie „mögte zerplatzt seyn. Ich sahe mich „um, konnte aber nichts bemerken. So

„wie ich noch die Augen fest auf den „obern Theil der Maschine gerichtet „hatte, fühlte ich einen Stoß, dies ist „aber auch der einzige gewesen, den ich „empfundnen habe. Die Richtung des „selben ging von oben nach unten, und „ich hielt ihn für einen neuen Luft- „strom, der uns hoffentlich vom Flusse „wegbringen würde. Wirklich lehrte „sich mich um, zu sehen, wo wir wä- „ren, und fand mich zwischen der Ecole „Militaire und dem Invalidenhanse, „über welches wir schon auf 400 Toi- „sen weit hinaus waren.,,

„Ich hörte von neuem ein Geräusch „in der Maschine, und glaubte es sey „ein Seil zerrissen. Wie ich das in- „nere unserer Wohnung aufmerksam „untersuchte, fand ich den gegen Sü- „den gekehrten Theil voll runder Lö- „cher, deren einige von beträchtlicher „Größe waren. Ich nahm meinen „Schwamm, und löschte das wenige „Feuer, welches durch einige Löcher,

DD

„die

„die ich erreichen konnte, um sich griff,  
 „mit leichter Mühe ans; da ich aber  
 „bemerkte, daß der untere Theil der  
 „Leinwand an dem Ringe, der um  
 „ihn gelegt war, wenn ich mich dage:  
 „gen stemmte, nicht mehr fest hielt,  
 „sondern sich sehr leicht davon abtren:  
 „nete, so raste ich meinem Gefährten  
 „zu, daß wir herab müßten.,,

„Er sah herunter, und sagte: Wir  
 „sind über Paris. — Das hat  
 „nichts zu sagen, antwortete ich,  
 „aber lassen Sie uns sehen: ist  
 „bei Ihnen keine Gefahr, halten  
 „Sie sich wohl? — Ja. — Ich  
 „untersuchte nochmals auf meiner  
 „Seite, und fand noch nichts zu fürch:  
 „ten. Noch mehr, ich schlug mit dem  
 „Schwamme gegen die vorzüglichsten  
 „Seile, die ich erreichen konnte. Alle  
 „waren fest, und nur zwei Schnüre  
 „rissen.,,

„Während dieser Zeit waren wir  
 „den Dächern merklich näher gekom:  
 „men. Wir machten Feuer und ho:  
 „ben uns wieder mit der größten Leich:  
 „tigkeit. Ich sah herunter, und er:  
 „blickte die Missionsgebäude. Es  
 „sahen, als ginge unser Weg auf die  
 „Thürme der Kirche St. Sulpice,  
 „die ich durch die innere Oefnung der  
 „Maschine sah. Als wir uns wie:  
 „der hoben, brachte uns ein neuer  
 „Windstoß von dieser Richtung ab,  
 „und weiter gegen Süden. Ich sah  
 „zur Linken ein kleines Gehölz, das  
 „ich für Luxemburg hielt; wir gingen  
 „über den Boulevard, hörten auf zu  
 „feuern, und Herr Pilatre urtheilte,

„daß wir auf die Mühlen zwischen  
 „Klein-Gentilly und dem Boulevard  
 „zu kämen, und warnte mich. Ich  
 „warf etwas Stroh auf, schüttelte es,  
 „um das Feuer zu verstärken, wir  
 „hoben uns wieder, und ein neuer  
 „Windstoß trieb uns ein wenig zur  
 „Linken. Mein Gefährte schrie mir  
 „noch immer zu: Weichen sie den  
 „Mühlen aus! Allein das Distren  
 „durch den Durchmesser der Oefnung  
 „setzte mich in Stand, unsere Rich:  
 „tung sicherer zu beurtheilen, ich sah,  
 „daß wir die Mühlen nicht treffen  
 „konnten, und rief ihm zu: Wir lan:  
 „den. Gleich darauf fühlte ich mich  
 „über Wasser, und glaubte, es sey  
 „noch der Fluß; als ich aber auf die  
 „Erde kam, fand ich, daß es der Teich  
 „gewesen sey, der die Maschinen der  
 „Fabrik der Herren Brenier und  
 „Comp. treibt.,

„Wir ließen uns an dem Wachtel:  
 „berge zwischen der Mühle des Mer:  
 „veilles und der alten Mühle, unge:  
 „fähr 50 Toisen weit von jeder nie:  
 „der. So bald wir an der Erde was:  
 „ren, hob ich mich auf die Gallerie,  
 „und stemmte mich auf dieselbe mit  
 „beiden Händen; ich fühlte, daß der  
 „obere Theil der Maschine sanft gegen  
 „meinen Kopf drückte; allein, ich  
 „stieß ihn zurück, und sprang über die  
 „Gallerie. Als ich mich gegen die  
 „Maschine kehrte, glaubte ich sie voll  
 „zu finden, allein, zu meiner Verwun:  
 „derung, sah ich sie ganz leer und  
 „völlig zusammen gefallen. Wir wa:  
 „ren ganz allein, und nicht stark ge:  
 „nug,

„mug, um die Gallerie einzureißen,  
 „und das brennende Stroß heraus zu  
 „hohlen, woran doch viel gelegen war,  
 „wenn es die Maschine nicht in  
 „Brand stecken sollte. Wir fanden  
 „kein Mittel, diesem Unfalle vorzu-  
 „beugen, als daß wir die Leinwand  
 „aufrißen, und hierdurch kamen wir  
 „endlich zum Feuer. So bald dies  
 „von der Leinwand, die es bedeckt,  
 „und den Zugang der Luft verhin-  
 „dert hatte, frei ward, fing das Stroß  
 „heftig an zu brennen. — Die Ma-  
 „sche kam endlich hinzu, mit deren  
 „Hülfe wir unsere Maschine binnen  
 „10 Minuten so glücklich retteten, daß  
 „sie in einer Stunde schon wieder bei  
 „Herrn Revcillon war, wo sie Herr  
 „von Montgolfier hatte verfertigen  
 „lassen.,,

Von der zweiten Luftreise der Her-  
 ren Charles und Robert am 1<sup>ten</sup>  
 December 1783 aus den Thuilleries,  
 theilt uns Herr Janjas de St. Fond  
 in seinem Werke folgende Nachricht  
 mit.

Diese Luftfahrer erhielten sich in  
 einer Höhe von 330 Toisen und dar-  
 über beinahe zwei Stunden lang, und  
 legten in dieser Zeit einen Weg von  
 neun Stunden zurück; Herr Char-  
 les erhob sich hierauf nochmals auf  
 eine Höhe von 1700 Toisen, und mit  
 einer bewundernswürdigen Geschick-  
 lichkeit wußte er sich völlig zum Herrn  
 seiner Maschine zu machen.

Die Maschine war kugelförmig,  
 hielt 26 Schuh im Durchmesser, saß-  
 te also ganz aufgeblasen einen körper-

lichen Raum von 10000 Cubikschu-  
 hen, und trieb ungefähr 800 Pfund  
 Luft aus der Stelle. Den davon ver-  
 fertigten Abbildungen zu Folge, war  
 die obere Halbkugel bis an den größ-  
 ten Kreis, der beim Aufsteigen in eine  
 horizontale Lage kam, mit einem Netze  
 von Seilen überdeckt. Von diesem  
 Netze hing ebenfalls von Seiten eine  
 Art von Bot oder Wagen herab, um  
 die mit aufsteigenden Personen und  
 ihr Geräthe aufzunehmen. Am un-  
 tern Ende der Kugel befand sich ein  
 in das innere hineingehender Schlauch,  
 der bis in den Wagen hinabreichte,  
 und dessen offenes Ende von den Luft-  
 fahrern in der Hand gehalten wurde,  
 um der brennbaren Luft, wenn sie all-  
 zu sehr ausgedehnet würde, einen Aus-  
 gang öffnen, und dadurch das Auf-  
 plagen der Kugel verhüten zu können.  
 Dieser Schlauch war so eingerichtet,  
 daß der Druck der äußern Luft ihn  
 wie eine Klappe verschloß, und also  
 dem Eindringen der atmosphärischen  
 Luft den Weg versperrte. Außerdem  
 hatte die Kugel noch eine sogenannte  
 obere Klappe, die man mit einer in  
 den Wagen herabreichenden Schnur  
 öffnen konnte, wenn man atmosphä-  
 rische Luft hinzu lassen wolte, um sich  
 herabzulassen. Uebrigens war an  
 dem einen Ende des Wagens ein Bar-  
 ometeter und ein Thermometer ange-  
 bracht.

Die Art des Füllens anlangend,  
 zeigen die Abbildungen eine Anzahl  
 runder Fässer, welche um ein mittles  
 res großes Gefäß im Kreise herum

stehen, und mit demselben durch Leit-  
röhren verbunden sind. Auf dem  
mittlern Gefäß steht eine hohe Röhre  
auf, auf welcher eine andere am untern  
Theile der Kugel beständige kleine  
Röhre gesteckt zu haben scheint. Es  
läßt sich hieraus so viel schließen, daß  
die Eisenseile mit dem Vitriolöl in die  
im Kreise herum gestellten Fässer ge-  
schüttet worden, und die darans ent-  
bundene brennbare Luft durch die Leit-  
röhren in das mittlere große Gefäß  
übergegangen, und aus diesem unmit-  
telbar in die Kugel aufgestiegen sey.  
Wahrscheinlich ist im mittlern Ge-  
fäße Wasser gewesen, weil Herr  
Neumier ausdrücklich sagt, man  
habe das Gas durch Wasser gehen  
lassen, daher es auch leichter und  
vollkommner gewesen sey, als die  
brennbare Luft des Balls im Champ  
de Mars, welche unmittelbar aus dem  
Fasse, worin man sie entbunden hatte,  
in den Ball aufgestiegen war. Das  
Füllen dauerte fünf Tage.

Die unternommene Lustreise selbst  
beschreibt Herr Charles in einer bei  
Eröffnung seines Cursus der Physik  
gehaltenen Vorlesung wie folget.

„Ehe wir uns auf unserer Naschi-  
„ne, welche mit brennbarer Luft ange-  
„füllt war, aus den Thuilleries erho-  
„ben, ließen wir vorher eine Kugel  
„von 5 Schuh 8 Zoll im Durchmesser  
„voraus gehen. Diese war bestimmet,  
„uns die Hauptrichtung des Windes  
„anzuzeigen, und uns gleichsam die  
„Bahn zu brechen. Wir ließen sie  
„dem Herrn von Montgolfier dar-

„bieten, den unsere Freunde zu nächst  
„um uns in den Kreis gestellt hatten;  
„Herr von Montgolfier schnitt die  
„Schnur ab, und die Kugel stieg hoch  
„in die Luft auf. Wir warfen 19  
„Pfund Ballast von uns, und erho-  
„ben uns unter einem tiefen von Rüh-  
„rung und Erstaunen verurrsachten  
„Stillschweigen der Zuschauer. Un-  
„ter uns sahen wir, wohin wir unsere  
„Blicke wendeten, Kopf an Kopf,  
„über uns den heitersten Himmel,  
„und in der Ferne die reizendsten  
„Ausichten..

„Ich beobachtete unausgesetzt das  
„Barometer; Herr Robert hingegen  
„musterte unsere Reichthümer. Alle  
„unsere Freunde hatten den Wagen,  
„wie für die längste Reise, mit Cham-  
„pagner, Decken, Pelzwerk, u. d. gl.  
„belastet. Gut! sagte ich, so haben wir  
„etwas herab zu werfen. Herr Robert  
„warf also zum Anfange eine wollene  
„Decke durch die Luft, die bei dem Dome  
„der Kirche de l'Assomption herab fiel.  
„Nunmehr fiel das Barometer auf  
„ungefähr 26 Zoll, wir stiegen nicht  
„weiter, und befanden uns in einer  
„Höhe von etwa 300 Toisen. In die-  
„ser Höhe sollte ich meinem Versprechen  
„nach, die Kugel erhalten, daher ha-  
„ben wir von diesem Augenblicke an,  
„bis wir aus den Augen der angestell-  
„ten Beobachter verschwunden sind,  
„unsere Reise ziemlich in horizontaler  
„Richtung, immer zwischen 26 Zoll  
„und 8 Linien Quecksilberhöhe fortge-  
„setzt, womit auch die Pariser Beobach-  
„tungen übereinstimmen. So oft wird  
„durch



„durch unvermerkten Verlust der entzündbaren Luft herab sanken, warfen wir etwas Ballast von uns, und stiegen dadurch ziemlich wieder auf eben dieselbe Höhe.“

„Als wir über Mousseaux kamen, welches uns etwas zur Linken blieb, stand die Kugel ein wenig still. Unser Wagen drehte sich um, und nun gingen wir ganz nach dem Winde. Wir kamen bald über die Seine, zwischen St. Ouen und Armeres, ließen Colombe zur Linken, gingen fast gerade über Gennevilliers, passirten den Fluß zum zweiten male, ließen Argenteuil zur Linken, gingen ferner über Sannois, Franconville, Laubonne, Saint-Leu, Taverny, Villiers, über l'Isle-Adam und Nesle, wo wir uns herabließen. Diese aerographische Reise beträgt von Paris aus ungefähr neun Stunden; wir haben sie aber in zwei Stunden zurück gelegt, obgleich die Bewegung der Luft kaum merklich war.“

„Die Kugel hatte nichts weiter zu leiden, als die abwechselnde Ausdehnung und Zusammendrückung, durch welche wir uns nach Gefallen hoben und senkten. Das Thermometer stand länger als eine Stunde zwischen 10 und 12 Grad über dem Eispunkte, welches daher kam, weil das innere unsers Wagens von den Sonnenstrahlen erwärmt ward. Die Sonne erwärmte auch bald die Kugel selbst, dehnte die entzündbare Luft in derselben aus, und verursachte dadurch, daß wir uns immer in eben derselben Hö-

„he halten konnten, ohne etwas von unserm Ballast wegwerfen zu dürfen.“  
 „Sechs und funfzig Minuten nach unserm Abgange hörten wir den Kanonenschuß, der das Signal war, daß wir den Beobachtern in Paris aus den Augen verschwunden wären.“

„Wir warfen von Zeit zu Zeit, nach Erfordern der Umstände, Redingots, Muffen, Kleider, &c. herab, fuhren über l'Isle-Adam, und kamen endlich an die Plänen bei Nesle. Es war schon über halb 4 Uhr, als wir uns auf einer großen mit Gesträuch und Bäumen umschlossenen Wiese niederließen. Unser Wagen ging majestätisch wie auf einer sehr flachen schiefen Ebene nieder. Da wir nahe an die Bäume kamen, warf ich zwei Pfund Ballast von mir, und der Wagen hob sich über die Aeste, wie ein Pferd über eine Hecke setzt. Wir gingen noch auf 20 Toisen weit, 1 bis 2 Schuh hoch über der Erde fort, als ob wir auf dem Schlitten führen. Die Bauern liefen uns nach, ohne uns erreichen zu können. Endlich stießen wir auf den Boden, wo man uns umringte, und jeder seine Freude äußerte.“

„Herr Robert stieg vom Wagen, den 30 Bauern, die sich fast mit halbem Leibe hinein legten, hinderten, daß er nicht aufstieg.“

„Ich wies die Bauern an, alle auf einmal, auf das erste Zeichen, das ich geben würde, sich vom Wagen zu entfernen. Ich schlug mit der Hand auf, sie traten zurück, und ich stieg schneller als ein Vogel in die Höhe.“

„Winnen 10 Minuten war ich über  
 „1500 Toisen weit aufgestiegen, und  
 „sah keine irdische Gegenstände mehr,  
 „sondern nur die größern Massen der  
 „Natur.“

„Die Kugel, welche bei meiner Ab-  
 „reise schlapp gewesen war, bließ sich  
 „nach und nach auf, und bald ging die  
 „entzündbare Luft stromweise durch den  
 „anhängenden Schlauch heraus. Ich  
 „zog nunmehr von Zeit zu Zeit die  
 „Klappe auf, um ihr zween Ausgänge  
 „ungleich zu öffnen, und stieg so immer  
 „höher, ob ich gleich Luft verlor.“

„Die Luft ging mit Zischen heraus,  
 „und ward sichtbar, wie warmer  
 „Dampf, wenn er in kältere Luft kommt.  
 „Die Ursache dieses Phänomens ist  
 „leicht einzusehen. Auf der Erde hatte  
 „das Thermometer 7 Grad über dem  
 „Eispunkt gestanden; nachdem ich 10  
 „Minuten gestiegen war, stand es bei  
 „mir 7 Grad unter demselben. Man  
 „siehet leicht, daß die in der Kugel ver-  
 „schlossene entzündbare Luft noch nicht  
 „Zeit gehabt hatte, diese weit kältere  
 „Temperatur anzunehmen. Da sich  
 „also das Gleichgewicht der Elasticität  
 „weit schneller wieder herzustellen such-  
 „te, als das Gleichgewicht der Tempe-  
 „ratur, so mußte vielmehr herausge-  
 „hen, als wegen der äußern Verdün-  
 „nung der Luft allein würde herausge-  
 „gangen seyn.“

„Die Kälte, welche ich empfand,  
 „war heftig und trocken, aber gar nicht  
 „unerträglich, und ich kan versichern,  
 „daß ich im ersten Augenblicke bei die-  
 „sem plötzlichen Uebergange in dünnere

„und kältere Luft nichts unangenehmes  
 „empfunden habe. Als das Barome-  
 „ter aufhörte zu fallen, bemerkte ich  
 „seinen Stand sehr genau auf 18 Zoll  
 „10 Linien. Das Quecksilber stand sehr  
 „ruhig, ohne irgend eine merkliche Os-  
 „cillation. Ich habe aus diesem Baro-  
 „meterstande meine Höhe auf 1524  
 „Toisen berechnet. Nach einigen Mi-  
 „nuten erstarrten mir die Finger so,  
 „daß ich kaum die Feder mehr halten  
 „konnte. Ich hatte sie aber auch nicht  
 „mehr nöthig, weil ich völlig still stand,  
 „und nur mit einer horizontalen Be-  
 „wegung fortgetrieben ward. Ich hob  
 „mich nunmehr mitten im Wagen auf,  
 „und überließ mich dem großen An-  
 „blicke des unermesslichen Horizontes.  
 „Bei meiner Abfaher von der Wiese  
 „war den Bewohnern der Plänen die  
 „Sonne bereits untergegangen; bald  
 „aber ging sie für mich allein wieder  
 „auf, und färbte die Kugel und den  
 „Wagen mit ihren Stralen. Ich war  
 „der einzige erleuchtete Körper am  
 „Horizont, und sah die ganze übrige  
 „Natur in Schatten versenkt. Bald  
 „verschwand auch mir die Sonne wie-  
 „der, und ich hatte das Vergnügen,  
 „sie zweimal in einem Tage untergehen  
 „zu sehen. Die Wolken schienen mir  
 „aus der Erde hervorzukommen, und  
 „sich ohne Veränderung ihrer gewöhn-  
 „lichen Gestalt über einander zu hän-  
 „gen. — Ihre Farbe war gran und  
 „einförmig, — eine natürliche Wür-  
 „kung des schwachen Lichts, welches  
 „noch in der Atmosphäre zerstreuet war.  
 „Bloß der Mond erleuchtete sie. Durch  
 „die

„die Stellung des Mondes konnte ich  
 „bemerken, daß ich zweimal von der  
 „geraden Richtung abgelenket wurde,  
 „und ich fühlte wirklich einige Luft-  
 „ströme, die mich wieder an die vorige  
 „Stelle zurück führten. Ich bemerkte  
 „die Wirkung des Windes mit Ver-  
 „wunderung, und sahe die Flaggen  
 „meiner Fahne wehen, und sich erhe-  
 „ben, welches Phänomen wir bei un-  
 „serer ersten Reise nicht hatten bemer-  
 „ken können.“

„Mitten in meiner speculativischen  
 „Entzückung stöhrte mich ein sehr bes-  
 „tätiger Schmerz im Innern des rechten  
 „Ohrs und in den Kimbackendrüsen  
 „Ich schrieb diesen Schmerz theils der  
 „Ausdehnung der Luft in dem zellen-  
 „förmigen Gewebe dieser Theile, theils  
 „auch der Kälte der äußern Luft zu.  
 „Denn ich war in der Weste, und mit  
 „bloßem Kopfe. Ich zog also eine  
 „wollene Mütze um den Kopf; allein  
 „der Schmerz verlor sich nicht eher,  
 „als bis ich weiter gegen die Erde  
 „herab kam. Schon seit 7 bis 8 Mi-  
 „nuten stieg ich nicht mehr, vielmehr  
 „fieng ich an zu sinken, weil sich die  
 „entzündbare Luft in der Kugel durch  
 „die Kälte verdichtete. Ich beschlou-  
 „uigte nunmehr mein Herabsteigen da-  
 „durch, daß ich von Zeit zu Zeit die  
 „obere Klappe aufzog. Bald war die  
 „Kugel fast bis zur Hälfte ansegeleert,  
 „und hatte nur noch die Gestalt einer  
 „Halbkugel. Ich ward ein sehr schö-  
 „nes großes Brachfeld bei dem Ge-  
 „hölzle von Tourdu Lay gewahr, und  
 „beschleunigte also den Fall der Ma-

„schine noch mehr. Als ich etwa noch  
 „20 bis 30 Toisen über der Erde  
 „war, warf ich schnell die 2 bis 3  
 „Pfund Ballast, die mir noch übrig  
 „waren, und die ich sorgfältig aufge-  
 „hoben hatte, von mir; ich blieb da-  
 „durch einen Augenblick still stehen,  
 „und sank hierauf sanft auf das Brach-  
 „feld nieder, das ich so zu sagen selbst  
 „gewählt hatte. Ich war um mehr  
 „als eine Stunde von dem Orte mei-  
 „ner Abreise entfernt. Die vielen  
 „Ausweichungen und Rückgänge, die  
 „ich gemacht habe, lassen mich vermut-  
 „hen, daß ich auf meiner Lustreise  
 „einen Weg von drei Stunden zurück  
 „gelegt habe. Ich war 35 Minuten  
 „unterwegs gewesen. Die Berech-  
 „nungen meiner aerostatischen Ma-  
 „schine sind so zuverlässig, daß ich die  
 „130 Pfund hebende Kraft, die ich  
 „durch Herrn Roberts Absteigen  
 „gewonnen hatte, nach Gefallen wie-  
 „der vernichten und aufheben konnte.  
 „Ich kan auch bestimmen, daß sie  
 „mich wenigstens 24 Stunden länger  
 „in der Luft hätten erhalten können,  
 „wenn ich sie beibehalten hätte, wel-  
 „ches ganz von meiner Willkühr ab-  
 „hing.“

Nach Herrn Charles und Ro-  
 berts Versuche, wurde vom ältern  
 Herrn von Montgolfier zu Lyon  
 am 19<sup>ten</sup> Januar 1784 noch ein  
 neuer Versuch angestellt, von dessen  
 wahren Verlauf noch folgendes wie  
 zuverlässig hier mitgetheilt wird.

Die aerostatische Maschine von  
 hundert Schuh im Durchmesser, war  
 durch

durch vorhergehende Versuche, durch Frost, Regen und Schnee, und so gar durch das Feuer, welches einen Theil davon angegriffen hatte, sehr beschädigt worden: man hatte sie aber mit einem Eiser und einer Geschwindigkeit, die sich kaum denken läßt, wieder hergestellt.

Den 19<sup>ten</sup> Januar, Morgens, ließ sich also alles zu einem großen Versuche an. Die Maschine ward glücklich gefüllt; allein, in dem Augenblicke, da man ihre Abfahrt erwartete, stellte Herr Pilatre de Rozier auf eine sehr dringende Art vor, daß die Anzahl der Luftfahrer allzubeträchtlich sey, und auf drei Personen herabgesetzt werden müßte. Sogleich vereinigten sich die Luftfahrer, die sich alle von gleichem Eifer belebt fühlten, und von denen jeder lebhaft darauf bestand, seinen Posten nicht verlassen zu dürfen, dahin, die Sache den Befehlen des Herrn Intendanten zu überlassen. Der Herr von Fleffelles erklärte hierauf, es dünke ihm weit vorzüglicher, das Verlangen aller der vornehmen Personen, welche die Maschine begleiten wolten, zu erfüllen, und dagegen lieber etwas von der Höhe, auf welche man stiege, und von der Dauer und Größe der Luftfahrt aufzuopfern. In der That wurden die Seile so gleich abgeschnitten, die

Maschine erhob sich auf 500 Toisen, und kam auf einer von dem Orte der Abfahrt 150 Toisen entfernten Wiese langsam wieder herab.

Es ereignete sich nicht der geringste Zufall, außer, daß die Maschine, zu Folge einiger Nachrichten, in der Gegend ihres Aequators, einen Riß, sieben Schuh lang, bekommen haben soll.

Die Namen der Luftfahrer sind folgende:

- Herr Montgolfier der ältere.
- Herr Pilatre de Rozier.
- Der Prinz Carl, ältester Sohn des Prinzen von Ligne.
- Der Graf de la Porte d'Anglefort, Obristlieutenant der Infanterie, und Ritter des Ludwigsordens.
- Der Graf von Laurencin, Ritter des Ludwigsordens.
- Der Graf von Dampierre, Officier von der französischen Garde.
- Herr Fontaine, aus Lyon, ein sehr eifriger Mitarbeiter.

Die eigentliche Absicht des Versuchs war, eine größere Reise anzustellen, und, wie die Zeitungen melden, war Herr Pilatre de Rozier deswegen nach Lyon gereiset, um mit Herrn Montgolfier und der übrigen Gesellschaft durch die Luft nach Paris zurück zu kommen.



# Hannoversches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 5ten April 1784.

Versuch einer für jedermann verständlichen Abhandlung über den Werth der heutigen sogenannten Conventionsmünze.

Die jetzt in einem großen Theile von Deutschland gäng und gäbe sogenannte Conventionsmünze, soll eigentlich die Mark fein zu 20 Gulden ausgemünzt seyn; das ist, wenn 20 Stück harte Gulden, (oder 40 halbe Guldenstücke, 80 vier gute Groschenstücke, oder 160 zwei gute Groschenstücke,) die nach diesem Fuße gemünzt sind, eingeschmolzen werden, soll nach Absonderung des Zusatzes von Kupfer oder anderm Metall, der zu Gewinnung der Münzkosten oder des sogenannten Schlag-schages hinzukömt, eine Mark (das ist ein halb Pfund) feines Silber herankommen.

Um davon den rechten Grund zu wissen, sind folgende Geschichtsstände voraus zu setzen.

Ehe dieser Conventionsmünzfuß aufkam, hätte ein großer Theil von Deutschland den Leipziger Fuß angenommen, vermöge dessen, nach einem im Jahre 1690 zu Leipzig zwischen den Häusern Sachsen, Brandenburg und Braunschweig errichteten Vertra-

ge, die Mark Silber fein zu 18 Gulden oder 12 Rthlr. ausgemünzt werden sollte.

Dieser Leipziger Fuß ward zwar durch ein Reichsgutachten vom 10ten Sept. 1738 zu einem allgemeinen Reichsmünzfuße für ganz Deutschland bestimmt, so, daß Reichsfuß und Leipziger Fuß jetzt einerlei seyn sollte. Allein in den Ländern, wo man nach Gulden und Kreuzern rechnet, wurde das Silbergeld fast durchgängig die Mark fein zu 24 Gulden (oder 16 Rthlr.) ausgemünzt; wogegen Dukataten zu 5 Gulden, französische neue sogenannte Schild: Louis d'or, oder Pfälzische und andere sogenannte Carolinen zu 11 Gulden, Französische alte Louis d'or zu 8 Gulden 45 Kreuzer bis 9 Gulden angenommen wurden.

Gegen jene Silbermünze, die nach dem Leipziger Fuße gemünzt war, stand das Gold in dem Werthe, daß Dukaten für 2 Rthlr. 18 Ggr., alte Louis d'or oder andere sogenannte Pistolen für 5 Rthlr., neue Louis d'or

Et

und

und Carolinen nur für 6 Rthlr. angenommen wurden.

Hierin lag zwischen Gold und Silber ein Verhältniß wie 1 zu  $15\frac{1}{2}$  zum Grunde, das heißt mit andern Worten: Für 1 Pfund Gold konnte man in Silberorten, die nach dem Leipziger Fuße die Mark zu 18 Gulden ausgemünzt waren,  $15\frac{1}{2}$  Pfund Silber bekommen.

Dieses Verhältniß war fehlerhaft. Denn in Holland, Frankreich, Spanien, war das Verhältniß zwischen Gold und Silber wie 1 zu  $14\frac{1}{2}$  oder  $14\frac{1}{2}$ . Man bekam also für 1 Pfund Gold in keinem andern Lande so viel Silber als in Deutschland. Oder, wer Silber nöthig hatte, konnte es nirgend wohlfeiler als in Deutschland kaufen. Deutschland, das wegen seiner beträchtlichen Silberbergwerke diese edle Gabe der Natur andern mit Bergwerken weniger versehenen Nationen höher im Preise halten konnte, gab sein Silber wohlfeiler weg, als es bei keiner andern Nation im Preise stand.

Darüber zogen andere Nationen, besonders solche, die viel Silber in der Handlung nach Ostindien brachten, alle Zahlungen, die sie aus Deutschland zu heben hatten, an Silber; leisteten hingegen ihre Zahlung in Golde; oder ließen auch deutsche Silberorten gegen ausländische Goldmünzen so viel auswechseln, als möglich war.

Damit gewannen die Fremden an unserm Gelde bei 10 bis 13 pro Cent; und so häufig auch nach dem Leipziger

Fuße, insonderheit in den beiden sächsischen Kreisen, Silber gemünzt wurde, so war doch kaum Silbergeld zu sehen. Mit Mühe konnte man einzelne Dukaten oder Pistolen gewechselt bekommen.

Alles das entdeckte zuerst im Jahre 1748 dem Herzoglich Braunschweigischen Hofe Johann Philipp Graumann, der in holländischen großen Handlungshäusern dieses Geldverkehre gelernt hatte. Er zeigte, daß es zu viel sey, wenn man an Silbergelde, das nach dem Leipziger Fuße die Mark zu 18 Gulden gemünzt war, für eine Pistole 5 Rthlr., und für einen Dukaten 2 Rthlr. 18 Ggr. gäbe, da eine Pistole kaum  $4\frac{2}{3}$ , ein Dukate kaum  $2\frac{2}{3}$  Rthlr. solcher Münze werth wäre.

Er rieth also die Silbermünze so viel schlechter zu schlagen, daß nicht 18 sondern 20 Gulden aus einer Mark fein Silber heraus kämen, da alsdann 5 Rthlr. solcher Silbermünze einer Pistole, und 2 Rthlr. 20 Ggr. einem Dukaten gleich stehen würden, und das Verhältniß zwischen Gold und Silber wie 1 zu  $14\frac{1}{2}$  richtiger und für Deutschland zuträglicher seyn würde.

Auch rieth er, nicht weiter fremden Goldsorten den Lauf zu lassen, sondern eigene Goldmünzen zu 5 und 10 Thalerstücken zu schlagen, und damit auch diesen Schlagschab selbst zu verdienen.

So richtig die hiebei zum Grunde gelegte Angabe vom fehlerhaften Verhältniß zwischen Gold und Silber war;

war; so blieb in Ansehung der daraus gezogenen Folgerung doch noch immer die Frage übrig: ob zu Herstellung eines richtigern Verhältnisses zwischen Gold und Silber das einzige Mittel sey, die Silberforten schlechter zu münzen; oder ob nicht eben der Zweck erreicht werden könnte, wenn man die Silbermünze nach dem Leipziger Fuße ließe wie sie wäre, und die Goldmünze in ihrem äußerlichen Werthe heruntersetzte, mithin eine Pistole anstatt 5 Rthlr. nur 4 $\frac{3}{4}$  Rthlr., einen Dukaten nur 4 Gulden gelten ließe?

Wenn man diesen letztern Weg einschlug, blieb der Maasstab der Silbermünze unverändert. Jeder Besitzer von 12 Rthlr. Silbergeld konnte nach wie vor sicher seyn, darin den innern Werth von einem halben Pfunde fein Silber zu haben. Damit konnte er von jedem fremden Kaufmann so viel Waaren heben, als diesem innern Werthe gleich geschätzt wurden.

Ließ man hingegen die Silberforten schlechter münzen, daß aus einer Mark fein nicht 18 sondern 20 Gulden gemünzt würden; so konnte auch ein fremder Kaufmann, der das Gold nur nach seinem innern Werthe schätzte, jetzt nicht anders als für 20 Gulden verkaufen, was er sonst für 18 verkauft hatte.

Darnach wäre dann wenigstens billig gewesen, daß ein Reichthum, der jetzt zu 20 Gulden die Mark münzte, einem jeden, dem er Gold auszuzahlen hätte, 20 an statt 18, 200 an statt 180, 2000 an statt 1800

Thaler oder Gulden, oder Groschen und Pfenninge gegeben hätte. Das geschah aber nicht. Also hatten die landesherrlichen Cammern zwar einen scheinbaren Vortheil; aber jeder Unrath der nun 20 Pfenninge, Groschen oder Thaler an dem neuen Silbergelde einnahm, hatte in der That nur 18 Pfenninge, Groschen oder Thaler, also 10 pro Cent weniger, nach dem innern Werthe gegen seine vorige Einnahme gerechnet.

Wäre der Graumännische Rath zur Herstellung eines richtigern Verhältnisses zwischen Gold und Silber dahin ausgegangen, daß die Silberforten besser geschlagen werden müßten; so steht dahin, ob er so häufigen Beifall gefunden haben mögte. So aber, da es darauf ankam, die Silbermünze schlechter zu machen, und damit von dem Münzregale noch so viel größern Nutzen zu ziehen; so fanden diese Vorschläge gar bald Eingang. Man besann sich auch an den meisten Orten nicht lange, welcher unter obigen zwei Wegen zu wählen sey, ob man die Goldmünzen herunter setze, oder das Silbergeld schlechter münzen wolte.

Das einzige Haus Hannover wählte das erstere. Alle übrige Mitpacifcenten des Leipziger Fußes ließen sich den andern Weg gefallen.

Selbst das Haus Oesterreich nahm die Graumännischen Grundsätze an, und suchte es dahin zu bringen, daß in ganz Deutschland denselben gemäß



das Silbergeld die Mark zu 20 Gulden ausgemünzt werden mögte.

In der That schien jetzt die bisherige große Verschiedenheit zwischen den Kreisen, wo die Mark zu 24, und denen, wo, bisher die Mark zu 18 Gulden ausgemünzt worden war, sich etwas zu mindern, da der Graumännische 20 Guldenfuß dem 24 Guldenfuß doch weit näher kam, als der bisherige Leipziger 18 Guldenfuß. Man hatte also einige Ursache sich zu schmeicheln, daß auch in der Praxi eher der Graumännische als der Leipziger Fuß im ganzen Reiche zur wirklichen Ausübung gebracht werden dürfte.

In dieser Hoffnung ward einweilen zwischen den Häusern Oesterreich und Bayern, des 21<sup>ten</sup> Sept. 1753 eine Convention geschlossen, (von welcher eigentlich die nachher so üblich gewordene Benennung der Conventionsmünze, und des Conventionsmünzfußes ihren Ursprung genommen hat,) vermöge deren beide Häuser sich verbindlich machten, in der Proportion zwischen Gold und Silber, wie 1 zu  $14\frac{1}{2}$ , die Mark Silber zu 20 Gulden auszumünzen.

Dadurch hielt sich Oesterreich so weit in Ansehung seiner Gränze nach Bayern zu gesichert, daß wenn es nun nach dem 20 Guldenfuß münzte, diese Münze nicht etwa an der bayerischen Gränze gegen schlechtere, von welcher nur 24 Gulden eine Mark Silber enthielten, ausgetauscht werden mögte. Aber nun hätte Bayern auch auf glei-

che Art gegen seine Gränznachbarn in Franken und Schwaben gesichert seyn müssen. Das ließ sich nicht so leicht bewerkstelligen. Darüber kündigte selbst Bayern diese Münzconvention wieder auf. Desto größere Mühe gab sich der Wiener Hof, den 20 Guldenfuß auch bei den Kreisen Franken, Schwaben, Oberrhein, und Churrhein geltend zu machen. Allein, der Erfolg entsprach nicht den angewandten Bemühungen. Manche Reichsstände, die schon angefangen hatten, 10 und 20 Kreuzerstücke nach diesem Fuße schlagen zu lassen, und die vorher auf 12 oder 24 Kreuzer geprägten Münzen auf 10 oder 20 Kreuzer herunter zu setzen, sahen sich in der Folge dennoch gar bald genöthiget, letztere wieder auf ihren vorigen Werth herzustellen, und jene zu 10 oder 20 Kreuzer ausgemünzte Sorten 12 oder 24 Kreuzer gelten zu lassen, mithin vom 20 Guldenfuß auf den 24 Guldenfuß zurück zu gehen. Der Fall ereignete sich insbesondere selbst zu Frankfurt am Main. Und auf der dortigen Messe, sowohl als in den übrigen Ländern der Rheinischen und übrigen obbenannten Kreise, hat sich seitdem der 24 Guldenfuß bis auf den heutigen Tag erhalten.

Mit dem inzwischen im Jahre 1756 ausgebrochenen siebenjährigen Deutschen Kriege ereignete sich vollends ein ganz neuer Münzverfall; da Preussische, und in der Folge auch Chursächsische, Braunschweigische, Württembergische, Mecklenburgische, Anhaltische und andere Silbermünzen, deren



12 oder 6 oder 3 einen Thaler ausmachten; von Zeit zu Zeit so viel schlechter ausgemünzt wurden, daß aus einer Mark Silber nicht 20 sondern 30, 40, 50, 60 Gulden geschlagen wurden; also nicht 5 Thaler solchen Geldes eine Pistole werth wären, sondern für eine Pistole 6, 7, 8 bis 15 Thaler solchen Geldes eingewechselt werden konnten, und fast mit jedem Monate der Werth der Goldmünzen stieg, weil das Silbergeld immer schlechter gemünzt wurde.

Wer damals eine Pistole in Gold, oder 5 Rthlr. in alten Silbergelde besaß, nahm willig den scheinbaren Vortheil an, wenn ihm dafür 6 Thaler, hernach gar 7, 8, bis endlich 14, 15 Thaler an neuer Currentmünze, wie man sie nannte, angeboten wurden. Man dachte aber nicht, daß anstatt 6 Thaler dem innern Werthe nach kaum  $6\frac{1}{2}$  oder gar 7 Rthlr. eine Pistole oder 5 Rthlr. alt Geld werth waren. So machte derjenige, der das alte Geld gegen neues einwechselte, doch noch immer ungeheuren Gewinn, der zwischen mehreren Mittelspersonen, Juden oder Christen, selbst noch vertheilt werden konnte, ohne ganz unbeträchtlich zu werden.

Als im Jahre 1763 mit den 4 Groschenstücken und halben Gulden, oder  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{4}$  Thaler, unter Sächsischen, Mecklenburgischen und Anhalt-Bernburgischen Stempeln, der schlechte Werth dieser Münzen den höchsten Gipfel erreicht hatte, und nunmehr der Hubertsburger Friede im März 1763

den bisherigen siebenjährigen Kriege ein Ende machte; so war wohl zu erwarten, daß auch diesem ganz außerordentlichen Münzverfalle abgeholfen werden würde. Es ließ sich aber nicht so leicht absehen, wie bald und auf welche Art das zu bewerkstelligten seyn müßte.

In Berlin, wo inzwischen Herr Graumann im April 1762 als Königl. Preussischer geheimer Kriegs Rath und Generalmünzdirector gestorben war, wurde ein gewisser Münzfuß festgesetzt; nach welchem die Mark Silber noch etwas höher als 20 Gulden (wenigstens zu 14 Rthlr. oder 21 Gulden,) ausgemünzt würde. Die meisten andern Höfe, die ehemals nach dem Leipziger Münzfuß gemünzt hatten, zeigten sich jetzt geneigt, nach Graumanns Grundsätzen, und nach der im Jahre 1753 zwischen Oesterreich und Bayern geschlossenen Convention die Mark Silber zu 20 Gulden auszumünzen.

Ungewiß, ob und wie bald man des in den bisherigen Kriegszeiten überhand genommenen schlechten Geldes los werden müßte, und ob man nicht ein Silberstück das zu 4 guten Groschen nach dem 20 Guldenfuß bestimmt seyn sollte, vielleicht vorerst noch werde 5 Ggr. gelten lassen müssen, fielen einige darauf, im Gepräge nicht die Zahl der Groschen, die es gelten sollte, sondern nur, wie viel Stück dieser Münzsorte eine Mark fein Silber hielten, auszudrücken.

Man schlug also Thaler oder nachher sogenannte Conventionshaler mit

der Ueberschrift: X Stück eine Mark fein Silber, und so Gulden XX Stück, halbe Gulden XL Stück, viergutegroßschen Stücke (oder  $\frac{1}{2}$  Thaler) LXXX, zweigutegroßschen Stücke (oder  $\frac{1}{4}$  Thaler), CLX eine Mark fein Silber.

Zum Theil ließ man zum Versuche anfangs die zu  $\frac{1}{2}$  Thaler bestimmten Münzen 5 Ggr. gelten, bis endlich, beinahe über Vermuthen, die schlechte Kriegsmünze nach ihrem auf einmal heruntergesetzten Werthe meist gänzlich verschwand, und der Conventionsmünze, die nun nach ihrer eigentlichen Bestimmung in den Lauf kam, Platz machte.

Der Einfall, im Gepräge jeder Münze anzuzeigen, wie viel Stück derselben eine Mark fein Silber ausmachte, war an sich unverbesserlich. Man näherte sich dadurch der ursprünglichen Absicht des ganzen Münzregals, vermöge deren eigentlich ein jeder auf öffentlicher Treue und Glauben durch das Gepräge erinnert werden soll, (*monetur, unde moneta.*), wie viel eine jede Münze, nach ihrem wahren innern Gehalte, allenfalls nach Abzug des für die Münzkosten anzusetzenden Schlages, werth sey.

Wenn man sich darauf nun völlig verlassen könnte, daß in so viel Stücken, als ein jedes Gepräge selbst angiebt, auch wirklich eine Mark fein Silber enthalten wäre, und daß also alle Münzen, die dafür ausgegeben werden, daß sie nach dem Conventionsfusse gemünzt seyn sollten, auch wirklich nicht höher als zu 20 Gulden die Mark fein ge-

münzt wären; so könnte sicher ein jeder Reichsstand eines jeden andern Conventionsmünze in seinem Lande den freien Lauf gestatten, weil ein jeder, der 20 Gulden von solcher Münze besitzt, nunmehr gewiß seyn könnte, nach dem innern Werthe nicht mehr und nicht weniger als den Werth einer feinen Mark Silber zu haben; und darnach also im kleinen oder großen seine Rechnung und seinen Umschlag zu machen.

Selbst an Orten, wo noch der leipziger Fuß gesetzmäßig gehalten, und nur Silbermünze, die Mark zu 18 Gulden gemünzt, in öffentlichen Casen angenommen, dagegen aber eine Pistole nur zu 4 $\frac{2}{3}$  Rthlr. angesetzt wird, kan unter solcher Voraussetzung vielleicht ohne großen Nachtheil nachgesetzt werden, wenn im gemeinen Handel, wo man auf Pistolen zu 5 Rthlr. zu handeln gewohnt ist, Conventionsgeld angenommen wird, um in Zahlungen, die weniger als 5 Rthlr. betragen, eine Münze zu haben, wovon 5 Rthlr. gerade den Werth einer Pistole ausmacht.

Aber wie, wenn es nun Conventionsmünze gäbe, deren Gepräge zwar die Anzeige enthielte, daß 10, 20, 40, 80 und 160 Stück eine Mark fein Silber betragen sollten; bei der Probe aber auf der Capelle sich anwies, daß um ein beträchtliches mehr Stücke, als das Gepräge angiebt, dazu gehörten, eine Mark Silber heraus zu bringen? Wie, wenn man anfinge, den Conventionsfuß, mit dem 24 Guldenfusse zu wechseln, wie ich mich schon erinnere,

in irgend einem Auctionsverzeichnisse den Ausdruck gefunden zu haben, daß das Geld nach dem 24 Gulden Conventionsfuße (freilich, wie jeder Kenner gleich übersehen wird, eine *Contradictio in adiecto*) genommen werden sollte! Wie endlich, wenn geringere Sorten von 6 Pfennigen, Mariengroschen, guten Groschen, 18 Pfennigen, u. s. w. nicht einmal im Gepräge die Versicherung der zur Mark Silber erforderlichen Anzahl derselben enthalten!

Kurz, so wird ein jeder begreifen, wie von solcher Conventionsmünze jüdische oder christliche Geldwechsler ein Göttingen.

Agio von 1 oder mehr Groschen auf eine Pistole bieten, und doch für sich und für ihre Committenten noch Theil genug haben können.

Solte es da nicht der Mühe werth und zugleich zweckmäßig seyn, das Publicum von Zeit zu Zeit nach genau angestellten Proben benachrichtigen zu lassen, welche Gepräge von sogenannten Conventionsmünzen ihren Angaben wirklich entsprächen oder nicht, damit ein jeder mit eignen Augen sehen und prüfen könne, ob er sich Zahlungen oder Geldwechselungen mit solcher Münze gefallen lassen wolle oder nicht?

Johann Stephan Pütter.

### Eine Anekdote von Heinrich dem IV. Könige von Frankreich.

(Aus dem Französischen.)

Einige Tage vor der Schlacht bei Yvri langte Heinrich der IV. gegen Abend, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr, mit einem kleinen Gefolge zu Alençon an, wo er vor dem Hause eines Officiers, der sein getreuer Anhänger war, abstieg. Die Frau dieses Officiers, welche den König nicht kannte, hielt ihn für einen von den vornehmsten Befehlshabern der in der Nähe stehenden Armee, nahm ihn mit der größten Bereitwilligkeit auf, weil er sich für einen guten Freund ihres Gemahls ausgab, und bewirthete ihn nach ihrem Vermögen aufs beste. Inzwischen glaubte der König, wie es etwas später wurde, einige Zeichen der Unruhe auf dem Gesichte seiner Wirthin zu bemerken, und konnte sich nicht enthalten, sie darum

zu befragen. Wie, Madame, sagte er, verursache ich Ihnen Hinderung? Mich dünkt, ich finde Sie nicht mehr so aufgeräumt, wie vorher. Entdecken Sie mir frei die Ursache davon, und seyn Sie versichert, daß es meine Absicht gar nicht ist, Ihnen hinderlich zu seyn. Mein Herr, antwortete sie, ich will Ihnen die Ursache der Verwirrung, worin ich mich befinde, offenherzig gestehen. Es ist heute Donnerstag. So wenig Sie auch diese Provinz kennen mögen, so wird Sie doch meine Verlegenheit nicht fremden, da ich nicht im Stande bin, Ihnen eine so gute Abendmahlzeit vorzusetzen, als ich wünschte. Vergebens habe ich in der ganzen Stadt herum geschickt: allein, es ist nichts zu bekommen, und hierüber sehen Sie mich

in



in solcher Verzweiflung! — Bloß einer von meinen Nachbarn sagt, er habe einen fetten Trutzhahn in seinem Keller hängen, welchen er mir auch gerne zu überlassen bereit wäre, wenn er kommen und mit davon essen sollte. Diese Bedingung scheint mir um so viel härter zu seyn, weil er nur ein Handwerker ist, welchen ich nicht gerne mit zur Tafel ziehen möchte, und doch hält er so fest an seinen Trutzhahn, daß er ihn für keinen andern Preis, so viel vortheilhafte Anerbietungen ich ihm auch geihan habe, abstehe will. Dies ist in der That die Ursache meiner Unruhe. Ist dieser Mann ein guter Gesellschafter? fragte der König. — Ja, mein Herr, er ist der aufgeweckteste und munterste Kopf in unserm Stadtviertel, übrigens aber ein höflicher Mann, ein guter Franzose, ein getreuer Anhänger des Königs, und sehr fleißig in seinen Geschäften. — O! Madame, lassen Sie ihn nur immer kommen, rief der König: ich bin sehr hungrig, und sollte seine Gegenwart uns auch ein wenig unangenehm seyn, so ist es doch besser, mit ihm zu speisen, als mit leerem Magen zu Bette zu gehen. Der Handwerker, dem man dies sagen ließ, kam so gleich und brachte den Trutzhahn; und während daß man diesen briet, brachte er viele artige und lustige Geschichten vor, währte seine Erzählung mit eben so lebhaften als wichtigen Einfällen, und wußte dem Könige die Zeit so gut zu verreiben, daß derselbe, ob er gleich heißhungrig war, doch ohne Ungeduld das Abendessen erwartete. Die Munterkeit dieses Alençonner Bürgers dauerte während der Mahlzeit, ungeachtet er mit gutem Appetite aß, fort, und nahm so gar noch zu. Der gute König lachte von ganzem Herzen darüber; und je mehr er sich darüber aufgeräumt bezengte, desto mehr überließ sich sein Tischgast seinem fröhlichen Wesen, und seiner müßlern Laune. Wie der König vom Tische aufstand, fiel ihm sein Gesellschafter plötzlich zu Fuße und schrie: Sire, verzeihen Sie! Dieser Tag ist gewiß der glücklichste in meinem Leben. Ich hatte Ew. Majestät bei Dero Anknast gesehen: ich war so glücklich, Sie zu kennen: ich sagte keinem was davon, selbst nicht ein-

mal dieser Dame, weil ich wußte, daß sie unsern großen König nicht kannte. — Verzeihen Sie, Sire! Noch einmal verzeihen Sie mir! — Ich wünschte Sie einige Augenblicke zu unterhalten: ich würde sonst nicht dazu so geschickt gewesen seyn, und Ew. Majestät würden meine Nachbarin nicht so haben überraschen können. Nun fiel die Dame ebenfalls dem Könige zu Füßen, allein, der König richtete sie mit der Güte, welche die Grundtugend seines Charakters ausmachte, auf. Mein, Sire, sagte der Bürger, der noch zu des Königs Füßen lag, nein, Sire, ich werde so lange in dieser Lage bleiben, bis Ew. Majestät die Gnade haben, mich noch einen Augenblick anzuhören. Nun, so sprich dann, sagte der Monarch zu ihm, ganz von dieser Scene bezaubert. Sire, antwortete er ihm mit einem ernsthaften Ton und Miene, die Ehre meines Königs liegt mir sehr am Herzen; und ich kan nicht ohne Schmerz daran denken, wie sehr sie durch die Gegenwart eines so geringen Menschen, als ich bin, bei Ihrer Tafel ist geschmälert worden, — und ich sehe nur ein einziges Mittel, diesem Unglücke vorzubeugen. Was ist denn das für eines? erwiderte Heinrich. Wir den Adelsbrief zu ertheilen. — Dir? — Warum nicht, Sire? Ob ich gleich sonst ein Handwerker war, so bin ich doch ein Franzose; ich habe ein eben so gutes Herz, wie ein anderer; und ich glaube, daß ich dies auch verdiene, wenigstens wegen meiner guten Gesinnungen und Liebe für meinen König. — Sehr gut, mein Freund! — aber was willst du für ein Wappen haben? — Meinen Trutzhahn: der hat heute mein Glück gemacht. Gut, es mag so seyn, sagte der König, und sang an, laut zu lachen. — Vog heiliger Graus! Du sollst ein Edelmann seyn, und den Trutzhahn im Wapen führen.

In der Folge kaufte dieser neue Edelmann, er mag entweder schon vorher besitzt gewesen, oder in der Folge reich geworden seyn, ein Landgut in der Gegend von Alençon. Seine Nachkommen besitzen es noch jetzt, und führen das von Heinrich ihnen ertheilte Wappen.



# Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Freitag, den 9ten April 1784.

## Ueber den Ursprung und Fortgang der Sprache und Schrift. a)

**S**prache überhaupt ist der Ausdruck unserer Vorstellungen durch gewisse artikulierte Töne, deren man sich als Zeichen dieser Vorstellungen bedient. Unter artikulierten Tönen versteht man diejenigen Modifikationen der bloßen Stimme, oder des aus der Brust und Kehle hervorgebrachten Schalls, welche vermittelt des Mundes und seiner verschiedenen Organe, die Zähne, die Zunge, die Lippen und den Gaumen, gebildet werden. In wie fern zwischen den Vorstellungen der Seele und jenen hervorgebrachten Tönen eine gewisse natürliche Verbindung ist, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Da aber eine solche natürliche Verbindung, bei jeder angenommenen Voraussetzung, nur bloß einen kleinen Theil des Sprechens betreffen kan; so hat man die Verwandtschaft zwischen Worten und Vorstellungen überhaupt nur als et-

was willkürliches und verabredetes anzusehen, welches auf Uebereinkunft der Menschen unter einander beruht. Ein deutlicher Beweis davon ist, daß verschiedene Völker auch verschiedene Sprachen, oder eine verschiedene Folge artikulirter Töne haben, die von ihnen zur Mittheilung ihrer Begriffe gewählt sind.

Diese künstliche Methode, seine Gedanken einander mitzutheilen, sehen wir gegenwärtig zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Sprache ist ein Hülfsmittel geworden, wodurch die feinsten Bewegungen Einer Seele der andern, so zu reden, können eingefloßt werden. Man hat nicht nur allen Gegenständen, die um uns her sind, Namen gegeben, durch welche ein leichtes und geschwindes Verkehr zur Herbeischaffung der Bedürfnisse des Lebens entstanden ist; sondern man hat auch alle Verhältnisse und Verschiedenheiten un-

F f

a) Obiger Aufsatz ist aus den unlängst zu London in zwei Quartbänden herausgekommenen sehr schätzbaren Lectures on Rhetoric and Belles Lettres des Dr. Blair übersetzt, und dient zu einer vollständigen und deutlichen Uebersicht einer an sich so erheblichen und von mehreren Gelehrten neuerer Zeit mit großem Fleiß und Scharfsinn untersuchten Materie.

anter diesen Gegenständen aufs genaueste angedeutet, die unsichtbaren Empfindungen der Seele bezeichnet, die abstraktesten Begriffe und Vorstellungen verständlich gemacht; und alle die Ideen, welche die Wissenschaft nur entdecken, oder die Einbildungskraft erschaffen kan, kennt man nun bei ihren eigenthümlichen Benennungen. Ja, man hat die Sprache so weit getrieben, daß sie ein Werkzeug des aufs höchste verfeinerten Luxus geworden ist. Wir begnügen uns nicht mit bloßer Deutlichkeit, sondern fordern auch Schmuck und Schönheit von ihr. Es ist uns nicht genug, daß uns dadurch die Vorstellungen anderer verständlich werden können; wir fordern noch mehr, nemlich sie auch so geschmückt und eingekleidet zu sehen, daß sie unsere Einbildungskraft unterhalte; und man findet es sehr möglich, diese Forderung zu befriedigen. In diesem Zustande treffen wir jetzt die Sprache an. In diesem Zustande hat man sie bei vielen Nationen schon seit einigen tausend Jahren angetroffen. Die Sache ist uns nun ganz geläufig geworden; und, gleich der Ausbreitung des Firmaments, und andern großen Gegenständen, die wir zu sehen gewohnt sind, sehen wir sie ohne Verwunderung an.

Aber man gehe in Gedanken bis zur ersten Morgendämmerung der Sprache unter den Menschen zurück. Man bedenke den schwachen Anfang, den sie genommen haben muß, und die vielen und großen Hindernisse, die sich ihrem

Fortgange müssen in den Weg gelegt haben; so wird man Ursache zum größten Erstaunen finden, wenn man die Höhe betrachtet, welche sie gegenwärtig erreicht hat. Wir bewundern manche Erfindungen der Kunst; wir sind auf manche Entdeckungen stolz, die in den neuern Zeiten zum Wachsthum der Wissenschaften und zur größern Annehmlichkeit des Lebens dienen; wir reden von ihnen, als von dem höchsten Triumphe der menschlichen Vernunft. Aber ganz gewiß ist keine Erfindung zu solch einem Grade von Bewunderung berechtigt, als die Erfindung der Sprache, die noch dazu ein Produkt des frühesten und rohesten Zeitalters gewesen seyn muß, wenn man sie anders überall als eine menschliche Erfindung ansehen kan.

Man bedenke den Zustand des menschlichen Geschlechts zu der Zeit, als sich die Sprachen zu bilden anfangen. Die Menschen waren damals noch umherirrend und zerstreut; es war unter ihnen keine andere als Familienverbindung; und auch diese war noch sehr unvollkommen, weil sie sich bei ihrer Lebensart von Jagd und Viehzucht sehr oft von einander müssen getrennt haben. Wie konnten sie in dieser Lage, bei so öftern Trennungen, und bei so geringem Verkehr mit einander, über irgend eine Folge von Tönen oder Wörtern, als Zeichen ihrer Begriffe, überein kommen? Gesetzt auch, daß einige wenige, die durch Zufall oder Bedürfnis zusammen geriethen, sich auf irgend eine Art

Art über gewisse Zeichen einverstanden; durch welches Ansehen konnten diese unter andere Stämme oder Familien dergestalt verbreitet werden, daß daraus eine gemeinschaftliche Sprache geworden wäre? Man sollte glauben, daß zu der Absicht, eine Sprache festzusetzen und zu verbreiten, sich die Menschen vorher in beträchtlicher Menge mit einander hätten verbinden müssen; die menschliche Gesellschaft mußte dazu schon große Fortschritte gethan haben; und doch scheint auf der andern Seite die Sprache vorher schon durchaus nothwendig gewesen zu seyn, ehe sich eine Gesellschaft bilden konnte. Denn durch was für ein Band ließ sich irgend eine Anzahl von Menschen zusammen halten, oder zur Beförderung eines gemeinschaftlichen Interesses verbinden, ehe sie durch Hülfe der Sprache einander ihre Bedürfnisse und Absichten mittheilen konnten? Es scheint daher gleich schwer zu erklären, wie das gesellige Leben früher als die Sprache habe entstehen können, und wie Wörter zu einer Sprache gedeihen konnten, ehe das gesellige Leben eingeführt war? Und wenn wir ferner jene merkwürdige Aehnlichkeit bedenken, die in der Wortfügung fast aller Sprachen herrscht, und jene tiefe und feine Logik, worauf sie sich gründen; so werden hier die Schwierigkeiten überall so groß, daß wir keinen geringen Grund zu haben scheinen, den ersten Ursprung aller Sprachen einer göttlichen Anleitung oder Eingebung zuzuschreiben.

Gesetzt aber auch, die Sprache sey göttlichen Ursprungs, so läßt sich doch nicht annehmen, daß dem Menschen auf einmal ein vollständiges Sprachsystem mitgetheilt sey. Weit natürlicher ist es, zu glauben, daß Gott unsere ersten Aeltern bloß eine solche Sprache gelehrt habe, als sich für ihre damaligen Umstände schickte, und es ihnen hier, wie in andern Stücken, überlassen habe, sie nach Erforderniß ihrer nachherigen Bedürfnisse zu verbessern und zu erweitern. Die ersten Elemente dieser Sprache müssen folglich dürftig und eingeschränkt gewesen seyn; und so haben wir völlige Freiheit zu untersuchen, auf welche Art, und mit welchen Fortschritten die Sprache zu dem Grade der Vollkommenheit gelangt sey, worin wir sie jetzt antreffen. Die Geschichte dieses Fortganges, die ich hier kurz entwerten will, wird uns auf verschiedene merkwürdige und lehrrreiche Umstände führen.

Nehmen wir eine Zeitperiode an, in welcher noch keine Wörter erfunden noch bekant waren; so ist augenscheinlich, daß die Menschen damals noch kein anderes Hülfsmittel haben konnten, einander ihre Gefühle auszutheilen, als durch leidenschaftliches Geschrei, begleitet von Bewegungen und Gebärden, die zum weitern Ausdruck der Leidenschaft dienten. Denn dies sind die einzigen Zeichen, welche die Natur alle Menschen lehrt, und die von allen verstanden werden. Wenn einer den andern an einen Ort gehen

Ff 2

sah,

sah, wo er selbst erschreckt oder in Gefahr gewesen war, und seinen Nebenmenschen vor dieser Gefahr warnen wolte; so hatte er kein anderes Mittel das zu thun, als durch Erhebung des Geschreis, und durch die Gebärden, die Zeichen der Furcht sind; gerade so, wie noch jetzt zwei Leute sich einander würden verständlich zu machen suchen, die auf einer wüsten Insel zusammen träfen, und wovon einer des andern Sprache nicht verstünde. Diese Ausrufungen also, welche bei den Sprachlehrern Interjektionen heißen, stark und leidenschaftlich hervor gebracht, waren ohne Zweifel die ersten Elemente oder Versuche der Sprache.

Als eine größere Mittheilung und Gemeinschaft nothwendig wurde, und man anfang, den Gegenständen gewisse Benennungen zu geben, auf welche Art läßt sich da vermuthen, daß man bei Ertheilung dieser Benennungen, oder bei Erfindung der Wörter verfahren sey? Ohne Zweifel ahmte man, so viel möglich, die Natur des zu benennenden Gegenstandes durch den Schall der Benennung nach, die man ihm ertheilte. So, wie ein Maler, der Gras abbilden will, sich der grünen Farbe bedienen muß; so brauchte man beim ersten Anfang der Sprache zur Benennung desjenigen, was hart oder rauschend war, natürlicherweise einen harten oder rauschenden Ton. Man konnte nicht anders verfahren, wenn man in dem Zuhörer die Vorstellung von der zu bezeichnenden Sa-

che erregen wolte. Annehmen, daß man auf eine völlig willkürliche Art Wörter erfunden, oder Dinge ohne allen Grund und Ursache benannt habe, hieße, eine Wirkung ohne Ursache annehmen. Es muß allemal irgend ein Bewegungsgrund da gewesen seyn, der die Wahl des einen Wortes mehr als des andern anrieth; und es läßt sich kein Bewegungsgrund denken, der allgemeiner auf die Menschen bei den ersten Sprachbestrebungen wirken konnte, als das Bestreben, durch Hilfe der Sprache die Gegenstände zu mahlen, die man benannte, und das mehr oder minder vollkommen, je nachdem die Sprachwerkzeuge im Stande waren, diese Nachahmung hervorzubringen.

So oft man Dinge zu benennen hatte, bei welchen Schall, Geräusch oder Bewegung im Spiel waren, so oft war die Nachahmung durch Worte sehr leicht. Nichts war natürlicher, als durch den Ton der Stimme die Art des Tons oder Schalls nachzuahmen, welche irgend ein äußerer Gegenstand von sich gab, und seine Benennung darnach zu bilden. So finden wir in allen Sprachen eine Menge von Wörtern, die offenbar auf diese Art gebildet sind. Der Kukul hat seinen Namen von dem Ton, den er hören läßt. Wenn wir von dem Winde bald sagen, er pfeife, bald, er brause; wenn wir sagen, die Schlange zische, die Fliege summe, fallen des Bauholz krache, der Strom fließe, der Hagel rasselte; so ist die

Aehn-



Ähnlichkeit zwischen dem Worte und der bezeichneten Sache gar leicht zu entdecken.

In den Benennungen derer Gegenstände, die bloß ins Auge fallen, wo weder Geräusch noch Bewegung Statt findet, und noch viel mehr in den Benennungen moralischer Begriffe, scheint diese Ähnlichkeit zu fehlen. Viele Gelehrte glauben indeß, daß sie zwar in solchen Fällen minder auffallend, aber doch nicht ganz verloren gegangen sey, und daß man in den Wurzelwörtern aller Sprachen noch Spuren eines gewissen Grades von Uebereinstimmung mit der bezeichneten Sache finde. In Ansehung der moralischen und intellektuellen Begriffe bemerken sie, daß in jeder Sprache die sie bezeichnenden Ausdrücke von den Benennungen sinnlicher Objekte hergenommen sind, denen man sie sich ähnlich denkt; und in Ansehung sinnlicher Gegenstände, die bloß sichtbar sind, bemerken sie, daß ihre hervorstechendsten Eigenschaften gewisse Wurzelöne haben, die in sehr vielen Sprachen ihrer Bezeichnung eigenthümlich sind. Festigkeit z. B. Flüssigkeit, Ausbölung, Glätte, Weichheit, Heftigkeit u. s. f. werden, ihrer Meinung nach, durch den Schall gewisser Buch-

staben oder Sylben gemahlt, die eine gewisse Beziehung auf diese verschiedenen Beschaffenheiten sichtbarer Gegenstände haben, in Rücksicht auf eine gewisse dunkle Gleichheit, welche die Sprachwerkzeuge mit solchen äußern Beschaffenheiten anzunehmen fähig sind. Durch diesen natürlichen Mechanismus, glauben sie, wären alle Sprachen anfänglich gebildet, und die Wurzeln ihrer Hauptwörter entstanden.

In so weit diese Hypothese auf Wahrheit gegründet ist, scheint die Sprache in ihrem ersten Ursprunge nicht durchaus willkürlich zu seyn. Unter den alten stoischen und platonischen Weltweisen war es eine sehr gewöhnliche Streitfrage: *Utrum nomina rerum sint natura, an impositione?* *Πῶσι ἢ θεοῖ;* d. i. ob die Wörter bloß verabredete Zeichen wären, von deren Ursprung sich weiter kein Grund angeben ließe, außer dem Gutdünken der ersten Sprachfinder? oder ob es in der Natur eine gewisse Grundursache gebe, die es veranlaßt hätte, gewissen Gegenständen auch gewisse Namen zu geben? Und die von der platonischen Schule behaupteten diese letztere Meinung b).

Es läßt sich indeß dieser Grundsatz  
 § 3 von

- b) PLATO, in *Cratyl.* — — „Nomina verbaque non posita fortuito, sed quadam vi & ratione naturæ facta esse, P. Nigidius in grammaticis commentariis docet; rem sane in philosophiæ dissertationibus celebrem. In eam rem multa argumenta dicit, cur videri possint verba esse naturalia, magis, quam arbitraria. Vos, inquit, cum dicimus, motu quodam oris conveniente cum ipsius verbi demonstratione utimur, & labias sensim primores emovemus, ac spiritum atque animam porto versum, & ad eos, quibuscum sermocinamur, intendimus.

von einer natürlichen Verwandtschaft zwischen Wörtern und Gegenständen bloß auf die Sprache in ihrem einfachsten und ursprünglichsten Zustande anwenden. Denn, wenn sich gleich in jeder Sprache einige Spuren davon, wie ich oben gezeigt habe, auf finden lassen; so wäre es doch ganz umsonst, dieselben durchgehends in dem ganzen Bau irgend einer neuern Sprache aufsuchen zu wollen. So, wie die Menge von Wörtern bei jeder Nation zunimt, und das unermessliche Feld der Sprache angebauet wird; so gehen die Wörter, durch tausend willkührliche und regellose Wege der Ableitung und Zusammensetzung, sehr weit von der ursprünglichen Beschaffenheit ihrer Wurzeln ab, und verlieren alle Analogie oder Aehnlichkeit des Schalls mit den bezeichneten Gegenständen. In diesem Zustande finden wir gegenwärtig die Sprache. Die Wörter, wie wir sie jetzt brauchen, lassen sich, im Ganzen genommen, nur als Symbolen, nicht als Nachahmungen betrachten; als willkührliche oder eingeführte, nicht als natürliche Zeichen der Begriffe. Daran aber läßt sich wohl nicht zweifeln, daß die Sprache, je weiter wir bis zu ihrem Ur-

sprung unter den Menschen hinaufsteigen, immer mehr vom natürlichen Ausdruck an sich habe. Da sie sich ursprünglich durch nichts anders, als durch Nachahmung, bilden konnte; so mußte sie auch in ihrem ersten Zustande weit mahlerischer seyn; freilich auch weit unfruchtbarer und dem Umfang ihrer Wörter nach weit eingeschränkter, als jetzt; aber, so weit sie sich erstreckte, auch die bezeichnete Sache durch den Schall weit mehr ausdrückend. Dies kan man also als den ersten Charakter des ersten oder anfänglichen Zustandes der Sprache, bei jeder wilden Völkerschaft, annehmen.

Ein zweiter Charakter der Sprache in ihrem frühesten Zustande ergiebt sich aus der Art, auf welche die Menschen anfänglich die Worte aussprachen oder hervorbrachten. Interjectionen, oder leidenschaftliche Ausrufungen waren, wie ich vorhin zeigte, die ersten Elemente der Sprache. Die Menschen bestrebten sich, ihre Empfindungen einander durch jene ausdrückvollen Laute und Gebärden mitzutheilen, welche die Natur sie lehrte. Nachdem man Wörter, oder Namen der Gegenstände zu erfinden angefangen hatte, kam dennoch diese Art durch  
na:

At contra cum dicimus, *Nos*, neque profuso intentoque flatu vocis, neque projectis labiis pronunciamus; sed & spiritum & labias quasi intra nosmet ipsos coërcemus. Hoc fit idem & in eo quod dicimus, *tu*, & *ego*, & *mibi*, & *tibi*. Nam sicuti cum adiuimus & abnuimus, motus quidem ille vel capitis, vel oculorum, a natura rei, quam significat, non abhorret; ita in his vocibus quasi gestus quidam oris & spiritus naturalis est. Eadem ratio est in græcis quoque vocibus, quam esse in nostris animadvertimus, A. GELLIVS, N. A. L. X. c. 4.

natürliche Zeichen zu sprechen nicht ganz ab. Denn die Sprache muß in ihrer Kindheit ungemein dürstig gewesen seyn; und es gab ganz gewiß unter allen rohen Völkern eine Zeit, wo das Gespräch nur aus wenig Worten bestand, die mit vielen Ausrufungen und ernstlichen Gebeyden untermischt waren. Der kleine Vorrath von Wörtern, welchen die Menschen damals noch besaßen, machte diese Hilfsmittel durchaus nothwendig, um ihre Gedanken an den Tag zu legen; und da rohen ungebildeten Menschen nicht einmal immer die wenigen Worte beifielen, die sie kanten, so mußten sie sich natürlicher Weise bestreben, sich dadurch verständlich zu machen, daß sie den Ton ihrer Stimme abänderten, und ihre Töne mit den bedeutendsten Gebeyden begleiteten, die sie nur machen konnten. Noch selbst heutiges Tages pflegen Leute, die sich in einer ihnen nicht geläufigen Sprache ausdrücken wollen, zu allen diesen Ausfüllungsarten ihre Zuflucht zu nehmen, um sich dadurch verständlicher zu machen. Auch selbst der Plan, nach welchem die Sprache, wie ich gezeigt habe, ursprünglich gebildet wurde, nemlich nach möglichster Aehnlichkeit oder Analogie mit den bezeichneten Gegenständen, mußte die Menschen natürlicherweise veranlassen, ihre Wörter mit mehr Emphase und Nachdruck auszusprechen, so lange die Sprache eine Art von Gemählde vermittlest der Töne war. Aus allen diesen Ursachen kan man es als Grund-

satz annehmen, daß die Aussprache in den frühesten Sprachen mit mehr Gehör und mit mehrern und größern Abänderungen der Stimme sey begleitet gewesen, als die jetzt gebräuchliche. Sie hatte mehr Aktion, und man sprach sie mehr in einem schreienden oder singenden Tone.

Diese Sprechart hatte ihren Grund im menschlichen Bedürfniß. Nachdem aber dieses Bedürfniß theils dadurch aufgehört hatte, daß die Sprache in der Folgezeit ausgedehnter und wortreicher geworden war; so erhielt sich jene ältere Sprechart doch noch bei vielen Völkern; und was aus Noth entstanden war, brauchte man nun als Schönheit des Vortrages. Ueberall, wo das Genie der Nationen viel Feuer und Lebhaftigkeit hatte, war man von Natur zu einer Art der Unterhaltung geneigt, die der Einbildungskraft so günstig war. Denn eine warme Phantasie pflegt allemal das Gespräch mit vieler Aktion, und mit vieler Modulation der Töne zu beliben. Hieraus erklärt Dr. Warburton die häufige Gebeydensprache, die wir bei den Propheten des alten Testaments antreffen; wenn z. B. Jeremias das Eispfergesäß vor den Augen des Volks zerbricht, ein Buch in den Euphrat wirft, Joch und Fesseln anlegt, und sein Hausgeräthe wegwirft; welches alles, seiner Meinung nach, bedeutende Arten des Ausdrucks seyn mogten, die in den damaligen Zeiten sehr natürlich waren, da die Menschen so sehr gewohnt seyn

seyn mußten, sich durch Handlung und Gebehrdung zu erklären. Auf ähnliche Art fand man bei den Nordamerikanern gewisse Bewegungen und Handlungen eingeführt, um ihre Gedanken bei allen wichtigen Vorfällen an den Tag zu legen; und sie pflegten durch die Gürtel und Schnüre von Bast, die sie einander gaben, und von einander nahmen, ihre Gedanken eben so deutlich, als durch ihre Reden, zu erklären.

Was die verschiedenen Modulationen der Stimme betrifft, so sind dieselben so natürlich, daß es manchen Völkern leichter gedünkt hat, verschiedene Begriffe durch Abwechselung des Tons, womit sie das nemliche Wort aussprachen, auszudrücken, als Wör-

ter für alle ihre Begriffe auszubeknen. Dies ist besonders bei den Chinesern der Fall. Die Anzahl der Wörter in ihrer Sprache soll nicht so gar groß seyn; beim Sprechen aber verändern sie jedes Wort mit nicht weniger als fünferlei Arten von Tönen; und dadurch erhält das nemliche Wort fünf verschiedene Bedeutungen. Ihre Sprache muß folglich sehr singend und musikalisch lauten. Denn jene Abänderungen der Stimme, die in der Kindheit der Sprache nichts weiter waren, als rauhes und mißhörendes Geschrei, müssen, bei der allmählichen Verfeinerung der Sprache in sanftere und musikalischere Töne übergehen; und daraus ist die sogenannte Prosodie der Sprachen entstanden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

### Anfrage.

Bisher hat man fast allgemein das für gehalten, daß Kindern, wenn sie die Blattern noch nicht gehabt, kein Fleischessen gestattet werden müsse; weil die Blattern bei solchen die eher Fleisch gegessen, bössartiger, und deren Folgen unangenehmer seyn solten. Verhält sich dieses wirklich so, und stehet solches aus physischen Gründen zu beweisen? Ich habe bisher, und zwar nach meiner Meinung aus guten Gründen, geglaubt, daß auch solchen Kindern, die noch nicht die Blattern gehabt, Fleisch gereicht

werden könne, Kind: Schweinefleisch und alle harte und schwer zu verdauende Fleischarten, ausgenommen, und auch selbst die zarteren und leichteren Fleische mit Vorsicht und Einschränkung. läßt man die Kinder so ganz, ohne alles Fleisch essen bis ins achte Jahr und noch darüber heranwachsen; bis sie die Blattern gehabt; so hat man ihnen nicht allein ein sehr nahrhaftes und stärkendes Nahrungsmittel entzogen; sondern man stellet sie alsdann, wenn sie anfangen dergleichen zu genießen, oft sehr bösen Folgen bloß.



# Hannoverisches Magazin.

30<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 12<sup>ten</sup> April 1784.

## Ueber den Ursprung und Fortgang der Sprache und Schrift.

(Fortsetzung.)

**E**s ist merkwürdig, und verdient Aufmerksamkeit, daß beides in der griechischen und römischen Sprache diese musikalische und mit Gebärden begleitete Sprechart in sehr hohem Grade beibehalten wurde. Läßt man diesen Umstand aus der Acht, so wird man über den Sinn mancher Stellen der klassischen Autoren verlegen seyn, welche sich auf die öffentliche Beredtsamkeit, und auf die Schauspielkunst der Alten beziehen. Es erhellt aus mancherlei Umständen, daß die Prosodie der Griechen sowohl als der Römer viel weiter, als die unsrige, getrieben wurde, oder, daß sie mit mehreren und stärkern Abänderungen der Stimme sprachen, als wir. Die Quantität ihrer Sylben war weit bestimmter, als in irgend einer neuern Sprache, und wurde beim Hersagen dem Ohre weit merklicher gemacht. Außerdem wurden die Quantitäten, oder der Unterschied der langen und kurzen Accente, des Acutus, Gravis und Circumflex, über ihre meisten Sylben gesetzt. Der Gebrauch dieser Accente ist für uns zwar völlig

verloren; aber so viel wissen wir doch, daß sie die Hebung und Senkung der Stimme beim Sprechen andeuteten. Unsere neuere Sprechart mußte ihnen eine sehr leblose Monotonie gedünkt haben. Die Deklamation ihrer Redner, und der Vortrag ihrer Schauspieler auf der Bühne hatte viel Aehnlichkeit mit unserm musikalischen Recitativ, ließ sich in Noten bringen, und mit Instrumenten begleiten, wie verschiedene Gelehrte umständlich erwiesen haben. Und wenn dies, wie sie gezeigt haben, bei den Römern der Fall war; so weiß man von den Griechen, daß sie noch weit musikalischer waren, und auf Ton und Ausrede bei jeder Art des öffentlichen Vortrages noch weit mehr sahen. Aristoteles betrachtet in seiner Poetik die Musik des Trauerspiels als einen der vornehmsten und wesentlichsten Bestandtheile desselben.

Mit der Gebehrdung verhielt es sich eben so; denn man weiß, daß starke Töne und belebte Gebehrden allemal beistimmen sind. Die Aktion wird von allen Kunstrichtern des Alterthums als

die vornehmste Eigenschaft des öffentlichen Redners empfohlen. Die Aktion der Redner sowohl als der Schauspieler in Griechenland und Rom war weit stärker und heftiger, als die nüchternen Roscius würde uns als ein Wahnsinniger vorgekommen seyn. Auf der Schaubühne der Alten waren die Gebehrden so wichtig, daß man Ursache hat zu glauben, man habe zuweilen die Rolle des Redenden und dessen, der die Gebehrden dazu machte, getheilt, welches nach unserm Begriffen sehr seltsam heraus kommen würde. Der eine Schauspieler sprach die Worte mit den gehörigen Tönen, indeß ein anderer die dazu schicklichen Stellungen und Gebehrden machte. Cicero sagt, er habe mit dem Roscius gewetteifert, ob er einen Gedanken mit mehr Abwechslung von Redensarten, oder ob ihn Roscius mit mannigfaltigern verständlichen und bedeutenden Gebehrden ausdrücken konnte. Zuletzt blieb die Gebehrdenkunst das einzige Schauspiel; denn unter der Regierung Augustus und Tibers war die Pantomime das Lieblingschauspiel des Volks, die aus bloßer Gebehrdensprache bestand. Das Volk wurde dadurch eben so gerührt, und weinte dabei eben so, wie bei Trauerspielen; und die Neigung dafür wurde so stark, daß man Gesetze geben mußte, um die Senatoren abzuhalten, sich auf die pantomimische Kunst zu legen. Wenn nun gleich in Deklamationen und theatralischen Vorstellungen beides Ton und Gebehrdenspiel unstreitig weiter getrieben wur-

den, als im gewöhnlichen Gespräch; so muß doch öffentliche Beredsamkeit jeder Art in einem jeden Lande mit der Manier im gewissen Verhältnisse stehen, deren man sich im täglichen Umgange bedient; und dergleichen öffentliche Unterhaltungen, wie ich eben erwähnt habe, hätten nicht so viel Beifall bei einer Nation finden können, deren Töne und Gebehrden so unbedeutend und matt, als die nüchternen, gewesen wären.

Als sich die barbarischen Völker über das römische Reich verbreiteten, behielten diese phlegmatischeren Nationen die Accente, Töne und Gebehrden nicht mehr bei, die anfänglich durch die Nothwendigkeit eingeführt, und nachgehends in der griechischen und römischen Sprache durch Gewohnheit und Geschmaç so lange beibehalten wurden. So, wie sich das Eigenthümliche der lateinischen Sprache immer mehr verlor, so fing auch der Charakter der Rede und Aussprache sich nun in ganz Europa zu verändern an. Man sah nun nicht mehr so sehr auf das Musikalische der Sprache, noch auf den Pomp der Deklamation und theatralischen Aktion. Sowohl die Unterredung als die öffentliche Beredsamkeit wurden einfacher und kunstloser, wie sie jetzt noch sind; ohne jene enthusiastische Mischung von Tönen und Gebehrden, wodurch sich die Völker des Alterthums auszeichneten. Bei der Wiederherstellung der Wissenschaften war das Genie der Sprache so sehr verändert, und die Sitten der Völker

so verschieden, daß sich das nicht mehr so leicht erklären und verstehen ließ, was die Alten über ihre Deklamationen und öffentliche Schauspiele gesagt hatten. Unsere gewöhnliche, einfache Sprechart in unsern nördlichen Gegenden drückt die Leidenschaften nachdrücklich genug aus, um diejenigen zu rühren, die an keine lebhaftere und heftigere Art des Vortrages gewöhnt sind. Unstreitig aber sind mehr abwechselnde Töne und lebhaftere Bewegungen, weit mehr im Stande, warmes Gefühl natürlich auszudrücken. Daher hat auch in verschiedenen neuern Sprachen die Prosodie der Rede mehr musikalisches an sich, je lebhafter und empfindlicher die Nation selbst ist. Der Franzose verändert seinen Ton und seine Gebärden beim Reden mehr, als der Engländer; und der Italiener noch viel mehr, als beide. Musikalische Sprechart und ausdrucksvolle Gebärden sind noch bis auf den heutigen Tag ein Unterscheidungsmerkmal Italiens.

Von der Ansprache kommen wir nun drittens auf den Styl oder die Einleidung der Sprache in ihrem Ursprunge und Fortgange. So, wie die Art, auf welche die ersten Menschen ihre Worte hervorbrachten, und das Gespräch fortführten, stark und ausdrucksvoll war, indem sie ihren unvollkommen bezeichneten Begriffen durch Geschrei und Gebärden zu Hülfe kamen; so konnte auch die Sprache, deren sie sich bedienten, nicht anders als voll von Figuren und Metaphern seyn, die freilich nicht korrekt, aber doch nachdrücklich und maßlos waren,

Auf den ersten Anblick glaubt man leicht, daß diejenigen Arten des Ausdrucks, die man Redefiguren nennt, zu den vornehmsten Verfeinerungen der Sprache gehören, und nicht eher erfunden sind, als bis die Sprache ihre letztern Perioden erreicht hatte, und die menschliche Gesellschaft schon sehr verfeinert war, und daß sie dann erst von den Rednern und Lehrern der Redekunst erfunden sind. Es ist aber gerade das Gegentheil hiervon wahr. Man hat sich nie so vieler Redefiguren bedient, als da man noch kaum Wörter hatte, seine Gedanken auszudrücken.

Denn erstlich nöthigte schon der Mangel eigenthümlicher Benennungen für jeden Gegenstand die Menschen, eine Benennung für viele zu brauchen, und sich folglich in Vergleichen, Metaphern, Anspielungen, und allen den Redeformen auszudrücken, welche die Sprache figurlich machen. Hernach, da die Gegenstände, womit sie sich am meisten abgaben, die sinnlichen und materiellen Dinge um sie her waren; so mußte man diesen schon längst Namen gegeben haben, ehe man Wörter erfunden hatte, die Gemüthsbewegungen oder irgend eine Art von moralischen und intellektualen Begriffen zu bezeichnen. Weil daher die erste Menschensprache durchgehends aus Bezeichnungen sinnlicher Gegenstände bestand; so wurde sie notwendiger Weise äußerst metaphorisch. Denn, um irgend ein Verlangen oder eine Neigung, oder irgend eine Art der Gemüthsbewegung anzudeuten, hatte man

U g 2

leir:

keinen besondern, eigenthümlichen Ausdrucksdruck; sondern man sah sich genöthigt, die Regung oder Leidenschaft, die man fühlte, durch Anspielung auf diejenigen sinnlichen Gegenstände zu schildern, die damit am nächsten verwandt waren, und sie gewissermaßen andern sichtbar machen konnten.

Es war indeß nicht Bedürfnis als allein, was zur figurlichen Art des Ausdrucks Anlaß gab. Auch andere Umstände trugen bei der ersten Entstehung der Sprache mit dazu bei. In der Kindheit des gesellschaftlichen Lebens stehen die Menschen allemal gar sehr unter der Herrschaft der Einbildungskraft und der Leidenschaften. Sie leben zerstreut und vertheilt; sie sind mit dem Laufe der Dinge noch nicht bekannt; täglich stoßen ihnen neue und fremde Gegenstände auf. Furcht und Entsetzen, Verwunderung und Erstaunen, sind ihre gewöhnlichsten Gemüthsbewegungen. Ihre Sprache muß dann natürlicher Weise etwas von diesem ihrem Gemüthscharakter annehmen. Sie müssen zur Vergrößerung und Uebertreibung sehr geneigt seyn. Sie müssen einen Hang haben, alles mit den stärksten Farben und mit den heftigsten Ausdrücken zu beschreiben, unendlich mehr, als Leute, die in den spätern und aufgeklärtern Zeiten der menschlichen Gesellschaft leben, wo die Einbildungskraft schon beschränkter, die Leiden-

schaften schon gezähmter sind, und wo ihnen eine vielfachere Erfahrung die Gegenstände des Lebens schon viel geläufiger gemacht hat. Selbst die Art, auf welche die ersten Völkerschafte, wie ich vorhin zeigte, ihre Worte hervobrachten, mußte auf ihre Einkleidung der Rede beträchtlichen Einfluß haben. Ueberall, wo starke Ausrufungen, Töne und Gebärden sich in die Unterredung mischen, wird die Einbildungskraft stärker rege gemacht, und die Leidenschaft mehr angestrengt; folglich wirkt auch die durch diese Art des Vortrages belebte Phantasie auf dessen Einkleidung, und macht sie desto lebhafter.

Unstreitige Thatsachen bestätigen diese Bemerkung. Die Einkleidung und Schreibart aller frühen Sprachen, bei Völkern, die noch in dem ersten und rohen Zeitalter der menschlichen Gesellschaft leben, ist ohne Ausnahme voll von Figuren, ist im höchsten Grade hyperbolisch und mahlerisch. Wir haben hievon einen auffallenden Beweis in den amerikanischen Sprachen, welche, den glaubwürdigsten Nachrichten zufolge bis zum Uebermaß figurlich sind. Die Irokesen und Illinesen bedienen sich bei ihren Verräthen und öffentlichen Unterhandlungen kühner Metaphern und einer pomphaften Einkleidung, als wir uns in unsern poetischen Aufsätzen bedienen a).  
Ein

a) So drückten sich, um von dem sonderbaren Styl dieser Völker ein Beispiel zu geben, die fünf Völkerschafte von Canada, als sie mit den Engländern einen Vergleich schlossen, durch ihre Anführer auf folgende Art aus: „Wir sind glücklich,“



Ein anderer merkwürdiger Beweis hiervon ist die Schreibart des alten Testaments, welche durchgehends Anspielungen auf sinnliche Gegenstände enthält. Bosheit oder Sünde heißt daselbst ein bestecktes Gewand; Elend heißt Trinken des Saumelketchs; eitle Bemühung Zehren von Asche; sündiges Leben ein krummer Pfad, Glückseligkeit das Licht des Herrn, welches auf unser Haupt scheint, und dergleichen mehr, in unzähligen Fällen. Man pflegt daher gewöhnlich diese Schreibart die morgenländische zu nennen, weil man glaubt, sie sey den morgenländischen Völkern eigenthümlich; da man doch aus der amerikanischen Schreibart und vielen andern Beispielen offenbar sieht, daß sie keinem besondern Volke oder Klima ei-

genthümlich, sondern vielmehr allen Nationen in gewissen Zeitpunkten der Gesellschaft und Sprache gemein gewesen ist.

Und hieraus läßt sich das anscheinende Paradoxon gewissermaßen erklären, daß die Poesie älter ist, als die Prose. Denn, man sieht aus dem, was bisher gesagt ist, daß die Schreibart einer jeden Sprache ursprünglich muß poetisch gewesen seyn, und einen starken Anstrich von jener Begeisterung, und jener mahlerischen, metaphorischen Art des Ausdrucks gehabt haben muß, wodurch sich die Poesie vornehmlich auszeichnet.

Je wortreicher die Sprache in der Folge ward, desto mehr verlor sich in ihr jene figurliche Schreibart, welche ihr frühzeitiger Charakter war. Als man

G 3

man

„lich, die rechte Art verscharrt zu haben, die so oft mit dem Blut unserer Brä-  
 „der gefärbt ist. Jetzt vergraben wir die Art in dieser Festung, und pflanzen  
 „den Baum des Friedens. Wir pflanzen einen Baum, dessen Wipfel bis zur  
 „Sonne reichen wird, und dessen Zweige sich weit ausbreiten, und fernhin wer-  
 „den gesehen werden. Nie müsse sein Wuchs gekränkt noch gehemmt werden;  
 „sondern er müsse beides euer und unser Land mit seinen Blättern beschatten!  
 „Laßt uns seine Wurzeln befestigen, und sie bis zu euren entferntesten Pflanzungen  
 „ausbreiten! Sollten die Franzosen diesen Baum schütteln wollen, so werden  
 „wir es an der Bewegung seiner Wurzeln merken, die bis in unser Land reichen.  
 „Gebe doch der große Geist, daß wir friedsam auf unsern Matten ruhen, und  
 „nie wieder die Art ausgraben mögen, den Baum des Friedens umzuhauen!  
 „Die Erde müsse da, wo sie vergraben liegt, über sie hart getreten werden! Ein  
 „starker Strom müsse unter der Grube hinstießen, um alles Uebel aus unsern  
 „Augen und aus unserm Gedächtniß hinweg zu waschen! — Das Feuer, das  
 „lange in Albanien brannte, ist erloschen. Das blutige Lager ist rein gewaschen,  
 „und die Thränen sind von unsern Augen weggewischt. Jetzt erneuern wir die  
 „treue Kette der Freundschaft. Sie müsse so hell und rein, wie Silber gehal-  
 „ten, und nie rostig werden. Niemand müsse seinen Arm von ihr abziehen.,  
 „— Diese Stellen sind aus Cadwallader Colden's Geschichte der fünf indi-  
 „schen Nationen genommen, wo man aus den von ihm beigebrachten authentischen  
 „Urkunden sieht, daß dies ihre ächte und eigenthümliche Art sich auszudrük-

man eigene und bekannte Namen für jeden sinnlichen und moralischen Gegenstand hatte, so hatte man nicht mehr nöthig, so viele Umschreibungen zu brauchen. Die Schreibart wurde nun bestimmter, und folglich auch einfacher. Auch hatte die Einbildungskraft, beim Fortgange der Kultur, nicht mehr so viel Einfluß auf die Menschen. Die heftige Sprechart durch Töne und Gebärden wurde nicht mehr so allgemein. Der Verstand wurde mehr geübt, die Einbildungskraft aber weniger. Da das Verkehr und der Umgang unter den Menschen ausgebreiteter und häufiger wurden; so war Deutlichkeit des Vortrags, um einander ihre Meinung zu erklären, der vornehmste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Statt der Dichter wurden nun Philosophen die Lehrer der Menschen, und führten bei ihren Betrachtungen über alle die mannigfaltigen Gegenstände jene deutlichere und einfachere Schreibart ein, die wir jetzt Prose nennen. Unter den Griechen soll Pherecydes von Syros, der Lehrer des Pythagoras, der erste gewesen seyn, der in diesem Verstande profaisch schrieb. Das vormalige metaphorische und poetische Gewand der Sprache wurde nun beim Umgange abgelegt, und bloß für solche Gelegenheiten aufbewahrt, wo man vornehmlich auf Schmuck und Schönheit sah.

Bis hieher sind wir der Sprachgeschichte durch einige ihrer wichtigsten Veränderungen nachgegangen. Wir haben sie in dem ersten Bau und Ur-

sprunge der Wörter, in der Art, die Wörter hervorzubringen und auszusprechen, und in der Schreibart und dem Charakter der Rede betrachtet. Jetzt müssen wir sie noch aus einem andern Gesichtspunkt ansehen, nemlich von Seiten der Stellung und Anordnung der Wörter; und auch hier werden wir finden, daß die darin gemachten Fortschritte den bisher erläuterten ähnlich sind.

Wenn wir auf die Ordnung Acht haben, in welche die Wörter in einer Periode, oder in einem vollständigen Satze gestellt sind, so finden wir hierin zwischen den alten und neuen Sprachen einen sehr auffallenden Unterschied. Die nähere Erwägung desselben wird uns dienen, das eigentliche Genie der Sprache weiter zu entwickeln, und die Ursachen jener Veränderungen zu zeigen, welche sie im Fortgange des gesellschaftlichen Lebens erfahren hat.

Um uns von der eigentlichen Beschaffenheit derjenigen Veränderung, wovon hier die Rede ist, einen deutlichen Begriff zu machen, müssen wir, wie vorhin, in das früheste Zeitalter der Sprache zurückgehen. Man denke sich einen Wilden, der irgend etwas, z. B. eine Frucht, sieht, die er zu haben wünscht, und um die er einen andern bittet, sie ihm zu geben. Gesetzt, dieser Wilde kenne keine Wörter, so wird er sich dadurch verständlich zu machen suchen, daß er ernstlich auf die Sache, die er verlangt, hinweist, und zu gleicher Zeit einen leidenschaftlichen Schrei thut. Gesezt,

er habe nun Wörter gelernt, so würde das erste Wort, welches er hervorbrächte, natürlicher Weise der Name dieser Sache seyn. Er würde nicht nach unserer Art sagen: „Gieb mir die Frucht!“, sondern vielmehr: „die Frucht gieb mir;“, weil seine ganze Aufmerksamkeit auf den verlangten Gegenstand, auf die Frucht, gerichtet ist. Dies war die anregende Vorstellung; die Ursache, die ihn zum Reden bewog; und diese würde er also auch zuerst nennen. Diese Ordnung ist genaue Uebertragung der Gebehrde in Worte, welche die Natur den Wilden machen lehrte, ehe er Worte kannte; und man kan es daher für gewiß annehmen, daß er am leichtesten auf diese Ordnung fallen würde.

Weil wir jetzt an eine andere Art von Wortfolge gewöhnt sind, so nennen wir diese eine Inversion oder Versetzung, und sehen sie als eine gezwungene und unnatürliche Anordnung der Rede an. Wenn sie aber gleich nicht die logisch richtigste ist, so bleibt sie doch immer, in gewissem Betracht, die natürlichste, weil sie durch Einbildungskraft und Verlangen an die Hand gegeben wird, die uns allemal antreiben, ihren Gegenstand zuerst zu nennen. Es läßt sich daher *a priori* schließen, daß die Wörter beim ersten Anfange der Sprache gemeinlich in diese Folge gebracht sind; und wir finden daher auch wirklich, daß die Wörter in den meisten alten Sprachen so auf einander folgen, z. B. in der griechischen und lateinischen, und,

wie man sagt, auch in der russischen, slavonischen, gallischen und verschiednen amerikanischen Sprachen.

In der lateinischen Sprache ist die gewöhnliche Wortfolge die, daß man zu Anfange der Periode dasjenige Wort selbst, welches den Hauptgegenstand der Rede ausdrückt, nebst den dazu gehörigen Umständen, und hernach die Person, oder die Sache, die damit zu thun hat. So sagt Salustius, wenn er die Seele und den Körper mit einander vergleicht: *Animi imperio, corporis servitio, magis utimur.* Eine Wortfolge, wodurch der Satz unstreitig weit lebhafter und auffallender wird, als wenn man sagt: „Wir bedienen uns am meisten der Herrschaft der Seele, und des Dienstes des Körpers.“ Die lateinische Wortfolge kommt der Geschwindigkeit der Einbildungskraft mehr zu Statten, die natürlicher Weise zuerst zum Hauptgegenstande hineilt, und, wenn dieser einmal genannt ist, ihn bis zu Ende des Satzes immer im Auge behält. Eben so in der Poesie:

*Iustum & tenacem propositi virum  
Non civium ardor prava iubentium  
Non vultus instantis tyranni  
Mente quatit solida. — —*

Wer nur irgend Geschmack hat, muß bald einsehen, daß hier die Worte weit mehr den Eindrücken der Gegenstände auf die Phantasie gemäß geordnet sind, als in einer Sprache, wo die Worte! *Iustum & tenacem propositi virum,* die doch ohne Zweifel den Hauptgegenstand der Rede ausmachen, erst zuletzt kom-

kommen würden, wie das in der Wortfolge der englischen Sprache der Fall ist.

Ich habe gesagt, daß es in der griechischen und lateinischen Sprache am gewöhnlichsten sey, das zuerst zu setzen, was auf die Einbildungskraft der redenden Person den meisten Eindruck macht. Ich behaupte indeß nicht, daß dies ohne Ausnahme der Fall sey. Zuweilen fodert die Rücksicht auf den Wohlklang der Periode eine andere Wortfolge; und in Sprachen, die so vieler musikalischen Schönheit fähig sind, und mit so vielem Ausdruck und so vieler Modulation ausgesprochen werden, wie bei diesen Nationen üblich war, befließ man sich des Wohlklangs der Perioden mit der größten Sorgfalt. Zuweilen kan auch die Sorge für die Deutlichkeit, für den Nachdruck, oder die absichtliche Zurückhaltung des vollständigen Sinnes, diese Ordnung verändern, und in derselben so mancherlei Abwechslungen hervorbringen, daß es nicht leicht ist, dieselben auf eine einzige Regel zurückzuführen. Ueberhaupt aber war dies das Genie und der Charakter der meisten alten Sprachen, der Wortfolge so viel Freiheit zu lassen, daß sie jede Anordnung wählen konnten, die sich

für die Einbildungskraft der redenden Person am besten schickte. Das Hebräische ist hievon freilich eine Ausnahme; es ist zwar nicht ganz ohne Inversionen, aber es braucht sie doch nicht so häufig, und komt der englischen Wortfügung näher, als das Griechische und Lateinische.

Alle neuere europäische Sprachen haben eine ganz andere Wortfolge, als die alten. In ihren prosaischen Aufsätzen findet wenig Abänderung in der Stellung der Wörter Statt; sie beobachten meistens einerlei Ordnung, die man die Ordnung des Verstandes nennen könnte. Sie setzen in jedem Satze zuerst die Person oder die Sache, welche redet oder handelt; dann ihre Handlung; und endlich den Gegenstand ihrer Handlung. Und so folgen die Ideen einander nicht nach dem Grade der Wichtigkeit, welche die verschiedenen Gegenstände für die Vorstellungskraft haben, sondern nach der Ordnung der Natur und Zeit. — Unsere Wortfolge scheint die Frucht einer größern Verfeinerung der Sprachkunst zu seyn, in so fern Klarheit und Deutlichkeit in der Mittheilung der Begriffe als Zweck der Sprache anzusehen ist.

Die Fortsetzung folgt künftig.





# Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Freitag, den 16ten April 1784.

## Ueber den Ursprung und Fortgang der Sprache und Schrift.

(Fortsetzung.)

**I**n der Poesie, wo man voraussetzt, daß wir uns über die gewöhnliche Schreibart erheben, und die Sprache der Einbildungskraft und Empfindung reden, ist unsere Wortfolge nicht völlig so eingeschränkt, sondern wir erlauben uns mehr Freiheit in Umkehrungen und Versetzungen. Selbst hier ist indeß diese Freiheit, in Vergleichung mit den alten Sprachen, in enge Gränzen eingeschränkt. Die neuern Sprachen gehen in diesen Stücken sehr von einander ab. Die Französische ist von allen die bestimmteste in der Wortfolge, und erlaubt die wenigste Inversion, sowohl in der Prose, als in Versen. Die englische (und deutsche) Sprache erlauben sie schon weit mehr; aber die italienische

hat unstreitig von der Versetzungsart der alten Sprachen am meisten beibehalten, wiewohl vielleicht auf Kosten einiger Dunkelheit in der Schreibart ihrer Schriftsteller, die sich dieser Freiheiten am meisten bedienen.

Außerdem giebt es noch einen Umstand in dem Bau aller neuern Sprachen a), der nothwendig ihre Wortfolge größtentheils auf einen festgesetzten und bestimmten Gang einschränkt. Bei uns sind nemlich jene Unterschiede der Endungen nicht mehr gebräuchlich, wodurch man in der griechischen und lateinischen Sprache die verschiedenen Casus der Nennwörter, und die Tempora der Zeitwörter unterscheidet, und wodurch das gegenseitige Verhältniß der Wörter eines Satzes

S h zu

a) Die deutsche Sprache, macht hierin zum Theil eine Ausnahme; aber auch nur zum Theil. Denn die Bezeichnung der Casus durch Abänderung der Endungen ist bei weitem so allgemein und bestimmt nicht, als im Griechischen und Lateinischen: und bei den Zeitwörtern haben wir nur das Imperfektum des Aktivs und die Participien, gleich den Enaländern, durch bloße Endung angedeutet; und so können wir der Hilfe der Artikel und Hülfswörter, und der unmittelbaren Zusammenstellung des Beiworts mit dem Hauptworte, in den meisten Fällen gleichfalls nicht entbehren. *Ann. des Uebers.*

zu einander sichtbar wurde, wenn gleich die sich auf einander beziehenden Wörter nicht beisammen standen, sondern in der Wortfolge von einander getrennt waren. Daher kommt es, daß uns jetzt meistens kein anderes Mittel übrig ist, die genaue Beziehung zweier Wörter auf einander anzudeuten, als daß wir sie in der Periode unmittelbar neben einander stellen. Die Römer konnten sich z. B. ganz gut so ausdrücken:

Extinctum nymphæ crudeli funere  
Daphnim  
Flebant. — —

Deun da *extinctum* und *Daphnim* beide der Akkusativ sind, so sieht man bald, daß hier das Adjektiv und Substantiv zusammen gehören, wenn sie gleich an beiden Enden der Zeile stehen, und daß beide durch das Zeitwort *flebant* regiert werden, wozu offenbar der Nominativ *nymphæ* gehört. Die verschiedenen Endungen bringen hier alles in Ordnung, und machen den Zusammenhang der verschiedenen Wörter vollkommen deutlich. Man übersetze aber einmal diese Worte buchstäblich nach der lateinischen Wortfolge: „Den Todten die Nymphen durch ein grausames Schicksal Daphnis bewennten;“, so werden sie ein völliges Räthsel, dessen Sinn sich nicht errathen läßt.

Durch Hilfe dieses Verfahrens, welches fast in allen alten Sprachen üblich war, die Endung der Nennwörter und Zeitwörter abzuändern, und dadurch den Zusammenhang und

die Beziehung der Rede anzudeuten, hatten sie so viel Freiheit in Versetzung der Wörter, und konnten dieselben auf jede Art stellen und vertauschen, die ihrer Phantasie oder ihrem Ohre gefiel. Als die Sprache durch die nördlichen Völker, die überall einbrachen, abgeändert wurde, so verloren sich die Casus der Nennwörter, und die verschiedenen Endungen der Zeitwörter um so viel leichter, weil man auf die aus einer solchen Wortstellung entstehenden Vortheile keinen großen Werth setzte. Man sah bloß auf Deutlichkeit und Reichthum des Ausdrucks. Den Wohlklang achtete man wenig, und suchte nicht durch Anordnung der Wörter der Einbildungskraft zu willfahren. Man suchte sich vielmehr nur so auszudrücken, daß man andern seine Vorstellungen auf die deutlichste und verständlichste Art mittheilte. Und wenn daher die englische Sprache in diesem Stücke weniger Wohlklang, weniger Schönheit und Nachdruck hat, als die griechische und lateinische; so ist sie dagegen in Ansehung des Wortverständnisses deutlicher und leichter.

Aus dieser kurzen Nachricht von dem Genie und Fortgange der Sprache lassen sich nun manche denkwürdige und nützliche Bemerkungen herleiten. Man sieht, daß die Sprache ursprünglich arm an Wörtern, aber ausdrucksvoll durch den Schall derselben, und in der Art ihrer Aussprache, durch Hilfe bedeutender Töne und Gebärden, war; die Schreibart war

fyüts

figürlich und poetisch: die Wortfolge war phantastisch und lebhaft. Man sieht ferner, daß bei allen den allmählichen Veränderungen der Sprache in der Folgezeit der Verstand immer mehr die Einbildungskraft in ihrem Einflusse beeinträchtigt hat. Der Fortgang der Sprache gleicht in diesem Betracht dem Fortgange des menschlichen Alters. In der Jugend ist die Einbildungskraft am stärksten und herrschendsten; in spätern Jahren erkaltet sie immer mehr, je reifer der Verstand wird. So ist auch die Sprache bei ihrem Uebergange von Armuth zu Reichthum auch zugleich von Lebhaftigkeit zu Genauigkeit übergegangen; vom Feuer und Enthusiasmus zur Kälte und Bestimmtheit. Jene Charaktere der frühern Sprache, beschreibender Schall, heftige Töne und Gebärden, figürlicher Ausdruck, und umgekehrte Wortfolge, hängen alle zusammen, haben einen gegenseitigen Einfluß auf einander, und haben alle stufenweise willkürlichen Tönen, ruhiger Ausrede, einfacher Schreibart und Wortfolge Platz gemacht. Die Sprache ist in neuern Zeiten freilich korrekter und genauer, aber doch auch minder auffallend und belebt geworden. In ihrem vormaligen Zustande war sie für Poesie und Beredsamkeit vortheilhafter; in ihrem jetzigen ist sie brauchbarer für Vernunft und Philosophie.

Mit dieser kurzen Geschichte von dem Fortgange der Sprache verbinde ich nun die von dem Fortgange der

Schrift, wenn gleich dieselbe hier keine so vollständige Erörterung, als jene, erfordern wird.

Nächst dem Sprechen ist unstreitig das Schreiben die nützlichste Kunst für das menschliche Geschlecht. Es ist offenbar eine Verbesserung des Sprechens, und muß daher nothwendig später, als dieses erfunden seyn. Anfänglich dachten die Menschen bloß darauf, einander ihre Gedanken mitzutheilen, wenn sie beisammen waren, nemlich durch ausgesprochene Wörter oder Töne. Nachher erfanden sie dieses künstlichere Mittel, einander auch abwesend vermittelst der Werkzeichen oder Charaktere, die wir Schrift nennen, ihre Gedanken zu erkennen zu geben.

Geschriebene Charaktere sind von zwiefacher Art: entweder Zeichen für Sachen, oder Zeichen für Worte. Von der erstern Art sind die Abbildungen, Hieroglyphen und Symbole, deren sich die ältesten Völker bedienten; von der letztern Art sind die alphabetischen Charaktere, welche gegenwärtig bei allen Europäern gebräuchlich sind. Diese beiden Arten der Schrift sind generisch und wesentlich von einander verschieden.

Abbildungen der Dinge waren ohne Zweifel die früheste Art von Schrift. Die Nachahmung ist den Menschen so natürlich, daß man zu allen Zeiten und bei allen Völkern auf gewisse Mittel gefallen ist, die Ähnlichkeit sinnlicher Gegenstände zu kopiren oder nachzubilden. Dieser Hülfsmittel muß

zen sich die Menschen sehr frühzeitig bedienen, um andern in der Entfernung von dem, was vorgefallen war, eine unvollkommene Nachricht zu geben, oder das Andenken solcher Begebenheiten zu erhalten, die sie auf die Nachwelt zu bringen wünschten. So zeichneten sie, um anzudeuten, daß einer den andern ums Leben gebracht hatte, die Figur eines auf der Erde ausgestreckten Menschen, und eines andern, der mit einem Mordgewehr in der Hand neben ihm stand. Und es findet sich wirklich, daß dies bei der Entdeckung von Amerika die einzige Art von Schrift war, die man in dem Königreiche Mexiko fand. Durch historische Gemälde sollen die Mexikaner das Andenken der wichtigsten Begebenheiten ihres Reichs aufbewahrt haben. Dies müssen indeß sehr mangelhafte Geschichtserzählungen gewesen seyn; und die Völker, die keine andere hatten, waren unstreitig sehr roh und ungebildet. Gemälde konnten nichts weiter als äußerliche Veränderungen und Vorfälle abbilden. Sie konnten weder ihren Zusammenhang darstellen, noch diejenigen Eigenschaften beschreiben, die dem Auge nicht sichtbar waren, noch von den Gesinnungen oder den Worten eines Menschen irgend einigen Begriff geben.

Um diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen, entstand in der Folge die Erfindung der sogenannten hieroglyphischen Charaktere, die man als den ersten weitem Fortschritt der Schrei-

bekunst ansehen kan. Die Hieroglyphen sind gewisse Symbole, die man statt der sichtbaren Gegenstände setzt, wegen einer gewissen Analogie oder Aehnlichkeit, welche man in dergleichen Zeichen mit den Gegenständen selbst zu finden glaubte. So war ein Auge das hieroglyphische Zeichen der Erkenntniß; ein Zirkel bedeutete die Ewigkeit, die weder Anfang noch Ende hat. Hieroglyphen waren also eine feinere und ausgedrehtere Art von Gemälden. Gemälde schilderten bloß die Aehnlichkeit äußerer sichtbarer Gegenstände. Hieroglyphen malzten unsichtbare Gegenstände vermöge ihrer Aehnlichkeit mit Dingen aus der sichtbaren Welt.

Bei den Mexikanern fand man einige Spuren hieroglyphischer Charaktere, unter ihre historischen Gemälde gemischt. Aegypten aber war das Land, wo man sich auf diese Art von Schrift am meisten legte, und sie in eine regelmäßige Kunst brachte. Alle die so gepriesene Weisheit ihrer Priester wurde in Hieroglyphen vorgetragen. Vermöge der Eigenschaften, welche sie den Thieren beilegte, oder der Kräfte, die sie den natürlichen Gegenständen zuschrieben, wählten sie diese zu Bildern oder Hieroglyphen moralischer Dinge, und brauchten sie in ihrer Schrift zu dieser Absicht. So bezeichneten sie den Undank durch eine Otter, die Unvorsichtigkeit durch eine Fliege, die Klugheit durch eine Ameise, den Sieg durch einen Falken, ein dankbares Kind durch einen Storch,

einen



einen durchaus vermiedenen Menschen durch einen Aal, von dem man glaubte, er finde sich nie mit andern Fischen beisammen. Zuweilen verbanden sie zwei oder mehr solche hieroglyphische Charaktere mit einander; als, eine Schlange mit einem Falkenkopf, um dadurch die von Gott regierte Natur anzudeuten. Da aber viele von diesen Eigenschaften der Dinge, die sie bei ihren Hieroglyphen zum Grunde legten, bloß eingebildet, und die von ihnen entlehnten Anspielungen gezwungen und vieldeutig waren, und da die Zusammenstellung dieser Charaktere sie noch dunkler machte, und den Zusammenhang und die Verhältnisse der Dinge sehr undeutlich ausdrücken mußten; so konnte diese Art von Schrift nicht anders als im höchsten Grade räthselhaft und verworren seyn, und mußte daher ein sehr mangelhaftes Hülfsmittel abgeben, um einander Kenntnisse jeder Art mitzutheilen.

Man hat geglaubt, die Hieroglyphen wären eine Erfindung der ägyptischen Priester gewesen, um ihre Gelehrsamkeit dem gemeinen Manne geheim zu halten, und sie hätten sie in dieser Absicht der Buchstabenschrift vorgezogen. Dies ist aber ohne Zweifel ein Irrthum. Man brauchte ganz gewiß die Hieroglyphen anfanglich aus Noth, nicht aus Wahl oder Absicht; und man wäre nimmermehr auf sie gefallen, wenn man die Buchstabenschrift gekannt hätte. Die Natur dieser Erfindung giebt deutlich genug zu erkennen, daß sie einer von jenen

rohen und gröbern Versuchen des Schreibens gewesen sey, auf die man in den frühesten Zeiten verfiel, um die erste Methode der bloßen Abbildungen oder Vorstellungen sichtbarer Dinge einigermaßen zu erweitern. Freilich aber weiß man, daß in der Folge, da die Buchstabenschrift in Aegypten eingeführt, und die Hieroglyphische natürlicher Weise abgekommen war, die Priester sich noch der hieroglyphischen Charaktere, als einer heiligen Schriftart, bedient haben, die nun ihnen allein eigen wurde, und mit dazu diente, ihrer Gelehrsamkeit und Religion ein geheimnißvolles Ansehen zu geben. In diesem Zustande fanden die Griechen die hieroglyphische Schrift, als sie mit Aegypten in Verkehr kamen; und einige von ihren Schriftstellern nahmen diesen Gebrauch, welchen man damals von ihr machte, für den Ursprung ihrer ersten Erfindung.

So, wie die Schreibekunst von Abbildungen sichtbarer Gegenstände zu den Hieroglyphen oder Zeichen unsichtbarer Gegenstände überging; so ging sie bei einigen Völkern zu bloß willkührlichen Zeichen über, die man statt der Gegenstände setzte, wenn sie gleich gar keine Gleichheit oder Aehnlichkeit mit denselben hatten. Von der Art war die bei den Peruanern übliche Schriftart. Sie bedienten sich kleiner Schnüre von verschiedenen Farben, und durch Knoten an denselben von verschiedener Größe machten sie sich Merkmale zur gegenseitigen

Benachrichtigung oder Mittheilung ihrer Gedanken.

Von dieser Art sind auch die Schriftzüge, die noch jetzt in ganz China gebräuchlich sind. Die Chineser haben kein Alphabet von Buchstaben oder einzelnen Tönen, woraus ihre Wörter bestehen; sondern jeder einzelne Schriftzug bezeichnet bei ihnen einen Begriff; er ist das Merkzeichen irgend einer einzelnen Sache. Die Menge dieser Charaktere muß also unzählich seyn. Sie muß mit der ganzen Menge von Gegenständen oder Begriffen zusammenstimmen, die sie auszudrücken haben, das ist, mit der ganzen Anzahl von Wörtern, deren sie sich beim Sprechen bedienen; ja, sie muß selbst noch größer seyn, als die Zahl der Wörter, weil das nemliche Wort durch Abänderung des Tons, womit es ausgesprochen wird, mehrerlei bedeuten kan. Sie sollen siebenzig Tausend solcher Schriftzüge haben. Sie vollkommen zu lesen und zu schreiben, ist das Studium eines ganzen Lebens; und dies macht bei ihnen die gelehrten Kenntnisse höchst mühsam, und muß den Fortgang aller Wissenschaften sehr verzögert haben.

Ueber den Ursprung dieser chinesischen Schriftzüge hat man verschiedene Meinungen geäußert, und sich viel gestritten. Den wahrscheinlichsten Nachrichten zufolge fing die Schreibkunst bei den Chinesern eben so, wie bei den Aegyptern, mit Abbildungen und hieroglyphischen Figuren an. Da

man diese in der Folge abkürzte, um sie leichter schreiben zu können, und ihre Anzahl sehr vermehrte, so gingen sie zuletzt in diejenigen Züge oder Charaktere über, deren sie sich jetzt bedienen, und die sich unter verschiedene morgenländische Völkerschaften verbreitet haben. Denn die Japaner, Sunkineser und Coroeaner, die ganz verschiedene Sprachen reden, und in diesen Sprachen auch ganz von der chinesischen abgehen, sollen sich doch der nemlichen Schriftzüge bedienen, und auf diese Art schriftlich mit einander sich verständlich machen können, wenn gleich die eine Nation die Landessprache der andern nicht versteht; ein offener Beweis, daß die chinesischen Schriftzüge, gleich den Hieroglyphen, nichts mit der Sprache zu thun haben, daß sie Bezeichnungen der Dinge selbst, und nicht der Worte sind.

Wir haben eine Probe von dieser Schriftart in Europa. Unsere Zahlenzeichen oder arithmetische Figuren; 1, 2, 3, 4, u. s. f., die wir von den Arabern erhalten haben, sind bedeutende Zeichen von eben der Art, wie die chinesischen Charaktere. Sie beziehen sich auf keine Wörter; sondern jede Figur stellt eine Sache vor, nemlich die Zahl, deren Stelle sie vertritt; und so bald man sie sucht, wird sie eben so gut von allen den Völkern verstanden, bei denen sie eingeführt sind, von den Italienern, Spaniern, Franzosen, Engländern und Deutschen, so verschieden auch die Sprachen

chen dieser Nationen von einander sind, und so verschieden sie auch in ihren Sprachen jedes Zahlzeichen benennen.

Bis dahin ist uns also noch nichts vorgekommen, was mit unsern Buchstaben einige Aehnlichkeit hätte, oder was im eigentlichen Verstande Schrift heißen könnte. Was wir bisher durchgegangen sind, waren lauter Zeichen der Dinge selbst, und man bediente sich dabei nicht der Hülfe der Laute oder Wörter; es waren entweder abbildende Zeichen, wie die mexikanischen Gemälsde, oder analogische Zeichen, wie die ägyptischen Hieroglyphen, oder verabredete Zeichen, wie die peruanischen Knoten, die chinesischen Charaktere, und die arabischen Ziffern.

Endlich sah man bei verschiedenen Völkern die Unvollkommenheit, die Vieldeutigkeit, und das Beschwerliche aller dieser Mittel ein, seine Gedanken einander mitzutheilen. Man fing an zu bedenken, daß man durch den Gebrauch solcher Zeichen, die nicht geradezu die Dinge selbst, sondern die Wörter andeuteten, deren man sich in der Sprache zur Benennung dieser Dinge bediente, einen beträchtlichen Vortheil erhalten konnte. Denn man bedachte ferner, daß zwar die Anzahl der Wörter in jeder Sprache sehr groß, die Anzahl der artikulirten Laute aber, deren man sich zur Zusammensetzung dieser Wörter bedient, vergleichungsweise nur klein sey. Eben die einfachen Laute werden beständig wiederholt, und auf mancherlei Weise

mit einander verbunden, nur alle die mannigfaltigen Worte zu bilden, die wir aussprechen. Man fiel also darauf, Zeichen nicht für jedes Wort an sich selbst zu erfinden, sondern für jeden der einfachen Laute, deren wir uns bei der Bildung der Wörter bedienen; und indem sie einige wenige von diesen Zeichen mit einander verbänden, so sahen sie, daß sich im Schreiben alle die Verbindungen der Töne ausdrücken ließen, die unsere Worte erfordern.

Der erste Schritt dieser neuen Verbesserung war die Erfindung eines Alphabets von Sylben, welches wahrscheinlich vor der Erfindung eines Alphabets von Buchstaben bei einigen alten Völkern vorher ging, und dergleichen man noch selbst jetzt in Aethiopien und einigen indischen Ländern haben soll. Man setzte ein besonderes Merkmal oder Zeichen für jede Sylbe der Sprache fest; und so wurde die Anzahl der beim Schreiben zu brauchenden Charaktere weit geringer an Menge, als die Zahl der Wörter in der Sprache. Und doch war die Anzahl der Charaktere noch immer sehr groß; und Lesen und Schreiben muß dabei immer noch eine sehr mühsame Kunst geblieben seyn. Endlich erwachte irgend ein glückliches Genie, und brachte die Töne der menschlichen Stimme auf ihre einfachsten Bestandtheile zurück, nemlich auf einige wenige Selbstlaute und Mitlaute. Für jeden derselben bestimme er nun die Zeichen, die wir

Buch



Buchstaben nennen, und lehrte die Menschen, durch deren Verbindung alle die verschiedenen Wörter oder Verbindungen der laute niederzuschreiben, deren sie sich im Sprechen bedienen. Durch Zurückführung auf

diese Simplizität wurde die Schreibkunst zur höchsten Vollkommenheit gebracht; und in diesem Zustande bedienen wir uns ihrer gegenwärtig in ganz Europa.

Der Schluß folgt künftig.

### Neueste Entdeckung, was die Finnen im Schweinefleische sind.

In 17<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins dieses Jahrs waren vier Fragen aufgegeben, die Beschaffenheit der Finnen in Schweinefleisch zu erklären.

Ich kan nunmehr melden, daß ich die Sache am 24<sup>ten</sup> März zuerst und mit völliger Gewißheit entdeckt habe:

Daß die Finnen im Schweinefleische keine Geschwüre, Vereiterungen, Entzündungen, oder dergleichen Krankheiten; sondern eine zahlreiche Dekonomie kleiner, aber wirklicher, mit vier Saugblasen, und einem Halskranz am Kopf, versehener — einzelner Blasenwürmer, und also organisirter Geschöpfe sind, die im Ganzen mit den Blasenwürmern in dem Gehirn der drehenden Schafe die meiste Aehnlichkeit haben.

Ich zeige dieses darinn vorläufig an, weil an meinem Orte die Sache nicht so ganz verschwiegen bleiben konnte, und leicht ein anderer kommen, und sich diese Entdeckung zueignen könnte. Denn es ist mir selbst unbegreiflich, wie diese so leicht zu entdeckende Sache, über die wir so lange wegesehen ha-

ben, so viele tausend Jahre von der Welt her hat können verborgen bleiben. Bloß einige kleine Nebenumstände, die ich jetzt noch nicht nennen will, haben sie so lange verborgen gehalten.

Ich werde darüber nächstens, vielleicht noch, wenn es in der Welt möglich ist, zur Ostermesse d. J. ein Paar Bogen, mit einer saubern Kupfertafel, als Verleger auf meine eigene Kosten herausgeben, worin die vier Fragen des Hannover. Magaz. zugleich mit beantwortet, und unter andern Gründe angeführt werden sollen; daß die Gesundheit des menschlichen Körpers von dem Genuß des finnigen Fleisches keinen Nachtheil zu befürchten habe.

So bald die Abhandlung fertig ist, werd' ich in den öffentlichen Zeitungen, auch in diesem Magazin davon Anzeige thun.

Damit sie aber nicht nur in die Hände der Naturforscher; sondern auch des Dekonomen, der Policien, der Fleischauner, und des Landmanns komme, werde ich den Preis derselben so wohlfeil, als möglich, einrichten, damit er nicht höher, als etwa 4 bis 5 ggr. kommen soll.

Quedlinburg. 1784.

J. A. E. Goetze,  
Pastor an der Kirche St. Blasii.



# Hannoverisches Magazin.

32<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 19<sup>ten</sup> April 1784.

## Ueber den Ursprung und Fortgang der Sprache und Schrift.

(Schluß.)

**W**em wir diese erhabene und scharfsinnige Entdeckung zu danken haben, wissen wir nicht. In das geheime Dunkel des fernsten Alterthums verhüllt, ist der große Erfinder aller der Ehre beraubt, die noch jezt seinem Andenken von allen Liebhabern der Wissenschaften würde erwiesen werden. Man sieht aus den Mosaischen Schriften, daß unter den Juden, und wahrscheinlich auch unter den Aegyptern die Buchstaben schon vor seiner Zeit erfunden sind. Bei den Alten war es eine allgemeine Sage, daß Kadmus, ein Phönizier, sie zuerst nach Griechenland gebracht habe, welcher, der gewöhnlichen Zeitrechnung nach, ein Zeitgenosse Josua's, nach des Ritters Isaac Newton's System aber ein Zeitgenosse des Königs David war. Da man nicht weiß, daß die Phönizier irgend eine Kunst oder Wissenschaft erfunden hätten, wenn sie gleich vermittelt ihres ausgebreiteten Handels die von andern Völkern gemachten Entdeckungen weiter bekannt machten; so ist es die

wahrscheinlichste und natürlichste Herleitung des Ursprungs der Buchstaben, daß sie zuerst in Aegypten, dem ersten uns bekanten aufgeklärten Reiche, und der großen Quelle der Künste und Kultur bei den Alten, entstanden sind. In diesem Lande hatte das Lieblingsstudium der hieroglyphischen Charaktere vieler Aufmerksamkeit auf die Schreibekunst rege gemacht. Ihre Hieroglyphen waren bekanntermaßen mit abgekürzten Zeichen und willkürlichen Zügen untermischt; und daher konnten sie wenigstens die Idee hernehmen, Zeichen nicht bloß für die Dinge selbst, sondern auch für die Sprachlaute zu erfinden. Und deswegen eignet auch Plato ausdrücklich die Erfindung der Buchstaben dem ägyptischen Taut zu, der mit dem Hermes oder Merkur der Griechen einerlei Person gewesen seyn soll. Kadmus selbst kam zwar aus Phönizien nach Griechenland; er soll aber, nach dem Zeugniß verschiedener alter Schriftsteller, ursprünglich aus Theben in Aegypten gewesen seyn. Höchst wahr-

Si  
scheinlich

scheinlich brachte Moses, oder das israelitische Volk die Buchstaben ins gelobte Land; und hier wurden sie von den Phöniziern aufgenommen, die einen Theil dieses Landes bewohnten, und hernach von diesen nach Griechenland gebracht.

Das von Kadmus nach Griechenland gebrachte Alphabet war noch mangelhaft, und soll nur aus sechszehn Buchstaben bestanden haben. Die übrigen kamen hernach hinzu, so, wie man fand, daß es an Zeichen für gewisse Laute noch fehlte. Es ist sehr merkwürdig, daß sich die Buchstaben, deren wir uns jetzt noch bedienen, bis zu diesen Zeiten des Kadmus hinaufführen lassen. Das römische Alphabet, welches bei den meisten europäischen Nationen gebräuchlich ist, wurde offenbar, mit einigen wenigen Änderungen, nach dem griechischen gebildet. Und alle Gelehrte bemerken, daß die griechischen Buchstaben, besonders so, wie sie auf den ältesten Inschriften vorkommen, eine sichtbare Ähnlichkeit mit den hebräischen oder samaritanischen haben, die theils mit den phönizischen Buchstaben, oder dem Alphabet des Kadmus, einerlei sind. Wenn man die griechischen Buchstaben von der linken nach der Rechten, nach der hebräischen und phönizischen Weise, zukehrt, so sind sie beinahe die nemlichen. Außerdem stimmen auch die Benennungen der Buchstaben, Alpha, Beta, Gamma, u. s. f. und die Folge derselben in allen den verschiedenen Alphabeten, dem

phönizischen, hebräischen, arabischen und römischen, dergestalt überein, daß sich beinahe völlig beweisen läßt, daß sie alle ursprünglich aus einerlei Quelle entstanden sind. Eine so nützliche und einfache Erfindung wurde von allen Völkern mit Begierde aufgenommen, und schnell und leicht bei vielen verschiedenen Nationen verbreitet.

Ursprünglich wurden die Buchstaben von der Rechten zur Linken geschrieben, folglich ganz verschieden von der jetzt gewöhnlichen Ordnung. Diese Art zu schreiben war bei den Assyriern, Phöniziern, Arabern und Hebräern gebräuchlich; und aus einigen sehr alten Inschriften sieht man, daß sie auch bei den Griechen üblich war. In der Folge schrieben die Griechen ihre Zeilen wechselsweise von der Rechten zur Linken und von der linken zur Rechten; dies nannte man *Bustrophedon*, oder nach Art der pflügenden Stiere. Hievon hat man noch einige Beispiele übrig, besonders die berühmte sigäische Inschrift; und noch bis auf das Zeitalter Solons, des atheniensischen Gesetzgebers, blieb dies die gewöhnliche Art zu schreiben. Endlich fand man die Bewegung von der Linken zur Rechten natürlicher und bequemer; und nun wurde das Schreiben nach dieser Richtung in allen europäischen Ländern eingeführt.

Das Schreiben war lange eine Art von Bildgraberei. Steinerne Säulen und Tafeln wurden anfänglich dazu gebraucht, und in der Folge Tafeln von weicherm Metall, z. B. von Blei.

Je gewöhnlicher die Schreibekunst wurde, desto leichtere und tragbarere Materien brachte man dazu. Blätter und Rinden gewisser Bäume dienen dazu in einigen Ländern; und in andern hölzerne Tafeln, mit einer dünnen Bedeckung von weißem Wachs, in welche man mit einem eisernen Griffel schrieb. In spätern Zeiten waren die Häute der Thiere, gehörig zubereitet, und zu Pergament geglättet, die üblichsten Materialien. Unsere jetzige Gewohnheit auf Papier zu schreiben ist erst im vierzehnten Jahrhundert eingeführt.

Und dies wäre also ein summarischer Entwurf von den Fortschritten der beiden großen Künste, Sprache und Schrift, wodurch die Gedanken der Menschen mitgetheilt werden, und zu aller Kenntniß und Belehrung der Grund gelegt wird. Zum Schluß will ich nur noch mit wenig Worten die gesprochene und geschriebene Sprache mit einander vergleichen, oder Worte, die ins Gehör fallen, mit Wörtern, die ins Auge fallen; und da wird sich finden, daß mancherlei Vortheile und Unbequemlichkeiten auf beiden Seiten einander aufwiegen.

Die Schrift hat vor der Sprache den Vorzug, daß sie eine ausgebreitete und dauerhaftere Art der Mittheilung ist. Ausgebreiteter, indem sie nicht auf den engen Umfang derer eingeschlossen ist, die uns reden hören, sondern, vermittelt der Schriftzüge, können wir unsere Gedanken weit weg senden, und sie durch die ganze Welt

fortpflanzen; wir können hier dergestalt unsere Stimme erheben, daß sie in den fernsten Gegenden der Erde gehört wird. Auch ist sie dauerhafter, weil dadurch diese Stimme bis zu den spätesten Zeiten fortwährt, weil wir dadurch in Stand gesetzt werden; unsere Gedanken der Zukunft mitzutheilen, und das lehrreiche Andenken vergangener Begebenheiten aufzubewahren. Sie gewährt auch den Lesenden vor den Hörenden den größern Vortheil, daß sie den Sinn des Schriftstellers in den geschriebenen Buchstaben länger vor Augen behalten können. Man kan hier inne halten, wiederholen, und nach Gefallen eine Stelle mit der andern vergleichen; da die Stimme hingegen flüchtig und vorübergehend ist, und man hier die Worte in dem Augenblick haschen muß, da sie ausgesprochen werden, wenn man sie nicht auf immer verlieren will.

Wenn nun aber gleich diese Vorzüge der Schrift so groß sind, daß die Sprache ohne sie zum Unterrichte des menschlichen Geschlechts sehr unzulänglich gewesen wäre; so müssen wir doch auch gestehen, daß die gesprochene Rede einen großen Vorzug vor der geschriebenen in Ansehung des Gewichts und Nachdrucks voraus hat. Die lebendige Stimme des Sprechenden macht einen weit stärkern Eindruck auf die Seele, als die Lesung irgend einer Schrift darauf machen kan. Die Töne der Stimme, die Blicke und Gebärden, welche die Rede begleiten,

und sich schriftlich nicht ausdrücken lassen, machen eine gut vorgetragene Rede unendlich deutlicher und ausdrucksvoller, als der genaueste schriftliche Vortrag. Denn Töne, Blicke und Gebärden sind natürliche Dolmetscher der Gedanken. Sie entfernen alles Zweideutige; sie verstärken die Eindrücke; sie wirken auf uns vermittelt der Sympathie, die eins von den stärksten Mitteln der Ueber-

redung ist. Unser Mitgefühl wird allemal stärker rege gemacht, wenn wir Jemand reden hören, als wenn wir seine Schriften in unserm Zimmer lesen. Wenn also die Schrift gleich mehr den Zweck des Unterrichts befördern kan; so müssen doch alle die großen und hohen Wirkungen der Beredsamkeit nicht vermittelt der schriftlichen, sondern der mündlichen Rede hervorgebracht werden.

### Regeln zur Kenntniß der künftigen Bitterung.

Alle Anfang ist schwer und fehlerhaft; aber je mehr man sich übt, nachdenkt und acht giebt, worin man gefehlet hat, desto geschickter und fehlerfreier wird man. So ist es auch mit der Bitterungskennniß beschaffen. Sie ist gleichsam noch in ihrer Kindheit, und fehlerhaft. Indessen haben wir doch schon etwas gethan, und wenn wir so fortfahren, werden wir bald vollkommener werden.

Es ist auch nicht zu leugnen, daß der Vortheil nicht geringe seyn wird, sühnemlich für die Landleute, wenn wir auch nur einigermaßen vorher wissen können, wie die künftige Bitterung beschaffen seyn wird.

Daß man die künftige Bitterung vorher wissen könne, lehret uns Christus selbst Matth. am 16. im 2. und 3. Verse. Des Abends sprecht ihr: Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist roth. Und des Morgens sprecht ihr: Es wird heute Ungewitter seyn, denn der Himmel ist

roth und trübe. Ihr Henchler, des Himmels Gestalt könnet ihr urtheilen; könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit urtheilen?

Gott ist ein Gott der Ordnung. Wir wissen aus der Schrift, daß unser Zustand in der andern Welt sich darnach richten soll, wie man gehandelt hat bei Leibesleben, es sey gut oder böse.

Wir sehen aus der Erfahrung, daß ein jammervolles Alter aus einer lustvollen Jugend entsteht, und so auch umgekehrt. Ey warum sollte denn nicht auch die folgende Bitterung ihren Grund in der vorhergehenden haben? Ich glaube es allerdings. Denn ich bin durch die Erfahrung in meiner Meinung bestärkt worden, die ich nunmehr bekant machen will. Mir würde es sehr lieb seyn, wenn ich die Leser dieser Blätter in Städten und auf dem Lande könnte etwas aufmerkamer machen, und daß wenigstens etliche unter ihnen durch ihre eigenen

Bei



Beobachtungen überzeugt, sich angelegen seyn ließen, diese Wissenschaft vollkommener zu machen. Nun zur Sache selbst.

Ich war vor beinahe zwanzig Jahren auf der Ostsee, und wolte mit einem Paketbote von Lübeck nach Kopenhagen fahren, und zwar schon im Ausgange des Februars, da es allemal noch sehr gefährlich ist. Allein die Witterung schien günstig zu seyn, und wir fuhren ab. Kaum waren wir von Travemünde abgesetzt, so entstand ein dicker Nebel und viel Schnee, welches für die Seefahrern höchst gefährlich ist, und endlich erfolgte anhaltende stürmische Witterung. Die See ging sehr hoch, und wir waren in großer Gefahr nicht nur zu stranden, sondern auch mit unsern Schiffe zu scheitern. Wir mußten darum die hohe See halten, und durften den Inseln und angränzenden festen Lande nicht zu nahe kommen. Wie mir, und denen, die mit mir auf dem Schiffe waren, zu Muth war, kan man leicht erachten, noch dazu, da ein jeder See krank ward. Ich blieb zwar verschont, welches nur selten geschieht, doch aber war die Angst meines Herzens sehr groß, und ich wäre gerne zu Fuße wieder nach Hause gegangen.

Man sprach in den ersten Tagen sehr wenig, und endlich ermunterte einer den andern: denn man wird mit der Zeit alles gewohnt, und wider die größten Gefahren abgehärtet. Wir wünschten guten Wind und Wetter,

um bald nach Kopenhagen zu kommen. Der sogenannte Schifscapitain ging auß Verdeck, sahe nach den Sternen, und besonders nach dem Castor und Pollux, kam wieder zu uns, und sagte vorher, die Witterung würde Morgen noch nicht anders werden.

Ein Candidat versetzte hierauf: Mein Herr! ich mögte ihnen nicht gerne widersprechen; aber das weiß ich wohl, daß die Sterne auf unsere Erde keinen Einfluß haben. Wenn dem gleich also ist, antwortete ein anderer, so kan hier ja wohl eine fallacia optica statt haben. Sagt man nicht, die Sonne gehet auf und unter, und doch ist jetzt fast jedermann bekant, daß die Sonne stille stehe?

Der Schifsherr sagte, ob die Sterne einen Einfluß auf unsere Erde haben, oder nicht, das kan ich nicht beurtheilen, denn ich habe nicht stur dirt; allein, das weiß ich aus Erfahrung, daß man Wind und Wetter bei den Sternen vorher sehen kan, und das sollen sie Morgen erfahren. Und es geschah also. Er sagte ferner: Wir haben bald Tag und Nacht gleich. Geben sie nur acht, der Wind, der an dem Tage hauptsächlich wehet, bleibt das ganze halbe Jahr der herrschende; und er wehet nicht drei Tage aus einem andern Orte, so drehet er sich wieder dahin, wo er an dem Tage her kam, da wir Tag und Nacht gleich hatten. Das wissen wir Seefahrer gewiß, und so soll es auch mit der Witterung seyn. Ein alter Mann

aus der holsteinischen Marsch sagte hierauf: ich bin ihrer Meinung, Herr Capitain. Wir können von vielen Dingen keinen Grund angeben, und doch ist es nach der Erfahrung gegründet. Zum Exempel: Niemals haben wir in den Marschländern Ueberschwemmung zu besorgen; der Wind mag aus Süd: oder Nordwesten noch so stark stürmen wie er will: So bricht die Elbe doch niemals durch von der Zeit an, da wir im Frühjahr Tag und Nacht gleich gehabt haben bis zu dem längsten Tage. Dahingegen, so bald wir den längsten Tag gehabt haben, müssen wir bei anhaltendem Sturmwetter besorgen, daß der große Wagen komt, und alles Korn im Binnen: und Außenteiche auf einmal auf viele Meilen weghelet. Woher kömt das? Noch mehr; wir sehen es ja an der Springfluth, daß der Mond einen Einfluß auf unsere Erde habe, ob es gleich di: Gelehrten längen wollen. Aber die Gelehrten sind oft die Verkehrten: denn jeder will gerne aus Eigenliebe recht haben. Glauben sie mir, es ist gewislich wahr; man kan bei dem Monde die Witterung vorher wissen.

Ich achtete damals nicht weiter darauf, und war froh, daß ich nach einigen Wochen wieder nach Hause kam, und dankte Gott mit gerührtem Herzen. Wie wir nun Tag und Nacht gleich hatten, so gab ich auf Wind und Wetter acht, und fand, daß diese Leute nicht Unrecht hatten. Da ich mich nachher fast beständig

auf dem Lande aufgehalten, wo man keine Windsähnen hat, oder wo sie doch nicht ganz frei stehen; so konte ich nicht genau forschen, und meine Umstände und Geschäfte erlaubten es nicht, Tag und Nacht darauf zu achten, welches doch nothwendig geschehen müßte, um gewiß zu werden. Ich war zufrieden, daß ich überhaupt den Landleuten sagen konte: so und so wird Wind und Wetter in diesem halben Jahre beschaffen seyn, und es traf auch richtig ein.

Anfänglich glaubten sie mir nicht, denn sie meinten, das habe Gott seiner Allwissenheit vorbehalten. Sie waren aber doch zu bescheiden, mir zu widersprechen, sie sagten mir: dat kan wol möglick syn: dabei sieht man, daß der Bauer so grob nicht ist, als man meint.

Einige unter ihnen, da sie sahen, daß es überhaupt eintraf, verlangten von mir sürnemlich in der Ernte zu wissen, wie die Witterung des andern Tages würde beschaffen seyn. Ich sahe also nach den Sternen, und fand, wenn sie stark funkelten, besonders der Abendstern, daß alsdenn des andern Tages, oder doch gewiß am dritten Tage Regen erfolget, viel oder wenig, je nachdem sie stark oder lange funkelten. Und so konte ich in der Ernte fast allezeit vorher sagen, ob es des folgenden Tages regnen würde, oder nicht.

Dies machte mich auch auf den Mond aufmerksam, und ich habe überhaupt gefunden, daß die Witterung von einem Neumond bis zum  
an

ändern sich nach den vier ersten Tagen des Neumonds richtet. So konte ich aus den ersten vier Tagen des letzten Neumonds vorher wissen, daß wir mit dem ersten Viertel, und fürnemlich bei dem Vollmond, starken Frost, auch keinen Schnee und Thauwetter des Tages kriegen würden, außer was die Sonnenstralen auflösen. Dagegen werden wir mit dem letzten Viertel oder doch kurz vorher viel Regen und starkes Thauwetter erhalten.

Ich gebe nunmehr folgende drei Regeln zur Witterungskunde:

1) Will man vorher wissen, wie die Hauptwitterung im bevorstehenden halben Jahre wird beschaffen seyn; so gebe man acht auf Wind und Wetter, wenn wir Tag und Nacht gleich haben. Wolte man noch gewisser werden, so müßte man so wohl bei Nacht als am Tage auf Wind und Wetter achten, und es genau aufschreiben, vielleicht könte man nach diesen 24 Stunden die Witterung der folgenden 6 Monate beurtheilen, wenn man jede Stun-

de beinahe für eine volle Woche rechnete.

2) Will man wissen, wie die Witterung in den folgenden 4 Wochen überhaupt wird beschaffen seyn, so gebe man acht, wie sich Wind und Wetter in den ersten 4 Tagen des Neumonds verhält; so wird man finden, daß bei den folgenden Mondwandelungen die Witterung eben so beschaffen ist, ausgenommen wenn Mond- oder Sonnenfinsternisse, oder sonst was außerordentliches in der Natur vorgeht. Denn es ist keine Regel ohne Ausnahme. Noch mehr: Komt der Mond in den ersten 4 Tagen, wenn er neu ist, nicht zum Vorschein, so haben wir ganz gewiß 4 Wochen dunkles Wetter und Regen.

3) Will man wissen, wie des andern Tages die Witterung wird beschaffen seyn, so sehe man zu, ob die Sterne, und fürnemlich der Abendstern, stark funkeln oder nicht; ist das erste, so haben wir Regen, sonst nicht.

Kirchhelderssen, den 4<sup>ten</sup> März 1784.

D. K.

### Nachricht von einem durch den Schnitt glücklich geheilten offenen Krebs.

Wolß zum Trost und Frommen der Menschheit, und zur Ehre desjenigen, der unter meinen Augen die Kur mit so vieler Geschicklichkeit und

Fleiß verrichtete, mache ich folgende Geschichte mit ein Paar Worten bekannt.

Eine arme Frau von einigen und vier-

vierzig Jahren, trug seit geraumer Zeit eine scirröse unschmerzhaftige Geschwulst an der rechten Brust, — welche langsam in den offenen Krebs überging. Die Ursachen, sowohl von der ersten Entstehung als der Folge, waren zweifelhaft; jedoch war für die innerliche, vorzüglich den atrabilarischen Ursprung nach Richtern, die meiste Wahrscheinlichkeit, denn an anhaltender Traurigkeit, Gram, Kummer und Sorgen, hatte es der Unglücklichen nicht gefehlt.

Das Aeußere des Schadens war an Gestalt einer großen blauen Weintraube vollkommen gleich, aus deren jeden Beere eine schwarze mit Blut vermischte äußerst stinkende, die Leinwand zerfressende Materie floss, und der Kranken unsägliche Schmerzen verursachte. Die Adern der Brust waren sehr knotig, aufgetrieben und braun. Die Achseldrüsen nicht verhärtet, aber die Nagen waren entzündet.

In diesem Zustande kam die Kranke zu dem in hiesiger Nachbarschaft einquartirten Esquadron: Chirurgus Schümme, vom Regiment Prinz Wallis, und durch diesen sah auch ich sie.

Mit der schwankenden methodischen Kurart, und der Unzuverlässigkeit der empirischen Mittel bekannt, war gewiß

hier die Operation das einzige wahrscheinliche Rettungsmittel in der Welt. Und ach, nach diesem Mittel sehnte sich die Unglückliche so sehr. Sie hoffte, und konnte es auch hoffen, dadurch einmal, entweder durch Tod oder Hilfe, das Ende ihres qualvollen Lebens zu sehen.

Die Operation geschah wie gewöhnlich, von unten nach oben, und das Messer wurde so geschickt geführt, daß es immer etwas unschadhaftes mit weg nahm, also nichts schadhaftes zurück ließ. Die Wunde war acht Zoll lang und sechs breit, und wurde aus Vorsicht, um eine, jedoch nicht starke Eiterung zu bewirken, mit Charpie angefüllt, und in den ersten Tagen mit goulardschem Bleiwasser befeuchtet.

Die Eiterung erfolgte am fünften Tage nach der Operation, die Kranke war aber sehr schwach, sie nahm also von einem Aufguß der peruanischen Rinde. Auch wurden zuweilen bei einer antiphlogistischen, vegetabilischen und Milchdiät, die ersten Wege gereinigt. — Nun die Folge von diesem allem?

Diese ist, daß die Frau seit länger als einem ganzen Jahre, bei einer völlig geheilten Brust und Augen, sich einer vollkommenen Gesundheit freuet, und bei ihrer Dürftigkeit, doch ihres Lebens froh wird.

Münder.

Koch.



# Sammerisches Magazin.

33<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 23<sup>ten</sup> April 1784.

Verzeichniß der Lektionen, welche zu Iffeld im Sommer 1784 gegeben werden sollen.

**D**er Direktor Mag. Meißner, welcher im Vortrage der allgemeinen Weltgeschichte nach dem Schroeckhischen Lehrbuche, den ersten Haupttheil zu Ende gebracht, auch vom zweiten Haupttheil die kurze Uebersicht des Ganzen gegeben, die Hauptvölker und die vornehmsten Staaten, welche in denselben vorkommen, nach ihrem Ursprunge und Hauptrevolutionen, auch den Realzusammenhang ihrer Geschichte bekannt gemacht, nicht weniger im synchronistischen Vortrage bereits den ersten Zeitraum erzählt hat, wird diesen Vortrag von der Völkerwanderung an fortsetzen; Dienstags in der ersten Nachmittags- und Mittwochens und Donnerstags in der ersten Frühstunde.

Im Vortrage der Philosophie wird der obersten Ordnung, nach Fesders Logik und Metaphysik, diese letzte Wissenschaft Dienstags und Freitags in der ersten Morgenstunde erklärt.

Die neue Erdbeschreibung wird mit der Erklärung der Karte von Ame-

rika fortgesetzt, und alsdann von neuem wieder angefangen werden, Dienstags in der zwoten Morgen- und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Die erste mathematische Ordnung wird nach den von Segnerschen Anfangsgründen, in der Arithmetik unterwiesen und geübt werden, Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde.

Die zwote Ordnung wird in Auflösung der Aufgaben geübt, welche die geometrische Vereinigung, Vervielfältigung, u. s. w. auch die Verwandlung und Theilung der Figuren betreffen, Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Morgenstunde.

In der cursorischen Lektion des Livius, sind mit der ersten Ordnung der Scholaren das 21<sup>te</sup> und 27<sup>te</sup> Buch durchgelesen, und zugleich Uebungen im Lateinsprechen angestellt worden. Vom 27<sup>ten</sup> Buche an wird diese Lektion fortgesetzt, Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends in der letzten Frühstunde.

In den Nachmittagsstunden Mittwochs und Sonnabends, wird der Direktor nach Joh. Wilh. Heckers Abriss moralischer Vorlesungen, zum Gebrauch des Königl. Gymnasiums in Stettin, insonderheit die Lehre der Moral für Jünglinge zu einem Leitfaden nehmen, um sich mit seinen Lehrlingen darüber zu unterreden, und ihre Begriffe von ihren natürlichen Pflichten zu entwickeln, und dieselben ihren Herzen eindrücklich zu machen suchen.

In einigen besondern Stunden theilt der Direktor auch Unterricht in der reinen Mathematik denen, die an dem öffentlichen Unterricht nicht Theil nehmen können, oder sonst in derselben mehr Uebung nöthig haben. Auch wird er einigen den Text der Institutionum Jur. civ. rom. erklären.

Der Rektor Pätz wird in der theologischen Lektion, die im vergangenen Winter angefangene Einleitung, in welcher die Lehren der natürlichen Religion, und die Beweise für die Wahrheit der christlichen abgehandelt werden, fortsetzen und völlig zu Ende bringen: Montags und Donnerstags von 9 bis 10.

Statt der bisherigen encyclopädischen Lektion, wird er die griechische Litteratur vortragen, und die Untergebnen insonderheit mit der Folge der griechischen Classiker, auch durch Vorzeigung der hier vorhandenen Ausgaben derselben, bekannt machen, Dienstags und Freitags von 2 bis 3.

In der lateinischen Sprache unterweist er alle drei Klassen der Scholaren in verschiedenen Lektionen, die insgesammt statarisch sind.

Der Vorbereitungsclassen trägt er nach der Schellerischen kurzgefaßten Sprachlehre die ersten Gründe der Sprache vor: Dienstags und Freitags von 10 bis 11, und zeigt die Anwendung derselben theils durch genaue Erklärung des Gedickeschen lateinischen Lesebuchs, an eben diesen Tagen von 5 bis 6, theils durch kleine Uebungen im Lateinschreiben nach den erklärten Regeln der Sprachlehre in außerordentlichen Stunden.

Der mittlern Klasse wird er Cicero's Briefe an Verschiedene, nach der Zeitfolge, in der sie geschrieben worden, erklären, Montags, Dienstags, Mittwochs und Sonnabends von 10 bis 11, und damit die gewöhnlichen Uebungen im Lateinschreiben verbinden, Montags und Donnerstags von 3 bis 4.

Mit der obersten Klasse endlich wird er Cicero's drei Bücher von den Pflichten Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und Freitags von 3 bis 4, imgleichen Horazens Satyren, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends von 8 bis 9 lesen; auch die Scholaren ferner in Verfertigung eigener lateinischer Aufsätze üben, Dienstags von 9 bis 10.

Der Subconrektor Leopold giebt in der hebräischen Sprache Unterricht,

richt, und liest mit einigen Zuhörern ausgesuchte Stücke aus den historischen Büchern des Alten Testaments, wobei er sie hauptsächlich in der grammatischen Analyse zu üben sucht. Mit andern treibt er die Anfangsgründe der Sprache, nach Anleitung der Pfeifferschen Grammatik. Die zu diesem Unterricht bestimmten Stunden sind Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der griechischen poetischen Klasse fährt er in der Odyssee des Homer, welche er bisher im Zusammenhange gelesen hat, vom 20<sup>ten</sup> Gesange an, fort. Nach Endigung dieses Gedichts gedenkt er einige Trauerspiele des Euripides zu erklären; Montags und Donnerstags von 3 bis 4 Uhr.

Die erste griechische Ordnung liest unter seiner Anführung, nachdem die Cyropädie vom Xenophon geendigt ist, die Lebensbeschreibungen des Themistocles und Camillus, Alexanders und des Julius Cäsar vom Plutarch, welche in der Baumannischen Ausgabe befindlich sind; Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und Mittwochens und Sonnabends von 9 bis 10.

Der lateinischen Vorbereitungsclassen erklärt er des Julius Cäsar Beschreibung des bürgerlichen Krieges vom 2<sup>ten</sup> Buch an, mit beständiger Hinweisung auf die Regeln der Grammatik; welche er auch durch allerhand Uebungen, die sowohl mündlich als schriftlich mit

den Zuhörern angestellt werden, einzuschärfen sucht; Montags und Donnerstags von 5 bis 6, und Freitags und Sonnabends in den ersten Frühstunden.

Anleitung zu oratorischen Uebungen in der deutschen Sprache giebt er Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4, nach der Rhetorik in dem Eschenburgischen Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Besonders leitet er die Zuhörer zu eigenen Versuchen in mancherlei Arten von Aufsätzen, die theils im Hörsaal, theils auf den Wohnzimmern gefertigt, und so denn mit Zuziehung der Scholaren selbst, öffentlich beurtheilt werden. Mit diesen Beschäftigungen werden beständige Uebungen in der Declamation verbunden.

Statt der Mythologie wird er im bevorstehenden Sommer in den letzten Frühstunden Dienstags und Freitags, die alte Erdbeschreibung nach dem Oberlinschen Grundriß vorzutragen, und dabei hauptsächlich auf diejenigen Länder Rücksicht nehmen, deren Kenntniß zum Verständniß der alten klassischen Schriftsteller vorzüglich nothwendig ist.

Der Sprachmeister Meißler wird mit der ersten französischen Classe, nach geendigten Satyren des Boileau, dessen Briefe und Dichtkunst lesen; Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der zweiten Ordnung wird

er in Lesung der Briefe des Bussy fortfahren; Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der dritten Klasse wird er in dem Leben Carls des XII. von Voltaire, weiter gehen; Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der vierten und fünften Klasse wird er fortfahren, außer den Grundätzen der Grammatik, die kleinen Historien der Peplierischen Sprachlehre durchzugehen; Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hiernächst wird eine jede dieser Klassen, wöchentlich ein bis zwei mal, im Brieffschreiben, oder andern Satzungen des französischen Stils, eine jede nach ihren Kräften geübt werden.

Auch giebt der Sprachmeister denen, so es verlangen, besondern Unterricht; so wohl im Französischen, als im Italiänischen.

Der Collaborator Mitscherlich, wird mit der mittlern lateinischen Ordnung in der Erklärung der Aeneide des Virgils fortfahren vom 6<sup>ten</sup> Buch an, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Dienstags und Freitags von 5 bis 6 Uhr.

Der mittlern griechischen Ordnung, erklärt er Helians vermischte Erzählungen, nach deren Endigung er Xenophon's Hellenika anfangen wird, Dienstags und Freitags von 4 bis 5, Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Der dritten griechischen Ordnung trägt er die Anfangsgründe der griechischen Sprache vor, wobei bei Gedickens Lesebuch zum Leitfaden dient, Mittwochs und Donnerstags von 8 bis 9, Dienstags von 3 bis 4 Uhr.

Der Collaborator Brohm fährt fort, der mittlern lateinischen Ordnung die erste Decade des Livius in vier wöchentlichen Stunden zu erklären, Montags und Donnerstags von 5 bis 6, Dienstags und Freitags von 8 bis 9.

Mit der Vorbereitungs-Klasse wird er den Currius zu lesen anfangen in 6 Stunden wöchentlich, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11, Montags und Donnerstags von 3 bis 4. Mit der mittlern lateinischen Ordnung hält er Stilübungen Sonnabends von 8 bis 9.

Den Unterricht in den Anfangsgründen der englischen Sprache, verbunden mit dem Lesen leichter angenehmer Stücke, wird er nicht nur fortsetzen, sondern auch den Geübtern einzelne große Dichter ganz, oder Stücke aus ihnen, wie sie sich in Ehrestomathien finden, erklären.

Es werden auch in der Schreibekunst, so wohl um richtig, als schön schreiben zu lernen: und in der praktischen Rechenkunst vom Cantor Liebau öffentliche Uebungen gehalten. Jene Montags und Donnerstags, und diese Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde.

Eben



Eben derselbe giebt auch besondern Unterricht in beiden Stücken, und übt auch einige in der Vocalmusik, Montags und Donnerstags gleich nach Tische.

Im Tanzen unterrichtet der Tanzmeister Rudolph; auch in der Instrumentalmusik auf der Geige, Violoncello und Flöte. Der Cantor Liebau giebt Unterricht auf der

Davidsharfe; der Organiste Timmermann auf dem Claviere. Der Zeichenmeister Ritter lehrt das Zeichnen. Diese Lehr- und Übungsstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Übung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freitags nach Tische Collegium musicum gehalten.

### Lava. Das Böse in der Natur ist gut. \*)

Die großen Verwüstungen, welche die Natur selbst anrichtet, sind wahre Wohlthaten für das Ganze; in unterschiedenen wichtigen Fällen ist solches weitläufig erklärt und bestätigt worden. Man hat z. B. bewiesen, daß die Erdbeben, die schon manche kräftige Zeitungsklage abgegeben, überhaupt sehr nöthig und nützlich wären; auch die feuerspeienden Berge sind zu ungemeinen Wohlthätern der Erdkugel demonstrirt und aufgestellt worden. Indessen sind doch diese allgemeinen Beweise für ihre Wahrheit nicht bei jedem Menschen wirksam und überzeugend; sie gehen zu sehr ins Große, als daß man ihre Bündigkeit leicht umfassen und empfinden könnte; es ist daher rathsam, vom Großen aufs Kleine, vom Ganzen auf die Theile herabzusteigen; man muß gleichsam das Unglück zergliedern, und an seinen einzelnen Stücken den Nutzen davon begreifen lernen. In solcher

Absicht wollen wir jetzt die Lava in einige Betrachtung ziehen.

Es ist bekant, daß die feuerspeienden Berge, durch ihren Auswurf, (von Schwefel, Harz, Asche, Dimssteinen, zc.) welchen man Lava nennt, die benachbarten Gegenden oft Meilenweit bedecken, und die schönsten Fruchtfelder mit einem versengenden Strome überziehen, welcher zu einem festen Steinpflaster erhärtet, und die weitere Beackerung oder Bestellung unmöglich macht. Soll man nun hierbei bloß an die verschwundenen Felder und Gärten denken? Sollte man nicht vielmehr fragen: Welchen Erfaß giebt die Natur anstatt der verschlungenen Güter? Ist die Lavadecke, welche sie darbietet, oder das Erdreich, welches sie dafür entzogen hat, mehr werth? Gewiß, die Ersten, welche hierüber nach dem Anscheine urtheilten, sahen nichts als Einbuße, und erblickten für allen Verlust nicht die

Kl 3

ge:

\*) Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.

geringste Vergütung. In der Folge aber kamen Nachdenken und Kunst über die anfänglich unnütz scheinende Lava, und machten daraus schöne Tischblätter und anderes Geräthe, zum Besten der Haushaltung. Nicht genug, diese Naturgabe roh zu verarbeiten, fiel man auch darauf, sie noch anders zu benutzen. Einer der neuesten Vortheile, den man durch bedachtsame Versuche daraus gezogen, erstreckt sich auf die Glashütten. Wir wollen das Vornehmste aus der wenig bekanten Geschichte dieses Lavanuzens mittheilen.

In der letzten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts fing man erst recht ernstlich an, den Auswurf der feuer speienden Berge kunstmäßig zu zergliedern; die Franzosen zeigten sich vor andern Nationen bei dieser Nachforschung geschäftig. Vor ungefähr 15 Jahren entdeckte Sage, daß die schwarze Lava sich flüßig machen ließe, daß sie aber diese Eigenschaft des Flüssigwerdens verlore, so bald sie ihrer schwarzen Farbe beraubt würde; aus dieser Wahrnehmung zog er einige praktische Folgen, welche den Glasmachern in Frankreich nicht gleichgültig waren. Nach dem Herrn Sage setzte der Herr Professor Chaptal seit 3 Jahren die angefangenen Versuche fort, und brachte es so weit, daß er in einer besondern Schrift, welche unter die Denkwürdigkeiten der Königl. französischen Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde, die Möglichkeit zeigte, wie man durch Hülfe der Lava das zum Glas

machen nöthige Aschensalz (welches auch Sode, Soersalz und Salzfchmalz, lateinisch Soda, und Französisch Soude, genannt wird,) sparen könnte. Diese so vielnahmige und unentbehrliche Zuthat hier hinlänglich zu beschreiben, leidet die gegenwärtige Absicht und Einschränkung nicht; wir begnügen uns vielmehr, unsere Aufmerksamkeit auf die Hauptsache zu richten, und die weitere Benutzung der Lava zu verfolgen. Um hierin desto sicherer zu gehen, wollen wir den Herrn Chaptal selbst reden lassen, und seine eigenen Worte verdeutscht mittheilen.

„Mit der beschriebenen Möglichkeit des nützlichen Gebrauchs der Lava noch nicht zufrieden, gab ich einige Stücke davon an Herrn Dücros, welcher mir daraus wirklich in seiner Glashütte Bouteillen machen ließ; diese Bouteillen stellte ich hierauf unserer Königl. Akademie vor, und versprach noch mehrere Versuche zu machen. Der Herr von Castelvieu bot hierzu seinen Beistand an; allein, seine Oefen waren nur mit Holz geheizt, und er konnte nie die Lava ohne andern Zusatz flüßig machen, wie es vorher dem Herrn Dücros gelungen war, jedoch brachte er es durch gehörige Beimischung des Aschensalzes und Sandes dahin, daß olivengrüne Bouteillen fertig wurden, die nur halb so schwer waren als die gewöhnlichen, und folglich zum Transport viel bequemer ansahen; neben dieser Erleichterung fand sich auch an ihnen eine besondere Dauerhaftigkeit und feste Stärke, die man durch schäu-

menden

menden Wein, Bier, u. s. w. auf die Probe setzte. Von 25 dieser Boutheilslen, die ich mit sehr starkem Biere füllten ließ, sprang nicht eine, da indessen unter eben so vielen gemeinen und vom Brauer schon versuchten Boutheilslen, der vierte Theil zerprang. Ich ließ das eingeschlossene Bier in 6 Boutheilslen an der stärksten Sonnenhitze gähren, und keine davon ging entzwei. Alle Tage destillire ich nun den Salpeter und die schärfsten Säuren in solchen Gefäßen, die ich zur Chemie habe einrichten lassen. Durch diese und viele andere Erfahrungen, die ich mit den ersten Geschirren aus des Herrn Castelviel Glashütte gemacht habe, bin ich überzeugt, daß dieses Glas dauerhafter, und für die Säuren weniger zerstörbar sey als das bisher bekante. Hierzu wird jedoch erfordert, daß man in der Zubereitung die nöthige Vorsicht keinesweges unterlasse, sondern vorzüglich auf das Verhältniß der Materien sehe, weil sonst schlechte Boutheilslen daraus entstehen können; wenn aber Herr Castelviel fortfährt sich dieselbe Mühe bei der Verfertigung zu nehmen, welche er anfänglich darauf wandte, so wird immer seine Arbeit einen großen Vorzug vor andern behaupten.“

„Auch Herr Giral, Besitzer der berühmten Evopianischen Glashütte, versuchte den Gebrauch der Lava nach dem Verfahren, welches ich ihm angezeigt hatte. Er machte eine Vermischung von  $\frac{1}{3}$  Lava und  $\frac{1}{4}$  Flußsand, woraus schwarze Boutheilslen verfertigt

wurden, die sehr leicht und fest waren, und die man als wohlfeile Gefäße zu tausend Dingen gebrauchen kan, zumal da sie von keinen Säuren und Auflösungsmitteln angegriffen werden, und zu allen chemischen Diensten ungemein geschickt sind; man kan also nun leicht gute Retorten, Receptienten, und allerlei Destillirgefäße bekommen. Herr Giral ließ ferner aus lauter Lava, ohne allen Zusatz, die schönsten Werke machen; und als das aus ihr entstandene Glas eine herrliche Schwärze hatte, die an Glanz den guten Achat übertraf, so erbot er sich, Fußböden, Ofen, Tische, Camineinfassungen, unterschiedene Behältnisse zur Erhaltung der Nahrungsmittel, allerhand Zierrathen, u. s. w. machen zu lassen. Es ist auch nicht schwer zu begreifen, daß man auf solche Weise allerlei Werke verfertigen, und für einen billigen Preis verkaufen könne, indem die Lava in unserer Gegend sehr gemein ist, überdem ausnehmend leicht durch Ofen, die mit Steinkohlen geheizt sind, in Flüssigkeit geräth, und sich darin wohl eine Viertelstunde lang erhält, daß sie in großer Menge verarbeitet werden kan, wie das Beispiel zeigt, welches Herr Giral gegeben, da er in seiner einzigen Glashütte wenigstens 150 Centner Lava an einem Tage verbraucht hat.“

„Der Herr von Fleury, welcher großen Antheil am Fortgange der ersten Entdeckungen nahm, that alles zur Aufmunterung dieser Anstalten, so bald er seine Würde niedergelegt

legt hatte. Er zeigte dem Könige selbst Bouteillen und allerhand Sachen, welche aus Lava waren gemacht worden. Endlich hat der Herr Jantjas von St. Fond viel zu große Ansprüche an allen demjenigen, was Beziehung auf die Geschichte der Bergauswürfe hat, als daß er nicht sollte bemüht seyn, neue Vortheile aus dem Flüssigwerden der Lava zu ziehen. Er läßt, wie man sagt, Glasscheiben zu Elektrifirmaschinen, Bouteillen nach fevesscher Art und dergleichen machen. Ich wünsche eifrig, daß dieser Gelehrte seine Arbeit in diesem Fache fortsetze. Sein fürtreffliches Werk über die feuerspeienden Berge, welche in der Landschaft Vivarais und Belayschon verloschen sind, und seine künstliche Beobachtungen unserer Pozzolanen zum gemeinen Besten, scheinen alles unter seine Geisteskraft zu bringen, was nur die Produkte der Feuerberge betrift.“

Nach obiger Erzählung des Herrn Chaptal, ist noch zu bemerken, daß auch schon die Königin von Neapel

seine Schrift, deren im Anfange dieses Aufsatzes erwähnt wurde, in ihren vornehmsten Glashütten hat austheilen, und dabei befehlen lassen, den Chaptalschen Vorschriften zu folgen. Man weiß jetzt durch Briefe aus dem Manländischen, daß die nachgemachten Versuche aufs beste gelingen sollen, und daß man alle Mühe anwende, um diesen Arbeiten so viele Ausbreitung zu geben, als möglich ist.

Aus allem was bisher gesagt worden, ziehen wir den Schluß: Die lange genug bekannte Lava ist eben so wohl als Eisen, Blei, Quecksilber, Bernstein und andere Mineralien, eine nützliche Naturgabe, deren weitere Untersuchung und Gebrauch ihren Werth immer mehr erhöhen, und endlich so schätzbar machen kan, daß einst der Lavahandel einen wichtigen Artikel für die Kaufleute abgeben wird; wenigstens würde ein feuerspeiender Berg, wenn man ihn auch nur als ein Magazin für die Glashütten ansehen kan, einem Staate sehr vortheilhaft seyn. B.

### A n e k d o t e.

Ein Bauermädchen verbesserte seinen Dienst, und kam zu einem — r. In den ersten Tagen war das eheliche Ding öfters traurig, und weinte. Die Frau — rin fragte endlich: Was fehlt Euch dann? Ach, liebe Frau, antwortete das gute Mädchen, ich sehe hier so vieles das wider das siebente Gebot läuft. Was siebentes Gebot! dum-

mes Mädchen! erwiderte die Frau — rin, das sind Accidentien; wenn wir diese nicht hätten, wo wolten wir unsern Staat hernehmen. Man kan wohl sehen, daß Ihr bei eineni einfältigen Bauern gedient habt. Wollt Ihr dieses so genau nehmen, so müßt Ihr ja nicht zu so vornehmen Leuten kommen. L.



# Hannoverisches Magazin.

34<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 26<sup>ten</sup> April 1784.

Schreiben eines Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. Officiers aus Ostindien, im Lager bei Mont, acht englische Meilen von Madras, den 7<sup>ten</sup> Januar 1783.

Wenn meine Briefe vom 11<sup>ten</sup> Sept. vorigen Jahres richtig angekommen sind, wie ich es wünsche, so werden Sie daraus vernommen haben, daß ich Gottlob glücklich und vollkommen gesund am 9<sup>ten</sup> des gedachten Monats auf der Rhede von Madras ankam, und am 11<sup>ten</sup> ausgeschifft wurde. Ich kan Ihnen von dieser Stadt und ihren umliegenden Gegenden vielleicht noch einiges merkwürdiges berichten, ob man gleich schon ungemein viele Nachrichten davon haben mögte; indem ich sie schon viele male mit der Aufmerksamkeit durchwandere, welche ich von je her auf würdige Gegenstände zu wenden, gewohnt bin.

Die eigentliche Stadt liegt hart am Meere, dergestalt, daß, wenn man kaum über den äußersten Graben weg ist, man sich schon am Ufer dieses ungetreuen Elements befindet. Sie ist groß und wohl gebauet, die Gassen sind breit, gerade und reinlich. Alle Gebäude sind von Stein, aber ohne Fensterglas. Die

Befestigung ist wichtig, Wälle, Gräben und die Maffenwerke sind sehr gut und herrlich. Der mehrste Theil der Einwohner, wenn ich die Bewohner der Casernen ausnehme, sind Vornehme. Man erblickt hier viele Equipagen in dem besten und reichsten Geschmack, und die englischen Damen erscheinen in dem ausgesuchtesten und feinsten Anzuge. Es ist nichts ungewöhnliches, auf den Gassen einer Familie zu begegnen, welche sich von einem Elephanten tragen läßt, oder ein halbes Duzend Kamele hinter einander, oder einige funfzig kohl-schwarze Mohren an einer Kanone ziehen, oder ertliche alte sogenannte portugiesische Matrosen, in wunderlicher Kleidung, fast wie man die alten Heren zu mahlen pflegt, welche ihre Gebete beständig her-murmeln zu sehen. Man belustigt sich hier so gut man kan. Der Gouverneur giebt viele Bälle, und die englischen Officiere gewinnen die Achtung eines jeden, welcher sie näher kennen zu lernen Gelegenheit hat. Sie sind höflich,

lich, munter, beredt und dienstfertig, besonders gegen uns Fremde. Sie haben freilich die französische Geschmeidigkeit und Ueberschwemmung von Höflichkeiten nicht, aber sie sind dagegen gründlicher und fester, jedoch gewiß eben so empfindlich auf den Punkt der wahren Ehre, als jene. Ich sauge schon an etwas in ihrer Sprache zu plaudern, auch schon zu schreiben, welches mir vielen Vortheil verschafft.

Die Gegenden um Madras sind überaus angenehm, wozu die schönen Gänge mit Pappeln bepflanzt, vieles beitragen. Das, was man die Stadt der Schwarzen nennt, ist ein großer Haufen mittelmäßiger, aber eben so gebauter Häuser, als in Madras. Diese Stadt liegt auch am Meer, ungefähr tausend Schritte von der Festung, und ist mehrentheils von Indiern bewohnt. Weiter als ungefähr 30 französische Meilen hin ich bis jetzt noch nicht ins Land gekommen, wo ich alles sehr sandig und unfruchtbar fand, aber man sagt, daß das Land tiefer hinein, um vieles anmuthiger und fruchtbarer sey. Die Eingebornen sind so schwarz als die Afrikaner, aber ihre Gesichtsbildung und Wuchs gleicht uns Europäern.

Dieses Geschlecht stammt noch von den ganz alten Indiern her; aber unter den Bewohnern der Carnate geht die Vermischung bis ins unendliche. Nur allein die unterste Klasse, die Parias, sind noch kohl schwarz. Bei den übrigen bemerkt man verschiedene Farbe von braun bis ins eckle

Gelbe. In ihren Glauben sind sie Heiden von der allergroßten Art. Denn anstatt daß andere, auf eine noch etwas erträglichere, das Firmament anbeten, so verehren diese als ihre vornehmsten Götzen die verworfensten Thiere, als Schlangen und dergleichen. Jedoch beten sie auch Ochsen an, von welchen und von andern Thieren, sie die aus Holz geschnittenen Gestalten, mit großem Geräusch von Pauken und Trompeten, unter einer starken Begleitung ihrer Anhänger, von einer Pagode in die andere tragen, welchen traurigen Zug ich schon oft in der Stadt der Schwarzen mit angesehen habe. Die Engländer sind viel zu vorsichtig, als daß sie diese Gebräuche stöhren, oder sie durch Gewalt und Ueberredung davon ab und zu sich führen solten. Deswegen werden sie auch durchgängig von ihnen geliebt und erlauben ihnen aller Orten den freien Zugang.

Zu wünschen wäre es, daß die Engländer ihnen gute moralische Beispiele geben mögten. Hierdurch würden sie, wie ich gewiß glaube, ermuntert werden, von selbst zu kommen und Unterricht von unserer geheiligten Religion zu verlangen, da schon ein Theil der Denkenden dieses Volks anhebt, öffentlich über das thörichte ihrer Gebräuche zu lachen. Aber der Begriff, welchen sie sich von dem Gott der Europäer machen, eckelt sie an, da sie die ausschweifendsten Laster vor Augen haben, womit sich die Bekenner dieses Gottes besudeln, von welchen allen

dies

diese Völker, welche durch ihr altes Geschlechtsregister so ehrwürdig sind, vor der Ankunft der Europäer nicht einmal Kenntniß hatten, und worin sie jetzt doch nicht so sehr versunken sind, als ihre Anführer.

Seit der Auswanderung der eignen Einwohner von Malabar, hat sich die alte Sprache von Coromandel ganz verloren, und ist keine andere, als die gedachte malabarische im Gebrauch, wenigstens im Lande. Man findet noch hin und wieder in den Städten unter den Europäern etliche sogenannte Portugiesen, welche ihre sehr verdorbene Muttersprache reden, auch Armenier, Sinesen und Bengaler, welche alle bei der ihrigen bleiben. Diese gedachten Portugiesen sind dergestalt ausgeartet und durch die Indier verstimmt, daß man sie sehr wohl für Malabaren halten könnte, ob sie sich gleich zum römischen Glauben halten. Die Armenier sind griechische Christen, die Bengaler fast Heiden und die Sineser ganz. Die malabarische Sprache ist sehr schwer und fast ohne Regel. Ich glaube, ich würde närrisch werden, wenn ich sie lernen sollte. Nur etliche Europäer haben sie mit Länge der Jahre dergestalt begriffen, daß sie darin schreiben und reden können. Sollte ich einige Jahre hier zubringen können, so weiß ich doch nicht, ob ich so weit kommen würde, mich in dieser Sprache verständlich zu machen.

Der beste Feldherr würde sehr übel zu recht kommen, wenn er hier so ver-

fahren wolte, als in Europa. Es wird hier auf eine ganz andere Art verfahren, und die Befehle und die Mannszucht können lange nicht auf den Fuß besolgt und in acht genommen werden, als dort.

Stellen Sie sich einen Haufen von zehntausend Mann vor, welcher zum wenigsten, ich sehe nichts zu viel, funfzigtausend Bediente mit sich führt. Sie haben wohl eine Piccartische Bilderbibel, worin der Zug Davids gegen die Philister abgebildet ist. Eben einen solchen Zug macht unsere Armee, die Bundeslade abgerechnet. Sie finden hier bei uns alles, Elephanten, Kamele, Ochsen, Schafe, Esels, und eine Menge Karren. Die Sypons, wovon hernach ein mehreres, sind das Wesentliche unserer Armee. Durch sie werden Piquets, Vorposten, Wachen, Patronillen, Escorten, kurz alles besorgt, indem die Europäer nichts zu thun haben, als zu marschieren und zu fechten, wovon aber die braven und mächtigen Sypons nicht ausgeschlossen sind, um durch ihre Tapferkeit den Europäern das beste Beispiel geben. —

Ein Sieg in Indien ist nicht so leicht erfochten, als gewöhnlich gesagt wird. Denn der Feind, welchen der General vor sich siehet, ist seine wenigste Sorge. Aber er hat gegen Elemente zu kämpfen. Bald ist es die unerträglichste Hitze, bald der brennende Sand, welcher seine Mannschaft entkräftet, und ihm jeden kühnen Streich verbietet, bald die Dürre, welche ihn verhindert, sein Lager auf

einer vortheilhaftesten Stellung zu behaupten.

Unsere schwarzen Regimenter sind schön, muthig, gut beritten, wohl geübt, anständig mondiert, und auf den Wink gehorsam. Ihr Hauptmann wird in der malabarischen Sprache Soubadar, der Lieutenant Genudar, und ein Gemeiner Synpoy genannt.

Wir haben hier überflüssiges Geld. Die gangbaren Münzen sind

1) Pagoden, ein Goldstück, von der Größe eines vier Pfennigstückes, aber viel dicker und unedelmacher, ihr Werth ist ungefähr den Hannoverischen Goldgulden gleich.

2) Koupien, eine große Silbermünze, die den Werth eines deutschen Gulden hat.

3) Fanam, doppelte und einfache. Der einfache mag ungefähr etliche Pfennige über einen guten Groschen gelten.

Mein Feld:Etat besteht monatlich in sechzig Pagoden, oder hundert und dreißig Thalern Hannoverisch, aber ich habe dagegen so viele wichtige Ausgaben, daß ich nicht mehr, als fünf und vierzig Thaler davon, auf den Nothfall, zurücklegen kan. Die Pferde stehen hier in einem außerordentlich hohen Preise. Ich habe mir dieser Tagen ein sehr schönes angeschafft, welches ich mit 70 Pagoden, 30 französischen Pistolen, bezahlen mußte. Ich habe neun Personen in meinem eigenen Dienst. Mein Hanshofmeister, belachen Sie den Stolz eines kleinen Lieutenants nicht! ist ein guter ehrl:

cher Portugiese, der monatlich vier Pagoden Gehalt hat. Meine fünf schwarze Sklaven, die ich mit meinem Gepäck belade, bekommen monatlich zwei Pagoden. Ein anderer ist Stallknecht mit zwei und einer halben Pagode Gehalt. Noch ein anderer, welcher die Pferdesütterung zusammen hohlt, bekommt eine halbe weniger, als wozu sich der Stallknecht nicht gebrauchen läßt, weil er aus einer andern Caste ist. Die Kosten zu Erfrischungen, deren man hier zur Gesundheit nöthig bedarf, betragen acht Pagoden monatlich. Meine tägliche Nahrung besteht des Morgens in Kaffee, und des Mittags in einer Suppe, Gemüse und Fleisch, unter der Aufsicht einer unserer Soldatenfrauen auf deutsche Art zubereitet.

Man kan hier alle Speisen auf europäische Art haben, nur erfordert alles Fleisch viel Pfeffer und Gewürz, wobei hitzige Getränke, aber mäßig, genossen werden müssen. Mein täglicher Tischtrunk ist starker Brantwein, mit sauren Tamarinden und Wasser vermischt. Hier befindet man sich am besten dabei. Herr von W. und L. sind mit mir in Gesellschaft getreten. Der erstere ist gesund und so wohl bei Fleisch, als ein Domherr.

Unser Himmelsstrich würde sich zu der europäischen Uniform nicht sonderlich reimen; also hat hier ein jeder weiße Westen, Beinkleider von seidenem Catun und seidene oder baumwollene Strümpfe. Zu Hause oder im Zelte trägt niemand Tuch am Leib.



be. Im Dienst wird die Uniform von sehr leichtem Scharlacken, ohne Futter, außer etwas Taffent unter den Taschen, getragen. Die Gemeinen haben Unterkleider von baumwollenen Zeugen, welche hier sehr wohlfeil sind.

Ich erlustige mich im Lager ungerne, indem der Dienst überaus leicht ist. Ich mache nicht selten kleine Spazierritte umher und treffe die schönsten Gegenden an. Auf diesen erinnere ich mich oft an mein Vaterland, an das liebe J. : : an meine dasigen Freunde, und besonders an meine werthesten Angehörigen.

Der Himmel weiß, wo sich unser Feind aufhält, und vielleicht bekommen wir ihn in diesem ganzen Feldzuge nicht zu Gesicht. Es versteht sich von selbst, daß ich die Franzosen dabei im Sinne habe. Rücken sie an, so sollen sie sich über unsere Feigheit nicht beklagen. Wir sind seit dem 2<sup>ten</sup> Januar ins Lager gerückt, und haben also mit allen übrigen den Feldzug eröffnet.

Unser Lager besteht aus zehntausend Mann, worunter sechszehnhundert Europäer, und wir sind jezo ungefähr drei deutsche Meilen von Madras. Wir stehen auf einer sehr schönen Ebene, welche von einem nahe liegenden Fort gleiches Namens Tanjuran genannt wird. Die Witterung ist schön und warm, unterdessen finde ich die Hitze in dieser Gegend noch nicht so brennend, als man sie uns zu

Hayse vorstellte. Es ist wahr, es ist von zehn Uhr des Morgens bis Nachmittags um vier Uhr warm, doch alsdenn entstehen so kühle Winde, welche oft, nach meiner Empfindung, weniger kühl seyn könnten.

Unser erster Befehlshaber nennt sich James Ernard, indem der älteste General Eyre Coote jezo in Bengalen ist. Der erstere ist ein sehr höflicher Mann, den ich schon gut zu kennen die Ehre habe. Er hatte das Unglück in der Schlacht bei Congireram im August 1781 das Bein zu verlieren. Unterdessen marschirt er auf seiner Krücke trotz dem besten, und ist munter als ein Stuker.

Endlich ist die bestätigte Nachricht von dem Tode unseres Erbfeindes Hyder Aly eingetroffen. Dieser fürchterliche Greis starb ganz geruhig, am letzten December 1782 im 74<sup>ten</sup> Jahre seines Alters. Timpura Aly Chan, sein Sohn folgt ihm, und scheint die Klugheit seines Vaters zu besitzen. Es ist ein überaus falsches Gerücht, welches man oft in Europa ausgerechnet hat, daß der Vater so wohl, als der Sohn ihre Kriegsgefangenen grausam behandelten. Ich habe von vielen Officieren, welche in ihre Gefangenschaft gerathen waren, erzählen hören, daß alle Europäer sogleich an die Franzosen ausgeliefert würden, oder sie wären doch sehr gütig begegnet worden, wenn sie bei ihnen geblieben wären.

Aus dem Lager bei Permacoil, siebenzig englische Meilen von Madras in Süden, den 5<sup>ten</sup> Mai 1783.

Unser 16tes Regiment kam den 19ten April zu Madras an. Es marschirte nach St. Thomas und Loots, wo ich meinen Stand hatte. Sie können denken, wie herzlich wir uns umarmten, und wie sehr ich mich über meinen Freund S. freute. Ich folgte in zwei Stunden nach und erkundigte mich, so bald ich vom Pferde gestiegen war, nach ihm. Man wies mir das Zelt von W., welcher mir entgegen kam, und mich abhielt, hinein zu gehen, weil unser Freund in voller Raserei läge. Ich bat Gott um seine Genesung, allein, meine Wünsche waren vergebens. Denn eine halbe Stunde hernach, trat der Fährdich B. äußerst bewegt, heraus, und verkündigte uns seinen Tod, welcher auf einen Schlagfluß erfolgt war. Ich sahe die Leiche, welche kurz hernach, wegen des üblen Geruchs heraus gebracht wurde und über und über blau war. Was ist doch der Mensch! Eine Blume, die der Wind verwehet! Wie schmerzhaft es sey einen Freund zu verlieren, habe ich freilich öfter erfahren, aber ich wage es nicht die Empfindung zu beschreiben, wenn man ihn in so entfernten Gegenden verliert, wo natürlich die Freundschaft fester und zur Nothwendigkeit wird.

Wir hatten seit der Eröffnung des Feldzuges verschiedene Marsche gemacht, und rückten endlich den 13<sup>ten</sup>

Februar bis Niddingale vor. Dieser Ort liegt etwas höher als Wandiwash, welcher noch wegen des Sieges berühmt ist, den Sir Eyre Coote im Jahr 1759 über die Franzosen unter dem Befehle des General Lally erkochte, und liegt ungefähr 60 englische Meilen südlich von Madras.

Der General Stuart bekam sichere Nachricht, daß der Feind, ungefähr tausend Franzosen und zehntausend Indier stark, unter der Anführung von Tison oder Timpero, dem Sohne des verstorbenen Hyder, nicht weit von Niddingale stände. Wir waren kaum auf den linken Flügel des Feindes, welchen wir einzuschließen dachten, angekommen, als wir finden mußten, daß er ausgewichen war und sich zurück gezogen hatte. Wir fanden nur noch einige hundert von der indischen Reiterei, welche auf ihren flüchtigen Pferden den mit Kartätschen geladenen Kanonen, welche wir ihnen nachschickten, bald entgingen. Es fielen unterdessen doch verschiedene Pferde und Reuter. Dieses elende Volk ist gut beritten und ziemlich bewaffnet, aber größtentheils ohne Feuergewehr. Sie sind so feige, daß sie keinen Europäer angreifen, wosern sie nicht 20 oder 30 gegen ihn stellen können. Ich habe ihrer oft hundert und mehrere mit 20 oder 30 Mann der unstrigen aus den Büschen, ohne einen Schuß gesagt, wenn ich auf dem Marsch die Seiten piquets

piquets unseres Regiments ausführte. Wir blieben die Nacht vor dem 15<sup>ten</sup> Februar zu Niddingale stehen, ohne vom Feinde beunruhiget zu werden, welcher sich mit großer Geschwindigkeit zurück zog. Des Morgens brachen wir ein und kehrten zurück, weil wir keinen weiteren Proviant hatten. Ueberhaupt aber ist es unmöglich eine indische Armee zu verfolgen, die auf ihrer Flucht so viele Vorzüge hat. Wir zogen uns gegen Madras, wo der Theil des 15<sup>ten</sup> Regiments, welcher diesen Marsch, worunter ich auch war, mitgemacht hat, den 17<sup>ten</sup> einrückte und bis den 15<sup>ten</sup> April blieb, worauf wir ins Lager bei Loots beordert wurden, und von da den 20<sup>ten</sup> zu der Armee bei Tamuram gegen Süden kamen. Am folgenden Morgen brach die ganze Armee auf, und nach verschiedenen Märschen kamen wir endlich den 5<sup>ten</sup> Mai zu Permacoil an, ohne vom Feinde beunruhiget zu seyn, und stehen noch hier. Sind die Nachrichten, wie man sagt, sicher, so haben wir folgende Märsche vor uns. Der Feind hat Condelour besetzt und befestiget, so bald sich die Engländer heraus gezogen hatten, um einen herrlichen Schlupfwinkel, so wohl für die Landmacht, als auch für die Schiffe zu haben. Der General Stuart muß sie wieder daraus vertreiben, und läßt zu dem Ende die Armee vorrücken. Unterdessen nähert sich die englische Flotte, um uns mit Mannschaft und Geschütz zu verstärken, und der französischen die Gemeinschaft mit

dem Orte zu verwehren. Der Admiral Eduard Hughes verbreitet noch immer Glück und Sieg, unterdessen würde sein Gegner und Nebenbuhler der so kluge als kühne Graf von Suffrein ihm vielleicht überlegen seyn, wenn ihn die Seinigen besser unterstützen, da hingegen die englischen Capitains die äußersten Kräfte vereinigen, ihrem Befehlshaber beizustehen.

Wir werden Condelour ohne Widerstand nicht bekommen, und wir sind nur noch drei Märsche von dem Feinde entfernt. Man vermuthet, er werde uns auf dem zweiten entgegen kommen, welches aber allemal eine große Kühnheit des Marquis de Bussy, ihres Anführers, seyn würde. Denn wir sind gewiß im Stande, ihm zu widerstehen, und es ist eben so gewiß, daß man in Carnate noch keine bessere und keine stärkere Armee gesehen hat. Sie besteht beinahe aus zwei tausend wohl entschlossenen Europäern; aus mehr als acht tausend tapfern Syboys, theils zu Fuß, theils zu Pferde; aus zweien, mit allen wohl versorgten Abtheilungen von Geschütz mit europäischen Constabeln, und aus einem großen Vorrath von Lebensmitteln und Pulver. Kaum hat der Feind halb so viele Europäer und Syboys, weniger Proviant, und er kan sich auf nichts, als auf seine Tapferkeit, welche vielleicht der Verzweiflung nahe kommt, verlassen. Wir bekommen viele Ueberläufer, und wenn man den letzten dreien, welche ich habe befreien müssen, trauen dürfte, so wünschten die

die meisten, ihrem Beispiele zu folgen. Diesem allen ungeachtet, zweifeln wir nicht, in kurzem an einander zu kommen, und Sie können versichert seyn, daß ich alsdenn meiner Pflicht und meiner Geburt eingedenk seyn

werde. Ich liebe mein Leben nicht so sehr, daß ich es für eine Niederträchtigkeit erkaufen werde, aber ich werde dieses göttliche Geschenk auch durch keine Verwegenheit, oder Unternehmung ohne Noth, verlieren.

Der Schluß folgt künftig.

### Anmerkung über das Wort: Frauenzimmer.

Ein Frauenzimmer (Gynæceum) hieß man ehemals dasjenige Zimmer eines Hauses, wo sich die Frauenleute oder Weibspersonen aufhielten. Nachher nannte man diese Frauenpersonen selbst auch Frauenzimmer, so wie z. B. der Deutsche nicht bloß das Gebäude, welches der Lateiner Templum nennt, sondern auch die in demselben sich versammelnden Leute (Ecclesia) eine Kirche heißt. Aber dieses war noch nicht alles. Man brauchte in der Folge jenes Wort um jede Bewohnerin eines solchen Zimmers damit anzuzeigen, und nannte also eine einzelne Weibsperson ebenfalls ein Frauenzimmer. Dieses war nun freilich etwas sonderbar, und im Grunde kein Haar besser als wenn ich z. B. diesen oder jenen Lutheraner eine Kirche heißen wolte. Das Besondere aber ist noch, daß unsere Sprachgelehrte nun so gar schreiben: Ein Frauenzimmer, die sich durch ihre

Schriften bekannt gemacht hat; oder das Frauenzimmer, der ich einen Kuß gegeben habe. Ist denn dieses deutsch? Werden nicht die Ausländer bei Erblickung dergleichen Sachen sich über uns aufhalten, und den guten Deutschen auslachen? Wäre es nicht besser, wenn man diejenigen Frauenpersonen, die sich bisher durch das Wort, Frauenzimmer, von den übrigen zu distinguirten suchten, Zimmerfrauen und Zimmerjungfern nannte, so wie man einige ihrer Gesellschafterinnen und Aufwärterinnen, Kammerfrauen, Kammerjungfern und Kammermädchen zu nennen pflegt? Weibspersonen, welche in der Rangordnung eine Stufe niedriger stehen, könnte man sodann Stubenfrauen und Stubenjungfern tituliren. Und unsere glatten Bauerweiber und Bauerdirnen müßten denn wohl Stallweiber und Stalljungfern heißen. Das wäre doch nun wohl Unterschied und Rangordnung genug!



# Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Freitag, den 30ten April 1784.

Schreiben eines Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. Officers  
aus Ostindien, aus dem Lager nahe bei Coudelour  
oder Fort St. David, den 13ten Julius 1783.

(Schluß.)

Diese Aufschrift verkündigt Ihnen, daß unser Vorrücken geschehen ist. Wir verließen Permacoil und trafen zu Pondichery ein. Ich bin selbst da gewesen, und finde den Ort ganz angenehm, aber die Befestigung ist geschleift. Von hier zogen wir uns nach Coudelour, wo sich die feindliche Armee gelagert hatte. Am 7ten Junius trafen wir da ein, und wurden nur durch etliche Kanonen beunruhiget, die aus einem kleinen Gehölze kamen, welches an die Befestigung gränzte. Wir stachen unser Lager außer diesen Kanonen ab, gerade gegen dem Gehölze über. Abends den 8ten wurden wir durch den Obristlieutenant von W. mit 600 Hannoveranern vom 16ten Regiment verstärkt. Rings um Coudelour ist ein leichtes Gehölze, welches die Feinde durchaus behaupten wolten, weil uns, wenn wir einmal davon Meister waren, nichts die Belagerung verwehren konnte. Un-

terdessen war es von beiden Seiten ganz ruhig. Es ward von unsern Ingenieurs berichtet, daß die Feinde in der Ebene viele Befestigungen aufwürfen, und sie mit vielen Kanonen bepflanzten. Wir errichteten so viele dagegen, als uns der Raum erlaubte. Am Abend des 12ten ward von dem General Stuart die Parole ausgegeben, Old England, und die Gegenparole, King George. Jeder sah dieses als einen Wink zu einem heißen Tage an. Dabei lautete der Befehl, daß sich die ganze Armee Morgens um drei Uhr marschfertig halten sollte, welches pünktlich geschah. Mit anbrechendem Tage hub sich das Feuer unserer Batterien an, und die Feinde beantworteten es mit ununterbrochener Lebhaftigkeit. Zwei Stunden und drüber, ward es von beiden Seiten sehr wohl unterhalten, und endlich hörten wir das kleine Gewehr. Unsere Brigade, welche der fürtreffliche

M m

Obrist:

Obristlieutenant Elphingston heute anführte, rückte langsam, immer noch unter der Bedeckung von unserm groben Geschütze, vor. Gegen zehn Uhr rückten wir noch weiter, und wurden dadurch dem feindlichen Feuer, länger als eine Stunde, ausgesetzt, ohne einen einzigen Mann von uns zu verlieren. Denn, so viele Schüsse wir auch aushalten mußten, so gingen sie doch alle über uns weg. Gegen elf Uhr erfuhren wir, daß schon zwei feindliche Batterien, ohne großen Verlust, erobert wären, daß aber die dritte, von neun Zwölfpfündern, für uns zu ersteigen bestimmt wäre. Kurz darauf beordnete der Obristlieutenant den Herrn von W., gegen diese anzurücken und sie einzunehmen. So gleich ging der Marsch an, und wir waren kaum aus dem Gehölze, als wir die Wirkung des feindlichen Kanonenfeuers empfanden. Viele blieben, und viele verloren Arm und Beine. Dem ungeachtet ward immer vorgerückt, bis wir 12 oder 15 Schritte vor den feindlichen Graben halt machten, wo wir dem kleinen Feuer auf eine fürchterliche Art ausgesetzt waren. Die neun mit Kartätschen geladene Kanonen, fielen auf unsere arme Brigade, als ein ecklichter vom Sturm getriebener Hagel, auf ein reifes Kornfeld. Der Major B. vom 16<sup>ten</sup> Regiment verlor sein Leben, nur zwei Schritte von mir. Mein Nebenmann, ein braver Kerl, und mein ehmaliger Bedienter, erhielt eine Kugel durch die Schläfe und fiel, kurz alle Kugeln schienen zu tref-

fen. Sie können sich leicht vorstellen, wie mir zu Muth war. Ich vergaß mich selbst, und so empfindlich ich sonst gewöhnlich bin, so munterte ich doch beständig meine Leute auf zu feuern. Ich vergaß so zu sagen meine Gefahr, indem ich zu beiden Seiten meine braven Landsleute fallen sahe, und rief, zielet Kinder und treffet die Feinde. Kurz, wir hielten dieses höllische Feuer beinahe eine halbe Stunde aus, aber wir sahen uns genöthiget zu weichen, welches in ziemlicher Unordnung geschah. Die Feinde, welche auf der andern Seite der Batterie Posto hatten, verfolgten uns mit dem kleinen Gewehr und tödteten und verwundeten noch viele von unsern Leuten. Dieses wirklich heftige Feuer, ward fünf viertel Stunden unterhalten, bis wir uns wieder setzen und vorwärts rücken konnten. Wir nahmen die Batterie, ohne einen weiteren Schuß zu thun, ein, denn der Feind hatte sie verlassen, und ließ uns das Feld. Unser Verlust bestand ungefähr in tausend Mann, von denen zehntausend, so wie wir anemarschirt waren. Es fand sich nachher, daß die Franzosen, den vorher davon eingezogenen Nachrichten zuwider, mehr als fünf-tausend Europäer bei sich gehabt haben, da wir höchstens nur zweitausend fünfhundert stark waren. Sie überließen uns das Schlachtfeld, alle Batterien, viele Kanonen und die völlige Freiheit die Belagerung zu unternehmen, ohne von ihrer Festung besunruhiget zu werden. Am folgenden

Mor:

Morgen geschah die Eröffnung der Laufgraben und die Parallele ward bis zum 2<sup>ten</sup> Julius fortgesetzt, ohne daß wir gestört wurden. An diesem Tage kam der Consul Sadlier zu Wasser von Madras, und erfreute uns durch die angenehme Nachricht vom geschlossenen Frieden auf das empfindlichste. Seit der Zeit haben alle Feindseligkeiten ein Ende. Wir stehen noch bei Coudelour, aber wir leben als die besten Freunde mit den Franzosen, essen und trinken zusammen, und hoffen

alle unser liebes Europa bald wieder zu sehen. Allem Anscheine nach wird uns Tipon bald Frieden anbieten, und wir werden ihn auch, allem Anscheine nach, annehmen, wenn seine Vorschläge irgend der Art sind. Es könnte also vielleicht seyn, daß ich mich in sechs Monaten, nach Empfang dieses, in Ihren Armen befände. Die Liste der Gebliebenen und Verwundeten wird Ihnen zeigen, daß ich ohne alle Verletzung davon gekommen bin, wofür ich dem Höchsten meinen Dank bringe.

+ + +

### Auszug aus dem Schreiben eines andern Churfürstlich Braunschweig-Lüneburg, Officiers in Ostindien, aus dem Lager bei Coudelour, den 16<sup>ten</sup> Julius 1783.

Wir brachen den 20<sup>ten</sup> April aus der Gegend von Madras auf. Ein Theil der Hannoveraner und das schwere Geschütz kam zur See nach. Der Obrist K. und der Major E. blieben mit einem Theile in Madras zurück. Die Feinde hatten sich vor Coudelour verschanzt. Nachdem die Truppen einige Tage geruhet hatten, wurde der 13<sup>te</sup> Junius zum Angriff festgesetzt. Wir hatten ein Regiment Schotten und das 101<sup>te</sup> englische zur Rechten. Auf dem linken Flügel standen das 78<sup>te</sup>, die Grenadiers, und ein Theil des 98<sup>ten</sup> und 42<sup>ten</sup> Regiments. Der Obrist Kelli mit der vierten Brigade, welche aus Sypons bestand, war schon in der Nacht ausmarschirt. Die Sypons, besonders die Bengaler, sind von riesenmäßigen

Ansehen, tapfer und brave Leute, geben aber niemals Pardon. Unsere Linie brach etwa zwei Stunden vor Tage auf, und mit dessen Anbruche, nahm das Feuer von einer, unserer Seits, in der Nacht auf einer Unhöhe errichteten Batterie, seinen Anfang. Während dieser Zeit blieb unsere Linie in beständigem Anmarsch, und machte erst mit dem vollem Tage halt. Wir hatten eine französische Batterie vor uns, zwischen welcher und uns, einiges Gehölze befindlich war. Das Kanonenerfeuer dauerte indeß fort. Inzwischen nahmen die Grenadiers, nachdem sie zweimal zurück getrieben waren, und eine Menge Leute verloren hatten, dem Feinde eine Batterie weg; auch hatte der Obrist Kelli zwei Batterien erobert. Unsere Linie blieb in

dieser Zeit dem Feuer der vor uns liegenden großen Batterie beständig ausgefetzt. Zum Glück gingen die meisten Schüsse zu hoch und über uns weg. Zuletzt, als sie es bemerkten, nahmen sie die Richtung niedriger. Ich sahe eine Kugel vor mir niederschlagen, welche sich aber glücklicher Weise wieder hob und über meinem Kopfe weg ging. Hätten wir lange, nachdem sie ihre Richtung gebessert hatten, auf diesem Plage stehen müssen, so würden wir einen großen Verlust gehabt haben. Allein, wir bekamen fast in demselben Augenblick Befehl, die Batterie zu stürmen, worauf sogleich angerückt ward. Wir erhielten aber einen großen Hagel von Trauben, wodurch eine Menge Leute niederstürzte. Ohne Zeitverlust brachen wir also mit gefällten Bajonetten ein, wurden aber mit dem kleinen Gewehr dergestalt empfangen, daß es nicht anders war, als wenn sich die Hölle aufschäte. Die Franzosen hatten die Schanze verlassen, und sich hinter Sandhügel gesetzt, wo von beiden Seiten geseuert wurde. Nach drei viertel Stunden ungefähr kam Befehl, uns zurück zu ziehen, weil die Feinde hinter den Hügeln uns, die wir frei standen, zu gut fassen konnten. Wir verloren bei diesem Angrif 4 Officiers, 12 Officiere wurden verwundet, 60 Gemeine erschossen und 130 verwundet. Wie wir kurz darnach zum zweitenmale vorrückten und die Grenadiers von der Seite kamen, wurden die Feinde aus der Batterie getrieben, und die ganze Nacht zog sich nach Coude-

leur. Nur noch von einer kleinen Batterie wurde, bis in die Nacht, auf uns geseuert. Des andern Tages wurden die Laufgraben geöffnet, aber von beiden Seiten wenig geseuert. Die Feinde hielten sich bis zum 23<sup>ten</sup> ruhig. In dieser Nacht aber thaten sie einen Ausfall. Ich war mit 60 der Unserigen in den Laufgraben. Sie rückten mit der größten Stille an, wurden aber dergestalt empfangen, daß sie weichen mußten. Einige, welche in die Laufgraben gesprungen waren, wurden mit Bajonetten niedergestossen. Einer meiner Freunde hatte das Glück, einen französischen Officier aus den Händen der Sypoy zu retten, welcher schon verschiedene Stiche von ihnen bekommen hatte. Der Comte de Namur, welcher den Ausfall anführte, ward selbst, mit ungefähr 90 Mann gefangen. Nachher ließen sie uns in Ruhe, obgleich zu Zeiten aus dem Fort auf uns geseuert ward. Als endlich eine englische Fregatte mit der Friedens Nachricht ankam, wurde sogleich ein Waffenstillstand bekannt gemacht. Nun kamen die Franzosen in unser Lager und wir gingen wieder zu ihnen. Als ich einst auf einem Außenposten war, wurde ich mit einer Friedensflagge in das Fort gesandt, um dem Grafen Bussy einen Brief zu übergeben. Ich wurde außerordentlich wohl aufgenommen, und von dem Marquis so wohl, als von den übrigen Officiers mit der größten Höflichkeit begegnet. Unser Lager ist voll von französischen Officiern. Diejenigen,



gen, welche wieder nach Europa gehen, verkaufen oft ihre Pferde in un-

serer Armee zu sehr wohlfeilen Preisen.

† † †

Fort St. George, den 24ten September 1783.

Nach Abgang meines letzten, standen wir noch einige Zeit bei Coudelour im Lager, und nahmen darauf unsern Rückweg nach Madras, außer einem Theil, worunter auch Hannoveraner waren, welche nach Süden gehen mußten. Wir hatten verschiedene Kastrage, und auch einen bei Pondichery. Ich ritt nach dieser ehemals so berühmten Festung. Hierbei erinnerte ich mich noch ganz genau, als mir aus den Zeitungen vorlesen wurde, die Engländer hätten diesen Ort erobert. Damals durfte ich nicht denken Pondichery selbst mit Augen zu sehen. Es hat die angenehmste Lage. Auf der einen Seite stößt an die See; auf der andern ist es mit Hölzung und Reisfeldern umgeben, welche mit kleinen Bächen und Flüssen durchschnitten sind. Die Stadt selbst ist gut gebauet, die Gassen sind breit, gerade, und mit doppelten Reihen Bäumen besetzt. Die Gebäude sind von Steinen aufgeführt, mit platten Dächern, und mit einem weißen Kirt überzogen, welcher von Austerschalen und einigen andern Zusätzen verfertigt wird. Er ist schneeweiß, und glänzet wie der feinste Firnis. Uebrigens soll er die Zimmer kühl machen, und giebt den Häusern, hinter den grünen Bäumen und den

Gassen, ein schönes Ansehen. Das Governement ist prächtig gebauet, aber seit der Einnahme der Engländer, welche sich, so bald sie die Befestigung geschleift hatten, um Pondichery gar nicht mehr bekümmert, sind mit diesem alle öffentliche Gebäude sehr verfallen. Hier ist auch noch ein ehemaliges Jesuiterkloster, mit einer vordem schönen Kirche, welche aber jezo so sehr zerschossen ist, daß man nur, an der Größe der Steinhaufen, ihre vorige Schönheit erkennen. Die Einwohner sind Franzosen, und so, wie alle ihre Landesleute, von einem gefeligen Betragen gegen Fremde. Ungeachtet der Menge der guten Wirthshäuser, sind sie doch mehrentheils mit Fremden besetzt. Kurz, Pondichery gefällt einem jeden, wegen seiner angenehmen Lage und schönen Bauart. Als wir bis Singlipat, einer kleinen englischen Festung gekommen waren, wurde noch ein zweites Corps unter dem Obrist Elphinston dem ersten nachgesandt, zu welchem der noch übrige Theil der Hannoveraner stoßen mußte. Da alle unsere Kranke zu Schiffe nach Madras gebracht waren, und also in Vergleich der Gemeinen, der Officiere zu viele waren, so gingen achte mit nach Madras, woselbst die Armee den 2ten August anlangte.

In Madras pflegt des Morgens bei dem Frühstück, bei dem Gouverneur und Generals Cour zu seyn. Hier ist jederzeit ein großer Tisch mit allerlei Arten Getränke, für mehr als zwanzig Personen, in Bereitschaft. Oft wird man auch zur Tafel gebeten. Es herrscht in den englischen Gesellschaften eine angenehme Freiheit. Auch der Umgang mit den Franzosen in Coudelour war sehr angenehm. Sie überhäuften einen jeden mit Höflichkeiten, und ich wurde fast täglich von ihnen zum Essen geladen. Ueber die hiesige Lebensart, die zur Erhaltung der Gesundheit nöthig gefunden wird, verwunderten wir Europäer uns anfangs sehr. Eben bei der großen Hitze, wird nichts gesünder gehalten, als starke hitzige Getränke und heiß gewürzte Speisen. Das gewöhnliche Getränke, ist Rum oder Urack, mit Wasser vermischt, und wenn es sehr heiß ist, können manche des Tages anderthalb Quartier Brantemein mit Wasser vertragen. Die mehrsten Gerichte bestehen aus Fleisch, nach englischer Art zugerichtet. Man isset hier ein indisches Gericht, Corri genannt, welches die Aerzte sehr anrathen. Es wird aus Fleisch und Mustern oder Fisch bereitet. Weil aber die stärksten Gewürze dazu gebraucht werden, so ist es einem Fremden anfangs fast unmöglich, davon einen Löffel voll zu ge-

nießen. Aber, so wie man sich nach und nach daran gewöhnt, so wird es zuletzt fast unentbehrlich. Die Nächte sind hier in der großen Jahreszeit sehr angenehm. Daher schlafen viele Europäer auf den Gassen, im freien. Diese Gewohnheit aber soll sehr gefährlich seyn, ehe man das hiesige Klima gewohnt ist. Die Hitze ist selbst in den Mansons, wenn es nicht regnet, sehr groß, aber in den heißen Monaten, vom Mai bis September, fast unerträglich. Wir waren in dieser Jahreszeit in Bewegung, da man sonst nicht leicht mit Europäern alsdenn zu marschiren pflegt. Je weiter man sich von der See entfernt, und also von deren Kühlung, die sehr erfrischend ist, nichts empfindet, je stärker wird die Hitze. Wir verloren deswegen auch viele Leute am Sonnensich. Es ist ein sehr geschwinder Tod, scheint aber schmerzhaft zu seyn. Eine gute Vorsicht auf dem Marsche ist, sich den Kopf stets mit nassen Tüchern zu bedecken, und sie, so oft es möglich ist, wieder anzufeuchten. Ueberhaupt scheint der Europäer für diesen Himelsstrich nicht gemacht zu seyn. Denn, da wir kaum mit dem dritten Theil der Brigade ins Lager rückten, und die übrigen für Mattigkeit nicht sorgen konnten, so waren die Schwarzen doch munter und wohl in dem irigen.

## Ueber die Vertilgung der Flecken aus Kleidern. \*)

1. Fettflecken würden sich insgesamt mit einer Seife leicht vertilgen lassen, wenn man allmal von der ächten Farbe des Gewandes überzeuget seyn könnte. Allein, im entgegengesetzten Fall verliöhret zwar der Fleck, aber mit ihm zugleich die Farbe des beschmutzten Zeuges. In diesem Fall kan man Thon gebrauchen, den man trocken auf den Fleck schabet, und das Fett vermittelst einer glühenden Kohle in einem Löffel flüßig macht. Ein Theil des Flecken zieht sich in den Thon, und der Fleck nimt ab; er verschwindet aber gänzlich, so bald man dieses etliche mal mit frisch aufgeschabtem Thon wiederholet hat. Ist ist diese Weislaustigkeit nicht einmal nöthig. Man kan den Thon mit Wasser zu einer Salbe verdünnen, und sie auf den Fleck bringen. Ist der Thon trocken, und die Arbeit etliche mal wiederholet worden; so erreichet man gemeiniglich seine Absicht mit geringer Mühe.

2. Ist etwa Theer auf ein Kleid gekommen, so sind Seife und Laugen-salze anwendbar, und machen, daß man den Theer abreiben kan. Allein, da bei diesen Mitteln die Furcht vor dem Verschießen der Zeuge nicht ganz ungegründet ist: so ist es sicherer auf den Theerfleck etwas von dem Gelben eines Eies zu streichen, solches beinahe trocken werden zu lassen, und es

denn mit laulichem Wasser abzureiben. Der Theer wird dadurch erweicht, locker und zum Abziehen geschickt gemacht. Einige wiederholte Versuche, nehmen alles Unreine hinweg. Einige Tropfen starker Weingeist, die man einige Augenblicke auf dem Theerfleck sitzen läßt, wenn man ihn zwischen zwei Fingern reibet, gehören gleichfalls zu den guten Gegengmitteln. Auf eben diese Art können sowohl diese, als auch Wachs und Staufflecken so gar aus seidenen Zeugen weggebracht werden, wenn man nur hernach die befleckt gewesene Stelle mit Brod völlig abreibt. Wenn Firnis, Delfarben und andere dergleichen klebrichte Materien in seidenen Zeug gekommen sind: so sind sie fast mit nichts leichter heraus zu bringen, als wenn man die befleckte Stelle, vermittelst eines linnenen Tuches etliche mal leicht mit Terpentinöl überstreichet. Der Geruch ist anfangs unangenehm, er vergeht aber geschwind und gänzlich wieder.

3. Bei Flecken, die von Kirschen, Maulbeeren, Weinessig, Wein, u. s. w. entstehen, ist nichts besser als einige Tropfen Salmiakgeist, der ohne Feuer bereitet ist. Man bringet ihn vermittelst eines darin getauchten hölzernen Stäbchens auf den Fleck, der aber, wenn die Farbe nicht ächt ist, er

\*) Aus den Lippischen Intelligenzblättern.

einen andern an seiner Stelle zurück zu lassen pfleget.

4. Dintenflecken lassen sich mit Citronensäure wegbringen. Mit noch geringern Kosten vertilget man sie durch aufgelöstes Sauerampfersalz, wenn man mit der wässerigen Auflösung den Dintenfleck benehzt; ihn alsdenn über den Dampf eines siedenden Wassers hält, die Arbeit etliche mal wiederholet, und den Fleck so ge-

schwinde als möglich ist, in kaltem Wasser abwäschet. Zwanzig Tropfen reinen Brunnenwassers mit zwei bis drei Tropfen Scheidewasser vermischet, und so mit einem Hölzchen etliche mal auf den Fleck aufgetragen, thun gleiche Wirkung, nur muß der Fleck mit Wasser bald abgewaschen werden. Eben dieser Methode kann man sich auch bei Eisenflecken bedienen.

### Anekdote.

Man erzählet von einem Schuster, der, wenn ich nicht irre, Crispin geheissen, daß er das Leder gestolen, die Schuhe aber den Armen geschenkt haben soll. Viele glauben solches, noch mehrere aber glauben's nicht. — Aber ist es denn so etwas unglanbliches, daß einmal ein solcher Mann gewesen, und giebt es nicht heut zu Tage noch solche Crispine, die, obschon sie keine Schuster sind, es dennoch jenem gleich thun, ja ihn zuweilen wohl gar noch übertreffen? Ich will bloß ein einiges Beispiel anführen. Wie mancher, dem man diese oder jene Sache anvertrauet und übergeben hat, und der gewöhnlich noch mit einem Eide versprochen, daß er solche treu be-

wahren, und nichts davon entwenden wolle, macht nicht seinen Gönnern und Freunden damit Geschenke (vom verkaufen will ich gar nichts sagen,) und ist also ein wahrer Crispin. Jener Schuster Crispin unterscheidet sich von unsern Crispinen bloß darin, daß bei seinen Geschenken nur ein Theil, nemlich das Leder, gestolen war, und daß solche allein den Armen und Nothleidenden zu Theil wurden; da hingegen die Geschenke der heutigen Crispine ganz und gar gestolen sind, und nicht den Nothdürftigen, sondern gewöhnlich solchen gegeben werden, welche reicher als die Crispine selbst sind; denn die können brav wieder schenken.

Ⓛ.



# Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 3<sup>ten</sup> Mai 1784.

## Anmerkungen vom Flachsbau.

**D**er gegenwärtige Aufsatz kan als ein Beitrag zu der Abhandlung von der frühen Aussaat des Leinsaamen, welche in dem 42<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins vom Jahre 1775 enthalten ist, angesehen werden, weil meine Absicht dabei ebenfalls dahin gehet, durch nachfolgende Beobachtungen und Thatsachen meine Landsleute auf die frühe Leinbestellung aufmerksam zu machen.

Die in den neuern Jahren 1781 und 1783 wiederholend gemachte Erfahrung hat gar zu deutlich gelehret, daß eine früh eintretende und ununterbrochen anhaltende trockene Witterung dem Flachsbau am allerschädlichsten sey, und uns dadurch den Entschluß gleichsam abgenöthiget, solchen allgemeinen Verlust durch eine der Frühlingszeit und Beschaffenheit des Ackers gemäße forderksamste Aussaat in Zukunft, wo nicht ganz zu verhüten, doch so viel möglich zu verringern.

Gemeiniglich giebt man den zu besürchtenden Nachfrösten Schuld, daß sie die sonst nützliche frühzeitige Bestellung des Leinsaamen widerrathen

und unsicher machen, wiewohl nicht zu läugnen, daß solche eben so wohl, und oftmals noch härter die späte, als die frühere Saat treffen, und gewiß nicht allemal, noch aller Orten, in gleichem Grade eintreten; dagegen aber ist das späte Gewächs nebst jenen Nachfrösten noch ungleich mehrern Unfällen, und fürnemlich der im Maimonat einfallenden schädlichen Dürre, dem nachherigen Honigthau und gewöhnlichen Regengüssen nach Johannis, ausgesetzt, wofür der frühe Flachsstängel desto mehr gesichert bleibt, weil derselbe zuvor so viel mehr herangewachsen und zu Kräften gekommen ist, daher er auch, gleich dem Vorzuge aller andern frühen Sommerfrüchte, nicht nur einen stärkern und geschmeidigern Bast, sondern auch reifern Saamen erhält.

Der Leinsaame erfordert durchaus einen zwar nicht schmierigen, aber kräftigen und fruchtbaren tiefen Boden, welcher schon vor dem Winter gewendet oder gestreckt worden, und seine Bestellung muß nothwendig nach Beschaffenheit der Witterung so zeitig

Am

vort

vorgenommen werden, ehe die Winterfeuchtigkeit sich aus der Erde verloren hat. Denn, wenn besonders der höhere und leichtere Sandboden schon zu stark ausgedörret ist, und in der Folgezeit der Regen ermangelt, wie im vorigen Jahre, so kan der Saame nicht aufkeimen und Wurzel fassen, sondern er wird zwei- und mehrläufig a) und liefert daher ein nach Unterscheid des hohen und niedrigen Landes mehr oder weniger unvollkommenes Gewächs.

Die frühere oder Aprilsaat, ist auch in dem abgewichenen Jahre die einträglichste, ob wohl nur mittelmäßig gewesen, und es ist zu beklagen, daß davon für dasmal nicht mehrerer Gebrauch gemacht werden können, weil der zur Kultur mehrentheils erforderliche Leinsaame aus der Ostsee allererst am letzten Tage des Aprils in Bremen anlangte, welche zufällige Verspätung dem Säemann die freie Wahl der Bestellungszeit offenbar einschränkte, und es verhinderte, daß bei der mit Anfang des Aprils eingetretenen günstigen Witterung und beförderten frühern

Zeitigung des Ackers, die Besaamung nicht zur rechten Zeit b), nach Gelegenheit unsers hiesigen Geestfeldes etwa von der Mitte dieses Monats an zu rechnen, geschehen mögen.

Da bei jetzigen Zeitumständen der Flachsbaue einen beträchtlichen und unentbehrlichen Artikel im Landhaushalt ausmacht, wovon der Unterhalt und die Beschäftigung so vieler Menschen abhängt, und dabei eine ansehnliche Auslage nebst mannigfaltiger Bearbeitung erfordert; so ist es wohl der Mühe wehrt, darauf zu raffiniren, wie solcher mit möglich größtem Vortheil und Sicherheit zu betreiben, und da wie den bevorstehenden Witterungslauf mit Gewißheit voraus zu sehen nicht vermögen, sorgfältig zu überlegen, welchen von den gewöhnlichsten Wetterschäden am meisten vorzubauen sey, und insonderheit, ob die zu befürchtende Dürre, oder aber die erwanigen Nachfröste der Leinsaam am nachtheiligsten erachtet werden.

Um hierin etwas, und so viel meine eingeschränkte Erfahrungen in Betref

des

- a) Es ist schon eine süße Anzeige, wenn die Leinsaam nicht zu einer Zeit aufkehet. Das starke Beqaen, und nach Umständen auch das Ueberwalzen des Landes, ist bei trockenen Zeiten sehr dienlich, wie man dieses schon daraus bemerkt, daß bloß durch das Aufliegen beim Ausgäten des Unkrauts die zarte Frucht sich bei der Dürre augenscheinlich erholt.

Mancher versiehet es auch mit dem austretenden Saamen. Unter diesem ist allemal etwas Ackerforn, und im vorigen Jahre war er überhaupt von geringer Güte. Um vorher zu sehenden Schaden abzuwenden, bedienet man sich der bekannten Probe, indem man einiae Körner in ein Lappchen gebunden, 24 Stunden ins Wasser, und darauf in die Erde leat, wonach es in wenig Tagen sich zeigt, wie viel Abfall darunter begriffen, der beim Aussäen mit in Anschlag zu bringen ist.

- b) Aus mehrjährigen Beobachtungen ist bekannt, daß der auswärtige Eur- und Liefländische Saame noch weniger, als der selbst zugezogene im trockenen Sommer ausdauert, und daher fürnehmlich zur frühesten Ausaat zu nehmen sey.

des Flachsbaues ergeben, zur Beförderung dieses wichtigen Nahrungs zweiges beizutragen, und andere Wirtschaftlicher zu einer weitern Untersuchung und Berichtigung derselben zu veranlassen, nehme ich mir die Freiheit, dem geneigten Publikum einen Auszug der geführten Haushaltsrechnungen von den 9 Jahren 1775 bis 1783 eingeschlossen, vorzuliegen, worin enthalten ist, wie viel Bremer Viertelkiesamen, und an welchem Tage derselbe ausgesät, auch was nach der Zehentbehandlung an reinem Flachs von jedem Viertel Einfall nach dem Divident geerntet worden. Diese Behandlung mit den

Miethsleuten, geschiehet zwar nach einem gemäßigten Anschlage, kan aber nichts desto weniger zu einem im Verhältniß richtigen Maasstabe angenommen werden.

Die dazu gebrauchte Länderei, welche sandartig, und bei der Bestellung nicht nur gepflüget, sondern auch zugleich einen Spaden tief aufgegraben wird, ist in allen Jahren dieselbe und von einerlei Lage, Güte und Gehalt. In einem Viertel Bremer oder  $\frac{2}{3}$  Himten Braunschweigischer Maasze werden 16 Quadratrußen ausgemessen, und dieses Verhältniß für zuträglich befunden.

Jahr und Tag der Bestellung.	Einfall.	Erntertrag von 1. Viertel.
1775 den 10 <sup>ten</sup> Mai —	29 Viertel —	18 $\frac{1}{3}$ Pfund.
1776 den 30 <sup>ten</sup> April —	45 — —	17 $\frac{1}{3}$ —
1777 den 30 <sup>ten</sup> April —	63 — —	18 $\frac{1}{2}$ —
1778 den 7 <sup>ten</sup> Mai —	66 — —	24 $\frac{2}{3}$ —
1779 den 21 <sup>ten</sup> April —	96 — —	19 $\frac{2}{3}$ —
1780 den 3 <sup>ten</sup> Mai —	22 — —	15 $\frac{1}{2}$ —
1781 den 4 <sup>ten</sup> Mai —	93 — —	10 $\frac{1}{5}$ —
1782 den 10 <sup>ten</sup> Mai —	75 — —	19 $\frac{2}{3}$ —
1783 den 2 <sup>ten</sup> Mai —	59 — —	11 $\frac{1}{2}$ —
Beträgt im Durchschnitt von jedem Viertel beinahe		17 $\frac{1}{4}$ —

Das Resultat dieser Tabelle in Verbindung mit dem dabei beobachteten Witterungslauf, giebt zu folgenden Anmerkungen Anlaß.

Unter allen benannten Jahren ist die Ernte von 1778 die einträglichste gewesen. Das Wetter war im März trocken, im April ziemlich warm, und im Mai mit Regen vermischt und fruchtbar; in den folgenden drei Mo-

naten durchaus trocken, zwar mit vielen Gewittern im Julius, die aber hiesige Gegend wenig trafen.

Die Jahre 1779 und 1782, sind nächst jenem die ergiebigsten, und einzander im Ertrage gleich gewesen, wiewohl die Bestellungszeit 19 Tage unterschieden ist.

Der berühmte trockene und gelinde Winter 1779 ist bekant, welcher eine

frühe Aussaat befördert hat. Der Sommer war zwar zum trocknen geneigt, hatte aber doch nothdürftigen Regen. Vom 23<sup>ten</sup> April bis 7<sup>ten</sup> Mai windig, mit kaltem Regen, welcher das Land besenktete.

Im Jahr 1782 war der März und April kalt und trocken, letzterer mit scharfen Nachfrösten, so, daß erst in der Mitte vom Mai die Blätter und Blüte der Bäume sich zeigten. Am 6<sup>ten</sup> Mai starker Regen und Nachmittags Schnee, zur Fruchtbarkeit des Sandboden dienlich, wodurch aber das Vieh auf der Weide verflummt, darauf bis Johannis trockenes Wetter.

Man siehet hieraus ohne mein erinnern, daß besonders der nasse Maimonat eine reiche Flachsenernte hoffen lasse, wie auch, daß die in den beiden letzten Jahren nach einer ungewöhnlichen Witterung so sehr unterschiedene Saatzeiten dennoch im Erfolge gleichhaltig gewesen sind, und es also auf eine Tagewählerei beim Ackerbau gar nicht ankomme.

Um nicht zu weitläufig zu werden, gedenke ich nur noch der Witterung wegen der ganz abschlägigen Flachsjahre von 1781 und 1783.

In dem erstern war die letzte Hälfte des März, so wie der ganze April und Mai trocken, welche Dürre fast bis zum Anfange des Augusts fort dauerte, da häufige Regen und Ge-

witter einfielen. Den 7<sup>ten</sup> und 24<sup>ten</sup> Mai scharfe Nachfröste, wodurch die Leinsaat strichweise beschädigt wurde c). Am 6<sup>ten</sup> Jun. den ersten Regen nach einer langen Dürre.

Im Jahr 1783 fing die trockene Witterung mit dem April an, und continuirte mit sohrem Winde den Maimonat hindurch, weswegen einige Maschländerei zu steif und unbestellbar wurde. Am 14<sup>ten</sup> Mai einen geringen Gewitter: und den 15<sup>ten</sup> Jun. etwas Strichregen, die übrige Zeit beständig trockene und heiße Witterung bis zum Monat Julius, zwar nicht ohne alle Gewitter, welche jedoch mehr durch schädliche Entzündungen, als einen durchdringenden Regen sich auszeichneten. In der Nacht auf den 23<sup>ten</sup> Jun. erfolgte ein scharfer Frostnebel, welcher die Gestränche und Bäume entlaubte und selbst das Nadelholz entfärbte, ohne doch den Jahrgewächsen sonderlich zu schaden.

Uebrigens verdient das Jahr 1780 bemerkt und hieher gerechnet zu werden, weil es gleichfalls abschlägig zu nennen ist; worin zwar am 23<sup>ten</sup> April ein schwerer Regen zur Befruchtung des Landes erfolgte, die nachherige bis Johannis anhaltende Dürre aber, wo bei Klappen an Flachs und Kräutern sich eingefunden, das Wachsthum der Sommerfrüchte sehr gehindert, auch der auf Medardus oder 8<sup>ten</sup> Junius ein:

c) Ich erinnere mich noch ganz genau, daß die Aprilsaat dasmal zum Theil wiederholend abfror, aber sich beidemal dergestalt erholte, daß sie den Vorzug gegen die spätere Besaamung behauptete.



elngesallene Nachtfrost die Rößchenblüte verdorben hat.

Aus dieser Wetterbeobachtung der benannten drei abschlägigen Jahre erscheinert ganz deutlich, daß hauptsächlich die auf die Saatzeit unmittelbar erfolgte und angehaltene Dürre einen schädlichen Einfluß auf das Wachsthum des Flachsens geäußert, und in denselben nur einmal die Nachtfrostte wiederholend im Mai ihre Macht ausgeübet haben.

Ueberhaupt giebt der angeführte Registerauszug in Ansehung unsers bemeldeten Geeslandes, zwar nur so viel zu erkennen, daß

1) die Flachsrenten der neunjährizgen Periode etwa auf drei gute, drei mittelmäßige und drei geringe in Anschlag zu bringen,

2) daß die mittlere Saatzeit gerade auf Maitag einfalle, welche aber

3) bei außerordentlicher Witterung und Zeitigung des Ackers, auch wohl um 8 bis 10 Tage früher oder später möglich und nöthig gemacht werden könne; wobei der Vorzug der früheren Bestellung, welcher aus mehreren und zu unterschiedenen Zeiten im Jahre vorgenommenen Besamungen bewähret werden mögte, unentschieden bleibt. Allein ich wolte obgedachter moassen auch nur so viel beitragen, was wahre Fakta und eigene Erfahrungen aus den einfachen jährlichen Bestellungen, wie solche nach den

Umständen der Witterung und der Niechsolente zur bequemsten Zeit vorgenommen worden, mir an die Hand geben und zur Vergleichung mit den Erfahrungen anderer Dertter vielleicht nützlich seyn könnte, mithin aus den angezeigten Wetterbeobachtungen hauptsächlich darthun, daß in den mehr benannten neun Jahren die so berriessenen Nachtfrostte, welche wohl einen partikularen Schaden anrichten, und selbst die spätere Saat treffen mögen, doch wirklich insgemein dasjenige nicht gewesen sind, was die zeitige Ausfaat des Leinsaamen unthunlich gemacht, oder den Flachsbaus so sehr beschweret haben solte, vielmehr nach dem redenden Verweise der Jahre 1780, 1781 und 1783, eine auf die Besaamung unmittelbar gefolgte anhaltende sohere, und mit gänzlichem Regenmangel begleitete Witterung, das Gedeihen desselben so sehr gehindert habe, daß selbige einen allgemeinen, in quanto & quali, gleich großen Miswachs erzeuget; woraus denn die natürliche Folgerung herzuleiten seyn mögte, daß die dem Verlust nicht besser, als durch eine nach der Beschaffenheit des Wetzters und des Ackers eingerichtete fordersamste Bestellung begegnet, und also in Rücksicht auf den mildern und eher abtrocknenden Sandboden schon in der letzten Hälfte des Aprils der Ansara damit gemacht werden könne d).

So wenig wir indessen bei aller menschlichen Vorsicht auch in Zukunft

Nu 3

im:

d) Es ist kaum nöthig zu erinnern, daß solche Grundstücke, welche wegen ihrer Lage und

immer reiche Flachsernten hoffen dürfen, desto mehr scheint die Nothwendigkeit und allgemeines Bedürfnis dieses Produkts es zu erfordern, daß vermögende Mitbürger darauf Bedacht nehmen, bei gesegneten Jahren einen genugsamen Vorrath desselben in oder außerhalb Landes anzuschaffen, und dadurch für die abschlägigen Ernten mehr zu sorgen, so wie solches bisher von einem Jahr zum andern mit dem Brodkorn geschieht, mit welchem Bedürfnis jenes fast von einerlei Unentbehrlichkeit ist. Dieser Niederlage würde es eben so wenig als dem Kornmagazin, an Absatz fehlen, vor diesem aber darin einen großen Vorzug behaupten, daß der Flachs, wie der Wein, sich mit den Jahren veredelt, und also zu einem vortheilhaften Handlungsartikel sich von selbst empfiehlt.

Aus diesem mehr ausgebreiteten Commerz würden nicht nur billigere Preise entstehen, welche in dessen gegenwärtiger Ermanglung und Einschränkung, bei geringen Ernten nicht zu hoffen sind, sondern auch denen Gegenden eine große Erleichterung ange-

beihen, die zum einträglichen Flachsbau sich nicht qualifiziren, deren Bewohner aber zur Noth sich damit behelfen müssen, weil sie ihre Haushaltsnothdurft anderergestalt ohne Weitsäufigkeit und Kosten bislang nicht anzuschaffen gewußt, und daher auf die Erzeugung desselben an Dünger, Arbeit und Kosten vieles vergeblich verschwenden, welches sie weit nützlicher auf den ergiebigeren und mit dem zum Futter und Dünger unentbehrlichen Stroh verbundenen Kornbau, anwenden könnten, und bei der Verfrachtung dessen Ueberschusses und dem Ankauf des reinen Flachses sich unsehrbar besser befinden würden; wohingegen andere zur Kultur des Flachses geschickte Dörfer dessen Betrieb mit Nutzen zu erweitern, und ihren darauf gerichteten Fleiß zu vermehren, bewegen werden dürften.

Und solchergestalt würde der Acker nach seiner natürlichen Eigenschaft vorzüglich behandelt und bestellt, dem Eigenthümer mit dem wenigsten Kostenaufwand den reichsten Ertrag gewähren, so wie auf dem Unterscheid des Bodens die Erhaltung der man-

nigfal-

und Natur, auch sonstiger wirthschaftlichen Convenienz, ein anders erfordern, hier nicht mit in Betracht kommen.

Gleichwie diese durch anderweitige Vortheile vielleicht entschädiget werden, so hat jene frühere Bestellung des ledigen Geesfeldes nicht weniger ihren besondern Nutzen, welcher darin besteht, daß das abgeerntete Land um Jacobi mit Rübsaamen nochmals bestellt, und mit dieser Nebenernte dem Futtermangel in mageren Jahren abgeholfen werden könne; und es handeln auch diejenigen Bauerschaften dem Wink der Natur völlig gemäß, welche bei dem zeitigen Eintritt der Kornernte in trockenen Sommern, die ohnehin unerhebliche Stoppelweiden einstellen, und dafür die durch solche Witterung begünstigte, in einer kurzen Zwischenzeit zu erzielende weit nützlichere Rübenerte erwählen.

nigfaltigen Produkte, mithin die Beförderung des wechselseitigen Handelsverkehrs und Umsatzes mit denselben zum gemeinen Besten beruhet.

Z.

T.

### Beitrag zur Geschichte der aerostatischen Maschinen.

Am 17<sup>ten</sup> April d. J. Morgens früh, ist im Amte Osterholz, und zwar in dem Mohranbau Bergedorf, 1½ Meilen nördlich von Bremen, durch den dortigen Einwohner Dierck Wellbrock, ein Luftball in einem Mohrgraben gefunden worden. Beim ersten Anblick erschrocken der FINDER, und, weil sich der Ballon vermuthlich noch nicht völlig der brennbaren Luft entladen, sondern sich noch etwas bewegte, glaubte er, daß ein Kind darin stecke. Erst nach Zusammenberufung mehrerer Nachbarn bemeisterte man sich des Balles, an welchem folgendes mit Bleistift geschriebenes Bulletin angebunden war:

Minden, den 16<sup>ten</sup> April 1784.

Wer diesen Ball binnen 24 Stunden wieder bringt, soll 1 Rthlr. zum Recompence haben.

Da diese Anzeige keine nähere Bestimmung des Absenders enthält: so weiß man auch keinen andern Weg, als die öffentlichen Blätter, demselben die richtige Ankunft zu bescheinigen. Ist der Ball zu Preussisch Minden abgelassen, so hat er nach der geradesten Direction wenigstens 12 Meilen

zurück gelegt, welches der am 16<sup>ten</sup> April zwischen durch gewehete Süd- und Südwestwind glaublich macht. Die Zeit seiner Reise läßt sich nicht bestimmen, da die Herabsenkung des Balles nicht gesehen worden. Uebrigens scheint der Flug des Balles die Erwartung des Absenders übertroffen zu haben: Denn der Wunsch desselben, einen Ball binnen 24 Stunden zurück geliefert zu sehen, der 12 Meilen die Luft durchstrichen, wäre wohl unerreichbar.

Die Maschine selbst, etwa 1 bis 1½ Fuß im Durchmesser, war von feinen zum Theil über einander geklebten Häuten, roth angemahlt, und auf selbiger eine aufgetragene schwarze Figur befindlich, welche man für einen Drachen hielt, indem an dem obern Theil des Balles ein Auge noch deutlich zu sehen war. Die Oeffnung, durch welche die entzündbare Luft eingelassen worden, war von Kork, mit einem Stöpsel fest verschlossen. Bei Ausdehnung des Balles mag derselbe mit stark gezwirnten Fasern umzogen gewesen seyn, die aber jetzt beim Halse der Maschine in einen Knäuel ganz verwirrt durch einander hingen. Der Riß war in der Mitte

Mitte des Globi, etwa einer Spanne sichtbar überzeugen wolte, daß kein lang, und ist vermuthlich durch den Kind darin stecke, Findex vergrößert worden, der sich

O. den 20ten April 1784.

S.

## A n f r a g e .

Quae non profunt singula —  
multa juvant.

*Ovid.*

Ich habe in Niedersachsen, besond: ders aber im Hannover: und Hil: desheimischen gefunden, daß man das Wort: Urtheil, der Ausspruch eines Richters, so wohl im gemeinen Leben als auch in Geschäften, münd: lich und schriftlich, für ein Femininum gebrauchet.

Alle gute deutsche Schriftsteller nehmen es für ein Neutrum. Die besten und bekantesten Wörterbücher, als Klausing unter Judgment, Gesner unter sententia und Frisch unter Urtheil führen es als ein Neutrum auf. Und selbst dem feinern Ohr ist dieser Fehler eben so niedrig und empfind: lich, als der unrichtige Gebrauch von mir und mich, Sie und Ihnen.

Noch vor nicht langer Zeit ekelte dem Franzosen und Engländer unsere Sprache. Denn eine Menge von

Dialecten, Provinzialismen, und so gar Vermischung und unrichtiger Gebrauch der Geschlechts und Vorwörter, hatten sich in Geschäfts und Bü: chersprache eingeschlichen. Aber durch die Bemühungen großer Männer, hat sie sich in kurzer Zeit so verfeinert, daß selbst polirte Ausländer sich an dem deutschen Sprach: Colorit, daß ich mich so ausdrücke, — zu vergnügen anfangen.

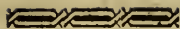
Ich frage daher, ob es nun nicht gut sey, auch diese kleine Unrichtigkeit zu verbessern, und das Urtheil künftig als ein Neutrum zu gebrauchen? oder wenigstens überzeugende Gründe anzugeben, warum man solches nicht könne?

Denn Studium seiner Muttersprache ist dem Geschäftsmann wie dem Gelehrten gleich notwendig.

W — dr.

M — r.





# Hannoverisches Magazin.

37<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 7<sup>ten</sup> Mai 1784.

Fortgesetzte Anzeige der muthmaßlich zu erwartenden Witterung  
in den Monaten Mai, Junius und Julius.

(S. das 15<sup>te</sup> St. des Mag. von d. J.)

— **U**eber meine bis hieher gehenden Witterungsanzeigen kan ich nicht umhin noch etwas zu sagen. Sie beweisen, wie ich glaube, wenigstens so viel, daß es möglich sey, die Witterung voraus zu erforschen. Die Witterungen im Januar und Februar sind fast Tag für Tag eingetroffen, und die Messe ist nach dem Wetter eben so gewesen wie sie vorher beschrieben war. In dem ganzen Verzeichnisse steht bis auf den 23<sup>ten</sup> Febr. kein Regen, und an dem Tage, da er zum ersten male im Jahre steht, fiel er auch richtig ein. Wie auffallend muß es manchem gewesen seyn, da mit dem letzten Februar wieder Frost eintrat, und in dem Verzeichnisse ausdrücklich die Worte stehen: Es fängt wieder an kalt zu werden. Der strenge Frost am 14<sup>ten</sup> März, und das völlige Aufschauen am 24<sup>ten</sup> desselben Monats, haben sich richtig eingestellt. Der 21<sup>te</sup> und 28<sup>te</sup> sind mit Raupreis und Reif bezeichnet, und es hat an diesen Tagen ziemlich stark gefroren, wobei also nur die Grade der

Kälte verfehlet sind, welches aber kein billig denkender übel auslegen wird. Ich übergehe andere weniger merkwürdige Uebereinstimmungen zwischen der Anzeige und den eingetretenen Witterungen mit Fleiß, um nicht gar zu weitläufig zu werden. Aber es trifft doch nicht alles ein, wird man sagen. Dieses kan ich nicht in Abrede seyn, ja ich habe dieses erwartet, und dazu aus Gründen erwartet, worüber ich mich sogleich näher erklären will. In den Erklärungen über das Eintreffen oder Nicht Eintreffen ist noch sehr viel unbestimmtes. Wer gar zu viel erwartet, der wird sich öfter betrogen finden, als der, der nicht so viel erwartete; z. E. wenn auf einem Tage im Verzeichnisse steht: helle; und man will, wenn etwa einiges Gewölke aufsteiget, sagen: Heute trifft die Anzeige nicht ein; so scheint man Recht zu haben: aber der, der da jagt: Es trifft ein, wird nach dem Urtheile aller Billigen, doch noch mehr Recht haben. Oder, wenn ein Tag mit dunkel bezeichnet ist, und man

Do

wol:

wolte erwarten, daß die Sonne an demselben auch nicht eine Minute lang hervorbrechen sollte; so hieß ich dieses zu viel erwartet. Das an einem einzigen Tage sich manchmal so ofte verändernde Wetter, läßt sich, wie der Augenschein giebt, unmöglich mit einem einzigen Worte und auch einer Zeile ausdrücken. Es kommt nur darauf an, wie man meine Ausdrücke hat verstehen wollen. Und da ein jeder immer selbst der beste Ausleger seiner Worte seyn muß, so wird mir erlaubt seyn zu erklären, was meine Meinung bei den kurzgefaßten Ausdrücken gewesen ist, und ferner seyn wird. Ich bin bemüht, das auszeichnende, was ein Tag von dem vorhergehenden hat, anzuzeigen, z. B. Nach einem hellen Tage habe ich Schnee gesetzt, wenn ich gleich nicht vermuthet habe, daß es den ganzen Tag schneien würde, und wiederum helle für einen andern Tag, von dem ich voraussetze, daß er nicht so trübe oder düster wie der vorhergehende seyn würde. Daß der Frost bis den 24. März dauern würde, glaubte ich genugsam dadurch angezeigt zu haben, daß ich für den Tag ein völliges Aufstauen gesetzt hatte, denn wo jener nicht mehr ist, da findet dieses keine Statt. Die vorhergehenden gelindern Anzeigen mußte man als Maßigungen desselben verstehen. Wenn man aus diesem Gesichtspunkte meine Anzeige mit dem Erfolge zusammen hält, so wird man schon mehr Uebereinstimmung finden, als man aufser demselben darin gewahr wird.

In den ersten Tagen des März ist

einige mal Schnee gesetzt, der hier nicht erfolgt ist, aber er kan in Sachsen erfolgt seyn, dunkete Wolken gegen genug aus West gen Ost über uns hin. Nach dem 24. desselben Monats ist noch ziemlich strenger Frost und vieler Schnee eingefallen, die im Verzeichniß nicht angegeben sind, und im April ist auch das Wetter sehr oft von der Anzeige verschieden gewesen. Dieses alles ist unlängbar. Wenn man aber bedenket, wie mißlich das Aprilwetter ist, wozu die letzte Märzwitterung mit gehöret, so wird man sich nicht wundern, wenn die Anzeigen davon auch mißlicher sind, als von aller übrigen Zeit im ganzen Jahre. Es ist überdem eine ziemlich ausgemachte Erfahrung, daß um die Zeit der Frühlingstag und Nachtgleiche, oder vielmehr einige Zeit nachher, die Barometer gar unrichtig gehen, oder wie man sagt kolkeln. Vielleicht sind auch die Beobachtungen nach dem 24<sup>ten</sup> März nicht mehr so genau gemacht, und man hat zu sehen geglaubt, was man erwartete. Wer wird nicht gedacht haben, da es am gedachten Tage so mächtig aufging, nun ist der Winter völlig vorbei? Und wer damals gesaget hätte: Es wird noch einmal in vier Tagen wieder Winter werden, stark frieren, und Schnee fallen, der einige Tage liegen bleiben wird, der würde gewiß wenig Glauben gefunden haben; denn man glaubet, was man wünscht. Indes, daß vor dem 19<sup>ten</sup> April nicht viel würde von gutem Wetter zu hoffen seyn, ist in der Anmerkung zum März und dem,

was

was bei diesem Tage stehet, nicht un-  
deutlich zu verstehen gegeben. Ueber-  
dies giebt es Witterungsanzeigen, die  
im Winter Frost, und im Sommer Ge-  
witter andeuten; wenn nun diese auf  
eine Jahreszeit Beziehung haben, da  
man das eine so gut als das andere  
erwarten kan, so gehöret alsdenn viel  
dazu, richtig zu bestimmen, was sie  
bedenten sollen. Das ofte so verän-  
derliche Aprilwetter muß auch so ver-  
änderliche Anzeigen haben, wovon man  
aus guten Ursachen viele unbemerkt  
wird vorüber gehen lassen. Vielleicht  
kommen wir in einigen Jahren weiter,  
und wer weiß, was wir im Jahre 1790  
schon davon wissen werden. In dem  
Mangelhaften in meinen Beobachtun-  
gen trägt die Lage meiner Wohnung  
und meine angewiesene Beschäftigung  
auch vieles bei. Die erstere ist so, daß  
ich gegen Mittag ungefähr  $36^\circ$  an dem  
Himmel über dem Horizont zu Ge-  
sichte bekomme, gegen Südost etwas  
mehr, gegen Osten gar nicht, und ge-  
gen West bis auf  $25^\circ$  über dem Hori-  
zont, gegen Norden gehet meine Aus-  
sicht nicht viel tiefer hinunter als der  
Stand des Polarsterns ist; und wie  
eingeschränkt dieses ist, brauche ich wohl  
nicht weiter zu berechnen. Meine Be-  
schäftigung, zu welcher ich ausgehen  
muß, erfordert Vor- und Nachmittags  
jedesmal 4 Stunden Aufmerksamkeit,  
so, daß ich oftmals nicht weiß, was  
unterdeß für Wetter ist. Dieses sey  
genug, um die Möglichkeit der Witte-  
rungserforschung zu beweisen, und die

wenigen Abweichungen zu entschuldigen.  
Wolte man mich aber fragen,  
warum ich bei so unvortheilhaften Um-  
ständen diese Beobachtungen dennoch  
mache; so würde ich antworten: Ich  
habe einmal die Regel gelobet, und  
um nicht den Vorwurf jener Lehrer zu  
verdienen: Sie wollen sie nicht mit ei-  
nem Finger regen a), habe ich sie wol-  
len so gut in Ausübung bringen, als  
mir es nach meinen durch Erfahrung  
erlangten Einsichten und nach meinen  
Umständen möglich ist, weil es doch noch  
immer besser ist etwas, als gar nichts.

Mancher verlangt auch wohl eine  
Erklärung über diese Beobachtungen  
mit der Frage des Sokrates. Wie  
mag solches zu gehen? So wie vieles  
in der Natur zugehet, das man nicht  
erklären kan, und wovon man täglich  
Beispiele genug siehet. Ich legte am  
3<sup>ten</sup> des März in gute Erde in ei-  
nen Blumentopf, den ich in der Stube  
habe, fünf Samenkörner von einem  
Blumengewächse, die in einer Samens-  
kapsel zur Reife gekommen waren, eins  
davon lief schon den 12<sup>ten</sup> desselben auf,  
ein anders den 19<sup>ten</sup>, zwei andere den  
21<sup>ten</sup>, und nun zweifelte ich, ob das  
letztere kommen würde, und es ging  
wirklich noch den 26<sup>ten</sup> auf. Wer wird  
zureichenden Grund von dieser Ver-  
schiedenheit angeben können. Noch we-  
niger wird man sagen können, warum  
nach einem Nebel in so vielen Tagen  
erst ein Regen erfolge, und wo dieser  
so lange in der Luft bleibe.

Einige Bemerkungen über die dies-  
jährige

a) Matth. 23, v. 4.

jährige Witterung im März dürften hier auch nicht am unrechten Orte stehen. Den 6ten desselben, da ich des Nachmittags auf Wind und Wolken Achtung gab, erblickte ich in Südwest etwa 25° vom Scheitelpunkte ein kleines dunkles Gewölke, aus demselben zogen hellere Wölkchen, theils in Ost-Nordost, theils in Südost gegen Ost. Es entstand also aus diesem Punkte in der obern Luft zweierlei Winde, die Wetterfahne hingegen stand um die Zeit aus Südost. Den 9ten desselben zogen Wolken aus West-Südwest und aus West-Nordwest, und häuften sich in Ost zusammen, und ich glaube, wenn sich dergleichen in diesem Monate zu trägt, daß man alsdenn ziemlich sicher schließen darf, daß bald Schnee zu erwarten sey. Die Nebelkrähen haben uns auch in diesem Monate nicht verlassen, und so lange die bei uns bleiben, ist kein freundlich warmes Wetter zu hoffen. Sie denken mit ihrem Gerächze allemal bald kommenden Schnee an, und sind nach meinen Beobachtungen darin zuverlässiger, als die Hanshähne. Dieses haben sie auch noch in den ersten Tagen des Aprils gezeigt, da auf ihr Geschrei noch immer Schnee erfolgt ist.

Als eine auffallende Merkwürdigkeit will ich zur Geschichte dieses nun überstandenen kalten Winters nur noch hinzufügen, daß im Jahre 1684 ebenfalls ein strenger Winter gewesen ist, von welchem es in meiner schon angeführten chronologischen Sammlung

von kalten Wintern b) folgendermaßen heißt: Anno 1684 entstand die strengste Winterkälte. Der Winter fing vom 15ten Nov. 1683 an, und dauerte fast bis Ostern. Es war ein allgemeiner strenger Winter, und fast über ganz Europa gemein. Er soll die kalten Winter 1680 und 1658 ja viele vorige übertroffen haben, daß man seines gleichen seit 1503 in einigen Orten, besonders in Italien nicht soll gehabt haben. Zu Livorno konnte man mit Schlittschuhen auf dem Eise laufen. Von Venedig aus konnte man mit Schlitten auf dem Eise fahren über die Laken bis nach Mestre. Es folgte hernach ein ungemein hitziger Sommer.

Ueber die Folgen, die aus dem langen Winter und besonders aus dem Märzschnee in Absicht der Fruchtbarkeit entstehen mögten, ist man nicht einerlei Meinung. Gemeinlich hält man das Sprichwort: Märzschnee thut dem Hocken weh, für eine Regel ohne alle Ausnahme. Die Geschichte und Erfahrung zeigen aber, daß es desselben ungeachtet fruchtbare Jahre geben könne, und es dabei auf andere Umstände mit ankomme. Ich glaube, wenn der Hocken mit Ausgang des Februars und Anfang des März schon in Trieb gekommen ist, weil ihm eine gelinde Witterung dazu günstig gewesen ist, und es erfolgt nachher Schnee und Frost, so muß ihm dieses außerordentlich nachtheilig werden. Wenn aber der Winter, wie der vergangene, nicht völlig aufgehört, und mit

hin

b) Dieses Magazins 5tes Stück von 1781.



hin der Nocken gar nicht zum Treiben kommt, so dünkt mich könne er den Märzschnee und Frost eben so gut überstehen, als den vorhergehenden vom ganzen Winter; und dies um so viel mehr, wenn ihm vorher die Herbstwitterung besonders günstig gewesen, wie es vorzüglich in diesem Jahre geschehen ist. Martin Zeiler gedenket in seiner Epistolischen Schatzkammer Epist. 429. daß 1334 nach dem 23<sup>ten</sup> April ein großer Schnee in Pohlen gefallen, welcher, als er fünf Tage gewähret, wieder jedermänniglich Erwarten, eine sonderliche Fruchtbarkeit den Aelkern gebracht. Im J. 1770 fiel im März sehr viel Schnee, und lag besonders den 16<sup>ten</sup> und einige folgende Tage sehr hoch, und dennoch wurde die Ernte desselben Jahres nicht so sehr schlecht als die des folgenden Jahres ausfiel. Es stehet ziemlich zuverlässig zu erwarten, daß wir dieses Jahr ganz gute Getreideernte haben werden, besonders da sie etwas später als gewöhnlich eintreten mögte, und alsdenn zu derselben eine günstige Witterung zu erwarten ist, da im Gegentheile die Anzeigen um Jacobi Regen drohen. Die Bäume sind durch die anhaltende Kälte von dem für die Obsternte gewöhnlich schädlichen Treiben so weit zurück gehalten, daß sie vor den leßtern Tagen des Mais wohl nicht zur Blüte kommen werden, wo wir alsdenn keine nachtheilige Nachfröste mehr werden zu befürchten haben, und stehet demnach eine gute Obsternte zu hoffen. Aus diesem Grunde wird man auch dieses

Jahr Mast erwarten können, da es bekant ist, daß die Eiche noch später als die Obstbäume zu treiben anfängt. Manche Leser dieser Blätter werden mit Vergnügen sehen, daß das, was ich gegen sie im Anfange des Januars über das Ausschlagen der Bäume geäußert habe, bis jetzt so genau eingetroffen ist. Wenn nun die Witterung übrigens günstig ausfallen wird, so werden Korn, Obst und Mast wohl gerathen; und wie diese höchst wahrscheinlich seyn werde, will ich im folgenden Verzeichniß vor Augen legen, dem man nach der Erfahrung des Erfolgs vom vorhergehenden, vielleicht noch mehreren Beisfall geben wird als jenem. Diesem werde ich bei jedem Monate die Beobachtungen über der Alten ihre sogenannte Noteltage hinzu setzen, wobei ich den Gedanken habe: Je mehr Regeln übereinstimmen, je sicherer sind die Folgen. Ich habe unter andern in der Nummerung über den Februar gesagt, daß nach der alten Sage nach Matthias Tage noch vierzig Fröste kommen solten, und wenn diese also im März und April sich abfänden, wie sie gar wohl könnten, so würden im Maimonate keine mehr kommen, und dieses mögte wohl der Mühe werth seyn, nachzuzählen. Es sind ihrer, wenn ich recht gezählet habe, bis jetzt 36 gewesen, und nach der Regel also nur noch viere zu erwarten, die im April oder Anfange des Mais gewiß noch erfolgen werden. Und denn will ich jenen Wunsch etwas verändert also thun: Daß uns Gott in allen Gnaden für mehreren be-  
wahren

wahren wolle; denn man hat ja die Erfahrung, daß es noch im Junius gefroren habe. Und nun zur Sache selbst.

Im Maimonat wird die Witterung seyn.

Den 1. heiter und angenehm.

Den 2. warm und veränderlich.

Den 3. wie gestern.

Den 4. helle und mäßig warm, drohet noch Nachtfrost.

Den 5. warm und veränderlich.

Den 6. warm und regnerisch.

Den 7. etwas kühlter und regnerisch.

Den 8. kühl und trübe.

Den 9. schönes Wetter.

Den 10. gutes Wetter, Nachtfrost.

Den 11. trübe und kalt.

Den 12. schönes Wetter und Nachtfrost, vermuthlich der letzte.

Den 13. früh etwas Reif, und hernach warm.

Den 14. warm und regnerisch.

Den 15. warm und angenehm.

Abends vermuthlich Gewitter.

Den 16. etwas Regengestöber und warm.

Den 17. herrliches Wetter.

Den 18. wie gestern.

Den 19. sehr warm.

Den 20. warm und Abends Gewitterschauer.

Den 21. etwas Regenschauer und warm.

Den 22. wie gestern.

Den 23. sehr warm und Gewitter.

Den 24. warm und heiter.

Den 25. kühlter und trübe.

Den 26. wie gestern, mehr regnet.

Den 27. schönes Wetter.

Den 28. sehr warm. Gewitter.

Den 29. schön und warm.

Den 30. wie gestern.

Den 31. noch sehr warm.

Wenn nun dieses, wie wohl zu vermuthen ist, größten Theils so ziemlich eintreffen wird, so wird man frühzeitig Viehebeuhnen legen können, die nach ihrem Auslaufen wohl nicht durch Frost werden verderbet werden. Auch wird man zur Gerstensaart das beste Wetter wählen können, weil es so gewünscht abwechselnd seyn wird. Nach oben geradem Bucho soll man auf den Urbanstag acht haben. Regen am Pfingsttage soll nach demselben auch nicht gut seyn; da aber dieser bald früh, bald spät in diesem Monat einfällt, so sieht man leicht ein, daß darauf wohl wenig zu achten sey.

Im Junius wird das Wetter seyn.

Den 1. warm und helle, Nachmittags etwas Regen.

Den 2. wie gestern.

Den 3. noch eben so.

Den 4. warm und Gewitterschauer.

Den 5. warm und Strichregen.

Den 6. wie gestern.

Den 7. heiteres Wetter und kühlter.

Den 8. wie gestern.

Den 9. noch schönes Wetter.

Den 10. noch eben so.

Den 11. etwas trübe.

Den 12. veränderlich mit Regen.

Den 13. herrliches Wetter.

Den 14. warm und helle, etwas Regen.

Den 15. warm und Strichregen.

Den

Den 16. schönes Wetter.

Den 17. herrliches Wetter. Nachts etwas Regen.

Den 18. schönes Wetter.

Den 19. wie gestern.

Den 20. noch eben so.

Den 21. noch helles schönes Wetter.

Den 22. wie gestern, etwas trüber und kühler.

Den 23. wie gestern, es läßt zum Regen an.

Den 24. etwas Regen.

Den 25. veränderlicher mit Regenschauer.

Den 26. wie gestern.

Den 27. wie gestern, es fängt an aufzuklären.

Den 28. wieder helle.

Den 29. etwas Regenschauer.

Den 30. warm und dunkel.

Man wird also in diesem Monate, da, wo man schon Heu erntet, gewiß bequeme Zeit finden, es gut zu machen und trocken einzubringen, nur wird man es nicht bis auf die letzte Zeit verschieben dürfen. Zum Wachsthum der Gerste wird die Witterung so ausgesucht seyn, wie man sie nur wünschen kan, und zum Kohlpflanzen wird man sie auch wohl nicht besser verlangen. Hierbei erinnere ich mich, daß man rühmet, wenn man das Kraut von rothen Rüben und Bete koche, und mit der Brühe, nachdem sie kalt geworden ist, die Pflanzen begösse, keine Raupen daraufliegen sollten; oder man soll rothe Rüben und Bete darzwischen stellen und das Kohlland mit Hanf einfassen, und dann wird es auch für ihnen

sicher seyn. Versuchen haben ich es nie können, es scheint mir aber einige Wahrscheinlichkeit zu haben, da die Erfahrung giebt, daß sich die Raupen niemals auf diesen Pflanzen finden lassen. In diesem Monat sind der Johannis- und Frohnleichnamstag Notlinge. Auch pflügen die Bürgerbeisigungen einzufallen, welches gemeinlich um Johannis zu seyn pflegt, da man Scheibenschreiben, Auszüge und Anzüge anstellt. Man wird aus obiger Witterungsanzeige die Mahregeln nehmen können, um hiezu eine Zeit zu erwählen, da man wahrscheinlich die beste Witterung dazu zu erwarten hat.

Im Julius wird die Witterung folgende seyn.

Den 1. helle und warm, oder vielmehr heiß.

Den 2. etwas wolkigt und warm.

Den 3. Regen.

Den 4. warm und Regenschauer.

Den 5. schönes Wetter, heiß.

Den 6. heiter, und kühler Wind.

Den 7. wie gestern.

Den 8. auf diesen Tag fiel eine Anzeige, die im Winter Thauwetter bedeutet, was sie aber um diese Jahreszeit bedeutet, weiß ich nicht gewiß. Die Aspelten zeigten schönes Wetter an.

Den 9. schönes Wetter, sehr warm.

Den 10. schönes Wetter.

Den 11. noch schön.

Den 12. veränderlich und läßt zum Regen an.

Den 13. Regenschauer.

Den 14. wie gestern.

Den 15. wie gestern.

Den 16. noch eben so.

Den 17. schönes Wetter.

Den 18. wie gestern, etwas wolkigt.

Den 19. sehr warm, Gewitter.

Den 20. Regen.

Den 21. schön und sehr warm.

Den 22. schönes helles warmes Wetter.

Den 23. noch helle.

Den 24. Regen.

Den 25. wie gestern.

Den

Den 26. etwas minder Regen.

Den 27. veränderlich und etwas aufklärend.

Den 28. dunkeler und Regenschauer.

Den 29. noch regnerisch, es fängt an aufzuklären.

Den 30. ziemlich helle.

Den 31. schönes Wetter.

Die eigentliche Heuernte, die an den mehrsten Orten in diesem Monat fällt, dürfte wohl etwas beschwerlich werden, denn wie der Augenschein giebt, wird eben nicht viel anhaltende schöne Bitterung seyn, ausgenommen vom 7<sup>ten</sup> bis 11<sup>ten</sup>, da denn freilich, wenn es ernstlich gemeinet wird, vieles kan beschicket werden. Es fallen zwar in der letzten Hälfte dieses Monats noch einige schöne Tage vor, aber man wird an denselben, wenn man so lange gewartet hat, das Heu gleichsam, wie sich der Landmann ausdrücker, aus den Wiesen stehlen müssen. An die Getreideernte wird, wie schon gesagt worden, in diesem Monat wenig gedacht werden, und wie die Bitterung eigentlich in dem folgenden Monat seyn werde, kan ich nur erst künftig sagen, wenn ich wieder die Beobachtungen von dreien Monaten werde gesammelt haben. Ob die beschriebene Bitterung werde dem Flachsbau äunstig seyn, kan ich nicht mit Gewißheit sagen, weil ich zu wenig Kenntniß davon habe, ich vermuthe aber, daß sie dazu recht äunstig seyn werde, sowohl zum Früh- als Spatlein, und daß man hierauf besonders den Rath des Salomons anwenden könne: Frühe säe deinen Sa-

men, und laß deine Hand des Abends nicht ab: denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird; und ob es beides geriethe, so wäre es desto besser c). In diesem Monat sind so genannte Noteltage Maria's Heimsuchung und der Jacobstag. Von dem ersten hat sich die Meinung von seinen Anzeigungen, daß wenn es an demselben regnet, der Regen sieben Wochen währet, durch mündliche Ueberlieferung ziemlich weit ausgebreitet, welche aber auch mehr male unrichtig befunden wird. Aus dem Wetter am Jacobstage soll man die Bitterung auf das ganze Jahr bestimmen können. Martinet saget: Das Zu- und Abnehmen des Mondes wirket auf unsern Dunstkreis, und hat daher auch vielen Einfluß auf die Gewächse oder Bitterung. Man hat zwar über diese, sonst ohne hinlänglichen Beweis angenommene Meinung vom Einfluß des Mondes, häufig gespottet; doch jetzt fängt man an die Sache vernünftiger zu beurtheilen.

Die häufigen Anzeigen einer bald eintretenden Bitterung, welche die Alten schon bemerkt haben, und größtentheils durch mündliche Ueberlieferung bis auf uns gekommen, und selbst unter den Landleuten ganz bekant sind, mögten hier auch nicht am unrecchten Orte stehen, man kan aber solche in Coleri Hansbuch und mehreren alten ökonomischen Büchern in großer Anzahl finden. Sie werden deswegen hier um unnütze Weitläufigkeit zu vermeiden, weggelassen.

W.

A.

c) Pred. Sal. 11, v. 6.

## Anmerkung über das Wort: Frauenzimmer.

(Siehe das 34<sup>te</sup> Stück.)

Ein Frauenzimmer wäre also so viel, als eine Zimmerfrau und Zimmerjungfer. — Das mag seyn. —

Aber, ein Rehzimmer, — woher diese Benennung?



# Hannoverisches Magazin.

38<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 10<sup>ten</sup> Mai 1784.

Etwas über jetzige Traueryfennig, Denktthaler, Sterbethaler, u. Genossenschaften.

**D**aß in jetzigen Zeiten, da so man: che, theils wirkliche, theils eingebildete Ursachen das Zusammensparen eines kleinen Vermögens behindern, viele den Ihrigen dies auf andere Weise zu ersetzen wünschen, ist sehr begreiflich: und es ist kein Wunder, wenn in solcher Rücksicht auch Sterb- und Denktthaler, u. Genossenschaften Beifall und Zulauf finden, da es für viele, die entweder wirklich für die Ihrigen nicht mehr thun können, oder doch nicht mehr thun zu können glauben, schon große Beruhigung ist, wenn sie bei ihrem Tode statt gänzlicher Armuth doch ein kleines Capital hinterlassen können, das ihren Erben wenigstens einigen Unterhalt gewähret, und Zeit verschaffe auf weiteres Auskommen zu sinnen.

Diese Absicht, die man bei solchen Genossenschaften zu erreichen denkt, ist aber für die mehrsten, welche sich dabei interessiren, zu ernsthaft, um dergleichen Einrichtungen als ein bloßes Glücksspiel anzusehen, bei dem mancher eine Niete zieht, ohne daß dies auf

sein und der seinigen Wohl erheblichen Einfluß hat. Vier hundert Thaler sind dem, der deshalb in eine Sterbthaler-gesellschaft einsetzt, gemeiniglich schon eine sehr wichtige Summe. Jeder will gewiß seyn, daß für seinen geleisteten Beitrag auch seine Erben den Sterb- oder Denktthaler unfehlbar erhalten.

Ob dies bei den Denk- und Sterbthaler-gesellschaften, deren jetzt in hiesiger Gegend mehrere errichtet sind, und noch errichtet werden, da nemlich außer dem zur current Ausgabe pränumerirten Beitrag zweier Sterbfälle, nie mehr gesamlet wird, als der volle Betrag des von jenem Vorschuß aus der Casse verausgabten Sterbthalers u. erfolgen könne und werde, dies zu beurtheilen, hat gleichwohl mancher keine Mühe, keine Neigung, oder keine Kenntniß.

Wahrscheinlich wünschen denn doch aber alle diese, dergleichen Einrichtungen, bei denen sie sich entweder interessirt haben, oder woran sie noch Theil

nehmen wollen, in ihren Folgen und Wirkungen näher kennen zu lernen.

Was ich von diesen Arten der Sterbthalergeellschaften glaube, bis ich eines bessern belehrt werde, dies will ich also hier so anzugeben suchen, daß es einem jeden, der auch mit Sterblichkeitsberechnungen nicht bekant ist, hofentlich verständlich seyn wird. Meine Absicht ist hier nicht den Stiftern solcher Sterbthalergeellschaften gegen ihre getroffenen Einrichtungen Zweifel vorzulegen, hiezu könnte ich mich kürzer fassen. Mein Wunsch ist, jedem, der in eine Sterbthalergeellschaft treten will, Veranlassung zu geben, sich selbst zu überzeugen, ob er von dem Plan, der ihm vorgelegt wird, erwarten dürfe, daß derselbe seinen Absichten und Erwartungen völlig Genüge leiste.

Es ist eine längst bekante Wahrheit, daß das Absterben der Menschen gemeinlich nach einem gewissen Verhältnis erfolge. Dies Verhältnis haben einsichtsvolle Männer aus einer Menge gesammelter Erfahrungen erforscht, und in Tabellen gebracht, so daß man jetzt nach diesen Tabellen mit vieler Wahrscheinlichkeit angeben kan, in welchem Verhältnis jede benannte Anzahl Personen, deren jetziges Alter bekant ist, absterben werde, wenn nur diese benannte Personenzahl nicht zu gering ist.

Nach diesen Sterblichkeitstafeln läßt sich also auch das Absterben einer Sterbthalergeellschaft, wovon das Alter aus deren publicirter Verfassung bekant ist, mit vieler Wahrsehein-

lichkeit im voraus bestimmen und angeben.

(Daß es mir nicht in den Sinn komme, behaupten zu wollen, man könne einem jedem einzelnen Menschen berechnen, wie lange er zu leben habe, sondern, daß man nur mit höchster Wahrscheinlichkeit angeben könne, von wie vielen Personen eines benannten Alters einer in einem Jahre sterben werde, er sey nun welcher von ihnen er wolle, dies bedarf ich wohl kaum um der Schwachen willen zu erinnern. Gottes Geheimnisse bleiben Gottes Geheimnisse, kein sterblicher Geist mag sie hienieden zu erforschen.) Auf jenes Verhältnis der Sterblichkeit muß also nothwendig bei Sterbthalergeellschaften gesehen werden, wenn man deren Erfolg und Wirkung beurtheilen will.

In den Grundgesetzen der zweiten Bremischen Trauerpfenniggenossenschaft und des Hildesheimischen Sterbthalers, die ich vor mir liegen habe, sind fünf Classen gemacht. Die erste Classe läßt, wie es scheint, das zarteste Alter bis zum 45<sup>ten</sup> Jahre des Mannes und bis zum 40<sup>ten</sup> Jahre der Frau zu. In der That eine auffallende Ungleichheit der verschiedenen Verhältnisse in einer Classe, zumal, wenn man die beiden Extrema ansieht, da im ersten Lebensjahre von 4 Kindern 1 stirbt und drüber, hingegen im 40<sup>ten</sup> Lebensjahre nur von 55 Personen eine.

Wer durch den Tod seiner Kinder sich bereichern mag, der kaufe sie nach einander gleich im ersten Jahre, aber auch

auch nur auf die ersten Jahre ihres Lebens, in eine Sterbecasse, ich nicht.

Daß die Bestimmung des Beitrags bei einzelnen Jahren so starke Sprünge veranlaßt, dies läßt sich freilich bei einer Einteilung nach quinquennis nicht ändern, und eine Berechnung der Größe des Beitrags für alle einzelne Jahre würde weit mühsamer gewesen seyn, mithin das ganze Werk verwickelter, und dessen jetzt so häufige Ausföhrung schwieriger gemacht haben. Im ganzen sehe ich, hat man den Beitrag nach der Sterblichkeitstafel in Verhältniß zu bringen gesucht, und z. E. so gerechnet: von 50 Personen, die unter 45 Jahr alt sind, stirbt eine, hingegen sterben von 50 Personen, die circa 65 Jahr alt sind, nahe 3, folglich müssen letztere dreimal so viel Beitrag geben. Doch ich will mich hiebei nicht aufhalten, da ich die ganze Bestandbarkeit der jetzigen Sterbthaler Institute bezweifeln.

Nur eins was bei den Abstufungen der Classen aufhält, kan ich nicht unbemerkt lassen: man scheint nemlich, da man das weibliche Geschlecht bei allen Classen 5 Jahr früher in höheren Beitrag setzt, anzunehmen, daß das weibliche Geschlecht, in jedem Alter eine geschwindere Sterblichkeit habe, als das männliche Geschlecht, und dies wäre denn doch in der That allen neueren von den emsigsten Forschern bestätigt gefundenen Sterblichkeitserföhrungen, gerade entgegen.

Ob die Administrationskosten bei solchen Gesellschaften gering oder stark

angeseht sind, läßt sich nur nach der wahrscheinlichen Menge der in einem Jahr eintretenden Sterbfälle beurtheilen. Zwanzig Thaler von einem Sterbfall scheint wenig: zehn Sterbfälle in einem Jahre machen gleichwohl 200 Rthlr. Ob hievon, um etwas für die Zukunft zu sorgen, mit Billigkeit die Hälfte zu einiger Sicherheit auf künftige Bedürfnisse in den Fond zu legen seyn mögte, lasse ich dahin gestellt seyn.

Daß eine solche Sterbthaler-Gesellschaft stets vollzählig bleiben müsse, wenn sie bestehen soll, dies räumen selbst die Grundgesetze dieser Gesellschaften ein. Daß sie mithin einschmelze, und zum größten Nachtheil der länger lebenden Interessenten zu Grunde gehe, wenn es an neu hinzukommenden Mitgliedern fehlt, welche die Stelle der alten abgehenden ersetzen, dies ist ein Fall, den jedes beitretende Mitglied weiß, und gar nicht bezweifelt. Allein, man glaubt mit vieler Gewisheit darauf rechnen zu können, daß sich die Zahl der angehenden Mitglieder durch neu hinzu kommende jederzeit ersetzen werde, und durch beständige Vollzähligkeit der Gesellschaft glaubt man auch alle Gefahr von derselben abgewandt zu haben.

Daß unter jeder Gesellschaft lebendiger Personen einer seyn müsse, der alle übrigen überlebt, und daß dieser eine, wenn die Personenzahl der Gesellschaft bei jedem Sterbfall wieder ergänzt wird, auch eine Menge der neu hinzukommenden überleben könne, daß also ein Interessent, um, wenn sich die

Gesellschaft vollzählig erhielt, einen Sterbethaler von 400 Rthlr. zu bekommen 500, 600 und mehrere Thaler einlegen könne, seinen Zinsverlust nicht zu rechnen, dieses, und daß hierdurch mancher vom Beitritt abgeschreckt, mithin die Rekrutirung erschweret werden könne, ist den Stiftern der Hildesheimischen Sterbethalergenossenschaft, nicht unbemerkt geblieben. Sie haben aber diese Schwierigkeit durch folgende Bestimmung zu heben gesucht.

Wer so lange leben würde, daß er für seine Person 400 Rthlr. beigetragen hätte, bekömmt solche in einer Summe, jedoch mit Abzug seines eigenen Beitrags, wieder heraus, welche alsdann wie ein Sterbfall wieder aufgebracht wird.

Es ist wahr, dies hat von einer Seite ungemein viel Reize. Ich soll für meine Erben gewiß 400 Rthlr., und zwar vielleicht mit einigen wenigen Thalern erkaufen können, und versichert seyn, daß mir diese 400 Rthlr. nie mehr als 399 Rthlr. kosten können, ja ich soll sogar gewiß seyn, daß wenn ich nach bezahlten 399 Rthlr. so glücklich bin noch die Bezahlung des 400<sup>ten</sup> Thalers zu erleben, ich alle 400 Rthlr. zurück erhalte, und wieder in die Möglichkeit gesetzt werde, für wenige Thaler den Sterbethaler für die Meinigen zu erhalten.

Patriotischer Wunsch, eine solche wohltätige Stiftung zu veranlassen, kan freilich Männer von guem Herzen am leichtesten hinreißen, die der Aus-

führung im Wege stehenden Schwierigkeiten zu übersehen. Aber sollte denn nicht längst, die so einfache Wahrheit, daß ein Glücksspiel, bei dem alle gewinnen, und auch nicht einer verlieren soll, eine unmögliche Sache sey, jedermann ohne alles weitere Nachsinnen überzeugen, daß jene Einrichtung nicht bestehen könne?

Ich räume ein, die Gesellschaft soll durch neu hinzukommende Interessenten fortwährend vollzählig bleiben. Was ist alsdann der Erfolg?

Man sehe sich und rechne.

Die Gesellschaft wird durch die wenigen alle Jahr hinzu kommenden neuen Interessenten nicht um eben so viel verjüngt, als sie durch das Fortrücken der Jahre bei allen übrigen Interessenten älter wird: ich rede hier vom Durchschnittsalter, oder von dem Alter aller Interessenten eins gegen das andere gerechnet.

Die neu entstandene Gesellschaft wird also mit jedem Jahre älter, und die Todesfälle vermehren sich in den folgenden Jahren.

Ich rechne daher gewiß nicht zu viel, sondern eher zu wenig, wenn ich annehme, daß, ein Jahr gegen das andere gerechnet, jährlich von drei und dreißig stets wieder vollzählig gemachten Interessenten einer sterbe. Dies kan, wie sich von selbst versteht, dann und wann so wohl einer der neu hinzu gekommenen Interessenten als einer der ersten Mitglieder seyn. Der Erfolg ist aber allemal derselbe, und zwar der, daß nach circa 30 Jahren jeder



jeder alsdann noch lebende Interessent einer nach dem andern die versprochene Vergütung seines geleisteten Beitrags als eines vollen Sterbthalers zu fordern hat. — Jeder in ein und eben demselben Jahre? selbst der in dem Jahre erst neu hinzu gekommene Interessent? ja alle, zuverlässig alle, denn nach dem Plan hat jeder diese Vergütung so gleich zu fordern, so bald er volle 400 Rthlr. bezahlt hat, und dahin kommen alle zuletzt in einem Jahre.

Das in anliegender Tabelle enthaltene Beispiel, zeigt dies aufs deutlichste. Zwei Sterbefälle müssen constitutionsmäßig voraus bezahlt werden. Bei dem ersten Sterbefalle wird also im ersten Jahre der dritte Sterbethaler erlegt, bei dem zweiten Sterbefalle im folgenden Jahre der vierte, u. s. w. Wenn nun nach diesem Beispiele im 31<sup>ten</sup> Jahre der Interessent Nr. 31. verstirbt, so erlegen zu diesem Sterbefalle Nr. 32, 33 und Nr. 34. ihren 33<sup>ten</sup> Sterbethaler. Es muß also auch für diese lebenden Mitglieder ein außerordentlicher Sterbefall aufgebracht werden, macht mit jenem wirklichen Sterbefalle Nr. 31. 4 Rthlr. Müßen 4 Rthlr. ausgegeben werden, so treten auch die Interessenten Nr. 35. 36. 37 und 38. auf, und verlangen, daß auch für sie, da sie nun ebenfalls 33 Rthlr. bezahlt haben, ein Sterbethaler außerordentlich zu sammeln sey. So geht es die ganze Colonne durch, und so wie am Ende in eben dem 31<sup>ten</sup> Jahre schon für Nr.

64. ein außerordentlicher Sterbethaler gesammelt werden muß, so kommt eben hiedurch auch schon Nr. 32. der zu seinem eigenen gesammelten Beitrag aufs neue zum ersten mal hat contribuiren müssen, in den Fall, daß er aufs neue volle 400 Rthlr. bezahlt hat, mithin für ihn abermals ein Sterbethaler außerordentlich gesammelt werden muß, und so geht es in diesem 31<sup>ten</sup> Jahre der Societät in ewigem Zirkel schon allein unter den Lebenden herum, so, daß einer nach dem andern ununterbrochen 400 Rthlr. zu fordern, und wieder 400 Rthlr. Beitrag in diesem einzigen Jahre zu bezahlen hat. Kurz, das Institut ist am Ende, und, wer sich nicht unter den schon verstorbenen Interessenten befindet, hat sein Geld verloren. Daß ich dies aus redlicher Ueberzeugung sage, steht jeder, denn ich zeige offenhertzig, wie diese Behauptung sich meiner Meinung nach auf die sinnlichste Art prüfen läßt. Jeder kan selbst nachsehen, und wenn ich irre, meinen Irrthum rügen. Vorn würde ich mich eines bessern überzeugen, wenn ich nur nicht so bald ich annoch eine Möglichkeit der Bestandsamkeit auffuchen will, gleich gegen den verzweifelten eisernen Schlagbaum stieße, daß schlechterdings bei keinem Glücksspiel alle gewinnen, oder alle mehr aus dem Topfe nehmen können, als hinein gelegt ist.

Will man aber gegen die in dem Beispiele angenommene Sterblichkeit erinnern, sie verhalte sich bei Denk-

und Sterbethealergesellschaften nicht so, wie in diesem Beispiel angegeben; so bitte dies nicht zu geschwind für Widerlegung meiner Bedenklichkeit zu halten, denn die Sache selbst bleibt zuverlässig am Ende dieselbe, nur mit dem Unterschiede, daß, nachdem die Sterblichkeit stärker- oder geringer ist, die Gesellschaft entweder mit einem raschen Postzuge in frischem Trabe, oder im langsamen Schritt mit steifen Ackerpferden auf die Stelle los fährt, wo der Wage ganz unfehlbar umschmeißt. Wer's nicht glauben will, der versuche eine Fahrt, und nehme, damit es recht langsam und sicher gehe, Pferde, die nie geschwinder von der Stelle kommen, als ein Leichenzug. Lassen sie, um es recht arg zu machen, allen ungeduldigen Erben zum Voffen, nur von 66 alle Jahr einen sterben, sie bekommen dann zwar lauter Interessenten von patriarchalischem Alter, aber das mag seyn. Wenn die Leute wirklich so langsam sterben wolten, das füllte ja noch einige Zeitungsblätter. Nur fort, auf allen Stationen warten Reisebegierige genug, um für jeden, der das Ende seine Wallfahrt erreicht hat, einen andern aufsitzen zu lassen. Nur einem jeden seine Seche so richtig berechnet, wie sie in dem beiliegenden Beispiel einzutragen ist! — Herr, oha, Poff Taufend was ist? — verzweifelt, über die 31 Jahr sind sie so leicht und so weit hinaus gekommen, und nun liegt ihr so sicheres Fuhrwerk, doch ohne alle Rettung zertrümmert auf eben

dem Fleck, wo das andere im 31<sup>ten</sup> Jahre lag. Das ist indeß wahr, die ersten Passagier haben sich alle ziemlich sanft vom Wagen verloren, und wie ich sehe, liegen beim Wagen rechts und links nur Reisende, die auf spätern Stationen aufgestiegen sind.

Aber ihr Fuhrwerk ist doch so gut über und drüber gekehret, wie jenes, und die ganzen Reisekosten sind für die, die mit ihrem Wagen ungeworfen sind, so gut verloren, wie für jene. — Gewiß, es wird nicht anders, einige Jahre früher und einige Jahre später, das ist alles, was mehr oder mindere Sterblichkeit in der Gewißheit des Umsturzes ändert.

Auch das ist kein Einwurf gegen das anliegende Beispiel, daß, wie sich freilich von selbst versteht, nicht alle 33 ersten Interessenten nach einander zuerst sterben, sondern auch zwischen durch welche von denen nachmals beigetretenen aus der Welt gehen: Dies verschlimmert vielmehr die Sache. Denn je mehrere von denen neu hinzugekommenen unter denen Verstorbenen sind, destomehr Personen sind bei sich gleich bleibendem Verhältniß der Sterblichkeit von denen ersten Interessenten annoch am Leben, destomehr Personen sind also im 31<sup>ten</sup> Jahre vorhanden, die alle 33 Rthlr. baar bezahlt haben, und die dadurch, daß sie die Vergütung dieser 33 Rthlr. einzassiren, die übrigen Interessenten in die Lage setzen, daß auch sie einer nach dem andern von der Societät 33 Rthlr. zu fordern haben.

Man

Man wird mir ferner nicht einwenden wollen, das anliegende Beispiel treffe auch daher nicht, weil in demselben die Ungleichheit des Beitrags der verschiedenen Classen nicht beobachtet worden. Denn offenbar ist das Resultat der Rechnung am Ende einige Jahre früher oder später dasselbe. Die Darstellung wäre nur nicht, so einfach, und weitläufiger als zu dem hier bezieltem Zweck nöthig ist, die Berechnung selbst ist ja aber so leicht, daß ein jeder sie selbst in kurzer Zeit aufstellen kan. Lassen sie mit dem angenommenem Verhältniß des Beitrags der Hildesheimischen Sterbthaler:gesellschaft und mit der Voraussetzung, daß von 33 jährlich einer sterbe, allezeit diejenigen sterben, die beinahe einen vollen Sterbthaler bezahlt haben, verhüten sie also die fingirten Sterbefälle so sehr wie möglich, und doch wird mit 37 Jahren jeder die Vergütung eines vollen Sterbthalers zu fordern haben.

Von Sterbthaler:gesellschaften, die einem jeden, deren Beitrag den Verlauf eines vollen Sterbthalers bezahlt hat, dessen Erstattung versprechen, ist also schlechterdings meine Meinung: daß sie mit dieser Bedingung nicht bestehen können.

Ähnliche Gesellschaften, welche jene Vergütung nicht versprechen, aber auch keinen Vorrath zu Befriedigung der lebenden sammeln, bei denen jeder so lange fortzahlt, als er lebt, er mag am Ende um einen Sterbthaler von 400 Rthlr. zu erhalten, wenig

ausgegeben, oder weit mehr als der ganze Sterbthaler beträgt, bezahlt haben, und bei denen die Sicherheit der künftigen Zahlung des vollen Sterbthalers von der beständigen Volljährigkeit der Gesellschaft abhängt, diese können freilich bestehen, wenn es ihnen nicht an Rekruten fehlt. Aber ist denn die mindeste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sich solche Rekruten in der Folge finden werden? Gewiß, wenigstens nicht lange solche Rekruten, die nur irgend rechnen können. Denn einmal muß schon dadurch der Zulauf bei einzelnen solchen Gesellschaften seltener werden, weil sich die Zahl solcher Gesellschaften vermehret, fürs andere müssen schon an sich in spätern Jahren, die alsdann häufiger werdenden Todesfälle von weiterm Beitritt abschrecken, und fürs dritte soll der neu Beitretende nach den mir bekanten Societätsgesetzen den Beitrag zum Sterbthaler von dem Alter, in welchem er beitritt, geben, die frühern Societätsmitglieder bezahlen aber nur nach den Jahren ihres Beitritts; zugegeben, daß unter den Classen der anfänglichen Interessenten der Beitrag zu einem Sterbefall nach richtigem Verhältniß der ersten Interessenten unter sich berechnet sey, bleibt denn das nemliche Verhältniß für jeden künftig Zutretenden bestehen? schlechterdings nicht. Z. B. die zweite bremische Tranerpfenniggellschaft hätte 10 Jahr bestanden, so muß ein alsdenn zutretender 51jähriger Mann dreimal so viel Beitrag geben, als ein

ein anderer der alsdann 55 Jahr alt ist, und sich vom Anfang in der Societät befunden hat, und er zahlt gleich viel mit einem Manne, der alsdann 65 Jahr alt, mithin vor zehn Jahren als ein 55jähriger aufgenommen ist, ich denke, er empfindet das nachtheilige dieses Verhältnisses, und bleibet weg, und so ist's bei allen Classen. Durch die Vorstellung, daß ja dagegen die ältern Interessenten schon so manchen Sterbefall bezahlt haben, wird sich niemand hereinlocken lassen. Denn das begreift er mit allen fünf Sinnen, ja in der That es liegt jedem noch so Unkundigen vor der Nase, daß er mit allen andern, die, wenn er beitreten will, mit ihm gleiches Alters sind, gleiche Gefahr und gleichen Vortheil in der Folge zu tragen und zu erwarten habe, weil die ältern Interessenten noch nichts auf künftige Ausgaben gesammelt haben, das sie ihm gegen seinen höhern Beitrag anrechnen könnten. Was sollte ihn nun wohl in der Welt reizen, mit jenen in Gesellschaft zu treten um 100, ja 150 pro Cent theurer zu kaufen wie sie?

Wer dieser Bewandniß unerachtet, einer derer jetzt in hiesiger Gegend sich so sehr vermehrenden Denk- oder Sterbethalergesellschaften beitreten will, muß es mit der sichern Erwartung thun, daß er nur alsdann einen

vollen Sterbethaler erhalte, wenn er bald stirbt, hingegen alle Wahrscheinlichkeit habe, alsdann eine theuer gekaufte völlige Niete zu ziehen, wenn er lange lebt und viel beigetragen hat. Oder noch richtiger. Es ist Lotterie, die mit jeder Ziehung aus ist, und von neuem anhebt. Jedesmal wird, wie in Venedig, nur ein Loos mit dem Gewinn gezogen. Freund Hein zieht den Gewinn, und alle übrigen haben Nieten. Es ist Einsatz auf den höchsten Wurf, bei dem nie mehr gewonnen werden kan, als die bleibenden Mitspieler einsehen, wo aber für die abgehenden kein neuer Spieler eintreten mag, wenn er nicht annoch auf beiden Augen blind ist, weil er weiß, daß er mehr zusehen soll als die alten Spieler.

Wer aber die Sterbethalergenossenschaft als einen Spartopf ansieht, und versichert seyn will, daß die Erben eines jeden Interessenten, den völligen Sterbethaler gewiß daraus erhalten sollen, der, glaube ich, überzeugt sich, daß ihn keine Sterbecasse befriedigen könne, die nur jedesmal für gegenwärtiges Bedürfniß sammlet.

Gleichwohl erwarten alle Mitglieder solcher Sterbethalergenossenschaften, die ich kenne, daß ihren Erben für ihre Beiträge die Bezahlung des Sterbethalers nicht entstehen werde.

Der Schluß folgt künftigt.

---

(Die zu vorstehender Abhandlung gehörige Tabelle, wird mit diesem Stück wie Beilage ausgegeben.)



Personen.	Primum. Fällle.	Sterb.					
		1	2	3	4	5	6
		ehl.	ehl.	ehl.	ehl.	ehl.	ehl.
1	2						
2	2	3					
3	2	3	4				
4	2	3	4	5			
5	2	3	4	5	6		
6	2	3	4	5	6	7	
7	2	3	4	5	6	7	8
8	2	3	4	5	6	7	8
9	2	3	4	5	6	7	8
10	2	3	4	5	6	7	8
11	2	3	4	5	6	7	8
12	2	3	4	5	6	7	8
13	2	3	4	5	6	7	8
14	2	2	4	5	6	7	8
48	2	—	—	—	—	—	—
49	2	—	—	—	—	—	—
50	2	—	—	—	—	—	—
51	2	—	—	—	—	—	—
52	2	—	—	—	—	—	—
53	2	—	—	—	—	—	—
54	2	—	—	—	—	—	—
55	2	—	—	—	—	—	—
56	2	—	—	—	—	—	—
57	2	—	—	—	—	—	—
58	2	—	—	—	—	—	—
59	2	—	—	—	—	—	—
60	2	—	—	—	—	—	—
61	2	—	—	—	—	—	—
62	2	—	—	—	—	—	—
63	2	—	—	—	—	—	—
64	2	—	—	—	—	—	—



# Hannoverisches Magazin.

39<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 14<sup>ten</sup> Mai 1784.

Etwas über jetzige Trauerpfennig: Denkhäler: Sterbethäler: u.  
Genossenschaften.

(Schluß.)

**S**oll eine Sterbethälergesellschaft nur in so ferne Glücksspiel seyn, daß einer den Sterbethäler für wenige bezahlte Beiträge erhält, den aber ein anderer dagegen durch viele bezahlte Beiträge desto theurer und über den Wehrt bezahlt, und soll sie hingegen in Absicht der daher zu erwartenden Hebung ein wahrer Spartopf seyn, aus dem jeder den vollen Sterbethäler heraus nehmen kan; so muß vom Anfang an nach und nach, ohne auf Rekruten zu denken, durch baare Einlage, oder, wenn Verzinsung des Vorraths zu erhalten möglich ist, zum Theil durch Zinsgewinn so viel gesamlet werden, als zu Bestreitung künftiger Bedürfnisse nöthig ist; so, daß der erhobene jährliche Beitrag aller theils früh, theils spät versterbenden, mithin theils mehr, theils weniger bezahlenden Interessenten am Schluß der Summe aller zu bezahlenden Sterbethäler völlig gleich komme. Zu diesem Ende

muß der Beitrag eines jeden Interessenten nach eben den Regeln bestimmt seyn, nach denen der Beitrag bei Leib- und Witwenrenten bestimmt wird. Ein solcher Sterbethäler ist auch in der That nichts anders, als eine auf den Tag des Todes verschobene alsdann ein für allemal in einer Summe zahlbare Leibrente.

Jeder Plan zu Sterbecassen sollte also von Sachkündigen Männern, z. E. von einem Tetens, einem Carstens, einem Büsch, einem Glorancourt, einem Ritter, kurz von Männern geprüft seyn, die, wenn sie gleich nicht durchgehends einerlei Meinung sind, doch so, wie dies bei mathematischen Wahrheiten nie anders seyn kan, gewohnt und geübt sind, alle dergleichen Einrichtungen nach einerlei zuverlässigen mathematischen Grundsätzen zu beurtheilen, und jeder, der in einer Sterbethälergesellschaft seinen Erben ein kleines Capital zu verschern wünscht, sollte sich um seines

eige:

eigenen Besten willen entsehn, in der gleichen Gesellschaften zu treten, so lange er nicht versichert ist, daß irgend ein in Sterblichkeits und Leibrentenberechnungen erfahrner Mann, wovon ich aus mehreren jetzt lebenden einige der erfahrensten hiesiger Gegend genannt habe, die Verhältnisse des Plans für richtig erkant habe.

Denen jetzt bestehenden Sterbthalergesellschaften, die nun einmal, die aus der Ungewißheit ihrer künftigen Vollzähligkeit entstehende Gefahr tragen müssen, und die es wohl nicht mehr in ihrer Gewalt haben, ihre Grundverfassung so zu ändern, daß durch den zu erhebenden Beitrag so viel aufkomme, als die künftigen Bedürfnisse erfordern, wenn die sterbenden Mitglieder durch gar keine neue Mitglieder ersetzt werden, indem gewiß fast alle lieber herans treten würden, die: sen rathe ich, entweder durch Ersparungen von dem, was sie durch jedesmaligen Beitrag aufbringen, oder durch Annahme überzähliger Mitglieder, wenn sie diese erhalten können (nicht Expectanten,) einen, freilich auch eine größere Cautionsleistung ihrer Administratoren erfordernden Fond zu künftigen Bedürfnissen, so weit sie können, zu sammeln. Nur die Existenz eines solchen anwachsenden Fonds kan neue Interessenten in die Stelle der abgehenden herbei ziehen, und, fährt alsdann die Gesellschaft fort, sich längere Zeit zu rekrutieren; so ist es wirklich möglich, daß sie auch durch einen solchen allmählig zusam-

men gesparten Fond, nachdem von jedem Beitrag viel oder wenig erspart ist, früher oder später in den Stand komme, alle eintretenden Sterbefälle, auch wenn die Gesellschaft ausstirbt, bezahlen zu können. Warum hier, wenn übergespart wird, die fortwährende Rekrutierung bewirken könne, daß der nach und nach ersparte Fond für alle künftige Bedürfnisse hinreiche, fällt eben so sehr in die Augen, als es unlängbar ist, daß in andern Verhältnissen die Rekrutierung dies nicht leisten könne. Wann der Zeitpunkt erreicht seyn wird, daß auch, wenn die Gesellschaft ausstirbt, jeder durch Hilfe des Fonds seinen vollen Sterbthaler erhalten kan, und wann also die Cassé in die Umstände tritt, daß nicht weiter übergespart zu werden braucht, läßt sich, erstes mit vieler Genauigkeit vorher berechnen, und letzteres, wenn ein solches Institut es so weit bringen sollte, alsdann mit der größten Zuverlässigkeit übersehen. Würde, wenn dieser Zeitpunkt erreicht ist, sich die Gesellschaft annoch weiter vollzählig erhalten, so ist es nicht allein nicht nöthig weiter über zu sparen, sondern die Gesellschaft kan alsdann sogar den Sterbthaler auch mit den Zinsen des Fonds erhöhen. — Aber Vergütung an die Lebenden, Versicherung, daß ein jeder weniger zulegen, als gewinnen solle; dabei weiß ich keinen bessern Rath, als weg mit diesem Versprechen, wenn es irgend zurück genommen werden kan, und dies wird und muß gewiß selbst  
allen



allen schon wirklich auf jene Bedin-  
gung recipirten Interessenten ange-  
nehm seyn, denn denen, die schon mit  
einem Fuß im Grabe stehen, hilft  
und schadet jenes Versprechen nichts,

und die, welche Hoffnung haben lange  
zu leben, zu deren Besten die Bedin-  
gung gemacht ist, sind gerade die, wel-  
che deren Aufhebung wünschen müssen.  
Z = r. J. U. G.

## Nachricht für Kranke, den Schwefelbrunnen bei Limmer betreffend.

Oft hat ein Kranker nicht Geld, nicht Zeit, nicht Gelegenheit eine Reise nach einem berühmten Brunnen, oder nach einem Bade zu thun. Wie erwünscht, wie vortheilhaft für ihn, wenn an seinem Orte oder in seiner Nachbarschaft eine Quelle ist, deren er sich mit wenigern Kosten und wenigern Umständen, und doch mit eben dem Nutzen, bedienen kan. Das thut ja zur Sache nichts, daß dieser Brunnen nicht weltberühmt ist.

### Zücker.

Wenn meine Augen sich den Tag  
über durchs Microscop satt ge-  
sehen, und mein Kopf von Phänoga-  
mie und Cryptogamie voll ist, denn  
nehme ich gewöhnlich des Abends mei-  
nen Vellert in die Hand, und suche  
mich vor dem Schlafengehen noch ein  
wenig aufzuheitern und zu ergötzen.

Vor einigen Tagen las ich dessen  
Menschenfreund, und kam auf die  
Stelle:

So wie der Wucherer zählt, wenn ist  
ein Jahr verläuft,  
Wie hoch sein baares Geld sich durch  
die Zinsen häuft;  
So zählt der Menschenfreund mit jedes  
Tages Eade  
Den Wucher seines Guts, das Wohl-  
thun seiner Hände.  
Er lacht des eitlen Staats; für das  
verschmißne Geld,  
Wovon Marull ein Haus unnützer Die-  
ner hält,  
Die ihm im Wege stehn, und ihm und  
seinen Pferden

Am Müßiggange gleich, und gleich an  
Geilheit werden;  
Für dies verpraßte Geld weiß unser  
Menschenfreund  
Den, der mit Jammer wacht, und auf  
dem Lager weint,  
Aus Liebe zur Natur, bewegt von selzen  
Pflichten,  
Großmüthig zu erfreun, und göttlich  
aufzurichten.

Ich fühlte die Noth und den  
Schmerz so vieler tausend Kranken,  
die jetzt aus Mangel solcher Menschen-  
freunde auf dem Lager zu ihrem  
Schöpfer seufzen, und ihn um Hülfe  
und Rettung ansehn, — und wünsch-  
te von ganzem Herzen, daß ich etwas  
zu ihrem Besten beitragen könnte. —

Mie fiel hiebei der Schwefelbrunn  
im Limmer Holze ein, der vielleicht ei-  
nige dieser Unglücklichen wieder zu  
ihrer verlorenen Gesundheit verhelfen  
könnte, und ich nahm mir vor, den  
folgenden Tag dahin zu gehen, eine

dieser Quellen rein, und, so viel mir möglich, zum Gebrauch meines armen und kranken Nächsten geschickt zu machen.

Ich that es. Ein zur Hülfe mit mir genommener Bauer grub die obere dieser Quellen auf, verschafte ihr Abfluß, und machte das Loch rein und tiefer. Die oberste Lage des Erdreichs war Leimen, und auf diesen folgte ein grober weißer Sand, welcher ziemlich mit Sandsteinen vermischt war. Ich schöpfte das Wasser einige mal heraus, und sahe, wie es mit Gewalt aus der Erde hervor quoll, den groben Sand in die Höhe warf, und zusehends das ziemlich große Loch wieder anfüllte. Ich freuete mich darüber, noch mehr aber als ich darauf roch und schmeckte, und fand, daß das hervorquellende Wasser so reichlich mit Schwefeldunst gesättigt war. Ich hielt den silbernen Beschlag meines Stocks in die Quelle, welcher sogleich gelb, darauf braun, und endlich schwarz wurde. Meine tombakene Schuschnallen waren während des Grabens so stark angelausen, als wenn sie ein halbes Jahr nicht gepuht worden. Alles Beweise des in dem Wasser befindlichen Schwefels!

Es wurde Abend, und ich ging voller Vergnügen auch heute etwas zum Nutzen meines Nächsten beigetragen zu haben, nach Hause.

Ein von diesen Quellen mitgenommenes incrustirtes Eichenblatt machte ich beim warmen Ofen trocken, und zündte es am Lichte an. Es brannte blau wie Schwefelfaden, und meine

ganze Stube wurde dadurch mit Schwefelgeruch angefüllt.

Ein Paar andere von diesen Blättern riech ich klein, und digerirte sie auf dem warmen Ofen mit Terpentindöl, welches davon hochgelb wurde, und einen wahren Schwefelbalsam darstellte. Beim Erkalten setzten sich viele Schwefelkrystalle zu Boden.

Die bei diesem Schwefelbrunnen befindliche incrustirte Chara vulgaris Linn. machte ich trocken, und legte etwas davon auf glühende Kohlen. Sie brennte mit der gewöhnlichen blauen Schwefelflamme, und gab einen erstickenden Schwefelgeruch von sich.

Einen Theil davon kochte ich mit in Wasser aufgelöstem kauftischen Pflanzenalkali, und erhielt eine Schwefelauflösung, welche, mit Säuren vermischt, wie faule Eier roch, kurz, sich wie ein Hepar Slinum verhielt. Abermals handgreifliche Beweise des Schwefels in diesen Quellen!

Meine Frau fragte mich: Wozu hilft denn dieser Brunnen? Ich sagte ihr kurz: In allen Krankheiten, wo ein Schwefelbrunnen helfen kan. Aber dieses war ihr noch nicht genug; sie wolte wissen, in welchen Krankheiten Schwefelbrunnen eigentlich gebraucht würden und sich nützlich erwiesen. —

Ich nahm Zückerts Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands herunter, ein Buch dessen Verfasser man Glauben beimessen kan, weil er nicht wie viele Brunnenärzte diesen oder jenen Brunnen aus Eigennuß beschrieben und ihn bis an

den Himmel erhob, sondern als ein unparteiischer Mann die Wahrheit sagte, und las ihr die Antwort auf ihre Frage daraus vor. Hier sind seine Worte, die ich meinen Lesern, welche dieses schöne Buch nicht selbst besitzen, abschristlich mittheile. Sie stehen in der zweiten Auflage, S. 444.

„Der Schwefel ist ein brennbares Wesen, welches als eine subtile Fetzigkeit das Blut und die Säfte reiniget und versüßet, indem er die Schärfe und überflüssigen Salztheile, die im Körper vorhanden sind, einwickelt, stumpf macht, und, nachdem er die Poros der Haut geöffnet hat, selbige durch den Schweiß fortführt; in die festen Theile hat er eine erweichende und geschmeidig machende Kraft. Also ist er ein unvergleichliches linderndes und schmerzstillendes Mittel, und dazu hilft auch die Wärme des Wassers nicht wenig. Jetzt erzählte Wirkungen leisten die Schwefelwasser sowohl bei ihrem innerlichen als äußerlichen Gebrauch, und sie sind allerdings im Bade am kräftigsten. Man braucht sie also mit unvergleichlichem Nutzen in allen salzigen Unreinigkeiten des Blutes und der Haut, in der Krätze, und allen Arten der chronischen Ausschläge. In diesen Krankheiten haben diese Wasser vor allen andern den Vorzug. Sie helfen noch, wenn man auch schon alle andere Mittel vergebens gebraucht hat. In alten Ge-

schwüren und Schäden sind sie wahre Abstergentia und Depurantia, und kein Wasser erweicht besser die steifen und trockenen Fasern, die krampfhaft zusammengezogenen Theile, die contracten Glieder. Sind die gemeinen Bäder noch nicht zur Heilung dieser Uebel hinreichend, so erlangt man sie noch durch die Dampf- und Tropfbäder, die eben mit Schwefelwassern am kräftigsten und zum Erstaunen wirken.“

So weit der selige Zückert. Wer nun weiter wissen will, ob dieser Brunnen auch zu seinen Umständen passe, — wann und wie er solchen gebrauchen soll, — innerlich, oder bloß als Bad, — und dieses entweder warm oder kalt, — ferner, wie man sich dabei verhalten müsse, — und was dergleichen Dinge mehr sind, der frage einen unparteiischen Arzt darum, einen Mann, der zugleich etwas Chemie versteht, Jude oder Christ, gleichviel, wenn er nur etwas gelernt hat, dabei ein Menschenfreund, und kein Windbeutel oder Saufbruder ist; — dieser wird ihm sodann schon mehr sagen. Ein jeder Gesundbrunnen ist eine Art Medicament, und so, wie diese nicht bloß nutzen, sondern auch schaden können, so ist es auch mit jenen. Ich sage also nochmals: Fragt einen rechtschaffenen Arzt um Rath! \*)

Wir ist es für diesmal genug gezeigt zu haben, daß diese Quellen

293

Schwe-

\*) Kennzeichen eines solchen Arztes findet man in der fürtrefflichen Vorrede des Herrn Hirzels zu der von ihm übersehten Lissotischen Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit.

Schwefel enthalten, und deren Wasser genug und in Menge zu haben sey.

Findet meine Bemühung Beifall, so werde ich suchen die untern Quellen ebenfalls rein zu machen, die allem Anschein nach noch stärker als die obern sind.

Nichts wird mir angenehmer seyn,

Herrenhausen 1784.

als wenn ich höre, daß meine Arbeit nicht umsonst gewesen ist, und einige meiner kranken Mitbrüder bei dieser Quelle ihre verlorne Gesundheit wieder erhalten haben, welches ich denn aus dem Grunde meines Herzens bestens wünsche.

J. Ehrhart.

Zusätze zu Herrn Ehrharts botanischen Anmerkungen,  
vergl. Hannov. Magazin 1784. St. 8. 9. 11.

Da Herr Ehrhart den im Hannoverischen Magazin neulich (St. II. S. 58. S. 165. f.) beschriebenen, gewiß sehr merkwürdigen Schwamm, der dem Außern nach einem Kettenschwamm sehr gleicht, für neu hält, oder wenigstens zu vernehmen wünscht, ob vor ihm schon jemand solchen angetroffen habe, und wo? so geschicket ohne Zweifel ihm und vielleicht den Freunden, der vaterländischen Gewächskunde überhaupt ein Gefalle, wenn Er hier die Anzeige liest, daß dieser Schwamm bereits vor fünf Jahren von mir, und zwar auf einem mit Büschen bewachsenen Hügel des hiesigen adelichen dem Herrn Drost von Könnemann gehörigen, in der Grafschaft Schwerin gelegenen Gutes Prißler, in ziemlicher Menge ist gefunden worden, und daß ich bei diesem Schwamm, von dem allerdings noch keine Beschreibung, wenigstens meines Wissens, vorhanden ist, überhaupt eben die Bemerkungen, die Herr Ehrhart anführt, gemacht habe. Zu der Beschreibung des wackern Mannes ist noch hinzuzufügen, daß

das Gewächs um Michaelis aus kleinem an der Erde liegenden, oder auch mit Erde bedecktem und der Fäulung nahen Holzwerk und zumal gerne aus den faulenden Hülsen der Buchnüsse hervorkomme, daß es gewöhnlich eine Höhe von 2 bis 2½ Zoll erhalte, anfänglich überall eine goldgelbe Farbe habe, die aber auswendig bald bis gegen die Wurzel hin ins Schwarze verschieft, und daß es sehr zähe und dauerhaft sey.

Es ist offenbar eine Spielart der *Clavaria militaris* Linn. mit welcher es fast in allen Stücken überein komt. Sie unterscheidet sich aber außer der schon gemeldeten Verwandlung der Farbe von dieser letztern hauptsächlich dadurch, daß sie, wie gesagt, aus faulendem Holz- oder Spreuwerk hervor wächst; wogegen jene, wie in der flora danica sehr richtig bemerkt worden, einzig und allein nur auf verwesenden Insekten angetroffen wird, (vorzüglich auf der Larve des gemeinen Käfers,) und daß sie viel derber und zäher ist, auch stärkere Wurzelfasern hat, die über dem hier



hier gelb, bei dem linnéischen Streitkolbenschwamm hingegen weiß sind. Der letztere ist überhaupt kleiner und oft zweiköpfig, ja wohl gar fingerförmig, welches ich an der Spielart, wovon hier geredet wird, bisher noch nie bemerkt habe. Beide gehören übrigens ganz unstreitig nicht zum Geschlecht der Keulenschwämme, sondern, wie Herr Ehrhart schon bemerkt hat, zu der *Valsis Scopoli*, oder den gefüllten Kugelschwämmen.

Die *Clavaria militaris* artet oft in ein monströses Gewächs aus, und man kan leicht verleitet werden, sie in diesem Zustande für einen ganz andern Schwamm anzusehen. So ist es dem Herrn Hoim (Holmskiöld) zu Kopenhagen vor einiger Zeit gegangen, der daraus ein neues

Pritzler, den 21<sup>ten</sup> März.

Geschlecht gemacht hat, welches er *Ramaria farinosa* nennt. Vielleicht ist dieser Wink dem würdigen Herrn Ehrhart nicht unangenehm.

Wenn dieser vortreffliche Botanist übrigens glaubt, er sey nunmehr durch Autopsie sogar, von der leidigen Verwandlung eines Schwammgeschlechts in ein anderes überzeugt: so hat er sich sicherlich getäuscht, oder viel mehr, Hudson hat ihn mit seinem *Byflus candidans* hinters Licht geführt. Aber es ist hier nicht der Ort.

Tantas componere lites.

Ich behalte mir indessen vor, die gute Sache der Schwämme bei einer andern Gelegenheit und an einem andern Ort, auch wie ich hoffe, mit nicht unbeträchtlichen Gründen, zu vertheidigen.

Z. J. Tode, Präpositus.

Eines Bauers Mittel, die Viehställe wider die Seuche zu reinigen, und zugleich allerhand Erdarten fruchtbar zu machen. \*)

Ein alter Ackeremann, Peter Johann Faivre, in der Grafschaft Burgund, hat auf ein Paar Blättern folgendes Präservativ, oder Manier, die Ställe wider die Seuche zu räuchern, drucken lassen, und dabei zugleich ein Mittel gelehret, allerlei Erdarten reichlich fruchtbar zu machen. Aus dieser kleinen Schrift theilen wir unsern Lesern folgendes mit, worinnen wir den ehrlichen Faivre selbst, jedoch deutsch, reden lassen:

„Als ich mich an meinem Wohnort angekauft, niedergelassen, und kaum angefangen hatte meine Wirthschaft zu führen, fiel mir bald darauf alle mein Vieh um; Ochsen, Kühe, Pferde und Schafe, starben mir nach einander weg. In dieser Noth fiel mir ein beschriebenes Papier von meinem etliche Jahre vorher verstorbenen Vater in die Hände, und darin fand ich folgendes Mittel angemerkt: Nim frische Erde, (am besten taugt Wasen, oder noch besser Erde,

\*) Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.

Erde, worin Schwarzdorn wächst, überhaupt aber ist jede frische Erde gut,) schützte sie 2 bis 3 Finger dick über den ganzen Fußboden des Stalles, breite sie recht aus, und zerschlage sie. Alsdann nim 1, 2 oder 3 Hände voll Blätter und Wurzeln wilder Angelica oder Engelwurz, je nachdem dein Stall mehr oder weniger groß ist; weiche es ganz frisch und grün in eine oder etliche Kannen des geringsten Landweizes, welche du zu dem Ende in einem zugedeckten Gefäß an eine warme Stelle, nicht weit vom Feuer, 12 Stunden lang setzest, bis der Wein ein wenig warm geworden ist. Thue darauf in den nemlichen Topf so viel Wasser, als du Wein hinein gegossen hast, und laß es noch 12 Stunden darin. Hernach nim die Wurzeln und Blätter heraus, und hänge sie an 2 oder 3 Balken oder Pfähle im Stall, und bespreng mit einem Strohweise die frische Erde, besonders von vorn her bei der Krippe, damit das Vieh desto besser den Geruch davon einziehen könne. Alsdann mache dem Vieh eine frische Streu nach der gewohnten Art. Die trockene Engelwurz; thut gute Dienste; hast du aber bloße Wurzel, so nim kein Wasser, sondern lauter Wein, und laß sie darin aufkochen: aber wenn du auch gleich Blätter hast, mußt du doch der Wurzeln mehr brauchen als der Blätter. Wenn nun die frisch gewesene Erde mit dem Harn und Mist des Viehes durchzogen ist, so schaffe sie auf die Mistarube heraus; kehre die Erde, die vorn bei der Krippe gelegen hat, hinter; und zum Beschlusse des Ausmistens thue wieder frische Erde an die Stelle. Dadurch vermehrest du deinen Düng ansenblich, und das Vieh befindet sich wohl dabei.“

„Ich brauchte dieses Mittel, suchte aber dabei anfänglich weiter nichts zu erlangen, als daß mein Vieh vor der Seuche gesichert seyn sollte; aus der Erde hingegen, die ich aus dem Stall hatte mischen lassen, machte ich mir nichts. Ich ließ sie also in einen

abgelegenen Winkel meines Gehöftes werfen, und wünschte sie wieder auf den Fleck hin, wo ich sie hergeholt hatte. Zufälliger Weise hatte mein Knecht ein Vogelneest erwischt und ausgenommen, und machte sich eines Sonntags nach der Mahlzeit mit meinen Kindern den Zeitvertreib, daß er Würmer aus dieser Erde suchte, um sie den jungen Vögeln zu geben; und bei dieser Gelegenheit wurde mein Weib inne, daß die Fäulniß eben diese Erde zu guter Grubenerde gemacht hatte, und lag mir also an, daß ich sie zur Saatzeit heraus fahren, und statt Mistes zu brauchen versuchen sollte. Ich fuhr also 14 Fuder davon hinaus, und ließ alles zusammen auf 1 Morgen Landes ausbreiten; sie that auch da so gut, daß dieser Morgen sichtbarlich mehr Vorken trug, als drei daneben liegende Morgen meiner Nachbarn. Das Stroh war stark und fest, und die Lehren schön und dick wie Gänsechnäbel. Das brachte mich auf die Gedanken, das alte Papier von meinem Vater wieder hervorzusuchen; und ich fand auch darin vielerlei Nachrichten von andern Düngarten, von der rechten Beschaffenheit der Mistgruben, von Mitteln wider den Brand im Getreide, u. s. w. Von der Zeit an bekam ich erst rechte Lust zum Ackerbau, und verschaffte mir seitdem, durch meinen Fleiß und Gottes Segen reichliche Ernten.“

So weit Sairvet. Wir setzen zu seinem Aufsatze nur das noch hinzu: daß die Ställe überhaupt dem Viehe bei weitem weniger ungesund seyn würden, als sie so oft (und doch bei weitem nicht so oft, wie die Weide im Freien unter gewissen oft zu treffenden Umständen,) sind, wenn sie höher, luftiger, und überhaupt dergestalt abhänig gebaut würden, daß der Harn so gleich in einer hinter dem Vieh angebrachten Ranne, aus dem Stall heraus, in eine nahe Mistpflüge oder Mistgrube ablaufen könnte.

# Hannoverisches Magazin.

40<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 17<sup>ten</sup> Mai 1784.

Bitte an Forstverständige um die Auflösung eines zur Forstwirthschaft gehörigen Rechnungsproblems.

**E**s gehört mit zu den wesentlichen Geschäften eines brauchbaren Forstmannes, daß er den Inhalt eines entweder schon gefälltten, oder noch auf dem Stamm stehenden Baumes, nicht nur nach seinem Cubikinhalte, sondern auch nach der Klaffterzahl, die er enthält, zu taxiren wisse. Ersteres wird ihm nicht schwer fallen, wenn er nur mit den allerersten Anfangsgründen der Geometrie bekant ist, letzteres hingegen ist schon beschwerlicher, weil es hier noch immer an genauen und richtigen Datis fehlt. Indessen kan man sich hier immer mit einer Näherung begnügen, wenn nur die auf die Art gefundenen Resultate nicht zu sehr von der Wahrheit abweichen. Natürlicher Weise wird sich dann am sichersten eine Mittelzahl finden lassen, die man als richtig annehmen kan, wenn man Gelegenheit hat, das Resultat auf mehr als einem Wege zu suchen; ist der Unterschied der gefundenen Resultate nicht allzu beträchtlich, so kan man entweder eine oder die andere der gefundenen Zahlen

für richtig annehmen, oder auch eine Mittelzahl suchen, welche letztere dann wohl der Wahrheit am nächsten kommen wird.

Die Schriftsteller, welche über das Forstwesen geschrieben haben, geben folgende Regel, den körperlichen Inhalt eines Baumes zu berechnen:

Man multiplicire die halbe Summe beider Grundflächen, nemlich des Topfs und Stammendes, in die Länge des Baums:

Bei der so sehr mannigfaltigen Gestalt der Bäume, wird diese Regel freilich nicht in allen Fällen eine völlige geometrische Genauigkeit geben, indessen, wenn die Gestalt des Baums nicht gar viel von der Gestalt eines abgekürzten Kegels oder Pyramide abweicht, so wird man so ziemlich das Mittel finden, und um solcher Forstmänner willen, von welchen man wenig oder gar keine Theorie voraussetzen kan, ist sie immer sehr bequem. Weiß man nun, wie viel Cubikfuß Holz auf einen Klasten gehen, so findet man leicht, wie viel Klasten in dem

Rr gan:

ganzen Baume enthalten sind, wenn man die Anzahl Cubikfuß, die ein Klasten hält, in den Cubikinhalte des Baums dividirt.

Der körperliche Inhalt eines Klasters, wäre nach geometrischen Regeln leicht zu finden, denn man darf sich den aufgesetzten Klasten nur als ein Parallelepipedum vorstellen, dessen Länge, Höhe und Breite gegeben ist. Allein die Geometrie berechnet nur stetige Größen, und das Klastenparallelepipedum ist nichts weniger als stetig, es enthält eine Menge beträchtlicher Zwischenräume. Die körperliche Größe dieser Zwischenräume kan keine Theorie finden, weil es an Datis mangelt, es gehören also hierzu viele Erfahrungen. Ich habe die Zahlen, welche die praktischen Schriftsteller über das Forstwesen angegeben, um die Größe dieser Zwischenräume zu finden, in ziemlicher Menge mit einander verglichen, und da sie fast alle verschieden waren, die Zahl 18 als eine Mittelzahl heraus gefunden, so, daß man im Durchschnitt genommen für jeden Klasten Holz 18 Cubikfuß abrechnen kan. Hält also ein Klasten Holz 6 Fuß lang, 6 Fuß hoch und 3 Fuß breit 108 Cubikfuß, so muß man mit 90 in den Cubikinhalte des Baums dividiren, um nach diesen Voraussetzungen die richtige Klastenzahl zu finden.

Auf einem andern Wege würde man eben dies Resultat finden müssen, wenn man, so genau als es sich thun ließe, die Anzahl der Scheiter ausfindig ma-

chen könnte, die auf einen Klasten Holz gehen. Wüßte man ferner, wie viel Scheiter von bestimmter Länge und Breite aus einem Baum gespalten werden könnten, so ließe sich abermal die Anzahl der Klasten finden, wenn man die Anzahl der Scheiter eines Klasters in die Anzahl der Scheiter, welche der Baum hält, dividirte.

Der Verfasser der Beiträge zur Forstwissenschaft aus der praktischen Geometrie setzt im Durchschnitt genommen, die Breite eines Scheiters auf 9 Duodecimalzoll, die wir hier, wegen der verdriesslichen Rechnung mit dem Duodecimalmaaße zu 7 Decimalzoll festsetzen wollen. Ferner ist die kleinste Zahl der Scheiter, die er auf einen Klasten rechnet 90. Es wird sich gleich zeigen, warum ich hier gerade die kleinste von allen Zahlen beibehalten.

Man hätte also nach dieser Angabe so oft einen Klasten Holz, so oft man 90 Scheiter, jeden im Durchschnitt genommen zu 0.7 Fuß breit, hat.

Um nun zu finden, wie viel Scheiter in einem gegebenen Baum enthalten sind, muß der Umfang des Stamms und Zopfendes, imgleichen die Länge des Baums gesucht werden. Die Zahl 0,7 Fuß in die Peripherie des Stammendes dividirt, giebt die Anzahl der Scheiter, die aus dem Stammende gespalten werden können, und eben diese Zahl 0,7 Fuß in die Peripherie des Zopfendes dividirt, giebt die Anzahl der Scheiter, die aus dem Zopfende gespalten werden können.

Um nun die Anzahl der Scheiter, die



die aus einem Baum gespalten werden können, zu finden, giebt der obbenannte Verfasser die Regel:

Die halbe Summe der Scheiter, die aus dem Topf- und Stammende gespalten werden können, multiplicire in die Zahl, die es ausdrückt, wie oft die Länge eines Scheiters in der Länge des ganzen Baums enthalten ist,

so hat man die Anzahl der Scheiter, die man nach voriger Angabe nun ebenfalls auf Klasten reduciren kan.

Nun hätte man also zwei Wege das Resultat zu finden. Erhielte man auf beiden Wegen ein Paar Zahlen, die nicht sehr verschieden wären, so könnte man die Berechnung als völlig befriedigend annehmen, zumal man hier niemals eine völlige geometrische Genauig:

keit verlangen kan. Um also zu zeigen, wie äußerst beide Rechnungen abstimmen, mag folgende Aufgabe zum Beispiel dienen:

Wie viel Faden dreifüßiges Holz hält ein Baum, der am Stamm 4,4 Fuß, am Topf 1,8 Fuß im Durchmesser hat, und 90 Fuß lang ist?

Vorausgesetzt, daß beide Grundflächen beinahe kreisförmig sind, findet man nach der bekanten geometrischen Formel a) den Quadratinhalt, wenn man den vierten Theil vom Quadrat des Durchmessers in die Zahl 3,14 multiplicirt, so wie hingegen die Peripherie gefunden wird, wenn man den Durchmesser mit der Zahl 3,14 multiplicirt. Auf dem ersten Wege würde also folgende Berechnung geführt werden müssen:

Durchmesser des	
Stammes	= 4,4 Fuß.
	4,4
	176
	176
	-----
Div. mit 4)	1936
	4,84
	3,14
	-----
	1936
	484
	-----
Quadratfläche	1452
des Stammes	= 15,1976 □ Fuß.

Durchmesser des Topfs	= 1,8 Fuß.
	1,8
	144
	18
	-----
Div. mit 4)	3,24
	0,81
	3,14
	-----
	324
	81
	-----
	243
	-----
	2,5434 □ Fuß.
	Qua:

Nr 2

a) Man setze die Kreisfläche = K, die Kreislinie = P, den Durchmesser = d, die Zahl 3,14 = π, so hat man die in der Geometrie so bekanten Formeln, die bei den folgenden Berechnungen zum Grunde gelegt sind:

$$P = \pi \cdot d. \quad d = \frac{P}{\pi} \quad K = \frac{1}{4} d^2 \cdot \pi.$$

Quadratfläche des Stammes = 15,1976 □ Fuß.

Quadratfläche des Topfs = 2,5434 □ Fuß.

Div. mit 2)  $\frac{17,7410}{8,87 \text{ □ Fuß für die halbe Summe beider Grundflächen.}}$

Länge des Baums 90

798,3 Cubikfuß, der körperliche Inhalt des Baums, rechnet man nun, wie vorhin angenommen 90 Cubikfuß auf einen Klafter, so erhält man  $798,3 : 90 = 8,8$  Klafter Holz für den ganzen Baum.

Nach der zweiten Angabe würde die Berechnung so stehen:

Durchmesser des Stammes = 4,4 Fuß.

$\frac{3,14}{176}$

44

132

Peripherie des Stammes = 13,816 Fuß.  
oder 138 Decimalzoll.

Durchmesser des Topfs = 1,8 Fuß.

$\frac{3,14}{72}$

18

54

Peripherie des Topfs = 5,652 Fuß,  
oder 56 Decimalzoll.

138 Zoll : 7 = 19 Scheiter aus dem Stammende.

56 Zoll : 7 = 8 Scheiter aus dem Topfende.

$2 \frac{7}{13},5$

Nun ist ein Scheiter 3 Fuß lang in die Länge von 90 Fuß 30 mal enthalten, also wäre hier die Anzahl der Scheiter =  $13,5 \cdot 30 = 405$ . Rechnet man nun, wie vorhin angenommen worden, 90 Scheiter auf einen Klafter, so gäbe eben der Baum, der nach voriger Berechnung beinahe 9 Klafter Holz enthielt nur  $4 \frac{1}{2}$  Klafter, also gerade die Hälfte; und dennoch sind beide Methoden von praktischen Forstmännern vorgeschlagen. Wie soll also hier der unkundige und untheoretische Forstmann zu der Gewißheit gelangen, woran doch ihm, und noch mehr seinem Hertz so sehr viel gelegen ist?

Man mache mir nicht den Einwurf, daß der erfahrene Förster in den meisten Fällen im Stande seyn wird, den Inhalt eines Baums bloß aus der Routine, nach dem Augenmaaß, zu schätzen. Dies Verfahren ist und bleibt nicht nur immer unsicher, sondern es gehört auch eine Jahre lange Übung dazu, um sich nur eine mittelmäßige Fertigkeit zu erwerben. Womit soll sich also der angehende Forstmann ausbilden, dem es an allen diesen Erfahrungen noch fehlt, und der, — wie dies leider! an vielen Orten der Fall ist — nicht die mindeste Theorie hat, die ihm den Weg weisen könnte.

te. Wie sehr durch die Unwissenheit unkundiger Forstleute bald der Käufer, bald der Verkäufer beträchtlichen Schaden leidet, davon bin ich mehr als einmal überführt worden. Wäre es also nicht Verdienst ums ganze Publikum, wenn Männer, die praktische Einsicht mit Theorie verbunden, besitzen, es sich angelegen seyn ließen, durch genaue und oft wiederholte Versuche, eine sichere, und für unkundige Forstleute leicht faßliche Regel festzusetzen?

Um den Cubikinhalte geometrisch in Füßen zu bestimmen, hat man außer der vorhin angeführten Regel noch verschiedene andere, die mit aller zu erwartenden Genauigkeit das Resultat geben, und deren Resultate auch so überaus beträchtlich nicht verschieden sind. Ich will hier eine gewöhnliche Regel der Forstmänner mit einer vom Herrn Hofrath Kästner vorgeschriebenen Methode vergleichen, um zu zeigen, wie unbedeutend der Unterschied der Resultate ist.

Die Regel praktischer Forstmänner ist diese.

Man messe den Umfang des Baums in seiner Mitte, berechne aus dieser Peripherie die Quadratfläche, und sehe nun den Baum als einen Cylinder an, der so hoch ist, als der Baum, und dessen Grundfläche der berechneten Grundfläche gleich ist.

Die vom Herrn Hofrath Kästner vorgeschriebene, etwas mehr zusammengesetzte Methode ist folgende:

1. Man messe den Umfang des Baums in der Mitte, und mache von der gefundenen Zahl das Quadrat.
2. Diese gefundene Quadratzahl multiplicire man mit der Länge des Baums.
3. Dies gefundene Produkt multiplicire man wieder mit 800.
4. Von diesem Produkte subtrahire man das Nr. 2. gefundene fünffache Produkt.
5. Von diesem Rest schneide man endlich vier Decimalstellen ab, so hat man den Inhalt in ganzen Cubikfüßen genau.

Beispiel. Wie viel Cubikfuß enthält ein Baum, der 34 Fuß lang, und in der Mitte 5 Fuß im Umfange hält?

Erste Auflösung.

Ist der Umfang = 5 Fuß, so ist der dazu gehörige Durchmesser 1,58 Fuß.

$$d = 1,58$$

$$1,58$$

$$d^2 = 2,4964$$

$$4) \text{-----}$$

$$\frac{1}{4} d^2 = 0,6241$$

$$\pi = 3,14$$

$$\frac{1}{4} d^2 \pi = 1,959674$$

$$\text{Länge des Baums} = 34$$

Körperlicher Inhalt = 66,62 -- Cubikfuß.

Zweite Auflösung.

Der Umfang 5 Fuß.  
 Quadrat desselben = 25 Fuß.  
 Länge des Baums = 34

$$\begin{array}{r} 850 \\ \text{multiplircirt mit} = 800 \\ \hline 680000 \\ 85075 = 4250 \\ \hline \text{Rest } 67 | 5750 \end{array}$$

Da wäre also nach der ersten Berechnung etwa um einen Cubikfuß gefehlt, welchen Fehler man dem taxirenden Förster von Grund der See: len gern übersehen würde.

So weit wäre also dem nicht routinirten und unkundigen Forstmann der Weg, ohne schwere Theorie zur Gewissheit zu kommen, gebahnt. Aber wie hilft er sich nun an den Orten, wo das Brennholz nicht nach Füßen, sondern Klafter oder Fadenweise in Umschlag gebracht wird. Der auf seiner Studierstube kalkulirende Gelehrte kan ihm nun nicht mehr zu Hülfe kommen, denn seine Theorie verläßt ihn wegen Mangel an genauern Datis. Ich habe noch vor kurzem den Fall erlebt, daß ein Forstbedienter, und zwar wohl zu mecken, kein unterer Forstbedienter, sondern ein solcher, der einer ganz ansehnlichen Stelle vorsteht 16 Faden Holz anzuweisen hatte; statt der 16 betrug das angewiesene Holz nur 10 Faden, und zwar

B.

war dies nicht aus Vorsatz, sondern aus bloßer purer Unwissenheit und Unkunde seines Berufs geschehen. Der Empfänger des Holzes, der sich natürlicher Weise hiemit nicht zufrieden geben konnte, weil der Defekt zu großlich war, hatte nachmals wegen der Kaprice dieses Forstbedienten, der seine Dummheit gerne verdecken wolte, viele Unannehmlichkeiten, ehe er zu dem Seinigen gelangte.

Wäre es also wohl nicht möglich, eine zuverlässigere Regel, als die vorliegende, anzugeben, um mit möglichster Genauigkeit die Klafterzahl eines Baums zu schätzen? Männer von Einsicht und Erfahrung, die die Gelegenheit in Händen haben, genauere und oft wiederholte Versuche anzustellen, um hieraus gewisse Data herzuleiten, würden sich gewiß, um einen beträchtlichen Theil des Publikums durch diese Untersuchungen äußerst verdient machen. Ist irgendwo ein rechtschaffener Mann, ein redlicher Menschenfreund, dem die Ruhe und das Wohl seiner auch entfernten Mitbürger nicht gleichgültig ist, und der durch vieljährige Erfahrung geleitet, vielleicht schon sichere Angaben in Händen hat, so theile er seine Kenntnisse zum Nutzen seiner Brüder in diesen Blättern mit. Dem wahren Menschenfreunde ist es schon genug, auch nur den stillen, verborgenen Dank seiner Brüder einzuernten.

A.

Un



An den Herrn Verfasser des Forstauffsatzes, im 16ten, 17ten und 18ten Stück des Hannoverischen Magazins vom J. 1784.

Mit vielem Vergnügen sah ich die Berechnung der Bäume nach ihren Jahrringen, in einem öffentlichen Blatte. Der Herr Verfasser derselben verdient gewiß den größten Dank und Nachahmung. Einige Zweifel sind mir aber bei verschiedenen Stellen dieses Aufsatzes aufgestoßen, die mir derselbe erlauben wird hier zu äußern. — Der Herr Verfasser schreibt Seite 248:

„Wie nun ein Forstmann, dieses letztere (so aufs Gerathewohl hin wirthschaften,) vermeiden, den jährlichen Zuwachs des Holzes erfassen, und nach diesem seine Wirthschaft forstmäßig einrichten kan, habe ich durch nachfolgende drei Versuche zeigen wollen.“

Dieses wären nun unstreitig sehr nützliche und wichtige Entdeckungen; denn

Der erste Versuch enthält eine Berechnung einer 133jährigen Bäume, wobei der Zuwachs auf den 76<sup>ten</sup> und 80<sup>ten</sup> Theil gefunden.

Der zweite Versuch ist mit einer 103jährigen Bäume unternommen, und auf den 50<sup>ten</sup> Theil der Zuwachs gefunden.

Der dritte Versuch enthält einen von Jahren zu Jahren angegebenen Zuwachs, u. Berechnung einer Bäume auf dem Harze gebauen. Ich habe diese drei Versuche durchgedacht, allein ich bin zu kurzsichtig, darin ei-

nen richtigen bestimmten Gehalt einer Forst mit ihrem Zuwachse zu finden; indessen habe ich so viel daraus ersehen, daß

a) diese drei Bäume von verschiednem Wachstum, und

b) in welchen Jahren diese drei Bäume, das größte Wachstum gethan haben. Allein hieraus zu bestimmen und zu folgern, so wie diese drei Bäume Zuwachs erhalten, eben so hat die ganze Forst Zuwachs erhalten, ist hoffentlich nicht die ernstliche Meinung des Herrn Verfassers. Indessen schreibt doch derselbe Seite 245.

„Wie aus diesen Jahrringen der jährliche Zuwachs eines Baumes ansehnlich gemacht, und hiernach der jährliche Ertrag einer Forst berechnet werden könne.“

Wahin wird doch wieder von einem Baume auf die ganze Forst geschlossen. Eben so heißt es S. 255.

„Wenn also der jährliche forstmäßige Ertrag dieser herrschaftlichen Forst N. berechnet werden sollte, so weiß man nunmehr, daß alle Jahre der 78<sup>te</sup> Theil Zuwachs gerechnet werden könne.“

Hier meint abermals der Herr Verfasser, wenn ich mich nicht irre, den Zuwachs der ganzen Forst; Seite 258. gesteht derselbe ein:

„Daß Grund, Boden und Klima vieles veränderten.,,

Und

Und diesem ungeachtet findet sich sub Litt. B. Seite 258. eine bestimmte Berechnung eines Forstzuwachses angegeben. Der Herr Verfasser sagt auf 10,820 Klafter wäre eine Forst richtig tariret worden, und der jährige Forstertrag wäre 160 Klafter.

Ich bitte nunmehr den Herrn Verfasser gar sehr, mich in diesen Blättern zu belehren.

1) Wie man es anzufangen habe, daß, wenn man den richtigen Gehalt von drei Büchen weiß, man dadurch den rich-

tigen Gehalt von einer ganzen Forst ausfindig machen könne?

2) Wie die angegebene erwähnte richtige Taxation einer Forst geschehen sey?

Die Beantwortung und Aufklärung beider Fragen, sind von solcher Wichtigkeit, und von so großem Nutzen im Forsthaushalt, daß ich glaube, solche im Namen mehrerer Forstmänner, an den Herrn Verfasser und dessen würdigen Lehrer (welchen beiden ich mich bestens empfehle,) thun zu können.

A. L.

### A n e k d o t e .

Crassus kam in die Stube eines Studirenden. Bei Erblickung dessen Bücher rufte er aus: Ach welche Menge Bücher haben sie? Was mögen die wohl gekostet haben, und wie wenig werden ihre Erben einst wieder dafür bekommen! Sie haben Recht, mein lieber Crassus, antwortete der Student, sie müssen aber auch bedenken, daß ich solche schon eine lange Zeit genußt, und vieles daraus erlernet habe. Rechnen sie aber zusammen, was sie von Jugend auf gegessen und getrunken haben; welche Summe würde da heraus kommen, und wie wenig würde ihnen ein Gärtner oder Bauer für — Ja, das glaube ich wohl, fiel

Crassus ein, denken sie aber, wie oft ich mir damit gütlich that, und meinen Körper erquickte! — Und ich mit meinen Büchern meine Seele, versetzte der Studirende, und ich danke dem gütigen Himmel, daß er mich zu einem vernünftigen Menschen machte, der nicht bloß wie die Schweine für seinen Bauch zu sorgen hat. — Crassus, dem dieses Compliment wohl nicht recht schmecken mochte, sah sich nach der Thür um, und empfahl sich, und niemand war froher als der Student, daß er diesen zu seiner Gesellschaft so schlecht passenden Dickbauch, sich so geschwinde vom Halse schaffen konnte.

L.

# Hannoverisches Magazin.

41<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 21<sup>ten</sup> Mai 1784.

Ein Brief aus Paris an einen Freund in Hannover. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Meinungen des dasigen Publikums, und die redenden Köpfe des Abbe Mical.

**D**ie neuerlich auf dem Lustschlosse la Muette vom Herrn von Montgolfier angestellten großen Versuche mit dem aerostatischen Globus, da die Herren d'Arlandes und Pilatre de Rosier die erste Luftreise unternahmen, haben dem hiesigen Publikum, das alles Neue bis zur Ausschweifung liebt, den Kopf dermaassen verrückt, daß alles in Paris en globe ist. Man macht Geld zusammen, um Ballons steigen zu lassen, das Frauenzimmer schmückt sich mit Ballons, die kleinen Gesellschaften formiren sich en globe, die kleinen Theater auf den Boulevards spielen Ballons, man tanzet en globe; die Buchläden wimmeln von Schriften über den aerostatischen Globus, und dieser Tagen erschien bereits ein Roman L'Amour dans le Globe. An Arietten worin die Ballons besungen werden, fehlt es, wie Sie leicht denken können, auch nicht. Eine Strophe, die ich behalten, will ich hier einrücken:

Oh si l'Academie  
Avoit pu s'y loger,  
Le Globe, je parie,  
Eût été bien leger!

Ich könnte vielleicht den Enthusiasmus, der das hiesige Publikum für die aerostatischen Versuche belebt, aus der Empfindung, welche diese Entdeckung hervorbringt, entschuldigen. Der Herr von Montgolfier scheint durch Aufhebung sehr beträchtlicher Massen in die Luft den Menschen über das gebieterische Geseß der Schwere, welches denselben unaufhörlich auf die Erde zurückruft, ihn zwingt, darauf herum zu kriechen, ihm den Pfad des Lebens so beschwerlich macht, ihn zu Abgründen leitet, seine Erschlaffung und Fall zu Wege bringt, und ihn endlich zum Thiere der Erde macht, wegzusehen. Durch diese Erfindung der aerostatischen Kugeln, kan diese schwache und unglückliche Creatur vielleicht sich schmeicheln, ein verlornes Vaterland etwa wieder zu sehen, und ein, ich weiß nicht etwas aerisches oder

S s

himme:

Himmliches, das ihr fehlt, und wo für sie gemacht zu seyn glaubt, wieder zu finden. Wenn der Herr von Montgolfier auch nur einen Augenblick diese höchst angenehme Täuschung dem menschlichen Geschlechte verschafft hätte, so würde er von solchem mehr Dank, als man vielleicht nicht glaubt, verdient haben.

Ein Fremder, der Paris nie gesehen, erstaunt nicht wenig über diesen überspannten Enthusiasmus der lebhaften Einwohner dieser Stadt. In der ersten Betäubung, die mir der allgemeine rauschende Beifall zuzog, ward ich etwas eifersüchtig, daß ein Deutscher oder ein Engländer diese aerostatischen Maschinen nicht erfunden hätte, indessen beruhigte mich bald der Gedanke, daß ein Franzose wohl am besten zum Herumfliegen in der Luft gemacht wäre.

Alles denkt, redet, schreibt und träumt von aerostatischen Maschinen. In Gesellschaften hört man so viel verschiedene Urtheile und Empfindungen über diese Versuche äußern, als es Köpfe darin giebt. Man siehet ein Gemische von Freude, Erstaunen, Bewunderung, Erstarren und Furcht. Einige rufen aus, man sehe doch das Geheimniß entdeckt, wornach alle Jahrhunderte so sehnlichst verlangt haben: der Mensch kan ~~es~~ fliegen und in seiner Person die Fülle des Thierreichs verbinden: Herr der Erde, des Wassers und der Luft bleibt ihm nichts unbewohnbares als das Feuer übrig; und dieser Haufe von

Leuten schäzet sich glücklich in dieser großen Revolution zu leben. Andere, und deren ist nicht die geringste Anzahl, machen eine weniger heitere Mine. Ihnen scheint in der bürgerlichen und politischen Welt alles umgekehrt zu werden. Sie sehen schon im Geiste Armeen sich in der Luft erwidern, und das Blut auf die Erde regnen. Die Liebhaber und Diebe steigen schon durch die Schornsteine herunter, und schleppen nach anderen Himmelsstrichen ihre Töchter und Schätze weg. Es denkt ihnen unumgänglich nöthig zu seyn die Cavaliers de la Marechaussée in Ballons aufsteigen zu lassen: die Contrebande sey unvermeidlich, die Posten unnütz, alles sey verloren.

Ich habe Ihnen dieses Detaille von den gegenwärtigen Meinungen und dem Gegenstande der Unterhaltung des hiesigen Publikums gegeben, damit Sie nicht glauben, daß ich der Sache zu viel thue, wenn ich Ihnen sage, daß man hier von nichts denkt, redet, schreibt oder träumt, als von aerostatischen Kugeln.

Von einer neuerlich hier verfertigten Maschine, deren Nutzen vielleicht ungleich ausgebreiteter und wichtiger, als der, den die Ballons haben können, seyn dürfte, spricht man fast gar nicht, und hörte ich nur gestern nach einem länger als zweimonatlichen Zeitraum, den ich den Merkwürdigkeiten dieser großen Stadt gewidmet, zufällig einen meiner hiesigen gelehrten Freunde davon reden.



In der Tempelstraße im Marais, ist ein mechanisches Werk, welches die Aufmerksamkeit der Kenner dahin zieht, und welches nächstens öffentlich zu sehen seyn wird. Dieses sind zween Köpfe von Erz, welche reden, und ganze Redensarten deutlich und rein aussprechen. Sie sind von colossischer Größe, und ihre Stimme ist übermenschlich; man wird sie nächstens in einem großen Saale aufstellen, damit das Auge und Ohr besser derselben genießen möge.

Es ist dieses nicht, wie Sie leicht denken können, die Arbeit eines Augenblicks und des Zufalls, wie die Erfindung der aerostatischen Kugeln; es ist die Frucht der Arbeit und des Genies. Seit dreißig Jahren hat ein gewisser hiesiger Abbé M. Mical mit Vorkehrungen zu diesem glücklichen Ausgange sich beschäftigt; und wenn es möglich wäre alle die Schritte, welche ihn darauf geführt haben, mit dem Auge zu verfolgen, wenn dieser geschickte Künstler alle seine Versuche aufbewahrt hätte, so wäre dieses eine mechanische Gallerie, deren Besichtigung von äußerstem Nutzen seyn würde.

Es ist eine eben so große Entfernung von einem Nade und einem Hebel zu einem Kopfe der spricht, als von einem Federstriche zu einem Gemälde der Verkörperung Christi; denn man muß gestehen, daß von der Poesie bis zur Mechanik, das Meistersstück aller Kunst der Mensch sey. Baucanson hat sich bei den Thieren

aufgehalten, deren Bewegungen er bewerkstelliget und deren Verdauung er nachgemacht hat. Seine Flötenbläser sind bekannt; aber Kenner werden leicht einsehen, daß man eine bloße Einblasung, und einige auf einem Zylinder bezeichnete Melodien, mit der Articulation eines Wortes nicht vergleichen könne. Der Abbé Mical hat ein ganzes Concert fertiget, worin die Personen von natürlicher Größe, vom Morgen bis in den Abend musiciten; und diejenigen, welche es gesehen, bezugen, daß diese Arbeit über alles dasjenige unendlich erhaben wäre, was bisher in dieser Art erschienen. Bislang unbekannte Umstände haben die Zerstörung dieses Werks, wie auch eines redenden Kopfes, den Herr Mical bereits fertiget gehabt, veranlaßt.

Im vergangenen Winter hat ein gewisser deutscher Reisender Herr Kemplein eine Kunstmaschine, die im Schach gespielt, hier in Paris gezeigt. Es soll aber dieses sonst in seiner Art von Seltenheiten schöne Stück, in Hinsicht auf die Mechanik, nichts gewesen seyn, und Herr Kemplein soll gegen einen Fürsten, der ihn um die Entdeckung seines Geheimnisses gebeten, selbst gestanden und geäußert haben; wenn Sie es wüßten, würde es nichts seyn.

Dieses ist in der That der Unterschied zwischen den Werken des Genies und der Kunst, und den bloßen Verblendungen der Geschwindigkeit. Wenn das Genie uns durch einige

große Wirkungen in Schrecken setzt, so macht es uns noch mehr Erstaunen, wenn es uns die Triebfedern setzen läßt, und sich ganz zeigt; aus dieser Ursache ist gerade das Stimmium der Natur so schön, wir bewundern den Meister um so mehr, je genauer wir ihn kennen lernen; aber der Taschenspieler ist verloren, so bald seine Künste entdeckt sind.

Gegenwärtig zeigt man auf den Boulevard, eine Puppe, welche ohne die Lippen zu bewegen, ohne Athem zu hohlen, und ohne Hülfe des geringsten Getriebes redet; und die nicht allein spricht, sondern sogar verfangliche Fragen vorlegt und niedliche Madrigals sagt. Sie ist mit Bändern in der Luft aufgehängt, um zu überzeugen, daß sie gar keinen Mechanismus habe; man nimmt sie sogar zwischen die Hände, und was noch mehr das Wunderbare vermehrt, ist, daß, wenn man einen Pantoffel an der Stelle der Puppe aufhängen würde, man eben so gut die verfanglichen Fragen hören würde. Es ist allein erforderlich das Zimmer, wo dieses Wunder gemacht wird, nicht zu verlassen, denn sonst allenthalben ist die Puppe stumm. Das ganze Kunststück besteht in einer Röhre, die in der Decke angebracht ist. Wenn ich gesagt habe, daß diese Puppe kein Triebwerk hat, so habe ich mich geirrt; sie hat eines, das dahin gehet die Aufmerksamkeit des Publikums von den sprechenden Köpfen des Herrn Mical abziehen.

Herr Mical, der sich mit der Natur auf eine bis auf unsere Zeit unmögliche Art messen wolte, hat sich sogar an den Menschen gewagt, und hat in demselben das herrlichste und verwickelteste Organ gewählt, ich will sagen, das Organ der Sprache.

Indem dieser große Künstler der Natur Schritt vor Schritt folgte, fand er, daß das Organ der Stimme ein Windinstrument in der Glotte (Klappe der Luftröhre) wäre, welches sein Clavier im Munde habe; und daß, wenn man von außen hinein blase, wie in eine Flöte, man nur aushaltende Töne erhielte; daß aber um Worte zu articuliren, man von innen hinaus blasen müßte. Die Luft, indem sie aus unserer Lunge herausgehet, verwandelt sich auch wirklich in unserem Schlunde in einen Laut, dieser Laut wird durch die Lippen, und durch einen sehr beweglichen Muskel, die Zunge, unterstützt, durch die Zähne und den Gaumen in Sylben zertheilt. Ein anhaltender Laut würde nichts als eine einzelne Bewegung der Seele ausdrücken, und einen einzelnen Selbstlaut hervorbringen; aber in verschiedenen Zwischenräumen durch die Zunge und Lippen unterbrochen, bekommt er ein jedesmal einen Mitlauter; und indem er sich in eine unendliche Menge von Tönen modificiret, giebt er unsere verschiedenen Ideen zu erkennen. Man findet den nemlichen Mechanismus in der Sprache der Zeichen. Eine Ausdehnung des Arms, ein Blick der Augen,

gen, eine offene Stellung, geben die Gemüthsbewegungen zu erkennen; es ist aber das Spiel der Hände, der Augen, und des ganzen Körpers nöthig, um unsere Ideen auszudrücken.

Nach diesem Grundsatz hat Herr Mical zwei Claviere an seinen redenden Köpfen angebracht: eines in Form eines Cylinders, wodurch man nur eine bestimmte Anzahl Redensarten erhält; aber worauf die Zwischenräume der Worte und ihr Sylbenmaass genau verzeichnet sind. Das andere Clavier enthält, in dem Umkreis eines Ravalement a), alle Laute und Töne der französischen Sprache, welche auf eine kleine Anzahl durch eine ingenieuse und dem Verfasser ganz eigene Methode zusammen gedrängt sind. Mit ein wenig Fertigkeit und Geschicklichkeit, wird man mit den Händen wie mit der Zunge reden können; und man wird der Sprache der Köpfe die Geschwindigkeit, die Absätze und die ganze Physionomie, endlich alles das geben können, was eine Sprache hat, die nicht durch Leidenschaften belebt ist. Fremde werden die Henriade nehmen können, und sie von einem Ende zum anderen recitiren lassen, indem sie sie auf das vocal Clavier legen, wie man die Partitur einer Oper auf gewöhnliche Claviere legt. Um z. B. das Wort Bon heraus zu bringen, würde

man auf zweien Claves gleich hinter einander schlagen, auf den einen, worauf B, und auf den andern, wo on geschrieben, und der Kopf würde nicht Beon, sondern Bon sagen: denn diese Köpfe buchstabieren nicht; ihre Aussprache ist rein, und die Selbst- und Mitlauter ergießen und vereinigen sich in ihren Munde, wie in dem unsrigen.

Wären die redenden Köpfe nur ein Gegenstand der Neugierde, so würden sie gewiß die erste Stelle in der Mechanik erhalten; aber sie haben über dieses einen Nutzen einer so außerordentlichen Art, und der uns zu gleicher Zeit so nahe angehet, daß Sie mein Freund! eben so wie ich, darüber erstaunen werden.

Die Geschichte der alten Sprachen ist nicht vollständig, denn wir haben nie etwas als die geschriebene Sprache, und die geredete Sprache ist für uns auf immer verloren: weßhalb wir sie todte Sprache nennen. In der That, das griechische und lateinische giebt uns nur todte Zeichen, deren man das Leben nicht anders wieder geben kan, als wenn man damit die Aussprache verbindet, welche sie sonst belebte. Dieses ist aber unmöglich; weil man den verschiedenen Werth, welchen diese Völker ihren Buchstaben und Sylben beilegten zu errathen suchen müßte. Sprachen sie das A wie E, und das E wie ein J,

Es 3

wie

a) Ravalement nennt Herr Mical eine zirkelförmige Figur, deren concave Seite auf gewissen Distanzen kleine perpendiculaire Vertiefungen, die unter einander parallel laufen, hat.

wie die Engländer aus; oder sprachen sie die Selbstlauter wie wir Deutschen aus?

Wenn das Alterthum Köpfe von Erz verkertiget hätte, und selbige bis auf unsere Zeiten aufbewahret wären, so würden wir in dieser Ungewißheit nicht seyn, und wir würden noch von den Perioden Ciceros und den herrlichen Versen eines Virgil, die doch die Völker Europens, ein jedes nach seiner Weise, verstümmeln, entzückt seyn.

Diese redenden Köpfe würden die Aussprache einer jeden Sprache erhalten, und sie gegen die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge in Sicherheit stellen können. Sie würden, wenn man sie in Europa vervielfältigte, das Schrecken einer Menge elender Sprachmeister werden, welche die Sprachen fremder Nationen bei ihren Landsleuten, die solche zu erlangen wünschen, verunstalten.

Der Accent, eine Benennung, welche die Franzosen uneigentlich der Aussprache geben, ist eine Art eines Gefanges, dessen Sprache die Leidenschaften bestimmen. Die durch die Menschen festgesetzten Aussprachen verändern sich von Volk zu Volk, selbst von Jahrhundert zu Jahrhundert bei eben derselben Nation: aber der von der Natur gegebene Accent verändert sich nicht. Eine römische Actrice setzte eben den Nachdruck und brauchte dieselbe Abänderung der Stimme bei dem Verse

Usque adeone mori miserum est?

als die Comra auf dem hiesigen Nationaltheater bei dem

Est ce un si grand malheur que de cesser de vivre?

Man spricht also uneigentlich, wenn man sagt, der Accent der Gasconer, Provençalien, u. s. w.; man sollte sagen die Gasconische, Provençalische Aussprache: denn diese Leute in gedachten Provinzen accentuiren ihre Sprache sehr gut, wenn sie Entpfindung haben, aber sie sprechen sie immer schlecht aus.

Frankreich kan sich denn, wie Sie sehen mein Freund! eines Werks rühmen, davon Archimedes eine Idee gehabt haben soll; wornach alle großen Künstler sich gesehet, und welches alle Charlatans von Jahrhundert zu Jahrhundert angekündigt haben: aber bald war es ein in der Statue, welche sprach, versteckter Mensch, bald lange Röhren, die eine Stimme fortleiteten, und wo die Statue nur mit wirkte; allezeit aber vertrat Betrug und Hintergehung die Stelle des Genies und der Kunst; die Stimme war bisher aus keinem anderen als einem befehlten Munde gekommen.

Dieser Versuch des Herrn Mical ist auch keinem Zweifel unterworfen, da eine ansehnliche Commission der hiesigen Akademie der Wissenschaften das innerste dieser Arbeit beleuchtet hat. Herr Mical hat seinen Kunst-richtern,



richtern eben die Simplicität seines Plans, eben die Triebfedern, und dasselbe Resultat, das man bewundert, entdecken lassen, indem er in einem Menschen das Organ der Stimme durchschnitten. Diese Herren haben gesehen, daß es Herrn Mical durch eine bewunderungswürdige Arbeit endlich geglückt hat, zu dem Wunder der Stimme zu gelangen.

Man kan wohl sagen, wenn unsern Landsleuten das Verdienst nicht abzuspochen ist, die Druckerei der Buchstaben erfunden zu haben, daß ein Franzose die Druckerei der laute

Paris, den 30<sup>ten</sup> Nov. 1783.

entdeckt habe; und daß, so wie der Blick des Menschen, so flüchtig er auch auf die Worte gerichtet ist, auf beständig durch den Druck ansbehalten bleibt; daß, so die Aussprache des Wortes, welche nicht weniger dem Ohre leicht entwischt, auf ewig durch die Köpfe von Erz fixirt bleibt. Sie werden unsere Bibliotheken beleben, und durch sie und die Bücher wird die unzertrennliche Verbindung der Malerei und Musik in der Sprache, gegen alles was Zeit vermag, aufrecht erhalten werden.

Ich habe die Ehre zu seyn etc.

C. F. Friedrichs.

Das spanische Sprichwort sagt: Nenn mir die Lektüre und die Gesellschaft dieses oder jenes Menschen, so will ich euch sagen, was es für ein Schlag von Menschen sey. Eben so richtig kan man sagen: beschreib mir das Außere des Menschen; so will ich euch mit dem, was in ihm steckt bekannt machen.

Die Natur bestätigt diesen Satz. Sie scheint durch das äußere Ansehn und den Schmuck, den sie einigen Thieren beigelegt hat, ihre verborgenen Eigenschaften zeichnen zu wollen. Wer kan z. B. den Pfau herumtreten sehen, wer kan ihn seinen glänzenden Bogen ausbreiten sehen, ohne einen Begriff von der Eitelkeit dieses Gefes unter den Vögeln zu erhalten? Dringt nicht die majestätisch

wallende Mähne des Löwen dem Anschauenden den Gedanken an seine Größe und den Edelsinn seines Naturells auf?

Was Natur dem unvernünftigen Thiere giebt, ersetzt der Mensch durch Hülfe der Kunst. In der Wahl, in der Anordnung seines Kleides redet seine Denkungsart. Es ist bekannt, daß im Schauspieler, — dem Gemälde der Welt, — die Kleidung der Charaktere, immer ein wichtiges Augenmerk ist. Der Elende hat sein abgetragenes Kleid; der Geck seinen gefärbten Puder, sein Solitur und seinen rothen Absas. Jeder Charakter hat seine Kennzeichen im Außern, das dem Zuschauer die Rolle schon bekannt macht, ehe noch der Schauspieler ein Wort vorgebracht hat.

Der

Der Eindruck, den das äußere Ansehen macht, ist so groß, daß Staaten und Regierungen, davon, zu weisen und guten Absichten, Gebrauch gemacht haben. Es ist bekannt, wie leicht der geringere und unwissende Theil der Menschen, von dem was in die Augen leuchtet, eingenommen und geblendet wird. Liebe, — sagt das Sprichwort, — lömte durch die Augen; — solten nicht andere Leiden:

schaften sich auf eben diesem Wege in die Seele schleichen.

Eine allgemeine Klugheitsregel ist es daher: daß wir auf unser äußeres Ansehen diejenige Sorgfalt verwenden, wodurch wir uns den Beifall des wichtigen Theils unserer Mitbürger erwerben und versichern. Diese Regel hier auf besondere Fälle anzuwenden, ist wider den Zweck und über dessen Gränzen.

### Anekdote.

Ein Geistlicher verirrte einen Laborkrauten wegen des Steins der Weisen, und suchte ihn zu überzeugen, daß die Verwandlung der Metalle unmöglich sey. Sie können Recht haben, antwortete der Chemiker, erlauben sie mir aber, daß ich meine Arbeiten fortsetze, denn wenn ich auch niemals meinen Endzweck erreiche, so macht mir doch die süße Hoffnung noch manche angenehme Stunde. — Die Verwandlung der Metalle hat viele Aehnlichkeit mit der Auferstehung der Todten. Beide sind noch nicht mathematisch bewiesen, nichts destoweniger ist es recht gut, wenn man sie glaubt. Wä:

ren nie keine Alchemisten gewesen, so kennen wir viele schöne Arzneimittel nicht, und mancher Ehrwürde sodann schon vor 50 Jahren gestorben seyn, dem jetzt noch ein Gläschen Wein schmeckt. Und wie viele andere nützliche Sachen wären uns verborgen geblieben, wenn unsere Väter nicht Gold gesucht hätten! — Und läugneten alle die Auferstehung der Todten, so bin ich nicht gewiß ob uns beiden heute nicht noch die Kehle abgeschnitten würde, wenigstens würde ich mich sodann hier nie bei offener Thüre zu Bette legen. —

℞.

# Hannoverisches Magazin.

42<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 24<sup>ten</sup> Mai 1784.

Nachricht von einem Versuche, halb trockenen Klee in einer Fime im Freien aufzubewahren.

**B**ei der bekanten großen Trockniß im vorigen Sommer fing der Klee, der zum zweiten male gemähet werden sollte, erst gegen die Mitte des Augusts an zu wachsen; und wurde, ungeachtet der nachherigen häufigen Regen, doch erst gegen das Ende des Septembers zeitig; wenigstens konnte ich hier den meinigen, den ich zu Heu machen wolte, erst am 28<sup>ten</sup> Sept. zu mähen anfangen; und wurde, da sich wegen der damaligen starken Nebel täglich nur einige Stunden mähen lies, erst am 4<sup>ten</sup> Oct. damit fertig.

Der gemähete Klee blieb acht Tage lang im Schwade ganz ungerührt liegen; trocknete aber bei der Fortdauer der feuchten Witterung in dieser Zeit fast gar nichts.

Dem ungeachtet machte ich am 6<sup>ten</sup> Oct. den Anfang, denselben nach und nach umzuwenden, und wurde am 8<sup>ten</sup> desselben damit fertig. Am 13<sup>ten</sup> und 14<sup>ten</sup> wurde das Wenden wiederholt; am 17<sup>ten</sup> wurde der Klee in kleine, und am 18<sup>ten</sup> in große Haufen zusammen gebracht.

Zu diesem Verfahren hatte ich zwar nach der jedesmaligen Beschaffenheit der Umstände meine Ursachen; indessen war doch der Klee, wegen der erwähnten Nebel, meistens noch sehr naß, und dabei schien es am 20<sup>ten</sup> Oct. des Morgens zu einem Landregen an, dem ich dieses kaum halb trockene Heu, besonders bei der späten Jahreszeit, nicht mehr überlassen konnte.

Ich entschloß mich daher, dasselbe an diesem Morgen noch einzubringen, aber nur das allertrockenste auf den Heuboden zu nehmen; das mittelmäßige hingegen auf die Schleiten in den Scheuern dünne auszubreiten; und das ganz feuchte endlich in eine Fime auf dem Hofe zu hansen.

Von diesem letztern fanden sich sechs und ein halbes starke vierspännige Fuder; und es war noch so frisch, daß man aus den meisten Stengeln Saft ausdrücken konnte.

Ich suchte nun zuerst eine ziemlich trockene freie Stelle auf dem Hofe von 24 Fuß im Durchmesser zur Fime aus, und ließ solche, ob gleich der Boden

geplastert war, doch 2 Fuß hoch mit trockenen büchernen Waafen bedecken, und darüber Stroh legen, in der Mitte aber einen Leiterbaum von 24 Fuß Höhe aufrichten.

Hierauf wurde das Kleeheu abgeladen, in Armen voll gehörig über und neben einander bis dicht an den Baum in eine kegelförmige Fime gelegt; in Schichten, jede von einem halben Fuder, so fest als möglich eingetreten, und schichtweise mit einem halben Himten salzhemmendorfer Salze gesalzt. So kamen 13 Schichte über einander, wovon die obern immer eine größere Höhe, aber kleinere Grundfläche als die untern erhielten. Die ganze Höhe der Fime betrug von der Strohlage an, so weit als das Kleeheu in die Höhe ging, 18 Fuß; an Salze wurden überhaupt  $6\frac{1}{2}$  Himten verbraucht; und die Fime wurde noch desselbigen Tages, nemlich den 20<sup>ten</sup> zu Mittage fertig.

Da es, wie gesagt, zu einem Landregen anließ; auch den 20<sup>ten</sup> und 21<sup>ten</sup> wirklich immer hin naß nieder ging: so ließ ich die Deckung der Fime mit Stroh auf die gewöhnliche Weise so gleich vornehmen; und sie wurde noch den 21<sup>ten</sup> vollendet.

Schon den 21<sup>ten</sup> Morgens um 9 Uhr spürte man an verschiedenen Stellen der Fime eine sehr merkliche Erhitzung; und noch des Nachmittags fing es in der Spitze derselben an stark auszuqualmen. Dieses Qualmen dauerte bis zum 29<sup>ten</sup> Oct. fort; da es sich allmählig wieder gab. Am 23<sup>ten</sup>

Oct., da man besorgte, daß es gefährlich werden könnte, wurde beschlossen, dem Qualm einen bequemern Ausgang zu verschaffen; und zu dem Ende öffnete man die Bedeckung der Fime, zog das Kleeheu in der Spitze rund um den Baum herum auf etwa 2 Fuß tief heraus; machte auf diese Weise einen gewöhnlichen cylindrischen Schornstein von etwa 1 Fuß im Durchschnitte; und schloß darauf die Bedeckung wieder.

In diesem Zustande blieb nun die Fime bis zum 10<sup>ten</sup> April dieses Jahrs, da ich sie abdeckte, und den Klee daraus auf den Heuboden zum Gebrauche bringen ließ.

Bei dieser Arbeit wurde zuerst die Bedeckung rund umher weggenommen, und darauf an der Klee-fime selbst folgendes bemerkt:

- 1) Sie war an die 4 Fuß eingesunken und zusammen gegangen.
- 2) Ganz in der Spitze war der Klee etwa 1 Fuß schimmelicht und saul;
- 3) Eben so war derselbe rund um den erwähnten Schornstein her etwa  $\frac{1}{2}$  Fuß einwärts verdorben;
- 4) Uebrigens aber auf der ganzen Oberfläche der Fime nicht allin trocken und gesund, sondern auch so grün, als der beste trockene Klee ist;
- 5) Unter der Oberfläche war derselbe völlig trocken, allem Ansehn nach gesund, aber von bräunlicher Farbe, so wie Tabacksklätter.

6) Die Blätter waren fest; mit dem Auge konnte man keine Spur eizniger Fäulniß oder Zerstörung daran entdecken; Geschmack und Geruch wa-



ren rein und ohne alle Mulstrigkeit, so wie von gutem Kleeheue.

7) Aber die Salzigkeit war durch die ganze Fime gedrungen, und an jedem Stengel und Blatte zu schmecken;

8) So wie der Klee in Armenvöll eingebanset worden war, so hatte er sich zusammen gewirret; und auf der Oberfläche dieser Gewirre fand sich hier und da ein weißer Staub, den man ohne genaue Untersuchung für Schimmel hätte halten können: nach dem genauern Urtheile des Auges; nach dem Geschmacke, und Geruche war es aber kein Schimmel, sondern diejenige Erde, die in jedem Küchensalze, vorzüglich aber in dem Salzhemtendorfer enthalten ist, und die sich bei der Auflösung des eingestreueten Salzes nicht hatte in den Klee mit einsaugen können.

9) Gegen den Fuß der Fime war der Klee salziger, auch mehr solcher weißer Staub.

Von diesem Kleeheue ließ ich den Pferden, Füllen und Schafen einige male etwas zum Versuche vorlegen, und sie fraßen es sehr begierig. Die ganze Quantität, die ich auf 120 Centner rechnen konnte, wurde aber dem hiesigen Hornviehe von dem 10<sup>ten</sup> bis zum 25<sup>ten</sup> April statt des Heues zum Sommerstrohe zugeschnitten. Solches hat nun dieses Futter nicht allein recht gern gefressen, sondern sich auch wohl dabei befunden; und es ist darauf weiter keine Veränderung an dem Viehe wahrgenommen worden, als daß es stärker als sonst gefressen hat, welches ohne

Zweifel von dem eingestreueten Salze gekommen ist.

Hieraus ergiebt sich also, daß man auch halb trockenen Klee auf diese Weise ohne Gefahr im Freien aufbewahren kan: bei weiterm Nachdenken über den Erfolg glaube ich aber doch, daß sich dabei noch folgende Verbesserungen anbringen lassen:

Ueberhaupt meine ich, daß das Kleeheu bei dem obigen Versuche nicht von dem eingestreueten Salze gesund erhalten worden ist; sondern, weil es durch seine baldige innere Erhizung alle übersflüssige Feuchtigkeiten ausgequalmt hat.

Nach dieser Voraussetzung, die jedoch auch weiter nichts als meine Meinung seyn soll, würde ich also dergleichen Kleeheu fürs erste nicht wieder einsalzen lassen: zumal das Salzen überdies kostbar ist, und beim Versüßtern des Klees mit dem milchenden Viehe die Erzeugung der Milch gewiß nicht befördert.

Dagegen würde ich dem baldigsten Unqualmen vielmehr zu Hülfe zu kommen suchen, und in dieser Rücksicht 1) die Fimen weder zu groß noch zu klein, sondern vielmehr wie die beschriebene von 20 bis 24 Fuß in Durchmesser der Grundfläche, und von 18 Fuß Höhe machen.

2) In der Mitte keinen Baum dulden, indem sich daran zu viel Luft von aussen in die Fime zieht, und auch der Qualm von innen in Tropfen ansieht, wodurch die Fäulung befördert wird;

3) Noch viel weniger würde ich wieder einen Schornstein in der Spitze

der Fime anlegen, indem solcher auf beiderlei Art noch weit mehr schadet als der Baum;

4) Endlich würde ich die Bedekung der Fime nie eher wieder verfertigen lassen, bis die Fime völlig ausgequalmt hätte. Denn die Feuchtigkeit, welche die innere Hitze herausreibt, setzen sich auf der Oberfläche der Kleeime in Tropfen. Kan diese nun vor dem übergedeckten Strohe an der freien Luft nicht austrocknen: so muß sie bei dem bleibenden Zutritte einiger Luft in die Fäulniß übergeben.

Bei dem obigen Versuche entstand daher diese Fäulniß oben in der Spitze

der Fime, welche wegen der dicken Bedekung nicht austrocknen konnte; nicht aber an den Seiten, wo die Bedekung so dünne war, daß die ausgequalmten Feuchtigkeiten, auch darunter noch von der Luft verzehret wurden. Dabei ist vom Regen für die Fime wenig zu fürchten: Denn so weit als dieselbe einregnen kan, so weit kan sie auch an der freien Luft wieder austrocknen.

5) Die Austrocknung des Kleeheues in einer Fime hat übrigens große Aehnlichkeit mit der Verkohlung des Holzes im stehenden Meiler: auf dieser Spur muß man die Theorie dazu suchen.      W.      W.

## Beiträge zur Naturgeschichte des Westerwalds, von August Ludwig von Preuschen.

**U**nter die Merkwürdigkeiten unsers Jahrhunderts, gehört unstreitig die Entdeckung des unterirdischen Holzes, (lignum fossile,) welches sich auf dem hohen Westerwalde, so wohl in der Herrschaft Beilstein, besonders in den Kirchspielen Marienberg und Hön, als auch in der angrenzenden Gratschaft Westerbürg befindet. Seine Spuren erstrecken sich, so viel man jetzt schon weiß, einige Stunden in die Länge und eben so weit in die Breite. In den Oramien-Nassauischen Landen sind dormalen zwö Gruben geöffnet, eine zwischen Allfurt und Stockhausen, die andere nahe bei dem gedachten Dorfe Hön, in einer wechselseitigen Entfernung ungefähr einer Stunde.

Zwischen beiden Bergen, auf welchen sich solche befinden, strömet in einem mittelmäßigen Thale die unansehnliche Nister, welche jedoch bei anhaltender nassen Witterung in einen wilden Strom ausartet.

Aus der Gegend von Stockhausen, fließt ebenfalls unten an dem Fuße des Berges, auf welchem Marienberg liegt, in einem weit engeren Thale, ein Bach, welcher bei Langenbach in die Nister fällt. Auch dieser Bach wird eben so, wie die Nister, oft so stark und reißend, daß er zuweilen den Fuß des Berges angegriffen, Stücke von jenem unterirdischen Holze ausgewühlt, und mit sich fortgeführt hat. Eben dieser Umstand gab Gelegenheit zur Entdeckung dieses verborgenen Schatz:

Schages. Bei diesem unterirdischen Holze sind die Lagen, die Schichten, mit welchen es bedeckt ist, und das Holz selbst, besonders merkwürdig.

Nach der Versicherung aller Bergleute, insonderheit des verdienten Hrn. Bergmeisters Jung, sind die Flöße, die von Mitternacht gegen Mittag zu 5 Graden einschleichen und ihr Dach und Sohle haben, an den meisten Orten etliche Lachter mächtig. Die Stämme liegen größtentheils nach einerlei Direction. Man kan daran das Holz und die Schale, an beiden aber die zu unsern Zeiten theils noch bekannten, theils unbekanten Holzarten erkennen. Ich habe Stücke gesehen, an welchen die Nester wie in dürrern Tannenholze, entweder ausgebrochen waren, oder sich noch befanden.

Auf den Gruben will man sogar hartes Holz, dessen Stamm wohl 3 bis 4 Fuß im Durchmesser, und das Ansehen von welschem Nußholze hatte, beobachtet haben. Einiges vor der erlittenen Revolution bereits versautes und locker gewordenes Holz, in welchem die Poren sich mit Schwefel und Harztheilchen angefüllt hatten, fand man eben sowohl, als ganze Stämme und daran kleine zum Schreiben taugliche Kohlenstücke, als sichtbare Merkmale von einem ehemaligen Brande.

Es sollen sich hie und da in den Flözigen Klüften befinden, die so geräumig sind, daß in dieselben ein Mann kriechen, dagegen auch wieder einige so enge zusammen laufen, daß man kaum einen Arm hinein schieben kan. Die

Zwischenträume, welche die Rundung der Bäume verurlichte, enthalten zum Theil eine aschgrane, mit kleinen, den Heerdkohlen ähnlichen Kohlstücken vermengte Lettenerde, oder sogenannten Schroom, zum Theil auch eine wirkliche Art von Bergkohlen. Allein man bemerkte nicht die mindeste Spur von irgend einem in der Folge versteinerten thierischen Geschöpfe, dergleichen sonst im Mannsfeldischen und an andern Orten gefunden werden, wie solches Herr de Lurc von einem bei Göttingen entdeckten versteinerten Rhinocerosgerippe behauptet.

Die Tiefe, in welcher sich dieser Vorrath befindet, ist verschieden nach dem Maße der abwechselnden Höhe des Gebirgs, so, daß von der höchsten Mündung der Grube, bis in die unterste Tiefe, wenigstens 24 Lachter oder 168 Fuß gerechnet werden können, denn wirklich ist auf der Grube zu Höhn, ein Grundstollen zu Lösung der Wasser und Verbesserung der Wetter von 24 Lachter Tiefe angelegt worden. Man versichert, daß die Sohle des Flozes hier und da noch unter diesen Stollen absehen werde.

Diese Sohle besteht an einigen Orten aus harten Felsen, an andern ist solche weich.

Ist die Lage des Holzes bewundernswürdig, so sind es die Erdschichten, welche es bedecken, nicht weniger. Zu Tage liegt 2 bis 3 Lachter tief eine Schichte von fruchtbarer Dammerde, auf welcher zum Theil bejahrte Eichbäume stehen. Hat sich der Bergmann durch

diese einen Weg gebahnt, alsdenn trifft er auf einen harten Felsen von einigen Lachtern, durch welchen er seinen Schacht absenken muß. Dieser Fels ist gleichsam der Deckel, welcher diesen Schatz verschließt. Darauf folget eine Schichte goldgelber, auf diese eine Schichte weißer, und endlich eine Schichte grauer, mit einigem Kohlen- gestieb vermischter Lettnerde, deren jede, so wie das Holz, in einem Winkel von 5 Graden von Mitternacht gegen Mittag anstehet, und einige wohl mehrere Lachter beträgt. Nach diesem hauet der Bergmann das unterirdische Holz an: Ein Vorrath, welchen die göttliche Vorsehung, zum Besten der Bewohner, vielleicht Jahrtausende vorsparte; ein Vorrath, welcher nun schon über 40 Jahre, mehr als 1000 Haushaltungen den größten Theil ihres Holzbedürfnisses liefert, und durch seine Asche den Wiesen und Feldern eine vorzügliche Fruchtbarkeit erteilt. Ausser dem können die Einwohner und ihre Nachkommen bei der vorhandenen Menge desselben, indem täglich neue Gruben entdeckt werden, noch auf eine beträchtliche Reihe von Jahren, für die von ihren Voraltern geschehene Verwahrlosung des oberirdischen Holzes dadurch entschädigt werden.

Als etwas besonders verdient bemerkt zu werden, daß zu Unnau, in dem Amte Marienberg, 1½ Stunde von Stockhausen, wo ein Versuch nahe an dem Fuße des Berges, mittelst eines Schachts gemacht worden ist, kein Felsendeckel darüber liegt, sondern daß,

mit abwechselnden Lagen von Sand und Letten, deren erstere etliche Lachter, die zweite aber nur ein Lachter mächtig ist, zwei Schichten Holz von 3½ Fuß sich unter der Dammerde befinden.

Dieses Holz wird in 16 bis 18 Lachter Tiefe, wenn die Bergleute es mit der Keilhau auf der Sohle des Floges zubereitet haben, mit starken eisernen Keulen und schweren Feusteln, bis zum Dach desselben abgetrieben, von den Karrläufern dem Anschläger, und von diesem den Haspelnnechten in einem Kribel zur Tagesförderung zugebracht.

Zu diesem Geschäfte werden auf einer Grube 20 Arbeiter gebraucht, deren jeder täglich beinahe  $\frac{1}{2}$  Zein oder Karre dieses Holzes liefert.

Täglich werden also aus einer Grube gegen 3000 Zeine zu Tage gefördert, und an die Unterthanen zu ihrem Bespise jede Zein für 40 Kr. auf dem Werke verkauft.

Es ist daher dieses Holz, ob es gleich weder zum Metall schmelzen, noch zum Verarbeiten, sondern bloß zu Erwärmung der Zimmer gebraucht werden kan, dennoch in Ansehung der Ersparniß von nicht geringem Nutzen. Denn nicht nur die Unterthanen haben auf diese Art ihr Brennholz um den dritten Theil wohlfeiler, sondern es erspart auch noch jede Grube in einem Jahre, wenigstens für 3000 Fl. oberirdischen Holzes, welches in dieser Gegend nicht einmal auf zu treiben wäre, ohne zuletzt einen gänzlichen Mangel daran zu leiden.

Dies



Diese Geschichte veranlaßt einige sehr natürlich daraus fließende Fragen:

Wie ist dieses Holz in solche Tiefe zusammen gekommen? Welcher Zufall erzeugte die verschiedenen Schichten von gleichfarbiger Lettnerde, den darüber liegenden Felsendeckel, und endlich die gedachte Dammerde, auf einem so hohen Gebürge? Wie viele Jahrtausende hat dieses durch Schwefel und Harztheile aufbewahrte Holz hier sein Lager gehabt?

Ueber diese Fragen, will ich es wagen, meine geringe Vermuthungen nach einigen voraus geschickten Bemerkungen zu eröffnen.

Auf dem Rödgen, in dem Fürstenthume und Amte Siegen, wurde vor 4 Jahren eine alte Kirche niedergerissen, deren Mauern aus lauter Muschelsteinen bestanden. Unsehlbar sind diese Steine aus einem bereits ausgehobenen Steinbruche in diesem Bezirke vor Jahrhunderten genommen worden, denn noch jetzt werden eben dergleichen auf den Feldern hier und da zerstreut gefunden, die größte Entfernung dieser Gegend, von derjenigen, in welcher sich das unterirdische Holz befindet, beträgt nicht über 4 Stunden. Daraus folgt, daß dieser Winkel des Erdbodens, ehemals von dem Weltmeere überflossen war. Dieses beweisen zugleich nach Herr de Luce die Basalten oder sogenannten Beilsteine, welche selbst an den Gruben in großer Menge vorhanden sind, und auf dem ganzen Westerwalde zerstreut angetroffen werden. Dieser große

Naturforscher hält dafür: „sie seyen „nichts anders, als eine durch das „Seewasser, in welches sie noch flüssig „gestürzt wären, fünfseitig gesormte „lava, in dem nicht nur der von allen „Seiten gleich starke Druck des Wassers dieselben nothwendig regelmäßig hätte machen müssen, sondern auch „das Salz an sich selbst eine fünfseitige Figur bildete.“

Daß aber zu gleicher Zeit auch Vulkane vorhanden gewesen sind, solches beweisen nicht nur die eben erwähnten Basalten, sondern auch der dort in Menge befindliche Trass, welcher nichts anders, als ein wahrer Bimsstein, ist. Dieser völlig poröse Stein, enthält sichtbare Spuren von einem ehemaligen Brande. Herr de Luce versichert, daß sich darin öfters Holz, Blätter, und Stücke von Seethieren befänden, ja ihm sogar Herr von Hüpsch ein im Trass eingeschlossenes Stück Kohlen vorgezeigt hätte. Er macht darüber folgende Anmerkung: „es hätte die glühende lava, „auch selbst unter dem Wasser noch so „viel Hitze beibehalten können, um Holz „zu verkohlen; denn ohne das Wasser „würde es zu Asche verbrannt seyn.“

Aus diesem allem schließen wir, daß zu gleicher Zeit See und Vulkane an diesen Orten beisammen wären, deren vereinigte Wirkung das unterirdische Holz wahrscheinlich vergrub.

Wenn, nach angeführter Beobachtung, diese Gegend eine offenbare See, ja ein Theil des Weltmeeres war, so werden wahrscheinlicher Weise auch das selbst,

selbst, so wie gegenwärtig in der Südsee, manche unbewohnte und waldige Inseln gewesen seyn; unter welche z. B. Herr de Lutz den berühmten Feldberg und Aleking in der Gegend von Homburg und Kronenburg, 4 Stunden weit von Frankfurt und andere ursprüngliche Berge rechnet.

Leicht war es möglich, daß einige solcher Inseln durch Vulkane oder Erdbeben, welche gemeiniglich in der See heftiger als auf dem festen Lande wüthen, in dem die überflüssige Menge Wassers die Gährung vermehrt, untergraben, erschüttert, und zuletzt gar umgestürzt werden konnten.

Durch diesen Umsturz kam nach allem Ansehen dieses Holz in die See. Denn aus den angebrannten, hingegen nicht ganz verzehrten Stämmen, ist ersichtlich, daß sie brennend in das Wasser stürzten.

Die von Steinen und Erde belästigte Wurzeln der Bäume mußten, als der schwerere Theil, nothwendig zuerst sinken, hingegen die im Anfange zwar noch emporstehende und in dem Wasser sich aufrecht haltende Kronen, in der Folge bei dem darüber hin stürzenden Gebürge, sich auf ihre Nester stützen. Dieser Erfolg mag die Ursache des Winkels von 5 Graden gewesen seyn. Bis die Nester brachen, und von der darauf fallenden Masse zusammen gedrückt wurden, war bereits so viel Sand unter den Bäumen, daß sie sich nicht horizontal legen konnten.

Muscheln konnten nicht wohl dazwischen kommen, weil diese zu sinken pflegen. Vielleicht waren sie auch dazu mal

in dieser Gegend noch nicht in so großer Menge, und kamen erst nachher oben drauf.

Die dünnen abgebrochenen Nester stiegen vermuthlich in die Höhe, und wurden von dem Wasser fortgetrieben: die dünnesten enthalten aus diesem Grunde nur 2 bis 3 Zoll im Durchmesser.

Bei den Gruben zu Anna stürzte auf die mit Gebürge bereits bedeckte Holzschichte, auf gleiche Weise eine andere Holzlage.

Vulkane konnten es alsdann mit Asche verschütten: daher kommt vermuthlich die aschgraue mit Kohlengestieb vermischte Lettenerde, oder der sogenannte Schroom.

Nachgehends mag wohl das Meer Jahrhunderte durch gearbeitet haben, um die unterschiedenen Schichten von Erde, und auch diejenige, welche sich nachgehends versteinerte, und nun den Felsen Deckel ausmacht, zu vereinigen: bis es zuletzt diesen Landstrich verließ.

Die Pflanzen, welche nachher auf der Oberfläche wuchsen und wieder verfaulten, bildeten, wie es das Ansehen gewinnt, nach und nach die so beträchtliche Schichte von Dammerde. Denn nach der Uebereinstimmung aller Naturforscher, ist dies die einzige Art ihrer Entstehung.

Neußerst langsam ist der Gang der Natur! — Welche Reihe von Jahrhunderten wurde wohl nicht zu solcher Revolution erfordert? — Von dieser Epoche schweigt die Geschichte, denn gewiß ist sie älter, als alle Monumente, durch welche Völker große Begebenheiten verewigt haben.

# Hannoverisches Magazin.

43<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 28<sup>ten</sup> Mai 1784.

Ueber die von dem Herrn Pastor Goezen zu Quedlinburg bekant gemachte Entdeckung von den Finnen im Schweinefleische.

**V**erschiedene über den Kauf und Verkauf des sinnigen Schweinefleisches entstandene Streitigkeiten; die wieder einander laufenden und schwankenden Erkenntnisse in diesen Angelegenheiten; der Mangel vaterländischer Geseze, und die für manche Untertanen daraus entstehenden Uebel, haben mich schon vor einigen Jahren veranlaßt, alle meine Freunde, die sich mit der Untersuchung der Natur beschäftigen, zu bitten, daß sie die Eigenschaften und Entstehungsart der Finnen genauer untersuchen, und sich bemühen mögten, die physikalischen Grundsätze näher zu bestimmen und zu berichtigen, auf welche die, in solchen Angelegenheiten zu gebende Polizeigesetze und die Entscheidung solcher Prozesse beruhete. Es schien nicht, als ob meine Bitte Eingang finden wolte. Vielleicht sahe man diesen Gegenstand, und den Einfluß desselben auf die bürgerlichen Geschäfte nicht für wichtig genug an. Vielleicht fehlte es an Gelegenheit zur genauen Untersuchung; oder was sonst noch für

Hindernisse sich mögen gefunden haben. Denn selbst den Herrn Pastor Goezen allhier, dessen vornehmste Beschäftigung die Erforschung der Natur in diesem Fache ist, habe ich oft auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen gesucht; aber vergebens. Im vorigen Jahre klagten die hiesigen Fleischhauer über die außerordentlich häufigen Finnen im Schweinefleische. Die aufs neue daraus entstandene Zwistigkeiten zwischen den Käufern und Verkäufern oder Handlungsgeossen, bewogen mich, durch das 17<sup>te</sup> Stück des Hannoverischen Magazins von diesem Jahre bei der gelehrten Welt anzufragen: ob ein Naturforscher in den neuern Zeiten die Finnen im Schweinefleische genau untersucht habe? Ich ersuchte alle Patrioten, die Gelegenheit und Talente zu diesem Geschäft haben, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten, und das Resultat ihrer Untersuchungen in diesen Blättern gefälligst bekant zu machen.

Diese öffentliche Aufforderung der  
 Uu Ge

Gelehrten wirkte das, was ich wünschte. Der Herr Pastor Goetze erschien nicht gar lange darauf mit einer vorläufigen Nachricht, daß er so glücklich gewesen sey, das bisherige Geheimniß: was sind die Finnen im Schweinefleische? zu entdecken, und daß er nächstens von dem Erfolg seiner Untersuchungen dem Publikum Rechenschaft geben werde. Es ist auch nunmehr die versprochene Abhandlung von ihm erschienen. Sie führt den Titel: *Neueste Entdeckungen, daß die Finnen im Schweinefleische keine Drüsenkrankheit, sondern wahre Blasenwürmer sind.*

Natürlicherweise mußte es mir an genehm seyn, daß ich meinen Zweck erreicht, und daß meine Anfrage gerade die Aufmerksamkeit dieses Mannes auf sich gezogen hatte. Denn was kann man nicht von einem Manne erwarten, den die gelehrte Welt schon als einen fleißigen und glücklichen Beobachter kennet; dem die Naturkunde schon manche wichtige Entdeckung zu danken hat; und der durch sein sündersüßliches Werk: *Versuch der Naturgeschichte der Linsgeweidewürmer thierischer Körper* dem deutschen Vaterlande Ehre gemacht hat! — Von ihm darf man hoffen, daß er Licht über diesen dunkeln und vernachlässigten Gegenstand verbreiten, Vorurtheile und Irrthümer auch von diesem Gegenstande verbannen, den Aerzten und Wirtschaftlern den Weg bahnen werde, Heilmittel wider diese Krankheit zu erfinden, die

kräftiger sind, als die bisherigen; und daß er den Schaden werde lindern helfen, den Oekonomie, Viehhändler, Fleischhauer und andere Mitbürger dieserhalb empfunden haben.

Daß der Herr Verfasser es bei diesem ersten Versuch sollte bewenden lassen, ist weder zu wünschen, noch zu glauben. Er selbst giebt auf der 19. und 25. Seite Hoffnung, diese Untersuchungen weiter fortzusetzen. So, wie jene Beantwortung der Kopenhagener Preisfrage die Gelegenheit zu dem klassischen Buche von den Linsgeweidewürmern geworden ist; eben so soll, hoffe ich, diese Schrift die Grundlage eines vollkommenern gemeinnützigen Buchs, oder wenigstens vieler nützlichen Entdeckungen werden. Denn die Untersuchung dieses Gegenstandes leistet der menschlichen Gesellschaft gewiß mehreren Nutzen, als von der Erfindung des Luftballes je zu hoffen steht.

Nun zur Schrift des Herrn Pastor Goetzens selbst. Nachdem der Herr Verfasser S. 1. bis 8. die Veranlassung zu seinen Untersuchungen angezeigt hat, erzählt er von S. 8. bis 20. die Versuche, welche er angestellt, und welche ihn zur Entdeckung des Geheimnisses geführt haben.

Meine Sache ist's nicht, über diesen Theil der Schrift zu urtheilen. Nur dieses Zeugniß bin ich der Wahrheit schuldig, daß der Herr Verfasser mir unter seinem Vergrößerungsglase an einigen Finnen den, in der Haut oder Blase befindlichen Wurm; die Zacken am



am Kopfe, mit welchen er sich ansehen soll, und die darneben befindlichen Saugwarzen gezeigt habe, und daß das beigefügte Kupfer dasjenige getreu darstelle, was der Augenschein ergiebt.

Auch werde ich mich auf die Heilmittel, die der Herr Verfasser vorgeschlagen hat, nicht einlassen. Jedoch wünschte ich, daß der Herr Verfasser dasjenige benützt hätte, was von diesem Gegenstande in der Krünizischen Encyclopädie 13. Th. 422. u. f. S. angeführt ist.

Da ich überdem gewahr werde, daß ich meine Anfrage nicht bestimmt und deutlich genug abgefaßt habe, um die Naturforscher, die mit den Gerichtshändeln nicht bekant sind, gerade auf diejenigen Gegenstände aufmerksam zu machen, welche zur gründlichen Entscheidung der über die finnigen Schweine entstehenden Streitigkeiten das Vorzüglichste beitragen, und auf welche gute Polizeigesetze gegründet werden müssen: so will ich die von dem Herrn Pastor Goetzen heraus gegebene Abhandlung bloß von dieser Seite prüfen. Eben der Wunsch, der mich veranlaßt hat, diese Sache der Aufmerksamkeit der Gelehrten zu empfehlen; — daß nemlich das Publikum von dieser Untersuchung den bestmöglichen Nutzen ziehen möge, — eben dieser Wunsch läßt mich auch jetzt die Feder ergreifen.

Zuerst beklage ich, daß der Herr Verfasser seine Untersuchungen bis jetzt bloß auf die Finnen im Schweinefleische eingeschränkt hat. Er selbst

sagt auf der 36. u. f. S. daß die Franzosenkrankheit, und die Perlen- oder Hirsejucht des Rindviehes wahrscheinlich eine, den Finnen der Schweine ähnliche Krankheit sey. Im Krüniz a. a. O. habe ich gelesen, daß Kinder und Ochsen wirklich mit Finnen behaftet sind; daß aber auch diese Krankheit die Schwämme, oder der Krebs genannt werde. Vielleicht sind alle diese Krankheiten einerlei Ursprungs. Vielleicht leitet die Erfahrung in der Heilungsart von dem Eiznen zu dem Andern.

Der Herr Pastor Goetze behauptet ferner S. 26. u. f., die Finnen wären Nasenwürmer, das Fleisch so wenig als die Knochen finniger Schweine wären verdorben; folglich wären die Finnen im Schweinefleische keine eigentliche Krankheit, — mithin das finnige Fleisch der menschlichen Gesundheit nicht so schädlich, als von wirklich erkranktem Viehe. —

Bis dahin pflichte ich ihm vollkommen bei. Auch sage ich mit ihm S. 29. daß die Polizei den Verkauf des finnigen Fleisches, und also noch vielmehr der finnigen magern Schweine gestatten könne.

Wenn aber auf der 26. Seite behauptet wird, daß die Säfte eines finnigen Schweines unverdorben wären: so mögte dies nicht Jedermann einleuchtend und überzeugend vorkommen. Die in ungeheurer Anzahl zwischen den Muskeln der Schweine sich befindenden Würmer müssen doch, da sie lebendige Geschöpfe sind, ihren

ihren Unrath absondern. Wohin kan dieser Unrath anders gehen, als ins Blut und in die Säfte des Thiers? Nun denke man sich dabei die Menge der Finnen, welche oft mehr als die Hälfte von der Masse des Fleisches ausmachen! — und folglich auch die Menge der Unreinigkeiten, welche sich mit jedem Augenblick in die Säfte des Thiers ergießen! — Können solche Säfte wohl unverdorben und gesund genannt werden? —

Noch mehr! ein jeder wieder natürlicher Zustand des thierischen Körpers heißt Krankheit. In einem ganz natürlichen und vollkommenen Zustande hat ein Schwein keine Finnen. Also kan man ein sinniges Schwein, im Verhältniß mit einem, das keine Finnen hat, krank nennen. Der Einwand, daß ein sinniges Schwein nicht vom Fressen ablasse, daß es munter sey, und so gut gedeihe, als ein gesundes, hebt diesen Satz nicht auf. Denn wie viele Krankheiten, ekelhafte Krankheiten, giebt es nicht, bei welchen die Neigung zur Speise, und die Verdauungskräfte im besten Stande bleiben? — S. ht man vollends zum voraus, wie es auch der Herr Pastor Goeze thut, daß die Finnen von einer vorher gegangenen Erhitzung, oder sonstiger üblen Behandlung herrühren, so muß man auch eingestehen, daß Finnen eine Folge einer wirklichen Krankheit sind, und daß sie einen Zustand voraus setzen, der von der vollkommensten Gesundheit abweicht.

Der Herr Pastor Goeze sagt S. 27. es sey noch durch kein Beispiel erwiesen, daß je ein Mensch vom sinnigen Fleische krank geworden sey. — Recht wohl! Denn der Ekel wird einen jeden Menschen von dem Genuß des mit Finnen durch und durch besetzten Fleisches von selbst abgehalten haben. Also wird man bloß von solchen Erfahrungen reden können, wo das Fleisch nur wenig, oder doch nicht im höchsten Grade mit Finnen angefüllt gewesen ist.

Aber auch angenommen, daß man noch kein Beispiel gefunden habe, wo sinniges Fleisch Jemanden auf der Stelle geschadet hätte; kan nicht der Schaden sich erst nach einiger Zeit äußern haben; zu einer Zeit, da man gar keinen Verdacht auf den Genuß des sinnigen Fleisches geworfen hat. Unmöglich kan ich mich überreden, daß die Plasenwürmer mit ihren Häuten und Nestern eine dem menschlichen Körper zuträgliche Nahrung geben können, wenn sie häufig genossen werden.

Ich dünkte also, man stellte erst häufigere und wiederholte Versuche darüber an, ehe man etwas Bestimmtes darüber behauptete.

Das wird man mir doch wenigstens einräumen, daß sinniges Fleisch von geringerem Werth sey, als das, was keine Finnen hat. Die Gegenwart der Würmer, von welcher Gattung sie seyn mögen, erwecken Ekel; besonders wenn sie häufig sind. Man wende nicht ein, daß einige Leute das sinnige Fleisch lieber essen,  
als

als anderes; daß wir in der Wurst und bei andern Speisen, unwissend Band- und Blasenwürmer genießen, — welches ohnehin selten, und bei weitem nicht in so großer Anzahl geschieht, als bei den Finnen; — daß diese Art von Würmern, so bald sie kalt werden, sterben, und sich in dem menschlichen Körper nicht lebendig erhalten, am wenigsten fortpflanzen können; daß Leute vom hohen Geschmack den Schnepfendreck, und die mit Bandwürmern angefüllten Eingeweide der Schnepfen mit Begierde verschlingen u. d. m. Der Geschmack der Leckermäuler ist der verdorbenste. Die größere Anzahl von Menschen wird einen unüberwindlichen Abscheu und Ekel bei dem Genuß des Schnepfendrecks, so wie des finnigen Fleisches, empfinden. Das Schweinefleisch ist aber mehr eine Speise des gemeinen Mannes und des großen Haufens. Der Geschmack der Wenigen und der Sonderlinge kommt hierbei nicht in Betrachtung.

Der wahre Werth einer, im gemeinem Leben vorkommenden Sache hängt, nach der deutlichen Vorschrift der Gesetzgebung, bloß von der Schätzung des großen Haufens ab. Und dieser wird gewiß dahin entscheiden, daß das finnige Fleisch nicht so viel werth sey, als das reine Schweinefleisch.

Diese Betrachtungen mußte ich zuvor aufstellen, ehe ich die Fragen aufwerfen konnte:

1) Was hat die Polizei und das gemeine Wesen durch die von dem

Herrn Pastor Goetze gemachte Entdeckung gewonnen?

2) Was für Regeln können Polizeiverwalter sich überhaupt aus den bis jetzt feststehenden physikalischen Grundsätzen zu Nutzen machen?

3) Welche physikalische Gegenstände sind es, die auf den Kauf und Verkauf des finnigen Fleisches einigen Einfluß haben, und noch nicht gehörig erörtert sind? und eben deshalb annoch der Aufmerksamkeit und nähern Untersuchung des Naturforschers bedürfen?

In Ansehung der ersten Frage muß ein jeder, der die Sache unbekannt betrachtet, gestehen, daß das Publikum, und insonderheit das Polizeiwesen durch die Bemühung und durch die gemachte Entdeckung des Herrn Pastor Goetze viel gewonnen habe, und erst in der Folge noch mehr gewinnen werde. Wie ist's möglich, ein sicheres Heilmittel gegen eine Krankheit zu suchen, die man noch nicht kennet? Vorhin suchte man dieses Uebel in verhärteten Drüsen und Geschwüren. Weiß man's aber, daß die Substanz der Finnen weder Drüsen noch Geschwüre sind, sondern, daß man nur darauf zu denken habe, die in den Fleischtheilen sich eingenisteten Würmer zu tödten und abzuführen: so ist schon ein großer Schritt zur Verminderung dieses Uebels gemacht. Die Aerzte und Naturforscher finden einen gebahnten Weg, richtigere Beobachtungen anzustellen, und auf wirksamere Heilmittel zu denken. Durch

seine Bemühungen wird die Aufmerksamkeit aller Oekonomen und aller übrigen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft rege gemacht; um richtige Erfahrungen zu sammeln. Dem Wirthschafter, Brantweindbrenner, Viehhändler und Fleischhauer muß die nähere Untersuchung dieser Sache wichtig seyn. Denn der Verlust dieser Leute ist ganz beträchtlich, wenn die Fälle oft eintreten, daß die Schweine und Kinder mit Finnen behaftet sind. Und da die Polizei auch darüber wachen muß, daß die Krankheiten des Viehes so viel als möglich verhindert werden: so kan man mit Recht sagen, daß die Entdeckung des Herrn Pastor Goezen auch auf die Polizei einen wesentlichen Einfluß habe.

Weiter erstreckt sich der Nutzen aus der gemachten Entdeckung noch zur Zeit nicht. Vorhin glaubte man, daß die Finnen verhärtete Drüsen oder eine Art von Geschwüren wären; jetzt weiß man, daß es Blasenwürmer sind. Was ist aber beim Genuß des Fleisches ekelhafter und schädlicher: eine ungeheure Menge Geschwüre und verhärteter Drüsen? — oder eine unzählbare Menge lebendiger Würmer mit ihrer Brut und mit ihren Excrementen? — Alles wohl übereinem und schädlich, als das andere seyn.

Dies führt mich nun zur Beantwortung der zweiten Frage: Welche physikalische Grundsätze sind es nun, welche als unumstößlich gewiß

angesehen werden können, und deren sich die Polizei wirklich zum allgemeinen Nutzen, bedienen kan?

Nach meiner Einsicht mögten es folgende seyn:

a) Das sinnige Schweinefleisch ist, — wenn es nicht ganz und gar mit Finnen angefüllt; so angefüllt ist, daß die Masse der Finnen so viel als das Fleisch selbst ausmacht, — nicht schlechterdings unbrauchbare Waare. Man lasse also ein solches Fleisch nicht, wie an einigen Orten geschieht, in die Erde verscharrren; man lasse einen jeden, der keinen Ekel dabei empfindet, sinniges Fleisch kaufen und speisen.

Das Vergraben des sinnigen Fleisches, unter eben bemerkten Umständen, ist eben so unvernünftig, als die, in so vielen Handwerks- und Gildesbriefen der Fleischhauer eingerückte Klausel:

Daß nur das Fleisch von solchem Schlachtviehe verkauft werden dürfe, welches allein und gesund unter die Winde gehen kan.

Diese Worte werden mehrentheils bloß in ihrem buchstäblichen Verstande genommen, ohne den Endzweck des Gesetzes vor Augen zu haben. Wenn daher ein gesundes Schlachtvieh auf dem Wege vom Stalle zur Schlachtwinde einen Fuß zerbricht, oder ein Horn abstößt, oder sich an einem Nagel, Messer oder Beil die Haut verlegt, oder sonst Schaden nimmt; oder, wenn ein solches Thier, bei



bei hartem Froste, auf einer Meile Weges die Füße durchgehet, und nicht unter die Winde gehen kan: so wird es als untangliches Schlachtvieh betrachtet; der Verkauf des Fleisches von demselben wird untersagt, und es ist noch ein Glück für den armen Fleischhauer, wenn der Polizeirichter so viel Menschlichkeit besitzt, ihm zu erlauben, daß er ein solches Schlachtvieh um den halben Werth an einen unbarmherzigen und geizigen Hauswirth verkaufen darf. Mehrertheils wird es dem Schlächter weggenommen und an die Armenhäuser verschenkt. Vergebens predigt dagegen der gerade Menschenverstand, daß der Sinn des Gesetzes nur auf verdorbenes, der Gesundheit des Menschen nachtheiliges Fleisch gerichtet sey; daß ein frischer Weinbruch, eine Verletzung der Haut und der äußern Theile keine eigentliche Krankheit, am wenigsten eine solche Krankheit sey, welche den Genuß des Fleisches schädlich und unangenehm macht; daß man hierdurch tyrannisch dem Schlächter sein Eigenthum raube. — Man sollte glauben, daß die Gildegenossen selbst auf die Abschaffung einer solchen Gewohnheit, die ihnen am meisten schädlich ist, antragen würden. Allein, der ewige Zank und Neid, der unter ihnen selbst herrscht, und verjährte Vorturtheile, oder die Gemächlichkeit der Vorgesetzten, hindern solches. Dies sind auch die Ursachen, warum der unvernünftige Gebrauch sich noch an manchen Orten erhält, daß das Weil

und Messer, mit welchem ein, mit der sogenannten Franzosenkrankheit behaftetes Kind geschlachtet worden, dem Abdecker anheim fällt.

Weil aber der Polizeiobrigkeit obliegt, allen Betrug beim öffentlichen Verkauf des Fleisches zu hindern; das sinnige Schweinefleisch auch, wie ich oben gezeigt habe, von geringerm Werthe ist, als das reine: so ist Pflicht für die Polizei, daß sie

b) bei der Verferrigung der gewöhnlichen monatlichen Preise, auch das sinnige Schweinefleisch im Werthe so herunter setze, als es mehr oder weniger mit den Finnen behaftet ist.

c) Es ist in solcher Absicht gut, wenn einem jeden Fleischhauer und Fleischhändler, bei Strafe der Wegnahme, verboten wird, sinniges, anstatt guten Fleisches, zu verkaufen.

d) Die geschwornen Gildemeister müßten alles frisch geschlachtete Vieh in Augenschein nehmen, und dafür sorgen, daß neben dem feilstehenden sinnigen Fleische, bei harter Strafe, ein weißes Tuch, oder ein anderes Zeichen ausgehangen werde, um das Publikum zu benachrichtigen, daß sinniges Fleisch zu verkaufen sey.

e) Es wäre zu wünschen, daß, anstatt anderer unnützen und zum Theil schädlichen Dinge, dergleichen Verordnungen in die Handwerksbriefe gesetzt würden. Denn man wird bei den mehresten Handwerksbriefen den Fehler bemerken, daß darin nur Handwerksgebräuche und solche Dinge enthalten sind, die sich nur auf die Kunst selbst,

selbst, aber nicht zugleich auf den allgemeinen Nutzen erstrecken. Und doch ist die erste Absicht bei Errichtung der Zünfte, die Verbesserung der Polizei und der allgemeine Nutzen des Staats gewesen. Daher wären die Handwerksbriefe der schicklichste Ort zu solchen Polizeigesetzen.

Ich wende mich nun zur

Dritten und Hauptfrage: welche physikalische Grundsätze sind es, die auf den Kauf und Verkauf des Schweinefleisches einen Einfluß haben, und doch noch nicht gehörig ertörtet sind? Dahin rechne ich fürwahrlich folgende:

a) Sind die Finnen allezeit so sichtbar und kenntlich, daß man sie immer mit Gewißheit an einem Viehe, ehe es geschlachtet wird, erkennen kan?

b) Welches sind die sichern und untrüglichen Kennzeichen?

c) Sind diese Merkmale so beschaffen, daß sie nur durch lange Erfahrung und Uebung erkannt werden können? Oder

d) finden sich nicht Fälle, daß man bei einem Stück Vieh, so lange es nicht geschlachtet worden, gar keine Spur von Finnen entdecken

kan, und dennoch das Fleisch an einigen Theilen durch und durch fininig gewesen?

e) Gesezt aber es könnten die Finnen allezeit mit Gewißheit bei dem lebendigen Vieh erkant werden: — ist es nicht mit mancherlei Schwierigkeiten für den Handel und mit so vielen Beschwerden verbunden, daß man der Polizei nicht rarhen kan, hierauf Rücksicht zu nehmen?

f) Entstehen die Finnen bloß in der Jugend der Schweine? oder entstehen sie schnell? und in welcher Zeit? Können sie auch während der Mastzeit entstehen? oder nicht?

g) Ist die Finnenkrankheit ansteckend?

Um die Finnenkrankheit genau zu kennen, müßte man freilich noch mehrere Punkte untersuchen. Allein diese gehören nicht in meinen Plan. Ich führe nur solche Sätze an, die zur Polizei, und zur gerichtlichen Entscheidung, der bei diesen Angelegenheiten entstehenden Streitigkeiten, gehören. Damit ein jeder, der nicht ein Rechtsverständiger ist, dieses desto deutlicher einsehen möge, will ich nur eines und das andere zur Erläuterung anführen.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

44<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 31<sup>ten</sup> Mai 1784.

Ueber die von dem Herrn Pastor Gorzen zu Quedlinburg bekant gemachte Entdeckung von den Finnen im Schweinefleische.

(Schluß.)

**W**enn es nie mit Gewißheit bestimmt werden kan, daß ein Schwein sinnig sey: so schafte man alle Finnengucker und Finnbeschauer ab, und wende das zu ihrer Besoldung ausgefetzte Geld zu einem, dem Staate nützlichern Gebrauch an. Es würde dieses auch alsdenn statt finden, wenn die Schweine durch gute Pflege, und sichere Mittel in kurzer Zeit davon geheilet werden können. Und in diesem Fall ist das Gesetz sehr weise, welches in einigen Ländern vorhanden ist, daß nemlich ein Verkäufer, der sein Vieh auf öffentlichem Markte verkauft, für gar keinen Fehler des verkauften Viehes zu hasten schuldig seyn soll.

So weit von den öffentlichen Polizeianstalten. Betrachtet man die, unter einzelnen Untertanen wegen des Verkaufs sinniger Schweine entstehende Streitigkeiten: so müssen wir, in Ermangelung eigener Landesgesetze, unsere Zuflucht zu den römischen Ge-

setzen nehmen. Und dies ist doch mehrentheils der Fall.

Der Inhalt der römischen Gesetze ist kürzlich folgender: Ein jeder Verkäufer ist verbunden, alle ihm bekanten und nicht in die Sinne fallende Fehler des zu verkaufenden Viehes treu und bestimmt dem Käufer bekant zu machen. Fehler, die leicht in die Sinne fallen, z. B. wenn ein Thier lahm ist, u. d. gl. sind davon ausgenommen.

Findet sich nun nach dem vollzogenen Handel ein solcher Fehler an dem verkauften Viehe, der nicht ganz offenbar in die Sinne fallen konnte, und der das Vieh gerade zu dem Gebrauche, zu welchem der Käufer es gekauft hat, unbrauchbar macht, so werden folgende Fälle voneinander unterschieden: Entweder der Verkäufer hat diesen Mangel des Thiers gewußt, und solchen vorsätzlich verschwiegen; — in diesem Fall muß derselbe nicht nur das schadhafte oder wenigstens

stens zur bestimmten Absicht unbrauchbare Vieh, gegen Rückzahlung der Kaufsumme, wieder zurück nehmen, sondern auch dem Käufer die sämtlichen Kosten und Schäden, so er ihm durch diesen Handel verursacht hat, erstatten, und ihn wegen des Gewinnstes entschädigen, welchen der Käufer bei diesem Handel hätte machen können, wenn das Vieh vollkommen gesund gewesen, und alle die Eigenschaften gehabt hätte, welche bei dem Einkauf voraus gesetzt wurden. Z. B. wenn ich ein Zugpferd von Jemanden erhandle, und es findet sich nachher, daß dieses Pferd zwar ein fürtreffliches gesundes Reitpferd sey, daß es aber nicht ziehen will; — oder der Verkäufer hat die Mängel des Thiers selbst nicht gewußt; er hat sie nicht trenlos zu verbergen gesucht; — in diesem Fall wird der Verkäufer zwar mit der Vergütung des Gewinnstes, den der Käufer bei diesem Handel hätte machen können, verschonet; er muß aber dennoch das Vieh, gegen Zahlung der Kaufsumme, zurück nehmen, und den wüthlichen Schaden, den der Käufer erlitten hat, ersetzen.

Ist ist ein Thier, durch den, nach dem Handel entdeckten Mangel, zwar zu seiner Bestimmung nicht ganz und gar unbrauchbar; allein, der sich äußernde Mangel setzt den Werth desselben merklich herunter. In diesem Falle muß der Verkäufer den Abgang des Werths, wie ihn Sachverständige schätzen, von der Kaufsumme zurück zahlen; er mag den Scha-

den des Viehes gewußt haben oder nicht.

Diese auf Vernunft und Billigkeit gebaute Grundsätze sind in Deutschland fast durchgehends aufgenommen worden. Allein, die Anwendung derselben auf den Schweinehandel, besonders in Rücksicht der Finnen, führt doch aus der Ursach große Schwierigkeiten, weil die oben von mir angeführten physikalischen Grundsätze noch nicht gehörig bestimmt und festgesetzt sind.

Es wird unter andern in obigen gesetzlichen Verordnungen immer zum Grunde gelegt, daß der Mangel des Viehes, worüber gestritten wird, zur Zeit des Handels schon vorhanden gewesen seyn müsse. Nun kauft ein Branteweineubrenner, ein Bäcker, seine magern Schweine von dem Viehhändler und Defonomen, um sie zu mästen. Wenn er sie gemästet hat, verkauft er sie wiederum an die Fleischhauer, oder an solche Viehhändler, die das fette Vieh über Land treiben. Entdeckt sich nun beim Schlachten, daß sie fininig sind: so entsteht die erste Frage: waren die Finnen schon vor der Mastung, und beim Verkauf des magern Viehes vorhanden? oder entstanden sie erst während der Mastung? Wäre das erstere: so müßte der allererste Verkäufer dafür stehen; im zweiten Fall aber müßte der, so die Schweine gemästet hat, den Schaden tragen, und zwar dergestalt, daß, nach dem alten deutschen gesellichen Sprich:



Sprichworte: **Hand muß Hand wahren**; der letztere Käufer sich an seinem Verkäufer, und dieser sich wiederum an seinen Vormann halten muß. So lange aber das untern Buchstab f. von mir angeführte physikalische Problem noch nicht gehörig aufgelöst ist, kan kein Richter die von mir jetzt vorgeztragenen Fälle mit Sicherheit entscheiden.

Da das Gesetz einen wesentlichen Unterschied unter solchen Fehlern und Mängeln des Viehes macht, die deutlich in die Sinne fallen, und solchen, welche durch die Sinne nicht erforscht werden können: so wird ein jeder Naturforscher und Oekonom begreifen können, warum ich die, unter den Buchstaben a. b. c. und d. aufgeführten physikalischen Sätze ihnen besonders zur genauesten Untersuchung empfohlen habe. Denn können die Finnen allezeit mit Gewißheit an einem lebendigen Schweine erkannt werden: so fällt alle Entschädigung von Seiten des Verkäufers ganz weg. Zur Strafe seiner Nachlässigkeit, daß er beim Handel die Augen nicht besser aufgethan hat, muß der Käufer den Schaden allein tragen.

Man muß aber auch hierbei den Umstand nicht außer Augen lassen, daß es gewisse Mängel des Viehes giebt, die nur ein erfahrener und geübter Mann entdecken kan, und die einem weniger Erfahrenen immer verborgen bleiben.

Gesetzt aber auch, daß die Finnen sich durch äußere Merkmale verrathen:

so findet doch dieses bei dem Mastviehe noch seine besondere Schwierigkeit. Es würde nemlich, so viel man jetzt weiß, diese Entdeckung nicht anders zu machen seyn, als daß man Stück für Stück beschriebte, eines nach dem andern niederrüfte, die Zunge und Kehle untersuchte, ihnen die Haare hinterm Ohre ausraufte, und dann die verdächtigen Schweine von den gesunden absonderte. Allein, ein Oekonom und Brantweinbrenner leidet nicht einmal gern, daß ein Fremder auf den Stall gehet, wo die Mastschweine liegen. Sie werden unruhig und gebeißen nicht. Wie viel weniger wird er zugeben, daß man eine solche Operation an seinen fetten Schweinen vornehmen dürfe? In dieser Betrachtung habe ich die Untersuchung der untern Buchstab e. angeführten Frage vorgeschlagen.

Aus dem, was bisher gesagt ist, erhellet von selbst, daß ein großer Unterschied gemacht werden müsse, zwischen solchen Käufern, welche die fetten Schweine zu ihrem Hauschlachten einkaufen; und zwischen Viehhändlern, oder Fleischhauern, welche ganze Ställe voll Schweine, oder wenigstens eine größere Anzahl auf einmal einkaufen, um solche entweder lebendig wiederum zu verkaufen, oder mit dem Fleische davon zu handeln. Für das Hauschlachten sind finnlige Schweine ganz unbrauchbar. Entweder die Herrschaft, oder das Gesinde wird sich dafür ekeln. In solchem Fall muß also der Verkäufer allemal die Kaufsumme, gegen Ansaantwortung des geschlachteten

ten Schweins, zurück geben; wenn er nicht gewußt hat, daß das Schwein Finnen gehabt habe. Hätte er es aber gewußt, daß das Schwein so beschaffen gewesen; so muß er, zur Strafe seiner Treulosigkeit, überdem noch den Schaden ersetzen, den der Käufer erlitten hat.

Ein anderes ist, wenn ein Viehhändler und Fleischhauer sinnige Schweine erkaufte. Dieser verliert nicht den ganzen Werth eines sinnigen Schweins. Er kan das Fleisch um einen geringern Preis mehrentheils anbringen. Daher ist der Verkäufer in diesem Fall nur den Abgang von der Kaufsumme, den der Käufer verliert, zu ersetzen verbunden.

Noch ist zu merken, daß nach dem römischen Gesetz, der Verkäufer von

Quedlinburg.

allen diesen Verbindlichkeiten nicht befreiet wird, wenn er auch gleich beim Handel die gewöhnliche Bedingung hinzu fügt: er könne nicht wissen, ob die Schweine Finnen hätten, er stünde nicht dafür; er verkaufe das Vieh, so wie es da wäre. a)

Dies wären die hauptsächlichsten Punkte, welche von den Naturforschern noch besser bearbeitet und zur Richtigkeit gebracht werden müssen, wenn die Polizei und das richterliche Wort die vorkommenden Fälle mit mehrerer Sicherheit entscheiden, und die menschliche Gesellschaft von solchen Bemühungen vollkommenen Nutzen ziehen soll. Dann kan erst der Widerspruch, welcher in diesem Fache zwischen den Rechtsgelehrten, zum Verderben der klagenden Partheien, herrscht, gründlich gehoben werden. b)

G. C. Voigt.

a) l. 39. D. de act. emt. vend. L. 1. §. 2. de aedit. edict. L. 14. §. 9. & 10. eod.

b) S. Carpz. P. 2. Const. 34. def. 16. Lauterbach. in Coll. Pand. L. 21. tit. 1 §. 12. Stryk in V. M. de aedit. edict. §. 7.

## Das Hienthier. (Cervus Tarandus L.)

(Aus dem 4<sup>ten</sup> Bande der Amœnitat. academic.)

Es giebt auf dem ganzen Erdboden äußerst wenige so übermäßig heiße oder kalte Länder, daß die Menschen sie nicht bewohnen und ihren Unterhalt in denselben finden könnten. Die ungeheuren und durch den Mangel an Wasser gleichsam verbrannten Wüsten des heißen Erdgürtels versagen ihnen zwar Pomonens und Ceres Dienste,

aber dennoch sind sie so unfruchtbar nicht, daß die Hirten ihre Heerden nicht in denselben ernähren könnten. Und ohgleich diejenigen, welche der strenge Winter der kalten Zone drückt, oder die auf den Alpen, welche sogar in den heißesten Ländern ein beständiges Eis bedeckt, sich ihren Wohnsitz erwählt haben, keine frohliche Saaten und reiche

che Ernten in ihre Scheuren sammeln können, so geht doch die Viehzucht vortreflich bei ihnen von statten, und ihre Heerden geben ihnen Nahrung. Es würde sehr schwer seyn, zu bestimmen, ob diejenigen glücklicher zu schätzen seyn, welche den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, oder diejenigen, welche von allen Seiten Frost und hoher Schnee bedeckt. Die Menschen, welche Oliven pressen und den Wein keltern, halten jene beiden Völker für unglücklich; mir aber scheint es äußerst schwer, die Freuden und Müße des Hirtenlebens mit der Arbeit und dem Schweiß, den der Ackerbau erfordert, so zu vergleichen, daß man bestimmen könne, welches von beiden dem andern vorzuziehen sey. Zwar, ich gebe es zu, ist der Hirte harter und dürstiger, der Ackermann hingegen fett und wohlgenährt, aber doch ist jener frei und sein eigener Herr, wenn diesen das Joch einer beständigen Sklaverei und alle Jahre wiederkehrender Arbeiten niederdrückt. Denn er muß seine Aecker umzäunen, pflügen, düngen, eggen, besäen, den Saamen einackern, das Unkraut ansäen, die Garben zusammen binden, trocknen, einfahren, dreschen, die Getreidehaufen auslüften, und sie endlich ausmessen. Und bei dem allen schlägt doch oft, aller Müße und alles angewandten Fleißes ungeachtet, die Hoffnung ganz oder doch zum Theil fehl, wenn sich ungewöhnliche Kälte, zu große Nässe oder Dürre, Hagel, Sturm, schnelle Reise, Mäusefraß, Vögel, In-

sekten, und andere unvorhergesehene Zufälle ereignen. Der Nothwendigkeit das Getreide zu sichten, zu trocknen, zu mahlen, und anderer Arbeiten zu geschweigen, welche die Ackerleute das ganze Jahr hindurch beschäftigen, damit sie nur allein Brod gewinnen. Ganz anders verhält es sich mit dem wohnen es ihm gefällt herumstreichenden Hirten, der, ohne Pflug und ohne Arbeit, fast nichts anders zu thun hat, als auf der Flöte zu blasen, und, indem er seine Heerden in fetten Weiden begleitet, der übrigen Freuden eines unschuldigen Lebens zu genießen. Da er also nichts sehr lebhaft wünscht und seine Tage in Ruhe verlebt, während daß der Ackermann unter drückenden Sorgen und Beschwerden seufzt, haben die Alten das Hirtenleben unter das silberne oder glücklichere Weltalter gesetzt.

Die ganze Viehzucht des Volkes, welches unter dem kalten Nordpol wohnet, bezieht sich auf das Thier, welches gemeinlich das Rennthier genannt wird, und die ganze Oekonomie und Lebensart des Volkes hat auf dasselbe Beziehung. Wer also die Glückseligkeit dieses Landes und seiner Bewohner will kennen lernen, muß vor allen Dingen sich die Natur und Beschaffenheit dieses Thieres bekannt machen, das in den südlichen Ländern Europens, und sogar selbst in Schweden nur selten angetroffen wird.

§. 1. Das Rennthier, (Rhenocervus) wird von den Alten auch Rangifer und Tarandus genannt. Folgende sind die Synonyma:

Cervus cornibus ramosis teretibus: summitatibus palmatis. Faun. Suec. 39.

Gesn. quadr. 130. Rangifer.

Aldr. bifule. 859. Tarandus.

Jonston. quadr. t. 39. Cervus palmatus.

Jonston. quadr. t. 36. Cervus mirabilis.

Jonston. quadr. t. 34. Tragelaphus.

Jonston. quadr. t. 34. Hippelaphus.

Olear. Mus. 16. t. 10. f. 3. Rhangifer.

Raj. quadr. 88. Cervus Rangifer.

Charl. onom. 9. Rangifer & Tarandus.

Auf Schwedisch: Rhen.

Auf Lappländisch: Boëtsöi.

§. 2. Daß das Rennthier zum Geschlecht der Hirsche gehöre, ist so offenbar und deutlich, daß niemand daran zweifeln kan. Denn der Mangel der Vorderzähne in der obern Kinnlade zeigt hinlänglich, daß es in die Ordnung gehöre, welche inné Pecora nennt. Die Hörner aber, die wie Polypen auswachsen, an der Spitze anfänglich weich und ganz mit einer haarigten Haut überzogen sind, und so wie sie erhärten abfallen und ebenfalls alle Jahre abfallen und wieder wachsen, beweisen offenbar die Verwandtschaft des Rennthiers mit dem Hirsche.

§. 3. Diese Gattung aber ist von den übrigen sehr schwer zu unterscheiden, so, daß sie nicht leicht durch irgend etwas anders, als durch die Struktur der Hörner von den übrigen Hirschen unterschieden werden können. Denn das männliche und weibliche Rennthier sind beide mit Hörnern versehen, da

diese bei den übrigen europäischen Hirschen den Weibchen gänzlich fehlen. Der vorzüglichste wesentliche Unterschied des Rennthiers besteht aber darin, daß seine zweigigten Hörner an der Wurzel nicht wie bei den Damhirschen zusammen gedrückt, sondern nur an den Spitzen handsförmig (palmata) sind, und daß der vordere Zweig, welcher an der Wurzel über die Stirne hinaus wächst, ebenfalls handsförmig und in kleinere Zweige getheilt ist.

§. 4. Das Vaterland des Rennthiers ist außer Asiens und vielleicht auch Amerikas nördlichen Ländern, in Europa vorzüglich Lappland. Dieses wird aber in das gebirgigte und waldichte eingetheilet. Jene ungeheuren Alpen, welche auf schwedisch Fjellen heißen, trennen Norwegen und Schweden, und erstrecken sich nach Rußland bis an das weiße Meer, in einer Breite oft von mehr als zwölf Meilen. Der andere oder östliche Theil ist waldicht, und wird von den benachbarten nordländischen Provinzen durch einen steinigten unfruchtbaren, dichten Wald getrennt, der besonders dadurch merkwürdig ist, daß der sehr schattigte Fichtenwald von einem häufigen faserigten Moose schwarz, die mit weißen Moose überzogene Erde hingegen von Schnee bedeckt zu seyn scheint. Zwischen diesem Walde und den Alpen liegt die waldigte Lappmark, die in einer Breite von 30 bis 40 Meilen mit ungebahnten Wäldern, sandigten, dürren und ebenen Feldern, großen Sümpfen und Bergen angefüllt ist. In dieser

wü:



wüsten Gegend, besonders wenn sie durch den Blitz oder eine zufällige Feuersbrunst verheeret worden, bringt das unfruchtbare Erdreich das weiße Rennthiermoos (*Lichen rangiferinus*) hervor, welches auch die niedrigeren Abhänge der Alpen bedeckt. Im Sommer lebt daher das Rennthier auf den höchsten Alpen unter beständigem Schnee und unaufhörlichen Stürmen, wohin es nicht nur durch seine natürliche Wärme und Dicke der Haut gelockt wird, sondern es wird auch durch verschiedene Insekten, Mücken, Bremsen, und vorzüglich durch die Hornissen dazu gezwungen. Im Winter aber können es die lustigen und kalten Gebürge nicht mehr beherbergen; es kehrt daher in die Wüsten zurück und sucht unter den Moosen seine Nahrung.

S. 5. Das zahme Rennthier ist von der Ferse bis zu der Extremität des Rückens gemeiniglich  $1\frac{1}{2}$  Ellen hoch; seine Länge beträgt von den Hörnern bis zum Schwanz 2 Ellen; von dem Nabel bis zum Rückgrade  $\frac{3}{4}$  Ellen. Wenn es die Haare erst abgeworfen hat, ist es braun, je näher aber die Hundstage herankommen, je mehr fängt es an weiß zu werden, bis es eine beinahe ganz weiße Farbe erhält. Die Gegend um die Augen ist immer schwarz. Der Hals ist unterwärts mit längern Haaren, als der übrige Körper versehen. Das Maul ist weißlich, so wie auch der Schwanz mit dem perineo und der Gegend des Hintern. Die Füße sind da, wo die Klaue anfängt, mit einem weißen Striche

umringt. Die Haare sind auf dem Körper so dicht, daß, wenn man sie auch noch so sorgfältig zu trennen sucht, man doch nirgends die bloße Haut sieht; deswegen stehen sie auch, wie bei den übrigen Hirschen, obgleich viel dichter, gerade auf; und da sie alle Jahr abfallen, lösen sie sich nicht wie bei andern vierfüßigen Thieren, von der Wurzel, sondern sie brechen wirklich an der zerbrechlichen Basis selbst ab.

Die Hörner wachsen zu der Länge von  $1\frac{1}{4}$  Ellen; in der Mitte sind sie vorwärts gekrümmt und rund, mit einem kurzen Ende an dem hintern Theil versehen; die Spitzen sind zusammengedrückt, und theilen sich gleichsam wie Finger an der Hand. Ueber der Stirne gehen einer, selten zwei Enden fast aus der Wurzel der Hörner gerade hervor, die oft eben so lang als der Kopf selbst, an der Spitze zusammengedrückt und in mehrere Aeste getheilt sind. An den Spitzen stehen die Hörner eben so weit aneinander als sie lang sind. Die Hörner sind bei den Weibchen, von eben der Struktur wie bei den Männchen, doch sind sie kleiner, dünner und weniger ästig. Wenn die Hörner im Frühjahr hervorkommen, sind sie weich wie ein Polypus, und eben so wie der ganze Körper mit einer Haut und Haaren bedeckt. Sie wachsen an der Spitze, nicht aber, wie es bei andern in diese Ordnung gehörigen Thieren gewöhnlich ist, an der Basis. Inwendig bestehen sie aus sehr vielen Blutgefäßen, und sind an der Spitze mit dem feinsten Gefühle

be-

begabte, so, daß sie auch nicht die geringste Verührung leiden; aber gegen den Herbst, da die Hörner selbst hart geworden, berstet die Haut, noch vor der Brunstzeit, und die Hörner werden entblößt. Das Männchen wirft sie bald nach der Brunstzeit zu Ende Novembers ab, das Weibchen aber im Anfange. Dieses behält die Hörner bis es Junge bekommen hat; wenn es aber unfruchtbar ist, verliert es sie im Winter, woraus der Lappländer ihre Unfruchtbarkeit beurtheilt. Die castrirten Rennthiere werfen die Hörner selten vor dem neuen Jahre ab. Je früher dieses geschieht, desto besser sind sie, und je später je schlechter, und hieran erkennt auch der Lappländer ob sie gesund sind. Was Scheffer und Sulden behaupten, daß nemlich die castrirten Rennthiere die Hörner gar nicht abwerfen, ist ein

offenbarer Irrthum, so wie auch, daß sie nach Abwerfung derselben, sich in die Wälder verstecken sollen.

Die Nasenlöcher sind schief, längslicht. Die Klauen nach Verhältniß des übrigen Körpers ziemlich groß, an der innern Seite ausgehöhlt, so, daß die Extremitäten derselben sich einander berühren, die Klauen an den Füßen sind wahre Nebenklauen, (ungula succenturiata,) wie bei andern desselben Geschlechts.

Der Schwanz wird kaum  $\frac{1}{4}$  Elle lang.

Das Weibchen hat 4 wahre und 2 falsche Euter.

Die wilden Rennthiere sind viel größer als die zahmen, so wie die zahmen Stiere viel sanftmüthiger und kleiner sind, als die wilden Büffel oder Auerochsen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

### A n e k d o t e.

Nemlich war ich in einer Gesellschaft, worin sich auch ein kleiner artiger Knabe befand. Er sahe am Fenster ein Buch liegen und las dessen Titel. Die vielen Abbreviaturen, welche in der großen Titulatur des Verfassers vorkamen, nöthigten ihn, daß er sich deswegen zum öftern bei seinem gegenwärtigen Vater befragen mußte. Die-

ser ward des vielen Fragens endlich müde. Der Knabe kam dem ungesachtet noch einmal, und fragte nach der Bedeutung des etc., welches am Ende des Verfassertitels stand. Das heißt: Ritter des Hasensfuß Ordens, antwortete der Vater, und graduirter Marktschreyer!

£.

# Hannoverisches Magazin.

45<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 4<sup>ten</sup> Junius 1784.

## Das Rennthier. (Cervus Tarandus L.)

(Fortsetzung.)

§. 6.

**I**n Sommer, da die Rennthiere auf den Alpen leben, nähren sie sich von mehreren Vegetabilien, andere aber rühren sie gar nicht an. Im Winter fressen sie zwar verschiedene Arten von Moosen, allein, ihr vornehmstes Futter ist doch das Rennthiermoos, wovon es zwei Spielarten giebt. Die eine, welche Sylvestris genannt wird, ist in den unfruchtbaren lappländischen Wüsten, und vorzüglich in den sandigten steinigten Ebenen sehr häufig, die davon so weiß wie Schnee scheinen, so wie auch die in dieser Gegend ungeheuer großen Sümpfe und dürren Felsen mit demselben bedeckt sind. Die andere grössere Spielart, welche auch eben daselbst, obgleich nicht so häufig, gefunden wird, und aus in einander verflochtenen kleinen Zweigen besteht, wird Alpinus genannt, weil da, wo auf den Alpen keine Bäume mehr anzutreffen sind, das ganze Erdreich mit diesem Moose bedeckt ist, welches sich aber doch auf den höchsten Gipfeln dersel-

ben kaum findet. Wenn die Wälder zu gut wachsen, und nicht etwa durch einen Blitz in Flammen ausgehen, zündet sie der Lappländer zuweilen selbst an, da er sehr wohl weiß, daß durch die Asche der verbrannten Vegetabilien das Erdreich gedüngt, und das Rennthiermoos auf dem unfruchtbaren und ausgemergelten Boden desto festere Wurzel faßt und sich desto besser vermehret, wenn gleich 8 bis 9 Jahre erfordert werden, ehe es die gehörige GröÙe erreicht. Derjenige Lappländer hält sich für glücklich, der in großen und mit diesem Moose angefüllten Wüsten wohnet; seine Fluren glänzen dann allenthalben als ob sie der Schnee bedeckte, und er braucht bei bevorstehendem Winter kein Heu in seine Scheuren einzusammeln, welches die Rennthiere überdies nicht gerne fressen, wenn es nicht etwa das Equisetum ist, (s. Flora Lapp. 393.) sondern diese Thiere wühlen den Schnee auf, so wie die Schweine die weichere Weide, und suchen sich also selbst das vortreflichste Futter: damit aber die

Uy

Eis:

Eisrinde, welche den Schnee oberhalb bedeckt, hieran kein Hinderniß sey, hat ihnen der weise Schöpfer an der Stirne, der Nase und den Füßen eine sehr harte und dicht an den Körper anschließende Haut gegeben, daher auch aus diesen Theilen des Rennthierfelles die so sehr dauerhaften Schuhe gemacht werden; welche die Lappländer sehr hoch schätzen. Wenn es sich aber ereignet, was gleichwohl selten zu geschehen pflegt, daß der Winter mit Regen anfängt, und das ganze Erdreich durch den Frost mit einer Eisrinde überzogen wird, ehe Schnee gefallen ist, so wird das Moos darunter verborgen, und der unglückliche Lappländer hat für die Rennthiere kein Futter; in einem solchen Falle bleibt nichts anders übrig, als die alten mit Moos bedeckten Fichten umzuhauen, welches Mittel aber doch bei einer etwas großen Heerde wenig hinreicht, sondern der größte Theil muß durch Hunger umkommen.

Da nun aber, wie bereits erwähnt worden, das Rennthier sich selbst sein Futter sucht, so braucht zwar der Lappländer keinen Wintervorrath für dasselbe zu sammeln, allein, er muß dafür mit seiner Heerde Jahr aus Jahr ein, im Winter, wie im Sommer, Tag und Nacht bei der äußersten Kälte, und sogar selbst um die Zeit des kürzesten Tages, in den ungeheuren Wäldern umher ziehen. Unter so vielen und so großen Schwierigkeiten würde der arme Hirte umkommen, wenn die gütige Natur ihm nicht Mittel ver-

schafte, durch welche er sie alle überwindet. Es flimmern hier die Sterne durch die ganze lange Nacht, und der Schnee selbst wirft die vom Himmel herabfallenden Strahlen zurück. Tausend glänzende Erscheinungen erhellen die ganze Nacht hindurch die Luft, und den Himmel. Aus rauhen Rennthierfellen bereiteete Kleider, Handschuhe, und Schuhe von eben denselben, die noch dazu mit dem Grase des *Carex vesicaria* vollgestopft sind, beschützen ihn gegen die Strenge des Frosts. Auf den Schneehaufen selbst ruhet der in den öden Wäldern herumstreifende Hirt, seine Erquickung ist Tabackbrauchen, und wenn er mit seinen Hunden spielt, lebt er eben so ruhig und zufrieden, wie *Tityrus* ehemals unter dem Schatten der Buche, ob wir gleich schaudern, wenn wir nur erzählen hören, in was für einer unmäßigen Kälte er lebt; so viel vermag Gewöhnheit, wenn sie von Jugend an geübt wird.

§. 7. Die Lappen werden gemeinlich in die Bewohner der Alpen, und der Wälder eingetheilt, wozu noch die bettlerischen Lappen gerechnet werden; welche in den schwedischen Wäldern umherstreifen, die aber keinesweges mit jenen ächten Lappländern zu verwechseln sind, indem sie sich nicht allein durch ihre Lebensart, sondern auch durch ihre öftere Vermischung mit andern Nationen sehr von ihnen entfernt haben. Die Berglappländer haben auf den Alpen gewisse ihnen zugehörige Erdstriche, auf wel-

chen



hen sie den Sommer zubringen. Oft wohnen sie in zwei oder drei Hütten in Gesellschaft. Diese sind fast immer feiter und fröhlich, sie haben größere Heerden, müssen gegen den Herbst in die Wüsten ziehen, und den ganzen Winter unter den Waldlappländern wohnen; denn im December, Januar und Februar, kan kein Thier auf den Alpen leben, als etwa das Berghuhn, die norwegische Maus (*mus norvegicus*) und der weiße Fuchs. Selbst der Eisvogel muß alsdann ein gelinderes Klima suchen. Die Waldlappländer bewohnen ihre eigene Felder in den Wüsten, meistens stehen ihre Hütten einzeln, so, daß man selten ihrer zwei beieinander antrifft. Sie besitzen eine geringere Anzahl von Rennthieren, und nähren sich im Sommer häufig von der Fischerei in den großen Flüssen des Landes. Meistentheils sind sie arm, und, da sie ein einsames Leben führen, traurigen und melancholischen Gemüths. Sie gehen fast nie auf die Alpen, wenn nicht etwa einer eine größere Anzahl Rennthiere hat, welches aber doch selten der Fall ist. Denn, wenn der Berglappländer drei bis vierhundert, ja zuweilen gar tausend besitzt, so hat der Waldlappländer kaum über hundert.

§. 8. Wenn der Schnee in den Wüsten und zum Theil auch auf den Alpen um die Zeit des Sommer Solstitium schmelzt, fängt in den Ebenen die Hitze an sehr heftig zu werden, und mit ihr eine beschwerliche Plage der Lappländer, die durch die große

Menge einer Art Mücken (*Culex pipiens* L.) verursacht wird.

Die ungeheure Menge von Schnee, die sich den Winter über auf den Alpen anhäuft, fängt bis von den höchsten Eispitzen an zu schmelzen und hinunter zu fließen, wodurch die vielen großen Flüsse angeschwellt werden. Zu gleicher Zeit saugt sich ein großer Theil dieses Wassers in die Erde und sammelt sich in den Thälern. Daraus entstehen hier mehr stehende Wasser, Sümpfe und Quellen, als in irgend einem andern mir bekanten Lande. Diese Sümpfe sind für die Mücken sehr bequeme Wohnplätze, indem sie, nach den Gesetzen der Natur ihre Eier in das stehende Wasser legen, und unter der Gestalt von Larven und Puppen den größten Theil ihres Lebens darin zubringen müssen; daher bringt auch Lappland eine so große Menge derselben hervor, als vielleicht kein anderes Land auf dem Erdboden. Im Sommer verwandeln sie sich, fliegen aus den Morästen hervor und erfüllen die Luft, wie mit Staube, so, daß der Lappländer, wenn er unter freiem Himmel in den Wüsten ist, das Gesicht und die Hände mit Theer, der gewöhnlich mit etwas Milch vermischt ist, täglich beschmierem muß, damit sie nicht von diesen Insekten zerfressen werden. Unter freiem Himmel darf er kaum reden oder den Mund öffnen, sogleich fliegen sie in die Nase oder den Schlund; selbst in seiner Hütte ist er nicht vor ihnen sicher, wenn er nicht durch beständiges Feuer

von faulem Holze; wovon der Rauch sich in der Hütte umher verbreitet, diese abscheulichen Insekten verjagt. Indessen schadet diese Hausgesellschaft dem Lappländer doch nicht so sehr, daß sie in der großen Haushaltung der Natur ihm nicht auf einer andern Seite wieder die wichtigsten Dienste thäte; und nach meiner Meinung würden vielleicht alle Lappländer umkommen, wenn in ihrem Vaterlande diese Mücken ausstürben. Denn alle Wasservögel verlassen gegen den Herbst ihre Seen, die bald mit Eis überzogen werden, und ziehen nach den südlichen Gegenden; aber im Anfange des Frühlings sehen wir sie in großen Fluchten über unserm Horizont wieder nach Norden kehren, da sie dann größtentheils in Lappland bleiben, wo die Freigebigkeit des Schöpfers an den unzähligen Larven und Puppen der Mücken, für ihre reichliche Nahrung gesorgt hat. Diese Vögel können wegen der Hitze, welche die Pflaumfedern unter ihren Federn hervorbringen, die Wärme der südlichen Länder nicht ertragen, und werden daher nach den kalten nördlichen Gegenden getrieben. Da unter ihnen die Polgammie herrscht, so leistet das Männchen dem Weibchen bei dem Ausbrüten der Eier und der Aufzucht der Jungen keine Hilfe, sie müssen also nothwendig, nachdem sie die Eier mit den Federn bedeckt haben, die sie im Sommer abwerfen, sich etwas von den Eiern entfernen, um ihr Futter zu suchen, ja sie müssen sogar Futter in

Bereitschaft haben, nicht allein für sich selbst, sondern auch für ihre eben ausgebrüteten vielen Jungen, welches alles sie hier bei den Wassern an den jungen Mücken reichlich finden. So nähren sich auch die Jungen der Birkenhühner, deren Vaterland dies ist, und die bei vielen Tausenden, ja bei Myriaden hier jährlich gefangen und nach Stockholm zum Verkauf geschickt werden, größtentheils von diesen Mücken bis zum Herbst, da sie dann auf die Beeren der Brombeerstände, auf Heidel- und Wachholderbeeren fallen. Alsdann aber werden sie von den Lappländern in solcher Menge mit Schlingen gefangen, daß sie ihre vornehmste Nahrung ausmachen, so wie sie sich im Frühjahr von den Eiern der Wasservögel nähren. Ich übergehe die Fische, welche die Einwohner in den großen Flüssen und Seen Lapplands häufig fangen, und denen diese Mücken ebenfalls zur Nahrung dienen, die eine so große Plage der Rennthiere sind; denn die haarigten weichen Hörner derselben, die im Frühjahr auswachsen, werden unaufhörlich von den Mücken so wohl, als auch von den Kossbrämen (Tabanus Tarandi) und den Hornissen zerstochen. Die Rennthiere kommen daher alle Tage nach der Hütte des Lappländers, wo er Baumschwämme anzündet, durch deren Rauch sie wenigstens auf einige Augenblicke von ihren Verfolgern befreit werden. Nachdem sie sich also durchräuchert haben und gemolken sind, eilen sie wieder auf die höchsten

Gipfel der Alpen, damit sie von den Hornissen nicht gequält werden. Denn auf den höchsten Spitzen der Berge, wo ein beständiger strenger Frost herrscht, die Winde unaufhörlich blasen, und die Luft sich zugleich über den hohen Felsen zusammenpreßt, können diese Insekten schwerlich sich aufhalten. Es ist zwar wahr, daß man auch auf den Alpen Rücken findet, und zwar von eben der Gattung wie die in den Wüsten, aber sie sind größer, und stechen nicht wie jene in die Schweißlöcher, sondern nur in die Haut. Man findet sie dort auch in geringerer Menge und fast nur in den Thälern der Alpen, wo unter den Steuden und Felsen die Luft ruhiger ist, und sie daher leicht von den Rennthieren vermieden werden können, da diese sich auf höhern Orten aufhalten.

§. 9. Die größte Plage der Rennthiere sind die Hornissen, (Oestrus Tarandi,) die die Lappländer Curbina nennen, und welche das Rennthier vor allen andern fürchtet. Dieses Insekt entsteht aus einem Eie, welches dasselbe in den Rücken des Thieres legt, und in der Mitte des Sommers, wenn es haaret, sich daraus entwickelt. Da aber um diese Jahreszeit in den Ebenen keine andere Rennthiere als die der Armen anzutreffen sind, die es, wegen der geringen Anzahl der Heerde, nicht der Mühe werth halten, sie auf die Alpen zu treiben, so muß sich nothwendig auf den Bergen eine größere Menge dieser Hornissen als in Ebenen finden, indem sich daselbst

mehrere Rennthiere aufhalten. Sobald die Hornisse hervorkömmt, fliegt sie über dem Rennthiere und sucht ihre Eier zwischen die aufwärtsstehenden Haare zu legen; die Rennthiere hingegen sind durch die Furcht so behutsam dagegen geworden, daß, wenn auch ihrer Tausend beisammen sind, sie doch alle die Geweihe und den ganzen Körper schütteln, sobald sich nur eine einzige schwache und unschädliche Fliege sehen läßt. Da aber die jungen Rennthiere im ersten Frühjahr die Haare nicht abwerfen, und diese platt an der Haut anliegen, so können auch zwischen dieselben keine Eier fallen. Deswegen bekommen sie auch erst im zweiten Frühjahr diese Geschwüre, welche an den Seiten des Rückgrades von den daselbst verborgenen Hornissen entstehen. Wenn diese Eier nun aber ausgebrütet sind, so durchbohren sie die Haut, mergeln das Rennthier im dritten Jahre meistentheils aus, und bringen es in eine Auszehrung. Daher rührt es auch, daß die Rennthierfelle auf dem Rücken sehr viele Narben haben.

Wenn der Lappländer im Sommer seine Rennthiere, nachdem er sie gemolken hat, von seiner Hütte auf die Wiesen führt, so entsteht zwischen ihnen und den Hunden, die der Hirt dazu anheft, ein großer Streit. Denn das Rennthier sucht gegen den Wind an, auf die höchsten und mit beständigem Schnee bedeckten Gipfel der Alpen zu klettern, wo es lieber den ganzen Tag hungert, als sich von den



Hornissen plagen läßt. Der Lappe hingegen treibt sie in die Thäler, damit sie sich nicht zu sehr verlaufen und bekümmert sich wenig um die Hornissen. Der Lappe bauet für seine Heerde keinen Stall, und sammelt für sie keinen Vorrath auf den Winter, sondern er irrt das ganze Jahr durch; Tag und Nacht mit derselben umher, wobei jedoch der eine den andern immer ablöset. Jeder Lappländer hat seinen eigenen Hund, der ihm gehorcht, und die Rennthiere zusammen zu halten versteht, damit sie sich nicht zerstreuen, oder zu weit von ihrem Herrn verlaufen. Die Rennthiere werden von den Krähen verfolgt, welche die Bremsen aus dem Rücken derselben heraus ziehen und verschlingen, und ob das Rennthier dieses schon nicht gerne leidet, muß es sich dasselbe doch oft aus Müdigkeit gefallen lassen.

§. 10. Das Weibchen wirft seine Junge in der Mitte des Mais und giebt Milch von dem 24<sup>ten</sup> Junius bis Michaelis oder Mitte Octobers. Der Hirte treibt seine Heerde alle Morgen und alle Abend nach der Hütte. Die Hausgenossen gehen heraus, machen aus einem langen Stricke eine Schlinge, welche sie über den Hals des Rennthiers werfen, zu sich ziehen, und es also melken. Ein jedes Thier giebt ungefähr ein Pfund Milch. Nachdem der Lappe seine Rennthiere also gemolken, sammelt die Magd die Excremente, welche sie auf die Erde fallen lassen, und beschmiert die Enten mit denselben, damit die Jungen nicht

darin saugen; wenn das Rennthier dann das nächste mal wieder gemolken wird, werden diese getrocknet und abgewischt. Die Mutter hat außerordentliche Liebe zu ihren Jungen, und wenn sie es etwa verloren hat, sucht sie es allenthalben, läuft oft wieder nach der Hütte, wobei sie ungefähr wie ein Schwein grunzet, und ruhet nicht eher, bis sie es wieder gefunden hat. Die Rennthiermilch scheint etwas dünner als Kuhmilch zu seyn, sie ist aber stärker und von fast talgigem Geschmack. Die frischgemolkene und im Kessel heiß gemachte Milch, wird mit Laab, welches sie aus entweder geschlachteten oder sonst im Sommer umgefömmenen Jungen, oder aus den Eingeweiden eines gewissen Fisches (des *Caregon*. *Thymallus* s. *Fr. Svec.* 314.) nehmen, zum Gerinnen gebracht. Die Käse werden in kleine Körbchen gedrückt, und auf einer Leiter, welche an dem Lustloche der Hütte hängt, getrocknet. In diesen Käsen findet man keine Milben, ohne Zweifel deswegen, weil sich daselbst die *Musca funetaria* nicht aufhält; wenigstens hat sie Linné dort bei seinem Aufenthalte in Lappland nicht angetroffen. Der Käse ist sehr angenehm von Geschmack und äußerst nahrhaft, auch ist dieses für lappländische Reisende das vornehmste Nahrungsmittel. Man sieht leicht wie fett er ist, wenn man ihn am Feuer bratet, denn alsdann fließt häufig ein Del heraus, welches ein sehr würkames Mittel gegen Frostbeulen ist. Die vom Käse zu



zurückgebliebene Molken, werden von neuem gekocht, die alsdann so dick werden, wie etwa mit Eiern gekochte Milch. Diese sind im Sommer Mittags und Abends eine hauptsächliche Speise der Lappländer; sie sind zwar angenehm von Geschmack, aber sie sättigen nur auf kurze Zeit. Butter wird aus der Rennthiermilch nicht gemacht, denn man kan sie nur in geringer Menge daraus erhalten, die noch dazu weiß, und wie Salz ungeschmackhaft ist.

Die Milch wird bei den Lappen nicht zum Sauerwerden aufbehalten, noch bereiten sie daraus, so wie wir, verschiedene Speisen, diejenige ausgenommen, welche sie in ihrer Sprache *Kappatialmas* nennen. Diese wird aus dem Rahm gemacht, welcher sich nach dem Erkalten auf die gekochte Milch setzt. Diesen ziehen sie ab, sammeln ihn in gehöriger Menge, und vermischen denselben mit Heidelbeeren; dieses Gemisch wird nachher, wie Käse getrocknet und aufbewahrt. Die Juermelke bereiten sie auf folgende Art: Die Blätter des Saurempfers, die auf den Alpen viermal so groß wie bei uns sind, werden frisch gesammelt, ein Kessel damit angefüllt, und mit Wasser gekocht, alsdann werden Molken dazu gegossen und abermals gekocht. Dann thun sie es in Fässer oder Rennthiermagen und vergraben es in die Erde, welches sie dann im Winter oder Frühjahr verzehren.

§. 11. Die Brunstzeit der Renn-

thiere dauert von Matthäi bis Michaelis, zu welcher Zeit sie die Hörner abwerfen und sehr böse sind. Der Geschlechtstrieb ist oft bei ihnen so stark, daß sie, durch die Befriedigung desselben ganz erschöpft, in eine Art von Auszehrung fallen, und zuweilen daran sterben. Die Weibchen lassen vorzüglich die größern und stärkern Männchen zu, sie fliehen zu diesen, wenn die jüngern Männchen sie verfolgen, die dann von den Ältern verjagt werden. Im ersten Jahre lassen die Weibchen sie nicht zu, selten im zweiten, nachher aber alle Jahre. Auch pflegen sich die Männchen vor dieser Zeit nicht zu den Weibchen zu gesellen. Drei und dreißig Wochen nachher, das ist ungefähr in der Mitte des Mais, wirft es gemeinlich zwei Junge.

Die Lappländer castriren die meisten Männchen, wenn sie noch jung sind, auf folgende Art: Nachdem sie sie mit einem Zaume angebunden, beissen sie den Hodensack mit den Zähnen, damit die Hoden gequetscht werden, die sie nachher zwischen den Fingern immer mehr und mehr zerdrücken, doch so, daß der Sack selbst nicht verwundet werde. Die also castrirten Rennthiere, welche stärker als die übrigen werden, dienen den Lappländern, die mit ihrer Familie von einem Orte zum andern reisen, zum Fuhrwerke. Wenn man sie nicht arbeiten läßt, werden sie fett, sonst aber sind die Böcke meistens fetter.

§. 12. Das Alter des Rennthiers erstreckt sich selten über 14 bis 16 Jahr.

Jahre. Wenn das Männchen, welches die gehörige Zahl von Jahren erreicht hat, um den Herbst anfängt fett zu werden, oder das Weibchen unfruchtbar geworden ist, werden sie geschlachtet, da sie sonst doch nach dem Gesetze der Natur umkommen würden. Man kan leicht aus dieser so kurzen Lebenszeit des Rennthiers schließen, wie sehr irrig die Alten behauptet haben, daß der Hirsch unter allen Thieren das höchste Alter erreiche, ja daß er sogar ganzer tausend Jahre alt werden könne. Denn wenn man die Zeit, da die

Eyer in dem uterus, oder außer demselben von der Mutter ausgebrütet werden, mit derjenigen Zeit vergleicht, in der das Thier die gehörige Jünglingsgestalt erreicht, so wird man mehrentheils das gewöhnliche Alter der Thiere ausfindig machen. Hiezu kömmt noch die Verwandtschaft mit den übrigen Hirschen, woraus man siehet, daß der gemeine Hirsch mit dem Rennthiere so nahe verwandt ist, daß man sehr leicht bewogen wird zu glauben, sein Alter könne sich nicht über 30 Jahre erstrecken.

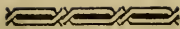
Der Schluß folgt künftig.

(Aus dem Englischen.)

Wie leicht häufig ein gering scheinender Umstand viel zu unserer Ausbildung beitragen könne, davon mag folgende Berechnung den geneigten Leser überzeugen: Ob jemand täglich um 6 oder 8 Uhr des Morgens aufstehet. — Voraus gesetzt, daß die Zeit des Schlafengehens in beiden Fällen dieselbe sey, — macht in 40 Jahren einen Unterschied von 29200 Stunden, oder 3 Jahren 121 Tagen und 16 Stunden. Rechnet man nun 8 Stunden zu ernsthaften nützlichen Beschäftigungen verwandt, für einen Tag, — und mich dünkt, diese Berechnung ist nicht zu gering, — so ge-

winnt man alle 4 Tage einen, und in Zeit von 40 Jahren zehn Jahr. Es ist folglich eben so gut, — eine wichtige Bemerkung! — als ob unsern vierzigjährigen Leben 10 Jahr hinzu gethan würden, in denen wir täglich 8 Stunden zu Verbesserung unsers Herzens und unserer Kenntnisse, oder zu andern nützlichen Geschäften verwenden.

Wenn diese Wahrheit einige meiner Leser unterhält, oder einen zu ernsthaften Nachdenken ermuntert, so werde ich mich für ihre Bekanntmachung sehr belohnt halten.



# Sannoverisches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 7ten Junius 1784.

Das Rennthier. (Cervus Tarandus L.)

(Schluß.)

S. 13.

**D**ie Lappländer schlachten die Rennthiere ehe sie brünstig werden, damit sie nicht, durch Auszehrung geschwächt, weniger brauchbar sind. Das Fleisch wird aufgehängt, und an der Luft getrocknet, oder auch durch den Frost oder Rauch gedörret, und auf Schlitten gepackt, bis sie die Alpen verlassen müssen. Alsdann werden sie in Vorrathskammern, welche die Einwohner Staburer nennen, und welches kleine am Boden platte Hütten sind, die auf einem Stamm 3 Ellen hoch von der Erde aufgerichtet werden, damit die Bären oder Gulonen sie nicht besuchen, gelegt und bis Matshai aufbehalten, zu welcher Zeit die von den Hornissen geplagten Rennthiere nicht wohl geschlachtet werden können. Den ganzen Winter hindurch aber werden sie geschlachtet, und meistens 4 Menschen wöchentlich ein Rennthier zu verzehren gegeben. Dagegen schlachtet man sie im Frühjahr so wenig als möglich, und ersetzt den

Nahrungsmangel durch frische Fische. Auch im Sommer begnügt sich der Lappländer mit Molken, die von den ausgepreßten Käsen zurückbleiben, und im Herbst mit den Vögeln aus dem Geschlechte der Auerhähne, welche er mit kleinen Kugeln erlegt, oder in Schlingen fängt. Wenn er das Rennthier schlachtet, so schneidet er mit einem Messer zwischen den ersten Wirbelbeinen des Halses bis auf das Rückenmark, nach dessen Verletzung das Thier bald hinfällt. Nachher wird die Brust an der Seite bis auf das Herz durchstoßen, und das Blut in der Brusthöhle gesammelt. Das Fell wird von beiden Seiten des Unterleibes abgesondert. Aus dem Leder, das die Stirn und Füße bedeckt, welches fester und mit stärkern Haaren versehen ist, werden die vortreflichen rauhen lappländischen Schuhe ohne Absatz gemacht, von denen vorhin geredet worden. Fast alles was an dem Rennthier essbar ist, wird von den Lappländern gegessen, das Gehirn und

3i

die

die Geburtstheile ausgenommen. Aus der sehr zähen Ruthe werden die Stricke gemacht, womit sie den Vordertheil des Schlittens zusammen binden.

Die Geweihe werden in Haufen bei den Hütten hingeworfen. Die Eichhörnchen und Füchse nagen an den Spitzen derselben. Heut zu Tage wird aus diesen Hörnern ein vortreflicher Leim gekocht, und in den Apotheken eine Gallerte statt der aus Hirschhorn darans bereitet; aber sie sind schwerer zu raspeln, und die Gallerte muß auch länger gekocht werden.

Die jungen Rennthiere, welche im Sommer sterben, werden abgezogen, und aus ihren Fellen, die weicher anzufühlen sind, die innern und weicheeren Kleidungsstücke gemacht, da der Lappländer keine Leinwand kennt. So gar die einzelnen Kleidungsstücke, wie das Kleid, (*Lappmudd*), die Hosen und Strümpfe, bestehen aus Rennthierfellen, von denen die rauhe Seite auswärts gekehrt ist. Ihre Wärme rühret hauptsächlich von der Dichtigkeit der Haare her. Auch in der Hütte werden zu beiden Seiten des Herdes Rennthierfelle gelegt, unter welche sie die Blätter der Zwergbirke (*Betula nana* L.) streuen, damit sie beim Feuer weicher liegen.

Es werden auch schön gemachte Pelze aus Rennthierfellen jährlich nach den nördlichen Provinzen Schwedens verkauft, welche im Winter vortreflich gegen die Kälte schützen, und deswegen auch oft von den Vornehmern getragen werden.

Die Kälber, welche an einer Krankheit gestorben sind, werden den Hunden vorgeworfen, das Laab ausgenommen, welches man aufhebt. Das Blut von den geschlachteten Rennthieren wird in kleinen Fässern aufbewahrt, und darans im Frühjahr mit Wasser und Knochenmark eine Brühe bereitet. Dieses Blut führen sie auf der Reise in Blasen bei sich. Es ist, wie das Schweineblut, von starkem Geschmack.

Die sehr fette Zunge schmeckt vortreflich, weswegen auch jährlich viele getrocknete Rennthierzungen nach den nördlichen schwedischen Provinzen gebracht und verkauft werden.

Aus dem Blute werden mit Fette ziemlich gute Blutwürste gemacht.

Die sehr große Leber wird von der Gallenblase abgesondert und gekocht gegessen.

Die Lungen werden zuweilen gedörret und gegessen, meistens aber doch den Hunden überlassen.

Die Eingeweide sind fett. Sie werden zerschnitten, gewaschen, gekocht, und sind für die Lappländer eine schmackhafte Speise.

Die Sohle des Rennthiers, oder der Theil unter der Klau, der die Füße bedeckt; und der durchs Kochen weich und gallertartig wird, ist auch eine Speise der Lappen, die aber den obern und härtern Theil wegwerfen.

Das Fleisch wird ohne andere Zuthat in bloßem Wasser gekocht, wie auch die Fische, aber so wie der Lappe die Fische lange kocht, so kocht er hin-  
gegen



gegen das Fleisch so wenig, daß es sich kaum von den Knochen ablöst.

Das Fett wird in hölzernen Gefäßen abgeschäumt und bei der Mahlzeit herumgegeben, wo sich dann ein jeder einen Löffel voll nimmt.

Das Mark ist von angenehmen Geschmack und ein Aphrodisiacum.

Die Blase vertritt gemeiniglich die Stelle einer Flasche zum Kornbrandwein.

Der Lappländer ist fast immer mit einer einzigen Art von Speise zufrieden.

Die Sehnen der Rennthiere werden an der Sonne getrocknet, in fast unzählige Fäden gespalten und mit den Fingern zusammengedreht.

Diese Art von Fäden ist besser als das Garn, um Pelzwerk zusammen zu nähen. Die Weiber bewickeln auch Bindrad damit, welchen sie mit Hilfe der Zähne, durch das Loch irgend eines Knochens ziehen, und damit verschiedentlich ihre Kleider schmücken. Aus den Rennthierknochen werden sonst auch Löffel gemacht.

Die lappländischen Weiber besorgen die Kleidungsstücke.

Die Männer melken die Thiere und machen alle Tage ihre Käse.

§. 14. Das Fett dieses Thieres hängt nicht, wie bei den andern aus dieser Ordnung in Klumpen zusammen, sondern es ist sehr genau mit den Fleischfasern vermischt.

Wenn das Rennthier die Füße bewegt, so knacken sie wie Nüsse. Dieses kömmt daher, daß, so wie es zutrit, es

die gespaltene Klaue auf dem Boden weit auseinander drückt, und die Spitzen derselben, indem es den Fuß anhebt, mit diesem laute an einander schlagen.

Es läßt sich gar nicht daran zweifeln, daß das Rennthier, so wie die andern Pecora, wiederkäue, welches man täglich sieht, wenn dasselbe in dem Rauche bei der Hütte ruhet. Rajus hat das aus der Analogie richtiger geschlossen, als es Scheffer und sein Epitomator Zuden, die ausdrücklich von diesem Thiere handelten, geläugnet haben.

§. 15. Die Krankheiten mit denen das Rennthier heimgesucht wird, sind folgende:

I) Die Hornisse, *Curbina* der Lappländer, davon oben schon Erwähnung gethan worden. Sie werden dadurch sehr geschwächt, und es sterben ihrer nicht wenige im dritten Jahre, da sie doch im zweiten noch frei davon sind.

II) Die Würmer im Gaumen und der Stirnhöhle, entstehen auf eben die Art, wie bei Pferden und Schafen. Im Winter, da das Rennthier zu stärkerm Laufen angetrieben wird, werden diese Würmer durch das Niesen ausgeworfen. Die Lappen nennen sie *Trumbe*. Sie legen ihre Eier in die Luftröhre des Rennthiers, wo im Frühjahr kleine Würmer herauskriechen, die dann durch die Nase ausgeworfen werden. Es sterben noch mehrere daran, als an dem *Curbina*.

III) Der Schwindel, *Kingsjuka*;

die mit demselben befallenen Thiere laufen immer in Kreise herum. Wenn sie rechts herum laufen, hält der Lappe ihre Krankheit für heilbar. Laufen sie aber links, so giebt er alle Hofnung zur Genesung auf, und sie werden krank geschlachtet.

IV) Der Mangel an Appetit, Anorexia, ist vorzüglich bei jüngern Thieren ein häufiges Uebel, so daß sie nicht fressen, sondern still stehen und wieder käuen.

V) Das Plagen der Enten, so daß sie beim Melken bluten. Die Lappländer verstehen es nicht die Enten mit dem Saft der Pinguicula zu bestreichen, wie dieses die Kuhhirten und Schäfer auf den auswärtigen Alpen schon lange zu thun pflegen, obgleich diese Pflanze häufig in Lappland wächst.

VI) Die Flechte, ein sehr kleiner Ausschlag, der auch auf den Entern ausbricht, und daselbst weit um sich greift, woran zwar die Weibchen nicht sterben, aber die Jungen die daran saugen, bekommen Geschwüre am Maule, so daß sie aus Mangel an Nahrung umkommen müssen.

VII) Der Wurm an den Füßen, Paronychia, Blöfs-Sjuka. Die Füße schwellen an dem Rande der Klauen an, und werden faul, daher das Thier dann hinfet und der Herde nicht nachfolgen kan. Dieses Uebel entsteht vornehmlich dann, wenn die Sonnenhize einige Tage sehr heftig gewesen ist. Vielleicht sind auch die Hornissen

Schuld daran, einer Bemerkung zufolge, welche sich in Linnés Iter Westgoth. p. 202. findet.

VIII) Deckekartja-tacka, Jällsjucka, (Cachoëte,) ist ein Geschwür an den muskulösen Theilen des Schenkels, welches mit einem kleinen Geschwulst anfängt, und wenn es geöffnet wird, eine Menge Eiter enthält. Wenn es nachher schwarz und brandige wird, lösen sich verschiedene fleischigte Theile ab und fallen heraus. Wachsen nun an deren Stelle neue gesunde wieder, so wird das Thier von dem Uebel befreit, sonst aber stirbt es. Wenn das Rennthier dieses Geschwür leckt, bekümt es oft auch innerliche Geschwüre, und kömt also um. Die Krankheit ist epidemisch.

IX) Eine epidemische Cachexie, Sudda-tacka, Trän-sjuka, Nijältsfor, ist eins der gefährlichsten und schädlichsten Uebel, womit die Rennthiere nicht blos im Sommer, sondern auch im Winter geplagt werden, und welches sich eher vermehren und ausbreiten als verringern soll. Vor 12 bis 14 Jahren \*) war diese Krankheit in Lulea-Lappmark gänzlich unbekant, jetzt aber ist sie höchst ansteckend und hat in fünf Jahren fast alle Rennthiere in den Wäldern von Tornea-Lappmark hingerast. So bald das Thier von diesem Uebel befallen wird, fängt es an, schwerer als gewöhnlich zu athmen. Die Nasenlöcher werden gleichsam erweitert und größer. Es reißt

\*) Anmerkung, diese Abhandlung ist 1754 geschrieben.

reißt die Augen auf, und hält sie einige Augenblicke so ausgedehnt. Es ist dann so wüthend, daß es jedermann mit den Hörnern stößt und niederwirft. Es frist gleichwohl wie im gesunden Zustande, kuet aber nicht wieder. Es legt sich öfterer nieder als die übrigen. Alle mit dieser Krankheit behafteten Rennthiere müssen sterben, und es ist noch kein Mittel dagegen entdeckt. So bald also der Lappländer das geringste Zeichen dieser Krankheit bemerkt, schlachtet er das Thier, wenn er von den Fellen einigen Nutzen haben kan, die in dieser Dürfsucht verzehrt und so dünne wie Papier werden. Wenn man die an diesem Uebel gestorbenen Thiere öfnet, findet man in dem Gehirn und um die Zungen herum eine schäumigte Materie, in allen aber sind die Eingeweide weit und schlaf, besonders aber die Milz, die vorzüglich beschädigt, klein, und geschwächt scheint.

In diesen Krankheiten pflegt der Lappländer den Rücken des Rennthiers mit Theer zu bestreichen, wodurch, ob er gleich nicht alle Uebel hebt, doch wenigstens die Hornissen abgehalten werden, ihre Eyer hineinzulegen, welche das Fell des Thiers durchlöchern.

§. 16. Die Namen, welche die Lappländer den Rennthieren geben, sind theils eigenthümliche, theils kommen sie ihnen in dem verschiedenen Alter zu. Die letztern sind folgende:

Im 1ten Jahre: Melli, beide Geschlechter.

Im 2ten Jahre: Orrya, das Männchen, Whenial, das Weibchen.

Im 3ten Jahre, Wattja, das fruchtbare Weibchen, Whunialroche, das unfruchtbare, Wubbers, das Männchen.

Im 4ten Jahre: Koddutis.

Im 5ten Jahre: Kossitus.

Im 6ten Jahre: Machanis.

Im 7ten Jahre: Nammatappatachis.

Die Böcke werden nicht leicht älter, indem sie nach der Brunstzeit meistens sterben, aber die verschnittenen Rennthiere können länger leben. Uebrigens ist es nicht wenig zu verwundern, daß die Lappländer unter einer Heerde von 100 und mehr Thieren, so leicht ein jedes Rennthier unterscheiden und bei seinem Namen nennen können, ob sie gleich, nach der verschiedenen Jahreszeit die Haare und Farbe verändern, und besonders die Geweihe alle Jahre eine andere Gestalt bekommen. Es ist auch nicht wahrscheinlich, was Aristoteles von dem Hirsche erzählt, daß, wenn er zu der Zeit, da er die Hörner abgeworfen hat, verschnitten wird, er nachmals keine wieder bekomme, oder daß er sie nicht verliert, wenn er sie alsdann gehabt hat, indem das verschnittene Rennthier alle Jahre, so wie die übrigen, das Geweihe bekommt und abwirft.

Die Excremente dieses Thiers sind im Sommer weich, wie die der Kuh: im Winter aber hart, wie die von Schafen und Ziegen.

Im Winter zieht das Rennthier den Schlitten, der Strick geht zwischen den

Beinen durch, und der Bügel wird an den Hörnern befestiget. Es kann nur eine Person ziehen, mehr hält es selten aus. Wenn es angetrieben wird, kan es 10 bis 12 schwedische Meilen laufen., aber denn muß es bald geschlachtet werden, weil es, durch eine so unmäßige Anstrengung erschöpft, nicht lange mehr zu leben pflegt. Man hat oft bemerkt, daß es in Einem Laufe 6 bis 7 Meilen zurückgelegt, ob es gleich unterdessen kaum einen Augenblick ausgeruht hatte. Im Rücken ist es schwach und würde sich daher nicht satteln lassen. Wenn also die Lappländer im Sommer von einem Orte zum andern ziehen, befestigen sie auf jeder Seite des Rückens ein kleine Latte, und beladen sie so mit einer leichten Last.

§. 17. Die wilden Rennthiere sind zweimal so groß als die zahmen, und haben ein härteres Fell. Auf den Alpen, welche die Lappländer bewohnen, sind sie zwar so ausgerottet, daß sie sehr selten anderswo als in Niemi-Lappmark angetroffen werden, aber auf den unbewohnten dalekarlischen Alpen findet man sie oft zu hunderten haufenweise.

§. 18. Der also mit seiner Rennthier: Heerde umgebene Lappländer besitzt alles, dessen er zu seinem Unterhalte bedarf. Der Besitzer von 500 bis 1000 Rennthieren, ist reich in Vergleichung mit den benachbarten Banern, denn er besitzt eben so viel holländische Thaler, und kan jährlich die Hälfte der ganzen Summe gewinnen, was sonst niemand in ganz Schweden thun kan. Er lebt in diesem kalten und unfruchtbaren Lande mit dem ruhigsten Gemüthe, er fürchtet nicht die Wuth und die Grausamkeiten des Krieges, welcher die blühendsten Reiche verheeret, er ist frei von dem beständigen Joche der Knechtschaft, unter welchem unsere Uckerleute seufzen; er fürchtet beinahe nichts von Dieben und Feuersbrünsten, ein Schwarm von Krankheiten, die bei andern Völkern so gemein sind, bleiben ihm unbekant; er braucht nicht unzählige Arten von Giften zu kaufen, die zwar süßer wie Honig schmecken, aber die Eingeweide zernagen; kurz; er ist reich, nicht weil er viel besitzt, sondern weil er wenig bedarf.

### Mittel wider die schädlichen Raupen. \*)

In der Schweiz, in der Lausitz und auch anderwärts, bedient man sich der Ameisen, die Raupen auf den Bäumen zu vertilgen, auf diese Art: Wenn ein Baum voll Raupen ist, so bestreicht man seinen Stamm in einiger Entfernung von der Erde mit Theer, und hängt

einen Sack, den man mit Ameisen angefüllt hat, an einen Ast auf, öfnet hierauf den Sack, damit die Ameisen heraus und auf den Baum kriechen können. So bald sie den Hunger empfinden, wollen sie, um sich Nahrung zu suchen, den Baum verlassen, kommen an den Theer,

vor

\*) Aus dem Duisburger Intelligenzblatt.



vor den sie sich fürchten, und der sie wieder zurück zu kehren nöthiger. Nimt der Hunger bei ihnen überhand, so fallen sie endlich die Raupen an, und zehren sie alle rein auf. Eine Beobachtung, die ich erst im Monat Mai des Jahrs 1782 im Kleinen gemacht, hat mir dessen Weisung, aber diesmal freilich zu meinem Vord, bestärket. Ich fand nemlich eine mir noch unbekante gesellige Art Raupen auf dem Maßholder, *Acer campestre*, in beträchtlicher Anzahl sitzend an. Ich nahm davon 25 Stück mit nach Hause, um sie zur Verwandlung in den Schmetterling vollends zu erziehen, und um ihnen recht güthlich zu thun, verwahrte ich sie in einer Schachtel, in welche ich kleine Oefnungen machte, damit sie immer frische Luft erdriekten, stellte die Schachtel vor ein Fenster in die freie Luft, und versorgte sie mit ihrem gewohnten Futter, den Maßholderblättern. Nach ungefähr 3 Stunden wolte ich nach meinen neuen Kostgängern sehen, und wie empfindlich fiel es mir, nicht einen mehr im Leben zu finden. Alle waren von Ameisen getödtet, die diese Raupen gewittert, und in großer Menge sich in der Schachtel versammelt hatten. Den meisten meiner Raupen war der Kopf abgebissen, andere hatten Wunden am Halse, andern fehlte der Schwanz. Ich rottete freilich hierauf auch diese Würder aus, da ich die Schachtel an dem nemlichen Orte stehen ließ, und sie mit Zucker darcin lockte, wodurch ich in wenigen Tagen nacheinander den ganzen Schwarm fing, und im Feuer sterben ließ.

Es erhellet übrigens aus dieser Erfahrung die Zuverlässigkeit des angegebenen Mittels gegen die Baumraupen, und es ist dessen Gebrauch besonders gegen die so schädliche Raupe des Winterschmetterlings, oder der *Phalena brumata* anzurathen, weil sonst noch kein anderes Mittel zu ihrer Ausrottung bekant ist. Man darf sich auch desselben ohne alle Furcht, die aus dem allgemein herrschenden Vorurtheil, daß die Ameisen den Bäumen schädlich seyen, entstehen könnte, sicher bedienen. Es ist zwar andern, daß, wenn ein Baum zu kränkeln anfängt, ge-

wöhnlich eine Menge Ameisen darauf angetrossen werden, welches sich fürnemlich an den kleinern Bäumen, Pflirsch: Kirschens: Pflaumenbäumen etc. zu ereignen pflegt. Allein, hieran sind die Ameisen, den einzigen Fall ausgenommen, wenn sie ihre Wohnung zwischen den Wurzeln des Baums oder neben demselben, oder gar in den Gefäßen und Röhren, worin *Dracae*: und andere ausländische Bäume oder Gewächse gepflanzt sind, aufgeschlagen, die Erde dadurch verwöhlet, die Wurzeln von der Erde entblößen, oder jene an der Rinde zernagen, unschuldig, sondern der Grund der Kränklichkeit solcher Bäume lieat in den Blattläusen, die sich an den Blättern und an den Ästen solcher Bäume öfters in unzähliger Menge festgesetzt haben, die Blätter aussaugen und zusammenrußeln. Diese Blattläuse werden von den Ameisen begierig aufgesucht. Denn da jene an ihrem Alter zwei kleine Röhren haben, woraus sich eine süße und honigartige Flüssigkeit ergießt, und wovon sich meist ein kleines Tröpfchen an dem Ende dieser Röhren anhängt: so gehen sie dieser Flüssigkeit nach, lecken sie ab, und es geschieht nicht selten, daß die Ameisen diese Röhren aus Lasterheit selbst abbeißen. Sie fügen den Bäumen selbst keinen Schaden zu, den diese allein von Blattläusen erleiden; und gemeiniglich verlassen sie die Bäume sogleich, als man sie von den Blattläusen gereiniget hat, welches durch abwaschen und abbürsten geschehen kan. Gleichwohl muß an dem Baume selbst, oder in der Nähe desselben, den Ameisen kein Aufenthalt und keine beständige Wohnung, die sie gern in der Erde an dessen Stamme zu errichten und gleich einem Bau aufzuführen pflegen, wo sie eine solche Nahrung, als die Fruchtigkeiten der Blattläuse ist, häufig antreffen, gestattet werden. Das beste Mittel dagegen ist wohl dieses, daß man sie in einer Schachtel, in welche enge und etwas kuglichte Löcher eingeschnitten, und die mit dem Deckel verschlossen, auf dem Boden aber mit Zucker bestreuet, oder mit Honig hier und da dünne bestrichen werden muß, zu fangen suche. Nach und nach wird sich der ganze Schwarm hin-

hinein ziehen, und alle zwei oder drei Stunden kan man die gefangenen entweder in einem Gefäß mit Wasser vermittelst Enttauschens der ganzen Schachtel, die nicht groß seyn darf, oder mit Feuer tödten, indem man die geöffnete Schachtel, umgekehrt über ein Flammenfeuer hält. Nach einer je dem mahligen Ausleerung muß aber ans neue entweder zart gestossener Zucker auf den Boden der Schachtel gestreuet, oder etwas wenig Honig dünne aufgestrichen werden. Dieses angeführte Mittel wider die schädlichen Raupen ist jedoch nur gegen die Baumraupen anwendbar. Wie sind nun auch die gleich schädlichen Raupen der Kohlkrauter zu vertreiben? Ich will zwei Mittel aus der Gazette d'Agriculture vom Jahr 1781 Nr. 55. anführen, die allerdings eine gute Wirkung vermuthen lassen. Selbst habe ich gerade im vorigen Jahre keine Gelegenheit dazu gehabt, indem diese Raupenart sich nicht eingefunden hat.

In Niederpoitou hat Jemand die Raupen, welche die Färbererde abfressen, folgendergestalt vertilgt: Er ließ zwei Pfund Terpentin in sechs Pfund Quellenwasser eine Stunde lang kochen, und dann erkalten. Abends um 4 Uhr besprengete er verschiedene Färbererdepflanzen mit diesem Wasser, und bemerkte bald, daß die Raupen getödtet waren. Da ihm dieses Mittel doch zu kostbar und auch zu weitläufig war: so fiel er auf folgendes leichteres und nicht weniger wirksameres. Er schüttete nemlich ungefähr 12 Pfund Stenrus in 50 Pfund Wasser, rührte das Gemisch binnen 48 Stunden oft untereinander, kochte hierauf 20 Pfund Wasser, und goß es nebst 8 Kannen starken Eßig in gedachtes Gemisch, und besprengte nun seine Pflanzen in sechs Tagen dreimal damit, (oder welches einerlei ist, in zweien Tagen einmal.) Auf diese Art hat er alle Raupen gänzlich vertilgt, ohne daß es der Färbererde nur das geringste geschadet hätte, vielmehr ist sie sehr gut fortgekommen, und hat reiche Ernte gegeben. Auch bei Obstbäumen, die von Raupen verwüstet wurden,

hat er das letztere Mittel wirksam und zugleich den Bäumen unschädlich befunden.

Noch ein Mittel wider die Kohl- und Krautraupen, das uns die Natur selbst an die Hand giebt, und das ich schon mehrmals mit dem besten Erfolg gebraucht habe, will ich hier anfügen: Die Kohlschmetterlinge legen im Monat Julius ihre gelben Eier auf die untere oder gegen die Erde gerichtete Seite der Blätter, nahe zusammen auf einen kleinen Raum, der meist kleiner ist als ein Kreuzer. Sie sind wegen ihrer gelben Farbe leicht zu finden. Diese zerdrücke man: und mit einem Druck können 20, 30 und mehrere künftige Raupen vertilgt werden, da gewöhnlich so viele Eyerchen bei einander angetroffen werden. Wenn diese Vertilgung zu eckelhaft ist, daß er sie mit den bloßen Fingern nicht vornehmen mag, der kan sich hiezu eines breiten Hölzchens bedienen. Man kan auch kleine Kinder, die man es bald lehren kan, dazu gebrauchen. Freilich wird ein Besitzer eines Krautbeetes oder eines mit Kraut besetzten Aekers, wenn seine Nachbarn nicht auf eben diese Weise auf die vorläufige Vertilgung der Raupen schon in ihren Eiern den Bedacht nehmen wolten, allein nicht zurecht kommen, sondern die in der Nähe befindliche Raupen werden sich in ein solches gereinigtetes Krautbeet herüber ziehen. Manche solche Nachbarn müßten nun zu einem solchen Geschäfte, das auf ganzen Aekern ohnehin viele Zeit kosten würde, schwer zu bereden seyn. Doch es soll dieses Mittel auch nur auf kleinen Plätzen angewendet werden, in Küchenärten und Krautbeeten, die den Wohnungen nahe liegen, wo ohnehin die Raupen gemeinlich die größte Zerstörung anrichten; da sie sich hingegen in großen und von den Ortschaften entfernten Krautpflanzungen selten in einer beträchtlichen Menge einfänden, oder einen merklichen Schaden anrichten. In den Gärten werden meist solche Kohlpflanzen gebauet, deren Verlust immer empfindlicher fällt, als Carthole, Wersich, Kohlraben etc. Kan man diese retten: so ist ein Mittel dazu immer sehr schätzbar.

# Sannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Freitag, den 11ten Junius 1784.

Lucian, sein eigener Schmeichler.

Alexander, Hannibal, Minos und Scipio.

Ein Gespräch im Reiche der Todten.

Alex. **M**ir muß man gegen dich den Rang geben, lieber! ich übertraf dich.

Hannib. Nicht also, mir.

Alex. Soll Minos entscheiden?

Min. Wer seyd ihr denn?

Alex. Dieser ist Hannibal, der Carthager, und ich bin Alexander, Philips Sohn.

Min. Beim Jupiter, ein Paar berühmte Leute! doch worüber zankt ihr euch.

Alex. Ueber den Rang. Er spricht, er sey ein besserer General gewesen, als ich; und ich sage, und Jeder gesteht das ein, ich hätte mich nicht nur gegen ihn, sondern wohl gegen alle, die vor mir gelebt haben, in der Kriegskunst ausgezeichnet.

Min. Nun, ein jeder mag seine Behauptung dorthun. Du magst erst reden, Iybischer Held.

Hann. Eins freuet mich, Minos! daß ich hier die griechische Sprache

gelernt habe und Er auch hierin keinem Vorzug vor mir behaupten kan. Ich solte denken, daß solche Männer lobenswürdig sind, die, sonder Stand geboren, zu der ersten Stufe sich den Weg bahnen, in eigne Stärke gehüllt, würdig gehalten wurden, Fürsten zu seyn. Ich wenigstens fiel anfangs mit einer kleinen Armee in Spanien ein, commandirte unter meinem Bruder; man hielt mich zu größern Unternehmungen fähig; ich wurde ihm vorgezogen. Dann unterjocht ich Elythiberier und überwand Gallier, — überstieg jene hohen Gebirge, durchslog die Gegenden des Po; lehrte so viele Städte um und unterjochte das niedere Italien und drang bis vor die Thore der hochberühmten Stadt; tödtete so viele in einem Tage, daß man ihre Ringe mit Scheffeln ausmaß; daß ihre Todten den Flüssen zu Brücken dienten. Das that ich alles, ohne mich Hammons Sohn zu nennen, oder zu einem Gott zu machen, oder ein  
U a a Ge

Geficht meiner Mutter zu lügen. Ich wolte nichts weiter seyn, als ein Mensch. Ich socht mit geübten Generalen und stritt gegen tapfere Krieger, nicht mit Mediern und Armeaniern, die eher fliehen, ehe sie einer verfolgt und dem Waghals den Sieg in die Hände geben. Alexander folgte seinem Vater auf dem Throne, erweiterte seines Reiches Grenzen, weil ihn das Glück vor sich hintrieb. Aber, nachdem er den feigen Darius bei Issus und Arbela geschlagen hatte, verließ er die väterliche Sitte, wolte angebetet seyn, und lebte nun in weichlichem Geschmack der Medier, tödtete bei Gelagen seine Freunde und begte Mordelsterbender. Ich herrschte mit Billigkeit über mein Vaterland, und wie man mich zurückrief, als eine große Flotte von Kriegern gegen Lybien rückte, so wurde ich wieder ohne Zaudern ein Untertban, bekümmerte mich nicht um die Regierung, ertrug es mit Gleichmuth, als man mich verurtheilte. Das that ich, ohne alle Kultur griechischer Wissenschaften, konnte nicht den Homer auswendig, war nicht vom Philosophen Aristoteles unterrichtet, sondern folgte in allen meinem guten Herzen. Das war es nun, warum ich den Rang über Alexandern behauptete. Sollte er aber darum den Vorzug haben, weil sein Haupt eine Krone schmückte, so mag ihn das unter den Macedoniern auszeichnen, kan's ihm aber wohl den Rang geben über einen edlen General, dem nicht das Glück, sondern sein Kopf sein Schicksal machte.

Min. Wahrlich er hat seine Sache nicht unedel, oder, wie man's von einem Lybier vermuthen mußte, vorgestellt. Was sehest du dem entgegen, Alexander!

Alex. Freilich, Minos, müßt ich einem so verwegenen Mann nichts antworten. Hinreichend kan dich das Gerücht überzeugen, was ich als König, und was er als Räuber war. Doch überlege es, ob ich mich wenig oder viel von ihm unterscheide. Ich war noch sehr jung, als ich zu den Staatsgeschäften kam, und das Reich in Unruhe erhielt, die Mörder meines Vaters hinrichteten ließ, Griechenland in Furcht setzte durch Lebens Umsturz, und der Griechen Generallissimus wurde. Als König von Macedonien war ich nicht zufrieden mit den Grenzen, die ich von meinem Vater erbe, sondern ich sehnte mich nach der Herrschaft über die ganze Erde, hielt es für ein Unglück nicht überall befehlen zu können, setzte mit einer kleinen Armee über nach Asien, schlug an den Granikus, nahm Lydien, Jonien und Phrygien ein. Ueberhaupt, wo mein Fuß hintrat, fühlte man meinen Arm und Sieg. So kam ich an den Issus, wo mich Darius mit seinem unzähligen Heere erwartete. Nun wißt ihr's selbst, Minos, wie viel Getödtete ich euch an einem Tage schickte. Der Fährmann sage es ja, daß sein Schiff für sie nicht hingereicht hätte; daß viele von ihnen sich selbst auf Flößen hätten herüber setzen müssen. Das that ich selbst ohne Scheu vor  
Gez



Gefahr und Wunden. Ich will meiner Thaten bei Tyrus und Arbela nicht gedenken, — ich rückte bis Indien hervor, und der Ocean wurde Grenze meines Reichs; ich erbeutete ihre Elephanten, und nahm den Porus gefangen. Dann setzte ich über den Don und überwand die Scythen, nicht zu verachtende Männer, mit meiner Cavallerie. Ich belohnte meine Freunde und rächte mich an meinen Feinden. Hielten mich die Leute für einen Gott, so mögen meine Thaten sie entschuldigen, so etwas von mir geglaubt zu haben. Ich starb, aber ich starb als König; Er, auf der Flucht beim Prusias in Bithynien. Und das war der listige und grausame Mensch werth. Wie er Italien besiegte, mag ich nicht sagen. Gewiß, nicht durch Tapferkeit, sondern durch Bosheit und Untreue und Verstellung; nicht nach dem Völkerecht und mit Offenheit. Er macht mir den Vorwurf der Ausschweifung; muß er doch seine Thaten bei Kapua und seine Mädchen vergessen haben. Ueber die seine Lebensart vergaß der berühmte Held die Zeit des Krieges. Hätte ich die Abendländer für so wichtig gehalten, mich um den Orient nicht zu bekümmern, was für große Thaten hätte ich ausführen können? Italien hätte ich ohne Schwerdeschlag genommen, und Libyen bis nach Cadix hin mir unterjocht. Aber das schien mir der Fehde nicht werth, weil es mir schon gehorchte und mich ohnehin für seinen Herrn erkante. Genug davon.

Du magst nun schlichten, Minos. Dies wenige wird hinreichend seyn.

Scip. Nicht eher, bitte, als bis du mich gehört hast.

Min. Wer bist du, mein Freund? Wo bist du her?

Scip. Ich bin Scipio, ein Römer, ein General, der Carthago zerstörte, und Libyen in großen Schlachten unterjochte.

Min. Nun, was bringst denn du vor?

Scip. Ich setze mich dem Alexander nach; aber dem Hannibal vor. Ich besiegte ihn, und zwang ihn zur schändlichen Flucht. Wie sehr unverschämmt muß er seyn, sich mit Alexander zu vergleichen, mit dem sein Ueberwinder Scipio sich zu vergleichen nicht wagt.

Min. Beim Jupiter! Du triffst die Sache, Scipio. Alexander sey also der erste; du, der zweite; dann mag Hannibal folgen, weil er doch große Achtung verdient.

Solte Lucian so ganz recht haben? Würde Minos, der belobte Richter, so entscheiden, wenn Freund Lucian nicht am Euphrat geboren wäre? Will er nicht seinem Volke ein Compliment machen, was doch sonder Zweifel zu Alexanders Zeit nicht mehr das Volk war, was sich mit Galliern und den Bewohnern der Alpen und Italiens vergleichen konnte.

Uebrigens kan man aus folgenden Erzählungen das Gute und Böse der drei Ehrenmänner des Minos näher  
A a a 2  
ken

kennen lernen; Schade, daß wir vom Hannibal nur Nachrichten seiner Feinde und nicht mehr seine eigene Schriften haben.

### Hannibal.

Er sprach einst mit dem Scipio über große Feldherren. Scipio fragte ihn: wen er für den ersten hielt? Er antwortete: Alexander den Großen. „Wen, für den zweiten?“, den Pyrrhus, König von Epirus. „Wen, für den dritten?“, Er nannte sich. Aber, sprach Scipio, wenn du mich überwunden hättest? Dann würde ich mich weder für den zweiten noch dritten, sondern für den ersten unter allen halten.

Als er den Minutius eingeschlossen hatte und Fabius ihn zurückschlug, soll er gesagt haben: Er sey Ueberwinder des Minutius, aber Ueberwundner des Fabius.

Mit ihm schlug sich Marcel einige Tage hinter einander herum. Hannibal sagte: Der Mann könnte weder als Sieger, noch Besiegter ruhen.

Man hatte von Rom aus seiner Vaterstadt harte Friedensbedingungen vorgeschlagen; ein gewisser Gisko rieth, ohne je eine kriegerische That gethan zu haben, den Bürgern die Fortsetzung des Krieges. Hannibal jug ihn vom Rednerstuhl. Man schrie über Gewaltthätigkeit gegen einen freien Bürger. Hannibal hub an: Wundert euch nicht, edle Mitbürger! daß ich eure Stadtsitten so wenig kenne; ich war, wie ihr wißt, außer meinem Vaterlande von Ju-

gend auf mit den Waffen beschäftigt. Dann rieth er Frieden und überredete zum Frieden.

Die Römer forderten ihren Tribut ein; die ganze Stadt seufzte, und Hannibal lachte laut auf. Ein gewisser Asdrubal verwies ihm das Gelächter; er antwortete: ich lachte nicht, weil ich mich freute, sondern lachte, weil sie zu spät und unnützlich weinen. Ehehin hätte man weinen sollen, als uns die Römer Flotten und Waffen und Beuten unserer Siege nahmen und Gesetze vorschrieben.

Gisko gab ihm einst Nachricht, — es rückte eine entsetzliche römische Armee heran. Das entsetzlichste weißt du nicht, Gisko, antwortete Hannibal. Was ist denn das noch, fragte Gisko. Ach, antwortete er, keiner von den vielen Leuten heißt Gisko. — Wie sehr feuerte es seine Soldaten an, sich Lorbeer zu suchen.

Als ihn Antiochus seine prächtig geschmückte Armee mustern ließ, und er sie recht genau durchblickte, fragte ihn der König: ob es hinreichend gegen die Römer wäre. Er dachte es, war die Antwort; obgleich die Römer das gezigigste Volk auf Gottes Erdboden wären.

Er war noch sehr jung, als man ihn fragte: wenn doch der Haß der Römer und Carthager aufhören würde. Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden und sagte: Einer von uns muß so zu Straube werden.

Er trug zuletzt immer Gift bei sich, und als er es niedertrank, sprach er: Bloß,

Bloß, damit der Römer von seiner großen Sorge befreiet seyn möge!

Alexander.

Er freuete sich nie über die Thaten seines Vaters. Einst sagte er zu seinen Freunden: mein Vater wird mir nichts zu thun überlassen. Wie man ihm erwiederte, daß sein Vater ihm das alles erwürbe, antwortete er: Ja, was hilft mir das, wenn ich es besitze und selbst unthätig bleiben muß.

Sein Vater hat ihn einst, er mögte zu Olymp wettlaufen; denn er war sehr geübt im Rennen. Ich thar's gern, antwortete der junge Alexander, wenn ich mit Königen wettlaufen könnte.

Einst brachte man ihm zur Beischläferin eine Person. Er fragte: wo sie so lange geweilt hätte. Ich mußte warten, gab sie die Antwort, bis mein Mann sich niedergelegt hatte. Zornig sprach er zu seinen Hofjunkern: bald wäre ich durch eure Schuld zum Verbrechen geleitet worden.

Alexander räucherte den Göttern einst sehr verschwendriß mit Weihrauch. Der Herr Hofmeister Leonides rief ihm zu: mein Prinz, dann können Sie Weihrauch verschwenden, wenn Sie Länder erobert haben, die ihn geben. Nachher schrieb ihm Alexander folgenden Brief: ich schicke dem Herrn einige Pfunde Weihrauch und Kasia, damit sie ihre Dekonomie gegen die Götter ablegen mögen. Sie wissen wohl, daß wir die Länder eingenommen haben, die des Zeugs herzubringen.

Sein Mandat bei dem Morgens rapport an dem Fluß Granikus, den Tag vor der Schlacht: „Eßt euch heute satt, Macedonier! Morgen sützern euch die Perser.“

Einer von seinen Ministern, Perikl, bat ihn um eine Mitgabe für seine Fräulein Tochter Braut. Der König sagte: er sollte sich funfzig Talente anweisen lassen. Der Herr meinte, zehn wären mehr als zu viel. Alexander: Dir mag es wohl zu viel seyn; mir nicht.

Dem Philosophen Anararch sagte er, sein Schakmeister hätte Befehl ihm auszugeben, so viel er forderte. Er verlangte nur philosophisch sparsam hundert Talente. Der Schakmeister meinte doch, es sey ein bisschen zu viel, frug deswegen bei dem Herrn selbst an, bekam aber die Antwort: der Mann wüßte besser, wer sein Freund sey; daß er so viel verschenken könnte und wolte.

In Milet sah er Statuen von ungeheurer Größe solcher Helden, die in Olympischen und Pythischen Spielen gesiegt hatten. Er fragte: wo waren denn diese mächtigen Kerls, als die Feinde eure Stadt belagerten?

Eine gewisse Königin schickte ihm immer schöne Säckelchen zu essen. Alexander ließ sagen, er hätte doch bessere Köche. Seine Mittagsköche wären, nächtliche Märsche, und seine Abendköche, schmale Gerichte des Mittags.

Einst frug man ihn bei einer Jurüstung zur Schlacht: ob er noch übrige

gens was zu befehlen hätte? Nichts weiter, antwortete er, als daß sich meine Macedonier ihre Härte abnehmen lassen. Parmenio fragte: was der Befehl sagen wolle? „Kannst du nicht einsehen, daß man im Treffen den Soldaten nicht besser fassen kan als beim Bart? Wenn man erst den Bart gefaßt hat, so gehts leicht in den Wanst.“

Parmenio meinte zehntausend Taelente, und halb Asien wäre doch ein ziemliches Gebot des Darius. Ich würde es annehmen, sagte er deshalb, wenn ich Alexander wäre, und ich, erwiderte der König, ich auch, wenn ich Parmenio wäre. Dem Darius entbot er: die Erde könnte nicht zwei Sonnen und Asien nicht zwei Könige haben.

Als er bei Arbela die endliche Schlacht liefern wolte, und die vielen Tausende gegen ihn standen, so kamen einige Soldaten zu ihm und sagten: daß viele Soldaten sich verbunden hätten, nichts von der Beute in seinen Schatz zu liefern. Alexander lächelte. Das ist schön, sagte er. Die Kerls denken zu siegen, nicht zu fliehen.

Einst sah er einen Soldaten, als man schon gegen den Feind anrückte, erst seinen Riemen an den Wurfspieß machen; gleich jug er ihn weg mit den Worten: jetzt sey das Ding zu spät; ein ehrlicher Kerl hätte das längst thun müssen.

Sein Freund Hephästion las mit ihm einen Brief von der königlichen Mutter, worin nicht viel Gutes von

Antipater stand. Der König nahm den Siegelring und drückte ihn auf des Freundes Lippen. Antipater war ihm gehässig. Wer beantwortet es, ob das Symbol heißen sollte: man müsse einem Frauenzimmer in dergleichen Fällen nicht trauen, oder, man müsse schweigen, um den Feind eher zu fangen?

Hammons Pfaffe erklärte ihn für Jupiters Sohn. Gar nichts zu wundern, meinte Alexander; denn Jupiter ist aller Menschen Vater; nur die besten macht er zu seinen Söhnen insonderheit.

Ein Pfeil hatte sein Bein verwundet, und eine Menge derer, die ihn sonst Gott zu nennen pflegten, standen bedauernd um ihn herum; heiter rief er ihnen aus dem Homer zu: das ist solches Blut, wie es Göttern entrinnt.

Einige lobten Antipaters frugale und züchtige Lebensart. Alexander antwortete: Euer Auge sieht nur den weißen Mantel; inwendig trägt er Purpur. — Fürchtet er ihn nun, oder traucte er seiner Mutter nicht?

Als er einst bei einem Freunde speisete, und im Camin wenig Feuer erblickte, sagte er: Werst Holz hinzu oder Weisrauch hinein. Mich deucht, es ist seiner Spott über seine Gottheit. Er sey noch nicht so sublimirt, daß er die Kälte nicht mehr fühlen könnte.

Antipater ließ eine schöne Harsenistin bei einer Gasterei spielen. Der König verliebte sich stracks in sie, frug doch



doch aber erst, ob es des Wirths Ge-  
liebe sey. Ja, hieß es. Alexander:  
boshafter Kerl, schaff mir gleich das  
Weib aus dem Gesichte.

Einige Athener und Thessalier und  
Thebaner hatten unter der persischen  
Armee als Mietzlinge gedient und  
wurden gefangen. Die erstern machte  
er zu Sklaven. Ihr Athener, sagte  
er, standt im Golde des Staats, und  
ihr Thessalier kontet euer schönes Land  
banen. Die Thebaner ließ er ruhig  
nach Hause kehren; denn, sagte er,  
wir haben ihnen alles genommen,  
Stadt und Land.

Er hatte einen Indier gefangen be-  
kommen, der es durch Übung zu der  
Fertigkeit gebracht hatte, einen Pfeil  
durch einen Ring schießen zu können.  
Alexander wolte seine Kunst sehen und  
der Indier wolte sie nicht sehen lassen,  
worüber Ihre Majestät sich so entrü-  
steten, daß sie ihn zur Todesstrafe hin-  
schleppen ließen. Wie er zum Gal-  
gen ging, sagte der arme Sünder sei-  
nen Begleitern: er hätte seine Kunst  
lange nicht geübt und deshalb gefürch-  
tet vorbeizuschießen. Alexander gab  
ihm nunmehr ein Geschenk oben dar-  
ein, weil er in dem Menschen die er-  
habene Ehrliche bewunderte, der den  
Galgen dem Gelächter vorzog.

Er hörte von einer indischen Burg,  
die so hoch seyn sollte, daß selbst Wö-  
gel sich nicht hinaufwagten; es sey  
ungemein mühsam sie zu erobern, in-  
deß sey der Commendant ein furchtsa-  
mer Mensch. So muß sie leicht ein-  
zunehmen seyn, sprach er.

Auf ein ander mal machte ihm ein  
Commendant eines ungemeln festen  
Schlosses das Compliment, daß er  
ihm den Ort übergab. Ein kluger  
Mann, sagte er; er wolte sich lieber  
einem ehrlichen Mann als einer Fes-  
tung anvertrauen; er soll Commen-  
dant bleiben.

Einst verglichen Schmeichler ihn  
nach Einnahme einer Feste mit dem  
Herkules: ich denke nicht, sagte er,  
daß meine Thaten seit meiner Regie-  
rung nur einen Schatten Aehnlichkeit  
mit den Thaten des Herkules haben.

Einige seiner Freunde bestrafte er,  
weil er sie nie hatte Hazard spielen se-  
hen. That er es, weil er sie für keine  
Waghälse hielt, oder, weil er glaubte,  
daß sie sich selbst mistraueten, Herr  
über sich zu seyn?

Er ehrte den Krater unter allen  
Großen am meisten, so wie er den He-  
phästio am zärtlichsten liebte. Sein  
Grund war: Krater liebe den König;  
Hephästion den Alexander. Dem er-  
sten standen die höchsten Ehrenstellen  
offen; dem zweiten sein ganzes Herz.

Xenokrates, ein edler Philosoph,  
schlug ihm ein Geschenk von funfzig  
Talenten aus, und sagte: er brauchte  
sie nicht. Alexander frug: ob er lei-  
nen Freund hätte; denn, setzte er hin-  
zu, kaum hat mir Darius Schätze ge-  
nug für meine Freunde hinterlassen.

König Pornus wurde nach seiner  
Gefangennehmung von ihm gefragt:  
wie er ihm begegnen sollte. Als ei-  
nem König, antwortete er. Alexander  
frug weiter; verlangst du noch etwas.

Nichts

Nichts weiter, antwortete er; das heißt alles gesagt. — Er gab ihm ein noch größeres Reich.

Die Töchter des Cyrus pflegte er nur selten und immer, ohne sie anzusehn, zu besuchen, weil er ihre Schönheit fürchtete. Sein Scherz gegen die Freunde war: die persischen Mädchen bringen Augenweh.

Bekant ist es genug, daß er ein Edict gegeben hatte, keiner sollte sich unterstehn, ihn zu mahlen als Apfel, oder in Bronze gießen, als Lysip. Uebrigens bekam sein Hofpoet für jeden guten Vers (verstehst dich, auf ihn,) ein Goldstück, und für jeden Schlechten eine Maultschelle.

Man frug ihn einst, wo er seine Schackammer hätte. Bei meinen Freunden, war die Antwort.

Einst kam ein Mann zu ihm in vollen Sprüngen, mit ausgelassener Freude und rief: alles glücklich! alles glücklich! Was könntest du mir wohl großes verkündigen, antwortete er. Ja, wenn du mir die Nachricht brächtest, Homer sey vom Tode erstanden. — Ein braver Mann braucht keinen Homer; denn seine Thaten folgen ihm nach.

Ein Staat bot ihm einst von allem, was er hatte die Hälfte an. Jheros Majestät aus Macedonien gaben gnädig zur Antwort: wir kamen nicht

deshalb nach Asien, zu nehmen, was ihr uns geben wollet, sondern euch das zu lassen, was wir nicht haben mögen.

Einst bei einem Donnerwetter erschrecken alle vor die heftigen Schläge. Ein philosophischer Schmarotzer (der Kerl ist des Nennens nicht werth,) sagte zu ihm. Wie kannst du uns so erschrecken, Alexander, Jupiters Sohn! Der König lächelte und antwortete: Du weißt wohl, ich mag nicht fürchterlich seyn. Ich lasse Fische zu Abend austragen, und du rätthst mir, die Köpfe der Fürsten und Könige austragen zu lassen.

Einst ließ er seine Armee im Winter vorbei marschiren, indem er sich bei einem Feuer wärmte. Hier sah er einen bejahrten Krieger stehen, der vor Kälte schauderte. Er befahl ihm, auf seinen Stuhl sich zu setzen, verband damit die Worte: Wärest du ein Perser, so kostete dir der königliche Stuhl den Kopf.

Pythia wolte ihm keinen Götterspruch geben, weil es ein verbotener Tag sey, woran sie den Apoll nicht fragen dürfte. Er schleppete sie mit Gewalt in den Tempel, und sie sagte: Du bist unwiderstehlich, mein Sohn. Hinreichender Ausspruch für mich, versetzte er und ging.

Der Schluß folgt künftig.

Halle, den 7<sup>ten</sup> Febr. 1784.

**N**enlich erfror ein Bauerjunge, den sein Vater auf dem Wagen hatte. Der alte, um in der Stadt mit dem vermeinten Todten keine Umstände zu haben, scharrete den Jungen in tiefen Schnee, und wolte

ihn bei der Zurückkunft mitnehmen. Ehe er an die Stelle kam, hatte sich der Junge unter dem Schnee erholet, und war dem Vater entgegen gelaufen.

# Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 14<sup>ten</sup> Junius 1784.

Lucian, sein eigner Schmeichler.  
Alexander, Hannibal, Minos und Scipio.  
(Schluß.)

Als Alexander seinen sonderbaren Zug nach Asien unternahm, verschenkte er alle seine Kron- güter. Was hast du nun noch, frug Perdicas. Die Hofnung, antwortete der junge König. Perdicas glaubte auch Anspruch auf dies gemeinschaftliche Gut des Weltenstürmers und des Bettlers zu haben, und nahm durchaus das Landgut nicht an, was er ihm geschenkt hatte.

Sein Admiral schrieb ihm einst: ein gewisser Mann hätte dort schöne Jünglinge als Sklaven feil, ob er sie kaufen wolte. Alexander rief verschiedene mal laut, als er den Brief las: was hat der Mann für Schändlichkeiten an mir bemerkt, daß er mich dem Vorwurf solcher Thaten aussetzen will! — Schön, wer Athen und Rom kennt.

Seine Klage bei Achilles Grabe ist bekannt genug. Glücklicher Achilles! im Leben hattest du einen Freund und im Tode einen Sänger.

Auch meinte er, wie er Darius

Vallast sah, daß der Mann nicht resigiert, sondern geschlafen und gegessen hätte. Er hatte auch wirklich viel Aehnlichkeit mit Abdulhamid I.

Einst sollte er bei Nacht die feindliche Armee, nach dem Rath seiner Freunde, überfallen, weil sie ihnen so sehr überlegen sey; seine Antwort: ich stehle keinen Sieg.

Antipater schrieb ihm einst gegen seine Mutter Olympia viele Anklagen: der Mann, sprach Alexander, scheint es nicht zu wissen, daß eine Mutterthräne viele Briefe auslöschten kan.

Alexander merkte den vertrauten Umgang, den seine Prinzessin Schwester mit einem sehr schönen jungen Mann hielt, ohne entrüstet zu werden, wie Cäsar Augustus. Man muß ihr nachsehen, sagte er vielmehr, daß sie auch auf gewisse Weise den König macht.

Anaxagoras bewies in einem philosophischen Gespräch, es wären unzählige

lige Welten. Bitterlich fing der junge Held an zu weinen. Man frug: was ihm wäre? Ach, seufzte er, solt ich nicht mit Recht weinen, daß wir noch nicht einer Welt Beherrscher sind, da es unzählige Welten giebt.

Die Mutter des Darius hielt den Hephästion für den Alexander und begrüßte ihn als König. Wie sie ihren Irrthum merkte, so wurde sie unruhig und wandte sich zu ihm. Kummern sie sich nicht, Mutter, sprach er. Auch dieser ist Alexander. — Der König verstand sich nicht auf Physiognomie; sonst hätte er das Ding übel genommen.

Die Corinthier ließen ihm das Vürgerrecht durch Gesandten überbringen. Alexander lachte sie aus. Wie ihn aber einer der Gesandten versicherte, daß sie es nie einem Fremden als ihm und dem Herkules gegeben, so nahm er die Ehre mit Dank und Freude an.

Als ihn nach einer empfangenen Wunde sein Leibarzt verband, sagte er: man nennt mich Jupiters Sohn, und die Wunde ruft mir es laut zu: ich sey ein Mensch.

Man wolte ihn überreden, die sehr schönen Töchter des Darins zu besuchen. Nein, sagte er, ich solte mich von Weibern besiegen lassen, da ich immer Männer besiegte.

Scipio.

Wenn er vom Kriegsgetümmel frei war, pflegte er zu sagen: ich bin niemals weniger müßig, als wenn ich müßig bin. Er liebte die Studien, und lernte, wenn er keine öffentlichen Geschäfte hatte.

Seine Soldaten brachten ihm einst ein hübsches Mädchen. Das Geschenk, sagte er, würde mir ungemein wehrt seyn, wenn ich nicht euer Feldherr wäre. Römische Disciplin. Wie der Feldherr, so der Fußknecht.

Er hatte mit den Carthagern die Convention gemacht, sie sollten eine gewisse Anzahl Elefanten, Kamele, Schiffe und Geld liefern. Es geruete ihnen nachher, als Hannibal aus Italien kam. Scipio hörte es und sagte nun: er würde die Convention nicht gelten lassen, wenn sie nicht zur Strafe, daß sie den Hannibal hätten kommen lassen, noch fünf Millionen Thaler zu dem ausgemachten zulegte.

Ehe er nachher die Uterhandlungen wegen des Friedens anfang, machte er es vorher zur Hauptbedingung einen gewissen gefangenen Römer, Namens Terentius, auszuliefern. Sie thaten es, und er stellte ihn bei sich hin und schloß den Frieden.

Scipio ging nie eher zu Geschäften des Staats, oder seiner Familie, bis er eine Weile in seiner Hauskapelle zugebracht hatte.

Als er mit seiner Armee in Asien stand, und Antiochus nun um Frieden bitten ließ: so antwortete Scipio: man hätte das eher thun sollen, ehe man Gebiß und Reuter zugelassen hätte.

Er wurde von den Tribunen beim Volke angeklagt. Er antwortete nichts auf die Klagen, und redte das Volk an: Eben ist es Jahrestag, Römer, als ich den Hannibal und Carthago



befiegte. Jetzt eile ich nach dem Capitol, dem allmächtigen Jupiter mein Dankopfer zu bringen. Wer über mich stimmen will, stimme.

Er hörte einst, daß einige ihm den Vorwurf gemacht hätten, er wage als Soldat sich nicht. Seine Antwort war: zum General, nicht zum Fußknecht gebahr mich meine Mutter.

Auch pflegte er zu sagen: man mußte nicht nur dem Feinde den Weg zur Flucht offen lassen, sondern ihn sogar sichern. Menschlich schön; noch schöner sagte dies ein großer König, weil er noch tausendmal mehr gewinnen konnte, als er an Siegsloß gewann: man muß dem Feinde goldene Brücken bauen.

Einem jungen Officier mit einem sehr geschmückten Schilde redte er an: Mich wundert's nicht, daß Sie ihren Schild so sorgfältig ausputzen. Ihr Degen mögte ihnen den Schuß nicht so sichern.

Er pflegte zu sagen, für einen General sey nichts schändlicher als zu sprechen: das dacht ich nicht.

Mit dem Feinde, sagte er, muß man schlagen, entweder, wenn es die Gelegenheit giebt, oder wenn die Noth zwingt. Man handle ohne Ueberlegung, wenn man erstere ungenüßig vorbei ließe und äußerst feige, dann nicht mutzig anzugreifen, wo Kühnheit einziger Schild und Wehr sey.

Man sollte denken, es sey leicht, wenn man diese Anekdoten zusammen nimmt, ohne Minos zu seyn, über diese drei berühmten Helden zu urtheilen, wer unter ihnen der bessere sey. Scipio und Hannibal scheinen doch in der That, besser zu denken. Alle drei süßten es, was sie sind. Hannibal süßte es mit Bescheidenheit; Scipio, ohne zu prahlen und Alexander, wie es der glücklich Ehrgeizige thut. In manchen Dingen sind sie Muster des Edelmuths. Und wenn man in ihrer Geschichte das abrechnet, was Glück des Krieges war, und in den Umständen lag, so läßt sich vielleicht das Räthsel entscheiden: wer war der größte General. Alexander wäre wohl nicht Alexander gewesen, wenn Faktionen des Staats seine Operationen aufhalten hätten; wenn er im Darius einen Scipio gefunden, — und Scipio wäre nicht der Afrikaner geworden, wenn die elenden Faktionen, die immer einen Freistaat zerreißen, den Hannibal in Italien gelassen hätten. Tollkühn war Hannibal nicht, — tapfer war er, und fand in dem Römer einen Mann, und in seinen Soldaten eine Armee, der seinen Muth und seiner Wissenschaft; die seinen abgehärteten Kriegern Troß bieten konnte. Doch hätte er es mit beiden ausgehalten, wenn ihn in Kapua nicht das Glück, und sein Vaterland nicht die Einigkeit verlassen hätte.

## Etwas vom Honigthau.

**O**hne Zweifel wird es noch erinnerlich seyn, daß in dem Hannoverischen Magazin gesagt wurde: der Honigthau thane nicht, oder käme nicht vom Himmel.

Es sey ferne, daß ich nach meiner wenigen Einsicht und Erfahrung solches ganz zu widersprechen und zu widerlegen mich unterstehen wolte.

Ich muß aber gestehen, daß, ob ich gleich kein Naturkennner bin, ich mich doch gern mit Untersuchungen des Natürlichen beschäftige und allerlei Versuche anstelle.

Meine Zweifel in Ansehung der Meinung, der Honigthau käme aus der Pflanze selbst, will ich hiemit vorlegen, und meine unmaßgeblichen Gedanken eröffnen, wünsche auch nichts mehr, als daß sie indgen entweder gründlich widerlegt oder deutlicher ins Licht gesetzt werden.

Noch kan ich es nicht glauben, daß dieser an sich der Pflanze so schädliche Thau eine bloße Ausdünstung, oder darf ich es Schweiß der Pflanze selbst nennen, sey, denn

a) Den Honigthau findet man gewöhnlich nicht überall, sondern Strichweise, und dann nicht an einzelnen Pflanzen.

b) Er zeigt sich bloß oben auf dem Blatte der Pflanze oder des Baumes, niemals, oder doch selten, sehr selten, unten.

Unter oben verstehe ich nicht die Oberseite selbst, sondern die obere Fläche des Blattes. Durch unten den unterwärts stehenden Theil desselben.

c) Der Einkurf, daß man an einer unter dem Obdach des Bienenhauses gestandenen jarten Staude Honigthau gefunden, kan so wenig, als wenn ich aus der Benennung Honigthau, wirklichen Thau beweisen wolte, etwas beweisen.

d) Es ist mir zum wenigsten nicht genug, thwend und hinreichend, daß, weil dieser Thau an niedrigen feuchten oder nassen Orten, wo viele saftvolle Pflanzen oder Bäume stehen, soll gefunden werden, eben daraus zu schließen: Es sind Ausdünstungen der Pflanze selbst.

Hören Sie gütigst meine Gedanken an. Lachen Sie nicht, wenn ich geirret habe. Ich lasse mich gern eines bessern belehren. Zeigen Sie mir nur den Ungrund, den Irrthum meiner Meinung und der daraus gezogenen Schlüsse: daß der Honigthau kein Saft oder Flüssigkeit aus derselben Pflanze sey, worauf er sich befindet.

Der Honigthau fällt nur Strichweise, dies ist durch die Erfahrung bewährt und gegründet. Es ist zwar wahr, (ich führe es desfalls gleich mit an:) es scheint oft, als ob nicht alle Pflanzen oder Stauden von dem sogenannten Honigthau in demselben Striche, den er genommen, davon getroffen oder bethauet wären, allein bei einer sehr genauen Untersuchung wird sich das Gegentheil finden.

Dies gründet sich wahrscheinlich nach meiner Einsicht sowohl, als nach meiner Prüfung darauf: Einige Blätter sind oben rauher, andere weicher, andere haben größere Schweißlöcher, wenn ich so reden darf.

Je glatter die Blätter und kleiner die Oeffnungen sind, desto weniger kan der Honigthau darauf haften, und desto unmerklicher wird er.

Nimt man aber des Morgens sehr früh ein nicht betroffenen scheinendes Blatt in demjenigen Bezirk, wo Honigthau gefallen, kauft oder kostet man dasselbe, so wird es einen süßwiderlichen Geschmack haben, eben so als das Blatt, auf welchem man den Honigthau siehet. Auf Zwetschen, Birken, Linden und Kirschen, siehet man etwas, auf Erlen, Hollunderblättern, Kornähren, und dergleichen, siehet man es deutlicher, nicht aber so auf Birn und der Arten Blättern; auf Kletten und Brennnesseln eher, als auf andern Kräutern.

Hat aber die Sonne schon darauf geschienen, und ist kein Regen früh gewesen, oder sonst kein nasser Thau gefallen; so zeigt sich bald eine weiße Kruste, besonders auf schwammig dicken Blättern.

Zu Anfang des Julius verwichenen Jahres, reiste ich aus dieser Gegend, wo sehr viel Honigthau des Tages vorhet gefallen war; ich kam etwa vier Meilen weiter, in eine Gegend, die der hiesigen sowohl in Betracht ihrer Lage, als Beschaffenheit des Erdbodens gleich war, und da fand ich desselben Tages keinen Honigthau.

Wäre es nun ein ausgedünsteter Saft der Pflanze selbst, warum war dort desselben Tages dieser Thau nicht?

Noch mehr Zweifel aber erweckt es mir, daß es ein Saft aus der Pflanze selbst sey: so wir Honigthau nennen. Was für Säfte sollen es seyn?

Sind es etwa solche, die durch die Hitze der Sonne gleichsam distilliret und von den wässrigsten Theilen abgesondert worden?

Säfte, die zur Erhaltung der Pflanze nothwendig sind, können es nicht seyn, weil sie jedesmal dem Blatte selbst schädlich sind. Die Natur pflegt doch nie ihr nöthiges und zur Erhaltung bedürftiges ohne Noth zu verschütten, wohl aber entlediget sie sich des überflüssigen.

Harz oder Gummi der Pflanze kan es auch nicht seyn, dazu ist der Honigthau viel zu leicht.

Dies Wort muß aber nicht bloß der Schwere nach genommen werden. Ich konte kein anderes Wort finden, das meine damit verknüpften Ideen deutlicher machte.

Solte etwa die Sonne die Pflanze so abgemattet, oder gepresst, oder zusammen gezogen haben, daß bei der Abkühlung des Nachts dieser süß widerliche Saft als Schwäche oder aus Schwäche ausdünfte?

Oder hat die Pflanze durch die Hitze zu viel aus der Erde in sich gezogen, daß sie es wieder von sich geben und sich dessen entledigen muß?

Würde der Honigthau bei der stärksten Hitze hervorquellen, so wäre es erwiesen und er wäre ein Schweiß.

Die Erfahrung lehrt aber, daß der Honigthau sich nur des Morgens oder Abends bei blasser Sonne zeigt.

Wie aber? könnte der Honigthau nicht aus den Ausdünstungen aller Kräuterblumen und fetten Erde seyn? Könnten diese Ausdünstungen nicht durch die Sonnenwärme in eine gewisse Höhe gezogen, da zu Staube oder dicker Luft geworden seyn, die bei der des Nachts entstehenden Kühle, wieder nasser und schwerer wird, und denn aus ihrer Schweben herab fällt?

Ich glaube, dies würde das ungleich mit auflösen, warum die Biene, nachdem sie aus der Blüte z. E. der Linde, etwas zu sich genommen, dann erst das Blatt besleckt. Es scheint, als ob sie das staubigte der Blüte damit verdünnen will.

Die Beobachtung, die richtige Beobachtung, daß eine setze unter dem Obdach stehende Pflanze sey betbauet worden, beweiset das nicht, was sie soll.

Eine solche Pflanze hat jedesmal ein dickes, weiches und schwammigtes Blatt, das auch also loser als die andern von gleicher Art ist. Der ordentliche Regen, der gewiß schwerer als aller Thau ist, fällt nie gerade herab oder herunter, sondern schräg recht. Kan also die Betbauung nicht auch unter dem Dache geschehen? Kan eine Zugluft solche nicht noch mehr bederret haben?

Wäre Honigthau eine bloße Anstreibung oder Ausdunstung der Pflanze selbst, so müßte dieses beständig in Treibhäusern sich finden. Da ist doch Staude und Erde sehr fett, das Blatt zart und nicht so dicht, als das in freier Luft. Hier ist beständige Wärme. Hier wird alle Zugluft aufs möglichste verhütet.

Die wäßrig klebrige Materie des Honigthaus, liegt ordentlicher Weise jedesmal auf dem Blatte oben. Nie habe ich's unter dem Blatte, wohl aber herabfließend am Stamme desselben gefunden.

Hier muß ich, etwas anführen, welches dem Anschein nach der gegenseitigen Meinung das Wort redet, und ihr vortheilhaft und genügt scheint, etwas, welches ich mit vielen Blättern erforschet habe, und davon ich von andern mdgte überzeugt

werden, ob es richtig und wahr sey, oder ob es mir nur so geschienen.

Jedes Blatt ist an der Oberfläche, wo nicht ganz glatt, doch glätter als an der untern Fläche, jene ist härter und schlichter.

Man sieht auf der Oberfläche des Blattes fast keine, oder doch nicht so kenntbar deutliche Oeffnungen, ich will sie nach meinen Begriffen Schweißlöcher nennen. Sie nimt also nicht so leicht, Wasser, Fett und öligte Sachen an als die untere Seite, die jedesmal rauher, und wo nicht mit mehreren doch größern Schweißlöchern und Stacheln versehen ist, die ich für widerstehende und wehrende Waffen gegen das, so eindringen will, halte. Es sind also Probier- oder Fühlhörner. Daß das Blatt oben glätter und härter ist, kömmt vom Wind und Wetter.

Freilich etwas, aber nicht alles. Warum ist es denn gleich bei dem ersten Ausbruch?

Warum ist es bei der Blume und Blüte fast eines jeden Gewächses, so ich erforschet habe, das Gegenheil?

Wenn ich irre, so habe man die Gewogenheit und belehre mich eines andern.

Es sind dies nicht bloß ausgedachte Gedanken, ich werde hernach einige Erfahrungsg Gründe beibringen, die es mir sehr wahrscheinlich machen, daß jedes Blatt an der untern Fläche eine anziehende Kraft a) habe.

Nun wünschte ich, weil ich nicht völlig davon übersüßet bin, zu wissen, ob die obere Fläche des Blattes eine ausstossende oder austreibende Kraft habe?

Warum heilet, (die Erfahrung lehrt es,) die Oberfläche des Kohlblattes, des Epheus der Linde, des sogenannten rothen Heurichs re. die Wunde?

Und warum erhält der Unterteil des Blattes die Wunde gleichsam offen oder in der Eiterung?

Sollte das rauhe und facklichte solches verursachen? gewiß nicht, weil man es ja vorher in der Hand erst niederdrückt oder klopft.

- a) 3. E. Ein Blatt vom Hollunder, oder Apfelbaum. Dies lege man auf eine Wunde. Der obere Theil des Blattes legt sich zwar an, aber niemals so feste als der untere Theil, wenn es erst etwas gelegen hat.

Ich halte es für eine anziehende Kraft. Warum ist die unten? Sollte die Vorsichtung etwa damit das Blatt ausrühen wollen, daß nicht jedes schädliche und überflüssige eindringe? Wäre oben das anziehende, wie leicht würde jedes Blatt gleich in der ersten Entstehung, ehe es sich völlig entwickelt, oder zur Vollkommenheit käme, verfaulen und verderben.

Es kan aber auch nicht alles unten eindringen, wo die anziehende oder saugende Kraft ist, da sind die Stacheln, welche es abwehren, und gleichsam erst prüfen, ob es dienlich und erpriecklich sey.

Warum ist aber bei der Blüte oder Blume das Gegenheil? Da scheint mir die obere Fläche diese anziehende Kraft zu haben.

Es thut diesem nichts, daß man ja den Geruch am meisten mitten aus der Blume hohlet, der doch anziehen soll, denn einmal ist der Zug der Nase stärker als die anziehende Kraft der Blume, und denn so geschieht es mit Gewalt; dadurch wird die Ordnung zerstöhret, und sie muß mir den Geruch mittheilen, nicht anders, als wenn ich ein Geruch habendes Blatt reibe, das alsdenn stärker riecht wie sonst.

Die Blume oder Blüte hat aber nach meiner Meinung oben den Kelch zu der anziehenden Kraft, weil sonst der befruchtende Staub zu wenig sitzen bliebe, oder gar nicht ankäme, und also sehr vieles unbefruchtet bleiben würde.

Dies alles scheint jene Meinung, der Honigthau ist ein Saft aus der Pflanze selbst zu begünstigen. Allein, wenn Honigthau gefallen, so sind nie, wenn er auch noch so frisch ist, die Schweißlöcher an der Oberfläche dieses Blattes offen, und dies müßte doch seyn, ich aber habe es zum wenigsten nie finden und sehen können. Man würde doch endlich einmal, wenn der Saft aus der Stauende käme, eine herausquellende Thraue oder Perle an jeder auf der Oeffnung finden.

Die,



Dieses zu erfahren, habe ich mir alle möglich, sie Mühe gegeben, aber bislang vergebens.

Nach einem mir wahrscheinlich scheinenden Grunde ist die Ursache, daß der untere Theil des Blattes, und umgekehrt bei der Blüthe eine anziehende Kraft habe, diese: wenn man im Herbst genau acht giebet, so wird man finden, daß das Blatt da erkirbt, wo es anfängt, wenn es nicht beschädigt wird, und jedesmal auf der Seite, wo es diese Kraft hat.

Bei einem noch grünenden Blatte ist dieses nicht, wenn es natürlich und ordentlich nach vollbrachter Dauer verwelket.

Was ist die Ursach, daß das Blatt so erst herabwärts sich krümmt, nachher aber beim Absterben oberwärts die Krümme zeigt?

Man lasse eine Staude sehr trocken werden, man bemerke, wie sie sich krümmt, man begieße sie wieder, und merke gleichfalls wie sie sich dann krümmt? und endlich gebe man Achtung wie es geschieht beim ordentlichen Ersterben zur gehörigen Zeit.

Ich traue hier meiner eignen Beobachtung nicht, wünschte aber von einem Naturkennner gründlichen Unterricht zu erhalten, ob ich mich nicht selbst getäuscht habe. Dieses ist gar zu leicht möglich. Wer ist nicht von seiner Meinung eingenommen? Alex. Pope sagt gleich im Anfang des Versuchs der Kritik.

„Es gebet mit unsern Urtheilen, wie mit unsern Uhren, keine geht mit der andern gleich, doch glaubt ein jeder der seinen.“

Warum bekümt das Lindenblatt oben kleine Hörner, die röhlich, die meisten derselben unter dem Blatte aber offen und oben zugespizet sind?

Warum sind auf den sogenannten Aepfelnblättern röhliche Bläsken, wenn Honigthau gefallen, die unter dem Blatte eine Oeffnung haben, oben aber nicht? Was ist die Ursach? Ich schließe nach meiner Lieblingsmeinung daher: daß wenn oben das Blatt durch etwas verhärtet, die Natur mit Gewalt es erzwingen will, und oben austreibt, dadurch denn diese Figur aus dem Zuge entsethet. Selbst die Adern im Blatte

und der Stiel, wie auch die Stacheln der Lannen, Fichten und Föhren, haben oberhalb oder oben eine Rinne oder Höhle, unter dem Blatte oder Stachel sind sie erhaben, warum dieses? Ich glaube, daß dieses meine Meinung noch mehr bestätigt. Man erinnere sich dabei an die Früchte in den Gärten dieses Jahres.

Konten in dem Garten, wo kein Fleiß gespart, kein Dünger geschonet, keine Arbeit versäumt ist, bei der anhaltenden Hitze und Trockniß die Pflanzen zu fett seyn? oder zu naß stehen? und dennoch Honigthau, mehr als zu viel. Woher nun dieser? Aus der Pflanze? Ich zweifle, weil sie vertrocknen wolten. Man sehe jede Frucht an, sie hat gewöhnlich ein Blatt zum Schilde über sich. Man betrachte dieses Blatt genau, je reifer die Frucht, je mehr Feuchtigkeit unter dem Blatte. Man nehme über der Frucht dies Blatt weg, die Frucht wird zwar zarter reif, aber wie? Der Geschmack ist nicht so zart, die Frucht selbst wird hart, oder, wo viel Masse ist, wässerig, und wohl gar faul und abgeschmackt.

Entsethet also der Honigthau aus Mangel der Säfte und Dürre aus der Pflanze selbst?

Es sey ferne, wenn ich etwas sagen wolte, davon ich keine Erfahrung habe. Ich unterhalte mich oft mit denen, welche Wetter und Wind aushalten müssen, und die Natur am besten erforschen konten, wenn nur nicht so viele Vorurtheile herrschten! Ich nehme freilich nach meiner Einsicht nur das beste heraus und prüfe es. Dies leitet zur wirklichen Ursach.

Es sey ferne, daß ich mich unterfangen wolte den Herrn der gegenseitigen Meinung, der Honigthau entstehet aus der Pflanze selbst, zu widersprechen. Nichts weniger als dieses. Dazu ist meine Kenntniß viel zu schwach.

Vielleicht wird meiner Meinung vieles entgegen gesetzt werden. Vielleicht wird sie gar lächerlich gemacht. Dennoch wage ich es, sie bekannt zu machen, um vielleicht zu veranlassen, daß aus meiner Prüfung die

Sache besser ins Licht gesetzt werde, und wie viel habe ich und meines gleich: denn nicht schon gewonnen?

Wirf weg die Schale und prüfe den Kern, So zeigt ein jeder seine Meinung gern.

Vielleicht reizt es Kennner ein besseres zu zeigen, und mich zu belehren.

Eben dieses ist meine Absicht, ich wolte gewiß, ich wolte gern eine Auflösung meiner Zweifel wissen. Wie könnte ich leichter ohne Unkosten dieses lernen als auf diese Art, in diesen beliebten Blättern.

Gesetzt, — ich würde beschämt, ich würde gar lächerlich gemacht! Doch wer wolte einen Wisbegierigen so beleidigen? Gesetzt aber, es geschähe? Wer kan es bei diesen aufgekklärten Zeiten vermuthen! Was verliere ich? Nichts.

Bei der Sache selbst gewinne ich. Eben dieses ist meine Absicht.

Endlich so ist mir zum wenigsten dies nicht hinreichend, ja, wenn ich es frei gestehen darf, nicht einmal wahrscheinlich, daß der Honigthau deshalb aus der Pflanze komme, weil er sich an niedrigen feuchten und nassen Orten zeigt, da die Pflanzen oder Strauden saftvoller seyn können.

Warum findet sich der Honigthau an hohen dünnen Birgen zur Zeit, wenn alles auch in der Tiefe und in den Gründen nach Regen schwächet?

Warum war er am Ende des Augusts vorigen Jahres nicht, da viel Regen und Nässe war? Spülte ihn der Regen gleich ab? Nicht doch.

Zu der Zeit des Herbstes, oder zu Ende des Sommers, hat Pflanze und Blatt nicht mehr selbst so viel Kräfte nöthig, und so würde sie sich bei einer nassen oder trocknen Witterung desto eher ihres Oels, oder ihrer klebrigen Theile und Säfte entledigen.

Warum zeigt sich der Honigthau da am mehrsten, wenn die Pflanze zur Reife des

Saamen oder Blüte die Nahrung am nöthigsten hat?

Ist etwa da der Zug am stärksten? Ich gebe es zu. Aber woher so stark, daß er sich ausgießet und verschüttet?

Die Natur wirkt so nicht, wie viele Menschen, die am durstigsten sind, wenn sie genug getrunken, und es haben dann am besten schmeckt. Bloßes Wasser ist der Honigthau nicht. Ueberflüssige Feuchtigkeit auch nicht. Denn dies ist bei der großen Dürre vergangenen Jahres gar nicht zu vermuthen.

So befördert etwa die allzu große Hitze den Zug über das natürliche? Dies kan ich nicht glauben. Warum ist es ölig oder eine zähe Materie?

Kan etwa die feuchte Gegend des Nachts eine größere anziehende oder ausdünstende Kraft bewerkstelligen? Ich behaupte das Gegentheil.

Jedes Kloblose, jedes Lebende hat seine Ausdünstungen. Dies leugne ich nicht. Aber — warum denn eben oben auf der Oberfläche des breiten Blattes? Warum nicht unter dem Blatte?

Kan nicht die anziehende Kraft durch die allzu große Hitze matt und kraftlos geworden seyn?

Warum hat nicht alles unter dem Blatte stehendes oder am Fenster unter dem Dache, oder in der Stube getriebene Honigthau? Hat man da je auch etwas bemerkt?

Da gleiches mit gleichem sich gern wieder vereinigt, so glaube ich, daß darum mehr Honigthau in Gründen und an fetten offenen Orten sich zeigt, weil einestheils nasse Gegenden mehr Züge zu sich haben; die Luft auch dicker, und andernteils das Blatt der Stauden nicht so glatt als in hohen Gegenden ist, wo es dichter, fester und glatter ist.

Habe ich geirret: so bitte ich um Vergebung und man belehre mich.

# Hannoverisches Magazin.

49<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 18<sup>ten</sup> Junius 1784.

## Casper Biester, eine wahre Geschichte.

In **I**n **U**z, einem Dorfe im Lüneburgischen, lebte ein Bauer Namens Casper Biester, von großer unbescholtener Redlichkeit. Seine Frau Margarethe war eine Tochter des Altaristen Wäſcher, der ebenfalls den Ruhm eines redlichen Mannes hatte.

Biester trat bei seiner Verheirathung ein Bauergut, welches von einem Verwandten auf ihn vererbt wurde, in sehr verschuldetem Zustande an.

Die Gebäude waren verfallen, das Land schlecht gewartet, und Gärten und Wiesen seit vielen Jahren nicht gehörig gedüngt. Das ganze Dorf und besonders der Schulze Hoyer meinte daher, Casper und Margarethe würden bald mit dem Stocke davon gehen müssen; aber beide waren fromm, und hatten bei ihrem Unernehmen ein vorzügliches Vertrauen auf den Segen der Fürsorgung. Wäſcher gab seiner Tochter hundert Thaler baares Geld mit, die Biester zu Reparaturung der Gebäude und zu Anschaffung des nöthigen Hausraths anwandte.

Bislang hatte man zu **U**z gleich:

sam im Sprichworte gesagt: Biesters Hof — denn Caspers Vorwirth hieß auch Biester, — sey ein Sauſtall. Allein nach wenigen Wochen herrschte in Biesters Hause die größte Ordnung. Jedes Geräth hing oder stand an seinem Orte, und Margarethe hatte ihre Freude daran, alles was nur scheuerbar war, von den Fenstern und Thürren an, bis zum Küchengeräthe hinab, wöchentlich wenigstens einmal zu reinigen, denn sie wußte, daß ihr Casper die Keulichkeit aufs äußerste liebte. Es war ein Vergnügen Caspern und Margarethen des Mittags am weißen Tisch von Lindenhölze und von reinlichem hölzernem Geräthe essen zu sehen. — Ein Vergnügen, welches der alte mit Caspern sehr vertraute Schulmeister Müller oft genoß.

Schon im ersten Jahre der Wirthschaft, war Casper in der Feldarbeit sehr fleißig. Aus emsige bearbeitete er seinen Garten; pflanzte junge Obstbäume hinein; wartete der Wiesen; sein Land pflügte er dreimal, und hatte bei der Ernte zur Belohnung seines Fleißes die Freude, von seinem Acker,

Ecc

wel:

welcher vorhin am schlechtesten trug, nun die beste Frucht in der ganzen Flur des Dorfs zu ernten.

Margarethe wartete des Viehes, fütterte die Kühe mit Klee, den Casper in der Wiese gesäet hatte, und machte bei ihrer großen Reinlichkeit, die sie aus Mollenwerk verwandte, die herrlichste gelbe Butter, welche sie denn zum nahe belegenen Städtchen brachte, und dadurch manchen Thaler lösete.

Alle Bauern in  $\text{L} : : \text{L}$ , hielten beim Amte Jahr ans Jahr ein um Remission an, nur Casper that das nicht. Der Amtmann kannte den verschuldeten Zustand des Biesterschen Hofes, wunderte sich also darüber, und ließ Caspern fordern. Biester, warum bittet ihr nie um Remission? Herr Amtmann, mit gutem Gewissen kan ich keine Remission fordern, war seine Antwort, denn meine Ernte ist nicht abschlägig gewesen, und ich müßte fürchten, daß Gott mich in Zukunft durch Mißwachs strafe, wenn ich in guten Jahren Remission verlangen wolte. Der Amtmann freuete sich über den redlichen Casper, und stellte ihn den übrigen Bewohnern des Dorfs zum Muster vor. Aber eben dies, und besonders die augenscheinliche Verbesserung des Hofes, brachte unsern Casper in Neid und Feindschaft seiner Nachbarn.

Casper lebte indeß ruhig und zufrieden mit seiner Margarethe, trug seine Schulden ab, kam mehr und mehr in Wohlstand, und war bei allen redlichen Menschen geachtet.

So zuverlässig ist es, daß weder Stand noch Würde dazu gehört, um glücklich zu seyn.

Im dritten Jahre der Ehe wurde Casper Vater von einem sehr wohl gestalteten muntern Knaben, womit ihn Margarethe beschenkte, und nun war ihre Freude vollkommen. Der Knabe erhielt vom Schwiegervater Wäscher den Namen Heinrich.

Gerade um diese Zeit fiel zu  $\text{L} : : \text{L}$  das Viehsterben ein. Casper und Margarethe verdoppelten ihren Fleiß in der Wartung des Viehes, und wenn am Abend der Schulmeister Müller wegging und sie die große Hofschüre mit dem hölzernen Riegel verschoben, dann sahen sie noch einmal emsig nach, ob ihre Kühe auch noch wiederkäuten. War es eine Folge der guten Wartung, oder ein besonderer Segen der Fürsorge, und warum dies letztere nicht, — Caspers Viehstapel wurde von der Seuche verschont, unerachtet soust kein Haus im Dorfe frei blieb, und die Ställe seiner Nachbarn zur Rechten und zur Linken völlig ausstarben.

An einem herrlichen Sommerabende saß Casper mit Margarethen, die ihren Knaben säugte, und mit dem alten Schulmeister Müller auf der langen Diele. Müller pflegte dann, bei einer Pfeife Taback, von Hannover und Celle, wo er ehemals gedient hatte, zu erzählen, und das war Wasser auf Caspers Mühle, besonders wenn vom Könige die Rede war. Aber diesen Abend saß Casper immer in Gedanken,



danken, horchte nicht auf Müllers Erzählung, sondern hatte, wie er beim Nachdenken pflegte, beide Ellenbogen auf die Knie gestemmt, und seinen Kopf in die flachen Hände gelegt. Fehlt dir was Casper, du bist ja so lüt? frug Margarethe. Casper richtete sich, wie aus dem Schlafe auf. Hör Margarethe: Der liebe Gott hat uns unsere fünf Kühe gelassen, und unsere Nachbarn der Schulze Hoyer und der Tischler Bolte haben kein Stück behalten; ich denke wir wollen jedem eine Kuh abgeben. Wenns auf Redlichkeit, besonders aufs Geben ankam, dann war Margarethe bei der Hand. Sie sprang also auf, fiel Caspern um den Hals und beide verstanden sich wohl, obgleich Margarethe aus Wehmuth schwieg. Dem alten Schulmeister stiegen die Thränen in die Augen, denn er wußte, daß Hoyer und Bolte Caspers ärgste Feinde waren, die ihm unverschuldet manchen Verdruß verursachten.

Am andern Morgen brachte Casper Hoyern und Bolten jedem eine Kuh. Beide nahmen das Geschenk: der erste mit Frechheit und ohne ein Wort darum zu verlieren, der letzte aber mit Thränen in den Augen, und von diesem Zeitpunkte an waren Casper und Bolte die besten Freunde.

Da Bolte noch nicht ganz verdorben war; so bildete er sich leicht nach Caspern, wartete seines Handwerks und seines Haushalts, ging zum großen Erstaunen des Dorfs nicht mehr zum Krüge, sondern blieb bei den

Seinigen daheim, und kam hiedurch gar bald in bessere Umstände. Der Schulze Hoyer hingegen wurde durch Bießers edle Handlung um nichts geändert. Seine fortwährende wüste Lebensart brachte ihn vielmehr dahin, daß er häufiger Schulden halber den Hof verlassen, und im siebenjährigen Kriege Soldat werden mußte. Indes blieb seine Familie im Dorfe zurück und Casper war der Vater und Versorger derselben.

Die Wahl eines Schulzen fiel nun natürlicherweise auf unsern Casper. Er entsprach der guten Erwartung, welche die Beamte von ihm hatten völlig, denn nun war im ganzen Dorfe Friede, und Casper wußte die zankstüchtigsten Leute durch allerlei Umwege mit Liebe zur Ruhe zu bringen. Vielleicht war im ganzen Lüneburgischen kein friedfertigeres Dorf wie L:, wenigstens kam von daher Niemand Klage halber ans Amt.

In dem Leben eines Dorfschulzen kommen freilich keine große Staats-handlungen vor, denn dazu ist sein Wirkungskreis zu beschränkt. Aber es ist doch der Mühe werth eine Geschichte zu erzählen, die von Caspers Klugheit einen Beweis giebt.

In der Gegend von L:, lag ein Bruch, welches dem Landesherrn und verschiedenen Dorfschaften in commun gehörte, jedoch nur in ganz trocknen Jahren durch die Viehhunde benützt werden konnte. Höhern Orts wolte man dies Bruch zum Besten der Untertanen getheilt wissen, und man hatte

die Absicht, den Distrikt alsdann durch Ziehung einiger Wassergräben, und durch Holzpflanzungen für alle Interessenten zum höhern Ertrage zu bringen. Der Nutzen hievon war augenscheinlich, besonders, da alles auf herrschaftliche Kosten geschehen sollte. Allein, der Bauer ist nie für Neuerungen, und so auch das Dorf &c. Alle vernünftige Vorstellungen des Amtmanns waren vergebens. Man sprach vielmehr von gekränktem Eigenthum, von Processen, und was dergleichen mehr war.

Casper der seine Bauern kante, lud selbige an einem heitern Sonntage, des Nachmittags, durchs Horn auf einem von Linden beschatteten Brinke zusammen. Er bat, sie mögten ihre Frauen und Kinder auch holen, um einmal recht vergnügt zu seyn.

Nun kam alt und jung, denn die mehesten waren gern in Caspers und Margarethens Gesellschaft.

Casper hatte ein Faß gutes Bier aus der Stadt geholt, welches er zum Besten gab. Man hatte schon eine Zeitlang getrunken, und das junge Volk vergnügte sich eben durch muntere Spiele, als Casper so ganz von ungefähr die Theilung jenes Bruchs aufs Tapet brachte.

Was der Amtmann nicht hatte bewirken können, das bewirkte Casper durch Hülfe der anwesenden Frauen und Kinder, denn die eigensinnigsten Köpfe mußten den Bitten derselben Gehör geben. Kurz, das Bruch ward geheilt, und noch jetzt danken die Nach-

kommen Caspern für seine Tonne Bier, wodurch er ihnen eine der herrlichsten Viehweiden verschaffte.

Mittlerweile war Heinrich Biester, Caspers Sohn, ziemlich heran gewachsen. Redlichkeit und Klugheit sah ihm aus den Augen, und der alte Schulmeister hatte seine herzlichste Freude daran, wenn der Junge alles so leicht begreifen konnte. Müller, der ehemals in vornehmen Häusern gebient hatte, war keiner von den ganz gewöhnlichen Dorfschulmeistern. Er hatte etwas Belesenheit, spielte das Clavier, und suchte im Rechnen seinen Meister.

Da Müller und Casper Freunde waren, die keinen Tag ohne sich zu sehen hindringen konnten; so kan man leicht denken, daß Heinrich an Müllern einen sehr treuen Lehrer fand. Aber Heinrich war auch nicht weniger, vorzüglich beim Rechnen, ein guter Schüler, und bald sprach die ganze Gegend von Caspers Sohne, als von dem geschicktesten Bauerknaben. In der That zeigte er auch schon als Knabe die hoffnungsvollesten Anlagen zu allen Eigenschaften, die zu einem braven Manne erfordert werden. Er war beherzt und munter; liebte nicht die träge Ruhe; verschmähet alle Leckereier; er war ein Feind vom Müßiggange, und wenn er sich gleich nur kindisch beschäftigen konnte, so hatten doch auch diese Beschäftigungen schon immer etwas auszeichnendes. In den Freistunden bauete er von Leim Häuser, machte an der Bache Wasserdämme, oder er ging zum Tischler Holz-

ten, bei dem er denn zeichnete, hobelte und allerhand Arbeiten machte, so gut es bei einem Meister der Art möglich war.

Einst kam der Prediger des Kirchspiels nach L., um seinen alten Schulmeister zu besuchen, gerade wie dieser Heinrich im Clavierspielen unterwies. Die ganze Attitüde, noch mehr aber die große Reinlichkeit des Knaben und die freimüthigen Antworten die er gab, machten den Prediger aufmerksam. Er ging mit Müllern und Heinrich nach Bießers Hofe, fand aber nur Margarethen, denn Casper war bei der Feldarbeit. Der Prediger wunderte sich über den allenthalben hervorblickenden Wohlstand im Hause, und er blieb gern um Caspers Zurückkunft abzuwarten. Casper kam bald, und herzliche Freude wars ihm seinen Prediger bei sich zu sehen, denn man muß wissen, daß der Mann bei seiner Gemeinde durchaus beliebt war. Nach einem treulichen Händedruck, und nach verschiedenen für meine Leser gleichgültigen Gesprächen, frug der Pastor Caspern, was er aus Heinrich zu machen gedächte? Casper lächelte ob dieser Frage, und seine Antwort war: — Nichts, als was ich bin! Denn, — Hört, fiel ihm der Pastor in die Rede, — ich bin nicht dafür, daß Jemand den Stand verläßt, worin ihn Gott gesetzt hat, aber in besondern Fällen leider dies doch eine Ausnahme, und Heinrich scheint Anlage zu etwas Großem zu haben. Schickt ihn mir täglich zu, und überlaßt es

mir, seine Fähigkeiten zu bilden. Caspern war dies Anfangs gar nicht recht, allein der Schulmeister und Margarethe redeten ihn um, und nun ging Heinrich täglich etwa eine Stundeweg hin zum Prediger. Der Mann hatte keine Kinder, und er so wohl wie seine Frau, liebten den Knaben bald mit inniger Zärtlichkeit, denn seine gute offene Seele, und sein Verstand leuchteten aus allen Handlungen, die er unternahm, hervor. Der Prediger fand an dem Knaben zur Baukunst und zu allem was dahin gehörte ein vorzügliches Genie. Dies war ihm angenehm, denn er selbst liebte diese Wissenschaften, und ein naher Verwandter seiner Frau war im Hessischen Oberbaumeister, durch welchen er Heinrichs Glück einst zu machen glaubte.

Heinrich wurde nun im Latein, in den lebenden Sprachen, in der Mathematik, und allen damit verwandten Wissenschaften, gleichsam spielend unterwiesen, denn er begrif alles leicht, und in kurzer Zeit hatte er in der Erdbeschreibung, Meßkunst, u. s. f. erstaunende Fortschritte gethan. Caspern und Margarethen war dies herzliche Wonne, obwohl sie von vielem, was Heinrich erzählte, nichts verstanden.

Einige Jahre nach Heinrichs Confirmation, sandte ihn der Prediger zu jenem Oberbaumeister ins Hessische. Der Abschied war kläglich, alles weinte, am mehrsten aber Heinrich, denn er mußte seinen Vater, seine Mutter, den Prediger, dessen Frau und den al-

ten Schulmeister, also lauter Leute verlassen, die er jätlich liebte. Er reisete mit der Post durch Celle, Hannover, Göttingen und Cassel, und man kan leicht denken, daß Heinrich seine Augen an den fremden Gegenständen, die er hier sah, herzlich weidete.

Nach einer sechstägigen Reise kam er zu S.: beim Oberbaumeister an. Die häufigen Geschäfte die der Mann hatte, machten ihn finster, doch empfing er Heinrich mit vieler Freundschaft, und dieser wußte sich durch Ordnung, Fleiß und Rechenschaft bald die völlige Gunst seines Wohlthäters zu erwerben.

Der Oberbaumeister fand in Heinrich den brauchbarsten Menschen, daher er's ihm denn auch an keiner Unterweisung fehlen ließ. Er nahm ihn allenthalben hin, wo beträchtliche Baue vorgenommen wurden, denn Heinrich war der beste Bauaufseher. Heinrich Biesters Geschicklichkeit wurde beim Oberbaudirektorio bald bemerkt, und nachdem er sechs Jahre zu S.: gewesen war, erhielt er mit einem Gehalte von 200 Rthlen. die Stelle eines Assistenten beim Oberbaumeister, unter dem Charakter eines Landbauconducteurs. Himmel! welche Freude war dies unserm Heinrich. Doch er empfand sein Glück nur halb so lange die Seinigen es nicht wußten. Man verstattete ihm einen vierwöchigen Urlaub, und nun kam Heinrich in L.: an. Casper, Margarethe und der Schulmeister saßen eben beisammen, als Heinrich mit bebenden Knieen,

denn er zitterte vor Freuden, die lange Diele herauf kam, und vor die offene Stubenthür trat. Heinrich war während seiner sechsjährigen Abwesenheit sehr gewachsen und sauber gekleidet, also war es kein Wunder, wenn man ihn nicht sogleich erkannte. Aber kaum hatte er sich zu erkennen gegeben, so entstand ein Ausbruch der Freude, der über alle Beschreibung hinaus ist, und nur empfunden seyn will.

Am folgenden Tage ging Heinrich zum Pastor und der Pastorin, die ihn denn gleichfalls mit ungemeiner Freude aufnahmen, und sich herzlich vergnügten ihre Erwartungen an Heinrich so früh erfüllt zu sehen.

Die Urlaubszeit unsers Heinrichs, es war im Frühjahr 1783, strich schnell dahin. Schon war der Tag der Abreise des jungen Manns bestimmt, als Casper eines Abends sagte, daß er am andern Morgen die große Linde an der Bache kappen wolle, weil sie seine Wiese zu sehr beschatte. Da der Baum hoch war, so fürchteten Margarethe und Heinrich nicht ohne Grund, Casper mögte beim Kappen des Baums unglücklich werden. Sie wandten also alle nur mögliche Beredsamkeit an, um den guten Alten von seinem Vorhaben abzubringen. Margarethe wolte sogar Vorlate gehört, und ein ungewöhnliches Zirpen der Hausgrillen bemerkt haben. — Aber vergessens. Casper meinte, man könne so gut auf der ebenen Erde als vom hohen Baume fallen; das Kappen der Linde müßte geschehen; sey sein Beruf,



rus, und der Himmel werde ihn schon bewahren. Sonderbar war's indes, daß die Arbeit am andern Morgen, — ich weiß nicht warum, unterblieb.

Heinrich ging den Nachmittag nach dem Kirhdorfe, um vom Prediger und seiner Frau Abschied zu nehmen. Beide quälten ihn bis zum andern Tage dort zu bleiben, und er ließ sich endlich, wiewohl ungern, überreden, denn es war ihm, als wenn seine Seele gedrückt würde, ohne doch auch nur irgend eine Ursache davon vermuthen zu können. Casper und Margarethe erhielten indes gegen Abend durch einen Boten die Nachricht auf Heinrich nicht zu warten. Beide gingen also unter angenehmen Gesprächen von ihrem Heinrich vergnügt zu Bette. Am andern Morgen stand Casper ganz ungewöhnlich früh und mit Unruhe auf. Er betete zwar, ging aber dabei immer aus einer Kammer in die andere, als ob er von bangen Ahndungen gequält würde. Margarethe bemerkte dies wohl, indes dachte sie nicht mehr ans Baumkappen, und schlief endlich vor Müdigkeit wieder ein. Sie mochte kaum eine viertel Stunde geschlafen haben; so ward sie durch ein ängstliches Rufen und Pochen des Nachbarn Volten aus dem Schlafe erschreckt.

Ein kalter Schauer durchlief ihre Glieder, doch sprang sie zum Bette heraus, warf einen Rock über, und ging aus der Hintertür nach der Wiege zu, wo sie denn ihren Casper bei der Linde an der Erde jämmerlich im Blute, und die Leiter neben ihm fand,

Er konnte nicht mehr sprechen, reichte ihr jedoch eine Hand, wies mit der andern zum Himmel, holte noch einige mal mit röchelnder Brust Athem, und verschied.

Das ganze Dorf versammelte sich zu einem allgemeinen Wehklagen über Caspers Tod. Greise und Junglinge, Mütter und Töchter weinten. Bolte ritt schnell zum Landchirurgus der im Pfarrdorfe wohnte. Der gute Mann kam, aber alle Versuche waren vergebens, um in Caspers entseelten Körper Leben zurück zu bringen, denn sein Genick und seine Brust hatten zu sehr gelitten.

Weil Bolte nicht vorsichtig genug gewesen war; so kam das Gerücht von Caspers unglücklichem Tode aus dem Hause des Landchirurgus bald zum Pfarrhose. Heinrich eilte stumm für Kummer zum Pfarrhause hinaus nach L:;. Er fand seinen erblaßten Vater auf einem reinlichen Bette, nahm dessen rechte Hand, benetzte sie mit Thränen, und nun schien's, als wolte der Greis seinem Sohne noch einmal lächeln.

Dieser unglückliche Vorfall nöthigte Heinrich seine Rückreise auf einige Tage zu verschieben, theils um die Beerdigung zu besorgen, theils auch um seine kummervolle Mutter zu trösten.

Caspers Leichenbegängniß war ansehnlich, denn nicht bloß die Bewohner des Dorfs L:;, sondern Jedermann aus der Nähe der Caspers gekant hatte, kam zum Leichengefolge. Man brachte die Leiche nach der dortigen

gen Gewohnheit unter Gesänge und Gesang durch die Fluren von L. . . . bis zum Pfarrdorfe. Die Beerdigungen der Landleute haben eine gewisse, den Bewohnern großer Städte völlig unbekante Feierlichkeit. Dort setzt man die Leiche in einen großen Kutfwagen; einige Kutschen mit den Trauerfolgern fahren hinter her, und diese steigen, beim Einsenken der Leiche in die Gruft, nicht einst aus, weil sie sich für Verkältungen fürchten; unterhalten sich indeß von politischen Dingen, und Niemand hat die mindeste Veranlassung zu sanften Rühungen, oder zum Gedanken an den Tod. Auf dem Lande hingegen ist das ganz anders, und so war auch die Beerdigung des wohlseiligen Biesters. Man setzte die Leiche beim Altar nieder; der Prediger hielt eine Rede, wodurch auch die härtesten Männer bis

zum Weinen gerührt wurden. Darauf sang die Gemeine den freilich alten, aber feierlichen Gesang: *Nun laßt uns den Leib begraben ic. und eine herrliche, Altstimme antwortete unter Begleitung der gedämpften Orgel: So begrabe mich denn immerhin ic. Man senkte den Sarg zur Gruft, und jung und alt ging in trauriger Stille vom Kirchhose, zum sichern Beweise, daß Jedermann Caspers Verlust erkannte.*

Caspers Hof wurde einem guten jungen Kerl, Namens Wäscher, der Margarethen verwandt war, mit der Bedingung übertragen, Margarethe recht gut zu verpflegen; Heinrich lehrte voll Kummer zu seinem Wohlthäter nach S. : zurück, und Müller der Schulmeister überlebte Caspers Tod nur um ein halbes Jahr.

A.

C. S.

### Ueber Tracht und äußerliches Ansehn.

Eine allgemeine Bemerkung bestätigt den Satz: daß der Charakter und die Stimmung eines jeden Menschen, gewissermaßen aus der Art und Wendung seiner Handlungen errathen werden könne; oder mit andern Worten: daß das Aeußere ein Bild des Charakters sey. So gewiß es ist, daß diese Bemerkung nicht ohne Grund sey, so unlängbar ist es auch, daß sie die Regel: daß keine Regel ohne Ausnahme sey, bestätigt. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob es nicht ein sicheres Mittel, als die Physiognomie gäbe, wodurch man den geheimen Gedanken

und Absichten eines Menschen nachspüren könne; und ob man diesen Zweck nicht gewisser erreiche, wenn man auf solche Dinge achte, die der unmittelbare Vorwurf der Wahl, und der Phantasie eines Menschen sind. Je mehr ich diesem Gedanken nachgedacht habe, je mehr bin ich in der Meinung bestärkt worden, daß man die Charaktere der Menschen am sichersten beurtheilt, wenn man die verschiedene Art ihrer Trachten, die Stellung, den Gang des Körpers, und mit einem Worte das Aeußere genau beobachtet.

# Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 21<sup>ten</sup> Junius 1784.

## Ueber die Anwendung der Tanzkunst bei Kindern.

**D**ie nachtheiligen Folgen, von der unzeitigen und schädlichen Anwendung der Tanzkunst bei Kindern; und die öftere Frage an mich: in welchem Alter es für dieselben am vortheilhaftesten sey, Tanzen zu lernen? geben mir Veranlassung, meine Gedanken, über die Anwendung der Tanzkunst fürnehmlich bei Kindern, in diesen gemeinnützigen Blättern bekant zu machen.

Wie viel die ersten Eindrücke, die wir in unserer Kindheit erhalten haben, oft durch unser ganzes Leben auf uns wirken, ist einem jeden, der hierüber nachgedacht hat, bekant. Vorsichtige Aeltern und Erzieher, wenden daher die größte Sorgfalt auf die erste Erziehung der Kinder: sie benutzen jede Gelegenheit den Verstand derselben zu öffnen und zu erweitern; ihre Herzen gut und solgsam zu bilden; ihnen solche Aufführung anzugewöhnen, die sie beliebt und angenehm macht; sie suchen dieselben, mit möglichster Sorgfalt, vor bösen nachtheiligen Beispielen zu verwahren; und machen es sich zur Pflicht, für ihre jungen Zöglinge,

wohlgeprüfte, geschickte, gewissenhafte und gut gestittete Lehrer, in jeder Art des Unterrichts, zu wählen, weil diese den Grund zu dem ganzen Erziehungs- geschäfte legen müssen.

Wenn Kinder in der ersten Erziehung eine gute Richtung erhalten haben, so läßt sich von der ganzen Ausbildung derselben der beste Fortgang erwarten. Ihre angefachte Wissbegierde wird ihnen die Lehrstunden angenehm machen; ihre Solgsamkeit und artiges Betragen wird die Bemühungen ihrer Lehrer verdoppeln: da im gegenseitigen Falle die geduldigsten und geschicktesten Lehrer nichts ausgerichten können, und endlich über die Unart und Unbiegsamkeit der Lernenden ermüden.

Bildung des Verstandes und des Herzens, das wichtigste Geschäft der Erziehung, gehört zwar fürnehmlich für Aeltern und solche Lehrer, die die Kinder am meisten unter Augen haben; gleichwohl aber muß jeder Lehrer, durch die Art seines Unterrichts, und vorzüglich durch sein Beispiel, das Seinige hiezu mit beitragen. Kurz,

es müssen alle, die an der Erziehung der Kinder arbeiten, sich nothwendig einer dem andern die Hand bieten, sonst reißt der eine nieder, was der andere gebauet hat. Wenn z. E. ein Lehrer schlechte unanständige Sitten hat, so wird das Kind dem, der seine Sitten bilden soll, viel Mühe machen, und vielleicht die schlechten Eindrücke, die es von jenem erhalten hat, niemals verlieren.

Der Unterricht in der körperlichen Wohlstandigkeit, und in den äußern guten Sitten, gehört hauptsächlich vor den Tanzmeister. Die Tanzkunst ist unstreitig zur Ausbildung des menschlichen Körpers die geschickteste, wenn sie nach ihren eigenthümlichen Regeln, (die auf die Natur und den Mechanismus des menschlichen Körpers gegründet sind,) gelehrt wird; sie lehrt alsdann den Körper so tragen und so bewegen, wie es dem Bau desselben am angemessensten ist, d. i. leicht, ungezwungen, und frei von aller Grimasse. In dieser Rücksicht wird der Unterricht im Tanzen als ein wesentlicher Artikel der Erziehung, fürnem-

lich bei Personen von Stande und Ansehen, betrachtet a). Andere körperliche Künste und ritterliche Uebungen, als Reiten und Fechten, geben durch fortgesetzte Ausübung dem Körper zwar eine vortheilhafte Festigkeit und Stärke, sie gewöhnen ihn aber auch zu einer nachtheiligen Härte in seinen Stellungen und Bewegungen. Gleichwohl aber sind sich diese Künste einander keinesweges in der Ausübung, und noch weniger in der Bildung des Körpers zuwider, vielmehr erleichtert die eine die Erlernung der andern, und alle dienen dazu den Körper geschickter und vollkommener zu machen. Der Stallmeister fordert von seinen Schülern zu Pferde die nemliche Linie des Körpers, von den Hüften auf, die der Tanzmeister von den seinigen verlangt; beide sowohl als der Fechmeister, lehren, wo der Centralpunkt und das Gleichgewicht von jeder, in ihrer Kunst vorkommenden Stellung des Körpers liegt, ohne welche sich ihre Schüler in keiner geschickt erhalten würden. Aber nur alsdann leisten sich diese Künste untereinander wechselseitige Hülfe, und

a) Rollin. *De la maniere d'étudier les belles lettres*. Tom. I. p. 35.

La Danse aussi fait ordinairement une des parties les plus essentielles de l'éducation des filles, & l'on y consacre sans peine beaucoup de tems & beaucoup d'argent. On ne s'attend pas que j'entreprenne ici d'en faire l'éloge ou l'apologie, je me borne à examiner simplement & sans prévention quel est, sur cet article, le devoir d'une mère chretienne & raisonnable. Comme il y a des études destinées à cultiver & à orner l'esprit, il y a aussi des exercices propres à former le corps, & l'on ne doit pas les négliger. Ils contribuent à regler la demarche, à donner un air aisé & naturel, à inspirer une sorte d'honnêteté & de politesse extérieure qui n'est pas indifférente dans le commerce de la vie, & à faire éviter des défauts de grossièreté & de rusticité qui sont choquans & qui marquent peu d'éducation.



werden für die Ausbildung des Körpers vortheilhaft, wenn jede zu rechter Zeit und in gehöriger Ordnung erlernt wird. Wenn eine un- erwachsene Person reiten lernt, ehe sie im Tanzen unterrichtet ist, oder bei dem Reiten sich nicht zugleich in solchen Schritten und Bewegungen üben läßt, die ihren Hüften und Knien eine gute natürliche Biegsamkeit und Wendung geben, so wird sie immer in ihrem Gange etwas Hartes und Schweres zeigen, und das Feine und Leichte im Tanzen niemals erlernen. So wird, z. B. ein gemeiner Dragoner, der nur zu Pferde gefessen hat, sich nie so gut tragen und nie so geschickt einherretreten als ein Cavallerieofficier, der in seiner Jugend, durch die Tanz- und Reitkunst zugleich, wohl ausgearbeitet ist.

Die sanfteren Bewegungen, welche die Tanzkunst lehret, vermehren in den Gliedern des Körpers die natürliche Biegsamkeit; sie machen dieselben stark, ohne Zwang, und mildern die Härte die durch Anstrengung bei andern ritterlichen Leibesübungen entstehen kan. Daher muß eine junge Person, die sich mit gutem Anstande tragen und bewegen soll, nothwendig zu-

erst Tanzen lernen, und dieses neben andern Leibesübungen fortsetzen, welches auch bekantlich bei jeder großen und vornehmen Erziehung geschieht.

Wenn bei dem Unterrichte im Tanzen, nicht bloß das eigentliche Tanzen, sondern vielmehr die Bildung des Körpers und der äußeren guten Sitten zum Zweck gemacht wird; so kan er Kindern nicht zu früh gegeben werden b). Es ist sehr zu empfehlen: sie frühzeitig anzuhalten, sich nach bestimmten Regeln zu tragen und zu bewegen, sie wachsen alsdann fort, ohne schiefe Stellungen und widernatürliche Geberden, wozu sie so sehr geneigt sind, anzunehmen, die ihnen, wenn sie vernachlässiget worden, sehr schwer, und oft gar nicht abzugewöhnen sind.

Ein in seiner Kunst wohl erfahrner Tanzmeister, kan daher den Kindern, schon zwischen dem siebenten und zehnten Jahre, sehr nützlich werden. Ein solcher wird den Unterricht genau nach den Kräften der Kinder abmessen, und das eigentliche Tanzen nur als ein Mittel brauchen, wodurch er sie zu einem guten Anstande, zu guten äußeren Sitten, und ihre Bewegungen zu einer gewissen Ordnung gewöhnet. Um aber diese Vortheile für Kinder aus der

D d d 2

Un:

b) *Locks Works. Vol. III. p. 91. §. 196.*

Dancing being that which gives graceful Motions all the Life, and above all things Manliness, and a becoming Confidence to young Children, I think it can not be learn'd too early, after they are once of an Age and Strength capable of it. But you must be sure to have a good Master, that knows, and can teach, what is graceful and becoming, and what gives a Freedom and Easiness to all the Motions of the Body. One that teaches not this, is worse than none at all, natural Unfashionableness being much better than artificial Postures.

Unterweisung im Tanzen zu erhalten, darf dieselbe nicht etwa auf einige Monate, überhaupt auf keine gewisse Zeit, noch weniger auf das Lernen einer gewissen Tanzart eingeschränkt werden. Der Meister muß freie Hand haben, jedes Kind solche Schritte und Bewegungen machen zu lassen, die dessen Kräften und Fähigkeiten angemessen sind, wodurch es seinen Gang, sein Tragen des Körpers verbessert, und Fehlern in seinen Bewegungen vorgebengt wird. Ueber dieses müssen die Kinder vor allen Dingen folgsam seyn; sie müssen guten Umgang, gute Vorbilder der Sitten und der Wohlstandigkeit haben; auch auf eine schickliche Art angehalten werden, die erlernten Regeln in Uebung zu bringen; kurz, die ganze Erziehung muß mit dem Unterrichte in der körperlichen Wohlstandigkeit übereinstimmen. Wenn Aeltern oder Aufseher den Kindern ihre unanständigen Geberden, ihre Verzerrungen der Glieder und ihr ungesittetes Betragen übersehen, oder wohl gar Vergnügen daran finden; so wird es dem geschicktesten Tanzmeister, unerachtet aller seiner Mühe und Kunst, nicht gelingen, selbigen einen guten körperlichen Zustand zu geben, noch weniger sie gesittet und höflich zu machen. Das Wenigste, was solche Kinder von dem eigentlichen Tanzen lernen mögten, ist

von unbedeutendem Nutzen c), und die vermeinte Geschicklichkeit, auf Befehl der Aeltern, sich vor Jemand hinzustellen, um einen noch immer fehlerhaften Reverenz zu machen, nützt ihnen noch weniger; diese abgezwungene Höflichkeit macht sie nur Mariornetten ähnlich, welche sich nicht ehebewegen, als wenn sie an Federn gezogen werden.

Obgleich der frühzeitige schickliche Unterricht im Tanzen jedem Kinde nützlich werden kan, so ist er doch immer dem einen nöthiger als dem andern. Ein Kind, das sich falsche Bewegungen und Richtungen des Körpers, sonderlich in Hüften und Knien, angewöhnet hat, muß nothwendig bei Zeiten einem Sachverständigen Tanzmeister anvertrauet werden. Geschiehet dies nicht, so wachsen die Fehler mit den Jahren fort, und einigen kan alsdann auf keine Weise mehr abgeholfen werden. Die bloße Erziehung, die man Kindern giebt: sich gerade zu tragen, ist in vielen Fällen von wenig Nutzen; in einigen ist sie sogar nachtheilig. Z. B. führe ich an: Wenn einem Kinde, das sich im Kreuz zu weit vorwärts beugt, ohne andere Zurechtweisung, bloß befohlen wird, sich gerade zu halten, so wird es gewöhnlich den Kopf zu weit zurückwerfen, und die Brust, durch einen falschen Druck des Rückens vorbringen,

c) *Locke*. I. c. §. 196.

For, as for the jiggig part, and the Figures of Dances, jcount that little or nothing, farther than as it tends to perfect graceful Carriage.

gen, wodurch dann eine sehr gewonnene und falsche Stellung, die allen freien Bewegungen zuwider ist, entsteht.

Die Zwangsmittel: Stellungs Bretter, Hüft- Knie- und Kopfbinden etc. sind nur denen zu empfehlen, die äußerst vorsichtig und gehörig damit umzugehen wissen; weil sie durch unvorsichtigen Gebrauch sehr schädlich werden können. Die besten Mittel, Fehler in dem Tragen des Körpers zu verbessern und zu vermeiden, sind die schicklichen Stellungen, Bewegungen und Schritte, die ein geschickter Lehrer der Tanzkunst; jedem Fehler entgegen zu setzen, wissen muß.

Ein Kind, das gerade gewachsen ist, das gut gewickelt, gut getragen, gut geführt worden, kurz, das sich keine auffallende Fehler in seiner Stellung und in seinen Bewegungen angewöhnet hat, bedarf, bis zum zehnten, zwölften Jahre, mehr einer sorgfältigen Aufsicht, einer gut gewählten und gut gemachten Kleidung, als der Hülfe des Tanzmeisters: zumal, wenn seine Spiele so eingerichtet werden, daß es Vortheile für seine körperliche Bildung daraus ziehen kan. Ich empfehle hierbei, sürnemlich dem jungen Frauenzimmer, (welchem es obnehin an solchen Spielen, die ihren Körper stärken und Bewegung verschaffen, mangelt,) das bekannte Volanten- oder Federballschlagen. Dieses übt den Arm; der Kopf richtet sich dabei auf um mit den Augen dem Volanten fol-

gen zu können. Lehret man die Kinder mit dem rechten und linken Arme schlagen, und hält sie dabei zu guten Stellungen an, so wird es für ihre körperliche Bildung von großem Nutzen seyn.

Nichtes verdirbt den guten Wuchs der Kinder mehr, als wenn ihnen oft zugelassen wird, mit gebogenem Rücken und eingesenkter Brust zu sitzen, welches mehrentheils bei dem Lesen und Schreiben geschieht. Die hieraus entstehende Fehler, sind nicht nur dem guten körperlichen Anstande nachtheilig, sie können selbst der Gesundheit sehr gefährlich werden, welches schon viele, die ihre Geschäfte am Schreibtische verrichten müssen, empfunden haben. Es ist daher wichtig genug, die Kinder, bei jeder Gelegenheit, sorgfältig anzuhalten, mit gut gestrecktem Rücken zu sitzen, und überhaupt, auf ihr Tragen des Körpers genaue Aufsicht zu haben. Geschiehet dies, so ist es, was das Tanzen betrifft, zeitig genug, wenn junge Personen solches erst, nachdem sie das zehente, zwölfte Jahr erreicht haben, zu lernen anfangen; zumal da der Unterricht der Kinder unter diesen Jahren im eigentlichen Tanzen, mit vieler Vorsicht geschehen muß, wenn er nicht anstatt des Nutzens nachtheilige Folgen bewirken soll. Wer sich hievon überzeugen will, lese die Orthopädie des Herrn Andry. Dieser berühmte Arzt und Zergliederer lehret überhaupt, wie viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit bei der Erziehung,

hung, in Ansehung des Körpers eines Kindes erfordert wird. Ich will nur einiges von dem was hierher gehört anführen d): „Es ist für Töchter sehr nachtheilig, wenn man sie den Reverenz machen läßt, ehe sie das fünfte Jahr erreicht haben e). Der Körper des Kindes hat kein Verhältniß mit dem Körper eines Erwachsenen; die Beine und Schenkel sind kürzer als dessen Oberleib.“ Daher dürfen, meines Erachtens, Kinder zu solchen Bewegungen im Tanzen als man erwachsene Personen machen läßt, nicht angehalten werden f). „Die Kinder können sogar, durch bloßes Schreiten und Gehen, um die Gesundheit kommen;“, wie vielmehr muß dieses durch unvorsichtiges Tanzen geschehen können.

Hieraus folgt: daß man keinesweges von Kindern unter dem zwölften Jahre verlangen müsse, fertig Tanzen zu lernen, es fehlt ihnen bis dahin noch immer an den nöthigen Kräften und körperlichen Fähigkeiten dazu. Gleichwohl geschieht es häufig, daß Aeltern, die hierüber nicht nachgedacht haben, ihren Kindern, wenn sie etwa acht bis neun Jahr alt sind, ein halbes, oder, wenn es hoch kommt, ein Jahr, wöchentlich einige Lektionen im Tanzen geben lassen, und glauben, dieser Unterricht sey

hinreichend genug, sie durch ihr ganzes Leben als geschickte Tänzer auftreten zu lassen. Sind ja die Kinder mit vieler Mühe durch diesen Unterricht so weit gebracht, daß sie anfangen, sich gut zu tragen und gut zu bewegen, so läßt man sie bei jeder Gelegenheit, in Gesellschaft erwachsener Personen, alle englische Tänze und Cotillons mittanzen, und freuet sich herzlich, daß die kleinen artigen Puppen schon so mitmachen können; aber man bedenkt nicht, wie schädlich dieses für die körperliche Bildung, für den Wachsthum, und für die Gesundheit der guten Kinder werden kan.

Sachverständige Tanzmeister, können sich in ihren Lehrstunden, neben andern Mitteln zur Bildung des Körpers, auch immer der englischen Tänze und Cotillons bedienen, um den Kindern viele und mancherlei regelmäßige Bewegungen zu verschaffen, ihr Tragen des Körpers dabei gut zu ordnen und ihnen die Lehrstunden angenehm zu machen; weil diese den Maasstab der Touren und Schritte, nach den Kräften der Kinder, zu verkürzen und zu verlängern und das Zeitmaß der Musik nach ihrer Fertigkeit einzurichten wissen. Ganz anders aber verhält es sich im gesellschaftlichen Tanze auf Bällen: da kan keine Rücksicht auf Kinder

ge:

d) *Orthopédie ou l'Art de prevenir & corriger dans les enfans les difformités du corps. Tom. I. p. 250.*

e) *Orthopédie. Tom. I. p. 38.*

f) *Orthopédie. Tom. I. p. 272.*



genommen werden, jede Tour behält ihre durch die Kunst ein für allemal bestimmte Länge und Zahl der Schritte, welche nur auf erwachsene Personen eingerichtet sind. Sollen diese die Kinder, deren Glieder noch nicht die gehörige Größe dazu haben, mitmachen, so müssen sie sich nothwendig angreifen, um ihre Schritte über das natürliche Maaß zu vergrößern; woraus dann, zumal wenn es ihnen oft zugelassen wird, nicht nur alle Arten von Grimassen und übel ansehenden Geberden, sondern auch alle die nachtheiligen Folgen für die Gesundheit der Kinder, die von allzuhetigen Bewegungen zu fürchten sind, entstehen können g).

Wenn diese jungen Tänzer weiter keinen Unterricht erhalten, so wird ihr Gang gewöhnlich ungeschickt, ihre Bewegungen werden schwankend, ihr Körper verliert das gehörige Gleichgewicht, kurz, sie machen mehrtheils eine eckige schiefe Figur, die nicht selten zur Verachtung Gelegenheit giebt h).

Man sieht oft von Natur sehr gut gewachsene junge Personen, von denen gesagt wird, sie haben Tanzen gelernt, die sich so schief und eckig tra-

gen, daß man fürchten muß, sie fallen vorwärts nieder, wenn sie einen Fuß bewegen, welches bei vielen die unzeitige und schlechte Anwendung des Tanzens veranlaßt.

Niemand wird läugnen, daß die unschuldigsten und nützlichsten Dinge, durch eine unschickliche und zweckwidrige Anwendung nachtheilig und schädlich werden können. Hiervon ist die Tanzkunst nicht ausgenommen. Geburt, Stand, Erziehung, Bestimmung der Lebensart, Zeit, Alter, Temperament, Neigung, Talent, Glücks- und Vermögensumstände u. alles dieses sind Dinge, die bei dem Lehren, Lernen, und bei der Ausübung dieser Kunst wohl erwogen werden müssen; weil solche darin eine große Verschiedenheit machen, und in dieser Rücksicht, dem einen etwas sehr überflüssig, und sogar nachtheilig werden kan, was dem andern nothwendig und nützlich ist. Die Kunst an und vor sich bleibt in allen Fällen unschuldig, nur der Mißbrauch im Lehren, Lernen, und in der Ausübung derselben, kan schädliche und nachtheilige Folgen bewirken, weswegen sie aber keinesweges verachtet, oder gar verworfen zu werden verdienet i).

Alle

g) *Orthopédie. Tom. I. p. 273.* „Je ne dis rien du tort que peut faire d'ailleurs a la santé d'un enfant, cette precipitation avec la quelle on le fait marcher; il ne faut quelquefois que cela pour l'essouffler au point de donner occasion a quelque relâchement ou a quelque rupture de vaisseaux dans la poitrine.,“

h) *Orthopédie. Tom. I. p. 274.*

i) *Cicero ad Herennium.*

„Vitiosum est artem aut scientiam aut studium quemquam vituperare, propter eorum vitia, quae in eo studio sunt.,“

Alle diejenigen, welche die Tanzkunst nicht als etwas ganz Gleichgültiges, sondern als einen Artikel der Erziehung betrachten, wodurch junge Personen zu einem guten körperlichen Anstande, und ihre äußerlichen Sitten angenehm und gefällig gebildet werden sollen; mithin, von dem Unterrichte in dieser Kunst mehr verlangen, als auf vorkommende Fälle mitzutanzten zu können, diese müssen, vor allen Dingen, den Mann wohl prüfen, der diese Kunst lehren soll. Es giebt unter keiner Art von Künstlern mehr unwissende, ungeschickte, und selbst für die guten Sitten gefährliche Leute, als unter denen die sich Tanzmeister nennen. Viele franzoßische Ausreißer, oder andere Herumläufer, wenn sie auf keine andere Weise fortkommen können, bieten sich als Tanzmeister, sonderlich, bei angesehenen und reichen Familien auf dem Lande an, und wenn sie ihre Füße

mehr auswärts setzen als ein ehrlicher Deutscher, werden sie auch von vielen dafür gehalten, weil es noch so sehr an richtigen Begriffen fehlt, von dem was zu der Kunst im Tanzen zu unterrichten gehört. Ein großer Theil vom Publikum verhält sich gegen diese Leute, und die geschickten Lehrer der Tanzkunst, wie der große Haufe gegen Scharletane und wahre Herzte. Dies geschieht theils aus Mangel der Kenntnisse sie zu beurtheilen, theils aus interessirten Absichten; weil solche angebliche Tanzmeister, oft, für ihren nothdürftigen Unterhalt auf eizige Zeit, ganze Familien tanzen lehren. Der schlechte Unterricht den solche Leute geben, und die übeln Einbrücke, die sie oft, durch ihre schlechtesten Sitten und schlechte Aufführung, auf junge Personen machen, können dieselben physisch und moralisch verderben.

Der Schluß folgt künftig.

### Antwort auf die Frage, woher die Benennung Kehzimmer komme.

(S. das 37<sup>te</sup> St. des Mag. von d. J.)

**K**ehzimmer kommt aus der Feder eines undeutschen Schriftstellers, und hat also, so wie mehrere Wörter, seinen Ursprung bloß in der Unwissenheit. — Kehziemer aber

(so heißt das Ding deutsch,) kommt vom Kehr und Ziemer, so wie Hirschziemer vom Hirsch und Ziemer, und Ochsenziemer vom Ochsen und Ziemer kommt. —

# Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Freitag, den 25ten Junius 1784.

## Ueber die Anwendung der Tanzkunst bei Kindern.

(Schluß.)

**W**ie soll man aber einen Lehrer der Tanzkunst prüfen, um nicht durch falsche Urtheile sich selbst zu hintergehen, oder von andern hintergangen zu werden? Wenn man von den guten Sitten und der guten Aufführung eines Mannes, der die sogenannte niedere oder schöne Tanzkunst lehrt, versichert ist, so muß man, um auch Kunst und Geschicklichkeit zu erfahren, ihn in seinen Lehrstunden beobachten. Aus der Art des Unterrichts wird sich leicht entdecken lassen, ob er ein Mann ist, der seine Kunst bloß mechanisch versteht, oder ob er dieselbe studirt hat, und auf jeden Fall richtig anzuwenden weiß; ob er den Mechanismus des menschlichen Körpers kennt; ob er die Fehler in den Stellungen und Bewegungen desselben einseht; ob er weiß, woher diese entstehen, und wie sie zu vermeiden sind; und überhaupt, ob sein Unterricht methodisch und sachlich ist, oder ob er nur im Vornahmen tanzender Schritte und Bewegungen besteht.

Einen Lehrer der Tanzkunst für geschickt oder ungeschickt, nach dem Aussprüche incompetenten Richter zu erklären, ist lächerlich, und im letzten Falle eine Verläumdung. Wer ihn darum tadeln will, daß er etwa diesen oder jenen Tanz nicht zu lehren wisse, verräth, daß er in der eigentlichen Kunst ganz unwissend ist. Es verhält sich eben so, als wenn man einem fürtrefflichen Musiker seine Geschicklichkeit darum absprechen wolte, weil er ein gewisses Liedchen, das man etwa in Paris gehört hat, nicht auswendig spielen kan. Die Kunst bleibt in ihren Grundsätzen, die die körperliche Bildung und auch die tanzenden Bewegungen betreffen, unveränderlich, denn sie sind auf den Mechanismus des menschlichen Körpers gegründet: Ein jeder, der sich diese eigen gemacht, und natürliche Fähigkeit zum Tanzen hat, wird alsdann jede besondere Tanzart in wenig Lektionen lernen können.

Einen Tanzmeister nach seinem  
See Schluß

Schülern zu beurtheilen, ist öfters auch sehr trüglich. Es kan zwar niemals ein ungeschickter Tanzmeister geschickte Schüler ziehen; denn wenn auch dieselben, vermittelt ihres natürlichen guten Wuchses und ihrer natürlichen Geschicklichkeit zum Tanzen, viele Fertigkeit darin erlernen, so werden sie doch allemal, in dem geschärften Auge eines Kenners, viel Gemeines und Gezwungenes verrathen. Im Gegentheil, kan der geschickteste Mann viele ungeschickte Schüler haben, wovon aber, bei einer genauen Untersuchung, die Ursache niemals in dem Lehrer, sondern allezeit in dem Lernenden, oder in andern Neben Umständen gefunden wird.

Noch weniger läßt sich von dem Tanzen des Lehrers auf seinen Unterricht darin, mit Gewißheit schließen. Es kan Jemand ein sehr guter Tänzer seyn, ohne die Kunst, die zum Unterricht im Tanzen und zur Bil-

Göttingen.

dung des Körpers erfordert wird, zu verstehen.

Es bleibt daher die Beurtheilung eines Tanzmeisters, nach seinem Unterricht, welchen man selbst untersucht hat, immer die zuverlässigste und beste. Kein selbstdenkender Mann verläßt sich, in irgend einer Sache von Erheblichkeit, auf das Urtheil anderer, so lange er selbst Untersuchungen darüber anstellen kan, oder, wenn er nicht von der Competenz jener Urtheile überzeugt ist. Wer dieses bei der Prüfung eines Tanzmeisters in Erwägung zieht, wird sich niemals durch die schiefen, nebenabsichtlichen und ungegründeten Urtheile, welche oft über rechtschaffene und geschickte Lehrer der Tanzkunst gefällt werden, hintergehen lassen, noch Geld und Zeit, auf eine unnütze und oft schädliche Weise, an ungeschickte angebliche Tanzmeister verwenden.

J. C. Blesmann,  
Universitäts-Tanzmeister.

### Lebensumstände des Buchführers Hügetan, nachmaligen Graf Guldenscins.

Der Zeitlauf von den Regierungsjahren Ludewig des XIV. Königs von Frankreich, ist so reich und fruchtbar an sonderbaren und großen Begebenheiten, daß es dahin steht, ob dieser wichtige Theil der Geschichte jemals einen Geschichtschreiber finden werde, der dieselbe erschöpfen und ihr gewachsen seyn wird.

Die Weltkundige Ehr- und Herrschsucht dieses Regenten, und deren hauptsächlichliche Triebfeder, sein erster Staatsminister Louvois, nahm eine so unerwartete Wendung, daß bei seinem Tode Frankreich verwüstet und dem Untergang nahe war. Er hinterließ sein Reich durch viele und große Kriege und durch Wiedereufung des Edikts von

Nan



Nantes entvölkert, durch Verfall des Acker- und Weinbaues verwüftet, und mit einer so fürchterlichen Schuldenlast unterdrückt, daß Er selbst in seiner Todesstunde darüber erschrock und seufzete. So fruchtbar diese Zeitläufte an großen Begebenheiten waren, so viele und große Leute brachten dieselben in allen Ständen hervor, welche sich auf diesem Schauplatz, sowohl durch wahre Verdienste, als durch eine außerordentliche Fähigkeit bei diesen Verwirrungen im trüben zu fischen und ihr Glück zu machen, auszeichneten. Zu den ersten gehörten ein Colbert, ein Turverne, Vauban, und viele große Geister im gelehrten Fache, die größtentheils arm gestorben sind. Die Zahl der letztern, die sich aus der Niedrigkeit bis zu dem höchsten Gipfel des Glücks zu erheben wußten und Millionen hinterließen, war noch größer. In der Hoffnung, meine Leser mit einem Beispiel auf wenige Augenblicke nicht unangenehm zu unterhalten, mache ich von meiner Muße Gebrauch, die Lebensumstände eines seiner Liebtinge aus einer Geschichte, die wohl nicht in jedermanns Händen ist, anzuziehen.

Hügetan, ein Franzese, aus Lyon gebürtig, war der Religion wegen nach Holland geflüchtet, woselbst er ein großes Vermögen durch den Handel der Messbücher und Brevieren erwarb. Er kehrte wieder nach Frankreich zurück. Hier erhielt er, ungeachtet er ein Calvinist war, dennoch das Vertrauen Ludwigs des XIV. Der Herr

von Pontchartrain zwang ihn, viele Millionen Wechselbriefe zu unterschreiben. Hügetan widerrief durch denselben Courier, dieselben Befehle, welche er seinem Correspondenten gewaltsamer Weise hatte geben müssen, und begab sich wieder nach dem Haag, wo er eine natürliche Tochter des Prinzen von Nassau heirathete, und die Stadthalterschaft von Biane erhielt. Dieses ist die geheiligte Freistadt aller Danerotieter. Der König, welcher bereits einigen Vorseh auf diese widerufenen Wechselbriefe gethan hatte, ertheilte dem Hauptmann Gautier Befehl, ihn aufzuheben. Hügetan, welchen sein Kammerdiener verrathen hatte, wurde durch alle Kanäle, womit dieses Land durchschnitten ist, bis an die letzte Stadt von Holland gebracht. Der letzte Schlagbaum wurde geöffnet, als ein Soldat einen gestreiften Rock erblickte, da eben Gautier ausgestiegen war, einige Befehle zu geben. Er näherte sich also dem Wagen, eröffnete die Thüre desselben, um die Schöne zu sehen, welche die Reisenden mit so vieler Sorgfalt verbargen. Anstatt eines Frauenzimmers, wurde der Soldat einen Mann in der Schlafmütze gewahr, der Ketten an Händen, und einen Knebel im Munde hatte. Der Schlagbaum wurde wieder zugezogen, und man bemächtigte sich des Gautiers und seiner Büttelofnechte, welche insgesamt enthauptet wurden. Hügetan bot der Krone England seine Dienste an, welche sie aber abschlug. Desgleichen

hat er auch am wiener Hofe, der ihn zum Freiherrn machte. Er durchirrete verschiedene Länder, wohin ihn aller Orten seine Furcht und der Generalcontroleur verfolgten. Er setzte sich in Hamburg, allwo er einen Handlungsentwurf einführte, dadurch die Börse dieser Stadt in große Unordnung gerieth. Der Magistrat bat ihn, diesen Ort zu verlassen. Er ging mit seinen Reichthümern und mit seinem Verstande nach Dänemark. Hier sah man, was ein einziger Mann thun kan. Er verbannete die Barbarei aus diesem Lande; richtete daselbst eine Handlungsgesellschaft zur See auf, legte seidene und wollene Manufakturen an, und eine Bank, welche ein wenig fester gegründet war, als des Law seine. Er hatte keine Bedienung, und wurde gleichwohl über alles zu Rathe gezogen. Er brachte die Verwaltung der Einkünfte und die Handlung in so gutes Ansehen, daß die argwöhnlichsten Republiken ein vollkommenes Vertrauen in diese Regierung setzten, ob sie gleich ganz despotisch ist.

Friedrich der IV. machte die Herrschaft Guldensstein für ihn und seine Nachkommen zur Grafschaft, und Hügetan führte den Namen davon. Er erhielt den Kammerherrnschlüssel

und endlich den Dannebrogorden. Er lebte mit vieler Pracht, vermehrte sein Vermögen durch den Handel, und verzehrte es als ein großer Herr. Nachdem er mit einem Minister König Christians VI. in Uneinigkeit gerathen, begab er sich auf seine Güter nach Holstein; und durch seine Abwesenheit schien es in Kopenhagen so leer, daß er mit Ehren wieder zurück gerufen wurde. Ich selbst habe ihn im 103<sup>ten</sup> Jahre seines Alters gesehen. Zu der Zeit hielt man ihn noch für den angenehmsten Mann im Umgange, für den vorsichtigsten im Rathe, für den aufrichtigsten in der Handlung, und für den mitleidigsten gegen die Armen. Obgleich die Buchhandlung den Anfang zu seinem Glück gemacht hatte, so war ihm doch fast kein ander Buch bekant, als der Rasbelais. Ungeachtet ihn der französische Hof aller Orten, wo er Sicherheit suchte, verfolgte; so liebte er denselben noch allein Frankreich. Seine einzige Tochter, wurde von dem Marquis von Monteleon, einem spanischen Abgesandten entführt. Er schlug eine seiner Enkelinnen einem Prinzen vom dänischen Geblüte ab, und starb im 1750<sup>sten</sup> Jahre vor Verdruß, daß er den Elephantenorden nicht erhalten können.

## Zur Elektricität.

**Z**u den Belustigungen, welche uns die Elektricität verschafft, gehört das elektrische Glockenspiel. Unkun-

dige werden noch mehr in Erstaunen gesetzt, wenn sie das Läuten hören, und sehen; ohne daß einmal die Elektricität

trifft

erfirmaschine in Bewegung gebracht wird. Wie ist dieses aber anzufangen? Cavallo sagt hievon nichts. Er erwähnt bloß „das Glockenspiel, wird so lange läuten, als es elektrisirt bleibt,“ richtig; aber nicht befriedigend. Der Professor Halle schreibt: „oft geht das „Glockenspiel ganze Stunden; und „ohne Ableitung länger.“ Dieses ist sehr undeutlich: da nicht die Art angezeigt worden, wie es ganze Stunden gehen kan. Ohne Ableitung ist auch unrichtig; da die Erfahrung lehrt, daß das Glockenspiel, so bald der Ableiter weggenommen, im Klange schwächer wird; und gar bald gänzlich aufhört. Dieses kan auch nicht anders erfolgen; da kein Zurückstoßen der elektrischen Materie an unelektrische Körper mehr statt findet.

Ich will ein Mittel angeben, wie das elektrische Geläute nach dem Elektrisiren lange fortdauert; und wodurch man, wenn das Elektrisiren einige Zeit aufgehört hat, das Geläute dennoch bewirken kan.

Um eine lange Fortdauer des elektrischen Geläutes zu bewerkstelligen, läßt man von der Kette, die zum Glockeninstrument gehet, eine Kette in eine große leidensche Flasche fallen. Diese wird bei dem Drehen der Maschine mit geladen, und das Geläute wird nach Aufhören des Drehens so lange fortdauern, bis das Verstärkungsglas entladen ist. Würde man eine Batterie dazu nehmen, so würde das Glockenspiel nicht eher aufhören,

bis alles grobe elektrische Geschütz abgefeuert worden.

Will man aber das elektrische Geläute unvermuthet ohne Drehen der Maschine, wenn man z. B. neugierige Freunde oder Freundinnen erwartet, bewerkstelligen, so kan dieses auf folgende Art geschehen: Ich lade eine oder mehrere große leidensche Flaschen zuvor. Höre ich, oder sehe ich nun die Freunde ankommen, so verbinde ich die Kette die zum Glockenspiel führet, mit der Kette, die in die Flaschen geht, durch Hülfe eines seidenen Fadens, damit die elektrische Materie in keine andere Körper übergehe. Das Glockenspiel wird gar bald eine schottische Musik machen, und die ankommenden Freunde belustigen.

Mancher, der eine Elektrifirmaschine hat, wünscht auch das Instrument zum Glockenspiel zu besitzen; aber er scheuet die großen Kosten. Ich will solchen Liebhabern zu gefallen anzeigen, wie sie sehr wohlfeil dazu gelangen können. Ich setze zum voraus, daß man die Einrichtung desselben wisse, und will nur bekant machen, wie man es für geringe Kosten erhalten kan. Drei Glocken kosten 24 mgr., zwei eiserne Kügelchen 4 Pfennige, und für ein Paar Pfennige Drath. Dieses sind alle baare Ausgaben, das übrige macht man selber, oder es sind Kleinigkeiten, und ich habe eben den Vortheil davon, den andere mit ihrem theuren Instrumente haben. Ich mache einen hölzernen Balken 9 Zoll

Ecc 3

lang,

lang, und  $\frac{1}{2}$  Zoll im Quadrat. Die mittelste Glocke hängt hieran, wie bekannt, an einigen seidnen Fäden. An den beiden andern Glocken wird an dem Griff ein Drath, von ungefähr 2 Zoll gemacht, an welchen Dräthen auch seidne Fäden sind, womit sie an dem hölzernen Balken hängen. Von diesen Dräthen der äußern Glocken wird ein Drath in einem halben Zirkel ein zum andern gebogen, woran man den Leiter anbringt. In den Balken bohrt man verschiedne Löcher in verschiedner Entfernung; daß, wenn die erste Einrichtung nicht geräth, man gleich Veränderungen vornehmen könne. Der Balke wird mit den Glocken an einem Bindsaden, der von beiden Enden des Balkens abgehët, aufgehangen, und zwar, wo man es am bequemsten findet.

In den Verzeichnissen von Krankheiten, gegen welche die Elektricität Nutzen schaffen kan, habe ich die Verstopfung nicht gefunden. Eine Person, die seit zwei Jahren mit diesem Uebel beständig behaftet ist, nimt, wenn sie schon zwei Abführungen vergeblich eingenommen, und selbige stehen geblieben sind, ihre Zuflucht zur Elektricität. Sie läßt sich verschiedne Schläge am Rücken geben: und es ist noch jedesmal Deffnung erfolgt; zwar nicht gleich, aber doch einige Stunden nachher. Ich wünschte, daß Aerzte hievon Gebrauch machten, und Erfahrungen sammelten.

Cavallo glaubt, wenn man mehrere Kugeln an einer Elektrismaschine

hätte, so würde man an jede Kugel nicht gut ein besonderes Reibeküssen anbringen können. Dieses geht recht gut an. Nach der Einrichtung, die ich meiner Maschine gegeben, könnte ich 5 Kugeln mit 5 besondern Reibeküssen daran haben: und zwar, daß ich so wohl die gebende, als auch die nehmende (positive und negative) Elektricität bewürkte. Die letztere ist durchaus bei Heilungen von Krankheiten, wenn die gebende nicht hilft, nothwendig; aber die gewöhnlichen Vorrichtungen dazu sind umständlich und theuer. Man kan sie durch ein Paar Ellen seidnes Band erhalten: und zwar sicherer, als auf jene theure Art. Stahlfedern und Glasfülen fallen hiebei weg. An dem Holze des Küßens wird ein Griff von ungefähr 2 Zoll gemacht: und derselbe wird zwischen den seidnen Bändern, die über der Kugel von einem Ständer zum andern gehen, gespannt; wie das Queerholz an einer Handsäge zwischen den Bindsaden gespannt ist. Damit das Küßen bei dem Drehen der Kugel nicht hüpfte, so kan es an der untern Seite auch mit einem seidnen Bande befestiget werden. Hierdurch erhält man die nehmende Elektricität gewiß. Dahingegen bei der gewöhnlichen Art die Glasfüle oft die Elektricität durchgehen läßt. Das weiße Glas in hiesigen Gegenden finde ich überhaupt sehr unbrauchbar zu elektrischen Versuchen: dahingegen ist das grüne von unsern Bündel desto bes



besser. Weiße Kugeln geben oft gar keine Elektricität von sich: die grünen versagen nie; ob sie gleich zu einer Zeit stärker, als zur andern sind.

Münder.

Concerding.

## Beitrag zur Geschichte von Luftbällen, nebst Anekdote vom Aberglauben.

Am 26<sup>ten</sup> Mai dieses Jahrs, Vormittages, kurz vor 10 Uhr, findet die Wagd des von Staffhorstischen Forstbedienten zu Hardenborstel eine Meile von Bruchhausen, und 2 Meilen vom Hoya, im Holze, auf dem Wege, welchen des Forstbedienten Vieh gewöhnlich um zur Weide zu kommen, nehmen muß, einen Körper, den sie nach einiger Untersuchung für eine zugebundene Blase hält, und Verzierungen von Goldschaum daran wahrnimt. Sie nimt das Ding auf, und trägt es zu einem im Holze arbeitenden Manne, der einen daran hängenden Zettel gewahrt wird, auf welchem mit sehr sauberer Hand, die dem ungeachtet bei dem Leser noch Zweifel über den völligen Zusammenhang der Schrift übrig gelassen, nach seiner Erzählung etwa die Worte:

Diese leichte Blase ist von Hameln abgeschickt, und wer sie nach vier Stunden wieder liefert, hat eine Erkenntlichkeit zu erwarten.

und mit weniger schwarzen Dinte

Den 26<sup>ten</sup> Mai um 5 Uhr gestanden haben sollen.

Das unbekante Ding unter Dach zu bringen, wird bedenklich gehalten, es bleibt daher bis gegen Abend, da der Forstbediente von seinen Diensts geschäften zu Hause komt, im Holze ohne weitere Behandlung liegen. Der Forstbediente, dem der Vorfall so gleich bei seiner Rückföhr angezeigt wird, stellt eine Verathschlagung mit seiner Ehefrau an, und weil beide schon vorhin einiges Misgeschick an ihrem Vieh dem Anthon von bösen Leuten zugeschrieben, so wird als ausgemacht angenommen, daß die gefundene Blase ein neuer Versuch heimtückischer Leute gegen das Wohl ihres Viehes sey, dem sie gerade in den Weg gelegt worden. Aus natürlicher Abneigung gegen einen so bösen Gegenstand, will der Forstbediente anfänglich mit dem Dinge nichts zu thun haben. Endlich gewinnt die Erinnerung an seine vermeinte Pflicht, das ihm anvertrauete Forstrevier von so sehr verdächtigen Dingen zu säubern, über seine Furcht die Oberhand, und er rüstet sich zur Expedition. Er nimt leicht brennendes Holzwerk zur Hand, versiehet sich mit Feiergehörthe, gehet mit einigen Hausgenossen

sen an Ort und Stelle, protestirt gegen alle fernere Lektüre der verdächtigen Inschrift, zündet den Scheiterhaufen an, und opfert unter möglichster Behutsamkeit gegen körperliche Berührung die Blase mit dem Zettel den Flammen. Vielleicht ist mit dieser Anzeige dem Absender des Luftballons gedienet, der daraus wahrnehmen kan, daß er zwar in den Fall einer für die Zurückbringung des Balles zureichenden Erkenntlichkeit nicht kommen werde, daß er aber ohne sein Verschulden die Veranlassung gegeben habe, wenn jetzt vielleicht der eiserne Forstbediente einen oder den an-

dern in ungegründetem Verdacht hat, daß er ihm Unglück bereitet habe; es dürfte daher nicht undienlich seyn, wenn sich zu diesem so zweideutig beurtheilten Luftballe der Absender öftentlich bekennete.

Auch könnte etwa dieser Vorfall eine Betrachtung über den ungleichen Fortschritt der heutigen Aufklärung veranlassen: In Spanien kam vor einiger Zeit, nach davon bekannter Anekdote ein Luftball nur in Inquisition, in dem toleranten Deutschland, und zwar in einem protestantischen Lande, wird er gar verbrannt.

S.

S.

\*

\*

\*

Es ist am 19ten d. M. von einigen Kindern, eine halbe Stunde von hier, auf dem Felde eine Luftmaschine gefunden, von diesen aber auch aus Unwissenheit und Unvorstande sogleich gänzlich destruiert worden.

Da nun aus dem an der Maschine

Kanis, im Neustädtischen Kreise in Ehursachsen, den 21ten Mai 1784.

befindlich gewesenen Zettel zu ersehen ist, daß solche den 18ten Mai in Hannover aufgestiegen, und gebeten worden, von der Auffindung an das Intelligenzcomitoir Nachricht zu geben; So hat man solches hierdurch zu bewirken nicht ermangeln wollen.

Johann Christian Gauch,  
Schöpfer daselbst.

### A n e k d o t e .

Ein Deutscher verirrte einen Russen mit dem alten Kalender, und daß diese immer eilf Tage hinten nach kommen. — Der Russe lachte über den Deutschen und gab ihm zur Antwort: So wie sie sich, mein Herr, über uns verwundern, daß wir um eilf Tage später in der Zeitrechnung als ihre Landsleute sind; so fremd kam es mir vor,

als ich in Deutschland sahe, daß man daselbst an einigen Orten, in Sachen, woran doch hundert mal mehr als an dem Kalender gelegen ist, wohl eilf ganzer Jahre später als bei uns ist. — Sind wir schon etwas spät in dem Kalender, so sind wir doch, dem Himmel sey Dank! früh in guten Einrichtungen und nützlichen Anstalten. — L.

# Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 28ten Junius 1784.

## Betrachtungen über einige besondere und schädliche Rechte und Gewohnheiten.

**E**s haben sich an einigen Orten Deutschlands gewisse Rechte und Gewohnheiten eingeschlichen, die, wenn man sie unbefangen und ohne Vorurtheil betrachtet, wo nicht ganz offenbar schädlich, doch wenigstens ganz unnütze und sonderbar sind, auch zuweilen ans Posirliche gränzen. Wer nie besonders über eine solche Rechtsgewohnheit nachgedacht hat, dem wird das Sonderbare, das sich Auszeichnende und Posirliche nicht sehr aufgefallen seyn. Er wird sich derselben unterwerfen, ohne daran zu denken, daß es eine schädliche und drückende Last sey. Der Rechtsgelehrte vollziehet eine solche Handlung mit einer steifen Untermine, und denkt nicht mehr und nicht weniger dabei, als wenn er sein Kleid aus und anziehet.

Es gehet dabei, wie in der physikalischen Welt. Dinge, die einem täglich vor Augen sind, mit denen man sich oft beschäftigt, machen nicht so tiefe Eindrücke auf unsere Sinnen; sie erwecken nicht so sehr unsere Auf-

merksamkeit, wenn sie gleich noch so bewundernswürdig sind, als solche Sachen, die uns als Seltenheiten, als Merkwürdigkeiten dargestellt werden. Wenn uns ein Künstler ein neu erfundenes Meisterstück vor Augen legt: so wird unsere ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenket. Daher bemerken wir die Eigenschaften und Vorzüge dieses Kunstwerks sehr genau, und bewundern entweder die Vorzüge, die es wirklich besitzt, oder entdecken den Schaden und Nachtheil gar bald, welcher daraus zu befürchten ist. Die ältern Werke der Kunst, die weit mehr Bewunderung verdienen, und die, wegen ihres ausgebreiteten Nutzens, schon allgemein bekant sind, rühren uns dagegen weit weniger; wir bemerken weit weniger ihren großen Nutzen oder Schaden, und überhaupt alle ihre Eigenschaften, weil sie uns täglich vor Augen sind.

Hierdurch kan ichs mir einigermaßen erklären, daß Rechtsgelehrte und Gerichtspersonen, die eben nicht Hand-

werksmäßig und ohne Kops ihr Amt verwalten, so viele Handlungen in der Welt mit einem ernsthaften Anstande verrichten, ohne das Sonderbare, das Widersinnige, das Posirliche und Schädliche zu bemerken, welches darin liegt. Es waren leider die Gerichte der Deutschen von jeher an unnütze Feierlichkeiten gewöhnet. Als vollends die römische Gerichtsverfassung sich auch auf die deutschen Richtersthühle eindrängte: so entstand daraus ein so buntesheckiger Schlendrian, der nicht posirlicher hätte ausgedacht werden können. An solche posirliche Gerichtsgebräuche und Rechtsgewohnheiten gewöhnte man sich nach und nach so, daß bei einer Gerichtsperson kaum ein Gedanken aufsteigen konnte, daß sie etwas Posirliches verrichtete.

Und sind ja Betrachtungen dieser Art bei ihnen entstanden: so sind doch solche theils durch überhäufte Amtsgeschäfte, theils durch die Betrachtung, wie gefährlich es sey, alt hergebrachte Rechte und Gebräuche verdächtig zu machen, bald wieder erstickt worden.

In den jetzigen Zeiten, wo es nicht mehr zum Verbrechen ausgelegt wird, aber Gesetze, Polizei und Gerichtsgebräuche nachzudenken; wo die Thorheit gegen die Angriffe der gesunden Vernunft nicht durch bloßes Alterthum und Verjährung in Schutz ge-

nommen wird; in diesen Zeiten darf mans wagen, Betrachtungen, wie die gegenwärtigen, seinen denkenden Mitbürgern zur Prüfung vorzulegen.

Dst ist schon dem Patrioten gelungen, daß Aufsätze von dieser Art Männern in die Hände gefallen sind, deren Rath und Gutachten sich gute Landesfürsten bedienen, um schädliche Rechte und Gewohnheiten abzuschaffen, und durch Einführung nützlicher, auf unsere Umstände mehr passender Gesetze das Glück der Bürger vollkommen zu machen. Wie glücklich wolte ich mich schätzen, wenn meine Arbeiten ein ähnliches Schicksal hätten.

### I. Vom Heergeräth und der Gerade.

Das Heergeräth und die Gerade beim Adel, Bürger und Bauer, welche noch an so vielen Orten, besonders in Sachsen, gebräuchlich sind, gehören vor allen Dingen unter die ganz sonderbaren, unnützen und verderblichen Rechte <sup>a)</sup> und Gewohnheiten. Wir wollen einige Betrachtungen darüber anstellen, welche diese Behauptung vollkommen rechtfertigen werden.

1) In den ältesten Zeiten mußte der Soldat selbst seine Waffen, sein Pferd und seine Feldgeräthschaft anschaffen, wenn er mit dem Heere gegen den Feind ins Feld zog. Die Söhne wa-

a) Schon Herzog Friederich Ulrich hat durch eine Verordnung vom 8<sup>ten</sup> Jul. 1625, in den Fürstenthümern Braunschweig, Wolfenbüttel und Calenberg, auch angehörigen Graf- und Herrschaften das Heergewette und Gerade neben dem Mustheil durchaus abgeschafft. N. d. S.



waren überhaupt verbunden, ins Feld zu ziehen, und das Vaterland zu verteidigen. Wenn daher der deutsche Kaiser Heinrich das Gesetz machte, daß die Söhne das Heergeräth ihres verstorbenen Vaters, mit Ausschließung der Töchter, empfangen und erben sollten: so läßt sich wohl nichts natürlicheres gedenken, als dieses.

Es ist aber noch ein historisches Problem: ob, nach der ersten Absicht des großen Heinrichs, nur der älteste Sohn allein, oder alle Söhne der Freien und Bürger gegen den Feind fechten, und also das Heergeräth bekommen sollten? Entscheiden: die Urkunden ermangeln uns in diesem Punkte ganz und gar. Man muß sich also mit Folgerungen begnügen, welche aus Thatsachen hergeleitet werden, die uns die Geschichte an die Hand giebt. Die Geschichte liefert uns aber so widersprechende und gegen einanderlaufende Thatsachen, daß dadurch noch immer größere Schwierigkeiten entstehen.

*Gobelinus* persona Cosmodr. xi. VI. c. 47. und Heig. P. I. quäst. 8. n. 29. versichern, daß der Kaiser Heinrich, nach dem berühmten Siege über die Hunnen bei Merseburg, das Heergeräth, oder das Heergeräthe eingeführt, und dabei verordnet habe, daß der erstgeborne Sohn, und nach ihm der älteste Agnat solches bekommen solle.

Diesem Zeugniß widersprechen aber nicht nur der Gerichtsbrauch an

den mehrsten Orten, sondern auch die ausdrückliche Verordnung im sächsischen Landrecht 1. B. 22. Art. wo es heißt: wo ihrer zwei oder drei zu einem Heergerette geböhren sind, der ältere nimt das Schwerd zuvor; die andere theilen sich alle zugleich.

Inzwischen muß ich hier eine Stelle aus einer sehr raren, zu Mainz 1492 gedruckten Chronik anführen, welche nicht nur hier einige Erläuterung geben, sondern mit auch in der Folge dieser Abhandlung einiges Licht anzünden wird. Es heißt nemlich daselbst: „von duffem Anfechtungs,“ nemlich nach der Schlacht bei Merseburg im Jahre 927. — „Der Buzgeren bot de Keyser, dat me scholde de stede bemuren vnde begraven, uppe dat me vor sodann voylke mochte bliven. Do wart in dem lande to sassen de stede bemuret vnde begraven vnde besvestet. Vnde de Keyser bot, dat de negende Man vt den torpen in de stede teyn vnde bevesten sil. Also worden stede bebuetet in sassen wu dat bequemes was. — Dewile satte de keyser torney vnde stekespel in den steden, uppe dat sil de lude in den steden in den Wapen fust bet wenden vnde leren konnden wan se echt to stryde scholden. Vnde gaf se. frie vnde eddel, dat se Borger scholden heten. Davon sunt de schlechte in den steden gekomen, de sil in duffen stucken meyst bewiseden in vechten vnde in stryden hat heldem do vor rittermatsche menne vnde heten

de eddelinghe der Vorgher. De ley: set gaf öne stadtrecht vnde satte, dat de oldeste sone scholde in dat heer varen. Vnde satte, dat de herewede scholde vallen an den oldesten Sone, effte an den nesten mach van der swert halven. Dat wart do eny recht to vorren.. —

Hier haben wir abermals ein Zeugniß, daß nur der älteste Sohn ins Heer ziehen, und dieser auch allein das Heergeräth erhalten sollte. Diesem sey inzwischen wie ihm wolle; die Obervanz hat sich für den ältesten Sohn nicht lange erhalten. Die Verbindlichkeit zu sechten, ruhete, wenigstens in der Folge, nicht allein auf den ältesten Sohn, sondern auch auf die nachgeborenen Söhne; und mit dieser Verbindlichkeit hat sich auch das Erbrecht auf das Heergeräth auf die nachgeborenen Söhne verbreitet.

Unter dieser Verfassung des Kriegswesens, war die Einrichtung des Heergeräths und der Erbfolge nützlich und weise. Nachdem aber der Soldatenstand eine ganz andere Gestalt gewonnen hat; nachdem der Landesherr selbst dem Soldaten die ganze Rüstung liefert, so ist offenbar, daß diese Einrichtung unnütze und überflüssig geworden. Dies ist der erste allgemeine Grund, welcher die gänzliche Abschaffung des Heergeräths empfiehlt.

2) Ich habe schon vorhin bemerkt, daß in den jetzigen Zeiten die nachgeborenen Söhne so gut wie die ältesten,

geborne Soldaten sind; sie alle sind verpflichtet, im Nothfall das Vaterland zu vertheidigen. Wenn nun an solchen Orten die Rechte dem ältesten Sohn allein das Erbe des Heergeräths zusprechen: Wird hier nicht die natürliche Billigkeit und das Recht der Nachgeborenen zwiefach beleidigt?

3) Die Ererbung des Heergeräths gründet sich, wie wir gesehen haben, auf die beiden Sätze: einmal, daß der Soldat selbst seine Waffen und Rüstung, die er im Kriege gebrauchte, sich anschaffen mußte, und zweitens: daß die Söhne, anstatt ihres verstorbenen Vaters ins Feld zu ziehen verpflichtet waren. Wie läßt sich aber die Erweiterung der Erbfolge in Ansehung des Heergeräths auf alle männliche Verwandte rechtfertigen? Es stirbt z. B. Jemand, der nur einen Großvater, einen abgelebten Greis von 70 bis 80 Jahren, zum Heergeräthsfähigen Erben hinterläßt. Kan dieser wohl den Endzweck, warum die Vererbung des Heergeräths eingeführt war, erfüllen?

Zum offenbaren Schaden der Töchter und Töchterkinder, und ganz ohne vernünftigen Grund hat man also die Erbfolge des Heergeräths auf alle männliche Verwandten ausgedehnet.

4) Die ganze Einrichtung der Heergeräthserbfolge, hat die Absicht, dem Fiscus eine Gelegenheit zu verschaffen, sich in die Erbschaften der Un:

Untertanen zu mischen. Nur Hab-  
süchtige, tyrannische Obrigkeiten kön-  
nen solche Rechte begünstigen. Denn  
wenn keine heergeeräthsfähige Er-  
ben vorhanden sind: so erbt der Fis-  
cus das Heergeeräth. Hier in Que-  
linburg erbt der Schutzherr das Heer-  
geräth, wenn sich keine Erben dazu  
finden.

5) Die weibliche Gerade sind  
diejenigen Kleidungsstücke und Mo-  
bilien, welche den Töchtern aus dem  
mütterlichen Nachlaß voraus gegeben  
werden, um sie gegen die Vorzüge zu  
entschädigen, welche die Söhne in  
Ansehung des Heergeeräths aus der  
väterlichen Erbschaft zu genießen ha-  
ben. Hierdurch wolte man jene Un-  
billigkeit und Ungleichheit gleichsam  
wiederum gerade und gut machen.

Die Erfindung der Gerade ist ei-  
nige Jahrhundert später erfolgt, als  
das Heergeeräth. Der eigentliche  
Zeitpunkt ist aber nicht mit Gewiß-  
heit zu bestimmen.

Ist die Verbeibehaltung des Heer-  
geräths vernunftwidrig, nachdem der  
Grund und die eigentliche Veranlas-  
sung desselben schon längst aufgehört  
hat: so ist die Erfindung und Ver-  
beibehaltung der Gerade noch wider-  
sinniger.

Den Söhnen stehet entweder das  
Heergeeräth mit Recht zu, oder nicht.  
Im ersten Fall, wenn nemlich der  
Sohn anstatt des verstorbenen Vaters  
wirklich zu Felde ziehen und sein  
Feldgeräth selbst anschaffen muß,  
ist es unrecht, und unbillig, daß sich

die Töchter eine Vergütung desfalls  
anmaßen wollen. Der Sohn hat das  
wirkliche Verdienst, daß er sein Leben  
gegen den Feind wagt, die Strapazen  
des Feldzugs übernimmt, und hierzu  
des väterlichen Pferdes, Schildes und  
Harnisches nöthig hat. Was können  
dagegen die Töchter für Verdienste  
ihrer Seits anführen? — Hier fällt  
der Grund zu einer Entschädigung  
ganz weg.

Genießt aber der Sohn unrecht-  
mäßiger Weise das Erbrecht des  
Heergeeräths; verdienet das Heer-  
geräth selbst abgeschafft zu werden:  
warum will man Ungerechtigkeiten mit  
Ungerechtigkeiten, Unbilligkeiten mit  
Unbilligkeiten häufen? — Man schaf-  
fe das Heergeeräth selbst ab: so ist die  
ganze Sache gehoben. Will man aber  
den Töchtern auch eine Ungerech-  
tigkeit angedeihen lassen, weil die  
Söhne einen Theil des väterlichen  
Nachlasses unrechtmäßiger Weise  
an sich reißen: so verdoppelt man das  
Unrecht, anstatt es zu vermindern.  
Kurz, alle Gründe, welche für die  
Aufhebung des Heergeeräths re-  
den, sprechen auch wider die Ge-  
rade mit einem doppelten Gewicht.

6) Ueberdem bezeugt es die täg-  
liche Erfahrung, daß der Werth der  
Geradestücke nicht nur gar nicht mit  
dem Werth der Heergeeräthsstücke im  
Verhältniß stehet, sondern auch oft  
mehr, als zwei Drittheile der ganzen  
Erbschaft ausmachen. Was für Un-  
gerechtigkeiten für die übrigen Ge-  
schwister! — Wie ergiebig diese Quelle

von Processen, wenn die übrigen Geschwister über Verletzung im Pflichttheil klagen?

7) Ist's unbillig und ungerecht, daß nur der älteste Sohn das Heergeräth ererbt: so ist's auch eben so unverantwortlich, wenn nur die älteste Tochter mit der Gerade begünstigt wird. Noch unverantwortlicher ist's aber, wenn nur die ältern weiblichen Verwandten für geradefähig erkant werden.

So ist z. B. in Quedlinburg das höchst unbillige und widersinnige Recht, daß nur die ältesten Söhne das Heergeräth, und die ältesten Töchter die Gerade erben. Dies geht so weit, daß sogar die Kinder der ältesten Söhne und Töchter vom Heergeräth und Gerade ausschließen. So haben auch die ältesten Seitenverwandten einen Vortzug vor den jüngern und nähern Verwandten.

8) So viele Provinzen, Städte und Flecken in Sachsen sind: so verschieden sind die Stücke, welche zur Gerade oder zum Heergeräth gezählt werden. Selbst diese Verschiedenheit giebt zu unaufhörlichen Zänkereien und Händeln Anlaß; zumal wenn das Retorsionsrecht mit ins Spiel komt. Die Gerichte selbst wissen oft nicht, was dazu gehört. In den alten Verzeichnissen der Gerade und des Heergeräths kommen Beneuungen vor, die man jetzt nicht ver-

stehet. Solche Worte und die damit bezeichneten Sachen sind oft gar nicht mehr vorhanden. Durch den Gebrauch sind nach und nach andere Sachen an deren Stelle gegeben worden. Selten sind aber darüber genaue Registeraturen aufgenommen. Komt ein solches Stück zum Widerspruch: so sind Richter und Partheien in gleicher Verlegenheit. — Sind dieses alles noch nicht erhebliche Gründe genug, welche die gänzliche Abschaffung des Heergeräths und der Gerade anrathen? —

9) Man hat daher schon seit Jahrehunderterten die Abschaffung der Gerade und des Heergeräths als eine Wohlthat des Landes betrachtet. Viele Reichsfürsten haben sie nur, vermög des Retorsionsrechtes beibehalten.

Die von Sr. Hochfürstl. Durchlauchten, dem regierenden Fürsten zu Anhalt: Bernburg kürzlich gemachte Verfügungen in diesem Fache verdienen daher öffentlich gerühmt zu werden. Denn alles Heergeräth und Gerade unter dem Bürgerstande, — unterm Bauernstande waren diese Dinge schon längst durch die gesunde Fürstlich Anhaltische Proceßordnung gänzlich abgeschafft, — ist nunmehr durchaus aufgehoben.

Merkwürdig ist's, daß, als Anne Sophie, Pfalzgräfin am Rhein, Kurfürstin zu Quedlinburg, ihren in Besoldung stehenden Bedienten, und



der Geistlichkeit b), vom Prediger bis zum Organist und Schulhalter, im Ausgange des vorigen Jahrhunderts eine Wohlthat von Wichtigkeit erzeugen wolte, sie dieselben von der Verlassung des Heergeräths und der Gerade befreiete.

Man erwäge nur den einen Umstand, daß bei Ermangelung heergeräths- und geradefähiger Erben, — und dieser Fall tritt doch zuweilen ein, — die Gerade und das Heergeräth dem Fiscus anheim fällt. Im Stift Quedlinburg erbt in solchem Fall die Abtissin die Gerade, und der Schutzherr das Heergeräth.

10) Im Stift Quedlinburg findet sich bei der Ausübung des Rechts vom Heergeräth und der Gerade noch etwas ganz Sonderbares. Ich zweifle, daß es irgend anderwärts angetroffen werde.

Die Jungfern und Junggesellen erben zwar Heergeräth und Gerade; aber sie hinterlassen weder Gerade noch Heergeräth. Noch nicht genug! — Wenn ihnen ein Heergeräth oder Gerade anfällt: so wird folgender Unterschied beobachtet: Entweder dieses Heergeräth und Gerade wird von dem competenten Richter gelegt: das ist, es werden in Gegenwart einer Gerichtsperson,

die, zum Heergeräth oder Gerade gehörigen Stücke von der Erbschaft abgetrennt, und dem Junggesellen oder der Jungfer überliefert; oder nicht.

Dieses legen des Heergeräths und der Gerade muß innerhalb einem Jahre, von der Zeit des Todes des Erblassers angerechnet, geschehen. Nach Ablauf dieser Frist wird es nicht mehr gestattet.

Ein solches gelegtes Heergeräth und Gerade hat die Natur des übrigen Erbes der unverheiratheten Personen. Alle darin gefallene Stücke gehen an die Erben derselben, wer sie auch sind, ohne daß sie die Eigenschaft des Heergeräths und der Gerade beibehalten.

Ein nicht gelegtes Heergeräth und Gerade hingegen behält die Eigenschaft des Heergeräths und der Gerade. Es kan darüber auf keine Weise disponirt werden.

Nach dem Tode des Junggesellen, oder der Jungfer, erbt solches der alsdenn nächste Schwerdmagen, oder die nächste Nistrel. — Sind das nicht wahre Pessen?

Ich könnte noch mehr Sonderbarkeiten vom Heergeräth und der Gerade, sowohl hier in Quedlinburg als an andern Orten anführen. Meine

ne

b) Diese Verordnung war in Absicht der Prediger ganz überflüssig. Denn nach der Glossen zum sächsischen Landrecht, 1. B. 17. Art. haben die Geistlichen ihr Heerschild mit der Pfaffheit niedergelegt. Es müßte denn hier der Mißbrauch eingerissen gewesen seyn, daß auch von dem Nachlaß der geistlichen Heergeräth und Gerade genommen worden.

ne Hauptabsicht gehet aber vorzüglich dahin, um das Schädliche solcher Gebräuche darzuthun. Das Einzige will ich nur noch bemerken, daß man schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts und länger, die Tyrannei

dieser Rechtsgewohnheiten gefühlt habe. Einige Schriftsteller c) haben heftig dagegen geschrieben, und die mehesten deutschen Provinzen haben sich dieses Joch schon vom Halse geschüttelt.

c) Jo Andr. Schmid. de Helmstadio per Frauenradam adfficto. Helmst. 1718. Hannover. Beitr. vom J. 1760. S. 1377. u. f.

### Antwort auf die Anfrage im 36ten Stück des Hannoverischen Magazins vom 3ten Mai 1784.

Ein Urtheil ist nach der Logik der Gedanke, welcher entscheidet, ob das Prädicatum dem Subjekt zukomme, oder nicht? Weil der Ausspruch des Richters in einer streitigen Sache ein gleiches thut, so heist solcher ebenfalls, und zwar mit allem Recht, ein Urtheil. Daß nun jenes philosophische Wort Urtheil ein neutrum sey, wird wohl kein Deutscher, der im geringsten seine Sprache kennet, bezweifeln. Warum sollte aber eben dieses Wort, im juristischen Verstande gebraucht, ein *faemininum* seyn? Es ist dazu kein Grund vorhanden. Daß der gemeine Mann, auch wohl zuweilen andere, ja öfters Sachwalter, in Niedersachsen die Urtheil sprechen und schreiben, macht bei solchem offenbaren Sprachfehler keine

Regel, so wenig, als die Verwechslung des *mir* und *nich*. Ich bin schon 37 Jahr mit Rechtshändeln umgangen, habe aber nie anders geschrieben, als das Urtheil, und viele, ich hoffe der größte Theil, derer mit Gerichtssachen beschäftigten Personen thun ein gleiches, ohne sich durch die Sprachfehler anderer irren zu lassen. Auch die Facultäten, wovon ich mehr als hundert Beispiele erlebt, pflegen in ihren Rechtsprüchen zu setzen: Daß dieses Urtheil denen Rechten und uns zugesandten Acten gemäß sey, solches ic. Es ist also nicht nöthig, das Wort Urtheil erst als neutrum einzuführen; sondern nur diejenigen, die das Gegentheil thun, an die Vermeidung eines Fehlers zu erinnern.

P . . e.

3 . . r.

# Hannoverisches Magazin.

53<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 2<sup>ten</sup> Julius 1784.

## Briefe über Rakeburg.

Schon oft haben Sie mich gebeten lieber Freund, Ihnen doch einmal etwas Ganzes und Ausführliches über die schöne Gegend und Lage von Rakeburg mitzutheilen, wovon ich Ihnen immer so viel Rühmens gemacht habe. Ich will es jetzt versuchen, Ihre Wünsche zu erfüllen, da die Natur nach einem langen Winterschlaf wieder fröhlich erwacht ist, und herrlich geschmückt mit allen ihren Reizen, von neuem Leben und Lust, Erquickung und Freude, und frohen Muth, über Berge und Thäler, über Fluren, Menschen und Vieh, und über alles, was auf der Erde lebt, verbreitet. Da jede ihrer Schönheiten im schönsten Glanze erscheint; da alle Gefühle der Seele von neuem belebt werden, und mit ihnen jede Kraft der Seele, nach langer Trägheit und Trauer.

Zwar zeichne und gebe ich Ihnen alles, so wie ichs vor mir sehe, nur in unvollkommenen, aber doch treuen Copieen. Meisterhafte Gemälde dürfen Sie durchaus nicht von mir erwarten, denn ein Maler, wissen Sie, bin ich nicht.

Der Rakeburger Gegend und Lage wünschte ich wirklich einen recht geschickten Maler, und mich wundert, daß sich noch keiner dazu gefunden hat, da alles so sehr dazu einladet. Im deutschen Museum haben wir im December vorigen Jahrs, ein kleines hübsches Bruchstück davon gehabt; es war aber zu kurz.

Rakeburg verdiente überhaupt wohl aus vielen Gesichtspunkten genau betrachtet und beschrieben zu werden, nicht allein, weil es sich durch verschiedene bemerkenswerthe Vorzüge vor andern kleinen Städten, die man umständlich beschrieben hat, auszeichnet, sondern auch, weil es zu sehr viel nützlichen und interessanten politischen, ökonomischen, physikalischen und medicinischen Betrachtungen und Reflexionen brauchbaren Stoff darbietet.

In der That gebe ich mit dem Projekt um, nach mehreren Jahren ein solches Buch über Rakeburg herauszugeben, wozu ich schon seit geraumer Zeit die Materialien sammle. Ein Arzt ist unstreitig am geschicktesten, ein

solches Werk zu schreiben: einmal, weil viele Dinge geradezu in sein Fach gehören, und dann, weil er ganz vorzügliche Gelegenheit hat, die Welt und den Menschen zu studiren, und alles, was mit und in ihnen vorgehet. Ob ich ein solches Werk werde liefern können, wird die Zeit lehren. Versuchen will ichs wenigstens. Vielleicht gebe ich Ihnen in einigen folgenden Briefen noch einige Fragmente zur Probe.

Rakeburg ist ein niedliches, reinliches, heiteres, mit breiten geraden Straßen durchzogenes, und regelmäßig gebauetes Städtchen, von etwa 200 Häusern, die, außer einigen ganz und halb massiven Gebäuden, durchgehends von Holz, im Ganzen nicht sonderlich gebauet, und nicht über zwei Stockwerk hoch sind. Rund herum ist die Stadt mit einem breiten, tiefen, schiffbaren, und fischreichen See umgeben, über welchen von der östlichen Seite eine hölzerne gegen 400 Schritte lange Brücke, und von der westlichen Seite ein langer auf beiden Seiten mit Weidenbäumen besetzter steinerner Damm, in die Stadt führen. Das Städtchen liegt also auf einer förmlichen Insel, die sich in einem ungefähr 40 Fuß hohen über die Fläche des sie umgebenden Sees hervorragenden Berge allmählig empor hebt, dessen höchster Gipfel der Markt ist, ein ansehnlicher viereckiger Platz, der etwa 100 Schritte lang, und fast eben so breit ist, und dem nichts fehlt, als daß ihn bessere Häuser zierten.

Die vor allen Häusern, welche den Markt einschließen, stehenden Lindenbäume, geben einen muntern und anmuthigen Anblick. Sie bilden zusammen gleichsam eine große offene Laube, aus welcher man allenthalben durch die Straßen die schönste Aussicht hat, die ich Ihnen gleich nachher beschreiben werde. Da auch vor den meisten übrigen Häusern der Stadt, so wie in mehreren andern kleinen Städten, Bäume gezogen sind, die zum Theil die ganze Fäce der Häuser bedecken, und, wenn sie nicht beschneipelt werden, wie es doch häufig geschieht, zuweilen über die Häuser hervorragen: so wandelt man zur Sommerszeit in den Straßen fast wie in lauter Alleen. Eine vorzüglich hübsche Wirkung thun diese Bäume in der sogenannten Herrenstraße, wenn man von der westlichen Seite der Stadt zum Lüneburgerthore herein kommt, und gerade in diese berganklaufende Straße hinauf sieht. Die dicken grünen Wände auf beiden Seiten, hinter welchen die besten Häuser der Stadt hervorscheinen, nehmen sich ungemein gut aus, und machten, als ich zum ersten mal in Rakeburg einging, einen sehr fröhlichen Eindruck auf mich. Fürtrefliche Prospective giebt es, wenn man vom Markte ab durch die besten Straßen, die mehr und weniger abhändig herunter laufen, hindurch sieht. Nach der südlichen Seite stößt das Auge sanft auf einen Theil des herrlichen Waldes, der unmittelbar jenseit des Sees in dicken grünen Wolken  
schnell



schnell sich aufhümt, indeß im gleichen Augenblick ein Theil des vor ihm ausgebreiteten ruhigen spiegelhellen Sees im schönsten Glanze das Auge rührt. Schauet man über die zum Lüneburgerthor führende Herrenstraße hinweg, so präsentirt sich hoch über der Stadt ein Theil des etwa eine halbe viertel Stunde vor der Stadt belegenen St. Jürgensberges, und der darauf liegenden Amts- und andern Gebäude, mit dem schönen Gehölze, das in hohen geraden den Horizont berührenden einzelnen Stämmen, zwischen welchen bei untergehender Sonne das Abendroth prächtig hindurch schimmert, in gerader Linie rechts oberhalb sich wegzieht, und gleichsam eine hohe Gallerie bildet, welche die Aussicht begränzt. Auch sieht man einen Theil eines andern dickern Gehölzes links über dem Berge anheben, und alles Uebrige um und zwischen den Gebäuden, die so hübsch da überall am Berge ausgestreuet liegen, ist mit laubvollen Bäumen und Büschen ausgefüllt. So wie man seine Stellung mehr rechts oder links verändert, verändert sich dieser ausnehmend schöne Prospect so und anders.

Deflich, die Langenbrückerstraße herunter, übersieht man einen Theil der langen Brücke, wenn sie zumal an einem schönen Sommertage mit Menschen zu Pferd, zu Fuß, und zu Wagen besetzt ist, und in Verbindung mit dem See, des schönen emporsteigenden Holzes gleich jenseits der Brücke, und der einzelnen Gebäude unten

am See, ein überaus munteres, und vergnügendes Schauspiel giebt.

Nordwärts vom Markte ragen zwischen den Gipfeln hoher Linden der große und kleinere Thurm der Domskirche hervor. In mehreren Straßen blickt das Auge über die tiefer liegenden Häuser der Stadt hinweg auf den See und die freundlichen schönen Holzungen, die diesen fast überall umgeben. Ueberhaupt geht man fast durch keine Gasse, wo das Auge nicht vorwärts oder seitwärts durch die Nebenstraßen schnell hingeleitet über den See, und einen Theil des einnehmenden Gehölzes begierig übersieht, das bald steigend, bald fallend, und in mannigfaltigen Wendungen, die ganze Gegend umschlängelt. Ist, wenn ich bei meinen Krankenbesuchen mit beklümmter Brust und in Gedanken vertieft die Straßen durchwandere, und mich dann auftraffe, und um mich herblicke, so lacht die holde Natur mit unwiederstehlicher Milde und Freundlichkeit fast aus allen Winkeln, in die der Blick fällt, erquickende Freude in meine Seele, die ihre Denkkraft mächtig erhebt, und mit neuem Muthe erfrischt.

An der nördlichen Seite der kleinen Stadt also liegt der unmittelbar mit dieser verbundene und nur oben und unten durch zwei Thorwege abge sonderte Domhof, welcher für sich einen eigenen kleinen Staat ausmacht, und gleichsam die Hauptstadt des zu Mecklenburg:Strelitz gehörigen Fürstenthums Raseburg ist. Dieses war bekanntlich vormals ein Bisthum.

Im Westphälischen Frieden 1648 wurde es zu einem weltlichen Fürstenthum gemacht, und 1701 kam es durch den Hamburgischen Vergleich an die Strelitzische Linie. Anfänglich ward es den Herzogen von Mecklenburg Schwerin für die an die Krone Schweden abgetretene Stadt Wismar, und die Kloster Pöl und Neukloster abgegeben, wie anderwärts umständlicher zu sehen ist.

Auf dem Domhofe stehen einige 20 Gebäude, worin die Herrn der Strelitzischen Regierung des Fürstenthums Raseburg, der Domprediger, der Beamte, die Subalternen, und übrigen Herzogl. Bedienten, einige Handwerker und andere Leute, wohnen. Das mit der Kirche zusammenhängende Klostergebäude ist oben zu Zimmern für die Fürstl. Regierungskanzlei, das Consistorium, das Archiv, die Registratur, die Bibliothek, u. s. w. unten aber zu den Schulen, und zu Wohnungen für Schul- und Kirchenbediente, u. s. w. eingerichtet. Auch ist hier eine Buchdruckerei.

Großentheils vor und neben diesen Gebäuden eröffnet sich bald nach dem Eingange auf den Domhof ein großer mit Alleen von Lindenbäumen besetzter schöner grüner Platz, der Palmberg (vormals Mons Polaborum) genannt, der eine angenehme, und zum Theil ganz beschattete Promenade gewährt. Linker Hand von diesem Platze, hat man über Gärten hinweg, die an den See hinunterlaufen, eine nur etwas von den Bäumen unterbrochene Aus-

sicht auf den See und seine behölzten Ufer. Auch sieht man hier eine mit einzelnen Bäumen besetzte kleine erhabene Insel nicht weit vom Ufer in dem See, der Schwalbenberg genannt, auf welcher die Dänen im Jahr 1693, als sie Raseburg belagerten und beschossen, einige Werke angelegt hatten. Nichterhand an der östlichen Seite des Palmbergs nimt sich ein aussehliches regelmäßiges massives Gebäude, das sogenannte Herrenhaus, welches der Präses der Strelitzischen Regierung gewöhnlich bewohnt, ganz hübsch aus. In dem obern Stockwerke dieses Hauses geht ein langer hoher Saal von vorn nach hinten durch das ganze Haus, aus welchem man von beiden Seiten eine ausnehmend schöne Aussicht hat. An der nördlichen Seite des Palmbergs steht, höher als die übrigen Gebäude, die Domkirche, vor welcher sich ein vier-eckiger geräumiger Kirchhof ausbreitet, dessen Mauer einwärts auf allen Seiten mit hohen Linden besetzt ist, die beim Eingange auf den Kirchhof mit ihren majestätischen Gipfeln einen feierlichen Eindruck auf das Auge und die Phantasie machen, und zur vereinigten Gesellschaft der unter ihren Schatten ruhenden Todten einladen.

Gleich jenseit der Kirchengebäude geht es steil hinunter an den See, wo eine Fähre über den See in das Strelitzische Gebiet führt. Auch hier stehen allenthalben hohe Bäume, die von dieser Seite die Kirchengebäude umfassen, und zur schönen Perspektive von

von außen sehr viel beitragen. Der Dom giebt überhaupt der Stadt un-  
streitig eine große äußere Zierde.

Von der südlichen Seite der Stadt, wo keine gewöhnliche Passage über das Wasser geht, hat man eine eigene sehenswerthe Aussicht auf den See, und das sich nahe um diesen herumziehende dicke, bergichte, mannigfaltig gewölbte und schattirte Gehölze, das hier ein schönes Amphitheater bildet, dessen Anblick durch eine Papiermühle, die im Hintergrunde unten am Holze liegt, und hinter welcher sich durch eine Lücke des Holzes die Aussicht auf entfernte Gefilde und Holzjüngung verliert, ganz ungewein verschönert, belebt, und gehoben wird.

Man hat diese Aussicht an mehreren Stellen. Eine der schönsten ist gleich, wenn man zum Lüneburgerthore heraus tritt. Ganz zur Linken sehen Sie den ganzen Umfang des beschriebenen Amphitheaters. Vorwärts haben Sie über die Allee weg, die den Steindamm bedeckt, den Seelenkamp, die größte Anhöhe vor Rakeburg, mit dem Holze, das ihn oben umkränzt, und unter ihm eine Reihe einzelner Gebäude, zwischen welchen die Lüneburger Heerstraße wegläuft. Desser hinauf linkswärts fallen Ihnen einige neue Häuser am Eingange des Holzes in die Augen, deren neue rothe Dächer gar nett zwischen den Bäumen hervorschimmern. Gerade aus rechts am Seelenkampe haben Sie den für-  
trefflichsten Prospect auf das ganze Amt,

die Bergkirche, und übrigen Gebäu-  
de, die auf dem St. Jürgensberge  
ausgestreuet umher liegen. Rechts  
nach Norden hin haben Sie einen  
weit aussehenden Blick auf den See  
hinab, der von seinen grünen Ufern  
begleitet in weiter Ferne endlich Ihren  
Augen entwischt, und hinter dessen  
letzten Ufern etwas links Sie bei hel-  
lem Wetter einige Thürme von Lübeck  
können hervorragen sehen. Gehen Sie  
etwas weiter vorwärts auf dem Steins-  
damm hin, so erblicken Sie ganz rechts  
an dem disseitigen Ufer des Sees, dem  
Dome schräg gegen über, eine kleine  
Strelitzische Meierei, die Kömmling ge-  
nannt, die in der Lage ihrer Gebäude  
an dem Ufer herunter bis nahe an den  
See, in welchen die letzten kleinen Hän-  
ser derselben ihre Schatten werfen,  
und überall umgeben und besetzt vom  
heitersten Grün, einen ausnehmend  
schönen Anblick giebt. Auch verbreit-  
et überall das lebhafteste und verschie-  
denste Grün von Bäumen und Büs-  
schen das munterste Colorit auf das  
ganze Gemälde, das nun durch den  
See noch alles Uebrige erhält, was  
sich zu seiner Verschönerung nur wün-  
schen läßt. Ueberhaupt thut der See  
zum Ganzen eine fürtreffliche Wirkung,  
der allermeistens in sanften Wellun-  
gen ruhig dahin schwebt. Heften Sie  
Ihre Augen einige Zeit fest auf diesen  
See, so werden Sie der mittelhenden  
Wirkung seiner Ruhe auf Ihre Seele  
nicht widerstehen können, und werden  
ihn lieb gewinnen, diesen See, der  
außer, daß er Ihre Augen ergötzt, auch

Ruhe und Friede für Ihre gefühlvolle Seele athmet.

Au der nordwestlichen Seite der Stadt, liegt zwischen den Häusern ein in verschiedenen Absätzen zum See herunter gehender hübscher grüner Platz, der mit hohen schattenreichen Bäumen besetzt ist, unter deren wohlthätigem Schatten bei der schönen Aussicht auf den See, und die Gegenden des jenseitigen Ufers, ein sehr angenehmer aber jetzt wenig mehr benutzter Aufenthalt ist. Er wird Belvedere genannt.

Aber jetzt will ich Sie auf die Anhöhen und Berge vor der Stadt hinführen, und da werden Sie erst über die vielfältigen Schönheiten, die die Natur über diese ganze romantische Gegend in den mannigfaltigsten Abwechselungen ausgestreuet hat, entzückt werden. Alles scheint ganz dazu gemacht und geordnet, das ergötzte Auge nie zu ermüden, und alle Reize der schönen Natur in eine Scene zu vereinigen, die unter denselben Umständen gewiß wenig ihres Gleichen hat. Man überfiehet schnell alles, und dennoch erzeugt eine jede Verweilung bei jedem kleinen Abschnitte des Ganzen ein neues Vergnügen. Alles ist ausgefüllt, und nichts überladen. So stark und lebhaft der Eindruck ist, wenn man zum ersten mal seine Augen für diesen malerischen Schauplatz öffnet, der gerade nicht größer ist, als ein gesundes unbewaffenes Auge umfassen und übersehen kan, so neu und groß bleibt doch das Vergnügen bei

jedem wiederholten Anblick. Aber nur ihre sanftesten, lieblichsten, einladendsten, freundlichsten Reize, hat die Natur hier in einem kleinen Umkreise vor Ihren Augen ausgebreitet. Unabsehbliche Klüfte, zurückschreckende Schlünde und Abgründe, ungeheure Felsenmassen, deren Häupter sich in den Wolken verlieren, kolossalische Gebürge, tobende Ströme, und donnernnde Wasserfälle, diese schauerlichen und fürchterlichen Schönheiten der Natur finden Sie hier nicht. Alles ist sanft, ruhig, still, anmuthig, anlockend, und ländlich.

Auf der östlichen Seite der Stadt, gleich jenseits der langen Brücke, erhebt sich etwas linkwärts eine beträchtliche Anhöhe, auf welcher von einem großen Verehrer der Natur und ihrer Schönheiten mit vieler Mühe ein Garten angelegt ist, dessen breiter, sich in Terrassen erhebender Gipfel, eine Aussicht auf die Stadt und ihre ganze Gegend gewährt, die in einem nicht sehr großen Bezirke, von etwa einer kleinen halben Meile im Durchschnitt, alles zusammen häufl, was nur zu einer malerisch schönen Aussicht gedacht werden kan.

In der Mitte des großen spiegelhellen Sees sehen Sie die Stadt nach ihrer ganzen Länge mit allerliebster Anmuth prangen, in die Sie auch durch eine Straße bis auf den Markt hinein sehen, und mit einem sehr guten Gesichte alle da wandernde Menschen persönlich erkennen können.

Rechter Hand an dem nördlichen Ende



Ende der Stadt fällt Ihnen hauptsächlich der Dom in die Augen, dessen Kirche aus den hohen Gipfeln der sie von allen Seiten umfassenden herrlich grünen Linden ehrwürdig ihr Haupt empor hebt, und mit stolzer Würde über die ganze Stadt hinweg sieht. Gleich voran paradiert mit vieler Eleganz die hintere Außenseite des Strelitzischen Herrenhauses mit seinem in Terrassen an den See herunterlaufenden nur wenig kultivirten Garten. Ein dickes Grün hoher und niedriger Bäume schließt auch hier alle übrigen Gebäude in seinen wallenden Busen.

Gleich am Ende der Kirchengebäude, geht ein mit vielem Gebüsch bewachsenes grünes Ufer steil herunter in den See, der dies alles, so wie die ganze Stadt, umgiebt. Zwischen den rothen Dächern der ganzen Stadt, die sich vom Dome ab, beinahe in gerader Linie von Norden nach Süden hinzieht, in der Mitte, wo der Markt ist, sich etwas erhebt, und dann allmählig wieder senkt, blicken ebenfalls überall die Gipfel grüner Linden und anderer Bäume anmuthig hervor, welches ein sehr hübsches und fröhliches Ansehen macht. Aber Sie übersehen nicht allein die ganze Stadt von der östlichen Seite, Sie sehen auch größtentheils über sie weg, auf einen Theil der Holzungen, die in einer beträchtlichen Höhe jenseit der Stadt den See begrenzen und parallel mit dieser nach Norden fortlaufen. Beinahe gerade vor Ihnen jenseit der Stadt stellt sich Ihren Augen der St. Jürgensberg

dar, mit dem darauf liegenden Amtshause, der Bergkirche, dem Pfarrhause, und mehreren andern Gebäuden; doch haben Sie diese Aussicht noch vollständiger und besser unten vom Lüneburger Thore ab, und eben so schön ist sie aus vielen Häusern und Standpunkten auf der westlichen Seite der Stadt, weil Sie hier den ganzen Berg ganz frei übersehen können, den Ihnen dort die Stadt größtentheils verbirgt. Linkerseits und über dem Amte breitet sich der Senkcamp aus, ein großes offenes Feld, das Sie ebenfalls schon von unten her sehen, mit dem hochgewölbten dicken Holze, woran es sich im Hintergrunde anschließt. Nach einem Zwischenraume, den dies Feld zwischen diesem Holze hier macht, und über welches Ihre Aussicht nicht weiter hinausreicht, hebt dann südwärts abermals ein dickes Gehölze an, an dessen Eingange Sie die neuen Häuser wieder erblicken, die Sie schon einmal von einem andern Standpunkte sahen, deren hochrothe Dächer mit dem schönen Grün, das sie meistens verbirgt, gar hübsch abstechen. Die waldichten Berge ziehen sich dann links in mancherlei Krümmungen und Bogen ganz um den See zu Ihnen herum.

Rechts dem St. Jürgensberge wird Ihre Aussicht auch überall von Holzungen begrenzt, die den See nach Norden hin beständig begleitet. Gleich oberhalb dem Amte sehen Sie erst wieder die lange Reihe der einzelnen an den Horizont stoßenden hochstämmiger Bäume, die Sie schon zum Theil vom

Markt:

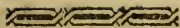
Markte ab sahen, und die in der Höhe und geradlinichten alleeförmigen Stellung einen fürtrefflichen Sehepunkt geben.

Zunächst nach Norden hin folgt ein dickeres Gehölze, was den Rücken des ganzen Ufers des Sees bedeckt, so weit Ihre Augen es verfolgen können. Die lange Brücke, die unter Ihren Füßen über den See in stumpfen Zickzacken nach der Stadt hinläuft, erhebt dies Schauspiel außerordentlich. Spiegelt sich nun zumal die Sonne, oder der Mond, in dem hellen Spiegel des unbeweglichen Sees, schwimmen Vöte und Schiffe mit vollen Segeln auf demselben, weidet an dem Fuße der Holzungen allerhand Vieh, und sind da Menschen mit Heumachen und andern Dingen beschäftigt: so kan man sich wirklich keinen freudigeren und schönern Anblick denken. Ganz rechts sehen Sie noch unten am Wasser ein nige Gebäude, die ungemein niedrig da liegen. Ich sage Ihnen nichts von den balsamischen Herz und Seele stärkenden Dürften, die bei recht trockenem Wetter aus der Tiefe des Gartens, und dem rechts unmittelbar an den Garten stoßenden Holze auf Sie zu strömen, und nichts von den Zauber-tönen der geselligen Philomela, die hier aus allen Büschen und Bäumen in herzlichen Melodien der Sehnsucht,

der Freude, und der Liebe, aus hellklingender Kehle, Ihre Ohren entzückt.

Unten in dem quellreichen Thale des Gartens sind nach englischem Geschmack artige kleine Promenaden und Gänge gemacht, die von höhern und niedern Bäumen und Büschen beschatet, und von kleinen rieselnden, das lauterste Quellwasser führenden Bächen, zum Theil begleitet, zum Theil durchschnitten werden. Dichte an dem Garten südwärts steigt ein kleiner mit Gebüsch und Bäumen bewachsener Berg steil in die Höhe, der Abrahamsruh genenit wird, und von dem man fast eben die Aussicht hat, wie von dem Gipfel des Gartens. Abrahamsruh heißt diese Anhöhe von einem vormaligen Invaliden Capitain: lieutenant, Abrahamsen, der sich auf diesem Berge kleine Wege durch das dicke Gebüsch machte, und mitten auf dem Gipfel Terrassen zu Tisch und Sizen anlegte, um sich öfters unter dem Schatten der Bäume hier aufzuhalten. Nach seinem Tode sind diese Anstalten allmählig wieder versallen, und die Wege wieder verwachsen. Indessen führt noch eine Spur hinauf, die allerdings verdient, wegen der schönen Aussicht einmal bestiegen zu werden.

Der Schluß folgt künftig.



# Hannoverisches Magazin.

54<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 5<sup>ten</sup> Julius 1784.

## Briefe über Raseburg.

(Schluß.)

**G**leich unter diesem Berge nach der Stadt zu, wo ein Fußsteig vorbeiläuft, steht eine Bank, die durch ein Unglück, das sich vor einigen Jahren hier zutrug, merkwürdig geworden ist. Auf dieser Bank nemlich, erschoss sich am 18<sup>ten</sup> Aug. 1782 ein Jüngling von Lübeck. „In Raseburg, jenseits der langen Brücke, hatte er vorher schriftlich an einen Freund hinterlassen, „dort unter den grünen Linden, wo wir heute acht Wochen zusammen saßen, will ich meinem Jammer, Kummer und Elend ein Ende machen.“ Der Unglückliche, durch Wertherische Schriften in seiner trüben Lage verstimmt und verführt, hielt trenlich Wort. Er kam von Lübeck herüber geritten, trat in einem Wirthshause ab, und ging dann hin ganz genau auf die bestimmte Stelle, sein schwarzes Project auszuführen. Man fand ihn gleich darauf vor der erwähnten Bank in seinem Blute liegen, und neben ihm das Terzerol, womit er sich das

tödliche Blei durch den Kopf gejagt hatte.

Es wurde mir vom hiesigen Stadtgerichte die Defnung des Leichnams aufgetragen. Ich suchte mit möglichster Sorgfalt in seinem Körper Krankheits Spuren, dem bedauernswerthen Jüngling ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen. Aber das Messer erreichte sie nicht, obwohl sie höchst wahrscheinlich verborgen lagen. Ich halte den Selbstmord, vielleicht einige seltene Beispiele ausgenommen, immer für die Wirkung einer kränklichen Ursache, sie liege bloß im Körper, oder bloß in der Seele, die oft sehr deutlich, manchmal dunkler, zuweilen durch keine äußerlichen Zeichen zu erkennen ist. Es giebt Krankheiten der Seele, wobei der Körper sehr gesund zu seyn scheint, und die sich nicht aus dem Pulse erforschen lassen. Das Lesen schwärmerischer Bücher zündet sehr oft nur das Feuer an, das längst verborgen in der Seele glimmte. Auf eine völlig gesunde Seele machen diese

H h h

Bü:

Bücher sicher nie jene traurige Wirkung; aber ihre Ruhe kan allerdings dadurch bei einiger Unlage unter fortwährender Richtung auf der gleichen Gegenstand, und andern begünstigenden Umständen, mit der Zeit gestört, und allmählig der Keim zu einer Krankheit gelegt werden, die früher oder später jene fürchterliche Wirkung hervorbringt. Die That geschieht also immer in Krankheit, und es wäre darum grausam, sie als eine willkürliche Handlung zu beurtheilen. Einige zweifelhafte Fälle kommen fast in keine Betrachtung. Dennoch habe ich nichts gegen die weltlichen Versüßung:en in dergleichen Fällen, wenn gleich sie auch selten ihrer abschreckenden Absicht entsprechen, weil sie einen den Selbstmord im Busen tragenden Menschen gewiß höchst selten, wo jemals, abschrecken werden, seiner gepeinigten Seele Luft zu machen.

Noch schöner und reicher an sehenswürdigen Gegenständen, als aus dem Garten, den wir eben verlassen, ist die Aussicht auf der westlichen Seite von der höchsten Spitze des Selenkamps auf die Stadt und die ganze Gegend. Das Gesicht umfaßt hier nicht allein mehr fürtreffliche Parthien, als dort, sondern reicht überhaupt auch viel weiter allenthalben umher.

Linker Hand von Ihrem Standpunkte ab, geht der See in ansehnlicher Breite zwischen seinen großentheils beholzten Gestaden nordwärts eine gute Meile nach Lübeck fort, wo

er sich endlich in die *Wakenitz* ergießt, einen schifbaren Fluß, der die von Rakeburg kommenden Schiffe aufnimmt, und nach Lübeck bringt. Zwischen den Holzungen, welche die in allerlei Krümmungen und Wendungen sich fortschlängelnden Ufer des Sees bedecken, lachen hier und da grüne Saatfelder, die zuweilen mit unbefäeten Aeckern angenehm abwechseln, sehr munter hervor. Etwas weiter hin links, allwo sich der See aus Ihren Augen verliert, können Sie mit bloßen Augen ungemein deutlich alle Thürme von Lübeck sehen, dessen Entfernung von Rakeburg zu Lande 3 Meilen gerechnet wird. Jenseits des Sees, gerade nach Norden hin, begränzen in weiter Ferne Felder und Berge und Holzungen, und hin und wieder niedliche Gruppen von Bäumen, endlich Ihre Aussicht.

Nordwärts etwas links gegen Ihnen über, ragen aus einer tiefen langen Gruft, die die Natnr hier in den Berg gegraben, die Dächer von einer Reihe Gebäuden hervor, die zur sogenannten *Bäl* gehören, einem Strelitzischen kleinen Orte, der großentheils aus Kupfermühlen besteht. Ueberall ist es voll von Büschen und Bäumen, deren schönes Grün auf alles Anmuth und Munterkeit wirft. Schade, daß hier das nahe vor Ihnen liegende Amt Ihrer Aussicht, die an dem jenseitigen Ufer des Sees liegende *Rönnitz* verbirgt; die See aber sehen Sie, wenn Sie von der größten Höhe des Selenkamps weiter heruntergehen, so, daß



daß Sie an dem Umtre vorbei sehen können. Fürtrefflich nimt sich diese aus wenigen Häusern bestehende Meierei hier aus, wie sie da gleichsam ausgeworfen scheint an das hohe waldichte Ufer. Gleich hinter ihr breiten sich einige Fluren aus, deren helleres Grün überaus schön absteht gegen das dunklere Grün der Gebüsch und Bäume, die sie von allen Seiten beschatten.

Gleich unter der Bäl dichte am See, liegen einige einzelne Gebäude, die das herumschauende Auge ebenfalls eine kleine Weile aufhalten, weil sie nicht ohne Verschönerung des Ganzen hier liegen.

Weiter über die Bäl hinaus, eröffnet sich eine neue fürtreffliche Aussicht auf einige strelitzische Dörfer, die über alles, was Sie vorhin gesehen, gar anmuthig zu Ihnen herblicken, und mit allen den Abwechslungen von Gefilden und Gehölzen und Bergen auf die angenehmste Weise Ihre forschenden Augen lange festhalten. Mit einer fast eben so schönen Aussicht werden Sie erfreut, wenn Sie nun Ihren Blick auf die andere Seite der Stadt rechts hinwenden, so weit er über selbige hinreicht. Ein niedrigliches Tannenwäldchen, etwa in der Mitte, das durch die eigene Farbe seines Grüns hervorsticht, auf allen Seiten offene, theils blühende, theils unbebaute Gefilde, hier und da kleinere und größere Anhöhen und Vertiefungen, dort dicke Holzungen, hier einzelne kleine Gruppen von Büschen und Bäumen, sind einzelne Theilchen

des ganzen eben schönen als simplen Gemäldes, das sich freilich ganz anders in der Natur als auf dem Papiere, ausnimt. Näher zur Stadt her häufen sich die Objekte immer mehr. Nahe hinter der Stadt, die ungemein fröhlich zu Ihren Füßen im See da ausgestreckt liegt, thürmt sich ein dickes wolkichtes Gehölz auf, in dessen Mitte, gerade über der Stadt weg, Sie den Garten mit dem rothen Dache eines kleinen Häuschen, und Abrahamorub sehen, woher wir eben gekommen sind. Ueber dieses dicke Holz sieht man aber auch weg auf offene Felder, die in beträchtlicher Höhe gegen den See und seine Ufer liegen. Weiter südwärts finden Sie mehrere Häuser zusammen stehen, die hinauswärts eine kleine Straße bilden, zwischen welchen ein breiter Weg gerade aus ins Mecklenburgische läuft. Et was weiter rechts nahe unten am See liegt eine Mühle, und aufwärts gleich über solcher eine Meierei, der Termin genannt, die gar allerliebste in das mannigfaltigste hellere und dunklere Grün von allerlei Bäumen gehüllet ist; gewiß eine der schönsten Parthien des reichvollen Gemäldes. Ueberall sehen Sie hier und da noch mehrere einzelne Gebäude, theils frei stehen, theils zwischen den Bäumen durchschimmern. Dann erhebt sich weiter rechts, unmittelbar am See wieder ein freudiger Hahn, der die südlichen Gestade des Sees bekleidet, allmählig zu Ihnen herumläuft, und sich an den Berg anschließt, auf

dem Sie stehen. Ueber diesen Hann sehen Sie auch anfangs noch weg auf jenseitige Gefilde und Holzungen, die sich endlich an den Horizont schließen. Statt der Brücke, die Sie auf der andern Seite der Stadt vor sich hatten, sehen Sie hier, wenn Sie vom Selenkampe sich etwas weiter herunter begeben, die lange Allee, die auf dem Steindamme von dieser Seite in die Stadt führt, und die das Ganze allerdings sehr verschönert.

Aber, mein Freund, Sie dürfen ja nicht glauben, daß mit dem, was ich Ihnen beschrieb, der ganze Reichthum der natürlichen Schönheiten dieser malerischen Gegend erschöpft sey. Noch sehr viele Standpunkte giebt es rund um die Stadt, von welchen sich neue reizende und herrliche Ansichten eröffnen, wovon eine immer noch schöner ist als die andere. Doch sind die Stellen, wo ich Sie hingeführt, die vorzüglichsten Standpunkte, die ganze Gegend von der einen und von der andern Seite zu übersehen. Außer dem hat man aus allen Häusern, die auf der Muffenseite der Stadt liegen, zumal aus den obern Stockwerken

hinten hinaus, die schönsten Prospekte auf einzelne Parthien und Abschnitte der ganzen Gegend. Auch können Sie sich vorstellen, daß an den angenehmsten und unterhaltendsten Promenaden hier ein Ueberfluß ist, und daß man diese nicht weit suchen dürfe. Wenn Sie wollen, können Sie mit einem mäßig starken Schritte aus der Mitte der Stadt in zehn Minuten ins dickste Holz eingehen, und binnen zwei Stunden die südliche Hälfte der ganzen Gegend fast durch lauter Holzungen umwandern.

Aber auch äußerst unvollkommen, holperich, schwach, leblos, ohne Schatten und Licht, ist alles was ich Ihnen erzählt habe, gegen das, was Sie in der Natur selbst sehen würden.

Ist es möglich, bester Freund, so kommen Sie bald einmal zu uns herüber, um das alles mit eigenen Augen zu sehen. Dann wollen wir recht froh und heiter Arm in Arm die ganze Gegend durchwandern, und die lieblichen Reize der hier thronenden holden Natur aus allen Winkeln belauschen. Leben Sie wohl.

Ratzeburg, im Mai, 1784.

D. Samuel Gottlieb Vogel.

### Etwas von Processionen, in katholischen Ländern.

Daß man in katholischen Ländern, Processionen anstellt, ist durchgehends bekant: in welcher Ordnung aber, und wie sie gehalten werden, mögte in protestantischen Gegenden,

vielleicht nicht von jedermann gesehen seyn.

Es hat demnach Jemand, der einigen derselben selbst zugehört, und sie zu der Zeit auf das genaueste aufgezeichnet,

zeichnet, solche hier mittheilen wollen: Da nicht alle Processionen gleiche in Hoffnung, daß das Lesen derselben Absichten, warum sie gehalten werden, nicht mehreren Widerwillen erregen zum Grunde haben, so wird man werde, als ganze Verzeichnisse von auch, in den folgenden bemerkten bei- Dingen, die außer dem Verfasser nur den, einen ziemlich großen Unterschied wenige kennen, erwecken. wahrnehmen.

Procession gehalten zu Münster, am stillen Freitage 1762.

	Anzahl Menschen.
1. — 1 großes und 2 mittelmäßige mit Flor behangene Crucifixe, getragen von dreien Personen	3
2. — 28 Paar kleine Mädchen	56
3. — 1 großes Crucifix, so schwarz	1
4. — 12 Paar kleine Mädchen	24
5. — 1 großes schwarzes Crucifix	1
6. — 20 Paar Mädchen	40
7. — 1 Knabe, mit einem Capuziner Creuze	1
8. — 2 Knaben, so das Bildniß Christi trugen	2
9. — 1 Knabe mit einer Krone und 1 mit einem Rohr	2
10. — 1 Knabe, mit einer Leiter, und einer, mit einer kleinen Seule, worauf ein Hahn saß	2
11. — 1 Knabe, mit einer Peitsche und einer mit einem Strick	2
12. — 1 Knabe, mit einem Nagel: ein anderer, mit einem Hammer	2
13. — 1 Knabe, mit einem Speer: ein anderer, mit einem Schwamm	2
14. — 6 Paar Mädchen, mit kleinen schwarzen hölzernen Bechern	12
15. — 8 Paar Mädchen, mit kleinen schwarzen Creuzgen	16
16. — 100 Paar Kinder, beiderlei Geschlechts	200
17. — 1 großes schwarzes Crucifix	1
18. — 20 Paar Kinder	40
19. — 1 großes schwarzes Crucifix	1
20. — 50 Paar große Mädchen	100
21. — 1 großes schwarzes Crucifix	1
22. — 30 Paar Kinder	60
23. — 2 mittelmäßige Crucifixe	2

Seite

571

## Fortsetzung

der, am 9ten April 1762, zu Münster gehaltenen Procession.

Anzahl  
Menschen.

		von voriger Seite —	571
24.	— 20 Paar Mädchen	— — —	40
25.	— 1 großes schwarzes Crucifix	— — —	1
26.	— 11 Paar schwarz gekleidete Klopffen, weltgeistliche Frauensleute	— — —	22
27.	— 15 Paar vornehme Mädchen	— — —	30
28.	— 150 Paar, von allerlei Mädchen	— — —	300
29.	— 1 grüne seidene gestickte Fahne	— — —	1
30.	— 12 Paar Knaben	— — —	24
31.	— 1 gelbe seidene gestickte Fahne	— — —	1
32.	— 15 Paar Knaben	— — —	30
33.	— 1 rotze seidene gestickte Fahne, mit schwarzem Flohr be- hangen	— — —	1
34.	— 20 Paar Knaben	— — —	40
35.	— 1 weiße seidene gestickte Fahne	— — —	1
36.	— 20 Paar singende Schüler	— — —	40
37.	— 1 grüne seidene gestickte Fahne	— — —	1
38.	— 20 Paar singende Schüler	— — —	40
39.	— 1 großes schwarzes Crucifix	— — —	1
40.	— 50 Paar große Schüler, mit blauen Manteln	— — —	100
41.	— 2 Waldhornisten	— — —	2
42.	— 1 Mann mit einer Maske, der ein Creuz trug, welches so groß, als das wirkliche Creuz Christi gewesen seyn soll.	— — —	1
43.	— 1 Mann mit einer Maske, der Simon vorstellete	— — —	1
44.	— 4 mit Hellebarden bewaffnete verlarvete Männer, in Sol- datenkleidung, die die Kriegsknechte vorstelleten	— — —	4
45.	— 12 Paar Geistliche	— — —	24
46.	— 1 großes Crucifix	— — —	1
47.	— 100 Paar von allerlei Leuten	— — —	200
48.	— 1 großes Crucifix	— — —	1
49.	— 50 Paar, allerhand Leute	— — —	100
50.	— 1 weiße gestickte Fahne, mit Flohr behangen	— — —	1
51.	— 400 Paar von allerlei Leuten	— — —	800

In der, am stillen Freitage, als den 9ten April 1762 zu Mün-  
ster gehaltenen Procession, waren gegenwärtig —

2379

Proz



## Procession, am 22ten Aug. 1762, zu Münster gehalten.

	Anzahl Menschen.
1. — 2 kleine Knaben, so zwei kleine Creusfahnen, von wollem Zeug, worauf der Name, Jesus, Maria, mit geschlungenen Buchstaben zu sehen war, trugen	2
2. — 8 Paar Waisenkinder-Mädchen	16
3. — Der Waisenlehrer	1
4. — 1 große weiße Creusfahne, von Seide, worauf der heilige Joseph, das Kind Jesus auf dem Arm tragend, gemalt war	1
5. — Maria, auf das beste ausgeschmückt, wurde in Lebensgröße, von 4 weiß gekleideten Mädchen, die Kränze um den Kopf hatten, auf einer Baare getragen	4
6. — 12 Paar Mädchen, wie erstere gekleidet und bekränzet	24
7. — 6 Paar Klopfen, schwarz gekleidet	12
8. — 1 Creusfahne, worauf Maria, mit dem Kinde Jesus auf dem Arme, gemalt war	1
9. — 16 Paar Leute, allerlei Gattung	32
10. — 1 große gelbe seidene Fahne, worauf Maria in Lebensgröße, mit Sternen um dem Haupte und dem Mond unter den Füßen, zu sehen war	1
11. — 20 Paar, von allerhand Leuten	40
12. — 1 Creusfahne, worauf Dominicus gemalt war	1
13. — Dominicus, durch 2 Dominicaner auf einer Bahre getragen	2
14. — 10 Paar Dominicaner	10
15. — 2 blau bemalte Creusfahnen	2
16. — 11 Paar Knaben, wovon ein jeder, ein hohes Wachlicht in der Hand und eine Scherpe um den Leib hatte, weiß gekleidet	22
17. — 2 Knaben, wie Engel gekleidet	2
18. — 2 Männer, jeder mit einer Stammleuchte	2
19. — 2 Knaben, die weiß gekleidet waren, und kleine Schellen in der Hand hatten, womit beständig geklingelt wurde	2
20. — 1 Dominicaner mit einem Räucherfaß	1
21. — 1 Dominicaner, welcher das Venerabile trug, ging unter einem von 4 Männer getragenen Himmel und theilte den Segen aus	5
22. — 100 Paar allerlei Leute	100

In allen

5.

393

B.

Ueber

## Ueber die Uhr zu Basel.

**G**emeinlich erzählt man sich nur als ein Märchen, daß die Baseler Stadenuhren desfalls eine Stunde früher als andere gehen, weil während des ehemaligen dortigen Conciliums die Herren Kirchenväter dadurch verleitet werden selten, des Morgens hübsch um so früher aus den Federn zu kriechen \*). Andere erklären es noch andere. Es mögen auch Legenden seyn. Ich habe nichts dawider. Nur wage ich darüber die Annernung, daß in den hiesigen Marschgebenden, besonders aber auf den verschiedenen in der Elbe zwischen Hamburg und Harburg belegenen Inseln, seit undenklichen Jahren nichts gewöhnlicher sey, als daß, so viel ich weiß, durchgängig jeder Landwirth, der hier allemhalben in so großer Menge täglich die Milch nach Hamburg verkauft, seine Hausuhr, so Winter als Sommer, wo nicht eine ganze, doch wenigstens eine halbe Stunde, jedesmal früher stellt, als andere ehrliche Leute ihre Uhren. Hier

in den Elbmarschen geschicktes Jahr aus Jahr ein, aus keiner anderen Ursache, als damit die Milchmädchen jeden Morgen vor Tage sein früh genug aufstehen, die Kühe melken, und der Hauswirth solchergestalt die Milch den Tag so früh sich nur irgend eine Dame in Hamburg an ihren Theetisch zu erheben beliebt, gleich nach Eröffnung des Baums, oder Hafens, zeitig genug in der Stadt verkaufen können. Nun sind zwar freilich so wenig Milch, als andere Mädchen, keine Kirchenväter. Das ist wahr. Aber Menschen sind sie doch gleichwohl alle: und zwar solche Menschen, deren Vereinigung und Vergleichen, bei und mit einander, selbst Päbste nicht ausgenommen, doch auch sonst bei andern Gelegenheiten, so ganz unerhört und unnatürlich nicht ist. —

Und so wäre denn das großmächtige Problem über die Baseler Uhr, durch die Bestätigung der zu allererst angeführten Meinung davon, bis zu einer nähern Wahrheit, glücklich solviret.

3.

W. Beckmann.

\*) E. noch neulich: Voyage dans la Suisse occidentale, par Mr. Sinner. Neuchatel 1781.

## Eine Art gute Lichter zu machen \*).

**S**iegn kan so wohl Hammel: als Mindertalg genommen werden, obgleich Hammeltalg der beste ist, nur sehe man sich vor, daß nicht vielerlei untereinander kömt. Diesen schneide man klein, thue 12 Pfund in einen Kessel, wozu drei Viertel Kannen Brunnenwasser gethan werden, und koche es so lange, bis er völlig vergangen ist, dann gieße man es durch ein Tuch, daß die Weiben und aller Unrath zurückbleibe. Nunmehr nehme man abermal 3 Kannen Brun-

nenwasser, 1½ Loth Alaun, 2 Loth Pottasche, u. 8 Loth gemeines Küchenalz, und lasse dieses in einem besondern Topfe auf dem Feuer zergehen, daß es eine Lauge werde. Diese Lauge wird unter den Talg gegossen, und wieder eine halbe Stunde zusammen gekocht, so ist solcher fertig. Hieron kan man gezogene oder gegossene Lichter machen, die die Russen in allen Stücken an Güte übertreffen. Die besten Lichte werden von halb leinen und halb baumwollenem Garn gemacht.

\*) Aus den Stralitzischen Anzeigen.

# Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Freitag, den 9ten Julius 1784.

Abhandlung über die Tulipanen. Von dem Königl. Preuß. Factor, Herrn Johann Chr. Daniel Küster.

Die Tulipanen können in fünf Sorten eingetheilt werden, als:

1) In Printanniers, oder Frühlingstulipanen, die man mit weißem und gelbem Grunde hat.

2) In gefüllte Tulipanen.

3) In Expectanten, oder Muttertulipanen.

4) In Tardives, oder spätblühende panaschirte Tulipanen, mit weißem Grunde, worunter die sogenannten By Bleumen Bay Rigaut & Primo gehören;

Und 5) In Tardives, oder spätblühende panaschirte Tulipanen mit gelbem Grunde, so man Bizarden nennt.

I. Die Frühlingstulipanen blühen 3 bis 4 Wochen eher, als die späten, und zwar zu gleicher Zeit mit den gefüllten Hyacinthen. Sie sind aber nicht so hoch von Stengel, noch so schön von Farben als die späten, und wurden im vorigen Jahrhundert, nach der Beschreibung einiger holländischer Blumisten, in sehr hohem Werth gehalten, jetzt aber achtet man sie nicht mehr so sehr, und setzt sie den spätblü-

henden oder tardives nach, ob sich gleich auch unter diesen Frühlingkindern, einige schöne Blumen befinden. Ich selbst besitze ein kleines, aber wohl ausgesetztes Sortiment von Frühlingstulipanen, worunter folgende besonders zu empfehlen sind, als:

1) Duc de Holstein, eine schöne frühe Bizarde, gelb mit schönem hoch roth gestreift.

2) Ma plus aimable, auch eine schöne frühe Bizarde, gelb mit roth gestreift, und großem Kelche. Sie blühet mit den einfachen Hyacinthen zu gleicher Zeit.

3) Aimable royale, blühet sehr schön, und ist weiß, mit roth gestreift.

4) Cerise royale, wie die vorhergehende, hat einen rechten runden und großen Kelch.

5) Bella Laura, weiß mit violetten Streifen.

6) Superintendente, weiß mit Purpur gestreift.

Diese und auch noch mehrere Sorten dürfen gar wohl unter den besten spätblühenden, in Ansehung ihrer

Schönheit ihren Platz behaupten. Nur leiden sie, wegen der im April noch oft einfallenden scharfen kalten Winde und Frost, sehr oft an ihren Blumen Schaden, jedoch läßt sich der größte Theil davon sehr gut im Winter zur Winterrflor bringen, welches die spätblühenden gar nicht thun wollen; ja man hat einige Sorten davon, die man schon zu Ausgang Decembers zur Flor bringen kan, als: Duc de Tholl, Claremond, Potrebacker, Dorothea blanche, Non Pareille &c.

II. Nach den Printanniern folgen die gefüllten oder doppelten Tulipanen. Ob diese gleich ein Beet ausnehmend zieren; von weitem sehr schön in die Augen fallen, die Mannigfaltigkeit ihres Gebäudes und Farben, einen angenehmen Anblick geben, und das Auge sehr ergötzen, so werden sie doch von den wenigsten Tulipanenfreunden so stark, als die spätblühenden einfachen Tulipanen geliebet, und man hat nur einige wenige Sorten die es verdienen, daß man sie mit den Tardives auf ein Beet bringet. Ich will davon die mir bekanten hier anführen.

1) Mariage de ma fille, hat einen hohen und starken Stengel, ist weiß und sehr schön mit roth gestammt.

2) Couronne imperiale, etwas kleiner als die vorbeuannte, sonst eben so schön.

3) Rosa mundi, weiß mit roth gestammt.

4) Belle panachée, sehr hoch von Stengel und stark gefüllt, gelb mit

einem schönen rothen Rande umgeben.

5) Salamander, desgleichen gelb mit roth, wie die vorhergehende.

6) Jonquille, wie eine gelbe Rose vom Ansehen.

III. Die Expectanten oder Mutterblumen, sind im Grunde nur schlechte und einfarbige Blumen, aber ein Tulipanenliebhaber, muß deren stets eine Menge im Vorrath haben, weil sie die besten und neuesten Sorten hervorbringen, und also dasjenige in Ansehung der neuen Sorten Tulipanen sind, was bei den Nelken, Aurikeln und Hyacinthen der Saame ist, ja man hat unter den besten gestreiften Tulipanen keine einzige, die nicht diesen Expectanten ihren Ursprung zu verdanken hätte. So schwer es auch ist, einfarbige Expectanten zu gestreiften zu machen, so muß ein Tulipanenfreund doch nicht müde werden, wenn er öfters einige Jahre vergeblich gehoffet und gearbeitet hat. Ich will davon meine Erfahrung und Beobachtung aufrichtig erzählen, wenn ich zuförderst diese Expectanten in 2 Sorten eingetheilt habe, als: 1) in diejenigen, daraus Bizarden oder gelbgründigte werden, und 2) in die, woraus weißgründigte entstehen.

Die Bizarden, oder gelbgründigte Expectanten, sind fast alle von einerlei Farbe, als kupferroth, oder bräunlichgelb. Sie haben unten im Grunde einen kleinen Zirkel, der unten im Kelche entweder gelblich oder bräunlichgelb ist. Diese Arten verändern sich aber alle, und werden, wenn sie ihre vollkommene



ne Größe erreicht haben, bunt mit gelbem Grunde, aber dennoch nicht besser wie vorher, da sie einfarbig waren, denn die raren Bizarden, die man im Werth hält, entstehen nicht aus diesen veränderten vollkommeneren erwachsenen Zwiebeln, sondern von deren Brut.

Die weißgründigen Expectanten sind entweder violetpurpur, blaßviolet, hellbläulich, kirschbraun, oder roth von Farben. Diese haben, anstatt daß jene einen gelben Fleck haben, einen weißen Fleck, oder einen grauen etwas weißen Fleck unten im Grunde des Kelches. Aus diesen entstehen die Tulipanen mit weißem Grunde und verschiedenen Farben, als die sogenannten Byh blömen, Baguet Primo & Baguet rigauté. Ehe ich nun bemerklich mache, wie man solche zu ihrer Veränderung bringe, muß ich wohl anmerken, woher man diese Expectanten erhält. Man erziehet solche entweder aus Saamen, oder man verschreibt sie von andern Blumisten um einen billigen Preis, weil sie nicht theuer sind.

Man kan den Tulipanensaamen von den besten gestreiften Hauptblumen, oder welches noch besser ist, von solchen Expectanten nehmen, von denen man aus Erfahrung weiß, daß sie schon schöne Sorten geliefert haben. Ich selbst nehme lieber den Saamen von Expectanten, und sehe genau darauf, daß er recht reif sey. Diejenigen Tulipanen, wovon ich Saamen aufnehmen will, bedecke ich mit keiner Decke. Der Saame muß bräunlich aussehen, wenn

er recht reif ist, und diese Farbe hat er ungefähr in der Mitte des Septembers.

Vor Ausgang Septembers muß man den Saamen wieder säen, denn er kan nicht lange ohne zu verderben, liegen.

Ich säe den Saamen in Töpfe einen halben Zoll tief in durchgeseibte fette Erde mit Sand vermischet. Die Erde muß ein Paar Jahre, ohne daß sie getragen, gelegen haben, und in dieser Zeit öfters umgegraben seyn, damit kein Unkraut darin bleibe. Die Töpfe grade ich reihenweise in ein Gartenbeet, das die Sonne den Sommer nicht gar zu stark und zu lange bescheinen kan, so tief ein, daß sie  $\frac{1}{2}$  Zoll hoch, mit der Gartenbeerserde bedeckt werden, welche Bedeckung aber, welches besser ist, von eben der guten Erde seyn muß, worin der Saame gesät ist. Den Winter über bleiben die Töpfe stehen, und werden nur mit etwas Moos bedeckt.

Im Frühjahr, im April, kömmt der Saame als Schnittlauch hervor. Das erste Jahr sind die Zwiebeln nicht viel größer als eine Erbse. Man darf sie im ersten Jahre nicht aufnehmen, und muß sie sorgfältig von allem Unkraut säubern, damit solches sie nicht ersticket. So lange sie noch grün sind begießt man sie zuweilen sanft, und wenn ja im Sommer einige davon von Erde entblößt liegen, siebt man wieder etwas gute Erde darüber, welches man das andere Jahr auch thun kan.

Das zweite Jahr, im Julius, nimt man die Zwiebeln, die nunmehr die

Größe einer kleinen Feldbohne erreicht haben aus den Töpfen, legt sie einige Wochen lang auf eine luftige Kammer, wo sie von der Sonne nicht bräunen beschienen werden, in recht trocken Sand ganz dünne auseinander, streuet etwas feuchte Erde, eines Fingers dick darüber, und pflanzt sie nach einigen Wochen in etwas größere Töpfe, die man wieder in Beete gräbt, oder legt sie auch gleich in Beete einen guten Zoll tief, aber auf solche Beete, auf die die Sonne nicht gar zu lange scheint.

Will man auch die kleinen Tulipanzwiebeln schon das erste Jahr aufnehmen, so muß man auf vorbeschriebene Art damit verfahren. Gut ist es, wenn man die Töpfe einen Finger breit mit altem gedörrten Pferdemist bestreuet.

Im zweiten Jahre müssen die kleinen Zwiebeln früher als die andern, und zwar vor Ausgang Julii, gepflanzt, und eben so, wie das erste Jahr, gewartet werden. Wenn man sie demnächst das dritte Jahr um Johannis aufnimmt, so verfährt man eben so mit ihnen, wie mit der übrigen Tulipanenbrut, jedoch thut man besser, wenn man sie alle Jahr, bis zu ihrer Flor, die ordentlich im fünften Jahre zum ersten male geschrehet, allein auf ein Beet pflanzt, um zu sehen, was man aus seiner Saat, die man Expectanten nennt, erhalten, und nach der ersten Flor beurtheilen zu können, welche man davon beibehalten, und welche man wegwerfen muß.

Alle die, welche gelbe oder olivenfarbige Köpfel haben, taugen nichts, denn es wird niemals eine schöne gestreifte Tulipane daraus. Ich habe wohl 24 Stück solcher Tulipanen länger als 6 Jahre besonders gepflanzt, und von ihrer angelegten Brut, keine einzige nur mittelmäßige gestreifte Tulipane erhalten, weswegen ich sie auch endlich alle wegwarf.

Nicht alle einfarbige Saamenblumen sind zur Veränderung zu bringen, und deswegen muß man diejenigen kennen, aus denen man was gutes zu hoffen hat. Obgleich die ersten Saamenblumen mehrentheils sich einander an Farbe gleich sind, so bringen sie doch bei ihrer Veränderung so verschiedene Blumen hervor, daß sie weder an Gestalt noch Schönheit einige Gleichheit mit einander haben.

Wer Verstand und Aufmerksamkeit hat, wird bald sehen, daß, wenn die Natur durch Vernunft und Fleiß unterstützt wird, man aus der einfarbigen Tulipane die fürtrefflichsten gestreiften von allen Farben erhalten kan.

Bei keiner Blume gehen die Blumen so weit von einander ab, als bei den Expectantentulipanen, um derselben eine Mannigfaltigkeit der Farben zu verschaffen. Einige geben vor, daß es ihnen durch gute Mischung der Erde von altem Pferdemist, Baumblättern und Sand geglückt wäre ihre Expectanten zur Veränderung zu bringen, andere nehmen Mergel, Misterde und Sand, und versichern sich guten Erfolg davon.

Ich habe beides etliche Jahre versucht, und kan auch nicht läugnen, daß ich durch beide Versuche, verschiedene schöne und neue gestreifte Blumen erhalten habe, aber, ob solches durch die Kunst allein, oder zufälliger Weise geschehen ist, kan ich nicht entscheiden. Indessen hat mich die Erfahrung gelehrt, daß der beste Erfolg meines Wunsches dadurch erreicht worden, wenn ich meinen Expectantentulipanen öfters fremde Erde gegeben, oder die Meinigen in andere Gärten und dagegen fremde in meinen Gärten gepflanzt habe.

Vor einigen Jahren ließ ich Gras zu einer Kabatte aus dem Torfe reifen, welches sehr sandigt war, und hierin pflanzte ich den Herbst darauf 300 Stück Expectanten, ohne es zu bemisten. Ich freuete mich sehr, da ich das Frühjahr darauf, fast die Hälfte dieser Tulipanen verändert sah. Ob es gleich nicht lauter schöne Sorten waren, so war ich doch zufrieden, da über 50 Stück die Kritik der feinsten Tulpenkenner ausbielten, allgemeine Bewunderung fanden, und mir daher mehr Freude in ihrer Flor, als alle meine übrigen machten.

Ich gebe diese schöne Veränderung, der noch nie getragenen Erde Schuld, und habe diesen Herbst einen zweiten Versuch auf eben diese Art gemacht, der zwar nicht vollkommen so glücklichte, womit ich indessen doch sehr zufrieden bin. Die beiden aufs neue aus dem Grase gerissene Kabatten, worauf ich den zweiten Versuch

machte, waren gerade hinter meiner Laube. Es war dieses Frühjahr sehr tiefer Schnee darauf gefallen, den die Sonne nicht wieder weglocken konnte, wodurch denn mehr als die Hälfte von den darauf gepflanzten Expectanten verdarb. Aus der andern Hälfte erhielt ich aber doch manche schöne veränderte Tulipane, die ich mehrentheils zwar schon habe, aber mir doch noch immer angenehm sind. Doch habe ich auch verschiedene ganz neue und schöne Blumen darunter erhalten, wovon ich die vornehmsten bekannt machen will, als:

a) Grotius, eine vollkommene und sehr schöne ganz schneeweiße Blume, gegen deren weiße Farbe sich alle übrigen Tuliponen verkriechen müssen; auf jedem Blatte recht egal mit dunkel schwarzbraun gestammt.

Sie macht einen vollkommenen Kelch, mit dicken und runden Blättern, und ist sowohl im Bau als Zeichnung eine der schönsten Tulipanen, die ich gesehen habe, und die gleich jedermann in die Augen fiel.

b) La Tendresse, eine sehr prächtige Blume mit weißem Grunde und sehr stark mit ponceau und rubin gestreift. Sie macht einen großen Kelch und fällt wegen ihrer schönen rothen Farbe vor allen übrigen in die Augen, nur schade, daß sie keinen recht hohen Stiel macht.

c) Rosa Superfine, eine herrliche Blume, hat weißen Grund mit rosa und kirchblütfarbenen Zeichnung, von einem süßreißlichen Blatt, großem  
Kelch

Kelch, hohen Stiel, und sehr egaler Zeichnung.

d) Charbonier, eine außerordentlich schöne und neue Tulipane in gelbem Grunde, die die Augen der Kenner so wohl als übrigen Blumenfreunde an sich zog, eine vollkommen schöne Violette. Sie macht einen sehr großen Kelch wie die beste Baguette primo, hat einen starken und langen Stiel, so, daß sie, wie der Flügelmann über alle übrigen wegragt, und ist von einem glänzenden gelb, mit feinen schwarzen Streifen geziert.

e) L'Importante de Zelle. Von dem Herrn Doctor Zhaer aus Zelle empfing ich im Herbst einige Baguetten, die ich mit auf vorbenanntes Beet pflanzte, weil ich sie ohne Namen von demselben erhielt. Unter diesen Tulipanen befand sich eine, die würdig ist beschrieben und bekannt gemacht zu werden. Sie ist aber mehr eine Seltenheit und Abweichung in der Natur, als eine wahre Schönheit, ob gleich die meisten, so meine Tulipanen besahen, ihre Augen mehr auf diese Blume, wegen ihrer Größe und besondern Farbenzeichnung vor allen meinen übrigen richteten. Sie ist eigentlich eine Baguette primo von sehr hohem und starkem Stiel auch großem Kelch, schneeweiß, und hat auf jedem Blatte recht in der Mitte einen accuraten breiten Streif, wie die englischen Wandblumen, nur daß dieser Strich fast wie einen halben Finger breit, und auf einem Blatte nicht breiter, als auf dem andern ist. Die

Farbe weiß ich nicht zu nennen. Sie ist nicht pfirsichblüt noch violett noch ganz purpur.

Nun folgen meiner Eintheilung nach, die Tardiven oder spätblühende gestreifte Tulipanen mit weißem Grunde. Ich theile solche wieder in drei Klassen ab, als die sogenannten Bykleumen, Baguette primo und Baguette rigaut.

Die Baguette primo & rigaut, sind unter allen Tulipanen die beständigsten, und werden auch aus den Expectanten erzogen. Ihre Schönheit wird nach ihren Kelchen und Farbenschattirung geschätzt, je feiner diese sind, je höher schätzt man sie, giebt ihnen darnach einen Namen und bestimmt ihren Werth nach ihrer Schönheit. Der Kelch der Baguette primo, ist der schönste unter allen Tulipanen. Das Gefäß ist vollkommen, und besteht aus 6 breiten runden wohl abgeschnittenen Blättern. Der Stiel ist sehr hoch, und es giebt wenige Tulipanen, die solche an Höhe übertreffen. Sie sind im Grunde weiß, und haben die beste dunkelbraune, mit purpur vermischte Farbenzeichnung.

Die Baguette rigaut, hat viel ähnliches mit der vorhergehenden, nur daß ihr Kelch noch größer als an jener ist. Er besteht öfters aus 8 Blättern, welche dann einen desto herrlicheren Kelch ausmachen, der Stiel ist aber nicht so hoch, als bei der Baguette primo, dagegen aber weit dicker und stärker als an jener. Ihre Farbe ist von einem schönen glänzenden ins schwarze fallenden braun



braun mit weißem Grunde. Diese beiden genannten Tulipanen, sind die beständigsten unter allen. Ich will von selbigen einige aus meinem Sortiment beschreiben.

Addison, eine fürtreffliche Baguette primo, sehr hoch von Stiel, schneeweiß mit purpur violetter Zeichnung.

Lyon, eine dergleichen schöne Baguette primo, nicht ganz so hoch von Stiel, aber doch recht fein und rein gezeichnet, von Farbe nach brennender als Addison.

Lord Howe, eine ausnehmend schöne Bay primo, die ich vergangenes Jahr erst aus einer Expectantenmutter erzogen habe, und einer meiner Lieblings primo Bay ist, weil sie einen Stiel über 3 Fuß hoch treibt, und einen großen regelmäßigen Kelch macht, welcher schneeweiß, mit glänzend braun gestreift ist.

Hugo Grotius, eine fürtreffliche Bay rigaut, hat einen außerordentlichen großen Kelch, und den größten unter allen Tulipanen. Sie wird ungefähr  $2\frac{1}{2}$  Schuh hoch, aber stehet auf einem recht dicken Stiel unbeweglich, ist schön weiß, mit einem ins schwarze fallenden Braun gestreift.

Chlarcke, gleichfalls eine ausnehmend schöne Bay rigaut, mit 8 Blättern, sehr starkem und hohem Stiel, ein Muster eines schönen Tulipankelches, weil die Blätter recht gerundet, breit und dicke sind. Sie ist recht brennend weiß, mit starken ins schwarze fallenden braunen Streifen abgetheilt. Diese schöne Blume habe ich

1782 aus einer Expectantenmutter erhalten.

Zaar de Russie, eine gleichfalls schöne Bay rigaut, von Bau und Farbe außerordentlich schön, wenn sie nur nicht noch etwas von ihrer Mutterfarbe beibehalten hätte. Ich habe sie aus Holland verschrieben und dafür 2 Gulden bezahlen müssen.

Die By Blumen haben alle weißen Grund, und sind entweder mit schwärzlich, oder braun, oder violet, oder gris de lin, oder rosa, cerise, ponceau, oder feu gestreift. Von allen diesen 8 Farben Abtheilungen, findet man in den By Blumen, und aus diesem Grunde schätzt man sie vor allen übrigen hoch. Je lebhafter und brennender die Farben sind, je besser sie schattirt sind, wenn sie 3 Farben haben, davon jede wohl abgetheilt und rein ist, und nichts von der Mutterfarbe behalten hat, auch wenn solche mit breiten und wohl geordneten Streifen gehörig panachirt sind, je höher schätzt man sie, und nennet sie vollkommene Tulipanen. Ich will einige, die als vollkommene By Blumen passen, aus meiner Sammlung beschreiben.

Boilluwin van Zudholland, hat einen vollkommenen Kelch, welcher sehr groß ist, mit dicken und runden Blättern, recht schneeweißen Grund, welcher sehr distinkt mit braunen Streifen abgetheilt ist, und nichts von der Mutterfarbe behalten hat, daher sie auch noch heute in Holland wenigstens 6 Gulden kostet.

2) Comtesse de Meufam, ist gleichfalls eine vollkommene Blume. Sie formirt einen sehr schönen Kelch, und hat das reinste weiß zum Grunde, welches sirtreflich mit Couleur de feu und ponceau gestammt ist. Noch jetzt kostet sie in Holland 8 Gulden.

3) Mère brune rectifié, eine der allerbesten Blumen, weiß mit schwarz sehr deutlich abgetheilt und gestreift, hat einen sehr hohen und starken Stiel, darauf ein schöner wohl geordneter großer Kelch siehet, der sich unter vielen seiner Kameraden schön auszeichnet. Diese gilt noch jetzt in Holland 8 Gulden, da man noch wenige ihres gleichen hat.

4) Niere brune, hat eben die Farbe und Bau, nur bei weitem nicht so regelmäßig. Ein Kenner wird sie leicht von den vorbergehenden unterscheiden.

5) Roy de Siam, eine ganz vorzüglich schöne neue By Blume, weiß, mit schwarzen Streifen panaschirt, die alle meine andern Tulipanen an der schwärzlichen Farbe übertrifft. Sie ist hoch von Stiel, groß von Kelch und wohl gerundet. Diese schöne Blume, die ich besonders unter meine Lieblingsreche, habe ich vor etlichen Jahren aus einer Expectantenmutterblume erhalten.

6) Gloria Mundi vrai. Alles was zu einer schönen Tulipane erfordert wird, findet man an dieser. Sie hat das reinste weiß, ist recht artig mit schwarz gestammt, sehr schön, und macht einen vollkommenen Kelch. In Holland kostet sie jetzt 15 Gulden.

7) Grand Cham, hat einen sehr großen Kelch, ist weiß, artig mit braun panaschirt, und gilt in Holland 5 Gulden.

8) La belle Financiere, eine sirtrefliche Blume. Sie macht zwar keinen großen Kelch, aber doch einen recht regelmäßigen abgerundeten, paradirt auf einem hohen Stiel, und ist weiß, welches mit ins blaue fallendem violet panaschirt ist. In Holland kostet sie 4 Gulden.

9) Rosa paerel Schaap, eine der vorzüglichsten Tulipanen, eine schöne und zierliche Blume. Sie ist weiß, rosenfarbig, mit Kirschblüt melirt, und sehr schön panaschirt. Noch jetzt gilt sie in Holland 10 Gulden.

10) Rosa quatre rectifié, eine sehr rare und prächtige Blume. Sie hat ein schönes weiß, welches sehr artig mit ponceau und Kirschblüt gestreift ist, und zeichnet sich wegen ihrer hohen Farbe, vor allen aus. In Holland kostet sie 10 Gulden.

11) Violette gris de lin, hat einen schönen Kelch, weiß, mit gris de lin und violet gestreift.

12) Incomparable Miller. Diese Art Tulipanen theilen die Holländer in eine besondere Klasse, weil sie den besten Kelch von allen Tulipanen haben. Ich besitze davon ungefähr 7 Sorten, so alle weiß mit glänzend braun panaschirt sind, als incomp. Miller, Lieve, Didon, Clorinde, Favorite, juweel & van Kampen.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 12<sup>ten</sup> Julius 1784.

Abhandlung über die Tulipanen. Von dem Königl. Preuß.  
Factor, Herrn Johann Ehr. Daniel Küster.

(Schluß.)

**N**un folgen endlich fünftens die Bizarden, oder gelbgrünlichen panaschirten Tulipanen. Daß diese gleichfalls aus den Expectantenmutterblumen entstehen, habe ich schon oben gesagt.

Diese Tulipanen sind entweder dunkel oder hellegelb im Grunde, und haben eine oder mehrere Farben von nachfolgenden 8 Couleuren an sich, als: schwärzlich, braun, cerise, roth, orange, violet, purpur und gris de lin. Je lebhafter und brennender diese Farben auf der gelben Grundfarbe gezeichnet sind, je schöner sind sie, und werden von vielen Blumenfreunden, den Bybleumen noch vorgezogen; ich sehe sie aber denselben wegen ihrer Unbeständigkeit, nach, denn diese Bizarden verwerfen sich oft gar zu leicht, und werden oft aus einer sehr schönen Blume; eine ganz schlechte, so, daß man deßhalb nicht selten Vorwürfe leiden muß.

Doch diejenigen Bizarden, deren feine Farben sich vorn an den Spitzen

der Blätter in Gestalt eines Bartes befinden, sind der Veränderung so sehr nicht als die wahren Bizarden unterworfen. Wider diese Verwerfung hat man bis jetzt noch kein sicheres Mittel erfunden. Nach meiner Ueberzeugung ist das beste Verwahrungsmittel, daß man sie alle Jahr in neues Land pflanze, welches ein Jahr vorher brach gelegen hat, und das nicht gar zu fett ist. In solchem Lande halten sie sich noch am längsten ohne auszuarten.

Ich will aus meiner Sammlung einige beschreiben, die den Beifall der Kenner behaupten, als:

1) Lyon, helle gelb, mit feinen schwarzen Streifen, schönem Kelch und hoch von Stiel, eine schöne Blume, die in Holland sehr geliebt wird, und desfalls 5 Gulden gilt.

2) Gloria mundi secunda, ganz brennend goldgelb, mit wenigen ganz schwarzen Streifen sehr regelmäßig gezeichnet. Eine der höchsten Blumen, die über alle wegragt, und einen

Kll

sehr

sehr großen recht regelmässigen Kelch hat. Diese schöne Blume habe ich vor zwei Jahren gleichfalls von einer Expectantenmuttertulipane erhalten. Sie ist meine beste Bizarde. Das besondere bei dieser Tulipane ist, daß ihre Zwiebel ein Jahr als Expectant in der Erde aus Versehen liegen geblieben war, weil sie mit unter die Senktulipanen gehört, die sich leicht tief in die Erde senken, und aus diesem Grunde war sie liegen geblieben; sie hatte sich vermehrt, und zwei tragbare Zwiebeln gemacht, welche aber zwei ganz unterschiedene Blumen hervorbrachten. Die eine brachte diese schöne Blume hervor, und die andere Zwiebel, die bei dem Herausnehmen mit dieser zusammen gewachsen war, war eine ganz mittelmässige Blume, hatte einen kleinen Kelch, und war mattgelb, dunkel, mit vielen schwarzen leicht in einander gestoffenen Streifen. Im vergangenen Jahr blühte die erste wieder recht schön, die zweite aber gar nicht, und hatte statt dessen drei Zwiebeln angelegt. Ich bin neugierig die künftige Flor davon zu sehen, ob sie sich verbessern, und ob diese drei angelegte Brutzwiebeln ihr gleich seyn, oder ob sie der beschriebenen ähnlich werden, da sie beide auf einem Stiel gewachsen, und den Anfang dieser kleinen Brut schon gemacht hatten. Diese 1784<sup>te</sup> Flor hat sich gezeigt, daß sie ganz andere Tulipanen geworden sind, als die beschriebene Gloria mundi secunda, ob sie gleich von einer Mutter kommen.

3) Louis L'Esroi rectifié, eine der allerbesten Tulipanen in gelbem Grunde, hat einen sehr hohen Stiel, und recht vollkommenen Kelch, ist sehr schön schwefelgelb, mit purpur und roth panaschirt. Sie gilt in Holland 5 Gulden.

4) Marquis de St. Simon, eine vollkommene schöne Bizarde, recht glänzendgelb mit braun und purpur regelmässig panaschirt, noch eine neue Blume. Sie gilt 8 Gulden holländisch.

5) Duc de Savoye, gleichfalls eine schöne Bizarde, helle, citronengelb, mit violet und gris de lin panaschirt, macht einen sehr hohen Stiel und Kelch.

6) Ray de Bizardes, ist eine der allervollkommensten Tulipanen, von einem regelmässig schönen Kelch, der auf einem sehr hohen Stiel prangt, und von schönem citronengelben Grunde, prächtig mit hochroth panaschirt. Kostet in Holland 4 Gulden.

7) Ruban St. Louis rectifié, auch eine schöne Tulipane, recht dunkel, goldgelb, mit cerise, oder Kirschblüt gestreift, mir schade, daß sie bei großer Hitze leicht in eins fließt.

8) Orion, eine vorzüglich schöne Bizarde, so ich vergangenes Jahr aus einer Expectantenmutterblume erhielt. Als ich diese Blume ausblühen sahe, fremete ich mich nicht wenig, wie ich sie so regelmässig und scharf gezeichnet fand. Sie war recht glänzend dunkel goldgelb, schwarz und roth gestreift. Schade, daß sie sich ihrer Fein-



Feinheit und hohen Farbe und der eben einfallenden außerordentlichen Hitze wegen nicht lange halten konnte, sondern ihre Farben bald in einander flossen. Ohne diesen Fehler ist sie eine der allervollkommensten Bizarden. Vieleicht hält sie sich künstige Flor besser, da bekanntlich der vorherjährige Sommer alle Tulipanen leicht fließend machte.

Die Tulipanen können in ihrer Flor kein langes Brennen der Sonne, noch Regen leiden, sonst werden sie schlaff, und ihre Farben fließen in einander. Auch der Honigthau, der um diese Zeit öfters fällt, beschmücket sie sehr leicht, und macht durch seine Fettigkeit, daß sich die hohen Farben gänzlich verlieren, und in einander fließen, so, daß eine Tulipane, die den Tag vorher sehr schön ist, auf einmal alle ihre Schönheit verliert. Um dieses zu verhindern, muß man seine Tulipanen bei heißem Sonnenschein oder Regen bedecken, und nur gegen 4 Uhr des Nachmittages öffnen. So bald aber die Blätter davon anfangen abzufallen, muß man die Bedeckung ganz abnehmen, weil die Zwiebel dann Feuchtigkeit gebraucht, auch wieder freie Luft und Sonne haben will, wenn sie sich vermehren soll. Man thut sehr wohl, wenn man von denjenigen Tulipanen, wovon man keinen Saamen aufnehmen will, den Saamenknopf abschneidet, damit die Zwiebel größer werde.

Am besten blühen und vermehren sich die Tulipanen, wenn man dazu

Beete nimm die das vorbergehende Jahr ganz brach gelegen haben, und worauf in der Zeit die Erde öfters umgegraben worden. Man vermischet die Gartenerde auf den Beeten mit alten ganz zu Erde gewordenen Kuhfladen, und etwas wenigem Sande, und läßt sie durch ein Gartensieb laufen. Auch kan man Gassenkoth aufschlagen, solchen in den Garten an einen sonnenreichen Ort bringen, daselbst wenigstens ein Jahr hingeschüttet liegen, solchen alle 4 Wochen umgraben, und dann durch ein Gartensieb, mit der andern Gartenbeetserde, und etwas Sand vermischet, laufen lassen. Auch kommen die Tulipanen recht gut fort, wenn man die ordinaire Gartenerde mit dem vierten Theil Mergel vermischet, sie wenigstens 1 Jahr im Garten liegen, und öfters umgraben läßt; alsdenn aber die Zwiebeln darauf pflanzt, worin sie recht große Kelche und Stiele machen.

Man hüte sich frischen Mist und Erde, so in tiefen Brunnen oder Löchern gelegen hat, zu nehmen, denn solches können sie gar nicht vertragen.

Man muß auch seine besten Tulipanen alle Jahr aufnehmen, und sie nicht 2 Jahr hinter einander in einerlei Erde pflanzen oder stehen lassen. Wer seinen Tulipanen noch mehr zu gute thun will, der lege vier Wochen vor der Pflanzung auf die Beete einen Fuß hoch alten Pferdemist, darauf werfe er dann die gute präparirte Erde, und umschütte beim Einsetzen jede Zwiebel mit Sande, wodurch die Schalen zä-

ter werden, doch ist dieses Sand: umschütten keine absolute Nothwendigkeit.

Die beste Zeit die Tulipanen zu pflanzen ist im Anfang des Octobers, wenn trockenes Wetter ist. Man pflanzet sie 3 Zoll tief, und dazu kan man sich einen Blumenbohrer machen, damit ein Loch so tief als das andere werde.

Den Herbst oder Winter muß man seine Tulipanen bedecken. Wenn sie aber zu Ausgang Februars oder im Anfange des März anfangen aus der Erde zu sprossen, und die Keime noch jung sind, so ist es nöthig, sie vor hartem Frost und ungestümen Wetter zu schützen, denn wenn der Keim aus der Erde naß steht, und befriert, hernach oberwärts wieder aufthauet, und unten geforen bleibt, und dann wieder oben frieret, so beschädiget die Kälte den Keim der Tulipanen und verursacht einen Kanker, dadurch die Zwiebel krank wird, und wenn man ihr nicht durchs Aufnehmen zu Hilfe kömte, ganz ausgehet und verdirbet. Man kan in diesem Unfall den verdorbenen oder falschen Keim wodurch so manche schöne Tulipane verloren geht, als einen Spargelstengel aufziehen. Um aber diese Krankheit einigermaßen zu verhindern, da es nicht möglich ist, sie gänzlich zu verwehren, will ich meine Behandlung sagen. Ich bedecke meine Tulipanen keime zu Ausgang des Februars des Nachts und am Tage, wenn es hart frieret und stürmiches Wetter ist, mit Strohdel:

ken, damit die Keime nicht befrieren noch naß werden.

Bisweilen pflegen auch bei scharfem durchdringendem dürrem Winde, die Tulipanen ihre Blütknospen abzuwerfen. Dieses zu verhindern, muß man sie mit lauwarmem Wasser begießen, und vor Frost schützen.

Noch einer anderen Art von Krankheit, die man Merzpflocken nennt, sind die Tulipanen unterworfen. Man erkennet sie daran, wenn die Blätter anfangen krumm oder schief zu werden, sich zusammen rollen und nicht dem andern Laube der Tulipanen gleich wachsen. Hiebei muß man nicht saumselig seyn, und die Blätter, daran man dergleichen verspürt, gleich abschneiden, um zu verhüten, daß das Uebel nicht in die Zwiebeln gehe, denn wenn die gekrümmten faulen Blätter daran bleiben so gehet es bis in die Zwiebel, die alsdenn vergehet. Man muß diese Zwiebeln daher auch etwas früher als die übrigen aus der Erde nehmen, und in eine schattige Instige Kammer in Sand legen, auch zuweilen den Sand ein wenig anfeuchten, und sie darin bis zum Herbst zur Verpflanzung aufbewahren, doch muß das Anfeuchten des Sandes, nur bis im August geschehen, und nur sehr wenig, so erholen sie sich leicht wieder. Auf eben diese Art kan man auch mit denjenigen Tulipanzwiebeln verfahren, die einen falschen Keim, oder Kanker im Frühjahr haben. Man muß solche gleich aus der Erde heben und auspugen, sie dann in feuchtem Sande auf:

aufbewahren, auch wohl etwas Erde darüber streuen, da sie sich dann öfters wieder erholen.

Noch einer Krankheit ist die Tulipane unterworfen, und diese erfordert ein genaues Auge, weil sie die Tulipanen erst angreift, wenn sie eben aufbrechen wollen, und der Zwiebel eben so wohl schädlich, als dem Keim ist. Dieses Uebel nennt man den weißen Krebs. Man erkennet solchen, weiß auf den grünen Blättern einige weiße Flecke zum Vorschein kommen, und man solche nach einigen Tagen da trocken werden siehet. Diese muß man sogleich ausschneiden, wenn es auch mit samt der Blume geschehen müßte, denn wenn dieser Krankheit nicht zeitig durch das Ausschneiden gewehret wird, so gehet es bis in die Zwiebel, und macht solche krank. Gehet die Zwiebel auch nicht gleich davon aus, so erholt sie sich doch nicht wieder, sondern kränkelt einige Jahr bis sie endlich stirbt.

Dieses wären also die vier Krankheiten, denen die Tulipanen unterworfen sind. Sie sind leichter zu kuriren, als bei den Hyacintben. Die Tulipanen werden aus der Erde genommen, wenn die Blätter gelb werden, und der Blumenstengel dürr geworden ist; denn läßt man sie zu lange liegen, und es fällt viel Regenwetter ein, so vermindern sich die Zwiebeln, und gehen leicht an, doch muß man darnach sehen, daß, wenn einige zu frühzeitig trocken werden, man sie auch eher anhebe, und nicht so lange als die andern in der Erde liegen lasse.

Wenn man sie aus der Erde genommen hat, legt man sie auf eine lustige Kammer ohne Sonnenschein aus einander, und sind sie da trocken geworden, so reiniget man sie von ihrer äußeren Schale, und läßt sie bis zur Verpflanzungszeit liegen. Doch muß man die kleine Brut etwas früher pflanzen, welches am besten im Ausgang Augusts geschehen kan. Es trägt sich bisweilen zu, daß eine Tulipanenzwiebel schlaff und welk wird. Wenn man solches merkt, so nimt man etwas feuchte Erde aus einem Küchenbeete, und schüttet solche in einen Schachteldeckel, legt die welken Zwiebeln darauf, und beschüttet sie einen Zoll hoch mit eben der Erde, läßt sie darin 8 oder 14 Tagen liegen, bis sie wieder feste werden. Man kan auch bei sehr trockener Witterung, diese Erde wieder aufweichen. Thut man dieses nicht, so schadet es zwar der Zwiebel nichts, aber sie wird schwerlich das künftige Frühjahr blühen.

Man hüte sich, daß man ja seine Tulipanenzwiebeln, in keine dumpfichte oder feuchte Kammer lege, denn darin werden sie leicht schimmlich. Will man ja eine Tulipane mit samt ihrer Blüte anheben, um sie in ein anderes Beet, oder in einen andern Garten zu pflanzen, so muß man sich dazu eines Blumenbohrers bedienen; wer ein solches Garteninstrument nicht hat, der thut besser, wenn er das Anheben bis zur Verblüthung unterläßt.

Dieses wären meine Erfahrungen die ich von den Tulipanen, bei mei-

ner 20jährigen Bearbeitung gemacht, und die ich den Blumenfreunden geräulich bekannt gemacht habe.

Da ich in der Nelkenflor 1782 verschiedene wichtige Versuche mit mei-

nen Nelken durch die künstliche Befruchtung gemacht habe, so werde ich den Erfolg davon, nach der diesjährigen Nelkenflor geräulich bekannt machen.  
Osterwieck.

## G. sammelte Kunsttariffe und Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen der Liebhaber der Naturhistorie.

(Aus dem London Magazine übersetzt.)

1) Man weiß, daß es bei der Reinigung der Seeschnecken auf gewisse Behandlungen ankommt, welcher man nicht anders als durch die Erfahrung recht inne werden kan. Man weiß, daß alle diejenigen, welche eine unebene oder stachelichte Oberfläche und kalkartige Rinde haben, hauptsächlich durch hinlängliche Anbringung des Scheidewassers, welches man abbrausen läßt und dann abspült, und durch den Gebrauch scharfer Bürsten von verschiedener Art, und zarter Feilen, abgezogen werden; und daß man hingegen die Voluten und andere mit einer zähen Oberhaut bekleidete zuförderst vermöge einer Feile, Messers, oder scharfziehenden Schleifsteines, entblößen muß, ehe das zu deren völligen Reinigung nöthige ganz schwache Scheidewasser darauf eingreifen kan. Allein das Mittel den gereinigten Conchilien eine rechte Politur zu verschaffen ist nicht so allgemein bekannt. Bester Tripel, oder das Poliren mit feinen Bürsten ist selten hinlänglich, und giebt nur einen matten Glanz. Das rechte Geheimniß besteht darin, daß man einen klei-

nen Theil der gereinigten Schnecke, welche ganz trocken seyn muß, nach dem andern geschwind mit Vitriolöl bestreicht, sehr feinen englischen Tripel, womit das Kupfer polirt wird, darüber streut, und die Stelle unverszüglich mit einem Lappchen stark reibt, oder mit einer weichen und sehr dichten Bürste, wenn man mit dem Finger nicht dazu kommen kan, polirt. Wenn dieses über die ganze Schnecke geschehen ist; so polirt man noch mit trockenem Tripel nach.

Die Nachrichten, welche übrigens der Herr d'Argenville in seiner Conchiliologie von der Reinigung der Conchilien mitgetheilt hat, und welche in dem 8<sup>ten</sup> Stücke der physikalischen Belustigungen übersetzt stehen, sind größtentheils sehr gut und verdienen von jedem Liebhaber nachgelesen zu werden.

2) Die Sammlungen von Conchilien sind in unsern Tagen fast unzählbar, und die Menge und Verschiedenheit von Schaalen, welche seit einem Jahrhundert aus allen Meeren und von allen Küsten nach Europa geführt worden, übertrifft alle Einbildung.

Den:



Dennoch ist bisher noch immer eine Sammlung derjenigen Thiere, von welchen jene Schalen nur ein Theil sind, in den Cabinettern der Liebhaber eine Seltenheit, und was man auch davon hin und wieder aufweisen kan, pflegt so unvollkommen und durch die Wirkung des Weingeistes, worin man diese sehr reizbaren Geschöpfe gerödtet hat, dermaßen verunstaltet zu seyn, daß es nicht viel mehr als gar nichts bedeutet. Man wird also mit Vergnügen erfahren, daß Mittel um diese Thiere zu tödten gewählt werden können, welche ihnen nicht erlauben ihre Theile völlig zusammen zu ziehen, sondern diese wenigstens einigermassen sichtbar bleiben, und wodurch man die also gerödteten Thiere zu Cabinetstücken tüchtig erhält.

Bei den zweischaligen Seeemuscheln ist nichts weiter erforderlich, um das Thier in gestreckter Gestalt und mit offenen Schalen leblos zu machen, als daß man sie in süßem Wasser weichen läßt, da sie denn gar bald absteigen, und in Brantwein aufgehoben werden können.

Allein die Thiere einschaliger, besonders gewundener Seeschnellen ziehen, auch sogar, wenn man sie nur in ein Wasser bringt, welches ihnen nicht gesalzen genug ist, ihre Fühlhörner ein, und ihren Körper fast ganz in die Schale zurück. In stehend heißer Wasserlösung von Opium thun sie eben dieses, und obwohl es bei kleinen Schnecken thieren damit zuweilen noch ziemlich glückt, daß

man sie außer den Schalen erhält, so gehen doch wenigstens die kleinen Theile und ihre rechte Figur dabei verloren.

Hingegen habe ich durchgängig gefunden, daß Seeschnellen sowohl, als die ans süßem Wasser, wenn man sie in dem ihnen natürlichen Element gelassen, und nach und nach eine starke alkalische, mit gemeinem Regenwasser oder Kalkwasser bereitete Lauge darin getropfelt, bis sie sich zusammen zu ziehen angefangen haben, in kurzer Zeit in ziemlich natürlicher Gestalt, selbst oft mit völlig ausgestreckten Fühlspitzen, gestorben sind.

Liebhaber, die also Gelegenheit haben lebendige Seeschnellen zu sammeln, können sich dieses Mittels bedienen, um selbige des Aufhebens werth zu machen. Man kan auf eben diese Weise mit andern Wasserthieren, die sich sonst nicht leicht ohne Zusammenziehung ihres Körpers, tödten lassen, dergleichen zum Exempel die blumenförmigen Medusen (Priapi Lin.) sind, verfahren; und obwohl ich nicht versichern kan, daß die Lauge solche auf alle diese Thiere eine gleichförmige Wirkung äußern solten, so ist dieses doch sehr wahrscheinlich, und kan allerdings bei Gelegenheit versucht werden.

3) Der schönste Zierrath einer Insektensammlung, sind unstreitig die Schmetterlinge. Die Kunstgriffe bei deren Sammlung, Tödtung und Zurichtung die nicht durchgängig bekannt sind, und einem eifrigen Sammler nützlich:

nützlich seyn können, sind von andern weitläufig genug ausgeführt.

Bekanntermassen ist kein besseres Mittel um schöne und wohl conservirte Stücke für eine Sammlung zu erhalten, als dieses, daß man die Raupen sammelt, und bis zum geflügelten Stande erzieht. Nun giebt es viele Arten von Schmetterlingen, deren Raupen man selten oder fast nie zu sehen bekommt, besonders solche, die sich auf Bäumen nähren. Da ist nun kein bewährteres Mittel um sich alle Raupenarten eines Baums zu verschaffen, als wenn man im May, Junius und Julius, als der besten Zeit für die Raupensammlung, fleißig des Morgens beim Aufgang der Sonnen, oder nach einem kühlen Gewitterregen in die Wälder, Gärten und Alleen ausgehet, ein großes weißes Tuch oder Laken unter die am trockensten und freiesten stehenden Bäume, auf welchen die meisten Raupen zu seyn pflegen, ausbreitet, und entweder einen Haken auf den Baum hinauf schiebt, der mit einem langen Stock alle Zweige wohl schlägt, oder mit einem starken an einem Stabe befestigten Haken jeden Zweig heftig geschwind und zu wiederholten malen schüttelt. Die Raupen sind von der natürlichen Kälte des Morgens, und bei kühler Witterung gleichsam erstarrt, und halten sich mit ihren Füßen nicht sonderlich fest. Daher schütteln auch die Gewitterstürme eine Menge Raupen von den Bäumen ab. Durch obiges Mittel nun wird man viele Raupenarten erhalten, die man sonst nie,

oder höchst selten, zu Gesichte bekommen würde.

Von denjenigen Puppen, die sich unter der Erde verwandelt haben, gehet den Liebhabern ein großer Theil aus Mangel gehöriger Fürsorge verloren. Hält man sie zu trocken, so kommen viele gar nicht, oder als Krüppel zum Vorschein; den gehörigen Grad der Feuchtigkeit aber zu geben, gelingt noch weit seltener. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß nichts zuträglicher ist, als wenn man den Raupen in die Gläser oder andere Gefäße, worin man sie will verwandeln lassen, nicht mehr als einen Daumen hoch frische Gartenerde mit Sand vermischt legt, und darüber frisches, aber von Insekten wohl gereinigtes Moos, etwa drei Finger hoch, ziemlich locker wirft. Bis in den Herbst kan man unterweilen das Moos ein wenig mit Wasser besprengen, weiter hin aber läßt man es ganz unberührt und unbefeuchtet in einem Keller stehen. In einem solchen Winterbett werden wenige Puppen verloren gehen, auch die zärtlichsten, z. E. die von der Disanderraupe nicht. Man muß nur im Frühling die Gläser bei der ersten schönen Witterung wieder aus den Kellern nehmen, und an einen bedeckten Ort, bloß mit dünnem Flor verbunden, oder mit einem Siebe bedeckt, an die Luft stellen. Daß man einige raube Zweige von Bäumen gerade in die Gläser stellen müsse, an welchen die ausgeschlupften Zweifalter in die Höhe kriechen können, versteht sich von selbst.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Freitag, den 16ten Julius 1784.

Gesammelte Kunstgriffe und Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen der Liebhaber der Naturhistorie.

(Schluß.)

**S**ie bekommt ein Liebhaber von auswärtigen Freunden, besonders aus Indien, schöne und seltene Arten von Schmetterlingen geschickt, welche man aber nicht, da sie noch frisch waren, in eine solche Lage zu bringen die Vorsicht gehabt hat, daß sie einer Sammlung zur Zierde seyn könnten. In solchen Fällen pflegen viele die trockenen Schmetterlinge so lange mit dem Dampf von heißem Wasser zu bähnen, bis die Einlenkungen, besonders der Flügel, bewegsam werden. Dieses aber ist nicht nur eine höchst langweilige Arbeit, sondern man verdirbt auch oft dadurch die Glätte, besonders des wolligten Weßens der Flügel und Leiber; zu geschweigen, daß man bei recht ausgetrockneten Insekten lange umsonst bähnen wird, ehe man die Glieder wiederum zu einer gehörigen Biegsamkeit bringt. In solchen Fällen nun wird man niemals fehlen, wenn man einige Tropfen alcoholisirten Weingeists mit einem Pinsel an die Gelenke der Flü-

gel laufen und nur einige Minuten einsaugen läßt. Man kan durch Wiederholung dieser Proccedur die Gelenke endlich eben so schlaff machen, als sie bei dem frischen Insekten waren. Allein, man hat eine so große Biegsamkeit nicht nöthig. Ein Paar Tropfen, und einige Minuten Zeit, sind gemeinlich schon hinlänglich um das Insekt mit Behutsamkeit in diejenige Richtung zu bringen, in welcher man es zu haben wünschet; da man es denn auf einem tief gesuchten Brette mit übergespannten Kartenblättern befestigt, und auf die gewöhnliche Art trocknen läßt. Wenn der Alcohol an die Flügel läuft, so wird er zwar wie Del von denselben eingesogen, allein die Farben leiden dadurch nichts und der Fleck vergehet eben so geschwind, als der Alcohol verfliegt. Bloß die grüne Farbe einiger ausländischen Schmetterlinge pflegt zuweilen davon zu leiden. Allein auch diese wird nichts zu befürchten haben, wenn man statt des Alcohols, Aether bekommen kan,

der die verlangte Wirkung noch weit schneller leistet, und geschwinder wieder abrancht.

Theils um den Liebhabern zu zeigen, wie sie einander zuweilen einen angenehmen Betrug spielen können, theils auch um dieselben vor den hin und wieder im Schwange gehenden Betrügereien solcher Leute, die mit den Insekten würllichen Handel zu treiben anfangen, in Sicherheit zu stellen, will ich hier einer leichten Art gedenken, um allerlei Farben und Flecken so auf die Flügel der Schmetterlinge bringen zu können, daß solche wie natürlich aussehen. Man hat zu dem Ende nichts weiter nöthig, als die verlangten Farben mit dem Spiritu matico der Apotheken, welches ein mit harzigten Theilchen geschwängertes Weingeist ist, zu verdünnen. Alle Flecke und Zeichnungen, die man mit den also angemachten Farben anbringt, haften nicht nur trefflich, und laufen gar nicht aneinander, sondern sie schlagen auch bis auf die untere Seite der Flügel oft so sanft durch, daß dieselben nur desto natürlicher lassen, weil auch die natürlichen Zeichnungen gemeinlich auf beiden Seiten einerlei, nur an der untern schwächer sind. Man kan, um die Verfälschung desto symmetrischer zu machen, besonders, wenn man im Zeichnen nicht geübt ist, sich an den natürlichen Zeichnungen halten, und nur gewisse Ecken, Streifen oder Flecke mit einer ungewöhnlichen und unnatürlichen Farbe ausfüllen, um aus einer ganz bekanten Art von Schmetterlingen eine den begierigen Liebhaber

blendende und außer sich setzende Seltenheit zu machen.

Man bekommt oft ausländische Schmetterlinge, deren Leiber fast ganz von den Würmern verzehret und nur die Flügel noch übrig sind. Um diese schönen Reste zu bewahren giebt es zwei Methoden. Einige zeichnen einen Schmetterlingsleib auf eine vier-eckigte Karte oder Papierblatt, und kleben die Flügel, und wenn man sie hat, die Fühlhörner, in der gehörigen Lage daneben, legen sodann eine Glasscheibe darüber, und fassen dieses halb natürliche Gemälde, entweder mit buntem Papier oder einem Rahmen ein.

Noch bequemer zum Aufheben ist es, wenn man die Stelle der Schmetterlingsflügel, die man aufheben will, auf ein Papier zeichnet, den bezeichneten Raum, welcher genau so groß, als die Flügel seyn muß, mit einer starken Solution von arabischem Gummi bestreicht, die Flügel mit derjenigen Seite, welche man auf dem Papier vorgestellt haben will, darauf legt, und alles zwischen zweien glatten Brettern oder Spiegelplatten mäßig preßt. Nachdem alles trocken ist, nimt man das Papier vor, und da lassen sich die Flügel leicht mit einem dünnen Federmesser ganz abheben, so, daß nichts als der farbige Staub der einen Seite, mit einem ungemein zarten Häutchen überzogen, liegen bleibt. Alsdenn malt man mit Farben den Leib des Schmetterlings zwischen die Flügel auf das Papier hin und umgiebt selbiges mit Linien. Solchergestalt kan man sich, obwohl etwas mühsam, gan:



ganze Sammlungen von Schmetterlingen verfertigen, die sich, wie getrocknete Pflanzen in einem Buche aufheben lassen. Alle Oele und starkriechende Sachen, welche man zur Verwahrung einer Insektensammlung, wider Motten, Fleischwürmer und Staubläuse, empfohlen hat, sind nicht hinlänglich um alle diese schädlichen Gaste abzufalten, wenn nicht die Schiebkästchen, worin man die Insekten unter einer Glasscheibe bewahrt, recht dicht sind, und über dem fleißige Aufsicht dazu kömmt, und man ein jedes Insektchen, daß sich in die Sammlung eingeschlichen haben wird, so gleich durch Tränkung des beschädigten Stückes der Sammlung mit Alcohol zu tödten sucht. Um so viel möglich die feindseligen Insekten von den Sammlungen zu entfernen, und gleichsam alle Bitterung, wodurch solche angelockt werden könnten, zu zerstören, ist nichts so wirksam, als Campher, wovon man Stücke, mit Nadeln durchbohrt in den Schiebkästchen befestigt, und so oft sie sich verzehren, mit frischen Stücken verwechselt. Um nächstdem zu verhindern, daß sich die kleinen schädlichen Holzböcke (*Cerambyx fur,*) oder deren Würmer nicht durch das Holz der Schiebkästchen hinein zu den Insekten nagen, ist keine bessere Vorsicht möglich, als wenn man die Kästchen von Eichenholz verfertigen und recht stark mit Leinöl tränken läßt, welches auch ein sehr gutes Ansehen giebt. Um die Nadeln befestigen zu können, müssen die Kästchen inwendig entweder mit dünnen

Korkplatten, oder mit einem Wachsboden versehen werden.

4) Eine lustige Art, Fische aus einem Teiche mit Angeln zu fangen, ist, wenn man mehrere Fäden mit Angeln entweder an aufgetriebenen Blasen, oder an den Füßen einiger Enten befestigt, jede Angel mit Nas versehen und also ins Wasser läßt.

Vögel, besonders Falken und Krähenarten, sind auf eine leichte Art zu fällen, wenn man im Freien Stücke Fleisch oder Nas, so in einer mit Wein gemachten Infusion von Brechnüssen (*Nux vomica,*) getränkt sind, austreuet. Erfahrene Leute haben mich versichert, daß, wenn man denen hievon todt zur Erde fallenden Vögeln bei Zeiten zu Hülfe komt, ihnen etwas Salatzöl eingiebt, und den Kopf mit starkem Weinessig wäscht, selbige wieder ausleben und genesen sollen.

Fledermäuse, auf deren verschiedene Arten aufmerksam zu seyn, man durch die schönen Entdeckungen des Herrn Daubenton sollte aufgemuntert werden, kan man in einem Sommerabend nicht häufiger sammeln, als wenn man sie mit einer hin und her bewegten Fackel anlockt, und durch Nebensiehende mit Strauchwerk niederschlagen läßt.

5) Es wäre zu wünschen, daß man Arten von geistigen Feuchtigkeiten bestimme, worin man allerlei Raupen, besonders die glatten, grünen, ohne Verlust ihrer Farbe aufbewahren könnte. Allein, eine einige ausfindig zu machen, welche allen Arten von Raupen, ohne Unterschied, ihre Farben

erhalten sollte, ist schwerlich zu hoffen. Graue und gelblichte Raupen, deren Farben im gemeinen Weingeist theils verbleichen, theils schwarz werden, habe ich im Honiggeist (Spir. mellis,) recht schön erhalten. Allein grüne Raupen schont er nicht. In zweimal abgezogenem Orangeblüthwasser (Aqua Naphæ,) habe ich grüne und gelbe Raupen, ohne den geringsten Farbenverlust, eine Zeitlang aufgehoben. Allein, weil dieses Wasser nicht spirituos genug ist, so wurden diese Raupen nach und nach weich und verdarben. Einige Farben, die sonst verbleichen, z. E. die rothe an der Weidenholzraupe, die graue an der Fichtenraupe, sind in dem ätherischen Terpentinöl sirtrefflich geblieben.

Der Aether (Naphtha Nitri,) ist meines Bedünkens die einzige Feuchtigkeit, worin alle Arten von grünen Raupen, ohne Farbenverlust erhalten werden könnten. Einige Versuche, die ich damit gemacht, haben fast alle Erwartung übertroffen; allein, theils die Kostbarkeit dieses flüchtigen Geistes, theils das geschwinde verrauben desselben, welches sich auch durch hermetische Sigillation fast nicht verhindern läßt, machen den Gebrauch desselben etwas bedenklich. Die Eigenschaft des Aethers, vermöge deren er aus den Seidenstoffen alle Flecken ohne Verletzung der alljährlichsten Farben, wegnimt, hat mir zu meinen Versuchen Anlaß gegeben.

6) Um ein blaues Siegelwachs zu verfertigen, welches eine schöne Farbe besißet, wird man alle Mühe, und auch

die besten Farben verschwenden, wenn man nicht das Gummi Lacka, welches eins der Hauptingredienzen des Siegelwachs ist, vorher entweder durch die Kunst, oder durch ein langsames Bleichen in der Luft und mit Begießen, wie das Wachs, vorher weiß macht. Wenn man mit also gebleichtem Gummilack, Siegelwachs bereitet, und schönes Berliner Blau darunter mischt, so wird man eine herrliche himmelblaue Farbe erhalten, welche sonst mit der gemeinen Materie unrein und grünlich werden würde.

7) Zur Einsprühung besonderer kleiner Blutgefäße, z. E. der Ader, welche zur Augenlinse läßt, (Arteria centralis oculi,) der Gefäße in den Lungen der Thiere, und Kiefern der Fische, kan man keine bessere und mehr eindringende Materie wählen, als die Solution von gleichen Theilen Gummi Elemi und Sandarach, in Alcohol, wovon nur so viel hinzu gethan werden muß, als nöthig ist, um den Gummi aufzulösen. Thut man unter diesen Firniß eine starke Portion ganz fein zerstäubten Zinnober, so bekömt man eine Injection, die man lauwarm einsprizen kan, welche bald ihre Flüssigkeit verliert, und nicht wie der keim, Hausenblase, und Terpentinöl die kleinen Gefäße beim Trocknen halb leer läßt.

8) Bei der Untersuchung kleiner Wasserthiere ist nichts verdrießlicher, als daß man das Wasser in den Gläsern, worin man sie beobachtet, oft erneuern muß, damit es nicht stinkend werde. Ich kan daher nicht umhin,

hin, den Liebhabern solcher Beobach-  
tungen ein nicht durchgängig bekanntes  
Mittel anzuzeigen, um das Wasser  
nicht nur in geräumen, sondern auch  
in kleinen Gläsern, ohne Mühe frisch  
zu erhalten. Man darf zu dem En-  
de nur die Oberfläche desselben mit  
ausgesuchten, frischen, kleinen Meer-  
linsen dergestalt bedecken, daß selbige  
sich zwar berühren, aber nicht über-  
einander zu liegen kommen. Diese  
Pflänzchen ziehen das vegetabilische  
aus dem Wasser, welches zur Fäulniß  
den ersten Anlaß giebt, an sich, und  
wenn man das Wasser nur von Zeit  
zu Zeit erfrischt, und dahin siehet,  
daß man den Abgang der etwan ver-  
derbenden Linsen durch frische ersetzt,  
so kan man viel Monate lang einerlei  
Wasser, wenn es auch voll Insekten  
ist, frisch erhalten.

9) Der Kunstgrif, Kinderknochen  
so durchsichtig wie Glas zu machen,  
so, daß man die darin laufenden,  
etwa ausgesprizten Gefäße deutlich,  
wie in einem klaren Horn, sehen kan,  
ist den Zergliederern noch nicht durch-  
gängig bekannt. Die erste Entdeckung  
desselben hat man dem ehemaligen Lon-  
donischen Arzt und Zergliederer D.  
Vesibit zu verdanken. Man hat zu  
dem Ende weiter nichts nöthig, als  
daß man die Knochen eines Kindes,  
dessen Gefäße man an einem Kinde  
mit gefärbter Haisenblase oder Leim  
gefüllt hat, von allem Fleische und Li-  
gamenten reinigt, im Schatten etwas

abtrocknen läßt, und alsdenn in einer  
Vermischung von Küchensalzgeist (Spi-  
rit. Salis.) mit Wasser, (etwa 2 Un-  
zen von jenem, auf 12 bis 16 Unzen  
Wasser,) so lange einweicht, bis die  
innern mit rother Materie angefüllten  
Gefäße sichtbar zu werden anfangen.  
Indem der Salzgeist die kalkigte  
Substanz des Knochens auflöst, und  
denselben gleichsam wieder in Knorpel  
verwandelt, nimt man den Knochen  
heraus, läßt ihn im Schatten  
wohl austrocknen, und hängt denselben,  
um ihn völlig durchsichtig zu ma-  
chen in ätherisches Terpentinöl, worin  
er auch beständig aufbewahrt werden  
muß. Man wird auf diese Weise treff-  
liche Zubereitungen für ein anatomis-  
ches Cabinet verschaffen können. Noch  
schönere und die Verhärtung der Kno-  
chen bei Kindern erklärende Präpara-  
ten, geben die noch knorpelhaften Knies-  
scheiben der Kinder, dergleichen man  
eine Reihe in der Osteologie des Pro-  
fessors Walters zu Berlin abgebildet  
findet, in deren Mitten die mit der  
Knochenmaterie sich überziehenden Ge-  
fäße wie Corallenzweige zu sehen sind.  
Um dergleichen Zubereitungen zu er-  
halten aber hat es weiter nichts nö-  
thig, als daß man die Kniescheiben  
aus Kindern von gehörigem Alter,  
etwa vom dritten Jahre an, wählet,  
vom Fleische reinigt, trocknet, und zur  
Durchsichtigmachung im ätherischen  
Terpentinöl aufbebt.

## Oekonomische Erfahrungen, von guten und weniger bekannten Arten von Viehfutter. \*)

**S**chon in den meisten neuern Schriften von der Landwirthschaft, und besonders von den künstlichen Wiesen und Futterkräutern, die Luzerne als ein sehr gutes Futterkraut angerühmet, auch in den diesjährigen Preischriften der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ausführlich davon gehandelt wird, so scheint doch der entschiedene Vorzug der Luzerne noch nicht genugsam erkannt zu seyn, und wird es daher nicht undienlich, sondern einigen Liebhabern der Landwirthschaft vielleicht angenehm seyn, wenn man ihnen die Erfahrungen zweier Märkischen Landwirths von der Luzerne, in einem kurzen Aufsätze mittheilet. Die ersteren sind von dem Oberamtmann Simonetti zu Boffen bei Frankfurt, der die Luzerne im Großen mit einem glücklichen Erfolge bauet, und davon folgende Erfahrungen gesammelt hat.

Die Luzerne will einen guten Mittelboden oder Gerstland haben; im leimigten oder etwas thonigten Boden wächst sie am vorzüglichsten, wenn sie nur erst gut aufgegangen ist, und hält sich darin am längsten. Das Land muß weder der Auswässerung ausgesetzt noch schribing seyn, weil die Wurzeln sehr tief gehen und im Wasser verfaulen. Schlechterdings aber ist nothwendig, daß es von Quecken gereiniget sey. Man muß daher das Land vor dem Winter, bald nach Michaelis, 2 bis 3 Zoll tief pflügen, zuvor aber mit langem Dünger

befahren. Dieses also gepflügte Land bleibt ungeegget den Winter über liegen, und nachdem es durch den Frost und die Schneefeuchtigkeit recht mürbe geworden, auch gehörig abgetrocknet ist, wird es im Frühjahr gewendet, recht klar geeegget, und überhaupt so behandelt, als es ein guter Wirth zur Gerste zuzurichten pflegt. So bald nun das Land durch die Sonne erwärmt worden, und fruchtbare Regen sich einzustellen anfangen, kan man dieses gut zugerichtete Land in kleinen Jahren 4 bis 5 Zoll tief zur Saat pflügen, sodann mit der Egge ein Paar mal überziehen, hierauf den Saamen aussäen, und wiederum das Land in der Runde fertig eggen. Kan man die Bestellung bald nach einem fruchtbaren Regen unternehmen, so wird der Saame, wenn er sonst frisch und gut ist, in 6 Tagen aufgehen. Man rechnet auf einen Morgen von 180 Quadratruthen, oder auf ein Stück Landes, welches mit  $1\frac{1}{4}$  Scheffel Gerste besät wird, 8 Pfund Luzerne, und wird selbige so wie die Hirse gesät, nur mit engern Würfen, weil der Saame nicht so weit fliegt als die Hirse. Man kan die Luzerne mit oder ohne Gerste säen, und im erstern Fall sie nur unter die untergepflügte Gerste eineggen lassen; sie geräth aber allezeit besser ohne Gerste, weil sie von derselben leicht ersticket wird und nicht so voll wächst. Man kan die Luzerne auch auf hohe Wiesen säen, wenn man sie vor

Win:

\*) Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.



Winters umpflüget, im Frühjahr die Fahnen glatt walzet, und wenn sie gut abgetrocknet, den Saamen einsetzet. Die Luzerne erreicht im zweiten und dritten Jahre erst ihre Vollkommenheit, und erhält sich selbige viele Jahre; einige behaupten 10, andere 26 Jahre, worüber der Herr Simonetti, bei einer nur sechsjährigen Erfahrung, keinen gewissen Ausspruch thun kan, es aber glaubt, weil sie wegen ihrer langen tief unter sich gehenden fähen Wurzel nicht so leicht vergehen kan, zumal wenn sie von Zeit zu Zeit mit Dünger wieder erfrischt wird. Eine ordentliche Luzernenwiese kan gewiß vier mal, bei feuchter Witterung auch wohl fünf mal, abgemähet, und im Herbst von Kühen oder Schafen noch eins abgehütet werden. Man kan sie sowohl grün füttern als zu Heu austrocknen; in beiden Fällen muß man sie nicht zu hartstänglich werden lassen. Bei der grünen Fütterung muß man sich wohl hüten, dem Vieh nicht zu viel mit einem mal zu geben; man thut wohl sie mit Stroh zu vermengen, welches auch das Futter vermehrt. Die Luzerne giebt auch ein schönes grünes Heu, wird nicht gleich so schwarz, und verliert nicht so leicht die Blätter als der spanische Klee. Die Kühe geben nach der grünen und der getrockneten Luzerne viele und gute Milch, und bei den Pferden vertritt sie die Stelle des Habern; auch die Schweine fressen sie gerne, und können damit fett gemacht werden, wenn man ihnen die Luzerne gestampft und mit Klee gemengt giebt.

Mit diesen Erfahrungen des Ober-

amtmanns Simonetti stimmen diejenigen größtentheils überein, welche der Staatsminister von Herzberg, auf dem Gute Briß bei Berlin, seit mehr als 20 Jahren gemacht hat. Er ziehet die Luzerne der Esparsette, dem spanischen und jedem andern Klee weit vor, und mähret sie gemeinlich fünfmal, da andere Kleearten nur drei mal gemähet werden können; auch 10 und mehrere Jahre, anderer Klee aber nur 3 Jahre dauert. Da also die so lange perennirende Luzerne mehr Nutzen, als Weizen und jede andere Frucht, die jährlich wieder bestellt werden muß, bringt, so hat er dazu jederzeit ein Stück seines besten schwarzen, zum Theil auch leimigen Landes genommen, und anstatt es zu pflügen, wobei noch allezeit viel schlechtes Gras hervorkommt und die Luzerne unterdrückt, das dazu bestimmte Land entweder zwei Stuch tief regolen und düngen lassen; oder, welches noch leichter ist, ein Stück Landes dazu genommen, welches das Jahr vorher mit Erdrosseln, Weißkohl, oder mit Taback bestellet, und dadurch mürbe, fett und rein gemacht worden, und es alsdann sehr dick, fast wie mit Leinisaamen, besäen lassen. Man kan sicher 12 bis 14 Pfund Luzerne auf 1 Morgen rechnen, wenn sie gut bewachsen und lange dauern soll. Man thut aber wohl, die Luzerne, wenn sie aufgegangen, noch eins gäten oder wickeln zu lassen, alsdenn dämpfet sie alles Gras, und kan eine lange Reihe von Jahren hinter einander genücket werden, zumal wenn man den dritten oder vierten Winter etwas langen Mist darauffahren, und solchen  
im

im Frühjahr wieder abharken läßt, wodurch die Luzerne neue Kraft bekommt. Da sie sehr lang und 2 Fuß hoch wächst, so reißt das Vieh sie bei der Hitze gerinniglich aus den Krippen, daher thut man wohl, sie halb mit Stroh vermengt, einen Finger lang schneiden zu lassen, alsdann muß das Vieh sie in der Krippe lassen; es wird das Futter dadurch verdoppelt und durch die Vermengung gesunder. In Briss werden auf solche Art 60 Röße vom Junius bis September dreimal des Tages mit Luzernheyel aus einem sehr gut bewachsenen Luzernegarten, der nicht über 4 Morgen groß ist, gefuttert.

Noch giebt's eine neue und sehr leichte Vermehrung des Viehfutters im Herbst, nach dem alsdenn schon abnehmenden Klee und Luzerne, wenn man das Weizen oder Reckenstoppel, das stark gedüngt gewesen, und niedrigen und fetten Grund hat, alsdenn nach dem abgemäheten Korn umpflügt, und mit Gerste oder Haber besät, der denn, zumal bei etwas feuchter Witterung, noch so stark wächst, daß er zwar selten reif wird, aber doch Mehren bekommt, und grün zu füttern für das Rindvieh gemähet und gebraucht werden kan. Auf diese Art sind dieses Jahr zu Briss 6 Scheffel Gerste im Anfang des Augusts gesät, welche nun im Herbst auf drei und mehrere Wochen längliches Futter auf eine große Anzahl Röße geben, ohne der ordinären Saat oder der sonstigen Fruchtbarkeit des Landes etwas zu entziehen. Der Herr Minister von Herzberg ist auf diese zwar leichte, aber doch von wenigen bemerkte Art von Futter aufmerksam gemacht worden, durch das Beispiel eines fleißigen, nachdenkenden und

einsichtsvollen Seifensieders zu Berlin, Namens Lehmann, in der Ricksdorferstraße wohnhaft, welcher zugleich den Ackerbau mit einem rühmlichen Eifer und Erfolg, ohne sich durch die gewöhnlichen Vorurtheile seines Standes, gegen alles was neu ist, abhalten zu lassen, treibt, und seinen kleinen Acker durch vielfältig und glücklich angestellte Proben mit allerhand Sorten von Getreide, Erdreifein, großen Rüben, Wollen und andern Gewächsen, die sonst zu Berlin nicht zu Hause geöhren, bauet. Dieser Lehmann hat schon, seit vielen Jahren seinen auf dem Felde hianen dem Eortdusertor bei Berlin gelegenen Acker, jederzeit erst mit frühen Erdreifein, und wenn er die im August weggehommen, mit Gerste besät, und dadurch sich nachhero entweder noch eine zweite Frucht mit Gerste, wenn sie bei guter Witterung noch reif geworden, oder wenn sie grün geblieben, ein fürtreffliches Futter für seine Röße verschafft.

Durch eben diesen Mann ist der Minister von Herzberg auf den Gedanken gebracht worden, alle noch so großen Feldsteine auf dem Gute Briss, anstatt des sonst gewöhnlichen und kostbaren Sprengens mit Pulver, bloß durch das Brennen klein zu machen, indem man den Stein umgräbt, mit Fichtentanger beleet, selbigen anzündet, so, daß der Wind die Flamme darauf treibe, hernach mit einem großen eisernen Hammer darauf schlägt, so lösen sich die größten Feldsteine von 8 und 10 Fuhen, in lauter mäßige Stücken, die nach ihren Schichten fast wie Quadersteine gerade werden, und mit weniger Mühe nachgehoben werden können; auf welche Art die meisten alten Dorfkirchen, che man Pulver gehabt, von Feldsteinen, die gebauet zu seyn scheinen, gebauet sind. Der Minister von Herzberg hat auf diese Art alle großen Feldsteine von seinem Felde gebracht, und mit Beifügung der gesammelten kleinen, an 300, 6 Fuß hohe Rütchen gemacht, und seine Gärten statt der hölzernen Gehäge damit umgeben.



# Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 19<sup>ten</sup> Julius 1784.

## Allgemeine Grundsätze vom Nationalgeiste.

**G**ründliche Betrachtungen des unter verschiedenen Völkern herrschenden Nationalgeistes, gehören unstreitig unter die wichtigsten Gegenstände, mit welchen Menschenkenner ihre Aufmerksamkeit angenehm beschäftigen und den Schatz ihres Wissens glücklich bereichern. Gesetzegeber und Regenten, Moralisten und Geschichtschreiber müssen ihn genau kennen und richtig bestimmen, wollen sie durch auffallende Fehler der Unwissenheit ganze Völkerschaften weder beleidigen, noch sich wegen eines voreiligen Urtheils einer frühern oder spätern Rache ausgesetzt sehen. Jede Nation hat ihr Gutes und Böses, ihre Stärke und Schwäche, und in diesem Betracht alles mit andern gemein; hingegen sind die aus dem eigenen Nationalinteresse entstandene Grundsätze das besondere, durch welches sich eine von der andern auszeichnet. Der Philosoph sucht sie auf und benützt sie besser als der Idiot, welcher nichts bedeutende Kleinigkeiten oft, als wichtige Objekte behandelt. Unsere ältere statistische Erdbeschreiber, so getreu sie ihrem

Vorsatz sonst waren, kan ich von diesem Fehler selbst nicht frei sprechen. Sie schilderten zwar den Nationalgeist eines jeden Volks; größtentheils finden wir aber in ihrem Bilde unverzeihliche Schmeicheleien, scholastische Ungereimtheiten, unbilligen Tadel. Sie setzten Völker herab, die es nicht verdienen, und erhoben andere durch Lob, um sich gefällig zu machen. Das meiste schöpften sie aus Betrachtungen einzelner Fälle ohne Rücksicht auf das ganze Volkssystem. Büsching war klüger. Er wolte ohne genaue Kenntnis nichts bestimmtes, nichts allgemeines sagen, sondern führte nur Dinge an, die entweder nicht auf das ganze Volk, oder auf mehrere Völker eben so gut, als auf dieses sich anwenden ließen. Ungerecht wäre es, wenn man, außer einigen von der Regierungsform und Natur des Landes abhängigen Maximen etwas allgemeines von einem Volke sagen, und einen allen Individuen angemessenen Charakter auffinden wolte. Hat ein jedes Volk, unter welchem gewiß mancher Taugenichts lebe, nicht auch große und verdiente Män-

ner aufzuweisen? Wer erklärt sich aber von dem einen, oder dem andern auf den Nationalgeist zu schließen? In Frankreich, Italien und andern Staaten, giebt es eben sowohl unerschreckene und mäßige, treue, tapfere und redliche Leute als in Deutschland; und in allen arglistige, hämische, feige und wollüstige Menschen.

Wie schwer wird es auf diese Weise nicht, den wahren Nationalcharakter eines Volkes zu bestimmen? In dessen wollen wir einen Versuch machen, und die Sache umständlicher beleuchten.

Zu einer Zeit, da das menschliche Geschlecht, wie zur Zeit der Patriarchen, theils vor, theils nach der Sündfluth sich noch nicht in mehrere Völkerschaften getheilt hatte, und gleichsam eine einzige Familie ansmachte, in welcher einerlei Lebensart und Gesinnungen herrschten, war der Nationalgeist eine unbekante Eigenschaft; dasjenige, welches mit demselben einige Aehnlichkeit hatte, konnte man mit größerm Rechte einen Familiengeist nennen; denn jede Familie hatte einerlei Oberhaupt und Regierungsform. Dazu kam, daß sie in einem Landstriche beisammen wohnten. In der Folge legte sowohl die Zerstreung der drei großen noachitischen Stammväter von der zweiten Bevölkerung der Erde, als die Verwirrung der Sprachen den Grund zu der wichtigen Revolution, welche die Völker theilte und den Nationalgeist erschuf. Offenbar war die Gegend für den weitem

Anwuchs einer schon beträchtlichen Menge und der erforderliche Unterhalt allzu gering, als daß sie länger beisammen wohnen konnten. Sie mußten also größtentheils fremde Gegenden beziehen. Die Verschiedenheit der Lage und der natürlichen Gegenstände gab Anlaß zu einer neuen ursprünglich mehr republikanischen, als monarchischen Regierungsform.

Nachher mochte wohl in einer oder der andern Republik ein herrschsüchtiges, mächtiges Mitglied durch Hülfe seiner Anhänger sich zum Despoten aufgeworfen und solchen Freistaat, wie Cäsar und Octavins, in eine Monarchie verwandelt haben.

Jede Veränderung der Regierungsform, veränderte vieles in der Denkungsart der Menschen. — War sie despotisch, so gewöhnten sie sich an ein niedriges, sklavisches, feiges Wesen; — war sie republikanisch, so wurden sie freie, großmüthige und patriotische Seelen, bei welchen der Geist der Freiheit und Vaterlandsliebe leben und irdische Glückseligkeiten unendlich aufwog.

Außer der Regierungsform bewirkte nicht minder die natürliche Beschaffenheit des Landes eine merkliche Veränderung in der Denkungsart, besonders in den Temperamenten. Ein mit feuchter und schwerer Luft angefüllter rauher Himmelsstrich hinderte den schnellen Umlauf des Bluts, und ertheilte dem Bewohner, wie dem Bästier, mit abgehärteten Nerven, zu kaltblütigem Nachdenken und Festigkeit



keit des Geistes eine natürliche Anlage, zugleich aber den Hang zur Melancholie und unempfindlichen Härte; eben so wie dem Britten, der den größten Gefahren heldenmüthig troht, und den Gegenstand seines Entschlusses standhaft verfolgt. Hat hingegen Verzweiflung seine Seele einmal ergriffen, so endiget oft ein schrecklicher Selbstmord die unglückliche Scene seines traurigen Lebens.

In einer wärmern Gegend und verdünnten Atmosphäre, wurde das Blut heftiger, und das ganze Nervensystem reizbarer und feiner. Leichtsinn, Uebereilung und Unbesonnenheit mußten daher eben sowohl, als lebhafter Wiß und erfinderischer Geist gemeine charakteristische Züge des Einwohnern werden. So machten Italiens heißes Klima und reizende Gegenden den Italiener feurig, zu Werken des Wißes aufgelegt, und gaben ihm wegen der stärkern Bewegung seiner Lebensgeister einen geschwindern Zufluß von Gedanken, als Bewohnern kälterer Gegenden; deswegen findet man hier besonders geistreiche Poeten, gute Musiker, erfinderische Maler und sinnreiche Bildkünstler.

Uebermäßige Kälte und außerordentliche Hitze schienen der Natur des Menschen nicht ganz angemessen zu seyn. Einz sowohl, als die andere macht den Geist, wie die Seele des Pesherais gegen den Südpol und den südlichen Neger, unempfindsam und stumpf.

Der Deutsche hat das fürtreffliche,

allen Nationen auffallende Gleichgewicht seines moralischen Charakters in Vorsätzen und Unternehmungen der glücklichen Temperatur seines gemäßigten Klimas zu verdanken. Im ganzen offenbart dessen männliche Seele mehr absichtliche Richtung. Er denkt gefeßter als irgend ein Volk, ohne gegen das Schöne und Gute unempfindlich zu seyn. Wer kennt nicht dessen lindere Freimüthigkeit und Güte des Herzens, dessen umfassenden Blick, dessen kaltblütiges, ruhiges Nachdenken, dessen männliche Thatkraft in der Ausführung seiner Entwürfe? Raynal sagt daher ganz recht. „Frankreich hätte zwar immer gute Soldaten, Deutschland aber allein die Generale gegeben... — Sey zufrieden mein deutsches Vaterland mit dem Theile, welchen der Schöpfer der Menschen die väterlich anwies!

Auf eine ähnliche Weise giebt die natürliche Beschaffenheit des Landes und Unterhaltes dem Nationalgeiste eine sichtbare Bestimmung. Es bildeten sich Negocianten, Seelente und Fischer, wie die Bataver, durch wasserreiche Gegenden; Jäger, wie Canadier, durch die Menge ihrer Waldungen, Landwirthe, wie Aegypter, Sicilianer und Helvetier, durch ergiebige Felder und Tristen. So erweckt und bestimmte der Ueberfluß gewisser Produkte immer die Thätigkeit eines Volkes, und machte gewisse Neigungen herrschend. Eben so entscheidet die Beschaffenheit der Nahrung

Mum 2 vie

vieles in Ansehung des Nationalgeistes. Welcher Unterschied zwischen einem Baraber und Britten, zwischen einem Grönländer und Franzosen? Auch die Lage und politische Verhältnisse der Länder, erzeugten oft herrschende Neigungen und dadurch einen gewissen Nationalgeist. Hatten Völker unruhige Nachbarn zur Seite, die sie, wie Trojaner die Griechen, oder wie Punier die Römer, in ihrem Gebiete nicht selten überfielen, so waren sie in dem Falle, durch Waffen ihre Sicherheit zu erhalten und gewisse Rechte zu behaupten. Auf solche Weise wurde das Volk und die Regierungsform militärisch. Hingegen gaben gemeine politische Gebrechen und Unordnungen in dem Herzen eines Staats, die einem Volke oft zur andern Natur wurden, und nicht anders als durch gesetzliche Strenge gehemmt werden konnten, Anlaß zu einer mit Erfahrung, Umwandlung und Verbesserung der Gesetze beschäftigten Regierung, und diese erzeugte hinwieder gerechtigkeitsliebende Männer, gesetzliebende Bürger. Tullus Hostilius gab Gesetze, welchen auch Könige gehorchen solten. Der Bürger verließ seine Wildheit, verehrte sie und bildete sich darnach. Nationalvermischung und Umgang der Völker veranlaßten endlich in spätern Zeiten eine Veränderung des Nationalgeistes. So sind die Bewohner des südlichen Deutschlands und des nördlichen Frankreichs; Engländer und Irländer, nicht viel von einander unterschieden.

Alle bis hieher angeführte Umstände mögen wohl der natürliche Anlaß und Ursprung des Nationalgeistes gewesen seyn. Kultur, Religion und Staatskunst leiteten übrigens Natur, Verhältnisse und Neigungen nach gewissen vernünftigen Grundsätzen, und brachten den Nationalgeist zu einer größern Vollkommenheit. Dadurch erhielt er nicht nur eine neue Form, sondern auch ein besseres und feineres Ansehen in Ländern, in welchen sich Sitten und Gewohnheiten, wie bei Gothen und Vandalen im römischen Gebiete, verbesserten. Betrachte man nur das Bild der alten Deutschen, wie sie Tacitus beschreibt: Welcher Unterschied! Unsere Künste und Wissenschaften waren ihnen meistens unbekant; jene waren rohe Jüdlinge der Natur, wir aber sind jetzt größtentheils gebildete Menschen. Welche Metamorphose konnte also nicht Verfeinerung in Jahrhunderten unter einem so mächtigen Volke hervorbringen! Auf eine ähnliche Weise wurde zu den Zeiten Peters des Großen Rußland umgeschaffen, daß beinahe keine Spur von dem alten herrschenden Nationalgeiste übrig ist. Traurig aber ist es, daß Ueberfluß, Verfeinerung und Aufklärung den Luxus vermehrt, dadurch aber ausgebildeten Völkern den Untergang bereitet, und aus brauchbaren Leuten, selge und unthätige Wollüstlinge erzeugt. Dieses lehrt die ältere Geschichte. Denn, da die Völker noch mehr aus ihrer beschwerlichen Kriegserüstung als aus der leichten

Rk

Rüchenarmatur träger Wollüstlinge, mehr aus ermüdenden Waffenübungen, als aus den künstlichen Sprüngen affectirter Tänzer, mehr aus dem heroischen Klange ehrner Schilde, als aus den zärtlichen Tönen bezaubernder Sängerinnen machten, so beseelte noch mehr kriegerischer Muth, noch mehr unerschütterte Standhaftigkeit und Treue ihre martialische Brust.

In so fern alle Menschen in gewissen Fällen nach einerlei Grundsätzen denken, urtheilen und handeln, so geschieht solches wegen gewisser natürlicher Empfindungen, Umstände, Tugenden und Absichten, die sie als Menschen mit einander gemein haben. Eben darum verabscheut jedes und auch das wildeste Volk schnöden Undank, tyrannischen Despotismus, offenkundige Gewaltthätigkeit, unmenschliche Sklaverei und schreiende Ungerechtigkeit. Sollte nicht das traurige Schicksal des indianischen Zuckerflaven den Hottentotten und Huronen eben so wie den gesitteten Deutschen rühren? Inklus Undank gegen Nariko, seine großmüthige Ketterin, nicht jedes Menschenherz empören? — Daraus fließen allgemeine Grundsätze, welche zusammen genommen ein Nationalgeist, der sich von dem Nationalgeiste wesentlich unterscheidet, genannt werden könnten.

Hat hingegen ein oder das andere Volk, einen besondern Hang zu Künsten und Wissenschaften, die die Sinne und Einbildungskraft ergötzen, eine überwiegende Neigung, wie vormals

der Deutsche und Römer zu heroischen Leibesübungen, zum Kriege und Fischsange, zur Jagd und Landwirthschaft, zum Seewesen und Commerc, zur Malerei und Tonkunst, zu Schauspielen und andern Lustbarkeiten, wie überhaupt zu bildenden Künsten, so könnte man diese Neigung mit dem Namen des physischen Nationalgeistes belegen.

Dagegen wäre ein allgemeiner und eigener Hang zu gewissen Tugenden oder Lastern der moralische Nationalgeist. Unter dessen Resultate zählt man also billig eigene Betriebsamkeit, Nachdenklichkeit, Tapferkeit, Osfensheit, Großmuth, Wohlthätigkeit, Freundlichkeit, Gelindigkeit, Mäßigkeit, sowohl als Unthätigkeit, Stolz, Grausamkeit, Unbiegsamkeit, Weiz, Wollust, ic.

Besitzt endlich ein Volk solche Eigenschaften, die auf seine politische Verfassung ganz besondern Einfluß haben, ist entweder die Liebe zur Freiheit und Herrschsucht, wie bei dem alten Römer, oder Neigung zur Unterwürfigkeit und Sklaverei, wie bei den meisten asiatischen Nationen ein herrschender Zug, so könnte man solche Geistesfassung mit Recht den politischen Nationalgeist nennen.

Man kan also unter allen Völkern einen dreifachen Nationalgeist annehmen, davon einer mit dem andern vermenget ist. Aus der Natur der Sache und aus dem Begriffe erhellt es, daß einer leicht in den andern übergehen, ja sogar mit der Zeit sich ganz

abändern kan, wenn politische Umstände und neue Verhältnisse, besonders aber neue Einrichtungen in Ansehung der Redensart zu diesem Zwecke vereinigt würden. Wie änderten sich nicht Theodorich und dessen Vorhen in Italien! — Was sieht die Welt nicht schon an dem amerikanischen Britten, nachdem sich derselbe durch Waffen und politische Verbindungen zu einem Republikaner aufgeschwungen hat!

Steht es also in menschlicher Gewalt ein Volk weiser, gesitteter, tugendhafter zu bilden, und auf solche Art den Nationalstolz zu bessern, so ist eine jede dahin abzielende Bemühung das Glück eines Volkes und der Regenten wichtigste Pflicht. Solches bedachte zu seiner Zeit der große, immer glückliche, und seines Glücks würdige Karl, als er den tapfern Wittekind besiegte, dem hartnäckigen Sachsen aber mit der Taufe den Bischof aufdrang. Was thut nicht Joseph der II., der verdienstvolle Vater seines Volkes, das erhabene Muster der Regenten? Zu einer Zeit, da er einen merkantilschen und heroischen Geist zu erzeugen sucht, arbeitet er zugleich an Aufklärung, zerbricht die harten Fesseln des geistlichen Despotismus, der Bigotterie und des Aberglaubens, und verschönert dadurch den Nationalgeist seiner Völker. — Was thaten nicht Rußlands zweite Catharine und Preussens zweiter Friederich! — Wie verdienen sie nicht eine allgemeine Nachahmung. — Monarchen, welche

durch weise Gesinnungen, durch menschenfreundliche Thaten sich auszeichnen und den Ruhm ihres Scepters unverewigen? Dieses ist der einzige, der beste Wunsch, welchen ein eifriger und gewissenhafter Patriot für sein Vaterland thun kan.

Will aber ein guter und staatskluger Regent sein Volk bilden und bessern, so muß er wie Montesquieu bemerkt, zuerst dessen physischen Nationalgeist in Betracht ziehen, die Tugenden und Fehler, die durch denselben leicht entstehen können sorgfältig beobachten, und das ganze System seiner Regierung darnach einrichten. Die Verbesserung der verschiedenen Arten des Nationalgeistes wird alsdann von selbst folgen. Auf solche Weise machten es die Römer; so bald sie ein Volk überwunden hatten, veränderten sie aus Politik, um aus Barbaren gesittete Menschen zu schaffen, dessen Nationalgeist und machten ihn römisch. Sie führten deswegen ihre Sprache, ihre Gesetze, ihre Lebensart, ihre Gewohnheiten, ihre Leibesübungen und Spiele ein. So bildete der galante Römer vormals den wilden Gallier.

Aus dieser Ursache sollte ein junger Regent vor dem Antritte seiner Regierung sein Volk zuerst recht kennen lernen. Nach diesem ist es Zeit, und wird ihm nothwendig, sich mit fremden Nationen bekant zu machen. Unter diesen müssen alsdann, wegen seines eigenen Interesse, die Nachbarn die ersten seyn.

Um eine vollkommene Volkskenntnis



nitz zu besitzen, wird nicht nur viele Erfahrung, sondern auch eine Einsicht in das ganze einer Nation erfordert. Solche Fähigkeiten kan man aber nicht anders, als auf Reisen, in fremden Ländern sammeln, wo sich ein Volk in demjenigen, wie und was es wirklich ist, im ganzen Umfange darstellt, wir aber unsere geographische Ideale entweder verwerfen oder berichtigen lernen.

Um aber die noch schwankenden Vorstellungen recht zu bestimmen und neue Erfahrungen zu sammeln, wäre zu wünschen, daß jeder Gelehrte, der sich entweder zu einem Staatsmanne bilden, oder sonst der menschlichen Gesellschaft besonders nützlich werden wollte, auf Reisen es sich zu einem Gesetze machte, den Geist der Nationen zu studiren. Macht er sich dieses nicht zu seiner Hauptabsicht, so lernt er dadurch nicht viel mehr, als auf seiner Studirstube; und thut noch zu wenig, wenn er nur Büchersäle, Kabinette von Antiquitäten, Naturalien und Kunstfachen durchwühlt, dabei einige Gelehrte, besonders von seinem Fache besucht, und die Nationen im ganzen nicht durch sich selbst, sondern nur aus unsichern, unzuverlässigen Nachrichten, und daher entweder gar nicht, oder nur halb kennen lernt.

Eine solche Reise erfordert aber nicht allein Geld, sondern auch Wissenschaften und Scharfsinn, und zwar mehr, als manches moderne Polyhistorchen sich einbildet. — Wer wolte einem großen, dabei aber sehr beschei-

denen und liebenswürdigen Bernouilli zu Berlin in diesem Fache nicht alles zutrauen? und dennoch sagt er als ein offenerherziger Helvetter in der Vorrede des ersten Bandes von seinen Zusätzen zu den neuesten Reisebeschreibungen von Italien. „Ich überzeuge mich je länger je mehr, daß ich noch nicht ge-  
reist zu haben verdiene, und es ist  
nur ein geringer Trost zu denken, daß  
die mehresten Reisenden sich in dem  
nemlichen Falle befinden.“

Die Pflicht in dieser Absicht zu reisen, ist von einem solchen Umfange, daß man einem einzigen Mann, so gelehrt und thätig er auch seyn mag, die vollkommene Erfüllung derselben nicht wohl zutrauen kan. Schon längst sah man dieses ein, und errichtete auch deswegen Reisegesellschaften von geschickten Männern aus verschiedenen Fächern, die man mit allen nöthigen Hülfsmitteln versah. Solches wäre zwar noch das beste, allein auch dabei wird man die Schwierigkeiten leicht einsehen, indem von so vielen Mitgliedern oft nur ein einziger Niebuhr wieder zurück kömte und sich dabei überall die von Seiten der Großen erforderliche Eintracht nicht hoffen läßt.

Jedoch sind die Bemühungen einzelner Männer, die in diesem Felde, wie Ferber und Volkmann gearbeitet und gründliche Beobachtungen gesammelt haben, nicht zu verachten. Einer bemerkte dieses, der andere etwas anders von seinen Lieblingsfachen, welches den emsigen Forscher zuletzt auf  
etwas

etwas allgemeines führt. Solche Beobachtungen sind alsdann schon zu reichend, um allgemeine Grundsätze, obgleich nicht für den Privat Umgang, dennoch für den Umgang im Großen, oder mit einer ganzen Nation, zu abstrahiren.

Eine mühsame Verwendung seiner Fähigkeiten auf die Völkerkunde, vernünftige Versuche, die gesammelten Erfahrungen zum Glücke eines Volkes zu benutzen, wird gewiß zu seiner Zeit den nützlichen Fleiß durch verdiente Belohnungen krönen. Denn ist es einem Sterblichen niemals versagt, die Früchte großer Bemühungen endlich zu ernten, so hat einer, der hier seiner Pflicht eingedenk ist, alles zu hoffen. Eine große Ermunterung für

Carlsruhe.

jeden, der sich dem Staatsruder widmet, und Völker zu bilden oder vernünftig zu regieren Beruf hat! Wenn indessen Vernunft und Religion der menschlichen Seele überall Ton und Richtung geben, und sowohl die allgemeinen Gesinnungen, als auch die charakteristische Denkungsart bestimmen und leiten, wenn Fähigkeiten die ein Volk seiner natürlichen und politischen Lage zu verdanken hat, sich mit vernünftigen Gesinnungen paaren, so entsteht ein sùrtrefflicher Volkscharakter, welcher ganze Nationen und ihre Beherrscher segnet. Bleibt er ein eigenthümlicher Vorzug, so werden Völker der Regenten, und Regenten der Völker Glück! —

August Ludwig von Preusschen.

### Vom Umackern der Saat. \*)

Das Umpflügen der Saat ist in einem leichten und lockern, aber nicht schweren Boden, als eines der vorzüglichsten Mittel, den Ertrag des Getreides zu vermehren, und das Auswintern oder das Ausziehen des Frostes bei lang anhaltender Nässe zu vermeiden, nicht genugsam anzupreisen. Nur muß solches nicht zu tief geschehen. Es erfolgt hievon ein vielfältiger Nutzen, denn 1) wird das Saamenkorn weit mehr, als bei der gewöhnlichen Saat, mit Erde bedeckt, man hat weder in der Nässe noch in der Dürre das Umfallen des Getreides zu befürch-

ten, da sowohl der Stock mit hinlänglicher Erde umgeben, als die Wurzeln wider die Sonnenstrahlen gesichert sind. 2) Ist es ausgemacht, daß der Saame gewiß aufgehet. 3) Daß die Wurzeln bei Ausziehung durch den Frost immer noch mit etwas Erde bedeckt bleiben; bei der gewöhnlichen Saat hingegen werden nicht alle Körner durch die Ege in die Erde gebracht, sie bleiben liegen, und man verliert solchergestalt  $\frac{1}{2}$  der Ausaat durch die Tauben oder andere Vögel, oder es erfolgt zweierlei Wuchs und anderer Schaden.

\*) Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.

# Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Freitag, den 23<sup>ten</sup> Julius 1784.

Fortgesetzte Anzeige der muthmaßlich zu erwartenden Witterung in den Monaten August und September.

(S. das 15<sup>te</sup> und 37<sup>te</sup> St. des Mag. von d. J.)

**E**inige Freunde und Leser dieser Blätter, denen ich bekant bin, haben zu erkennen gegeben, daß sie wünschen die muthmaßlich und wahrscheinlich zu erwartende Witterung von den beiden Erntemonaten August und September, in denselben so bald als es möglich sey, zu finden.

Das Zutrauen, welches man damit zu meinen bisher gelieferten Witterungsanzeigen beweiset, und der Beifall, womit ein geehrtes Publikum dieselben beehret hat, muntern mich auf, diesem Verlangen nach meinem besten Vermögen ein Gnüge zu thun.

Es sey mir erlaubt, hier einen Gedanken, der mir einige Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, nur kurzlich zu berühren. Es ist mir merkwürdig, wenn ich in Nachrichten aus Ländern unter der Linie, und überhaupt aus dem heißen Erdgürtel finde, daß man daselbst die Witterung durch das ganze Jahr so ziemlich genau vorher weiß. Die beständigen Winde oder Monsuns weiß man zuvor auf welchen Tag sie

eintreten. Ein gedrucktes Schreiben eines Freundes aus Pondichery sagt auf welchen Tag daselbst die Regenzeit angehe, und wiederum auf welchen die große Hitze eintritt u. s. w. Auch in Ländern, die in der gemäßigten Zone an die heiße gränzen, wissen die Einwohner den Lauf ihrer Witterung durch das ganze Jahr vorher, nur daß sie in Graden unterschieden ist. In Aegypten weiß der Bewohner fast den Tag, an welchem der Nil anfangen wird, aus seinen Ufern zu treten, und an welchem die wohlthätige Ueberschwemmung seine Felder erreichen werde. Im gelobten Lande wußte der Israelit zwar die Zeit des Früh- und Spatregens, aber nicht mehr mit der Gewißheit, wie jenes bekant ist, und hievon findet man in vielen Stellen der Schrift gar deutliche Spuren, die hier anzuführen nicht der Ort ist. Auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung weiß man nebst andern Witterungen auch immer einige Tage vorher, wenn ein Sturm kommen will, weil sich zu-

Non

vor

vor eine kleine Wolke über dem Tafelberg sehen läßt, wornach man sich auch sofort mit den Schiffen richtet. Je weiter man sich von der Linie entfernt, je mehr nimt die Ungewißheit der Witterung zu, und dieses vielleicht nach den Graden der Entfernung oder der Breite bis in den kalten Erdgürtel, in welchem der Bewohner, wie ich glaube, vielleicht den Gang der Witterung wohl noch genauer weiß, als man ihn in Indien und Peru nur immer wissen mag. Sollte die Vorsetzung, die nie partheiisch ist, nicht auch nach den Graden der Ungewißheit oder Veränderlichkeit Anzeigen der bevorstehenden Witterung in die Natur gelegt haben? Oder sollte eine bevorstehende Witterung nicht nach denselben unterschiedliche Zeit erfordern, ehe sie zur Wirklichkeit komme, wenn man ihre Anzeige vorher bemerkt hat? Ohne Zweifel finden sich unter allen Himmelsstrichen solche Anzeigen, es wird nur darauf ankommen, sie zu beobachten. Dieser Gedanke, den ich für nichts weiter als eine unvollkommene Vorstellung halte, kan vielleicht, wenn er weiter entwickelt würde, den Grund zu diesen Witterungserforschungen in sich fassen, und zugleich begreiflich machen, warum eine Beobachtung an einem Orte gemacht, nicht für einen andern passend ist. Doch läßt sich hierüber nichts mehr sagen, da hierin noch wenig gethan ist.

Von erfahrenen Landwirthen ist die Vermuthung geäußert, daß bei der

vermuthlich etwas später einfallenden Ernte die künftige Ackerbestellung im Winterfelde wohl mißlich werden, und vielleicht durch einen nassen Herbst viele Länderei unbestellet liegen bleiben dürfte; und mithin durch den Ertrag der diesjährigen Ernte der gegenwärtigen Theuerung und dem Mangel wohl nicht viel abgeholfen werden würde; und ganz besonders würde die Gewinnung der Winterfütterung für das Vieh dadurch sehr erschweret werden. Daß die Ernte wohl etwas später als gewöhnlich eintreten mögte, ist schon im vorigen Stücke dieser Witterungsanzeige bemerkt worden. So viel mögte aber der Unterschied wohl schwerlich betragen, daß dadurch eine Verhinderung an zeitiger und ordentlicher Winterackerbestellung könnte veranlaßt werden. Es giebt ja Gegenden in hiesigen Landen, wo man niemals vor der Mitte des Augusts an die Ernte gehet, und ich habe ein Register aus einer solchen Gegend in Händen, worin noch des Abbringens im September gedacht wird, und doch muß daselbst die Winterackerbestellung beschickt werden. Nach der Blütezeit des Kockens mit dem Landmanne zu rechnen, der wie bekannt, von da an vier mal 14 Tage zählt, als die ersten zum Blühen, die zweiten zum Sehen, die dritten zum Reifen, und die letzten zum Wurzelabsterben und Trocknen, so muß die Ernte nicht viel mehr später als achte Tage wie in andern Jahren eintreten, da man ihren Anfang, wie bekannt, auf den Jacobstag bestimmt. Wenn nun  
der



der Herbst nicht so naß werden mögte, wie man zu befürchten scheint, so wird diese gedaußerte Besorgniß unnöthig gewesen seyn. Wenn wir nur allgermein die Sache ansehen wollen, so wird einem jeden, der einige Aufmerksamkeit auf den Gang der Dinge richtet, erinnerlich seyn, daß wir schon seit mehrern Jahren mehr trocken als nasse Herbstwitterung gehabt haben, selbst auch denn, wenn das Frühjahr nicht naß gewesen ist; und ist es dieses gewesen, so hat ein jeder aus der Erfahrung zu sagen gewußt: Ein nasser Vorsummer macht einen trocknen Nachsummer. Es ist also wohl nach bewährten Erfahrungen eben kein Grund vorhanden, warum wir nach einem Frühjahre, in welchem kein Quentchen Märzstaub zu sehen gewesen ist, sondern wo der Winter bis in den April hinein gewähret hat, einen nassen Herbst zu erwarten haben sollten. Wie aber die Witterung wahrscheinlich bis zum Ausgange des Septembers werde beschaffen seyn, will ich nach den Bemerkungen, die ich darüber gesammelt habe, hier mittheilen, als:

#### Im August.

- Den 1. schönes Wetter.
- Den 2. schönes Wetter.
- Den 3. etwas veränderlich.
- Den 4. schönes Wetter und sehr warm.
- Den 5. veränderlich, läßt zu Regenschauer oder Gewitter an.
- Den 6. etwas kühl und heller.
- Den 7. helle und warm.

- Den 8. schönes Wetter.
- Den 9. etwas dunkel und regnigt.
- Den 10. wolkigt und windig.
- Den 11. schönes Wetter und warm.
- Den 12. schönes Wetter.
- Den 13. schönes Wetter.
- Den 14. noch eben so.
- Den 15. noch schönes Wetter.
- Den 16. schönes Wetter.
- Den 17. etwas veränderlich oder wolkigt.
- Den 18. etwas Regenschauer.
- Den 19. besser als gestern.
- Den 20. veränderlich.
- Den 21. Regenschauer.
- Den 22. sehr schönes Wetter.
- Den 23. wie gestern.
- Den 24. noch schönes Wetter.
- Den 25. noch eben so, drohet am Abend Gewitter.
- Den 26. kühl und Regenschauer.
- Den 27. wie gestern.
- Den 28. etwas heller.
- Den 29. wolkigt und veränderlich.
- Den 30. schönes Wetter.
- Den 31. wieder Regengestöber.

Wenn nun dieses, wie die vorigen Anzeigen, größten Theils und in der Hauptsache eintreffen wird, so dürfte die Kornerte wohl eben nicht beschwerlich, sondern vielmehr so gewünscht werden, als man sie je in den besten Jahren gehabt hat, da der größte Theil dieses Monats, wie der Unschein es giebt, fast ohne Regen seyn wird. In den letzten acht Tagen wird es zwar etwas mehr regnen, aber es scheint doch kein schädlicher und anhaltender Landregen zu befürchten zu seyn;

seyn; und ich glaube, daß emsige Landwirthe um die Zeit wenigstens das meiste schon werden eingeschouert haben, und daß die einfallenden Regenschauer in Ansehung der Gerste ihnen nicht unangenehm seyn werden. Die Herren, denen die Braunschweiger Messe angelegentlich ist, werden diesen Anschein mit Vergnügen sehen, und gewißlich wünschen, daß alles so erfolgen möge, wie hier verzeichnet ist; denn darnach kan die Witterung dazu wohl nicht ansgefrachtet seyn.

Im September wird die Witterung seyn.

Den 1. warm und etwas veränderlich.

Den 2. heller.

Den 3. etwas veränderlich.

Den 4. veränderlich mit etwas Regen.

Den 5. Regenschauer.

Den 6. noch etwas Regenschauer.

Den 7. schönes angenehmes Wetter.

Den 8. wie gestern.

Den 9. noch eben so.

Den 10. noch schön.

Den 11. schönes Wetter.

Den 12. wie gestern.

Den 13. noch eben so.

Den 14. veränderlich, und läßt zum Regen an.

Den 15. etwas Regen.

Den 16. besser Wetter.

Den 17. veränderlich und regnigt.

Den 18. schönes Wetter.

Den 19. schönes Wetter.

Den 20. noch eben so.

Den 21. schönes angenehmes Wetter.

Den 22. wie gestern.

Den 23. noch schönes Wetter.

Den 24. etwas Strichregen.

Den 25. veränderlich.

Den 26. wieder gutes Wetter.

Den 27. wie gestern.

Den 28. wieder Regen.

Den 29. heller, drohet Gewitter oder Reif.

Den 30. anfangs helle, und darnach Regen.

Diese Witterung scheint mir für den Ackerbau und die Obstlese wie ausgesucht zu seyn, und auch der Viehweide wird sie gewiß keinen Nachtheil bringen, da der Herbst, wie der Anschein zu erkennen giebt, mehr trocken als naß seyn wird, und vielleicht klaget man um die Zeit wieder vielmehr über Mangel an Regen, als über Ueberfluß daran. Am Michaelis Tage soll man, wie Martinet anführt, und schon in einem alten Wetterbüchlein von 1549 aufgezeichnet steht, an den Eichäpfeln sehen können, wie das Jahr seyn werde. Wenn Spinnen darin sind, so soll ein böses Jahr kommen, Fliegen darin zeigen mittelmäßige Zeit, und Maden bedeuten ein fütrefliches Jahr; wo aber nichts lebendiges darin ist, das soll Tod und Sterben bedeuten. Sind sie früh und sehr viel, so soll vor Weihnachten viel Schnee und nachher große Kälte einfallen. (Dieses sollte fast der Fall im vorigen Jahre gewesen seyn, da ihrer in einm sehr nahe gelegenen Holze sich so viele fanden, daß viele Leute, die von dieser Anmerkung nichts wußten, sagten, daß sie in

in ihrem Leben nie so viele gesehen hätten.) Wenn sie innerlich schön sind, so soll ein schöner Sommer folgen, wenn sie naß sind, so soll auch der Sommer naß werden, und wenn sie mager sind, so soll ein heißer Sommer darauf erfolgen. So abergläubig dieses manchem beim ersten Anblick scheinen mögte, so wird man doch bei weitem Nachdenken darüber finden, daß dieses doch wohl besser gegründet seyn dürfte, als alles, was von den Notel-

tagen, z. E. vom Regen am Mariä Heimsuchungstage und am Tage der sieben Brüder, gesagt, und von dem mehresten Landmanne so treulich geglaubet wird. Vorgedachter Schriftsteller, dem man bei seiner ausgebreiteten Kenntniß in der Naturgeschichte, wohl keines Aberglaubens beschuldigen wird, scheint auch der Meinung zu seyn, daß diese Sache mehrere Aufmerksamkeit verdiene.

W. den 30ten Jun.

A.

Von allerhand guten, durch die Erfahrung geprüften, und wenigstens in Deutschland zum Theil noch unbekanten Pferdearzneyen. \*)

1. Ein köstliches Mittel, einem Pferde, welches nicht Stallen kan, aufs längste in 2 Stunden dazu zu verhelfen.

Nim Petersilienesaamen 8 Loth, Koche solchen in einem Quart Wasser, seihe es durch, hernach thue dazu: Wacholderöl, Terpentinegeist, Balsam von Copaiba, von jedem 1 Loth. Gieb dem Pferde die Hälfte davon ein, und wenn das Stallen nicht erfolgen will, nach 2 Stunden die andere Hälfte, so wird man die gute Wirkung gewiß erfahren, wenn man zugleich das Pferd nach beigebrachtem Einguß ein wenig ausreitet.

2. Ein herrliches Klystier in eben diesem Zufalle.

Nim Pappelkraut, Johanneskraut,

von jedem 4 Handvoll, Gartenraute 2 Handvoll, weiße Lilienzwiebeln 4 Loth. Siede dieses alles zusammen in 4 Quart Wasser, und laß es bis auf ein halb Quart einkochen, alsdenn seihe es durch, und thue dazu venetianischen Terpertin 6 Loth, das Gelbe von 3 Eiern, Wacholderöl, Leinöl, von jedem 1 Loth, Anisöl ein halbes Loth, und applicire es dem Pferde.

3. Vortrefliche englische Lattwerge, für ein Pferd welches inflammirte Drüsen, oder den Kropf, und einen kurzen Athem hat.

Nim Anis, Süßholz, Mantwurzeln, Bockshornsaamen, von jedem 4 Loth, langen Pfeffer 2 Loth, Saurkraut, Merrettig, von jedem 4 Loth. Mache diese Stücke zu einem Pulver, thue

N n n 3

thue

\*) Aus den Hallischen Anzeigen.

thue es in einen Mörsel, und noch dazu 8 Loth geschältes Knoblauch, 2 Loth Anisöl, Honig und Theriak, so viel als nöthig ist, um einen dicken Teig daraus zu machen; von dieser Lattwerge nimt man 4 Loth, läßt solche in einem Quart warm gemachten Biers zergehen, und schüttet es dem Pferde früh nüchtern durch den Mund ein, aber durchaus nicht durch die Nase. Hiermit continuiret man alle 2 Tage, bis eine Besserung erfolget. Uebrigens hält man das Pferd, in Ansehung des Futters, auf die bei dergleichen Krankheiten vorgeschriebene Art. Diese Lattwerge ist sowohl abherzstärkende, als durch den Urin abführende Medicin.

#### 4. Eine fürtreffliche englische Jagdkugel.

Nim Feigen 1 Pfund, Zuckereanz bis 4 Loth, Fenchel, Anis, Tormentill, von jedem 5 Loth, Safran  $\frac{1}{2}$  Loth, Schwefelblumen, Bockshornsaamen, Süßholz, Mautwurzel, von jedem 4 Loth. Die Feigen schneide klein, und die übrigen Species mache zu einem zarten Pulver. Alsdann nim Süßholzsaft, Zuckersyrup, so viel als zu einem Teig erforderlich ist, Weizenmehl 2 Pfund. Alle englische Pillen sind vor diesem beständig mit Wein zurechte gemacht worden; wenn es aber lange stehet, so macht es eine Gährung und wird ganz sauer, da es alsdenn mehr Schaden als Nutzen anrichtet. Man thut daher am besten, wenn man den Teig mit Zuckersyrup einmischet, denn dieser confes-

viret sich am längsten. Man nimt zu dem vorerwähnten Pulver noch 2 Loth Anisöl, und macht es mit dem benannten Del zu einem Teig. Der Gebrauch davon ist folgender: Man nimt von dieser Masse eines Hühner-eyes groß, und giebe solches dem Pferde des Morgens, ehe man auf die Jagd gehet, ein. Man nimt nemlich mit der einen Hand des Pferdes Zunge, und mit der andern Hand schiebet man ihm die Kugel den Hals hinunter. Wenn es dieselbe nur erst etliche mal bekommen hat, so wird es hernach solche allein aus der Hand fressen. Wenn das Pferd auf der Jagd erhitzt wird, so kan man ihm nach der Erhitzung wiederum eine Kugel geben, und solchergestalt kan man mit 2 oder 3 Kugeln ein Pferd den ganzen Tag, ohne Futter auf der Jagd erhalten. Auf der Reise sind diese Kugeln auch herrlich zu gebrauchen, und es solte Niemand ohne dieselben reisen, weil man oft an einen Ort komt, wo man weder Apotheke noch Medikamente antrifft. Zu solchen Umständen kan man sich dieser Kugeln fast als einer Universalmedicin bedienen; wenn nemlich ein Pferd anstößt, so nimt man zwei solcher Kugeln, und zerreibet sie in einem Quart Wasser oder Bier. Die Natur des Pferdes wird durch diesen Einguß dermaßen gestärket werden, daß sie im Stande ist, die anfangende Krankheit ohne weitere Ungelegenheit wiederum aus dem Leibe hinaus zu stoßen.



5. Ein bewährter Ringuß in den Fiebern, welche bereits so überhand genommen haben, daß man nicht mehr Aderlassen noch purgiren darf.

Nim 4 Köpfe Knoblauch, schneide sie klein, und laß sie in einem Quart guten Bier sieden, bis ein halb Quart davon eingekocht ist; vermische damit Mantwurzel  $\frac{1}{2}$  Loth, Lorbeeren, venetianischen Theriak, von jedem 2 Loth, Honig 2 Löffel voll. Man gießt dieses dem Pferde ein, und reitet es darauf aus, bis es schwitzt. Diesen Ringuß muß man, befindenden Umständen nach, zwei bis drei mal, 3 Tage von einander, wiederholen.

6. Ein überaus gutes Mittel gegen den Wurm, und andere scharfe Feuchtigkeiten.

Nim weißes Harz, zu seinem Pulver gestoßen, 8 Loth, Prunellsalz, auch zu seinem Pulver gerieben, 4 Loth, Schwefelbalsam, so viel zur Masse, um 3 Pillen daraus zu machen, hinreichend ist. Dieses Mittel ist sicherer als eine Purganz; das Pferd kan dabei seine Berrichtungen thun, und mit den Pillen seht man nur einen Tag aus. Es ist auch eine allgemeine Arznei gegen alle ersinnliche Feuchtigkeiten, flüssige Augen und Füße, Schärfe zwischen Haut und Fleisch, oder die Rände, bei einer rossigen Stute, um die Rossigkeit zu vertreiben, und gegen den Gries oder Stein. Es ist eine starke Blutreinigung, welche alle Feuchtigkeiten so stark durch den Harn, wie eine Purganz von hin-

ten abführt. In dem Anfange der Kur muß das Aderlassen nicht versäumt werden.

7. Eine andere Art von guten Laxirpillen.

Nim Aloes heber, 9 Quentchen, Jalappinpulver, präparirten Weinstein, von jedem  $\frac{1}{2}$  Quentchen, Rhubarber 2 Quentchen. Stoß alles zu einem zarten Pulver, und mache es mit Rosensyrup in einem Mörser zu einem Teig, und alsdenn zu einer Pille.

8. Noch eine andere Art.

Nim von der besten Aloe 3 Loth, präparirten Weinstein 1 Loth, Mägellein 3 Quentchen, Pulvis diasem. 2 Quentchen, Weinstainsalz  $1\frac{1}{2}$  Quentchen. Pulverisire diese Stücke, und mache mit Kreuzbeersaft 2 Pillen daraus.

9. Ein fürtrefflicher Ringuß, welcher nach der Purganz den Magen und das Gedärme, wenn sie etwa wund geworden wären, wiederum heilet und stärket.

Nim Theriak 2 Loth, Mantwurzel 6 Quentchen, Lorbeeren 3 Loth, Anisöl 3 Quentchen. Dieses alles wird in einem Quart Bier laulich gemacht, und dem Pferde eingegossen.

10. Ein bewährtes Mittel für die Drüsen.

Nim Mantwurzel, Süßholz, Schwefelblumen, Anis, armenischen Bolus, von jedem 4 Loth, venetianischen Theriak, Schlangenzwurzel, von jedem 2 Loth, Zuckersyrup 3 Loth. Alles dieses mischet man unter einander, theilet es in 3 Theile, und gießt dem Pfer-

de allemal einen Theil, mit einem Quart warmen Bier oder warmen Wein, Morgens früh nüchtern, 2 Tage von einander, ein.

11. Ein herzstärkender Lin-  
guss für ein krankes und mat-  
tes Pferd.

Nim Anispulver, Mantwurzel, ve-  
netianischen Theriak, Anisöl, von je-  
dem 2 Loth, Honig 4 Loth, Schwefel-  
balsam mit Anisöl, Saffrantinktur,  
von jedem 1 Loth. Diese Stücke ver-  
mischt man unter ein Quart Bier, und  
gießt es dem Pferde früh nüchtern ein.

12. Ein stärkendes und Gift  
austreibendes Pulver, wel-  
ches auch fast in allen, be-  
sonders langwierigen Pfer-  
dekrankheiten, welche von  
einem üblen Magen herkom-  
men, mit Nutzen zu gebrau-  
chen ist.

Nim Sassafrasholz, Zitwerwurzel,  
Mantwurzel, Enzianwurzel, Angelick-  
wurzel, Eberwurzel, Eubeben, Scorzo-  
nerwurzel, Meisterwurzel, von jedem  
8 Loth, Heidnisch Wundkrautwurzel,

Osterluciewurzel; sowohl lange als  
runde, Lorbeeren, Pommeranzenschaa-  
len, Sevenbaumkraut, von jedem 4  
Loth, wilden Saffransaamen, geschab-  
tes Süßholz, Goldmyrrhen, geraspel-  
tes Hirschhorn, geraspeltes Elfenbein,  
Bockshornsaamen, Coriander, Kümm-  
mel, Fenchel, von jedem 2 Loth, Zimm-  
terrinde 1 Loth, Gewürznelken, Musca-  
tennuß, Saffran, von jedem  $\frac{1}{2}$  Loth.  
Dieses alles muß zu einem zarten Puls  
ver gemacht, zum Gebrauch aufgeho-  
ben, und im Fall der Noth dem Pferde  
zu 4 bis 6 Loth, nach Proportion der  
Größe und Alter des Pferdes, auf was  
für Weise es am bequemsten geschehen  
kan, eingegeben werden. Diese Quan-  
tität von 4 bis 6 Loth, muß man in  
 $\frac{1}{2}$  Quart Wein thun, und über Nacht  
stehen lassen; morgens früh aber warm,  
oder laulich, wie vorher beschrieben  
worden, dem Pferde einschütten, 4  
Stunden darauf demselben nichts zu  
stessen geben, und sodenn eine viertel  
Stunde ausreiten. Nachher kan man  
dem Pferde warmes Mehlwasser und  
sein gewöhnliches Futter geben.

Eine Anmerkung beim Lesen des 37ten Stückes des Hannov.  
Magazins von diesem Jahr.

Der Verfasser der Wetterprophe-  
zeiungen verwundert sich, daß  
seine am 3ten März in einen Blumen-  
topf gesäete fünf Saamenkörner nicht  
zu gleicher Zeit aufgiengen, und glaubt  
wohl, daß keiner davon zureichenden  
Grund angeben könne. Mich dünkt  
hingegen dieses gar nicht schwer, am  
allerwenigsten aber unmöglich zu seyn.

Schwerer mögte es einem wohl werden,  
zu sagen, wie es zugehet, daß die Wetter-  
präsigia des Verfassers in seinem Zim-  
mer gewöhnlich in Erfüllung gehen, hier  
bei Hannover aber nur die Hälfte, und,  
so wie alle Vorherverkündigungen,  
bald eintreffen, bald aber auch nicht ein-  
treffen, kurz und mit einem Worte, Wet-  
terprophezeiungen sind. L.

# Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 26ten Julius 1784.

Ueber einige besondere und schädliche Rechte und Gewohnheiten.

(Siehe das 52te Stück.)

- 2) Von den öffentlichen und heimlichen sächsischen Arresten.

**I**m Stifte Quedlinburg finden die öffentlichen und heimlichen sächsischen Arreste annoch statt. Der öffentliche sächsische Arrest ist aus der chursächsischen alten Proceßordnung bekannt. Ob aber der heimliche Arrest, in der Art, als er im Stifte Quedlinburg üblich ist, auswärts bekannt sey? — Daran zweifle ich. Daher will ich das Wesentliche davon anführen.

Wenn ein Gläubiger seine Anforderung an einem Schuldner nur mit einem Auszuge aus seinem Haus: oder Handlungsbuche, oder auf irgend eine andere Art etwas bescheiniget; wenn er, zur Sicherheit seiner Forderung, um die Gestattung eines heimlichen Arrestes, und des damit verbundenen dinglichen oder Unterpfandrechts auf des Schuldners sämmtliches Vermögen, oder auf einzelne Güter, Waarenlager, Activschulden oder Grund:

stücke ansucht; wenn er dieses Gesuch von 14 zu 14 Tagen, pünktlich auf den Tag, dreimal wiederholet; wenn er bei der leßtern Wiederholung eine förmliche Bummerklage übergiebt, und dabei den Richter ersucht, diesen Arrest, bis auf weiteres Ansuchen, bei den Acten aufzubewahren und geheim zu halten, ihm aber inzwischen einen Recognitionsschein darüber auszufertigen: so erhält er, von dem Augenblick des ersten Gesuchs angeordnet, ein dingliches Recht; ein Unterpfand vor allen andern Gläubigern, die kein älteres und besseres Recht haben (*ius reale, sive pignus prætorium.*)

Ver säumt der Gläubiger eine von den jetzt erzählten Feiertlichkeiten; oder ist ein Mangel an der Vollmacht des Anwalt des; oder die Erneuerung des Arrestes ist einen Tag zu früh oder zu spät geschehen, so ist das ganze Gesuch vergeblich. Der Arrest ist, wegen nicht beobachteter Fatalien, wie der Gerichtsstil lautet, desert, und wird verworfen.

Meistentheils läßt der Gläubiger alsdenn, wenn es mit dem Schuldner bedenklich wird, oder mehrere Gläubiger auf Zahlung dringen, oder, wenn der Zahlungstermin verfloßen ist, und die Zahlung zurück bleibe, seinen bisher geheim gehaltenen Arrest bekant machen. Die Kummerklage eröffnet dann den Proceß. Es wird, nach Beschaffenheit der Sachen, entweder ein Termin zur Anerkennung der, bei der Kummerklage zum Grund gelegten Urkunden, oder zur Einlassung und Antwort auf die Kummerklage angesetzt. In diesem Termin muß der Arrestant zugleich seinen Arrest rechtfertigen, und der Arrest seine Einwendungen dagegen verhandeln. Hierauf erfolgt ein Erkenntniß, in welchem der angelegte Arrest entweder bestätigt, oder verworfen wird.

Daß die Formalitäten, die hierbei vorkommen, sehr simplificirt werden können, ist ganz außer Zweifel. Was nützen die verschiedenen Wiederholungen bei diesem Arrest? — Warum richtet man nicht das erste Arrestgesuch gleich so ein, daß man die förmliche Kummerklage ersparen kan? —

Beide Arten des sächsischen Arrests haben wenig Beifall gefunden. Sie sind theils nicht allenthalben eingeführt, theils sind sie an vielen Orten, wo sie im Gebrauch gewesen, wiederum abgeschafft worden. Dies Schicksal haben sie noch neuerlich im Fürstenthum Anhalt-Bärenburg erfahren. Und hier im Stifte Quedlinburg hat

man schon seit vielen Jahren von der Abschaffung der Arreste geredet.

Ich habe die Sache nach allen ihren Verhältnissen durchgedacht; ich kan aber das Schädliche nicht darin finden, was so viele darin zu finden glauben. Die Sache verdient eine nähere Betrachtung.

Man sagt, der Credit der Bürger leide darunter, wenn es einem Jeden frei steht, hinter dem Rücken des Schuldners sich eine Hypothek auf dessen Vermögen zu verschaffen. — Ich bin gerade der entgegen gesetzten Meinung. Verfähet der Richter hiers bei mit der in den Gesetzen vorgeschriebenen Vorsicht, daß er insonderheit nicht eher den Arrest annimt, als bis die Schuld einigermaßen bescheiniget worden, und daß er die Arreste so geheim hält, daß Niemand etwas davon erfährt: so wird dadurch der Credit der Bürger mehr befestiget und befördert, als geschwächt.

Zum Beispiel denke man sich einen Kaufmann in guten Vermögensständen, und im Ruf des Fleißes, der Sparsamkeit und Rechtschaffenheit. Er besitzt Grundstücke von sicherem Werth, und außerdem ein ansehnliches Waarenlager. Eine Speculation in der Handlung zeigt ihm eine sichere Aussicht, etwas Ansehnliches zu gewinnen, und seine Geschäfte zu erweitern. Aber hierzu wird ein großes Kapital erfordert. Wenn es auch den Werth seiner Grundstücke und seines sämmtlichen Vermögens nicht übersteiget: so darf er es doch nicht

wa



wagen, sein ganzes Vermögen öffentlich zum gerichtlichen Unterpfaunde zu verschreiben. Sein Credit, den er sich schon erworben hat, würde dadurch auf einmal verloren gehen.

Um sich in seinem neuen Fache Credit zu machen, entdeckt er sich einem Freunde, und berechnet mit ihm die Schwürigkeiten und Vortheile, welche sich bei seiner neuen Unternehmung darbieten. Dieser findet zwar sehr wahrscheinliche Hofnung, daß der Kaufmann in seiner Unternehmung glücklich seyn könne. Allein seine eigene Lage gestattet ihm nicht, ein solches Kapital aufs Spiel zu setzen. Die Folge aller dieser Betrachtungen ist endlich diese, daß der Gläubiger die Darleihung eines solchen Kapitals verbittet, der Kaufmann aber einen fast sichern Gewinn und die ganze Unternehmung aufgeben muß.

Weiß aber der Gläubiger, daß er sich eines heimlichen Arrests bedienen kan: so berechnet er für sich den Werth der Grundstücke und den muthmaßlichen Uberschuß, der, nach Abzug der auf Credit erhaltenen Waaren, vom Waarenlager und übrigen Vermögen vorhanden ist. Beträgt dieses zusammen gerade so viel, oder noch mehr, als das gesuchte Kapital, so kan er nichts verlieren; er kan aber seinen Freund vielleicht glücklich machen. Kurz, er giebt den verlangten Credit durch baares Geld, Wechsel oder Waaren, und läßt sich ein Bekennniß darüber geben. Gleich am folgenden Tage legt er einen heimli-

chen Arrest auf des Schuldners sämmtliches Vermögen. Bezahlt nun der Schuldner zur versprochenen Zeit: so nimt der Gläubiger seinen heimlichen Arrest zurück, und nun ist beiden geholfen.

Wem leuchtet nicht der Nutzen eines heimlichen Arrests hierbei ganz offenbar in die Augen? Würde der Schuldner diesen Credit wohl erhalten haben, wenn nicht der Gläubiger seine Hofnung auf den heimlichen Arrest hätte gründen können? Dieser verhält ihn also zu seiner Sicherheit, ohne den guten Glauben seines Schuldners verdächtig zu machen, und legte einen dauerhaften Grund zum Glück eines thätigen und rechtschaffenen Mannes. Die Talente und Betriebbarkeit des Lehrern würden, ohne diese Unterstützung, ungenutzt geblieben seyn.

Gesezt aber auch, der Schuldner wäre in seiner Unternehmung unglücklich, so, daß er entweder gar nicht, oder nicht prompt zur versprochenen Zeit die Wiederbezahlung leisten könnte: so hat doch der Gläubiger den schätzbaren Vortheil, daß seine Güte weder von dem Schuldner gemißbraucht, noch ihm sein Vorzugsrecht durch spätere Arreste oder auf andere Weise entzogen werden kan. Der erstere Gläubiger wird, vermöge seines Arrestes befriediget, wenn es auch mit dem Schuldner ganz zum Falle kommen solte.

Ich sehe einem Einwande entgegen, den man hierbei machen wird, und den ich sogleich beantworten muß. Der im jetzt erzählten Falle angeführte Gläubiger,

biger, wird man sagen, berechnete für sich den Werth der Grundstücke seines Schuldners, und banete darauf seine Sicherheit bei diesem Handel. Wie aber, wenn ein anderer Gläubiger schon einen heimlichen Arrest auf diese Grundstücke gelegt hätte? wäre dann nicht die ganze Rechnung des Gläubigers vereitelt? — Was kan nun dann der heimliche Arrest helfen? —

Dieser Einwand ist sehr gegründet. Allein man kan dieser Unsicherheit dadurch vorbeugen, daß man sich von dem Schuldner ein gerichtliches Zeugniß geben läßt; was für Hypotheken auf seinen Gütern haften? Sind keine heimliche Arreste gelegt, so findet ein solches Zeugniß keine Schwürigkeit. Sind aber Arreste gelegt: so wird ihm ein solches Zeugniß verweigert. Bei dieser Vorsicht kan es dem Gläubiger nie an Sicherheit fehlen.

Ja, — wird man ferner sagen, — dieses Vortheils werden sich nur diejenigen bedienen können, welche diese ganz besondere, ungewöhnliche, und von den Gewohnheiten anderer Handlungsplätze abweichende Verfassung kennen; der auswärtige Kaufmann, der von diesem allen nichts weiß, und so gut, wie jener, auf Treu und Glauben dem Schuldner geliehen hat, wird betrogen, ohne seine Schuld betrogen.

Ich will gern einräumen, daß Fälle von dieser Art eintreten können. So gar will ich zugestehen, daß die einheimischen Gläubiger mehreren Vortheil davon ziehen können, als die auswärtigen. Ist denn das so ganz un-

billig und unerhört? — Begünstigen denn nicht die Gesetze in mehrern Fällen die eigenen Unterthanen vor den Fremden? —

Auswärtige, die mit einem Kaufmann viel zu thun haben, in dessen Vaterlande die heimlichen Arreste gelten, können leicht die besondern Gesetze sich bekannt machen, welche sich auf die Kaufmannschaft beziehen. Und läßt sich wohl ein Gesetz gedenken, welches allen Verlußt der Gläubiger, die auf Treu und Glauben gehandelt haben, hindern könnte?

Der heimliche Arrest hat auch noch den wesentlichen Vorzug vor andern Creditgesetzen, daß dadurch manchem Betrüge des Schuldners entgegen gearbeitet werden kan. Denn gesetzt, ein Gläubiger, der in der redlichsten Absicht einem Kaufmann ansehnliche Posten zu der Zeit hingeliehen hat, als der Schuldner noch in den besten Vermögensumständen war, merkte, daß sein Schuldner in seinen Geschäften nachlässig, und in seiner Haushaltung verschwenderisch werde; kurz, daß es sich mit seinem Schuldner zum Untergange neige; er sucht sich also von demselben loszumachen. Er dringt fürs erste auf den Abtrag eines Theils von dieser Schuld. Der Schuldner, seiner Schwäche bewußt, erräth bald die Absicht seines Gläubigers. Er sieht, daß sein Fall unvermeidlich ist. Daher entdeckt er sich einem von seinen Gläubigern, der ihm auf die unbedachtsamste Weise creditirt hatte; zu einer Zeit, da es mit dem Schuld-

Schuldner schon gefährlich stand. Diesem unbesonnenen Gläubiger sellet er auf der einen Seite die Gefahr recht lebhaft vor Augen, in welcher er sich befindet, sein ganzes Kapital zu verlieren; auf der andern Seite aber legt er ihm eine Bedingung vor, unter welcher er ihm zu seiner gänzlichen Befriedigung verhelfen wolle. Die Bedingung ist nemlich die, daß der Gläubiger sich verbindlich machen müsse, ihm, nach geendigtem Concours, aufs neue mit einer gewissen Summe Credit zu geben; mit einer Summe, die freilich geringer seyn muß, als die, so jetzt auf dem Spiel stehet. Der geängstigte Gläubiger nimt den Vorschlag mit Freuden an, läßt sich von seinem Schuldner ein gerichtliches Unterpfand verschreiben; — Und so wird der unbedachtsame Gläubiger, der Wagehals, vermöge der erlangten gerichtlichen Hypothek, befriediget; jener vorsichtige Gläubiger aber wird, bei aller seiner Klugheit und Vorsicht betrogen.

Hier wäre also der Fall, daß der vorsichtige erstere Gläubiger dem Betrug des Schuldners hätte ausbeugen können, wenn er gleich im Ansfange, als er den Verfall seines Schuldners merkte, sich hätte mit einem heimlichen Arrest versehen können.

Aber, — wird man weiter einwenden, — ein jüngerer Gläubiger kan durch einen solchen heimlichen Arrest einem ältern Gläubiger vorspringen, so, daß letzterer beim Concours betros

gen; der erstere aber befriediget wird. — Recht wohl! man untersuche aber die Ursach genau, warum der ältere Gläubiger hier den Verlust leidet? Ist nicht einzig und allein seine Nachlässigkeit? Bei gefahrvollen Geschäften begünstigen die Gesetze, und selbst die natürliche Billigkeit, denjenigen, der sich am vorsichtigsten dabei betrügt.

Was hilft mir aber alle meine Klugheit und Vorsichtigkeit, wenn sie nicht belohnt wird; wenn mir ein solches Mittel, als der heimliche Arrest ist, fehlet, um mich gegen einen sonst unvermeidlichen Verlust zu schützen?

Es bleibt also immer dabei, daß der heimliche Arrest nicht so gefährlich und schädlich sey, als die meisten sich einbilden; daß er vielmehr dem thätigen und aufmerksamen Gläubiger eine Gelegenheit an die Hand gebe, sich gegen manche Bosheiten und Betrügereien in Sicherheit zu setzen, ohne den Credit der Bürger im mindesten zu schwächen.

Man sage nicht, der Gläubiger müsse sich bei Zeiten von solchen Schuldleuten loszumachen suchen, mit welchen es mißlich zu werden anfängt. — Das ist selten möglich. Oft weiß der Schuldner seine Schwäche so zu verbergen, daß auch der Schlaneste solche nicht zeitig genug erfahren kan. Der Schuldner selbst wird oft durch widrige Zufälle überrascht.

Das leidige Accordiren auf ein Gewisses vom Hundert ist eine herrliche

liche Sache für Leute, welche die Gemächlichkeit lieben. Wo aber die heimlichen Arreste eingeführt sind, da findet solches selten statt. Denn die wachsammen Gläubiger haben sich mehrentheils mit Arresten so in Sicherheit gesetzt, daß für die chirographarischen Gläubiger selten etwas zum accordiren übrig bleibt.

Man behalte daher die heimlichen Arreste, wo sie eingeführt sind, immer bei. Sie sind wahrlich nicht so nachtheilig, als solche Gesetze, wodurch die Schuldner zu sehr begünstiget, und den Gläubigern, welche auf die Wiederbezahlung ihren Forderungen dringen, zu viel Schwürigkeiten gemacht werden.

### Lamberts Beobachtung über Dinte und Papier, nebst einem einfachen Mittel eine dauerhafte schwarze Dinte zu machen. \*)

Nicht sowohl unsern Schriftstellern, deren Manuscripte oft abgedruckt werden, wenn sie kaum trocken sind, sondern dem Mann von Geschäften und den Collegien, deren Handschriften dauerhafter seyn müssen, ist sehr viel daran gelegen, dauerhaftes Papier und eine schwarze Dinte zu haben, die nicht leicht blaß wird, oder durch Naswerden ausgeht. Diesen letztern hoffe ich keinen unangenehmen Dienst zu thun, wenn ich durch diese Blätter die Versuche eines Mannes, dessen Geist durch die gemeinsten Vorfälle des Lebens zu Entdeckungen veranlaßt wurde, gemeinnütziger zu machen suche.

Man findet fast durchgängig, daß alte Handschriften nach und nach verderben, das Papier fängt an zu faulen, und die Dinte wird blaß. Nicht die Zeit allein, sondern hauptsächlich die verschiedene Beschaffenheit dieser beiden Materialien bewirkt diese Veränderungen. Versuche würden die Frage am leichtesten auflösen: welches Papier und

welche Dinte sich am längsten erhalte? allein nach verfloffenen Jahrhunderten würden diese Versuche erst geendigt seyn. Herr Lewis suchte diese Zeit zu verkürzen, allein er ging doch durch zu viel Umwege. Eine dreitägige Ueberschwemmung hat mich wider meinen Willen zu diesen Versuchen verholfen, indem das Wasser in einen mit Büchern und Handschriften angefüllten Kasten drang. Nach 8 Tagen fand ich, daß das Papier, welches viel Leim enthielt, zu einer festen Masse geworden war, doch waren die einzelnen getrockneten Blätter noch in ganz gutem Zustande. Feiner, weniger geleimtes Papier, ließ sich leichter von einander trennen, allein es näherte sich sehr der Fäulniß, woraus ich schließe, daß die zum Papier genommene Leinwand vorher, es sey auf welche Art es wolle, zu sehr in Fäulniß gegangen sey. Ein auf Postpapier gedrucktes und in ein Futteral gestecktes Buch, hatte weiter keinen Schaden gelitten, als daß der Bindfaden

\*) Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.



den und Zwirn des Buchbinders im Fälniß gegangen war. Einige auf ungeleimtes Papier gedruckte Werke hatten keinen Schaden gelitten, außer daß das Papier naß geworden war. Eines von ihnen, von gar zu feinem Papier, war zu nichts mehr zu gebrauchen. Die Manuscripte ließen sich leicht von einander trennen, weil nichts gebundenes darunter war. Einige Papiere waren sehr faul geworden, andere hatten sich besser gehalten. Alle hatten entweder ganz, oder doch größtentheils den Leim verloren, weil das Wasser durch diese ungebundenen Sachen leicht hindurchdringen konnte.

Die zu diesen Schriften gebrauchte Dinte war von sehr verschiedener Composition, da sie in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten geschrieben waren; allein, keine war schwarz geblieben. Ein Theil hatte eine braune ins purpurrothe fallende Farbe angenommen, und diese entsteht, wenn man zu den gekochten Galläpfeln wenig oder gar keinen Vitriol hinzugesetzt. Diese Schriften hatten sich noch am besten gehalten. Bei andern war die Dinte blaß geworden, wie ein wenig naßgemachte Asche; bei andern hatte sie die Farbe einer trocknen Asche angenommen, und von dieser sah man nur wenig. Diese Dinte hatte zu viel Vitriol und zu wenig Galläpfel enthalten, ob sie gleich vorher ziemlich schwarz gewesen war. Es fanden sich noch zwei Arten von Dinten. Die eine hatte eine grünliche, und die andere eine gelbe Farbe, die in die Farbe des Eisentrostes fiel. Diese

beiden Dinten hatten nicht die rechte Schwärze, als ich sie gebrauchte. Ich schloß, daß die gelbe Farbe des Eisentrostes eine Wirkung der Eisentheilchen des Vitriols wäre; und daß die grüne Farbe ihren Grund entweder in einem kupfernen Gefäße, oder in einem Kupfervitriol habe, welchen man statt des Eisenvitriols gebraucht hatte. Die Galläpfel verursachen also eigentlich die Schwärze, indem das zusammenziehende Salz derselben sich mit der Säure des Vitriols verbindet. Diese Säure muß in die Theilchen der Galläpfel so hineindringen, daß sie damit gesättigt werden. Eine Dinte, worin zu viel Vitriol ist, seht, wenn sie trocken geworden, Vitriolkrystallen ab; sowohl in der Feder als auf dem Papier; hernach bekommt sie auf demselben eine gelbe Farbe; oder die Farbe des Eisentrostes, oder eine grünliche; oder bisweilen auch die Farbe des Bleiweißes, wenn das Dintenfäß aus Blei gemacht ist.

Die Sättigung, aber allein ist nicht hinlänglich. Die Theilchen der Galläpfel müssen in der Dinte schwimmen, und aus dieser Ursache müssen sie klein genug seyn. Ich rathe also, die Galläpfel vorher in ein feines Pulver zu zerstoßen, damit diese Auflösung geschwinder und besser von statten gehn könne. Auch diese Dinte würde noch nicht gut seyn, wenn man das zusammenziehende Salz der Galläpfel mit der Säure des Vitriols so vermischte, daß das Wasser davon schwarz gefärbt würde. Dieses Wasser wird zwar eine schwarze Dintensfarbe bekommen, allein die

die Feuchtigkeit der Luft wird machen, daß sich dieses Salz leicht über das Papier verbreitet, und dasselbe nach und nach gelblich macht, wodurch in weniger Zeit die Schwärze der Buchstaben sich verliert, und das Papier anfängt zu faulen. Die durch die Vitriolsäure gesättigten Theilchen der Galläpfel müssen vielmehr im Ueberfluß in der Dinte schwimmen; sie wird alsdenn ihre Schwärze behalten, so wie auch selbst ihr Bodensatz durch öfteres Waschen seine Schwärze nicht verliert. Wenn man mit einer solchen Dinte schreibt, so werden die Buchstaben, wenn sie unter das Wasser getaucht werden, ihre Schwärze nicht verlieren. Die Galläpfel müssen also mit der Vitriolsäure wohl gesättigt seyn, und hernach kan man das arabische Gummi hinzusetzen.

Disweilen setzt sich auf die Oberflache der gewöhnlichen Dinte eine Art von Schimmel. Herr Lewis glaubt dies durch Brantwein verhindern zu können; allein ich halte es bloß für eine Wirkung des Alauns. Ich verfertigte eine Alaunauflösung, um aus dem brasilischen Holze eine rothe Dinte zu machen, und bekam, durch Hinzusetzung von etwas ungelöschtem Kalk, eine hochrothe Farbe. Allein, diese Dinte war beständig mit einer dicken Rinde von Schimmel bedeckt. Durch Kochen und Hineingießen in ein Gefäß, das so gleich verstopft wurde, konte die Entstehung des Schimmels nicht verhindert werden. Ich rathte also den Alaun weg-

zulassen, wie auch den Eßig, weil er gemeinlich eine Art von ölichter oder feisenartiger Rinde macht.

Die beste Mischung zur Dinte scheint mir folgende: Man zerstoße die Galläpfel in einem eisernen Mörser zu einem sehr feinen Pulver, oder zertheile sie mit einer eisernen Feile, man gieße 3 oder 4 mal so viel Wasser darauf, lasse sie entweder einige Zeit an der Soane stehen, oder koche sie. Hier auf mache man eine Auflösung von Eisenvitriol, seihe sie durch, und gieße sie zur Auflösung der Galläpfel, und zwar nach und nach, bis die Dinte die gehörige Schwärze bekommt. Zu wenig Vitriol macht eine braunrothe Farbe, mehr Vitriol hinzugesetzt, eine violette, noch mehr, eine blauschwarze, und endlich eine schwarze Farbe. Wenn die Dinte noch zu blaß ist, so koche man sie einige Zeit, und verdicke sie dadurch. Hernach setze man die gehörige Menge von Gummi hinzu, daß die Dinte nicht zu flüßig und nicht zu zähe ist. Es ist besser, daß die Dinte im Anfange mehr Wasser enthält; denn wolte man hernach Wasser hinzugießen, so würde man sehr leicht eine Portion von kleinen schwarzen Theilchen niederschlagen. Bei diesem Verfahren ist die Menge der Ingredienzien nicht bestimmt, und zwar aus der Ursache, weil dieselben nicht allemal von gleicher Güte sind. Herr Lewis nimt 3 Unzen Galläpfel zu einer Unze Eisenvitriol; allein man nehme weniger Vitriol, damit das Papier nicht gelb werde. Einerlei Dinte auf verschiedene Arten von Papier getragen, zeigt einen Unterschied in der Schwärze. Dies macht der im Papier befindliche Leim und Kalk. Ein Papier, worin wenig Leim und mehr Kalk ist, wird in weniger Zeit eine Veränderung der Farbe der Dinte hervorbringen, und zwar vorzüglich in dem Falle, wenn die Dinte erst nach und nach schwarz wird. Ist sie sogleich schwarz, so geschieht dieses nicht.

# Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Freitag, den 30ten Julius 1784.

Ueber einige besondere und schädliche Rechte und Gewohnheiten.

(Siehe das 52<sup>te</sup> und 60<sup>te</sup> Stück.)

3) Von den privilegirten Schützengesellschaften.

**U**nter die sonderbaren und wirklich schädlichen Rechte und Gewohnheiten in Deutschland, gehören vorzüglich die in einigen Städten und Dörfern noch vorhandene Schützenbrüder und Schützengesellschaften. So wichtig und nothwendig sie im Anfange ihrer Entstehung waren: eben so entbehrlich und schädlich sind sie jetzt. Dies lehrt uns die Geschichte derselben.

Ich tadle keinesweges das Vergnügen, welches einige Liebhaber des Schießens beim Scheibenschießen empfinden. Dies ist eben so unschuldig, als das Vergnügen, welches andere beim Kartenspiel, Williard, Tanz oder Musik empfinden. Alle diese Vergnügungen dienen zur Erhöhung des Geistes und des Körpers, nach anhaltenden Arbeiten und ermüdenden Berufsgeschäften, wenn sie mäßig und mit Klugheit genossen werden. Jedoch kan ich mich von dem Sake nicht überzeugen:

gen, daß es in den jetzigen Zeiten noch nothwendig sey, der menschlichen Thorheit zweimal im Jahre einen fröhlichen Ausbruch zu gönnen, damit sie keine böse Gährung im Körper veranlasse, wie der sonst verdienstvolle Herr geheimte Justizrath Möser im 2ten Theil seiner patriotischen Phantasien S. 317. behaupten wollen. Man darf nur die jetzige Art zu leben unter dem Bürger und gemeinen Mann kennen, um sich zu überzeugen, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehle sich zu vergnügen, und ihren Geist aufzuheitern. Man darf nur des Sonntags und Festtags sehen, wie die Spaziergänge von diesen Leuten so häufig besetzt sind; wie ein Hausvater sich im Zirkel seiner Familie, mit fröhlichem Gesicht und muntern Erzählungen so recht inniglich vergnüget; wie andere Gesellschaften sich beim Kegels oder Kartenspiel, oder bei der Musik so ganz den angenehmen Empfindungen und der Fröhlichkeit überlassen. Unter solchen Umständen sind wirklich keine schädliche Gährungen

Ppp

und

und nachtheilige Ausbrüche des zurückgehaltenen Vergnügens zu befürchten. Dem reichern und vornehmern Theil fehlt es noch weniger an Gelegenheit, sich Veränderungen und Gemüthsvermöglichkeiten zu machen.

Dieser Aufsatz ist nur wider die Zunftmäßigkeit solcher Gesellschaften; wider die Tyrannei, welche eine solche Zunft oft gegen ihre Mitbürger, unter dem Schutz ihrer Gesetze, ausübt, und endlich wider den verderblichen Einfluß, den dergleichen Zünfte und begünstigte Schwärmereien auf die Sitten und Denkungsart der Bürger nothwendig haben muß.

Um recht lebhaft überzeugt zu werden, wie lästig und drückend die Schützengesellschaften heutiges Tages dem Staate sind, untersuche man nur ihre erste Veranlassung, den Zweck ihrer Stiftung, und den wesentlichen Vortheil, den sie ehemals dem Staate leisteten. Hiermit vergleiche man ihren jetzigen Zustand, und untersuche dann: ob sie jetzt noch dem Zweck ihrer Stiftung ein Genüge leisten?

In der Geschichte ist eine ausgemachte Sache, daß der große deutsche König, Heinrich der I., nach der berühmten Schlacht bei Merseburg, den seiner Größe würdigen Entschluß faßte, feste Plätze im Reiche anzulegen, sie mit gehobten Kriegeren zu besetzen, um dadurch den verheerenden Streifereien der Hunnen Einhalt zu thun. Er hob in solcher Absicht den neunten Mann vom Lande aus, setzte ihn

in die, mit Graben und Mauern umgebenen Plätze, und nannte diese neuen Bewohner der Burg, oder der Städte, Burgmänner, oder Bürger. Denn nach der damaligen Art zu kriegen, ehe das mörderische Schießpulver erfunden war, und als man nur mit Bogen und Pfeilen, oder Armbrüsten, und dem Degen in der Faust fochte, gaben die gewöhnlichen Stadtmauern mit ihren Thürmen und Graben einem Orte eben den Schutz und die Sicherheit, welchen heutiges Tages die vollkommensten Festungswerke kaum leisten können.

Diesen Burgmännern oder Bürgern machte der König einzig und allein die Vertheidigung der Stadt zur Pflicht. Von diesem Augenblick an durften sie nicht mehr für ihren eigenen Unterhalt sorgen. Die Leute auf dem Lande mußten ihnen alles liefern, was sie nöthig hatten. Kurz, die Burgmänner sollten ganz Soldat seyn. Sie sollten nicht durch Nahrungsgeschäfte von ihrem Dienst, und von der beständigen Uebung in den Waffen abgehalten werden. Die Landesvertheidigung war der einzige Zweck dieser Einrichtung, und die ganze Anstalt kriegerisch.

Die Ehrliche ist von je her der Sporn gewesen, welcher den Soldaten zu kühnen und edlen Thaten gereizt hat. Um also auch durch Ehrliche diese Vertheidiger des Landes und der Städte zu tapfern Männern und Helden zu bilden, gab er ihnen ansehnliche Vorzüge und schmeichelhafte Freiheits:



heitsbriefe. Insonderheit ward die Uebung in den Waffen zur Gelegenheit genommen, die Ehrbegierde anzufeuern. Es wurden jährlich einigemal öffentliche Balgereien, Stechspiele, Scheibenschießen, und dergleichen Spiele angestellt. Wer dabei den meisten Muth, Entschlossenheit, Stärke und Geschicklichkeit bewies, der ward von dem ganzen Volke den übrigen vorgezogen. Er hatte in der Zwischenzeit bis zum künftigen öffentlichen Spiele, die Oberstelle bei ihren Zusammenkünften. Auf seine Gesundheit ward zuerst getrunken. Man nannte ihn einen Sieger, Ueberwinder, oder König. Daher noch jetzt der Ausdruck: Scheibekönig, Voggelkönig. Man führte ihn mit Pomp und Gepränge in seine Wohnung. Man beschenkte ihn mit Ehrenzeichen, mit der Befreiung von gewissen Abgaben, und mit der Benützung gewisser Grundstücke. Selbst die schönsten und vornehmsten Damen gaben ihm durch allerhand Schmeicheleien ihren Beifall zu erkennen, sie zogen die tapfersten und geschicktesten Fechter und Schützen, den trägern und ungeschicktesten vor.

Bei Leuten, die nicht alles Gefühls unfähig waren, konten so mächtige und vielsache Reize nicht leicht ihres Zwecks verfehlen. Und der Erfolg hat es gezeigt, daß die Deutschen von dieser Zeit an den Hunnen und allen übrigen Nachbarn weit überlegen ge-

wesen sind, und daß diese Veranstellung wahre Tapferkeit und alle Kriegstugenden hervorgebracht habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß die Bürger, welche die Städte verteidigen mußten, um derentwillen die Stechspiele angestellt wurden, und unter denen, wie wir vorhin gesehen haben, das Erbe des Heergeräths eingeführt worden, sich um gar keine bürgerliche Nahrung bekümmern dürfen, sondern, daß ihnen ihr Unterhalt vom Staat gegeben worden sey. Auf diesen Satz lassen sich die Historiker nicht gern ein. Sie läugnen ihn weder gerade zu ab, noch wollen sie das Ansehen haben, ihn gewiß zu behaupten. Dahin gehört unter andern der verdienstvolle Herr Syndicus Sieber zu Goslar, in seiner Abhandlung von den Schwürigkeiten das Reichsgesetz vom 16<sup>ten</sup> Aug. 1731 in den Reichsstädten in Ausübung zu bringen S. 174. und 186. Die Sache ist aber außer allem Zweifel. Man beruft sich mehrentheils auf das Zeugniß des Wittechinds a). Dies ist aber sehr schwankend und unbestimmt. Inzwischen sagt derselbe doch ohne alle Zweideutigkeit, daß die übrigen acht für den neunten Mann säen und ernten sollten. Er will uns zwar versichern, daß diese städtischen Krieger die Wohnungen für die übrigen acht Landleute gebauet hätten. Dies widerspricht aber aller historischen Wahrheit. Denn wenn der neunte

PPP 2

Mann

a) *Wittebindus Corbei*; apud *Meibom.* rer. germ. T. I. p. 639.

Mann für sich und die übrigen acht Männer hätte in der Burg Wohnungen bauen sollen, so hätte ja die ganze Mannschafft in die Stadt ziehen müssen. Allein, es ist nur der neunte Mann in die Stadt gesetzt. Es ist vielmehr bekant, daß die Deutschen im Anfange alle Schmiede, Maurer, Zimmer, Schuster, und dergleichen Arbeiten durch ihre Knechte verrichten lassen h). Die Edlen und Freien waren allein der Turniere und Stechspiele so wie der Kriegsdienste fähig.

Ueberdem wird des Wirttechinds Nachricht durch das, vom Conring c) angeführte Zeugniß des *Sigeberti Gemblacensis* ad annum 925 erläutert und bestimmt. Es heißt nemlich daselbst, acht Mann solten sich auf dem Lande, der neunte aber in der Stadt aufhalten. Erstere solten für den neunten Mann das Feld mit bearbeiten, der neunte Mann aber solte den dritten Theil der Früchte in der Stadt für seine übrigen acht Kameraden in den

dazu zu erbauenden Vorrathshäusern aufbewahren; damit man zur Zeit des Krieges ein beständiges Magazin von Korn und Wein vorrätzig hätte. Denn dieser Vorrath würde auf dem platten Lande beim Einbruch der Feinde nicht sicher gewesen seyn. Conring ziehet hieraus mit vollkommenem Rechte die Folge: daher mußte, nach dem Befehl des Heinrichs, der neunte Krieger in die Stadt ziehen; denn nur die Edlen und Freien sochten fürs Vaterland. Und diesen Kriegern wurde ihr völliger Unterhalt vom Lande gereicht, ohne daß sich dieselben mit einiger Arbeit abgeben durften d).

Eben dieser Meinung ist auch *Barre* in seiner allgemeinen Historie von Deutschland e). Und diese Behauptung wird durch die von mir oben angeführte *Marznische Chronik* sehr unterstützt. Nach derselben sollen die Burgmänner nicht zimmern und mauern, sondern sich

b) *Lex Burgund.* tit. 21. §. 2. *Capitulare Caroli M.* 45. *Lex Alamannorum.* tit. 79. n. 7. apud *Georg'seb.* p. 356. 614 & 230 *Pistor. script. jur. germ.* T. 2. p. 653.

c) *In exercit. de urb germ.* Helmst. 1641. §. 82. Die Worte dieses Geschichtschreibers sind zu entscheidend, als daß ich mich enthalten kan, sie hieher zu setzen. *Rex Henricus*, heißt es: *agrarios milites recensens, ut octo eorum in agris, nonus vero in urbe moraretur & octo in agris non laborarent: nonus vero in urbe tertiam partem omnium frugum illorum servaret in ædibus ad hoc extractis, ut in bello nihil earum rerum deesset, urbesque rebus & vini plenæ essent.*

d) l. c. §. 83. Seine eigentlichen Worte sind diese: *Igitur ex Henrici instituto, nonus quisque ingenuus in urbem concessit. Soli scilicet ingenui ea tempestate militabant. Atque omnibus his victus ex agro allatus est, nullo suo labore. Quod ad robur urbium fecit plurimum.*

e) Im 2<sup>ten</sup> Bande, 444. S.

in den Waffen üben, damit sie sich in ihrer Rüstung lehren und wendeten könnten, wenn sie im Ernst mit dem Feinde sechten sollten.

So verhielt sich die Sache, in der ersten Periode von dem ersten Zeitpunkt der Erbauung der Städte. Als aber in den folgenden Zeiten das Lehnwesen, und die damit verbundenen Kriegsdienste in Deutschland mehr in Gebrauch kamen, änderte sich die Sache schon etwas. Der Adel und die Ritterschaft erhielt dadurch nähere Verpflichtung, das Vaterland zu verteidigen. Die Sitten verfeinerten sich, und die Deutschen lernten mehr Bedürfnisse kennen. Man gewöhnte nach und nach den Bürger zum Handel, zu Künsten und Handwerken, und überhaupt zur bürgerlichen Nahrung. Der Unterhalt, den er anfänglich von dem Lande bekommen hatte, hörte auf. Nur im äußersten Nothfall mußte der Bürger die Stadtmauern und Wälle mit den Waffen besteigen. Die öffentlichen Balgereien und Stechspiele wurden nach und nach ein Vorrecht des Adels, und verschwanden zuletzt ganz aus den Städten.

Der Bürgerstand, dem doch einmal Ehrbegehrde und Kriegsgeist eingepflanzt war, wurde gewissermaassen dadurch schadlos gehalten, daß man ihm das Stadtre Regiment, und die Verwaltung der Gesehe und Policei anvertrauete, und sonst seine Vorzüge erweiterte.

Der eingeprägte Kriegesgeist wirkte

inzwischen so viel, daß die öffentlichen Ergötzlichkeiten und Volksspiele noch immer ein kriegerisches Ansehen behielten. Es fehlte ihnen an gefelligen Unterhaltungen bei ihren Gesellschaften und Zusammenkünften. Man wußte nichts von öffentlichen Schauspielen, von Bällen und solchen Spielen, welche die Zeit auf eine angenehme Art vertreiben. Daher bestanden ihre öffentlichen Lustbarkeiten mehrtheils in Scheiben- oder Bogenschießen mit Bogen und Pfeilen, oder Umbrüsten. Je mehr sich aber die Sitten verfeinerten, je mehr fiel auch der Geschmack an solchen Spielen.

Nun nähete der Zeitpunkt heran, daß alles, was zum ehrlichen Bürgerstande gehörte, in Gilden und Zünften verfaßt seyn wolte. Vom Kaufmann bis zum geringsten Handwerker, vom Bierbrauer bis zum Müller, Lehmentierer und Schornsteinsger, rang man nach Gildeprivilegien. Diese Sucht ergrif endlich auch die Liebhaber vom Scheiben- und Bogenschießen. Sie erhielten ihren Zweck; sie errichteten Schützengesellschaften, und machten Zunftgesetze, die sich zum Theil bis auf unsere Zeiten erhalten haben.

Wo ist eine öffentliche nützliche Anstalt, die nicht durch die Länge der Zeit dem Mißbrauch unterworfen gewesen wäre? — Diesen Satz bestätigt auch die Geschichte der Schützengesellschaften.

Nachdem nemlich das Schießpulver erfunden; nachdem jene Staats-

verfassung, in welcher die Schützen-  
gesellschaften ihr Daseyn erhalten hat-  
ten, ganz umgeschaffen worden, nach-  
dem der stehende Soldat errichtet  
ist und eine ganz andere Landesver-  
theidigung statt gefunden hat; —  
sind die privilegiirten Schützenge-  
sellschaften so überflüssig, als die  
ehemaligen Turniere, die öffentlichen  
Stechspiele und Balgereien.

Selten mögte wohl der Fall kom-  
men, daß in einer großen stark bevöl-  
kerten Festung die Bürgerschaft genö-  
thiget seyn mögte, die Wälle und  
Mauern mit dem Schießgewehr zu  
besteigen, und die Stadt wider den be-  
lagernden Feind zu vertheidigen. Und  
dies ist allenfalls die einzige Ausnah-  
me, welche ich bei meiner Behauptung  
zulassen kan. Bei allen übrigen Städ-  
ten, Flecken und Dörfern sind die  
Schützengesellschaften ganz über-  
flüssig; mehrentheils schädlich; —  
zwar nicht immer im gleichen Maas  
verderblich; aber doch immer schäd-  
lich.

Gehet der Inhalt der Schützenpri-  
vilegien dahin, daß einer Gesellschaft  
von der Obrigkeit die Erlaubniß ge-  
geben wird, des Jahres einen oder  
zwei Tage sich an einem öffentlichen  
Platz, wo Niemanden Schaden  
dadurch zugefügt wird, mit dem  
Schießen zu belustigen; enthält ein  
solches Privilegium Gesetze, welche  
auf Ordnung, Ruhe und Mäßigkeit  
abzielen; ist dabei aller Zwang ver-  
boten, andere Mitbürger, welche kei-  
nen Geschmack an dieser Art Spie-

len finden, zu zwingen, daran Theil  
zu nehmen; wird von der Obrigkeit  
dafür gesorgt, daß die Gewinne, und  
aller übrige Aufwand hierbei nicht  
übertrieben werde; — wer wolte  
eine solche Anstalt tadeln?

Man betrachte aber nur die Schüt-  
zenprivilegien, wie sie gewöhnlich  
sind: — wie sehr weichen sie von  
diesem Bilde ab! — Erschröcken muß  
man über den Mißbrauch der unter  
dem Schutze solcher Privilegien began-  
gen wird.

Damit ein Jeder einsehen möge,  
daß ich die Sache nicht übertreibe,  
will ich nur die Schützengesell-  
schaft in meiner Vaterstadt Qued-  
linburg beschreiben. Wie viele äh-  
nliche wird man nicht, besonders in den  
Reichsstädten, antreffen!

Ein Hauptgesetz in dem Quedlin-  
burgischen Schützenprivilegium ist die-  
ses, daß ein jeder junger Bürger, der  
im vorigen Jahre das Bürgerrecht  
gewonnen hat, durchaus verbunden  
ist, wenigstens dreimal zu dem Pro-  
beschießen zu kommen und mit zu schief-  
sen. Will, oder kan er nicht: so muß  
er dafür 1 Rthlr. 8 gr. an die Schüt-  
zenkasse bezahlen.

Ein jeder junger Bürger ist ferner  
verbunden, bei den öffentlichen Aus-  
und Einzügen der Schützen zum so-  
lennen Schießen, mit Ober- und  
Untergewehr zu erscheinen; nicht  
nur zu erscheinen, und zu paradiren,  
sondern auch würtlich mit zu schief-  
sen. In den vorigen Zeiten konte  
ihn keine Geldstrafe davon befreien.

In



In den jetzigen Zeiten läßt man sich den Einsatz zum Scheiben- und Bogelschießen von ihm zur Kasse erlegen, und ziehet überdem noch wenigstens Einen Rthlr. Strafe, wegen des unterlassenen Aus- und Einzuges zur Kasse. Also ist ein jeder Bürger verbunden an dieser Lustbarkeit Theil zu nehmen; oder seine Weigerung mit Gelde zu büßen. Man hat wohl gar Versuche gemacht, charakterisirte Personen, Gelehrte, und Candidaten der Rechte zu diesen Aufzügen und Mitschießen durch Processse zu zwingen. Kaum, daß solche Personen sich, mit einigem Verlust von Kosten, dieses Joch haben vom Halse schütteln können.

Das zweite Gesetz, über dessen Härte meine Leser urtheilen sollen, ist dieses: daß alle Jahr ein neuer Oberschützenmeister aus der Bürgerschaft erwählt wird, und ein Jeder, den diese Wahl trifft, solches Amt annehmen, oder 8 Rthlr. Strafe zur Schützenkasse erlegen muß. Das Oberschützenmeisteramt bestehet darin, daß er das ganze Jahr hindurch, bei 10 Rthlr. Strafe, bei allen Zusammenkünften der Schützenbrüder zugegen seyn, die vorkommenden Händel, nach Vorschrift der Gildebrieife, schlichten; bei jedesmaligen öffentlichen Aus- und Einzügen mit einem Sponton und Degen die Schützengesellschaft, — welche paarweise folgt mit Ober- und Untergewehr, Fahnen, Trommeln und Musikanten, begleitet von einem Duzend Kindern, mit breiten Ordensbändern

und vielen silbernen Schildern, geschmückt, so die silbernen Gewinnste und einige kleine Fahnen tragen, und mit einem Manne, der einen hölzernen Vogel in der Gestalt eines Adlers, aber so buntscheckigt angemalt und verguldet, wie ein Weihnachtspüppgen; oder eine Scheibe trägt; — aufführen, und sonst noch verschiedene Besorgnisse besorgen muß, bei welchen er selbst leicht in gewisse, in den Artikelsbrieffen gesetzte Strafe verfallen kan. Die wichtigste Obliegenheit eines neuen Oberschützenmeisters bestehet endlich darin, daß er wenigstens einmal der ganzen Schützengesellschaft und den Herren Deputirten einen festlichen Schmauß geben muß, der, nach jetzigen Sitten nicht wohl unter 50 Rthlr. ausgerichtet werden kan.

Um sich einen vollständigen Begriff von den Geschäften des Oberschützenmeisters zu machen, muß man wissen, daß, nach Vorschrift der Gildebrieife von Ostern an bis zum Ausgang des Augusts, die Schützengesellschaft wöchentlich 1 oder 2 Tage zusammen komt, um zur Probe zu schießen; und daß die letztern 4 bis 6 Wochen fast täglich geschossen wird. In allen diesen Schießtagen muß der Oberschützenmeister auf dem Schießplatz seyn. Es kommen auch wohl außerordentliche Veranlassungen zur Zusammenkunft, wo etwas beschlossen und beredet werden soll. Vom Ausgang des Augusts bis zum Anfang des Octobers hat er einige Ruhe. Nach dem 16<sup>ten</sup> Oct. wird wiederum zur Wahl ei:

eines neuen Schützenmeisters geschritten. Dieses patriotische Geschäft, die Abnahme der Schützenrechnung; die nöthigen Baue und Reparaturen der Vogelstange, und dergleichen; die oft vorkommende Streitigkeiten und Prozesse der Gesellschaft mit Fremden, oder der Mitglieder unter einander; dieses alles erfordert manche außerordentliche Zusammenkunft.

Wer siehet nicht sogleich, daß ein Kaufmann, Handwerksmann, Künstler, und überhaupt ein jeder Bürger, der durch bürgerliche Geschäfte sich ernähren muß, seiner Nahrung und Gewerbe, durch die beständige Verstämmniß einen mächtigen Stoß giebt, wenn er dieses Oberschützenmeisteramt annimmt. Ich will noch nicht einmal der vielen Kosten und Zehrungeu außer seinem Hause gedenken, welche mit den östern Zusammenkünften verbunden sind, und die einen Anfänger besonders sehr entkräften. Daher würde kein Vernünftiger dieses Ehrenamt freiwillig annehmen, wenn ihn nicht die schwere Hand der Obrigkeit, durch harte Strafen und Drohungen nöthigte, solches zu übernehmen.

Ehemals war nur eine Strafe von 3 Rthlrn. auf die Verweigerung dieses Amtes gesetzt. Diese Contribution gab ein junger Bürger gern.

Daher konnte die löbliche Schützengesellschaft in vielen Jahren keinen Oberschützenmeister bekommen. Die hiesige Schützengesellschaft wußte sich aber des Zeitpunktes recht arglistig zu bedienen, daß die Höchstselige Durchlauchtigste Abtissin Maria Elisabeth, aus dem Hause Holstein, im Jahre 1718, als sie eben zur abtheilichen Würde gelangt war, und ihre neuen Räte noch zu wenig Kenntniß von den hiesigen Angelegenheiten hatten, in einem besondern Gnadenbriefe die Strafe der 3 Rthlr. zum Besten der Schützenkasse, bis auf 8 Rthlr. erhöhete. Das waren eiserne Haken zwischen die Ruthen geflochten, mit welchen die Schützengesellschaft ihre Mitbürger zu geißeln schon vorhin privilegiert war. — Aber doch noch nicht grausam genug! Man ging noch weiter.

Die erhöhete Strafe der 8 Rthlr. hatte zwar die Wirkung, daß die Schützengesellschaft nunmehr eine mehr als zwiefach verdoppelte Contribution, unter dem Titel einer Oberschützenmeisterwahl, unter die Bürgerschaft ausschreiben konnte. Allein einen Oberschützenmeister erhielt die Schützengesellschaft dennoch nicht. Denn ein jeder erlegte lieber die gnädigst verordneten 8 Rthlr. Strafe, als daß er das Amt selbst hätte annehmen sollen.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 2<sup>ten</sup> August 1784.

Ueber einige besondere und schädliche Rechte und Gewohnheiten.

(Schluß.)

**B**illig hätten die Oberen daraus abnehmen sollen, daß es nun Zeit sey, die Härte des Gesetzes zu mildern. Sie hätten einsehen müssen, daß das Amt des Oberschützenmeisters zu drückend und zu lästig für die Bürgerschaft sey. Allein, die bisherige Erfahrung hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung. Es ward befohlen, daß in jedem Jahre nur acht zum Schützenmeisteramt erwählte Personen das Recht haben sollten, sich mit 8 Rthlr. loszukaufen; der neunte Mann aber sollte durchaus verbunden seyn, das Amt anzunehmen. Also ist die Schützengesellschaft jetzt berechtiget, alle Jahr 64 Rthlr. unter dem Titel des Oberschützenmeisters als einen Beitrag zur Schießklasse, unter der Bürgerschaft anzuschreiben. Sehr selten ist der Fall, daß der vierte oder fünfte Mann, weil er die Lasten dieses Amtes nicht kennt, oder weil ihm das Spiel gefällt, die Wahl annimmt, und denn zum Leidwesen der Schützengesellschaft, die Einnahme sich etwas vermindert.

Außer dem, daß alle jungen Bürger im ersten Jahre gezwungen sind, mitzuschießen, sind auch alle Gilden und Handwerker verbunden, nach ihrer Größe einen oder mehrere Schützen jährlich zum Schießen zu stellen.

Was beweiset nun dieser Zwang, diese unerhörte Härte anders, als daß die Gesetze ein Spiel, eine Lustbarkeit begünstigen wollen, das nicht mehr dem Geschmack und der Denkungsart unserer Zeiten angemessen ist? — Wäre das Scheibenschießen ein allgemeines geliebtes Spiel: so würden Gesetze nöthig seyn, um der Spielsucht Einhalt zu thun.

Wie würde man lachen, wenn eine hochweise Polizei ein Gesetz geben wolte, daß alle jungen Bürger und einige Abgeordnete von allen Gilden und Handwerkern den ganzen Sommer hindurch wöchentlich wenigstens ein oder zweimal an einem gewissen Ort zusammen kommen sollten, um Karten zu spielen oder Regel zu schießen; wenn sie dabei verordnete, daß nicht geringer, als um 4 gr. Lins

satz gespielt werden solle; aber erhöhen könne man das Spiel so hoch als man wolle; wenn sie dabei festsetzte, daß alle Jahr ein Oberkammermeister oder Oberkegelmeister aus der Bürgerschaft erwählt werden sollte; wenn sie befehlen wolte, daß ein Jeder der dieses Ehrenamt verbiten würde, 8 Rthl. Strafe zur Spielkasse erlegen müßte; wenn sie mehrere solcher Zwanggesetze hinzufügen wolte, als etwa in den Schützenprivilegien gelesen werden! — Ist das Scheibenschießen in den jetzigen Zeiten wohl um ein Haar wichtiger, als das Karten- und Kegelspiel? — Meine Leser mögen selbst urtheilen!

Nun haben wir noch ein Türkenschießen in Quedlinburg; eine wahre Merkwürdigkeit des 18<sup>ten</sup> Jahrhunderts! Ein Muselmann, und ein Königl. Preussischer Officier, beide fast in Lebensgröße, sind zu Pferde auf ein großes Brett gemalt, welches auf einem kleinen Wagen befestigt ist. Der Türke ist in der Stellung, daß er auf der Flucht dem ihm nachsehenden Officier noch einen Hieb mit dem Säbel versehen will; der Officier kommt ihm aber durch einen Pistolenschuß zuvor. Dem flüchtigen Muselmann ist ein rothes Herz oder eine Scheibe auf die Brust gemalt. Dies ist das Ziel, nach welchem geschossen wird, indem das Brett hinter einem Busch langsam hervorgezogen, nach erhaltenem Schuß aber geschwind wieder dahinter geschoben wird. — Der Einfall ist unstreitig so alt, als das

Formular des Kirchengebets, in welchem man wider den Türken und Pabst betete. Aber wie passen diese Begriffe auf die jetzigen Zeiten? Wie kan ein solches Spiel jetzt von der Obrigkeit den Bürgern aufgedrungen werden? Wie können Männer von Einsicht und Geschmack diese Poesen, ohne Widerwillen, mitmachen? In den ältesten Zeiten mahlte man hinter den fliehenden Türken einen Unger mit einer aufgespannten Pistole. Vielleicht war dieser Gedanke noch erträglicher, als der, mit einem preussischen Officier.

Von diesem Türkenschießen wird man leicht auf den Wisz schließen können, der in der mit Devisen und Sinnbildern bemahlten Scheibe herrscht. Ich trage Bedenken, meinen Lesern mit der Erzählung derselben beschwerlich zu fallen. Es sind noch weit wichtigere Dinge, die ich von der privilegierten hiesigen Schützengesellschaft zu sagen habe. Ich will nemlich einen authentischen Auszug von der jährlichen Einnahme derselben dem Publikum vor Augen legen, damit man mit einem Blick übersehen kan, wie ausschweifend groß die Summe Geldes ist, welche allhier verschossen und verschwanget wird.

1) Ich will nur 15 Tage Probenschießen auf dem Walle annehmen. In manchem Jahre sind über 20 Tage geschossen. Nur 15 Schützen will ich auf einen jeden solchen Tag rechnen. Für Ehre meines Vaterlandes muß ich sagen, daß sonst



50. 60. und mehrere Schützen an solchen Tagen gewesen sind; daß sie sich aber in dem letzten Jahrzehend bis auf 20. 24. oder 16 Mann vermindert haben. Es sollen hiervon  $\frac{1}{3}$  mit 8 gr.,  $\frac{1}{3}$  mit 6 gr. und  $\frac{1}{3}$  mit 4 gr. einsetzen. Dies macht auf jeden Schießtag 3 Rthlr. 18 gr. und zusammen 56 Rthlr. 6 gr.

2) Sechs Tage zum Probeschießen auf dem großen Schießplatze, der Kleers genaunt; nach dem gelindesten Anschlage rechne ich nur 30 Schützen. Diese setzen alle Tage nach obigem Verhältniß, zum Gewinnst 7 Rthlr. 12 gr. Das macht zusammen — — 45 Rthlr. — gr.

3) Beim solennem Freischießen sind ehemals 200 und mehrere Schützen gewesen. Jetzt 70. bis 80. Wir wollen aber nur 60 Schützen annehmen. Hiervon setzen 30 Mann zum Einsatz 3 Rthlr.; 20 Mann zu eben dieser Absicht 2 Rthlr.; 10 Mann aber den gesetzmäßigen Einsatz mit 1 Rthlr. Dies macht insgesammt — 140 Rthlr. — gr.

4) Das Türkenschießen ist noch nie unter 60 Mann besetzt gewesen. Hiervon ist der Einsatz 8 gr. Also beträgt hiervon die Einnahme — — 20 Rthlr. — gr.

5) An eben diesem Tage wird zugleich nach einer Scheibe geschossen. Gewöhnlich 60 Schützen, und der Einsatz zu 8, 6 und 4 gr. Dies kan nicht wohl betragen unter — — — — 16 Rthlr. 16 gr.

6) Ehe die Schützen mit dem sogenannten Frohsischen Freischießen den Beschluß machen, wird noch auf 3 Wochen, zwar nicht täglich, aber doch einen um den andern Tag, geschossen. Ich will, um die Rechnung so niedrig als möglich zu machen, nur 12 Tage annehmen, und, nach obigem Verhältniß die Mannschaft und den Einsatz bestimmen. Dies macht gerade — — 200 Rthlr. — gr.

7) Das Frohsische Freischießen macht den Beschluß, und ist zahlreicher, als die gewöhnlichen. Ich rechne aber nur 60 Mann, und den Einsatz zu 1 Rthlr. 12 gr. Dies macht — — — — 90 Rthlr. — gr.

8) Das feierliche Vogelschießen ist auf 80 Mann zum wenigsten zu schätzen. Ehemals waren es 150 bis 200 Schützen. Der Einsatz zu 1 Rthlr. macht — — 80 Rthlr. — gr.

Summe von dieser Seite 567 Rthlr. 22 gr.

Summe von voriger Seite 567 Rthlr. 22 gr.

- 9) Die gewöhnlichen und gewissen Geschenke von der Durchlauchtigsten Keftissian, dem hohen Kapitel, Magistrat und andern Collegien betragen — — 42 Rthlr. — gr.
- 10) Die Parchentgelder, oder die Geschenke zu den Gewinnsten beim Probeschießen machen — — 21 Rthlr. — gr.
- 11) Von der Wahl des Oberschützenmeisters kommen jährlich ein — — — — 64 Rthlr. — gr.
- 12) Die Pächte von den Spiel-Buden und Victualienhändlern, die zur Schießzeit auf den Schießplätzen feil haben, sind nicht alle Jahr gleich. Ich thue der Sache aber nicht zu viel, wenn ich sie anschlage zu — — 40 Rthlr. — gr.
- 13) Die ungewissen Einkünfte fürs Aus- und Einziehen der jungen Bürger, welche diesen Ehrenzug verbiten, und die in den gnädigsten Gildbriefen gesetzte Strafe erlegen, können, ein Jahr ins andere gerechnet, geschätzt werden zu — — — — 40 Rthlr. — gr.
- 14) Am Zeitgelde der ordentlichen Schützenbrüder, imgleichen von Gilden und Handwerkern, die zu klein sind einen Schützen zu stellen, und daher auf  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{1}{4}$  Mann ins Geld gesetzt sind, und endlich an Strafgeldern, nach den Gildbriefen, mögte zum wenigsten einkommen — — — — 15 Rthlr. — gr.

Das wäre denn eine baare Summe von 869 Rthlr. 22 gr.

welche alle Jahr in Quedlinburg, nach der Vorschrift der Obrigkeit verschossen wird. Und doch bin ich mit meiner Rechnung noch nicht zum Schluß.

Zuförderst ist der Schmauß des neuen Schützenmeisters noch nicht darunter begriffen; eine Ausgabe, die wichtig ist, und in keinem Jahre wegzfällt. Ferner ist weder das Pulver und Blei, das verschossen wird, noch die Kaketten und Schwärmer, die des Abends der öffentlichen Schießtage, zum Luftwerkzeuge in die Luft fliegen; noch die außerordentliche Zehrung der

Schützen an den östern Schießtagen, noch die große Versäumnis der Schützen, welche Künstler und Handwerker sind, und dergleichen mehr, in Anschlag gebracht. Man rechne dieses alles so geringe und mäßig, als man will; solte nicht dennoch hierdurch jene Summe weit über

Eintausend Rthlr.

erhöhet werden? —

Endlich noch ein Wörtgen von dem verderblichen Einfluß, den solche öffentlich begünstigte oder vielmehr anbefohlene anhaltende Schwärmereien

mereien auf die Denkungsart und Sitten der Bürger haben!

Der junge Bürger, der den festen Vorsatz gefaßt hat, durch Fleiß und Arbeitsamkeit sich glücklich zu machen, und dem Staate nützlich zu seyn; dieser findet gerade in dem ersten Jahre seines Hauswesens die größten Hindernisse und Versäumnisse; solche Versäumnisse, die seinen ganzen Nahrungszustand zerrütten können. Er findet zugleich einen fast unwiderstehlichen Reiz, ein Schüße von Profession, und zugleich ein Müßiggänger zu werden. Das Spaziergehen, die scherzhaften und muntern Gespräche in Gesellschaften und die Schwärmerien schmecken ihm besser, als saure Arbeit und Nahrungsorgen. Ein silberner Becher, ein blanker Löffel, die er im Anfange, durch irgend einen Zufall gewinnt, erwecken in ihm die Begierde, mehrere Stücke von der Art zu gewinnen. So wird unvermerkt die Lustbarkeit des Schießens bei ihm zur Leidenschaft. Und wie viele traurige Beispiele hat man nicht vor Augen, daß, durch diese Veranlassung, gute fleißige Bürger von ihrer anfänglichen Frugalität und Arbeitsamkeit zurück getreten und in kurzem ganz arm geworden sind?

Wie häuslicherisch und sorgfältig berechnete man nicht die Tage, welche durch die Abschaffung unnützer Festtage dem Bürger zur Arbeit geschenkt wurden. Warum denkt man nicht auch so bei den vielen Ver-

säumnistagen, welche die Schützenprivilegien der Bürgerschaft geben? Solche Schießtage sind noch schädlicher, als wie Festtage. —

Oder fehlet es uns etwa an Gelegenheiten, eine solche starke Summe Geldes, edler, wohlthätiger, und nützlich anzuwenden? — Ich höre doch täglich bittere Klagen, daß die Anzahl der reichen und wohlhabenden Bürger immer geringer werde; daß die Nahrung in allen Ständen in Verfall gerathe; daß die Beiträge zu unserer Armenkasse sich so vermindern, daß man kaum im Stande ist, so viele Almosen auszutheilen als nöthig sind, um das kaum abgeschaffte Straßenbetreten zu verhindern; daß es uns noch an einem, bei einer guten Polizei unentbehrlichen Bedürfniß, an einem Verpflegungs Hause für die Armen, und an einem öffentlichen Arbeitshause für muthwillige Müßiggänger und Taugenichts — und an vielen andern Stücken ermangele!

Wie würde die Nachwelt das Andenken eines edlen Mannes, eines Patrioten, segnen, der mit Ernst die Hand anlegte, die Bürgerschaft von dem eisernen Joch der Schützenprivilegien zu befreien! Noch mehr aber, wenn er es dahin einleitete, daß ein Theil, der durch die übertriebenen Lustbarkeiten des Schießens verschwendeten Summen Geldes zur Anlage eines Arbeitshauses, oder einer andern nützlichen Anstalt verwendet werden müßte!

Quedlinburg.

G. C. Voigt.

## Am Herr J. A. g. zu Herr. über Sterbethalergesellschaften.

So wohlgemeint Ihr Aufsatz im 38<sup>ten</sup> und 39<sup>ten</sup> St. des Hannover. Magazins über jetzige Trauerpfenning: Dankthaler: und Sterbethalergenossenschaften zu seyn scheint, so viel unrichtiges habe ich darin bemerkt. Um die Dauer solcher Institute verdächtig zu machen und ihren Untergang mit vieler Gewißheit zu prophezeien, bringen Sie bloß auf einen Schein das zarteste Kindes Alter mit in Rechnung. Da Ihr Aufsatz öffentlich erscheinen und gegründete Wahrheit enthalten sollte, so hätten Sie billig dieses Hauptumstandes wegen genauere Erkundigung einzuziehen müssen. Ich kan Sie versichern, daß in allen mir bekanten Instituten (bei sieben derselben bin ich selbst interessirt,) kein Mitglied unter 16 Jahren zugelassen wird, und von der Stifft: Hildesheimischen Sterbethalergesellschaft kan ich Ihnen beweisen, daß in der 1<sup>ten</sup> Classe von 150 Mitgliedern, nur 9 unter 30 Jahren sind. Durch Kinder also, die noch so manchen tödtenden Krankheiten unterworfen sind, werden die Sterbefälle in dieser und allen ähnlichen Classen nicht vermehret. Und wie sehr wird die Anzahl der jährlich Sterbenden verringert, wenn ich Ihren 2<sup>ten</sup> Satz annehme, daß im 40<sup>ten</sup> Lebensjahr von 55 Personen nur eine stirbt, macht von 110 Personen jährlich zwei. Bei Errichtung der Stifft: Hildesheimischen Sterbethalergesellschaft aber sind, nach Anleitung der bekanteste Mor: talitätstabellen ein sichtsvoller Männer, z. E. eines Süßmilchs und Eulers,

(diese haben Sie gar nicht erwähnt,) im Durchschnitt von 100 jährlich 3 gerechnet, mithin von 400 im Durchschnitt 12. Im ganzen ist diese Sterblichkeitsberechnung, so weit menschliche Wahrscheinlichkeit reicht, richtig, obgleich bei grassirenden Krankheiten in einem Jahre mehr Personen sterben können, dagegen in gesunden Jahren auch weniger aus der Welt gehen. Ihre Tabelle und Berechnung macht also die Dauer solcher Institute noch nicht im geringsten zweifelhaft. Doch, Sie führen einen andern und in der That wichtigeren Umstand an, der den endlichen Untergang solcher Institute befürchten ließe, nemlich: daß die Zahl der abgehenden Interessenten durch neu hinzukommende schwerlich würde ersetzt werden. Ihren ersten Grund dieser Vermuthung fanden Sie dadurch gehoben, daß viele dergleichen Gesellschaften beizutreten, dadurch sich würden abschrecken lassen, weil einer so lange leben könne, daß er, um seinen Erben 400 Rthlr. zu versichern, 500, 600 und mehrere Rthlr. einsetzen werde, diesen Grund jener schwachen Vermuthung fanden sie dadurch gehoben, daß ein Mitglied der Stifft: Hildesheimischen Sterbethalergesellschaft, wenn es für seine Person 400 Rthlr. beigetragen hat, solche in einer Summe wieder bekommt, welche alsdenn wie ein Sterbefall aufgebracht wird. Und ich halte mich auch noch immer überzeugt, daß dieses ein Mittel ist, um der Vermehrung der Sterbefälle in den folgenden



den Jahren vorzubauen: denn das wäre doch wohl billig, daß der, welcher 400 Rthlr. beigetragen hätte, alsdenn aufhörte, und dessen Erben auf seinen Todesfall den Sterbthaler erhielten. Alsdenn aber könnten in den folgenden Jahren sowohl von denen, die noch beigetragen, als auch von denen, die schon ihre 400 Rthlr. beigetragen haben, einige zugleich sterben, folglich die Sterbefälle vermehren. Dieses aber ist nicht so leicht möglich, wenn die 400 Rthlr. sogleich ausbezahlt und als ein wirklicher Sterbefall aufgebracht würden, dessen Stelle aber mit einem neuen constitutionsmäßigen Mitgliede ausgefüllt wird; geseht auch, daß dieser nicht leicht mögliche Fall einmal eintreten sollte, da in einem Jahre außer den wirklichen, noch ein fingirter Sterbefall aufgebracht werden müßte. Um jedoch das Publikum glaubend zu machen, daß auch dieser Umstand die Todesfälle vermehren, und diejenigen abschrecken würde, die vielleicht noch Lust haben mögten, einem solchen Institute beizutreten, leiten Sie, indem Sie sich selbst zum Beispiel nehmen, aus § 11. des Plans her: ich soll sogar gewiß seyn, daß wenn ich so glücklich bin, noch die Bezahlung des 400<sup>ten</sup> Rthlrs. zu erleben, ich alle 400 Rthlr. zurück erhalte, und wieder in die Möglichkeit gesetzt werde, für wenige Rthlr. den Sterbthaler für die Meinigen zu erhalten. Das erste ist wahr und bleibt festgesetzt, von dem letztern aber steht kein Wort weder in §. 11., noch im ganzen übrigen Plan, vielmehr

kan ein jeder vernünftiger Mensch daraus, daß kein Mitglied über 65 Jahr aufgenommen wird, schließen, daß dieses ganz unmöglich sey, wie ich bald nachher zeigen werde. Haben nun die 400 Interessenten, welche alle den Plan in Händen haben, bei Lesung jenes Schlusses in Ihrem Aussage den Plan nachgesehen, so werden sie gewiß alle die Köpfe geschüttelt und einer zu dem andern gesagt haben: das ist schon wieder nicht. — Ja im ersten Advertissement, welches gleichfalls ein jeder Interessent besitzt, heißt es ausdrücklich in der Erklärung über S. 11., daß derjenige, der bei Lebzeiten die 400 Rthlr. bekommt, von der Zeit an, (in Ansehung der Gesellschaft,) für todt angesehen wird, und nach dem Expectantenplan kan ein Mann der 60 Jahre und eine Frau die 55 Jahre zurückgelegt hat, nicht mehr als Mitglied der Gesellschaft aufgenommen werden. Derjenige aber der so glücklich ist, es zu erleben, daß er für seine Person 400 Rthlr. beigetragen hat, ist gewiß weit über jene Jahre hinaus, und nahe am goldnen Alter. Um dieses auch den Schwachen begreiflich zu machen, nehme ich Ihre eigene Hypothese an, aus welcher Sie die traurige Folge herleiten, daß nach circa 30 Jahren, ein jeder alsdenn noch lebende Interessent den versprochenen vollen Sterbthaler zu fordern hat. Jeder in ein und eben demselben Jahre? Selbst der in dem Jahre erst neu hinzugekommene Interessent? Ja alle zuverlässig alle. — Sie nehmen an, daß ein Jahr gegen das andere gerechnet, jährlich von 33. nur einer stirbt, das betrüge von 400 jährlich 127½.

Den Bruch fahren gelassen, lassen Sie uns die gerade Zahl 12 setzen, folatlich bezahlt ein Mitglied der 1<sup>ten</sup> Classe jährlich 8 Rthlr., der 2<sup>ten</sup> Classe 12 Rthlr., der 3<sup>ten</sup> Classe 16 Rthlr., der 4<sup>ten</sup> Classe 20 Rthlr. und der 5<sup>ten</sup> Classe 25 Rthlr. Wenn man nun von einer jeden Classe ungefähr die Mitte der Jahre, (eingegen den andern gerechnet,) annimmt, 3. E. in der 1<sup>ten</sup> 36, in der 2<sup>ten</sup> 48, in der 3<sup>ten</sup> 53, in der 4<sup>ten</sup> 57,

und

und in der 5<sup>ten</sup> 63 Jahre, so muß ein Mitglied, das die glückliche Zeit erleben soll, noch bei Lebzeiten seine beigetragene 400 Rthlr. wieder heraus zu bekommen, in der 1<sup>ten</sup> Classe noch 50 Jahre, in der 2<sup>ten</sup> noch 32, in der 3<sup>ten</sup> 25, in der 4<sup>ten</sup> 20, und in der 5<sup>ten</sup> Classe noch 16 Jahr leben, alsdenn ist das Mitglied der 1<sup>ten</sup> Classe 86, der 2<sup>ten</sup> 81, der 3<sup>ten</sup> 78, der 4<sup>ten</sup> 77, der 5<sup>ten</sup> 79 Jahr alt. Wahrlich ein patriarchalisches Alter! Aber nun beantworten Sie bei jeder Classe die Frage, wie mancher von dieser an sich kleinen Anzahl wird so glücklich seyn, ein solches Alter zu erreichen? und wie ganz unmdglich ist es daher, daß alle Interessenten in einem Jahre ihre 400 Rthlr. zu fordern haben? Denn wenn ja höchstens 1 oder 2 Mitglieder von den 24 Mitgliedern der 5<sup>ten</sup> Classe nach 16 Jahren solches erleben, so müssen die in der 4<sup>ten</sup> noch 4 Jahre, in der 3<sup>ten</sup> noch 9 Jahre, in der 2<sup>ten</sup> noch 17 Jahre, und in der 1<sup>ten</sup> noch 24 Jahre länger leben, ehe sie ihre 400 Rthlr. zu fordern haben, und so geht es durch alle Classen und durch alle Jahre fort, bald fällt nicht der Postwagen um, sondern der Passagier vom Postwagen herunter, vergißt das Aufsehen, und ein anderer nimt seine Stelle ein. Und wie noch unmdglicher kan der in dem Jahre erst neu hinzugekommene Interessent seine 400 Rthlr. zu fordern haben? oder es müßten in dem Jahre alle 399 Mitglieder sterben, und er nur allein übrig bleiben, und doch geht dieses bei einem Interessenten der 1<sup>ten</sup> Classe gar nicht an, weil der nur erst 399 Gulden beigetragen hätte, zugeschwige, daß der Postwagen nicht so lange halten, sondern auf der halben Station zerbrechen würde, d. i. wenn nur in einem Jahre 50 Interessenten ihre 400 Rthlr. zu fordern hätten, und von den übrigen noch 10 stürben, so würde in dem Augenblick das Institut scheitern, und alle noch übrigen Interessenten zu Fuße davon laufen, weil keiner Hoffnung hätte, auch nur den letzten Beitrag zu retten. Was mich aber beruhiaet ist dieses: so wenig nach 20, 30, 40, 50 Jahren alle 400 Interessenten in einem Jahre sterben werden, so wenig wer-

den nach eben so viel Jahren 20 Interessenten zugleich vorhanden seyn, die 400 Rthlr. beigetragen, und also auch zu fordern haben. Denn unser Postwagen macht 5 Stationen, nur sehr selten fährt ein Passagier bis an die letzte, sondern auf jeder steigt ein oder anderer ab, und es lauren schon andere die wieder mit fahren, und hierauf komt alles an, daß der Wagen niemals leer fährt. Ich will daher das fatale Glückspiel nicht berühren. (O mögten Sie doch gegen diese wie gegen die Sterbekassen schreiben, aber nicht nur dagegen schreiben, sondern auch im Stande seyn, sie abzuschaffen und auszurotten! Jeder Patriot würde sie dankend ehren.) Ich will nur noch mit wenigem bemerken, daß es unserer Stift-Hildesheimischen Sterbthalergesellschaft an Rekruten nicht fehlen kan, noch fehlen wird. Freilich, ohne Prämie würde es gar bald daran fehlen, aber haben Sie nicht S. 4. uners Plans die Ankündigung gefunden, daß, sobald 100 Erspesantentzen seyn würden, für diese eine Prämienkasse solte eröffnet werden? Dieses ist mit dem 1<sup>ten</sup> Mai d. J. geschehen, und es sind jetzt schon an 170 Interessenten, so, daß die Prämie auf den Todesfall eines Erspesantentzen bis an 140 Rthlr. beträgt. Der Plan dieser Prämienkasse wird einen jeden, der nicht muthwillig ungläubig ist, überzeugen, daß es an Rekruten auch in Zukunft nicht fehlen wird, wenn es anders, woran ich nicht zweifle, auch nach uns noch Menschen giebt, die es sich zur Pflicht machen, redlich und so viel möglich für die übrigen zu sorgen, und auch edel denkende Menschen, die solche wohlthätige Institute durch ihren Beitritt unterstützen und befördern helfen. Und ohne hin läßt es sich doch wohl vermuthen, daß es 4. E. 600 Interessenten, die an so vielen Orten umher wohnen, nicht schwer fallen wird, durch ihre Aufmunterung jährlich 8, 10 bis 12 Rekruten zu liefern.

Ihre noch übrigen Zweifel wegen Bestandbarkeit der jetzigen Sterbthaler, Institute, in specie der Stift-Hildesheimischen Sterbthalergesellschaft, lassen sich süglich aus dem vorhergehenden beantworten.

Hildesheim.

J. A. Beyer.

# Sammoverisches Magazin.

63<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 6<sup>ten</sup> August 1784.

Versuch über die Ursachen, und die Mittel, den Verlust der Getreidekörner auf den Feldern zu vermindern.

**A**us der, den vorigen schönen Anblick der Getreidefelder, nicht entsprechenden Leichtigkeit der Garben, nicht weniger als aus der jährlichen dichten, nicht gesäeten Saat, die auf den Feldern, die nach der Ernte gestreckt sind, auch alsdann noch aufschlägt, wenn schon vorher große Heerden Schweine sich auf denselben halb gemästet hatten, ist es schon oft, und längst erkant, daß auf den Aeckern beträchtlich vielmehr Getreide wachse, als von denselben eingeerntet wird.

Vielleicht könnten Berechnungen es erweisen, daß die verloren gegangene Körner hinreichten, einen Mangel unter den Landleuten, wie der diesjährige, zu verhindern, oder doch merklich zu verringern.

Die Ursachen eines so ansehnlichen, und nachtheiligen Verlustes, schienen bislang bloß in dem Verstreuen der Aehren und Körner, unter den Erntewerkzeugen und Arbeiten, zu liegen; und daher sind, auch nur gegen diese nächste Seite, Mittel vorgekehrt; womit man freilich, weil es weit mehr

entfernere Seiten giebt, zu kurz gekommen ist.

Da es um nichts geringers zu thun ist, als, vielleicht Millionen Getreidesmassen, zum Besten der Menschheit, wenn auch nur erst künftig, zu retten; so wird man den Versuch, die mehreren Ursachen ihres bisherigen Verlustes aufzudecken, und die Mittel dagegen vorzutragen, nicht ungerne sehen. Die Vorausschickung einiger allgemeinen Erfahrungssätze verspricht hiezu mehr Licht, und Kürze. Sollte ich damit zu weit her auszuholen scheinen, so bitte ich dies, wegen der Wichtigkeit der Sache, zu entschuldigen.

**Erster Satz.** Jegliches Getreide gebraucht in jeder Gegend, nach der Verschiedenheit ihrer Lage und ihres Bodens, ein verschiedenes Maaß von Zeit, um, von der Ausfaat, zum reifen zu gelangen.

Die Ursachen dieser Erscheinung lassen sich nicht so leicht aus einander setzen, und deutlich machen, als die Erfahrung sie uns zeigt. Wir sehen die Saat auf höher liegenden Distrik-

ten langsamer reifen, als auf niedrigem und platten Lande. Felder von verschiedenem Boden zeigen uns eben diesen Unterschied. Die schweren und kalten, kommen in beiden Distrikten später zur Reife, als leichte und warme. Auf den Feldern ist dieser Unterschied wieder an den Aeckern von verschiedener Erdart, Lage, Bearbeitung, und Bereitung, sichtbar. Allezeit reifet die Saat der natürlich wärmeren, und besser bearbeiteten und bereiteten Aecker, früher.

**Zweiter Satz.** Der besondere Gang der jährlichen Witterung, verzögert, oder verspätet, die Reife der Getreidearten. Wärmere und trockenere Witterung, bringt frühe, die gegenseitige, späte Reife.

Dieser Satz bedarf keiner Erläuterung; nur muß man sich erinnern, daß Witterung und Boden immer zugleich auf das reifen der Getreide wirken; und daß folglich einerlei Gang der Witterung, aber Verschiedenheit des Bodens, und seiner Bearbeitung und Bereitung, einen Unterschied, in der Zeit der Reife, hervorbringen.

Ich folgere aus beiden obigen Sätzen: Daß in Gegenden von mehr Mannigfaltigkeit der Lage des Bodens, der Bearbeitung, und Bereitung desselben, und des Ganges der Witterung, keine, auf gewisse Lage im Jahre eingeschränkte allgemeine Erntezeit vorhanden sey; und daß folglich, wenn der Landwirth hier oder dort glaubt, er dürfe die Kornsenf, oder

die Sichel, nicht früher oder später als in den Tagen kurz vor oder nach Jacobstag, an sein Feld setzen, er dies ohne alle Gründe, und bloß aus Macht eines altjährigen Vorurtheils glaubt.

**Dritter Satz.** Auf allen einzelnen Aeckern, sie mögen in den Feldern höherer oder niedrigerer Distrikte liegen, deren urbare Oberfläche mehr als eine Lage, und mehr als eine Erdart hat, reifet die Saat nicht allenthalben in gleichen Zeiträumen.

Der Beweis liegt zwar schon in den vorigen Sätzen; aber hier ist er genauer: Das hervorkeimen, wachsen, und reifen der Saat, wird, nebst der Luft und Sonne, durch einen gewissen Grad von Lockerheit, Feuchtigkeit und Wärme der Erde, bewürket, den theils die Erdart, theils die Lage, theils aber auch die, der Erdart und Lage angemessene Bearbeitung und Bereitung des Ackers, hervorbringen. Wenn demnach, die Oberfläche eines einzelnen Ackers, mehr Lagen und Erdarten als eine, aber, wie gewöhnlich, nur eine Bearbeitungs- und Bereitungsart hat; so kan auf diesem Acker das keimen, wachsen und reifen der Saat, nicht allenthalben, mit gleichen Schritten fortgehen. Die Saat wird in ungleichen Zeiträumen reifen.

**Vierter Satz.** Die Länge der Zeiträume, worin die Körner der verschiedenen Getreidearten, unter gleichen Umständen, auf einem Acker hervorkeimen, verhält sich wie der Grad der Trockenheit derselben. Je ausgetrockneter die Körner sind, desto langsamer



samer keimen sie, unter gleichen Umständen hervor.

Die Wahrheit dieses Satzes beruht auf Erfahrung; und wir sehen, daß Saamenkörner, die zu sehr ausgetrocknet sind, nun gar nicht mehr keimen. Wenn demnach die Einsaat eines Aekers zugleich aus mehr und aus weniger ausgetrockneten Körnern besteht; so keimt oder läuft die Saat in ungleichen Zeiträumen. Sie wird zwei- und dreikäufig. Und da nicht der geringste Grund vorhanden ist, warum das früher hervorgewachsene, nicht eher als das spätere, zum blühen und reifen gelangen sollte; so ist klar, wie es denn auch die Erfahrung zeigt, daß die, aus einem Acker, aus ungleich ausgetrockneten Körnern hervorgewachsene Saat, in ungleichen Zeiträumen reifet. Es wird sich überreifes, reifes, und noch unreifes Getreide zugleich auf demselben befinden.

Ich folgere aus diesen zwei Sätzen: Daß sich bei allen Aeckern, deren urbare Oberfläche mehr als eine Erdart und Lage hat; oder deren Einsaat aus ungleich ausgetrockneten Körnern bestand, gar keine gewisse Erntezeit bestimmen lasse; und daß derjenige Landwirth am allerübelsten fahre, der auf solchen Aeckern die letzte Reife der Körner abwartet; wie sich dies gleich deutlicher zeigen wird.

Fünfter Satz. Wir sehen, daß, sobald die Körner der Getreidearten, in ihren verschiedenen Saamenbehältnissen, zur vollkommensten Reife gelangen, beide Theile auf einmal stär-

ker auszutrocknen anfangen, und sich von den feinen Bänden ablösen, durch welche sie mit einander verknüpft waren; da alsdann die Körner entweder mittelbar, durch das zusammenziehen, oder aufspringen der Saamenbehältnisse, so wie durch jede andere, von Wind, Regen, stoßen, reiben, erlittene Bewegung, oder unmittelbar, durch ihr eigenes Gewicht, sich von den Saamenbehältnissen trennen, und auf den Acker fallen. Hingegen nehmen wir wahr, daß die Saamenkörner, die noch nicht bis zum austrocknen reif sind, von jenen feinen Vereinigungsbändern, in ihren Saamenbehältnissen, festgehalten bleiben. Woraus ich folgere: Daß die Saat, die, es geschehe aus welcher Ursache es wolle, in ungleichen Zeiträumen zur Reife gelangt, viele reife Körner, sowohl vor als unter der Ernte, verliere; und daß folglich derjenige Landwirth, der mit der Ernte einer solchen Saat am längsten auf ihre völlige Reife wartet, an meisten von seiner Ernte einbüßen müsse.

Sechster Satz. Die zarten Vereinigungsbänder, von welchen die Getreidekörner, in ihren verschiedenen Saamenbehältnissen, vor ihrer vollkommensten Reife, noch fest gehalten werden, lösen sich schnell und völlig ab, wenn Körner und Saamenbehältnisse, nach von Nässe erlittener Aufquellung, wieder zusammengehn und eintrocknen. Eilig öffnen sich, oder ziehen sich die verschiedenen Saamenbehältnisse zusammen, stoßen und

drängen die Körner von sich; und diese sinken, entweder durch ihr eigenes Gewicht, oder durch die geringste von außenher erhaltene Bewegung zur Erde. Die Aecker werden, vor und unter der Ernte, mit Getreidekörnern bedeckt, wenn gleich die Saat auf denselben zu gleicher Zeit hervorkeimete und reifte.

Nach diesen Satz dictiret die mit Beobachtung begleitete Erfahrung; und ich folgere daraus, daß sich nach Hagel, Sturm und Ueberschwemmung, kaum noch etwas fürchterlicheres für den Reichthum der Ernte gedenken lasse, als ein warmer anhaltender und von Sonnenhitze gefolgter Regen, zu der Zeit, wo die Getreidekörner und ihre Saamenbehältnisse, schon so weit zur Reife vorgedrückt sind, daß sie einiger Aufquellung von Nässe und Wärme fähig geworden; und daß folglich, wenn der Landwirth, wie in hiesiger Gegend, um zu seiner Ernte nicht mehr als einmal Gehülfsen zu dingen; oder sich mit denselben lustig zu machen; oder aus welcher andern Ursache es wolle die Kockenernte bis dahin verschiebt, daß der Weizen zugleich mit geerntet werde, es beinahe schwer sey, ein dem Reichthum der Ernte gefährlicheres und nachtheiligeres Verschäffen nur zu ersinnen.

Aus diesen sechs allgemeinen Erfahrungssätzen läßt sich folgendes Resultat ziehen:

Die Ursachen von den, in ungleichen Zeiträumen, keimenden und reisenden Saaten der einzelnen Aecker

insbesondere; und der, von dem Landwirth verfehlte rechte Zeitpunkt sein Getreide zu schneiden überhaupt, sind die nächsten und wirksamsten Ursachen von dem Verluste der Getreidekörner auf den Feldern. So lange also entweder die Oberfläche der einzelnen Aecker so beschaffen ist, daß sie mehr Erdenarten und Lagen hat, als eine; oder, so lange die Einsaat der einzelnen Aecker aus ungleich ausgetrockneten Körnern besteht; oder, so lange der Landwirth da, wo obige Fehler nicht vorhanden sind, die völlige, und übervöllige Reife des Getreides, abwartet, bevor er erntet; so lange gehen, vor und unter der Ernte, eine Menge der besten Körner verloren; und dieses ist immer desto größer jemehr entweder dort, die Beschaffenheit der einzelnen Aecker, und ihre Bearbeitungs- und Verstellungsart, oder ihrer Einsaat, die Zeitabstände der früher und später reisenden Getreidehalme vergrößert; oder, je länger hier der Landwirth auf die völlige Reife der Körner wartet; und je abwechselnder die Veränderungen der Witterung alsdenn sind. — Und eben so lange können, die geschicktesten Verbesserungen an den Erntewerkzeugen und Arbeiten, den Verlust des Getreides auf den Feldern, nicht allein verhindern; sondern es sind hiezu nebst ihnen noch mehrere, und der Sache angemessenere Mittel zu gebrauchen.

Das erste Mittel. Ich verlasse mich dazu, daß aufmerksame Landwirthe es bemerken, daß viele, ja ich mögte fast sagen, die mehrsten von ihren Aeckern, eine Oberfläche haben, die Stück- und Strichweise, aus mehr als einer Erdart bestehet. Die Folgen sind bekant, weil sie von mir angezeigt sind. Aber auch jeglicher Acker mit hohem Rücken, und tiefen Wasserfurchen an den Seiten, die Oberfläche desselben mag übrigens allenthalben nur eine Erdart haben, hat dennoch wenigstens zweierlei Lage und Boden. Auf dem Rücken nemlich ist die Lage höher und trockener, und die Erde lockerer und wärmer; hingegen an den Seiten gegen die Wasserfurchen zu, ist die Lage mehr niedrig und feucht, und die Erde mehr dicht und kalt. Eben dieses gilt von allen Hügel- und Sinken, die sich auf der Oberfläche einzelner Aecker finden. Die Wirkungen sind in die Augen fallend. Die Saat steht nemlich in nassen und kalten Frühjahren, an den Seiten der Wasserfurchen, und in den Sinken auf der Oberfläche des Ackers weit zurück; wenn sie auf dem Rücken und Hügel- schon in Aehren schießt; und sie ist hier reif, wenn dort die oft spät erst nachgekommenen Sproßhalme noch ganz grün sind. Hingegen zeigt sich dies in trockenen und heißen Frühjahren oft umgekehrt; indem die Saat auf dem Rücken des Ackers, und auf den Hügel- seiner Oberfläche alsdann, aus Mangel an hinlänglicher Nahrung, mehr zurück blieb; da die Saat

an den kältern und feuchtern Seiten der Wasserfurchen, und in den Sinken auf der Oberfläche ungehinderter fortwuchs. Sollen die bekanten üblen Folgen hievon vermieden werden; so ist hier die Regel:

Bemühe dich deine einzelnen Aecker so einzurichten, daß sie auf ihrer ganzen Oberfläche aus einerlei Erdart bestehn, und allenthalben eine gleiche Lage und Wasserfläche haben.

Geschwinder zu sagen als auszurichten! Ich gestehe es. Dennoch werden Fleiß und Ausdauerung, und eine geschickte Anwendung guter Einsichten, vieles erleichtern und beschleunigen. Wenn ein Landwirth nach diesem, für ihn höchst wichtigen Ziel, seine Lebenszeit ringet, und nur jährlich etwas merkliches ausrichtet; so wird seinem Nachfolger weniger zu thun übrig bleiben, er aber wird die Früchte seines jährlichen Fleißes, schon jährlich merklich genießen; und diese werden sich, zu seiner Aufmunterung, von Jahr zu Jahr vergrößern.

Es würde zu dränglich seyn, einsichtreichen Landwirthen die nöthigen Vorschläge hiezu zu thun. Sie wissen es, daß auf den Aeckern, unter den Sandarten, oft Leimarten; und unter diesen, dem Klay, und den schwärzeren Erden, oft Sand-, oder Leim-, oder Mergelarten stehen; und daß oft nur ein tieferes pflügen, oder hacken, oder das Auswerfen der gezogenen Furche mit dem Grabscheid, schon größtentheils die Stellenweise nöthige Ver-



änderung an der Oberfläche eines Ackers bewirken können.

Ein geschickter Gebrauch angefaßener Erd- und Mergelarten wird auch vieles ausrichten; ja es giebt selbst einzelne Mergelarten, die, wenn die Aecker mit denselben stark genug belegt werden, die Oberfläche derselben, fast mit einem male zu einer gleichartigen umbilden; indem sie die ungeschlachten Erdarten brechen und mildern; die zu lockeren verdichten; die kälteren erwärmen; die mageren fetter, die feuchteren trockener machen.

Was die Aecker mit hohem Rücken und tiefen Wasserfurchen betrifft, deren Unnothwendigkeit und Unvorteilhaftigkeit längst erkant und erwiesen sind; so können uns diese noch weniger abschrecken. Es ist ausgemacht, daß sie nach gerade so entstanden sind, daß die ersten Gebauer zuerst den Pflug oder Hacken allezeit in der Mitte der Breite des Ackers ansetzten, und die Furchen an beiden Seiten der Länge, beständig einwärts zogen. Da auf diese Weise der Pflug, an den Seiten des entstehenden Rückens, so lange jährlich in eine neue unberührte Erde grif, bis die Aecker ihre jetzige Gestalt erhielten; so ist klar, daß auch die ganze Masse der Erde, die jetzt den Rücken eines Ackers ausmacht, nach und nach urbar geworden sey; und schon ehemals an den Seiten der Wasserfurchen Korn getragen habe.

Sehen wir nunmehr jährlich den Pflug allezeit zuerst an den beiden Wasserfurchen an, und ziehen die

Furchen so lange auswärts, bis wir das unterste Schicht des Rückens, in der Mitte des Ackers, der Länge nach spalten; so werden unsere Aecker, so lange jährlich eine neue urbare Oberfläche, die sich lange Zeit ausgeruht und gestärkt hat, erhalten, bis die Rücken mit den Jahren endlich verschwinden, und unsere Aecker ihre erste wahre Oberfläche wieder haben. Diese Oberfläche ist die erste alte natürliche; und eben darum auch die fruchtbarste; aber auch die gleichartigste; wenn sie nicht etwa, vor uralter Zeit, durch gewaltsame Naturbegebenheiten, Fluthen, Vulkane, Stürme, mit Seeconchilien, Bergschutt, Sand, u. d. gl. überschüttet gewesen ist; welcher Fall doch immer zu den seltenern gehört, da man dergleichen Land lieber hat liegen lassen als urbar machen wollen.

Die auf diese Weise zu ihrer wahren rechten Oberfläche wieder gekommenen Aecker, würden Regen und geschmolzenen Schnee, weit besser und geschwinde verschlucken als jetzt, da beide, von dem Rücken der Aecker, die oft nach durchdringender Masse schnitzten, wie von Dächern abschießen; und an den Wasserfurchen stehende Pflügen, zum Verderb der Saaten, machen. Aber es verstände sich von selbst, daß, wo in den Feldern, oder an einzelnen Aeckern, wegen der besondern Lage, oder des untern, besondern dichten Erdschichtes, einige Wasserabzüge nöthig wären, diese hier angelegt und unterhalten würden. So würde es auch allerdings erforderlich seyn, daß die



die Hügel und Sinken, (Tiefen,) auf den einzelnen Aeckern planirt, und solchergestalt jedem Acker eine ebene Oberfläche verschaffet würde. Ich berühre der Kürze wegen hier nichts von dem, was auf Feldern und Aeckern, die an den Seiten der Berge liegen, wegen ihrer besonderen Lage zu ändern und vorzukehren seyn würde; indem jeder Landwirth, dem an dieser Verbesserung ernstlich gelegen ist, das Nöthige zu dem vorhabenden Zweck, an Ort und Stelle, selbst einsehen und finden wird.

Das zweite Mittel. Wenn der Ackersmann den Pflug, oder Haken, so führt, daß er die härtern oder dichtern Stellen des Ackers, nicht fein und tief genug durchschneidet; oder, an den Seiten der Wasserfurchen, breitere Schollen herauswirft, und diese nicht ganz wendet; oder, wenn der Ackersmann die Egge, stellenweise, überweg hursen läßt; oder, wenn er da, wo die Egge nicht genug wirkt, die Erdschollen und Klöße nicht überall hinlänglich zerschlägt; oder, mit der Düngung mehr die unbedürftigen als bedürftigsten Stellen des Ackers trift; so entsteht hieraus eine Oberfläche, die nicht allenthalben gleich locker und fruchtbar, und den mildthätigen Einflüssen der Luft und Sonne, gleich offen ist; in welche alsdann die Einsaat stellenweise, bald tiefer, bald flacher fällt, und mit der Egge oder Schlagkeule, bald hinlänglich, bald nicht, bald aber auch zu hoch, bedeckt wird.

Wenn man einsieht, daß gleiche Wirkungen nur von gleichen Ursachen und Umständen erwartet werden können, wird man sich alsdann überzeugen, daß die auf solche Aecker gesäete Getreidekörner, nicht in gleichen Zeiten hervorkeimen, und mit gleichen Schritten zur Blüte und Reife gelangen können? Und daß folglich, der Verlust vieler reifer Körner, vor, und unter der Ernte, unvermeidlich sey?

Die Regel ist also hier: Sorge dafür, daß dein Acker sowohl vor, als bei der Einsaat, allenthalben, auf gleiche Art, locker und milde gemacht, gedünget, gegegget, und geklopft, werde.

Die Ausübung auch dieser Regel hat ihr Schweres. Sie ist da am wenigsten gänzlich zu bewerkstelligen, wo die Oberfläche der Aecker aus mehr als aus einer Erdart besteht; oder, wo sie sich, durch hohe Rücken und tiefe Wasserfurchen, Hügel und Tiefen, in mehr als einer Lage, befindet. So deutlich entspringen allenthalben Uebel aus Uebel.

Man wird sich bemühen jene Hindernisse wegzuräumen; und dann werden schmale, tiefe, und scharf gewandte Furchen; der Gebrauch der Klopfskeule, und der größeren, von Pferden bewegten Klopfschlage, dann aber auch die Walze, die der Einsaat unmittelbar folgt, viel Gutes zur Absicht ausrichten.

Der Schluß folgt künftig.

Einen Essig zu verfertigen, der bei allen ansteckenden Krankheiten das beste Vorbauungsmittel ist \*).

Bei allen ansteckenden Krankheiten, sie mögen Namen haben wie sie wollen, kan dieser Pestessig viele Menschen dem Tode entreißen. Es ist Menschenpflicht denselben bekant zu machen, und Menschenpflicht, daß jede Haushaltung sich solchen anschafft, um im Fall der Noth auch seinem Nächsten, wie sich selbst, dienen zu können.

Man nimt Raute, Salbey, Krauseminze, Wermuth und Lavendelkraut, von jedem eine Handvoll, gießet zwei Maas guten Weinessig darauf, setzet alles dieses in einem irdenen wohl bedeckten Geschirr in die heiße Asche, und läßt es vier Tage in der Wärme stehen. Wenn dieser Essig hinlänglich digerirt hat, seihet man ihn durch ein sauberes Tuch, und füllet ihn auf gläserne wohl vermachte Flaschen. In jede Flasche, von ungefähr einer halben Maas, thut man noch ein halbes Loth Kampfer. Die obigen Kräuter sind bitter und balsamisch. Sie widerstehen der Fäulniß der Säfte und befördern durch ihre stärkenden Eigenschaften die nöthigen Abänderungen der Natur, worauf man bei ansteckenden Krankheiten hauptsächlich zu sehen hat. Die vorzüglichsten Kräfte dieses Essigs bedürfen also keiner weitern Empfehlung; und es ist ausgemacht, daß man bei Blattern, Frie-

seln, Fleckfiebern, und bei allen faulen und bössartigen Krankheiten sich desselben, weil er viele Jahre gut bleibe, und sich immer noch verbessert, mit ungemein vielem Nutzen bedienen kan, ja, man darf sich bei dessen Gebrauch sicher und ohne Furcht in Nothfällen den Kranken nähern, wenn man ihn auf folgende Art braucht:

Man spüle sich, bei ansteckenden Krankheiten früh, und auch oft des Tags den Mund damit aus, reibt sich mit selbigem die Schläfe und Lenden, schnupft ihn fleißig in die Nase, und trägt ihn beständig in einer Schwammbüchse oder Glase bei sich. Man riecht besonders so oft daran, als man sich kranken und angesteckten Personen nähert, oder in angesteckte Häuser gehet. Bei fieberhaften Anfällen, empfundener Schwäche des Magens und matten Gliedern, kan man sich dessen bedienen. Man nimt früh nüchtern einen Löffel voll zu sich, und wiederholt, je, nachdem man erwärmende Kraft davon spürt, dieses des Tages etliche mal, so auch besonders des Abends vorm Schlafengehen. — Wir wollen glauben, daß uns durch die Bekanntmachung dieses Mittels, noch manche rechtschaffene Familie segnen wird. Den Herrn Krankengeistlichen ist dieses Mittel vorzüglich empfehlungswürdig.

\*) Aus dem Münchner Intelligenzblatt.

# Hannoverisches Magazin.

64<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 9<sup>ten</sup> August 1784.

Versuch über die Ursachen, und die Mittel, den Verlust der Getreidekörner auf den Feldern zu vermindern.

(Schluß.)

**D**rittes Mittel. Säet man z. B. altjährige und frische Gartensämereien durch einander gemengt aus; so bekommt man ungleiche, frühere und spätere, stärkere und schwächere Früchte, auf einem Bette. Die Ursache liegt unfehlbar darin, daß die altjährigen Sämereien ausgetrockneter als die frischen sind, und weder so viel noch so thätige innere Kraft zum vegetiren haben.

Mit den Getreidekörnern verhält sich dies nicht anders. Aber die Sache verdient hier um so weit genauer genommen zu werden, als es bekant ist, daß die mehrsten Getreidearten schon in ihrem zweiten Jahre so ausgetrocknet sind, daß sie zur Einsaat nicht mehr taugen.

Wir scheint es, daß sogar diejenigen Getreidekörner, welche auf einem Acker von ungleicher Saat, in verschiedenen Zeiträumen reifen, auch nachgehends, wenn sie gesäet worden nicht zugleich mit einander hervorkeimen, fortwachsen und reifen. Die

Gründe zu dieser Meinung, denn leidet habe ich keine Versuche angestellt, glaub ich darin zu finden: Erstlich daß Getreidekörner, die nach erhaltener Reife, in ihren Saamenbehältnissen, wechselsweis vom Thau oder Regen benehzt, und in der Sonne wieder getrocknet sind, schon einige innere Bewegungen ihrer Säfte, von derjenigen Art erlitten haben, die auf die Keimung geht, wodurch diese innere Kraft allerdings vermindert und geschwächt wird. Fürs andere aber auch, daß diejenigen Pflanzen einer Art, die mit einander auf engen Räumen aufwachsen, aber später hervorkeimten und sich bestärkten als die andern, nun von diesen durch das Vorwegnehmen der Nahrungssäfte und des Lichts unterdrückt, und so zurück gehalten werden, daß sie beständig, gleichsam nur hinterher stümpfern, und folglich keinen Saamen von vollständiger Vegetationskraft von sich hoffen lassen; nein! niemals geben.

Die Sache ist wichtig, weil auch

bei der gleichartigsten Oberfläche eines Ackers, und der gleichmäßigsten Bearbeitung, Bereitung und Bestellung, dennoch durch das Aus säen, der in ungleichen Zeiträumen gereiften Getreidekörner, eine ungleich keimende und reisende Saat entstehen, und sich durch ihren Saamen auf immer fortpflanzen kan.

Dem sey wie ihm wolle, aufmerksamere Landwirthe haben längst bemerkt, daß diejenige Einsaat des Sommergetreides besser einschlage, die im Frühjahr erst kurz vor dem säen aus dem Stroh gedroschen, als von dem Boden genommen wird; nicht nur weil diese Getreidearten überhaupt leicht und sehr an der Luft austrocknen, und hiedurch von ihrer innern Kraft verlieren; sondern auch, weil es fast nicht zu vermeiden ist, daß sie nicht, wenn sie lange auf dem Boden liegen, und hier nicht sehr oft gewendet werden, aus ungleich ausgetrockneten Körnern bestehen, und hiedurch bestimmt werden, in ungleichen Zeiträumen zu keimen, d. i. zwei, drei, und mehrläufig zu werden; so haben auch diese Landwirthe beobachtet, daß diejenige Winter einsaat den Vorzug habe, die auf einmal ausgedroschen, alsdenn sogleich im kühlen Schatten dünne ausgebreitet und hier oft gewendet werde; hinter welchem Verfahren gleichfalls nichts anders liegt, als die Vermeidung des Hervorkeimens der Saat in ungleichen Zeiträumen; und ich stehe daher keinen Augenblick länger an hier folgende Regel zu geben:

Wähle zu deiner Einsaat das Getreide derjenigen einzelnen Aecker, worauf die Saat am gleichzeitigsten hervorkeimete und reifte, und siehe wohl zu, daß die Körner, vor der Aussaat, keinen verschiedenen Grad von Austrocknung erleiden.

Ich finde nicht, was ich dieser Regel zur Erläuterung noch hinzusetzen könnte; nur können obige Bemerkungen nicht genug zu ihrer Benutzung empfohlen werden; auch scheint der in verschiedenen Gegenden übliche Gebrauch, die Aehren in den Stiegen, mit einer Art von Strohmantel, gegen die Feuchtigkeit der Luft, und unmittelbaren Sonnenstrahlen zu bewahren, alle Aufmerksamkeit zu verdienen.

**Viertes Mittel.** Ernte deinen Acker niemals so spät, daß die Getreidekörner schon in ihren Saamenbehältnissen bis zur Härte reiften; sondern ernte ihn, so viel möglich ist, in der Gelbreife der Halme; oder der Schoten und Hülsen.

1) In diesem Zeitpunkt haben alle Pflanzensaamen ihre völlige Reife; das ist, die Bewegungen und Modificationen der Säfte zur Vollkommenheit der Saamenkörner, haben aufgehört; es fehlt denselben nichts mehr als noch ein gewisser Grad der Austrocknung, um dessentwillen sie noch kurze Zeit durch jene oben berührte zarte Vereinigungsbände, in ihren verschiedenen Saamenbehältnissen, festgehalten bleiben; den sie aber, ohne daß die Pflanze nothwendig auf ihrer Wurzel, oder diese auf



auf ihrem Standplatz bleiben müßte, in jeder trockenen Luft nunmehr auf das vollkommenste erhalten.

2) Wir werden durch die Erfahrung belehrt, daß der in diesem Zeitpunkt, gewonnene Saamen der meisten Pflanzen, nicht nur am geschwindesten keime, sondern auch am besten vegetire; ja sie zeigt uns, daß verschiedene Saamen, die über diesen Zeitpunkt an ihrer Stelle bis zu ihrer Erhärtung, reif wurden, nunmehr bei weitem nicht mehr so viel Lebhaftigkeit und Stärke bewiesen, wenn sie gesät wurden. Viele Saamenarten, die nach ihrer Austrocknung bis zur Härte nur schwer, oder gar nicht mehr keimen, werden desfalls durch weise Einrichtungen der Natur, schon denn mittelbarer und unmittelbarer Weise aus ihren Saamenbehältnissen gestoßen, oder gedrängt, wenn ihr Körper noch ganz frisch und voll Säfte ist, und in diesem Zustande durch mancherlei Wege zur Fortpflanzung unter die Erde gebracht. Andere dieser Saamen haben einen saftigen Umschlag um eine sehr harte Schale, in welcher sie liegen, erhalten; ja andere sogar ein volles fleischiges Saamengehäuse. Dagegen giebt es nur wenige Pflanzensaamen, die durch mehr Austrocknung und Alter gewinnen; und zwar, den Leinsaamen etwa ausgenommen, doch nur bloß in der Hand der Kunst, und wenn man diese in den Gärten mehrere Jahre alt werden, oder sie in ihren Saamenbehältnissen bis zur Austrocknung und Erhärtung,

auf den Stielen läßt, um entweder mehr Größe der Frucht, oder Ausfüllung der Blume und Farbenspiel zu erhalten; so zeigt dies destomehr, was solche Saamen gelitten haben, da bei des Folgen von Pflanzenschwäche und Pflanzenkränklichkeit sind, so wie jede andere unnatürliche Gestalt und Größe der Blüte oder Frucht.

3) Die Getreidekörner, besonders diejenigen, deren Saamengehäuse an Aehren sitzen, verlieren, nachdem sie ihre Reife haben, von der Aufquellung die sie durch Wärme und Nässe, sollte letztere auch nur vom Thau seyn, um desto gewisser leiden, je zuverlässiger sie in trockener und heißer Tageszeit um etwas eintrocknen, sowohl von ihrer physischen als ökonomischen Vollkommenheit.

Bei dieser Aufquellung löset sich nemlich die Haut des Kerns von demselben allmählig ab, wodurch nicht nur sie zusammenschrumpft; sondern auch die mehligte Substanz des Kerns auf seiner Oberfläche höher oder tiefer eine Veränderung leidet, wodurch sie zähe und dicht und zuletzt fast hornartig wird. Wer Einsichten in die Art der Entwicklung des Keims, des Würzelchens und der Saamenblätter aus dem Saamenkorne hat, begreift wie sehr durch diese erlittene Veränderung der Haut und des Kerns, die Keimung des Kornes nachher gehindert, oder doch zurück gehalten werde. Aber auch die Hausmutter nennet so beschaffenes Getreide blind und dickschaligt; und hält es aus Erfahrung zu klaren

und weißen Brodmehle für untüchtig. Ich übergebe der Kürze wegen andere Fehler desselben, die sich allererst bei der Brod- und Weingährung des Mehles oder Schrotens zeigen, und auf Wohlgeschmack und Stärke entscheidend zu ihrem Nachtheil wirken; nur kan ich nicht noch unbemerkt und unangezeigt lassen, daß man niemals mehr und schöneres Brod sieht und kostet, als dasjenige, was bei theuren und mangelhaften Zeiten aus denjenigen Körnern gemacht wird, die die Noth früher, als die Ernte anfang, von den Aeckern holte; und diese Erfahrung könnte allein gegen alle Einwürfe wider das Ernten der Getreideart in der Halbreife der Halme das Uebergewicht geben. Aber hier ist auch nach meiner Einsicht ein ganz entscheidender Versuch:

Als ich schon vor zwanzig Jahren über die Mittel zur Verminderung des Verlustes der Getreidekörner auf den Feldern nachdachte, doch eben wie andere nur an den Verbesserungen der Erntewerkzeuge und Arbeiten mit meinen Gedanken und Vorstellungen herumirrete und wie sie an Mitteln verzweifelte, stieß ich zuletzt auf den Gedanken, daß ein so ansehnlicher Verlust irgendwo in unsrerer Vorurtheilen gegründet seyn müsse; und daß vielleicht eine frühere Ernte als die gewöhnliche das Mittel, das man vergeblich suchte, seyn könnte. Allein, eine gegenseitige Meinung aller Menschen die ich um mich her allgemein befolget sah, nahm diesem Ge-

denken so sehr allen weitem Eindruck auf mich, daß es mit ihm zu keinem Versuche kam, bis er im vorigen Sommer, kurz vor der Erntezeit mit Grünsden begleitet zurück kehrte; da dann sogleich beschlossen wurde einen Versuch ins Werk zu setzen.

Der vorigjährige Winterrocken und Weizen waren hier, und wie man hörte, fast in allen übrigen Gegenden vorzüglich schön. Dicht und stark von Halmen hatten sie die Blütezeit ohne Nachtfrost und Honigthau glücklich überstanden, und ihre Aehren waren bis in die Spitze voll. Eine der reichsten Ernten schien unfehlbar, als einfallende langwierige Hitze und Dürre, die doch mit den reichsten Thauen begleitet waren, die anscheinende Vollständigkeit der Körner bis auf die Halbreife der Halme verzögerten, wo nun ein erquickender Regen kam, der noch einen nachfolgenden versprach.

Alle Landwirthe der hiesigen Gegend waren der Meinung, der Regen werde dem Getreide noch helfen und ihm mehr gewünschte Grobkörnigkeit geben; daher dann kein einziger unter 14 Tagen ans ernten gedenken wolte.

Schnell stand mein Rocken in starker Sonnenhitze gleich nach dem ersten Regen da vor ihren Augen in Stiegen, und ungesähr 8 Tage nachher mein Winterweizen auch. Die Körner von beiden waren noch so weich, daß sie unter dem Druck vom Nagel oder Zahn, platt und schleimig wurden. Man kam meine Ernte zu besehen, niemand aber rühmte was ich

gethan hatte; doch der Mäher, das Gewicht des sinkenden Kornes und der Stieger, die Schwere der Garben. Diese Leute bedauerten das frühe mähen; da sie sonst versicherten, sich eines so schweren Kornes nicht zu erinnern. Mein Rocken erhielt in den Stiegen den mehrtägigen Regen, worauf die ganze Gegend noch ihre bessere Ernte bauete, und war in der Scheure als der anderen ihrer noch gemähet wurde. Die Mäuse hatten vor dem Mähen meinen Rocken stellenweise sehr beschädigt, so, daß ich beinahe  $\frac{1}{2}$  Verlust rechnen konnte, und die Sperlinge und Goldammern hatten meinen Weizen, ob ich gleich gräßliche Niederlagen darunter anrichtete, und alle nur ersinnliche Verschanzungsmittel anwandte, gewiß auf  $\frac{1}{4}$  gezehnet; dennoch erhielt ich das sechste Korn vom Rocken, und etwas über das achte Korn vom Weizen. Niemand in hiesiger Gegend hat so viel Rocken gehabt, wohl aber dieser oder jener Weizen, weil die hiesige Weizenart überhaupt nicht so leicht ausfällt als Rocken; fürs andere aber auch, weil der Weizen bei dem ersten Regen in der That noch sehr weit von der Reife des Rockens zurück stand, mit welchem er jedoch, wie hier beständig üblich ist, zugleich, und also ziemlich in seinem rechten Zeitpunkt gemähet wurde. Mehrere Dörfer der hiesigen Gegend, die doch sehr zufrieden waren, haben nicht mehr als das dritte Korn von ihrem Rocken erhalten, andere noch weniger, und die Körner hatten

keine Güte. Dies ist bei einer vorzüglichen Saat vor der Ernte ganz unbegreiflich, wenn nicht sehr viele Körner vor und unter der Ernte verloren gegangen, die übrig gebliebenen aber von der auf dem Halme erlittenen abwechselnden Kälte und Hitze, starr und dickschalig geworden sind. Ohne diese Ursachen ist es ganz unbegreiflich, wo im vorigen Sommer die reiche Ernte geblieben ist, welche die Getreidfelder allenthalben versprochen. Ihre Verschwindung muß nothwendig in einer um die Erntezeit allgemein geherrschten gleichartigen Witterung und Erntemaxime gelegen haben. Da die beide zu einem so großen Verlust an Körnern gleich unglücklich gewürkt haben. Beide, mein Rocken und Weizen, waren vollständig, klar, glänzend und dünnschalig. Sie hatten diese schönen Eigenschaften in so merklichem Grade, daß ein jeder sie so gleich erkannte, und daß die hiesige Mühlenspächterin Köpern, mir aus freundschaftlichem Antriebe rathen ließ, ich mögte ja genug davon zu meinem eigenen Gebrauch behalten; indem sie sagen könnte, daß sie dies Jahr fast wenig Korn so schön zur Mühle gesunden habe. —

Die Klagen, daß Gott oft Feld und Wiese segne, und doch nur leere Garben und verdorbenes Heu zu Scheure und Boden kommen lasse, lehren auf uns zurück, nachdem sie aus herrschenden Vorurtheilen und Saumseligkeiten entsprungen waren. Es giebt immer Zeitpunkte und Mit-

tel, die Gaben Gottes von Feld und Wiese glücklich einzusammeln. Sollte es nicht unsere Pflicht seyn, erstere mit Voraussicht, Wahrnehmung und Fleiß zu benutzen; um letztere uns aber ernstlicher zu bekümmern und sie eifriger zu gebrauchen?

Wustrow. J. C. v. Kettberg.

### Zusatz zum Versuch eines Verzeichnisses der vornehmsten Mineralwasser des Churfürstenthums Braunschweig: Lüneburg und seiner Gränzen.

(S. das 2<sup>te</sup> und 3<sup>te</sup> St. des Mag. von d. J.)

Die gute Aufnahme meines Mineralwasserzeichnisses, besonders bei meinen auswärtigen Gönnern und Freunden, und das Verlangen derselben, solches, so viel mir möglich, vollständig zu machen, ist die Ursache, daß ich hier einen kleinen Nachtrag liefere. So bald ich Gelegenheit habe, mehr hieher gehöriges zu erfahren, werde ich solches ebenfalls bekannt machen. —

In die Abtheilung der Gaswasser, und zwar zu den Braunschweig: Lüneburgischen, gehören noch folgende:

#### e. Der Gasbrunn auf dem Jägerhofe bei Hannover.

Entspringt in einem Keller des bei Hannover liegenden Jägerhofes, und ist bereits in den Hannoverischen Nützlichen Sammlungen vom Jahr 1756, Stück 58. und 92. beschrieben. Er enthält eine ziemliche Menge in Gas aufgelöstes Eisen, welches man schon aus dem Geschmack, und besonders aus dem sich so häufig absetzenden Eisenoxyd schließen kan. Auch die Probe mit Adstringentien beweiset solches, denn von ein wenig Gallapfelpulver wird ein Glas dieses Wassers sogleich stark violett gefärbt. Diese Quelle ge-

höret also mit Recht zu den Mineralwassern, und verdienet getrunken zu werden, denn wo martialische Wasser nützen können, wird dieses gewiß nicht ohne Wirkung gebraucht werden.

#### f. Der Heiligersbrunn.

Ist ungefähr eine Stunde von Hannover, zur Rechten der Braunschweiger Heerstraße, nicht weit von dem Pferdethurm, von da der Wanderer durch einen angenehmen Weg zwischen vorztrefflichen Büschen und Eichen nach der in der Mitte des Holzes befindlichen Quelle geführt wird. Sie ist sehr wasserreich, und springt mit Gewalt aus der Erde hervor. Das Wasser ist ungemeyn klar, dabei kalt, und überaus angenehm zu trinken. Seine Bestandtheile sind ein wenig in Gas aufgelöstes Eisen, nebst etwas Kalk und Kochsalz. Es ist zu vermuthen, daß man solches in Zukunft sowohl innerlich als äußerlich stark gebrauchen werde, wenigstens wird es der Quelle selten an Besuch fehlen, zumal da durch den patriotischen Eifer des Magistrats der Altstadt Hannover, und besonders des Herrn Senator und Forstinspector Meyers, die von Natur bereits schöne

Ge



Gegend von Tag zu Tag noch angenehmer gemacht wird, auch schon veranfalet worden, daß man sich allhier baden laß, wovon allem Anschein nach viel Gutes zu erwarten ist.

Die Gasbrunnen bei Pyrmont hat nenlich Herr Apotheker Westrumb in Hameln untersucht, und Herr Hofarzt Marcard in Hannover wird nächstens eine Beschreibung von Pyrmont herausgeben, welche uns von diesen vorztrefflichen Wassern eine ganz andere Kenntniß verschaffen wird, als wir bis dahin davon gehabt haben. Es wäre zu wünschen, daß mehrere deutsche Ge-

sundbrunnen das Glück hätten von solchen Männern untersucht und beschrieben zu werden. —

Bei dem Schwefelbrunnen bei Hasede im Hildesheimischen habe ich vergessen des Herrn Doctor Meyers Beschreibung des Schwefelwassers zu Hasede unweit Hildesheim, Hildesheim, 1776. 8. anzuführen.

Bei den Salzwerken zu Salz der Helden und Sülbeck, wird nun auch Glaubersalz gemacht, welches von dem Verstand und Einsichten der dortigen Salzwerksbedienten zeuget.

J. Ehrhart.

### Mittel wider Zahnweh.

Nicht Tage hatte ich schon an den heftigsten Zahnschmerzen gelitten, und verschiedene Mittel ohne Nutzen gebraucht, als mir jemand folgendes sehr wohlseile und simple Mittel anrieth, welches auch gleich von der besten Wirkung war, und mich gänzlich von meinem mich zu aller Arbeit nutzlos machenden Uebel befreiete. Ich ließ mir von der Apotheke für 4 Pfennig Bilsensaamen, oder wie es der gemeine Mann nennet, Dillensaamen hohlen, warf davon eine gute Portion, so viel ich mit 3 Fingern fassen konnte, auf ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen, stülpte so lange über das Kohlenbecken verkehrt eine zinnene Schaale, bis solche erst von dem Bilsensaamendampf ganz angefüllt war, lehrte sie sodann geschwind um, setzte sie auf das Kohlenbecken, füllte sie mit kochend heißem Wasser an, hielt nunmehr meinen Kopf, über den ich, damit

der Dampf nicht so bald verfliegen konnte, eine große Serviette gehangen hatte, mit offenem Munde, so nahe wie möglich, über die zinnene Schaale, sog die sich im Munde gesammelte Feuchtigkeit zusammen, spuckte sie in die Schaale, und warf zu zwei verschiedenen malen, um den Rauch zu vermehren wieder frischen Bilsensaamen auf die Kohlen. Meine Schmerzen vergingen augenblicklich, und wie ich das Wasser in der Schaale genau untersuchte, sah ich über 14 Stück kleiner weißer Würmer mit braunen Köpfen, ungefähr von der Größe kleiner Käsemilben, todt darin herumtreiben. Auch auf dem Tische, worauf ich das Kohlenbecken gesetzt hatte, zählte ich noch 16 Stück solcher todtten Würmer.

Ich fragte den, der mir dieses Mittel angerathen, und mich dadurch von meinen empfindlichen Schmerzen befreiet hatte, woher er solches habe? Er erwie-

erwiederte, er habe es vor Jahren in einem sehr alten aus dem Englischen übersehten Buche, das er einst in einer Auction erstanden, dessen Titel and Verfasser ihm aber entfallen wären, gelesen, und es habe bis jetzt noch allen denen welchen er es gerathen, ihr Zahnweh mögte nun von hohlen Zähnen oder von Flüssigkeiten hergerührt haben, so fortige Hülfe verschafft.

Der Verfasser dieses Buchs mequirt sich sehr darüber, daß man sich beim Zahnweh die Zahne ausziehen ließe, da das eben erwähnte Mittel allemal probat wäre, denn bei hohlen Zähnen behauptete er, käme der Schmerz bloß von den darin befindlichen Würmern, und diese würden durch den ihnen äußerst widrigen Bilsensaamendampf heraus getrieben; würde der Schmerz aber von Flüssigkeiten verursacht, so leistete auch da der Bilsensaamendampf die besten Dienste und vertheilte den Fluß, wenn man ihn vermittelst eines Trichters, den man über das Kohlenbecken mit Kohlen, worauf man Bilsensaamen geworfen deckte, an die Stelle im Munde, wo man den Schmerz empfände, ziehen ließe. Spühlte man in diesem Falle nachher den Mund mit kaltem Wasser aus, und spuckte solches auf einen Teller, so könnte man zuweilen die Würmer noch lebendig in dem Wasser herum schwimmen sehen.

Ich habe dieses Mittel einer Freundin, die heftige Zahnschmerzen hatte, angerathen, auch der hat es ihre Schmerzen gelindert, und sie hat 4 Würmer in dem Wasser gefunden.

Ob ich gleich beim Gebrauch des

Mittels dreimal starke Portionen Bilsensaamen auf die Kohlen warf, und mir, da ich den Kopf dicht behangen hatte, recht viel Dampf in den Mund zog, so habe ich doch nachher nicht die mindeste Betäubung oder sonstigen Nachtheil davon verspührt.

Nach die sogenannten Judenkirchen, sagte mir der, der mich dies Mittel lehrte, thäten eben die Wirkung, wenn man sie eben so, wie vorbeschriebenes Mittel, beim Zahnweh gebrauchte.

Da ich in meinem Leben schon oft und viel am Zahnweh gelitten, so habe ich gewiß keines von den mir bekanten Mitteln dawider, die ich entweder las, oder anpreisen hörte, unversucht gelassen, aber durch keines so schnelle Hülfe erlangt wie durch dieses. Und wer läßt auch wohl ein Mittel bei Zahnschmerzen, wovon sich nur der allein eine richtige Idee machen kan, der solche selbst gelitten, unversucht, wenn er glaubt, daß er sich Linderung dadurch verschaffen werde? Unzählige Mittel sind wider das Zahnweh bekant gemacht. Viele darunter helfen wenig, viele gar nicht, und greifen noch oben darein die Zahne an, daß sie ihre Glasur verlieren, ausfallen, oder hohl darnach werden. Auch dieses von mir eben angezeigte Mittel ist vielleicht schon einigen bekant, vielleicht aber auch nicht, und letzteres ist der Grund, warum ich es in diesen Blättern, die in vieler Hände kommen, mittheile. Eine Freude soll es mir seyn, wenn einige meiner am Zahnweh leidender Nebenmenschen eben so baldige Hülfe durch dessen Gebrauch erlangen, wie ich dadurch erhalten habe.

# Sammoverisches Magazin.

65tes Stück.

Freitag, den 13<sup>ten</sup> August 1784.

## Ein Wort an Gönner, Mitbürger. und Erziehungsfreunde.

Das Schulwesen, dessen Einfluß in die Glückseligkeit eines Staates so sehr groß ist und von jeher patriotische Köpfe beschäftigt hat, die dasselbe mit klügelnder Vernunft so haben stimmen wollen: daß es in aller Absicht unwandelbar erscheinen sollte, — erscheint doch noch immer kritikwürdig für einen Beobachter. Zeiten verbessern vieles, — so wie durch sie vieles begünstigt und gleichsam neu geboren ist. Wie gegenwärtig Frankreich einen Mongolfier als einen Kopf der ersten Größe in seiner Erfindung bewundert, so ist es auch mit den Schulanstalten von jeher gewesen; so hat man auch deren Verbesserer verehret — bewundert. Wir dürfen Kenner nicht so weit zurückführen, als wir das Christenthum kennen, zu dessen Beförderung aufangs, alles beim Unterrichte eingerichtet war, und daher bloß Catechetik der Hauptgegenstand des Unterrichtes in öffentlichen Schulen wurde. Jene Schulen, wo Lehrer der Kirche gebildet wurden, die man gewöhnlich in den Hauptstädten unter der Aufsicht der Patriarchen,

blühen sahe, hatten zwar vieles damaligen Umständen und dieser Absicht angemessenes, allein gar zu verschiedenes, als daß es als eine allgemeine Regel der Erziehung für alle und auf immer, brauchbar gewesen wäre. Hin und wieder nahmen solche Anstalten selbst ab und zu, so wie der Geist der Ration die Bemühungen rechtschaffener Arbeiter begünstigte oder vernachlässigte. Die Zeiten der Reformation, und besonders des siebenzehnten Jahrhunderts, besserten allmählig mehr in diesem Geschäfte. Spitzfindigkeiten damaliger Schullehrer verderbten aber noch manches Gute, welches in unsern gegenwärtigen neuern Zeiten von Vernünftigen aus den Schulen zum größtem Vortheil der Lernenden, verbannt ist. Glückliches Alter, welches das Glück der Weltbürger so sehr begünstigt! Glücklicher Ort, wo man solche Lehrer in gebesserten Zeiten, von ausgesetzter Art, findet! Die Jugend geniehet dann Vortheile, die ihnen eine halbe Lebenszeit ersparen, die sie im Staube hätte kriechen müssen, ehe sie sich aus demselben durch etwas Reelles

von Einsichten erheben konnte. Ich rede von Vorurtheilen der Lehrer selbst, denen der Unterricht der Jugend in öffentlichen Schulen oder Erziehungsanstalten anvertrauet ist. Privatunterricht kömmt nicht weniger unter diese Censur. Er hat seine eigenen Vortheile, die öffentliche Anstalten nie völlig erreichen werden, wenn er so ist, wie man sich ihn von der besten Art denke; obgleich auch diese gewissermaßen Vortheile auf der andern Seite genießen, die dem erwachsenen Alter nicht gleichgültig seyn können. Doch diese Ausföhrung ist nicht, wenigstens diesmal, meinem gegenwärtigen Zwecke gemäß. Jeder vernünftige Lehrer muß im gegenwärtigen Zeitalter überhaupt nicht mehr jene alte finstere Schulmethode der auf Stelzen gehenden Pedanten beibehalten, sondern mit seinem Unterricht mehr Menschenkenntniß, mehr Psychologie verbinden, als man gemeiniglich zu thun pflegt. Männer wie Moriz, müssen Experimentalseelenlehre, — müssen praktisch mit andern die Kunst vervollkommen, bessere Weltbürger zu schaffen, und wir uns nach ihnen bilden, sie segnen. Wie ist es möglich, sich, wie Horaz sagt, des Lachens zu enthalten, wenn Jemand handwerksmäßig dociret, — seine Weisheit als Orakel auskramet, ohne vernünftig zu wählen und seine Gegenstände des Unterrichts gehörig zu kennen, zu unterscheiden? Haben wir etwa nur die Absicht, Erkennen unter unsern Schülern zu verbreiten, die uns als eine hellklingende Glocke unter der

Gestalt ihres Lehrers bewundern und gleich mit dem verstözenen Schall den Ton ausschwißen? Wollen wir nicht ihre Seele bilden? Sie zu kennen, mit ihr sympathisiren, ist daher wohl die Hauptpflicht des Lehrers. Dürften wir hier nicht manches mal so viele Fehler entdecken, die theils aus Unwissenheit, theils aus Nachlässigkeit den Nutzen des Lernenden stöhren? Wir wollen nur jetzt die Vortheile eines gefälligen Umganges des Lehrers mit dem Schüler in Absicht auf den Unterricht, überdenken, dieses gesagte zu rechtfertigen. Jene große Polyhistorie, bald hat sie den Gipfel des Musenberges erstiegen. — An der steilen Seite desselben steht sie, blickt aufwärts dahin, wo für sie Unsterblichkeit thronet, und bald denkt sie den Gipfel zu erreichen. Unterwärts ist der Verachtung drohende Blick auf das Gewimmel am Fuße des Berges gerichtet. Wer wird, so scheint mir's ihr Blick zu verkünden, wer wird sich so sehr herunter lassen, hier manchem liebeich auch nur eine hülfreiche Hand zu bieten, damit er wenigstens, die nächste Stufe nach ihm erlangt. Und dort ferne in der Ebene wünscht eine Menge angenehmer Jünglinge an den Berg geführt zu werden. Aber o wie viele Umwege führen dahin! Erschrocken lassen ihrer viele den Muth sinken; viele gerathen auf leichtere richtige Wege, unter weniger Stolz und Strenge verrathender besserer Föhrung und Glück für sie, sie finden das, was sie sich nur hätten wünschen können. Ihre vielwissende Föhrer



ter selbst kanten die Wege nicht und verirrten sich mit ihnen. Könnte doch der sich Großdünkende aufhören, Bemühungen ungekränkt zu lassen, die er nicht erreichen kan, die er nicht will! Wolte er es doch wenigstens nicht tadeln, wenn man mit dem Aesop nicht immer den Bogen gespannt hat! Doch wir wollen etwas tiefer in ihre Bestimmungen hinein dringen, um unsern gefälligen Umgang mit der Jugend, unsere oftmalige kindisch scheinende Herablassung gegen dieselbe zu rechtfertigen. Gleichnisse und Schilderungen, sie mögen noch so malerisch entworfen seyn, beweisen nichts. Die Welt fordert Gründe. Hier sind sie. Wer tadelt nicht züförderst, und das mit Recht, eine melancholische Strenge mit der Jugend? Licht und Finsterniß, schwarz und weiß sind nicht so sehr sich entgegen gesetzt, als finstere Strenge und jugendliches Feuer. Beides muß in seine gehörige Schranken gesetzt seyn, soll die wahre Absicht der beiderseitigen Verbindung erreicht werden. Wahr ist es, der Lehrer kan die Heiterkeit nicht immer erhalten, die er haben mußte. Er fehlt so lange er Mensch ist, sehr vieler äußern Eindrücke wegen, die seine Laune stimmen. Warum sollte ihm aber nicht hier einiger Zwang, einige Verstellung möglich seyn? Bei den angenehmsten Sachen würde sonst sein Vortrag ekelhaft seyn und der Schüler würde beim Anfang der Lektion gähnen und am Ende derselben wäre er völlig eingeschlafen. Oder der Eigensinnige unter ihnen widersezt sich und scha-

det seiner und des Lehrers Gesundheit. Des Lernens will ich nicht einmal erwähnen. Dies ist vergeblich. Der Nutzen auf der andern Seite liegt vor Augen. Nicht als seinen Henker, sondern als Freund betrachtet er den Lehrer, der mit Freundlichkeit zu seinem Herzen Eingang sucht. — Die schuldige Hochachtung kan hiebei immer die Grenzlinie bleiben, wenn er nicht in Zwangsmitteln, sondern in Vorstellungen, Beispiel und eigener Würde seinen Vorzug sucht. Denn würzet er seinen Unterricht mit Proben seines Vertrauens, — läßt die offene Seite seiner Freundschaft blicken, — wird seinen Schülern gleich und fordert nur stillschweigenden Tribut ihrer Unterwürfigkeit und ihres Gehorsams, bei dem eigenen Bewußtseyn und der Ueberzeugung von ihrer Unvollkommenheit und bei dem Gefühl, wie viel es koste, zu einer gewissen Stufe der Würde zu gelangen. Horaz hat Recht: Puer gaudet equis &c. Dies Feuer soll unterhalten, nur auf den rechten Gegenstand gelenket werden, — dann wird er nicht der sklavischgestimmte Unterricht seines Königes, der sein Talent in Unthätigkeit vergräbt, dann ist sein Herz offen, so wie der Frende also auch dem Dienste seines Landesherren. — Sein Feuer belebt ihn zur Tugend, zum Patriotismus. Wir könnten traurige Beispiele solcher Vernachlässigten anführen, wenn man Wahrheit immer laut sagen und Beispiele von andern entlehnen dürfte. Die Folgen eines gefälligen herablassenden Umganges aber, und dessen Vorzüge, wie groß müssen

die nicht in unsern Augen seyn? Wir müssen uns näher entwickeln, was wir einen gefälligen Umgang mit der Jugend nennen. Und denn wäre es meiner Meinung nach, nichts anders, als sich von einer solchen Seite zeigen, wie es der Schüler selbst wünscht. So zart und klein von Wünschen junge Herzen auch immer seyn mögen, so giebet es doch Wünsche in Absicht auf ihren Lehrer in ihrer Seele. Wünsche, die freilich oft irregulair, oft ihrem Alter gemäß kindisch sind und oft zu weit gehen. — Wir können es nicht anders von ihnen verlangen, und eben hier ist die schuldige Klugheit des Lehrers am meisten nöthig, theils dieselben gehörig einzuschränken, theils ihnen nicht zu widerstreben, theils sie auf den gehörigen Gegenstand zu lenken. Es gehöret zum gefälligen Umgang des Lehrers, die Wünsche des Schülers einzuschränken. Man gebe acht auf den Gang seines Herzens. Oft irret dasselbe so weit von dem rechten Ziele ab, daß es Mühe kostet, demselben den gehörigen Einhalt zu thun. Da sein Verstand noch nicht gehörig angebauet und ausgeschmückt ist, Erfahrung aber erst gemeiniglich zu spät bildet, so hält derselbe oft in Ansehung seiner Pflichten dies oder jenes für gut und erlaubt, welches es doch unmöglich seyn kan. Mit der größten Hefigkeit streben Jünglinge darnach, und aus unglücklicher Unwissenheit würden sie sich unkreitig selbst auf immer verderben. Hier verbeßere man ihre Einsicht, zeige ihnen die Heßlichkeit der Sache, die sie wünschen

und ihre unansleblichen Folgen. Hier zu ist Herablassung nöthig, Freundlichkeit, die ihnen unsern Antheil zu erkennen giebt, den wir an ihrem Glück und Unglück nehmen. Man lasse sie zuweilen sogar sich selbst verirren, wenn der Schade leicht wieder zu ersetzen ist, — dann fühlen sie unter einer weisen Führung die Gründe selbst, wenn wir ihnen nemlich unser Mitleiden nicht versagen und ihnen sogleich mit unserm Beistande zur Seiten sind. Sind ihre Wünsche aber unadelhaft, so widerstrebe man nicht. Wie oft geschieht dies zur Zeit der üblen Laune! Dies würde, aber was anders, als Eigensinn des Lehrers und wenig Klugheit desselben verrathen. Wir würden, wenn sie es einsähen, das ganze Vertrauen zu uns aufopfern, und denn gewiß auch aufhören, ihnen ferner nutzbar zu werden. Vielmehr, dies ist kluge Herablassung des Lehrenden, unterstütze man sie freundlich und freue sich mit warmer Theilnehmung über ihr rühmliches Bestreben. Ob ich dabei gleich immer wünsche, sie in dem Gedanken zu erhalten, daß Tugend Schuldigkeit eines jeden Menschen seyn und Jöglinge ja nicht, am allerwenigsten durch Geschenke, zur Eizernützigkeit müssen gewöhnet werden. Sind sie nun aber voller Feuer nach einer Sache zu streben, die nicht zu rühmlich für sie ausfallen könnte, so wende man selbst diese Hitze ihres Bestrebens zur Tugend an. Ein schläfriger Mensch wird nie etwas großes leisten. In Unthätigkeit wird er seine Zeit verschlafen, und wenn er erwacht, nichts

gethan haben. Kann man diese ihre heftige Begierde nicht oft auf den wahren Endzweck leiten, ich frage andere, die es versucht haben, wenn man sich zugleich mit ihnen in ein solches Feuer setzt, um das von ihnen zu erlangen, was man wünscht? Mit Feuer und Empfindung äußere man seinen Unwillen gegen böse Sitten und Trägheit in den Wissenschaften. Mit Feuer äußere man seine Liebe zu dem Ruhmwürdigen, dann fehlet es wahrhaftig nicht; sie folgen uns und wir erreichen unsern Zweck. Es ist wahr, viel Gelassenheit, selbst gestimmte Munterkeit und Geduld fordert dies von dem Lehrer. Er muß sie indessen haben, wenn er sein Amt als ein rechtschaffener Mann, als ein Mann von Gewissen und Liebe auch gegen seine zarten Mitmenschen verwalten will. Er hat Belohnungen genug, die ihn aufmuntern, wenn er auf die herrlichen Folgen eines solchen gefälligen Umganges voraus sieht. Welches Vergnügen ist größer als das aus dem Bewußtseyn, unsere Pflicht gethan, und welche Lust fähbarer, als die, was Gutes gestiftet zu haben! Voraufgesetzt, der Lehrer ist in aller Absicht ein Muster des Schülers und wehrt der Nachahmung, so wird es nicht fehlen, bei dem geschilderten gefälligen Umgange wird der Schüler einschlagen, und in den Fußstapfen des Lehrers mit Segen einhergehen. Dies ist was Großes. Dies äußert seinen ganzen Einfluß nachher in dem künftigen Leben des Jünglings. Dies unterhält das Vergnügen des Lehrers, und da das

einziges Glück unserer Jünglinge, wenn sie erst in der großen Welt auftreten, von ihren Sitten und von ihren Wissenschaften abhängt; so werden sie dadurch gewiß und unstreitig ihr Glück machen. Der Jüngling ist nicht abgeschreckt vor beiden. Auf dem sanft gebahnten Wege, wo er unvermuthet so manche Frenze antraf, wurde er in beiden befestigt. So wie ein Wanderer, dessen Schritte durch angenehme Schatten und Erquickungen auf einer langen Reise nur halb so beschwerlich sind: so eilen unsere jungen Leute durch alle Labyrinth mit Heiterkeit hindurch, und sind stark durch den Beistand des Lehrers. Der Grund in den Wissenschaften, welcher durch diesen Umgang so unvermerkt gelegt ist, wird zu einem starken Fundamente dienen, worauf sie als Baumeister mit Lust fortbauen, weil es ihnen schon zum Voraus ein dauerhaftes Gebäude verspricht. Durch die rauhen Gefilde der Sprachkenntnisse hindurch gedrungen, wird ihnen nachher ein unaussprechliches Vergnügen anwandeln, durch dieses Hülfsmittel sich mehr mit reellen Dingen zu beschäftigen, wozu der Lehrer sie noch dazu allmählig vorbereitet hatte. Welch ein großer Vortheil für die Welt und für ihre Bürger! — Welch ein Ruhm für Erzieher, von welchen solche dies alles mit Lust rühmen und sich so sehr gern daran erinnern werden. Diese Vortheile haben noch Einfluß auf den Mann von Geschäften. Welchem Fache des künftigen Geschäftes, welchem Theile der Gelehrsamkeit sich solche auch gewidmet haben, so wird es

nicht allein mit Nutzen gewesen seyn, so, daß sie die gehörige Tüchtigkeit mit hinein nehmen, sondern mit Lust werden sie auch fortarbeiten und der Welt einst wahre Dienste leisten. Die Gewohnheit hat eine unaussprechliche Macht über uns. — Durch diese wurde ihnen alles in ihren jungen Jahren leicht und angenehm, durch diese lernten sie oft Schwürigkeiten übersteigen. Berge wurden ihnen Ebenen und rauhe dornigte Gesträuche angenehme Reviere für ihren Fuß. — Nicht anders denken sie jetzt noch als Männer von Geschäften, und sind unermüdet, wenn ein anderer gähnet und im Lehnstuhle über bessere Schicksale, bessere Zeiten und wenigere Arbeiten seine Wünsche äußert. Nur diese kan die Welt brauchen und auf solche Cosmopoliten stolz seyn. Auch der Vortheil ist erheblich, daß solche nachher selbst gefällig gegen andere werden. Angenehme Gesellschafter sind sie, die weder mit finsterner Laune nur sich für groß halten, und mit Stolz auf andere herab sehen, noch geheimnißvoll mit ihren Wissenschaften sich blähen, sondern wie Lichter wird man sie durch ihren Glanz alle Finsterniß um sich her vertreiben und lauter Zufriedenheit und Vergnügen zu verbreiten bemüht, — gerne bemüht sehen. Gefällig werden sie wieder die Einsicht anderer verbessern, keine Arbeiten erschweren, sondern auch andern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und manchem Schwürigkeiten übersteigen helfen. Alle diese Vortheile haben aber unstreitig der ersten Erziehung alles zu

Bremen.

danken. Ist der Lehrer ein Führer durch die ganze Zeit der jugendlichen Jahre eines Zöglings, ist er der beständige Mentor desselben, ohne dessen Aufsicht nichts gethan, fast nichts gedacht wird, so kan er, der Lehrer nicht allein gründen, sondern auch fortbauen, und diese Vortheile hätte nur das Amt eines häuslichen Lehrers, wenn es möglich wäre, einen solchen Mann so lange, unbeschadet seines eigenen irdischen Berufs ununterbrochen in seiner Familie als einen Wohlthäter beizubehalten; oder ihn wenigstens nachher für seinen Fleiß hinlänglich genug schadlos zu halten. Dies ist äußerst selten, deswegen sind andere Wege für unsere Jugend zu betreten, und dies sind öffentliche Schulen oder Privat institute. In den letztern dünkt mich, giebt es nach Möglichkeit, wenigstens dieselben Endzwecke zu erfüllen, die man von einem Privatlehrer zu erwarten hat. Schulen können nur, dem Urtheile aller Kenner nach, nach einiger Reformation, und dazu komt es allmählich, das leisten, was man leisten sollte. Mögte ich, man erlaube, mir diesen herzlichen Wunsch, ohne mich des Stolzes verdächtig zu machen, hinzu zu setzen, mögte ich das Glück erleben, meine jungen Freunde, die mir zur Erziehung anvertrauet sind, dereinst über mich und meine Grundsätze urtheilen zu hören! Dürfte ich es erleben sie alle als Männer denenselben getreu, — würdig meines Beifalls, und glücklich durch Geschäfte für die Welt, selbst mit zufriedener Theilnehmung umarmen zu können!

Gottlieb August Tresart.





## Beitrag zum 52ten St. des Hannov. Magazins.

Die im 52<sup>ten</sup> Stücke des Hannov. Magazins befindliche Betrachtung über einige besondere und schädliche Rechte und Gewohnheiten, veranlaßt mich, einige Beispiele hinzu zu fügen, welche den Bürgern meiner geliebten Vaterstadt zum größten Nachtheile gereichen, und auf welche doch bei jedem Vorfalle erkant wird.

1) Das 3. . . Stadtrecht Cap. 7. verordnet, daß in Schuldsachen die Bürger dieser Stadt vor andern fremden Gläubigern den Vorzug haben. Dieses Gesetz wird durch die damit verbundene Observanz solchergestalt zur Anwendung gebracht, daß ein Nichtbürger, wenn er gleich ein Einwohner der Stadt ist, und ein Bürger: Haus eigenthümlich besitzt, als ein Fremder angesehen wird, ferner, daß kein Fremder eine Schuld ingrosiret bekommen, oder vorm Rath eine gerichtliche Hypothek erlangen kan, wo er nicht auch ein Bürger der Stadt 3. . . ist. Hat ein Fremder sich von einem Bürger vor einem andern Gerichte oder vor Notarien und Zeugen eine hypothecam publicam, oder quasi publicam bestellen lassen, so giebt ihm solche keinen Vorzug, sondern seine damit versehene Forderung, wird allen denen der Bürger, wenn selbige auch nur eine privat Hypothek haben, nachgesetzt.

Der Bürger geht also in allen Fällen vor, und civis hypothecarius extraneo hypothecario, & civis chirographarius extraneo chirographario præ-

ponitur, nur wird derjenige Fremde der eine Hypothek hat, dem Bürger, der ein bloßer Chirographarius ist, vorgezset.

2) So bald über das Vermögen eines Bürgers ein Concursproceß entstanden, höret nach der Observanz der Zinslauf von dem Tage an auf, an welchem die Edicital: Citationausgeslassen ist.

Beide Privilegien, man erlaube mir diesen Ausdruck, sind den Bürgern der Stadt 3. . . höchst schädlich. Sie verhindern ihnen bei Fremden allen Credit, und verhindern, daß diese jenen zu Treibung ihrer Gewerbe nicht leicht um billige Zinsen Capitale leihen. Kan der bedürfende Bürger selbige von seinen Mitbürgern nicht erhalten, und hat er bei Nichtbürgern keinen Credit, so bleibt ihm kein anderes Mittel übrig, als sich an Wucherer zu wenden, und von selbigen unter den unerträglichsten Bedingungen, welche unter verschiedene Namen verstecket werden, Gelder zu leihen, welches ihn nothwendig zu Grunde richten muß.

Der Kaufmann, der die Waaren nicht für baares Geld einkaufen kan, sondern selbige auf eine gewisse Zeit, oder von Messe zu Messe auf Credit nehmen muß, ist am übelsten daran. Ihn wird entweder nicht creditiret, oder er muß sich jeden Preis gefallen lassen.

Dem Fremden ist gewisser maassen nicht zu verdenken, wenn er auf Gewinnst oder Verlust, einen übermäßigen

gen Vortheil nimm, weil er Gefahr läuft, das Creditire zu verlieren, so bald über seines Schuldners Vermögen Concurse entsteht, und dieses erfolgt, wie die Erfahrung lehrt, sehr oft.

Der gedachte Vorzug der Bürger, fasset wirklich eine Ungerechtigkeit in sich. Vielen Fremden ist dieses statutarische Recht unbekant. Sie vermeinen sich hinreichende Sicherheit verschaffet zu haben, wenn sie einem Bürger, den sie als einen rechtschaffenen Mann kennen, gegen Privat- oder vor Notarien und Zeugen geleistete Hypothek, ein Capital geliehen haben. Sie erachten sich um desto sicherer, wenn sie wissen, daß solches die erste Anleihe, und ihre Hypothek die älteste ist. Allein, der Bürger der sich durch diese Anleihe in anscheinend gute Umstände gesetzt hat, leihet von seinen Mitbürgern nachher mehrere Capitale, ihn betreffen Unglücksfälle, und es kommt zum Concurse, so muß der Fremde jüngere Creditoren nachsehen, und diese nehmen dasjenige hin, was jenem zusteht, und was vielleicht mit dessen Capitale erworben ist. Hier heißt es gewiß *summum jus, summa injuria*.

Durch dieses statutarische Gesetz verkeret der Bürger den Credit bei Fremden oder bei Nichtbürgern. Durch die Observanz aber, daß der Zinslauf mit

dem Tode der ausgelassenen Edictals Citation aufhöret, verlieret er ihn auch bei seinen Mitbürgern, Concurse Proceffe dauern oft Jahre. Unglücklich sind alsdenn diejenigen, insbesondere Witwen und Waisen, welche von Zinsen leben müssen. Trift sie auch das Glück, das sie das Capital nach Jahren wieder erhalten, so verlieren sie doch bis dahin die Zinsen, und müssen in der Zwischenzeit darben.

Einsichtsvolle Bürger haben vorzulangst darauf angetragen daß erwähnte der ganzen Bürgerschaft schädliche Rechte, welche zwischen Bürgern der Stadt Z. . . und Fremden einen so wichtigen Unterscheid machen, und zu Retorsionen Anlaß geben, aufgehoben werden mögten. Diese löbliche Absicht ist aber bis jetzt nicht erreicht.

Wie sehr wäre zu wünschen, daß die gesetzgebende Macht zutrete, und erwähntes Gesetz und Observanz, gleich dem schon längst in der Stadt Z. . . abgeschafften Heergewette- und Gerade, aufhöbe, und dagegen die Verordnungs der gemeinen Rechte wieder herstellte. Ich könnte den Nachtheil, welchen die Bürger durch jenes statutarische Gesetz und Observanz leiden, durch verschiedene Beispiele bestätigen, sed exempla sunt odiola.

Z . .

L . . n.

# Hannoversches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 16<sup>ten</sup> August 1784.

## Von der weiblichen Vormundschaft in Sachsen.

Eine Fortsetzung der im 62<sup>ten</sup> Stück des Hannov. Magazins abgebrochenen Abhandlung, von einigen besondern und schädlichen Rechten und Gewohnheiten.

Nach sächsischen Gesetzen ist das Frauenzimmer einer ewigen Vormundschaft unterworfen. Ein sächsisches Frauenzimmer kan, ohne einen solchen Vormund, weder vor Gericht erscheinen, noch irgend ein Geschäft von Wichtigkeit unternehmen.

Die Glossa zum 47<sup>ten</sup> Artikel des 1<sup>ten</sup> Buchs im Sachsenspiegel giebt dreierlei Ursachen an, welche den Gesetzgeber zu dieser Verordnung bewogen hätten. Die erste soll diese seyn: weil man Frauenspersonen von dem, was sie vor Gericht reden und handeln, nicht überzeugen, oder überzeugen könne.

Der Verfasser erklärt sich hier nicht deutlich, ob er das andere Geschlecht so schwach vom Gedächtniß halte, daß ein Frauenzimmer nach einiger Zeit nicht mehr wisse, was es geredt und gethan habe? — oder ob er demselben so viel Wankelmuth, Lücke des Herzens, und Arglist zutraue, daß es

vorsätzlich dasjenige zu widerrufen pflege, was es zuvor gesagt und verhandelt hat? — Aber eines, vielleicht auch beides, hat er damit sagen wollen.

Die zweite Ursach: weil man von einem Frauenzimmer nicht so viel Einsicht und Erfahrung in den Welthändeln und Rechten fordern könne, als zur Verhandlung gerichtlicher Angelegenheiten nöthig sey.

Die dritte Ursach: man ehre und schone das Frauenzimmer zu sehr, als daß man ihm Vorwürfe machen wolle, wenn es, — wie oft geschehe, — vor Gericht zu seinem Schaden gehandelt habe.

Dies letztere scheint ein Compliment zu seyn, welches der Glossator den Schönen seiner Zeit machen wollte. Schmeichelhaft und ehrenvoll ist es für sie, in Verbindung mit dem Vorhergehenden, eben nicht, und es stehet dahin, ob sie es ihm Dank gewußt haben. Denn man hat sie in der That

nicht viel besser wie Blödsinnige, Rasende, oder Kinder behandelt; nur mit dem geringen Unterschiede, daß das Frauenzimmer die Erlaubniß hatte, sich selbst einen Vormund nach seinem Geschmack zu erwählen.

So viel ist außer Streit, daß dem Frauenzimmer in den jetzigen Zeiten, und nach den jetzigen Sitten und Verfassungen, zu nahe getreten werde, wenn man dem ganzen weiblichen Geschlechte die Fähigkeiten und Verstandskräfte absprechen wolte, die, zur Betreibung der bürgerlichen Geschäfte, es sey vor Gericht, oder außer demselben, erfordert werden.

Gleichwohl darf man nicht glauben, daß die alten Sachsen ganz und gar ohne Veranlassung und ohne allen Grund, solche harte Gesetze wider gegeben haben. So unweise handelt selbst das roheste Volk nicht. Ja sogar die Länge der Zeit, in welcher sich diese Verfassung erhalten hat, scheint sie zu rechtfertigen. Es müssen Auftritte und Begebenheiten von äußerster Wichtigkeit gewesen seyn, die so unauslöschliche Eindrücke auf die ganze Nation hinterlassen haben.

Aber dennoch ist es sehr schwer, die wahre Veranlassung zu diesem Gesetz, und die Zeit, in welcher dasselbe gegeben worden, zu erforschen. Die vorhandenen schriftlichen Urkunden schweigen ganz von diesem Gegenstande. Alle Gesetze der Deutschen bestanden in Gebräuchen und Gewohnhei-

ten, oder in mündlichen Befehlen und Anordnungen der Kaiser. Diese wurden vom Vater auf den Sohn, und von diesem auf Enkel und Urenkel mündlich überliefert. Mehrere Theile wurden sie in Sprüchwörter und Reime gefaßt, um sie dem Gedächtniß desto leichter einzuprägen.

Es soll zwar, nach Eginhards Zeugniß, Karl der Große die Gesetze aller Nationen, die seinem Zepfer unterworfen gewesen, haben aufzeichnen, und unter andern auch die Gewohnheiten der Sachsen in Schriften verfassen lassen. Allein, diese schätzbare Sammlung ist nicht bis auf unsere Zeiten gekommen.

So erzählt man auch vieles, wie sich die Ottonen um die deutsche Gesetzgebung verdient gemacht hätten. Unter andern auch wird gesagt, daß Otto der II. das Magdeburgische Weichbild habe sammeln lassen. Prüft man aber die Beweise darüber, so findet man — Fabeln.

Als man mit der Kunst zu schreiben bekannter wurde, fingen die Schöpfer zu Halle und Magdeburg an, ihre Rechtsprüche und Rechtsgewohnheiten aufzuzeichnen, um ihre Nachfolger zu belehren. Der Schöpferstuhl zu Halle soll noch verschiedene Bücher hiervon aufzuweisen haben a). Vielleicht finden sich hierin nähere Spuren von der Einführung der weiblichen Vormundschaft.

Alle diese Schwierigkeiten haben ver-

a) Dreihaupt im 2<sup>ten</sup> Theil der Beschreibung des Saalkreises. S. 478. u. f.



vermuthlich die Geschichtsforscher und Rechtsgelehrten abgeschreckt, sich auf diese Untersuchung einzulassen. Aber dennoch ist die Sache wichtig und merkwürdig. Vielleicht glückt es mir, einiges Licht über diesen dunklen Gegenstand zu verbreiten, oder wenigstens die Aufmerksamkeit der Männer, deren eigentlicher Beruf die Aufklärung der vaterländischen Geschichte ist, und die mit mehreren Hülfsmitteln versehen sind, als ich, auf diesen Umstand zu lenken.

Daß die, in der angeführten Glosse enthaltenen Gründe nicht hinreichend und befriedigend sind, darf ich wohl kaum bemerken. Denn der Sachsenspiegel ist erst im Jahr 1230 oder höchstens 1213 zum Vorschein gekommen. Er enthält zwar einen großen Theil des vaterländischen Rechtes; er ist aber doch schon mit Pöbelereien und römischen Gesezen verfälscht. Am wenigsten darf man den Glossatoren trauen. Diese schrieben zu einer Zeit, da die vaterländischen Geseze schon fast ganz verdunkelt waren. Ihre Köpfe waren bloß mit den Grundsätzen des römischen und kanonischen Rechts angefüllt; daher suchten sie, auf eine lächerliche Weise, die deutschen Geseze durch die römischen zu erläutern.

Ehe ich zur Untersuchung selbst schreite, muß ich den auffallenden, und mir noch zur Zeit unerklärbaren Unterschied der sächsischen und schwäbischen Geseze, nicht nur in Ansehung der weiblichen Vor-

mundschaft, sondern auch der eigentlichen Vormundschaft anführen.

Die Sachsen nahmen zuerst das 20<sup>te</sup> und in der Folge das 21<sup>te</sup> Jahr zur Volljährigkeit beider Geschlechter an. Mit dem Ende dieses Jahres endigte sich auch die Vormundschaft. Die Schwaben setzten aber das Ziel der Minderjährigkeit auf den Beschluß des 18<sup>ten</sup> Jahres. Erstere waren also strenger in der Beurtheilung der, zu bürgerlichen Geschäften erforderlichen Fähigkeiten. Sie wolten durch diese Vorsicht jugendlichen Uebereilungen und solchen Verlegungen vorbeugen, die aus Mangel der Einsicht und Erfahrung entstehen könnten.

Die Schwaben und alle übrigen deutschen Völker, beurtheilten auch die Verstandskräfte des Frauenzimmers weit günstiger, als die Sachsen. So bald eine Frauensperson, außerhalb Sachsen, das 18<sup>te</sup> Jahr überschritten hatte, konnte sie ohne Vormund vor Gericht erscheinen, und über ihr Vermögen nach eigener Einsicht und Willkühr schalten.

Ganz anders dachten die Sachsen. Diese glaubten, die Frauenspersonen wären so schwache Werkzeuge, denen man so wenig als den unmündigen, vernunftlosen Kindern die Verwaltung ihres Vermögens, und die Sorgfalt für ihre Wohlfahrt anvertrauen könne. Man glaubte, daß ihnen nicht anders geholfen werden könne, als wenn man sie bis an ihre

Grust entweder der Fürsorge ihres Ehemannes, oder einer andern Mannsperson unterwürfe. Sie hatten sogar nicht einmal die Freiheit, durch Erbverträge oder auf eine andere Weise wegen ihrer künftigen Erbschaft und zu hinterlassenden Vermögens Verordnungen zu machen.

Diese Geringschätzung des Frauenzimmers, erkennet man vorzüglich aus den sächsischen peinlichen Gesetzen. Der Todschlag wurde nemlich in den alten Zeiten nicht mit dem Tode, sondern nur mit einer Geldbuße bestraft, welche den Verwandten des Entlebten anheim fiel. Man nannte dieses das Wehrgeld. Nun wird im 45. Art. des 3. B. im Sachsenpiegel mit ausdrücklichen Worten gesagt, daß der, so eine Frauensperson tödten würde, nur die Hälfte des Wehrgeldes zu erlegen schuldig seyn solle. Also hatte ein Frauenzimmer nur die Hälfte des Werths eines Mannes im Staate.

Woher nun diese Geringschätzung des zweiten Geschlechtes bei einem einzelnen deutschen Volke? — Zu welcher Zeit fing sie an? Und was war die Veranlassung dazu? —

Das Beispiel ganz ungebildeter roher Nationen, die ihre Frauen und Kinder als Sklaven behandeln, komt hier nicht in Betrachtung. Die Sachsen machen mit den Schwaben und übrigen deutschen Völkern nur eine Nation aus. Alle diese deutschen kleinern Völkerschaften sind ei-

nerlei, und zwar zeltischen Ursprungs. Sie wohnen unter einem Himmelsstrich. In allen übrigen Stücken haben sie einerlei Gesetze, eine gleichförmige Denkungsart, eben dieselben Sitten und Gebräuche unter einander. Nur in diesem einzigen Falle weichen ihre Meinungen und Gesetze so sehr von einander ab. Dies muß eine ganz sonderbare Veranlassung gehabt haben.

In den ältesten Zeiten, — so weit nemlich die zuverlässigen Nachrichten in der Geschichte reichen, — finden wir diese Geringschätzung und Herabwürdigung des schönen Geschlechtes noch nicht. Eben die Sachsen, die in der Folge das Frauenzimmer so verächtlich behandelten, setzten das größte Vertrauen in die Fähigkeiten und Größe der Seelen ihrer Schönen, daß sie dieselben an den wichtigsten Staatsgeschäften Antheil nehmen ließen, und das ganze Volk war den Gemahlinnen und Prinzessinnen Töchtern ihrer Beherrscher mit innigster Liebe, und mit der tiefsten Ehrerbietung ergeben.

Mathilde, die Gemahlin des deutschen Königs Heinrichs des I., hatte den größten Einfluß in die Regierungsgeschäfte ihres Gemahls. Das ganze Volk wußte es, und die Großen des deutschen Reichs schätzten die Klugheit, Mäßigung und Frömmigkeit dieser Fürstin so hoch, daß sie sich den von ihr herrührenden Anordnungen, mit dem willigsten Gehorsam unterwarfen. Man lese die Urkunden  
Hein-

Heinrichs und seiner Nachfolger, der Ottonen, mit welcher Zärtlichkeit und Ehrfurcht sich diese sächsischen Regenten von ihren Gemahlinnen, Geschwistern und Müttern ausdrücken.

Adelheit, die Gemahlin des Kaisers Otto des Großen, beherrschte die Lombardei, als Gemahlin Lothars, Königs von Italien. Sie führte nachhin, mit dem größten Beifall ihres Zeitalters, und mit noch jetzt dauerndem Ruhm die Regenschaft beider Reiche, des Deutschen und des Lombardischen, unter ihrem Sohn und Enkel; erstere in Gemeinschaft Theophaniens, ihrer Schwiegertochter. Ihr Sohn hatte so hohe Begriffe von ihrer Weisheit und Geistesgröße, daß er ihr die Statthalterchaft der Lombardei gerade zu einer solchen Zeit übertrug, da die Regierung mit ganz besonderer Staatsklugheit geführt werden mußte.

Das Beispiel Mathildens, der Nebenstin zu Quedlinburg, gehört auch hieher. Der Kaiser Otto der III. ging, bekanntermaßen im Jahr 997 nach Italien, den unwürdigen Gegenpabst, der sich Johann den XII. nannte, abzusetzen, die Rebellen zu züchtigen, und den Geist des Aufsturus zu Rom zu unterdrücken. Ehe er Deutschland verließ, setzte er seine Nichte, die vorhin genannte Nebenstin des Stifts Quedlinburg, Mathilde, zur Statthalterin so wohl von Sachsen, als vom ganzen deutschen Reiche. Diese Fürstin führte die ihr anvertraute Regenschaft mit

einer solchen Klugheit, welche alles übertraf, was man selbst von dem gelehrtesten Staatsmann erwarten konnte. Sie wußte sich die Achtung der Großen und die Ehrfurcht und Liebe des ganzen Volks zu verschaffen. Unter ihrer Statthalterchaft herrschte die vollkommenste Ruhe und Einigkeit im deutschen Reiche. Die benachbarten Völker erhielt sie durch Wachsamkeit und kluge Maaßregeln im Respect. Sie sorgte mit anhaltendem Ernst für die schnelligste Rechtspflege. Sie veranlaßte verschiedene Reichstage zu Magdeburg und Dornburg, und unter ihrer Leitung wurden die wichtigsten Entschlüsse zur Wohlfahrt des deutschen Reichs gefaßt, und — auch thätig ins Werk gerichtet. Ihre Liebe zu den Wissenschaften, und ihre tiefe Einsichten und ausgebreitete Kenntnisse wurden allgemein bewundert. Der Mönch von Korbei, Witzkind, welcher ihr seine Jahrbücher zuignete, und andere Schriftsteller können nicht Worte genug finden, die Größe ihres Geistes zu schildern, und ihre königlichen Tugenden zu rühmen.

Diese Beispiele beweisen ganz unwidersprechlich, daß die sächsische Nation damals noch nicht mit dem Vorurtheile behaftet gewesen sey, daß die Natur dem weiblichen Geschlechte so stiefmütterlich die Geistesgaben mitgetheilt habe, daß dasselbe sogar zu bürgerlichen Geschäften, zur Verwaltung seines eigenen Vermögens unfähig sey. Wäre diese Meinung damals schon herrschend gewesen, so

würde gewiß die ganze freie, edelmüthige, und auf ihre Vorrechte und Gesetze so eifersüchtige deutsche Nation nicht so einstimmig sich diese weiblichen Regentschaften haben gefallen lassen. Selbst die Regenten würden nicht ihr ganzes Vertrauen auf die Fähigkeiten eines Frauenzimmers gesetzt, sondern so wichtige Posten lieber einer Mannsperson aufgetragen haben.

Man könnte hierwider allenfalls noch einwenden, daß jene Gesetze der Sachsen bloß die Töchter und Frauen der Untertanen, aber nicht der Regenten angegangen; nur daß man einen großen Unterschied zwischen der Erziehung einer Prinzessin und eines Fräuleins, oder einer Bürgers Tochter machen müßte; von jener könne man also wohl einen ausgebildeten Verstand erwarten, aber nicht von den letztern.

Der erste Einwand hebt sich dadurch, daß der Unterschied zwischen einem Staatsrechte, dessen sich die Regenten und ihre Familien ausschließlich in ihren häuslichen Angelegenheiten bedienen; und zwischen einem Privatrechte, welches bloß die Untertanen verpflichtet hätte, viel zu neu ist, als daß solcher auf jene Zeiten angewandt werden könne. Und wie läßt sich gedanken, daß ein so mutziges und eifersüchtiges Volk, als die Sachsen, sich solten so willig einem weiblichen Regimente unterworfen haben, wenn dasselbe schon damals so verächtlich

von dem Verstande des Frauenzimmers geurtheilt hätte, als es nachhin gethan hat? Die Sache stehet mit einem allgemeinen Volksgesetze, mit der herrschenden Volksmeinung im offenen Widerspruch.

In Ansehung des andern Einwands, des, will ich gern einräumen, daß die Fähigkeiten eines Frauenzimmers in jenen rauhen Zeiten und Sitten, nicht so vollkommen ausgebildet werden können, als bei der jetzigen aufgeklärtern Erziehung; daß die Töchter und Frauen der Untertanen damals härter, fast sklavisch gehalten, von den Gesellschaften der Männer mehr ausgeschlossen, und überhaupt von bürgerlichen Geschäften so entfernt gehalten sind, daß sie wenig Gelegenheit gehabt, sich darin Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln. Dies stößt aber meinen Satz nicht um. So wie Fürstentöchter durch damalige Erziehung, zu Staatsgeschäften gebildet werden konnten: so mußten Fräuleins und Bürgertöchter damals auch durch eine, den damaligen Sitten angemessene Erziehung fähig gemacht werden können, ihrem eigenen Hauswesen vorzustehen. Die Prinzessinnen hatten damals in der Art der Erziehung vor den bemittelten Untertanen wenig zum voraus. Der Abstand zwischen den Kräften des Verstandes, welche zu einer klugen Staatsverwaltung erfordert werden, und den Fähigkeiten, welche zur Verwaltung der Geschäfte des gemeinen Lebens nöthig sind, ist wahrlich größer, als der, welcher zwischen



schön der Erziehung einer Prinzessin und einer edlen Jungfrau ehemals statt gefunden hat.

Es bleibe also dabei, daß das Frauenzimmer in dem 10<sup>ten</sup> Jahrhundert noch nicht bei den Sachsen in dem Verdachte eines blöden Verstandes, und also auch noch nicht bevormundet gewesen sey.

Da nun in der Mitte des 13<sup>ten</sup> Jahrhunderts, als der berühmte Eplo von Repfo die Gebräuche und Rechte der Sachsen, die er unter dem Namen des Sachsenspiegels sammelte und heraus gab, die weibliche Vormundschaft schon eingeführt war: so müssen wir den Ursprung derselben im 11<sup>ten</sup> oder 12<sup>ten</sup> Jahrhundert suchen.

Und wir finden auch in diesem Zeitraume mehr als eine Veranlassung, welche die sächsische Nation zu der allgemeinen Verachtung und Geringschätzung des Frauenzimmers bestimmt hat.

Die Kaiserwürde kam bekantermassen im Anfange des 11<sup>ten</sup> Jahrhunderts vom sächsischen Hause weg und auf das Fränkische. Dies erregte großen Unwillen unter den Sachsen. Die nachfolgenden Kaiser drückten die Sachsen sehr, nahmen ihre Anführer gefangen, und diese Kriege und Streitigkeiten dauerten fast ein ganzes Jahrhundert hindurch. Die Gemahlinnen der sächsischen Kaiser, und besonders die griechische Prinzessin Theophania, hatten ausländische Pracht, Ueppigkeit und Wohlleben am Hofe eingeführt, und ihr Beispiel

hatte bei dem Franzzimmer eine Neigung zur Verschwendung gewürkt, welche immer höher stieg, und endlich der ganzen Nation gefährlich zu werden schien.

Nun denke man sich ein tapferes Volk, das durch unglückliche Kriege und allerhand widrige Schicksale seinem Untergange nahe ist, und jetzt in seinem verzweiflungsvollen Zustande noch einmal alle seine Kräfte zusammenrafft, um sich von seinem Untergange und nahen Verderben zu retten; ein Volk, bei dem die Lehnsvorfassung allgemein eingeführt ist, bei welchem den Lehnsherren alles daran gelegen ist, daß die Güter von Männern besessen werden, die im Stande sind; Kriegs- und Hofdienste zu verwalten, und wo sich also der Mann allein ein Mitglied des Staats zu seyn dünket; ein Volk, das die eingeriffene Ueppigkeit und Verschwendung des schönen Geschlechtes als eine mitwirkende Quelle des, dem Staate drohenden Untergangs ansehet, und mit Eifer beschäftigt ist, diese Quelle zu verstopfen; — so wird man die Veranlassung zu diesen, dem weiblichen Geschlechte so nachtheiligen und entehrenden Gesetzen finden.

Wer Zeit und Gelegenheit hat, die Reste der alten deutschen Dichter, welche von diesem Zeitraume auf uns gekommen sind, zu studiren, der wird, hoffentlich, unter der Leitung der Geschichte, nähere Umstände von dieser strengen Abänderung der Gesetze entdecken. Denn so verstümmelt auch

diese kostbaren Ueberbleibsel des Alterthums seyn mögen, so können sie uns doch von der damaligen Denkungsart, von den Sitten, und von dem Geist der Gesetze am zuverlässigsten unterrichten, und in der Geschichte oft viele Hülfe geben.

Diese weibliche Vormundschaft hat nun zum wenigsten 600 Jahre sich in- und außerhalb Sachsen an vielen Orten erhalten. Es ist dieses um so viel mehr zu verwundern, da man schon seit einigen Jahrhunderten eingesehen hat, und durch unendliche Beispiele und Erfahrungen überzeugt gewesen ist, daß der Grund dieser gesetzlichen Verordnung, — nemlich der Mangel des Verstandes beim weiblichen Geschlechte, — ein bloßer Irrthum; daß die ganze bisherige Einrichtung dieser weiblichen Vormundschaft zweckwidrig sey, und mancherlei Unbequemlichkeiten im gemeinen Leben; kurz, bloß Nachtheil und Schaden, aber nicht den geringsten Nutzen zuwege bringe.

Diese weibliche Vormundschaft hat das Sonderbare an sich, daß eine Frau die Freiheit hat, nach ihrem Wunsch und Absichten, einen oder mehrere Vormünder anzunehmen; solche ihres Amtes zu entlassen; sich nach Gefallen bald dieses bald jenes Vormundes zu diesem oder jenem Geschäft zu bedienen, und daß sie, dem Endzweck einer jeden Vormundschaft gerade zuwider, alle-

zeit handeln kan, wie es ihr gefällt. Das Einzige hat sie mit der Natur der Vormundschaften gemein, daß sie gerichtlich bestätigt werden muß. Und in dieser obrigkeitlichen Bestätigung, und in den damit verbundenen Gerichtsporteln ist vielleicht der einzige Grund zu suchen, daß man eine solche Grille bis jetzt beibehalten hat.

Es ist ferner etwas ganz Sonderbares, daß die bloße Gegenwart eines oder mehrerer nahen Verwandten eines Frauenzimmers bei der Vollziehung eines Geschäfts, die Stelle eines gerichtlich bestätigten Vormundes vertritt. Dies ist zwar nicht eigentlich eine gesetzliche Verordnung; wie denn auch fast die ganze Lehre von der weiblichen Vormundschaft bloß durch die Meinung der Rechtsgelehrten gebildet ist, und nur sehr wenige Gesetze darüber vorhanden sind. Inzwischen entspricht dieser Grundsatz der Absicht solcher Vormundschaften vollkommen. Es sollen nemlich unerfahrene Frauenzimmer durch ihre Vormünder, — die auch deshalb Fürsprecher, und in der barbarischen Sprache des Gerichtsstils, kriegische Curatoren heißen — beraten, und des Rechts belehrt werden. Nahe Verwandten haben allerdings die Vermuthung für sich, daß sie ihren Verwandtinnen redlich begegnen, und sie für Schaden warnen werden; wenn sie nur nicht selbst bei den Geschäften, es sey in der Nähe oder Ferne, interessiert sind.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Freitag, den 20<sup>ten</sup> August 1784.

## Von der weiblichen Vormundschaft in Sachsen.

(Schluß.)

Schon längst haben Männer von Einsicht und Erfahrung auf die gänzliche Abschaffung der weiblichen Vormundschaften gedrungen a). Denn nichts ist lächerlicher anzusehen, als die Art und Weise, wie mit dieser Sache im Gericht gespielt wird.

Ein Frauenzimmer hat ein Geschäft von Wichtigkeit unter den Händen, z. B. einen Verkauf ihrer Grundstücke; eine Ehestiftung, u. d. gl. Ihr bisheriger Vormund, ein Mann von geprüfter Treue und bekannter Einsicht, widerräth diesen Handel. Das Frauenzimmer ist aber schwach genug, sich durch schlecht denkende Leute zu einem nachtheiligen Handel verführen zu lassen. So bald jener rechtschaffene Mann sich weigert, den Handel mit seinem Votum zu vollziehen, eilet sie zu einem andern, der gegen eine kleine Erkenntlichkeit, das Amt eines Vormundes übernimmt, und zu allem, was

seine Curandin verlangt, Ja sagt. Denn er weiß, daß ein weiblicher Vormund wegen seiner, in dieser Eigenschaft verrichteten Handlungen keine Verantwortung zu fürchten habe. So eilet dieses Frauenzimmer in ihr Verderben, ohne daß weder das richterliche Amt, noch die weibliche Vormundschaft sie retten kan. Ist nicht möglich, wenn eine richterliche Person einem Frauenzimmer von Geist, Einsicht und Erfahrung, einen Mann zum Vormund bestätigen muß, der im höchsten Grade einfältig ist, und unter der Vormundschaft seiner Curandin zu stehen verdiente?

Man sieht oft, daß eine Handlung im Gericht vorgenommen werden soll, zu welcher die dabei interessirte Frauensperson eines Vormundes bedürftig ist. Die Partheien stehen in der Gerichtsstube, und die Sache soll beschleuniget werden. Der ordentliche Vormund ist entweder nicht bei

Xxx

der

a) Leyser in med. ad pand. spec. 350. med. 2. & spec. 328. med. 22.

der Hand, oder die Frau ist noch nicht damit versehen. Dann wird gefragt: ob nicht eine Mannsperson vor der Gerichtsstube stehe? Dieser wird herangerufen, zum Vormunde bestätigt, und so die Handlung vollzogen, ohne daß der Curator oder die Curandin ein Wort je miteinander verwechselt haben. Ist keine Mannsperson bei der Hand, so wird, bei geringern Leuten, der Gerichtsbothe oder Gerichtsdienere dazu genommen. Bequämter wäre es, wenn man in jeder Gerichtsstube ein Paar Strohmannchen aufstellte, die, in Ermangelung einer Mannsperson, sogleich zu weiblichen Vormündern bestellt werden könnten. Diese Anstalt würde dem Frauenzimmer noch vortheilhafter seyn, weil sie diesen für ihre Bemühungen ein Honorar zu bezahlen nicht nöthig hätten.

Wer wolte bei solchem offenbaren und schändlichen Mißbrauch nicht wünschen, daß die weiblichen Vormundschaften allenthalben bald abgeschafft werden mögten! Und wer kan den Gründen seinen Beifall versagen, welche dem Edict vom 30<sup>ten</sup> März 1784 vorangeschickt worden, durch welches im Fürstenthum Anhalt, Böhrenburg diese Vormundschaften gänzlich abgeschafft sind. Es heißt nemlich daselbst:

Wir — haben in genaue Erwägung gezogen, und es in der Erfahrung gegründet gefunden, daß die aus den alten deutschen Gesehen in unserm Fürstenthum zeitlich beibehaltene Geschlechtsvormundschaften

sich auf die jetzige Verfassung nicht schicken, und also auch den geringsten Nutzen nicht haben, vielmehr deren Abschaffung der gemeinen Wohlfahrt und dem Vortheil der Frauenspersonen, hauptsächlich aber auch zu Vermeidung vieler Prozesse zuträglich seyn; indem die Naturgesetze in Ansehung der Handlungen des männlichen und weiblichen Geschlechtes und deren Verbindlichkeit, keinen Unterschied machen, sondern beide Geschlechter von Natur hinlängliche Fähigkeiten erhalten haben, für ihre Wohlfahrt zu sorgen, und sich in den Geschäften, die ihre Person, oder ihr Vermögen betreffen, zu finden, auch die zweifelhaften, oder diejenigen Vorfälle, davon sie keine hinlängliche Wissenschaft haben, und die ihnen nachtheilig seyn können, dahin schon von selbst zu unterscheiden, daß sie sich dieserhalb bei andern Rathes erholen müssen, — auf den Fall aber es einer Weibsperson am natürlichen Verstande fehlt, oder selbige eine Thörin ist, die das Ihrige vernichtet, oder verschwendet, derselben, wegen dieses Mangels, und nicht, weil sie eine Frauensperson ist, ein Vormund bestellt werden muß; keinesweges aber dieserhalb die Freiheit des ganzen Geschlechtes eingeschränkt, oder selbige mit vielen unnatürlichen unbestimmten und kostbaren Förmlichkeiten beschweret werden kan; zumal, da die Zuziehung eines Geschlechtes



schlechtvormundes in Ansehung der Frauensperson, die sich zu etwas verbindlich machet, ihren genommenen Entschluß nicht ändert, viel weniger sie veranlaßt, das Geschäft reizlicher zu überlegen, oder weiser und vernünftiger zu handeln, sondern sich denjenigen zu ihren Curator erwählet, von dem sie weiß, daß er zu allem Ja sagen werde, davon dann dieses die natürliche Folge ist, daß in denen Staaten, worin die Handlungen der Frauenspersonen ohne Zuziehung eines Geschlechtsvormundes verbindlich sind, die Fälle, daß sie durch unüberlegte Handlungen ihres Vermögens verlustig gegangen sind, sich nicht häufiger, als in denen Staaten zutragen, woselbst mit Verursachung so vieler Kosten und Weitläufigkeit, ein Geschlechtsvormund zugezogen werden muß; wobei denn ein Jeder — um so mehr Bedenken tragen muß, mit Frauenspersonen Rechts-handlungen zu schließen, je weniger die gesetzlichen Vorschriften bestimmt genug sind, bei welchen Fällen und Geschäften die Bestellung und Zuziehung eines Geschlechtsvormunds nöthig sey? wie auch: ob, außer dem kriegerischen Vormund, auch der Ehemann, und zwar bei welchen Geschäften, zugezogen werden müsse? vielmehr hierüber unter den Rechts-

gelehrten noch großer Streit ist, auch daher die Rechtsprüche in dergleichen Materien über einerlei Fragen, nicht allezeit einstimmig ausfallen. —

Nun nur noch ein Paar Worte! Gesezt, daß unter dem Frauenzimmer wirklich mehrere Personen von schwachem Verstande angetroffen würden, als unter dem männlichen Geschlechte; gesezt, daß der zärtliche, weibliche Charakter bei vielem Frauenzimmer sichtbar auf die bürgerlichen Geschäfte wirke; daß daher Unentschlossenheit, Furchtsamkeit und Wankelmuth entstehe, und dies mancherlei Gelegenheit geben könne, ein schwaches, weiches und zartes Frauenzimmer zu überraschen und zu betrügen: so sind doch in wohl eingerichteten Staaten solche Geseze vorhanden, daß alle Geschäfte von Wichtigkeit unter obrigkeitlicher Bestätigung geschlossen werden müssen. Eine jede Obrigkeit ist mehr, als irgend ein weiblicher Vormund, verpflichtet, die Rechte beider Partheien wohl zu prüfen, einer jeden ihre Gerechtigkeits wohl zu verständigen, und sie von bedenklichen und gefährlichen Handeln abzurathen. Auf diese Weise werden die Uebereilungen und Dervortheilungen der Frauenzimmer weit sicherer verhütet, als durch die beschwerliche, schimpfliche und kostbare Vormundschaft.

Quedlinburg.

Voigt.



## - Ueber die Hagelwetter.

In der, dem Hannoverischen Magazin des Jahres 1781. Stück 76. ff. eingerückten Untersuchung über den Einfluß der Witterung und einiger Feldschäden in die Kornpreise, hatte ich der in den Kirchenrechnungen vorkommenden Feldbeschädigungen durch Hagelschlag nur selten erwähnt, weil er fast nie den Preis erhöht, und zu der damaligen Abhandlung also nicht eigentlich gehörte. Wo er indeß schadet, und vielleicht öfter als anderswo schadet, da ist er dem armen Landmanne leider! verderblich genug, und wohl so nachtheilig, daß er sich einige Sicherheit dagegen, wenn sie zu hoffen stünde, sehr wünschen möchte. Ich will erst erzählen, was ich gefunden habe, und dann wollen wir die Naturforscher ersuchen, uns weiter guten Rath zu ertheilen.

Die ganze Fläche, worauf die Dörfer, deren Kirchenrechnungen ich einzusehen Gelegenheit habe, mit ihren gesammten Grundstücken liegen, beträgt nach dem Ueberschlage eines geschickten Forstmanns, der sie völlig kennt,  $1\frac{1}{2}$  Quadratmeilen. Genauer kan ich sie nicht angeben, und zu meiner Absicht ist die Vermessung auch nicht nöthig.

Ich nehme aus guten Ursachen den Zeitraum zu 200 Jahren von 1578 bis 1778, und suche alle die Hagelschäden auf, die einen Theil von vorgenannter Fläche innerhalb dieser Zeit getroffen haben, und finde Hagelschlag im J.

1578. Den Landleuten des Orts,

wo er fiel, wurde die Hälfte ihrer Abgaben von der Kirche erlassen.

1598. Diesmal war er so schwer, daß die Leute nichts gaben.

1613. Da nur der Zins aus dem Sommerfelde nachgelassen wurde, so scheint nur dieser Theil der Feldmark gelitten zu haben.

1637. Eben dies Sommerfeld wurde abermals zerschlagen.

1653. Auch hier ging ein Sommerfeld gänzlich verloren.

1656. Am Sonntage vor Margarethen verwüstete der Hagel zwei Feldmarken gänzlich.

1674. Dies Jahr litten wieder zwei Feldmarken. Nach der Lage der Dörfer ist die Wolke von Westen gekommen. Einer geschriebenen Chronik zufolge, zernichtete der Hagel auf der Feldmark eines mit den Feldern meiner Dörfer gränzenden Klosters über 1150 Morgen gänzlich.

1680. Den diesmaligen Schaden habe ich in dem obigen Aufsätze S. 1335. bereits kurz bemerkt. Er findet sich in fünf Rechnungen. Die Wolke hat ihren Zug von Süden gegen Norden genommen.

1685. Diese Wolke schadete weniger, an einem Orte gab der Bauer noch die Hälfte, und am andern litten nur die Fenster. Sie kam von Südwest, und scheint ihre Kraft zu schaden hier schon verloren zu haben.

1698. Den doppelten Hagelschlag dieses Jahres habe ich gleichfalls S. 1337. schon berührt. Ich kan nicht mehr

mehr entdecken, ob die beiden Schlos: senwolken an einem Tage, oder in einem Sommer hier geschadet haben.

1718. Es geschieht nur des Ver: lusts im Sommerfelde Erwähnung.

1721. Etliche Dörfer verloren ihr Winterfeld. Die Wolke scheint nur schmal gewesen zu seyn.

1722. Den 22<sup>ten</sup> Jul. wurde eine Feldmark getroffen, und ein Drittheil erlassen, also war wohl der Schade nicht gar groß.

1724. Da sich der Verlust in vier Rechnungen findet, und doch nur die Winterfelder gelitten haben, so scheint diesmal der Hagel so früh gefallen zu seyn, daß er die Sommerfelder noch nicht verdruben konnte.

1736. Auch diesen habe ich S. 1342. schon angezeigt.

1759. Am Montage nach dem Tri: nitatisfeste verloren 4 Dörfer ihre Win: terfelder, die Sommerfelder blieben in dieser frühern Jahreszeit ziemlich ver: schon. Die Wolke kam aus Südwest, und breitete sich nicht gar weit aus, nahm aber einen ganz langen Zug.

1772. Den 19<sup>ten</sup> Jul. An diesem Tage zog sich Nachmittags ein Hagel: wetter von Nordwest herüber, und was dies etwa überließ, zerschlug das zwei: te, das spät auf den Abend aus Süd: west kam; es war wohl 9 Uhr, als es Draunschweig traf. Beide zusammen verwüsteten die Feldmarken von 12 Dörfern so sehr, daß hie und da das Sommerkorn nicht geschnitten, und das geschnittene nicht gedroschen, sondern gleich dem Federviehe auf den Hof hin: geworfen wurde.

Es sind demnach in den 200 Jah: ren von 1578 bis 1778 wenigstens 17 Hagelwolken über diese Gegend gezo: gen. Weniger sicher nicht, denn es kan aus den Ursachen, die ich S. 1217. s. des Aufsazes, wozu dieser ein Anhang ist, angeführt, kein Hagelschlag, der nicht wirklich vorgefallen, in den Kir: chenrechnungen vorgegeben, und Re: mission darauferteilt werden. Da aber diese Rechnungen nicht aller Orten mehr gleich alt, gleich vollständig vorhanden sind: so kan noch viel mehr Hagelscha: den in dieser Zeit geschehen seyn, als sich aufgezeichnet findet. Eben aus die: ser Unvollständigkeit wird begreiflich, wie es nur von einem Orte heißen könn: ne, daß er abgehagelt sey, es fehlen nem: lich von den andern Dörtern, die ver: muthlich mit gelitten haben, die Nach: richten, oder die Schlossenwolke brei: tete sich nur über ein am Ende der Flä: che, worauf ich mich einschränke, beles: genes Dorf aus, und schadete in der nächsten Gegend weiter.

Laut der Nachrichten, die ich vor mir habe, sind alle diese Hagelwolken von Süden durch Westen bis nach Nord: west gekommen, ich finde keine, die sich von Morgen, oder nur aus Südost herübergezogen hätte.

Nur in den beiden Jahren 1698 und 1772, finden sich zwei Hagelwet: ter über einen Ort in einem Sommer innerhalb 200 Jahren. Die beiden letzten kamen an einem Tage, aber nicht einen Strich, das erste aus Nordwest, das andere aus Südwest, von den beis: den ersten fehlen die weitern Nachrichten.

Die späteste Hagelwolke äuferte ihre schädliche Kraft durch große Eisstücke doch noch Abends um 9 Uhr.

In vollen zwei Jahrhunderten hat die Fläche, von welcher ich rede, keinen so ausgebreiteten und so verderblichen Hagelschlag erfahren, als der im Jahr 1772 war.

Meine Gegend ist zwar nicht ohne Holz, es besteht aber nur in kurzen und schmalen Strichen, bis auf eine Waldung, die nordlich hier zu Ende läuft, einige Meilen lang, und so weit sie hier in Betrachtung kommt, wohl eine halbe Meile breit ist. Das Dorf, dem dieser Wald östlich liegt, hat häufigen Hagelschaden, aber nie gar schweren erlitten; das, gegen welches der Wald gegen Süden hin liegt, ist so lang, als seine nördliche Spitze vor die Aecker her zieht, verschont geblieben, wenn die Wolke südlich herauf zog; und das, welches den Wald an der Abendseite hat, erinnert sich keines Hagelschlages aus Westen her. Auch wird versichert, daß die nächsten Aecker an den kleinern Holzungen so hart wie die auf großen Ebenen nicht getroffen wären.

Dies sind die Erfahrungen, welche in meiner kleinen Sammlung liegen. Laßt uns sehen, ob sie sich schon nutzen lassen.

Eine Fläche von  $1\frac{1}{2}$  Meilen ins Gevierte, hat in 200 Jahren wenigstens 17 mal hier oder da Hagelschlag erlebt;

ist das viel oder wenig? Diese Frage läßt sich nur aus ähnlichen Sammlungen beantworten, wovon mir noch keine vorgekommen ist. Ich kan sie also nicht beantworten, wünschte aber, daß es andere könnten und beliebten a). Mir scheinen die Hagelwolken gar oft zu kommen, wenn in einem nicht geringen Zeitraum im Durchschnitte alle 11 bis 12 Jahre eine über eine nicht große Gegend ziehet; ich rechne die beiden von 1698 und 1772 doch nur für eine.

Um von den übrigen Erfahrungen einigen Gebrauch machen zu können, wird einige Theorie vom Entstehen des Hagels nöthig seyn, weil sie sich nicht bei allen Lesern so häufig finden mögte, daß man sie ganz voraus setzen dürfte. Ich entlehne sie von einem der schärfsten Beobachter, aus der Geogenie des Herrn Oberconsistorialraths Silberschlag zu Berlin b). Er sagt: „Der größte und alles zerschmetternde Hagel stürmet bei der größten Hitze vom Himmel herab, und ist gleichwohl gefrorenes Wasser, dessen Eis sich desto mehr verhärtet, je heißer der Tag gewesen, an welchem er gefallen. Im Winter fällt sehr selten, und noch dazu nichts bedeutender lockerer und kleiner Hagel. Der große Hagel stürzt auch nicht des Vormittages, sondern des Nachmittages, wenn die Erde und Luft am stärksten von der Sonne erhitzt sind, her;

a) Columella spricht von einem grandinosi cæli statu, 3, 1; 6. 7. Er mußte also Gegenden kennen, wo es öfter als anderswo zu haaeln pflegte. Mir ist aber nicht bekant, daß die Alten den Ursachen davon schon nachgedacht hätten. Plinius beschuldiget in Italien den Nordwestwind, daß er gern Hagel brächte. N. G. 18. 77; 3. oder 34.

b) Sie steht im 1<sup>ten</sup> Theile, S. 237. 244. u. f. f.



herab. Er entstehet auch nicht am Rande der Wolke, denn rings um den Hagel herum regnet es, sondern in ihrem dicksten Kernschwalle, wo man die wenigste Kälte vermuthen sollte. Noch mehr, er entstehet überhaupt nicht in der Hagelwolke selbst, sonst müßte und könnte er nicht anders als Schnee seyn; sondern mitten im Regen. Denn Hagel ist gefrorener Regen. Endlich fällt er gewöhnlicher Weise nur bei Tage, selten des Nachts. Schwerer Hagel fällt des Nachts gar nicht c).

Die Erfahrungen belehren uns, daß der Hagel erst entstehe, wenn die Dünste der Wolke sich bereits in Tropfen verwandelt haben: ferner, daß die Wolke ihren Ausguß in der kalten Luftgegend verrichte, also sehr hoch einherfahre, und endlich, daß die Hitze das mehrste zur Gefrierung des Hagels beitrage. Wir wollen zuvorderst untersuchen, was für Veränderungen sich mit einer schweren Wasserwolke zutragen, wenn sie durch einen Sturm in die kalte Oberluft gejagt wird. Es giebt Winde, die mit der Erdoberfläche parallel laufen, es giebt aber auch Winde, so schräge auf dieselbe herabstoßen, und manche Winde prallen von der Erdoberfläche ab, und fahren in die Oberluft hinein. Ergreift ein solcher eine Regenwolke, so sühret er sie mit sich in die kalte Region hinauf. Je schneller dieses ge-

schieht, desto schneller fallen ihre Dünste zusammen, und erzeugen im Augensblick eine Menge herabstürzenden Wassers, daher die großen Tropfen. Folglich kan man von der Größe des Hagels auf die Höhe der Hagelwolke richtig schließen. Im Winter stehen die Wolken nicht gar hoch, also giebt es auch zur Winterszeit keinen großen und schweren Hagel.,

„Es versteht sich von selbst, daß der Regen in dieser Gegend sehr kalt seyn müsse. Der entseßliche Frost der obern Luft kan die Oberfläche der Wolke, und den dünnen Rand derselben in Schnee verwandeln, dieser aber thauet in der wärmern Luft wieder auf, deswegen gehet vor dem Hagel ein Regen voran, Regen begleitet ihn zu beiden Seiten, und Regen folget ihm nach. Aber der dicke Kern der Wolke kan nicht so bald die Kälte der obern Luft annehmen, daher fällt er in einen dichten und häufigen Regenguß zusammen. Verlassen nun die Tropfen die Wolke, und fahren noch eine Zeitlang durch die Frostluft hindurch: so müssen sie freilich einen hohen Grad der Kälte annehmen, wenigstens bis zum Frostopunkte.,

„Plötzlich gerathen sie in die heiße Erdluft. Nun ist S. 119. bereits gezeiget worden, daß ein kalter Körper, ehe er erwärmet werden kan, bei einem schnellen Uebergange aus der Kälte in die

c) Dies hatte man schon vor des Plinius Zeiten bemerkt. Er sagt N. G. 2, 61. oder 60. grandines interdium saepius cadunt quam noctu. Und Harduin setzt hinzu: caute dictum, contra quosdam, qui negant noctu grandinem cadere. Nam id esse falsum, experientia teste, recte monet scriptor libri gallici, *Mélanges d'histoire & de la littérature*, tome 2. pag. 171. Ich bedauere, daß ich dies Buch nicht selber nachsehen kan.

die Hitze zwar noch viel kälter werde als er zuvor war. Mit hin gestieren die Regentropfen erst bei Erreichung der schwülen Luft d), und ihr Frost wird desto heftiger, je heißer diejenige Luft ist, welche sie in Empfang nimt. Was meldet uns das große Auge in dem Hagel? Nichts anders, als daß eine jähe Kälte die Oberfläche ergriffen und in Eis verwandelt habe, da denn in der Mitte nothwendig ein großer hohler Raum entstehen mußte, weil sich das innere Wasser vom Mittelpunkte entfernte, indem es sich an die Oberfläche angeschlossen. Aus keiner andern Ursache entstehet in denen in das kalte Wasser fallenden Glashränen allemal ein Lustauge. Wenn übrigens die durch den alles zusammenziehenden Frost aus dem Zwischenraume des Wassers ausgepresste Luft nicht durch die Oberfläche durchdringen kan: so zieht sie sich nach der Mitte des gefrierenden Körpers. So entstehet demnach der Hagel u. sein Auge.,

Aus dieser hoffentlich allgemein faßlichen Erklärung von dem Ursprunge des Hagels, glaube ich begreifen zu können, wie eine ansehnliche Waldung eine Hagelwolke gleichsam entwaffnen, und sie für die dahinter liegenden Felder unschädlich machen könne. Die über einem großen, dichten Walde stehende Luftsäule ist ohne Zweifel viel kühler, als die über einem freien, der Sonne den ganzen Tag ausgesetzten Felde steht; frieren nun die aus einer hohen, kalten Lustre:

gion herabfallenden Regentropfen erst, wenn sie in eine sehr erhitzte Luft kommen: so können sie in der nicht erhitzten, ungleich kühleren Luft über einem Walde nicht zu Eise werden, sondern müssen hier Regen, was sie waren da sie sanken, bleiben. Werden sie aber, kan man sagen, nicht gleich wieder frieren, oder sich in Schlossen verwandeln, so bald die Wolke vom Walde weg über das Feld, oder aus der kalten in die heißere Luft gezogen ist? Das meine ich nicht, weil die Wolke die kühleren Luft über dem Walde nicht bloß durchzieht, sondern auch gutentheils vor sich her treibt, und in derselben also nicht fortfahren kan zu hageln, sondern uur fortfährt zu regnen. Nach meinen Nachrichten und Begriffen, ist demnach ein beträchtlicher Wald ein sicherer Schutz vor Hagelwetteru. Es wird aber erst noch auf mehr Erfahrungen ankommen, ob eine über eine große Holzung gegangene Wolke gleich jenseit derselben fortfährt Eis fallen zu lassen.

Auch die an beiden Seiten einer kleinen Holzung belegenen nächsten Felder haben weniger vom Hagelsschlage gelitten, als die entfernen; wie solte das zugehen? Das kleinere von allen Seiten mit der warmen Feldluft umgebene Holz hat eine so kühle Luftsäule nicht über sich, daß der eiskalte Regentropfen nicht mehr frieren könnte, den Hagel kan es daher wohl nicht völlig am Entstehen hindern, mindern kan es ihn aber ohne Zweifel, wenn sich die Wolke dem Holze näbert, und wenn sie es wieder verläßt. Es verringert also doch den Schaden, wenn es ihn auch nicht ganz abwenden kan.

Der Schluß folgt künftig.

d) Beinahe eben so erklärte schon Aristoteles das Entstehen des Hagels. *Meteorol.* 1, 12. Und vermuthlich ihm nach sagt Plinius *N. G.* 2, 61. oder 60. *grandis conglaciato imbre gignitur. Per hiemem nives cadunt, non grandines.*

# Sammoverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 23<sup>ten</sup> August 1784.

## Ueber die Hagelwetter.

(Schluß.)

Die letzte Hagelwolke den 19<sup>ten</sup> Jul. 1772, traf noch Abends spät um 9 Uhr die Stadt Braunschweig sehr hart; woher dieser sehr ungewöhnliche Fall? Die Luft muß über einer so großen Stadt viel wärmer als selbst über dem Sandfelde seyn. Ich will die Dünste so vieler in Bewegung befindlicher Menschen, und die Menge von Feuer, das hier brennt, (es war Sonntag,) kaum einmal in Unschlag bringen, sondern nur auf die Erhitzung der Luft sehen, die sie durch die tausende von Dächern empfängt, welche von der Sonne oft ganz heiß geschienen werden; unstreitig mußte daher die Luft über der Stadt ungleich wärmer als über der ganzen Nachbarschaft seyn, und konte sich Abends gegen 9 Uhr kaum merklich abgekühlt haben. Wenn also die Wolke, im Fall sie an der Stadt weggetrieben wäre, so spät schwerlich mehr gehagelt hätte, so mögte sie es über derselben, in dieser noch so warmen Luft, noch wohl eine Stunde später gekont haben. Es soll indeß auf anderweitige Erfahrungen ankont

men, ob ein so später Hagelschlag nicht auch wohl auf kalte Felder gefallen ist.

So lange man noch aus Vergleichen nicht weiß, ob eine bestimmte Gegend viel oder wenig leidet, wenn sie in einem ziemlich großen Durchschnitte alle 11 Jahre ein Hagelwetter erlebt, so lange ist's noch zu früh zu der Frage, woher dieser häufige oder seltene Vorfall rühren möge? Die Lust zu widersprechen groß, und pflegt bei aller der kläglichen Bitterkeit, die die wenigsten Widerleger davon zu scheiden wissen, gewöhnlich doch etwas Gutes zu stiften. Ich will sie aufs bescheidenste dadurch aufwecken, daß ich annehme, es sey eine unglückliche Seltenheit, wenn eine gewisse Gegend mit 8 bis 9 Hagelwettern in einem Jahrhunderte heimgesucht wird. Dieser Voranssetzung wird nun die allgemeine Frage folgen, welche natürliche Ursache sich hievon wohl vermuthen lasse? Hier ist meine Vermuthung, in Hoffnung, daß sie richtigere hervorrufen soll.

Wenn eine Gegend angenommenen  
Y n n maassen

maßen östern Hagelschaden erlebt, als andere: so scheint die Ursache davon, falls sie sich überhaupt errathen läßt, in ihrer Nachbarschaft, Environs will man sie gewöhnlich genannt wissen, zu liegen. Der, von welcher ich rede, liegt westlich ein beträchtlicher Wald, der von Süden nach Norden streicht, eine hohe Lage hat, einige Meilen lang und über eine halbe Meile breit ist. Bei seiner hohen Lage muß die Luft über ihm sehr kühl gegen die Luft über den Feldern seyn. Da die Luft überhaupt, wenn sie nicht aus mancherlei Ursachen zu einem andern Zuge gezwungen wird, dem Schwunge der Erde von Abend gegen Morgen folgt, so wird die wärmere an der Westseite des Waldes in die kältere über demselben natürlicherweise getrieben; jede erkaltete Luft aber zieht sich zusammen, oder wird entspannt, ihre Dünste nähern sich einander, ihre Feuchtigkeiten fließen zusammen, und es entsteht eine Regenwolke vor dem Westwinde in einer schon ziemlich hohen Gegend. Nun laßt uns annehmen, daß dieser Wind zuweilen den Zug in die Höhe nimt, und also die Wolke in eine noch kältere Lustregion führt, so müssen ihre Dünste noch mehr zusammen fallen, und große Regentropfen entstehen. So bald sie aber den Wald verläßt, schwebt sie über größtentheils trockenen Ebenen, wo hie und da nur ein kleines Gehölz, befindlich ist. Kan sie nun in dieser heißen Luft anfangen zu regnen, so werden ihre Tropfen leicht gefrieren, oder Hagel werden können. Dieser Wald scheint mir also die näch-

ste Veranlassung zu den Hagelwettern zu geben, die diese Gegend von Westen, Süd- und Nordwesten bekommt.

Es ist schon vorher bemerkt, daß sich in hiesiger Gegend ein nicht weniger großer Wald endiget, der auch von Norden nach Süden zieht, und sich hier gegen Westen hin ausdehnt oder bengt, und gleichfalls eine erhabene, obwohl nicht völlig so hohe Lage wie der erste hat. Diesen werde ich demnach aus den vorigen Angaben, für den Versammlungsort der Dünste halten dürfen, aus welchen die Hagelwolken entstehen, die uns von Mittag, auch wohl von Südwest her besuchen.

Ich finde es hier nicht bemerkt, und es ist vielleicht überhaupt selten, daß Hagelwolken von Morgen oder Mitternacht kommen. Für hiesige Gegend scheint es sich erklären zu lassen. Ein beträchtlicher Wald gegen Morgen ist von dem östlichen Ende meiner Fläche gegen drei Meilen entfernt, und ein nordlicher noch weiter. Da wir ferner im Sommer selten Ostwinde, und noch seltener Nordwinde hier haben; und da beide die Luft wohl so weit abkühlen, daß kein Hagel darin erzeugt werden kan, so scheint aus Osten oder Norden her nie ein Hagelwetter gekommen zu seyn, oder hieher kommen zu können.

Streitet aber mit dieser vermutheten Entstehungsart der Hagelwolke nicht die oben vortragene und erläuterte Erfahrung, daß ein Dorf, zu welchem sie über einen großen Wald hinziehen mußte, verschont bleibt? Ich meine, kein, in keinem Falle. Nicht in dem, wenn sie



sie sich über dem Walde erzeugt. Denn sie muß erst vom Winde weit genug in die Oberluft über eine heiße Felloft gezogen seyn ehe sich ihre Tropfen als Hagel herabstürzen können, und dann ist sie über der Feldmark des dem Walde am nächsten liegenden Dorfs schon weggezogen, oder trifft höchstens den vom Walde entferntesten Theil derselben noch. Ist aber die Wolke von einem entferntern Walde ausgegangen, und gelangt nun in die kalte Luftsäule eines folgenden, so hört sie, nach hiesiger Erfahrung und der oben darüber hingeworfenen Erklärung, hier auf zu schaden, und der westlich oder südlich liegende Wald schützt sein nächstes Dorf.

Donnern alle Hagelwolken? Die drei, welche ich gesehen habe, donnereten, und bei denen, deren Beschädigungen man in Büchern oder öffentlichen Nachrichten liest, ist meines Wissens auch immer des Donners gedacht. Die Kirchenrechnungen können nichts davon enthalten, weil es keinen Einfluß auf Remission hat. Im Herbst, Winter und Frühling schloß es wohl immer ohne Donner. Geseht aber, jede Hagelwolke des Sommers sey elektrisch, und man habe nie eine ohne Donner gesehen, wie ich vermuthete: so frägt sich, ob man sich wohl Hoffnung machen dürfe, den Hagelschlag abzuwenden, oder abzukürzen, wenn man der Wolke ihre Elektricität entziehe? Ich werde zu dieser Frage durch folgende

Stelle der allgem. deutschen Bibliothek a) veranlaßt: „Der Marksgräf. baadische Herr Horath J. L. Böckmann hat den hohen Auftrag erhalten, zu versuchen, ob nicht mehrere, mit ableitenden Spizen versehene hohe Stangen an hoch gelegenen Dörtern, nach der Gegend hingesezt, woher die meisten Hagelwetter zu kommen pflegen, einige heilsame Wirkung äußern solten, jene fürchterliche Plage des Landmanns, wo nicht ganz abzuwenden, wenigstens doch in etwas zu mildern. — Wir freuen uns über solche Anstalten, und sagen mit dem Verfasser: „Welcher Segen den Fürsten, unter deren Einfluß dieser Versuch zuerst angestellet wurde, und „zum Heil der Welt gedieh“ !!.

Alle drei schreckliche Hagelwolken, die im J. 1755 am dritten Pfingstfeiertage einen Strich Landes sechs Meilen lang und zwei Meilen breit verwüsteten, donnerten und blizten fürchterlich, schlugen aber nirgends ein. Herr Silberschlag, der sie genau beobachtet und beschrieben hat b), hält es für möglich, daß der Hagel die Wirkungen des Blizes zerstreuet habe. Dies scheinen die Erfahrungen, die man hier umher hat, zu bestätigen, da sich Niemand Schaden vom Blize zu erinnern weiß, wenn die Wolke gehagelt hat. Der Hagel entkräftet wahrscheinlich den Bliz, solte der durch Ableiter geschwächte Bliz auch das Entstehen des

Hyh 2

Ha:

a) M. s. sie in des 54<sup>ten</sup> Bandes 1<sup>tes</sup> St. S. 226. in der Anzeige der Abhandlung über die Blizableiter.

b) In der Geogenie 1<sup>ten</sup> Theile, S. 228. ff. S. 168.

Hagels verhüten, oder seine Masse mindern, oder auf eine andere Weise seinen Nachtheil abwenden können? Wolte Gott, der Versuch bewiese es!

Der berühmte Herr Verfasser der Geozenie erwähnt keines Versuchs, der Hagelwolke ihre Schädlichkeit zu entziehen, sondern lehrt bloß c), in einem nach einer gewissen Formel berechneten Täfelschen, aus dem Gewichte der gefallenen Schlosse sogleich beurtheilen zu können, was man von dem angehenden Hagelwetter für Wirkungen zu erwarten habe, um gleich Anfangs sich dagegen zu verwahren. „Sehr weit,“ sagt er selbst, wird sich diese Vorsichtigkeit nicht erstrecken, in Ansehung derjenigen Gefahr, welche durch keine menschliche Klugheit abgewendet wird. Womit deckt man Felder und Gärten? Indessen ist es doch der Mühe werth zu wissen, daß der zertrümmernde Hagel nur des Nachmittags bei der größten Sommerhitze sich erzeuge, und daß man zu solchen Zeiten vorläufig sich in Bereitschaft setzen müsse, dasjenige in der Geschwindigkeit zu beschirmen, was sich beschirmen läßt, und mit Aufsehung der Decken nicht erst warte, bis man die Größe der Schlossen messen kan d),

Also noch nichts weiter als einige Erfahrungen von den Hagelwettern, und einige mißige Speculationen darüber, noch kein Trost für den armen Landmann! Die Wälder können wir

nicht umhauen, wenn es die Erfahrung auch beweisen sollte, daß sich über denen, die von Mittag nach Mitternacht ziehen, die Wolken erzeugen, welche den fruchtbaren warmen Ebenen so verderblich werden. Ständen sie niedriger, so gäben sie wohl so hohe und kalte Luftsäulen nicht, aber ganz wäre dieser Schaden dadurch doch noch nicht abgewandt; und unsere Vorkirthe handelten doch auch, als sie den Ackerbau auszubreiten nöthig fanden, ganz ökonomisch, daß sie die Anhöhen Holz tragen ließen, und es auf den Ebenen, wo der Pflug und der Halm besser fortkommen, ausrotteten. Wenn Wälder in diesem Striche nur eine halbe Meile von einander stünden, so mögten, nach der vorgelegten Hypothese, die Hagelwolken leicht seltener und unschädlicher seyn, aber wie viele ernährende Felder würden uns dann fehlen, die wir jetzt doch nicht mehr entbehren können! Andere übele Folgen nicht zu erwähnen. Jetzt ist es zu spät, die Waldungen, welche von Mittag nach Mitternacht ziehen, umzupflanzen, und ihnen den Strich von Morgen gegen Abend zu geben, nur eine mäßige Breite zu verstaten, und diese Direction, mit Zwischenräumen von einer Viertelmeile, bis an die Meere oder Gebürge laufen zu lassen. Auch dann würden die Nebenwinde ihre aufgesammelten Dünste über die warmen Flächen jagen können. Und endlich bleiben immer die hohen Berge mit ihren

c) S. 250. S. 173.

d) Unsere Landleute besorgen am ersten Hagel aus einer falschen Wolke. Die Bemerkung ist schon alt. Nube gravis candicante, quod vocant tempestatem albam, grando imminet sagt Plinius N. G. 18, 82. oder 35.

ihren kalten Gipfeln, als Sammelplätze von Dünsten stehen. Die Hagelwolken lassen sich nicht wegweisen e).

Doch gesetzt, wir vermögten es; wolten wir denn wohl den wohlthätigen Gewitterregen entbehren? Unter keiner andern Bedingung aber scheint der Hagelschlag abgemandt werden zu können. — Man soll erfinden, daß die Wolke zwar regne, aber nicht hagelt! — Schwere Forderung! Laßt uns inzwischen sehen, was erfolgen würde, wenn keine Wolke mehr hagelte, sondern statt dessen regnete.

Die großen Regentropfen entstehen, wenn eine Wolke durch einen Windstoß aus einer niedrigeren, wärmern Luftgehend schnellig in eine höhere, viel kältere gejagt wird, denn hier werden ihre Dünste durch die Kälte zusammen gedrückt, und müssen demnach in großen Tropfen herabstürzen. Kommen sie nun beim Falle nicht in eine heiße Luft, worin sie zu Eise, oder Hagel werden, sondern bleiben Wasser, so entsteht der gewaltige Regen, den wir einen Wolkenbruch zu nennen pflegen. Ueber großen, besonders hoch liegenden Waldungen ist die Luft kälter als über Ebenen, hier kan also der Regentropfen nicht gefrieren, hier fällt er als Wasser herab, hier entstehen mithin, nach der Erfahrung,

die meisten, wo nicht alle Wolkenbrüche bei warmer Witterung. Eine in die Höhe getriebene dünnstreichige Wolke wird demnach unabwendlich entweder den schwersten Regenguß, oder Hagel ausschütten. Jenen woltet ihr lieber als diesen? Laßt uns beide erst mit ihren Folgen näher ansehen, ehe wir wählen.

Der Hagel verwüestet unsere Feldfrüchte, bald einzeln, bald gänzlich, wir ernten wenig oder nichts. Unglücks genug! Das Wasser einer schweren Wolke fiel also gutentheils als Eis herab, das oft bis in den zweiten, dritten Tag liegt, ehe es nach und nach aufthauet. Nun soll es nicht gefrieren, sondern als Wasser fallen. — Unsere Felder empfangen also das Wasser der Wolke in einer halben Stunde auf einmal. Fiel es im Hagel, so erhalten sie es nach und nach, so wie sich der Hagel in etlichen Tagen einzeln auflöset, und können es mit der elektrischen und andern fruchtbaren Materien, die die großen Tropfen aus der Luft mit herab nahmen, und die der Frost in der Schlosse fest verband, nach und nach an sich ziehen, in ihrem Schoße gemächlich vertheilen, und als eine Quelle vermehrter Fruchtbarkeit den künstigen Pflanzen wieder zufließen lassen. Es soll nun aber nicht hageln, sondern regnen. In einer halb

Y n y 3 ben

- e) Versucht haben es die Alten schon genug, aber durch eitel höchst abergläubiges Mittel. Wer sie wissen will, kan sie besonders Geopon. 1, 14. lesen. Eins der sonderbarsten will ich doch aus dem Palladius hersehen, weil der so gar zu erklären versucht, wie es wirken möge. Um den Aberglauben, der am häufigsten ein Kind der Angst und Noth ist, auf keine Weise beim gemeinen Landmanne zu ernähren, lasse ich ihn nur in seiner Sprache reden: non nulli, ubi instare malum viderint, oblato speculo imaginem nubis accipiunt, & hoc remedio nubem (säu, ut sibi objecta displiceat, seu tanquam geminata alteri cedat) avertunt. 1, 35; 15. Wie konte man auf so einsn Einfall gerathen!

ben Stunde ergießt sich also eben so viel Wasser, als im Hagel gefroren fiel, an die Felder; schwamm folglich ihre Früchte unaufhaltbar weg, nimt gewöhnlich auch ihre fruchtbarere Oberfläche mit, und eilt zu geschwind fort, als daß es von diesen Feldern zu künstlich größerer Fruchtbarkeit eingesogen werden könnte. Also Hagel und Wolkenbruch gegen einander gestellt, welcher schadet am meisten? Sie verderben beide die Früchte, aber jener läßt doch die Oberfläche liegen, die dieser mit nimt, und jener läßt seine Fruchtmaterie zu einigem Erfasse hier, die dieser anders wohin führt.

Der Hagel zerschlägt unsere Fenster. Schlimm genug! Aber der Wolkenbruch erweckt Fluthen, die so viel Wände, als wir Fensterscheiben verloren, ausspülen, den Grund der leichtern Bauenhäuser erreichen, sie verschieben und Ausbesserungen nöthig machen, den Vorrath des untern Stockwerks verderben, Mühlen und Wege unbrauchbar machen, die Gräben zusüßeln, u. s. w. Wer kennt nicht ohne mich den Grimm der Fluth! Schadet sie nicht unsern Gebäuden, Anstalten, und Befriedigungen mehr, als der Hagel?

Der Hagel entstellt unsern angenehmen Garten. Man mögte weinen, wenn man nach einer fürchterlich dunkeln halben Stunde seine schönen Blumen entblättert, seine Küchenspeisen zerquetscht, sein Obst unter den Bäumen, und deren besten Zweige umher zerstreuet sieht. Aber die Fluth des Wolkenbruchs! Ach! die kehrt unsern ganzen Garten

um, die wühlt aus der Erde heraus, was der Hagel stehen ließ, die reißt seine Befriedigung ein, die senket den Baum gar, oder setzt ihn durch ihr eiskaltes Wasser in Stockung und Verderben, die zerstört was jener nur beschädigte.

Der Hagel zeichnet die zu sichern Heerden des größern Viehes mit Häulen, und tödtet das unbeschirmte Ferkelvieh, wenn der Landwirth und der Hirte ihn unvorsichtig draussen abwarten. Die Fluth aber führt die Heerden des Ungers gar weg, und läuft dem in die Ställen geretteten Viehe nach, erkaltet und ersäuft es an seiner Krippe, auf seinem Hofe.

Dem querschenden Schlage des Hagels weicht das Gras der Wiese aus, oder verwächst ihn bald wieder, und steht unter dem Drucke vom Eise freudig wieder auf, so bald es sich in eine fruchtbare Wässerung verwandelt hat. Die Fluth überzieht dagegen die Wiesen mit Schlamm, der oft den ganzen diesjährigen Ertrag tödtet und noch erliche folgende sehr mindert, oder macht ihn häufig dem Viehe zuwider und ungesund. Ist nicht der Wolkenbruch noch nachtheiliger als der Hagel? Hat er nicht viel weiter hinausgehende schädliche Folgen als dieser? Laßt uns lieber, wenn wir's auch könnten, den Hagelschlag in keinen Plagregen verwandeln!

Ich will ihm doch keine Lobrede halten? Gewiß nicht, der Hagelschlag ist und bleibt ein Unglück für den Landmann, ich habe es gar hart selbst empfunden; ich werde doch aber auch nie dem



dem Bauer beitreten, der den 148ten Psalm nicht ausstehen konnte, weil nach demselben auch der Hagel den Namen des Herrn loben solle. Hat ihn der Verfasser bloß als einen Zeugen der Macht und Größe Gottes aufgerufen? Sollte er nicht auch Güte Gottes beweisen, wenn er das größere Uebel des Wollenbruchs abwendet, und durch Befruchtung des Landes seinen Schaden zum Theil wieder gut macht? Ich glaube dies aus seiner Natur schließen zu dürfen, die Erfahrung von dem Jahre 1773 konnte es nicht auffallender lehren, weil der so ausgebreitete Mausefraß die Ernte so sehr minderte, unser dormaliges Sommerfeld, welches ziemlich davon verschont blieb, trug indess so reichlich, als es kaum in 50 Jahren einmal zu tragen pflegt. Wenn also auch gleich meine Erfahrung nicht laut genug für die Wahrscheinlichkeit spricht, daß die Hagelwolke wieder Frucht in die Erde, deren Pflanzen sie niedergeschlagen hat, gieße; so zweifle ich doch keinesweges, daß anderweitige Erfahrungen meine Hoffnung begründen werden f).

Was könnte indessen der Landmann denn wohl thun, um sich den gegenwärtigen Hagelschlag möglichst erträglich zu machen? Der Rath, der am leichtesten gegeben, aber am schwersten zu be-

folgen ist, wäre freilich der: er solle diesen Unglücksfall nie ganz vergessen, und so haushalten, daß der ihn nicht ohne Vorath findet. Ein jeden Sommer zu besorgen: das Unglück sollte billig gute Wirthe machen, wer es aber nicht Lust hat zu seyn, dem wird es nie an Vorwände fehlen, warum es nicht seyn könnte, man muß ihn seinem Schicksale überlassen. Was man etwa übrigens rathe könnte, scheint mir als les unerblich zu seyn, wie folgende Vorschläge beweisen werden.

Man kan rathe, frühe und späte Erbsen, Weizen und dergleichen ins Brachfeld zu bringen, weil man höchst wahrscheinlich eine von beiden Früchten vor den Hagel retten würde. So alaunlich dies ist, so selten mag doch der Fall seyn, daß frühe und späte Früchte beiderseits gedeihen. Wenn die eine Art, der frühe Flachspflanz, fast immer mißrät, wer kan es dem armen Bauer, der welchen ernten muß, verdenken, daß er keinen mehr, daß er eitel spätes säet, wenn ihn auch ein Hagelwetter im Julius um die ganze Ernte bringen sollte? Wo aber frühe und späte Früchte, die eine wie die andere zu gerathen pflegen, da wäre man doch offenbar nicht ohne Schuld, wenn man nur eine Art bauen, und sich dadurch in Gefahr setzen wolte, sie völlig zu verlieren.

Früh und spät das Sommerfeld zu bestellen, kan auch da, wo es unnachtheilig angeht, nicht viel helfen, weil die späte Gerste die frühe zeitig genug wieder einzuholen pflegt. Wer sie spät säen darf, rettet sie wohl vor den Schlossen im Annis.

Im Winterfelde findet gar keine Vorsicht statt. Auch der Sommerweizen und Roggen sind gegen die Zeit, da die Hagelwetter zu kommen pflegen, schon so weit erwachsen, daß sie vom Schlossenstrich zu Grunde

ge-

f) Plinius sagt: e grandinibus pestilentissimum potum esse convenit. N. G. 31, 21. oder 3. Hat man wohl neuere Erfahrungen hiervon? Und wie sollte das zu gehen? Wäre etwa der Hagel um einen Vulkan oder einen alten Crater voll stehenden Wassers mit giftigen Dünsten vermischt? Gartenfrüchte, die er getroffen hat, schmecken so widerlich, daß man sie nicht genießen konnte. Hieron habe ich bloß Erfahrung, ohne sie aber befriedigend genug erklären zu können.

gehen, wenn es auch ratsam wäre, diese Kornarten nach dem Winter zu bestellen.

Eben so unerheblich als die vorgetragenen Einsfälle scheinen mir andere zu seyn, die ich gelesen und gehört habe. Man soll nemlich, wenn der Hagelschlag früh geschieht, gleich das Winterfeld wieder umpflügen, gleich das Winterfeld wieder umpflügen, und mit Sommerkorn besellen. Das ginge wohl an, wenn der Landmann so vieles Saatkorn noch vorräthig hätte, oder ein nahe öffentliches Magazin da wäre, das ihn gleich damit versorgen könnte. Vor dem Junius fällt bei uns nicht leicht Hagel, und dann ist es die allerhöchste Zeit diesen Vorsatz aufs eiligste auszuführen. Der Schaden muß aber erst einberichtet, besichtigt, das Saatkorn besorgt, und dann erst die neue Feldbestellung vorgenommen werden; ich fürchte, daß es darüber zu spät wird. Auch möchte manchem Acker nicht zweimal hinter einander Sommerkorn mit Nutzen anzuvertrauen seyn.

Zerschlägt das Wetter nur den Hauptstamm, weil die Nebenschossen noch zu jung sind: so wäre ich auch der Meinung, daß man am besten thue, sie stehen zu lassen und sich mit ihrem Ertrage zu begnügen. Man hätte doch wenigstens etwas Rockenstroh, und die Felder blieben in ihrer Ordnung.

Ein Feldbesichtigungscommissarius hatte irgendwo den Verlust des Winterfeldes für kaum merklich erklärt, weil er den Grasswuchs so stark gefunden hätte, daß die Gemeine Vieh darin fett machen könnte. Es versteht sich, daß dies nicht anging, der arme Bauer erhielt indeß darüber keine Remission, und mußte sehen wie er fertig wurde. An seinen Heerden merkte er es kaum, daß sie etliche Tage besser geweidet hatten.

Bei schon reifem Korne, wenn sicher die volle Erntesaat ausgefallen ist, soll man, wie ich irgendwo gelesen habe, das Vieh abhalten, den Ausfall unterpflügen, und den Acker damit für bestellt auf künftige Jahr halten. Dies thaten einige Landleute mit Weizen,

den der Wind ausge schlagen hatte, vor meinen Augen. Er stand aber, wie der Wind säen kan, sehr unordentlich, ward, der vielen Lücken wegen, im Sommer sehr von der Luft gemißhandelt, brachte so wenig, und machte den Acker so steif, daß die Leute erklärten, es nicht wieder thun zu wollen. Es ist indeß glaublich, daß der Hagelschlag ordentlicher säet, und dem Lande Kräfte, zweimal Winterkorn zu tragen, mittheilt, ich will von einem neuen Versuche nach diesem Anfälle nicht abrathen, aber auch keinen dazu bereden. Meine Ursachen haben hier nicht mehr Platz, der Aufsatz wird mir selbst zu lang.

Könnte ich zu einem Versuche vermögen, so wäre es der, daß man ein völlig zerschlagenes Feld bald möglichst tief umpflügte, zeitig eggete, das Verwachsen durch das Vieh hinderte, wenn es das Unkraut auch nur zerträte, und dadurch erführe, ob nicht die nach und nach geschmolzene Schlosse dem Acker Kräfte verliehen hätte, die man sonst von ihm nicht erwarten konnte. Es ist mir doch äußerst wahrscheinlich, und einige Erfahrungen sind schon auf meiner Seite.

Das Wurzel- und Knollengewächs leidet zwar auch beim Schlossenwetter, weil es die verwundeten Stangen und Blätter wieder heilen muß, man erntet doch aber, wenn der Schlag nicht zu ungestüm gewesen, noch gut genug, und behält durch den fleißigen Bau der Feldrübe, Kartoffel, Bete, u. d. gl. einen Theil der Vorpeise und des Viehfutters. Wo man ihn verachtete und bloß auf den Korobau hielt, da ward nach dem Hagelschlage von 1772 das Elend und die Bettelei auch so groß, daß sich die Leute vornahmen künftig bedächtlicher zu bauen. Es ist aber längstens wieder vergessen, und sie scheinen den Nachbarn der Vulkane zu gleichen, die sämlich hoffen, es solle Friede bleiben, so lange sie leben. Ich wünsche es ihnen wenigstens von Herzen.

K.

# Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Freitag, den 27ten August 1784.

Empfehlung einiger Bäume, deren Anpflanzung in hiesiger Gegend vernachlässiget wird.

Rura oblectant animos studiumque colendi,  
Quelibet huic curæ cedere cura potest.

Ovid.

**A**uf meinen Reisen durch das Churfürstenthum Braunschweig-Lüneburg und die an dieses gränzenden Länder, habe ich mich zum öftern verwundert, daß man sich in einer Gegend, wo fast jeder ein Oekonom ist, das Anpflanzen verschiedener Lustbäume so sehr angelegen seyn läßt, und zum öftern große Plätze damit besetzt, auf der andern Seite aber an den fürtrefflichsten und nächlichsten Bäumen den größten Mangel leidet. — Man erlaube mir, daß ich einige von diesen hier namhaft mache, und solche unsern wahren und sachverständigen Patrioten zu empfehlen suche. —

Der erste dieser Bäume ist der Wallnußbaum (*Juglans regia* L.), den man zwar hin und wieder in dieser Gegend antrifft, jedoch in solcher Wenigkeit, daß oft ein einziges schweizerisches Kirchspiel mehr dieser Bäume besitzt, als hier ein ganzes Fürstent-

thum davon aufweisen kan. Und doch ist dieser einer der schönsten und nützlichsten Bäume, den man sich nur denken kan. Seine Früchte geben das fürtrefflichste Del, ein Del, das in der Schweiz an sehr vielen Orten in der Küche die Stelle des Baumöls und der Butter vertritt, ein Del, das alda die gewöhnliche Nahrung der Lampen ausmacht, und überdem in der Mahlerei und andern Künsten seinen großen Nutzen hat, und beinahe unentbehrlich ist. Die nach dem Auspressen dieses Oels zurückbleibenden Kuchen, welche die Schweizer Ruskruken nennen, sind ein fürtrefflich währendes Futter für das Vieh, und werden nicht selten auch von dem gemeinen Volk gegessen. Der Stamm und die Wurzel geben die schönste Tischlerarbeit, und können süßlich die Stelle des theuren Mahagoniholzes vertreten, und die Aeste lassen sich gut als Brennholz gebrauchen.

chen. Bloß an der Bergstraße, soll man, wie Beckmann sagt, jährlich 10000 Gulden für Nußbaumholz lösen, und dieses ist noch eine Kleinigkeit gegen das, was die Schweiz daraus zieht. Die unreifen Nüsse können eingemacht werden, und sind eine sùrtreffliche Magenstärkung; und wenn sie in Weingeist insundiret werden, so erhält man das in der Schweiz gebräuchliche Nußwasser, welches ebenfalls ein gutes Stomachicum ist a). Die grünen Schalen (Culeola), welche man in der Schweiz Nußhalen heißt, haben ihren Nutzen in der Färberei; und die den Kern umgebenden harten Schalen werden in verschlossenen Gefäßen gebrannt, und bei der Kupferdruckerei gebraucht, so wie sie denn auch gut zum Einheizen sind, und einen sùrtrefflichen warmen Ofen machen. Die Blätter werden zum Färben und zur Vertreibung verschiedener Insekten gebraucht, und geben, wenn sie dem Viehe untergestreut werden, einen guten Dünger ab. Die Rinde hat auch färbende Eigenschaften, und könnte vermuthlich auch in den Gärbereien genutzt werden. Selbst die herunterge-

fallenen Käskchen (Amenta) haben ihren Nutzen, und geben ein gutes Mittel wider die Würmer und Epilepsie ab. Ja sogar der Sattel (Dissepimentum) soll gute Wirkung gezeigt haben b). Sehet, meine Freunde, was dieser Baum für herrliche Eigenschaften besitzt, und wie nùtzbar er für seinen Eigenthümer ist! Rechnen nun noch dazu sein schönes und majestätisches Ansehen, das gewiß dem der Kastanie und des Platanus, wo nicht vorzuziehen, doch gleich ist; ferner seine leichte Anpflanzung, geschwindes Wachsthum und hohes Alter, und daß er mit allerlei Erdboden vorlieb nimt, so werdet ihr mir wohl schwerlich einen andern Baum zeigen können, der so viele Vorzüge hat. Daß er zuweilen von kalten Wintern Schaden leiden sollte, sagt wenig oder nichts wider seine Anpflanzung. Der letzte Winter war gewiß kalt genug, und doch haben die hiesigen Wallnußbäume sehr wenig davon gelitten, sondern stehen dieses Jahr voller Früchte. Ich rathe also einem jeden, der einen hiezu passenden leeren Platz hat, solchen mit einer guten Sorte Wallnußbäume anzupflanzen c), und

a) Die Bereitung findet man in Andreä Briefen aus der Schweiz, S. 301.

b) *Fungosa substantia, nuclei Juglandis lobos intercedens & separans, exsiccata & pulverisara, in vino exhibitata modica quantitate exercitum Anglicanum in Hybernia dysenteria gravissima, medicorum solertiam eludente, aliisque remediis inexpugnabili, laborantem feliciter liberavit. Dale pharmacolog. ed. 4, p. 300.*

c) Man hüte sich vor der Roß- oder Pferdenuß (*Nux juglans fructu maximo. Baub. pin. p. 417.*), welche zwar große Früchte trägt, in denen aber nur schlechte Kerne sind. Ferner vor der Stein- oder Gräbelnuß (*Nux juglans fructu perduro. Tournes. inst. p. 581.*), deren Früchte klein, sehr hart, und mit großer Mühe auszukern sind. Auch die dünnschalige Wallnuß (*Nux juglans fructu tenero & fragili putamino. Baub. pin. p. 417.*), kan ich nicht anrathen, weil



und dem Italiener in Zukunft sein reichliches Baumöl, worin er nicht selten schon seinen syphilitischen Körper gebadet haben soll, zu seinem eigenen Gebrauch zu überlassen, und die Aecker, welche nun Rübsaat tragen, sodann mit Weizen und Roggen, oder Flachs und Hanf zu besäen, oder Kohl und Kartoffeln darauf zu pflanzen. Folgt mir, ihr werdet mir für meine Empfehlung danken, und eure Kinder und KindsKinder werden euch segnen!

Der zweite Baum den ich hier empfehlen will, ist die zahme Kastanie (*Fagus Castanea L.*). Ihr Vaterland ist das wärmere Europa, sie wächst aber auch in der Schweiz und in Deutschland an mehreren Orten in Menge. Sie wird sehr groß, wächst geschwind, und nimt sich fürtreftlich aus. Das Holz ist zum Bauen dienlich, und soll sehr dauerhaft seyn, kan auch zu Tischler- und Drechslerarbeit gebraucht werden, so wie es denn auch ein gutes Brennholz ist, und gute Kohlen geben soll. Die Rinde taugt zum Gerben des Leders, und das Laub zur Stren. Die Früchte sind in den hiesigen Buden unter dem Namen Kastanien und Maronen bekannt, und werden häufig gekauft und gegessen. An den Orten, wo solche im Ueberfluß wachsen, geben sie eine herrliche Mast für die Schweine ab.

Man macht auch Mehl, Kuchen, Brod, Stärke und Puder daraus, und kan solche auch zum Aferkaffe gebrauchen. Ich verwundere mich, daß man diesen schönen und nußbaren Baum nicht mehr anzubauen sucht, da er doch in diesem Lande nicht allein gut fortkommt, sondern auch reichlich Früchte trägt, wie solches die schönen Pflanzungen bei Schwöbber, zwischen Hameln und Pyrmont, und die bei groß Zecher, an der Schallsee, bezeugen, wo man Bäume in der Größe mittelmäßiger Eichen sehen kan. Er läßt sich sehr leicht durch seine Früchte anziehen, und nimt mit geringem Boden vorlieb, verträgt auch unsere Winter ziemlich wohl d). Ich sehe also keine Ursache, warum man diesen Baum bisher in dieser Gegend so sparsam angepflanzt hat, denn daß er eine weniger schöne Blüte als die Pferdekastanie (*Aesculus Hippocastanum L.*) haben soll, ist doch wohl von keiner Erheblichkeit dieser den Vorzug zu geben, jenen aber hintenan zu setzen. Vielleicht daß die Kinder einst klüger als ihre Väter sind, und unsere Nachkommen unter dem Schatten solcher Bäume spaziren, die Früchte tragen, welche ihre Vorfahren nun für Geld aus fremden Ländern verschreiben. —

Der dritte Baum, welcher mir auf dem Herzen liegt, ist der Twieselbeerbaum

332

baum

weil sie gewöhnlich von den Vögeln verdorben wird. Die späte Wallnuß (*Nux juglans fructu serotino. Raub. pin. p. 417*) kenne ich nicht genug, um etwas zuverlässiges davon sazen zu können.

- d) Siehe hievon Münchhausens Hausvater, Bd. 3, S. 847, u. f.; Duroi Baumzucht, Bd. 1, S. 270, u. f.; Lueders Obstgarten, S. 156, u. f.; Allgemeine Haushaltungs- und Landwissenschaft, Bd. 1, S. 614, u. f.

baum (*Prunus avium* L.). Aber haben wir denn nicht genug Kirschen oder Kirschebeeren in unserm Lande, wird man fragen. Freilich habt ihr genug, wenn ihr nur alle Jahr etwan ein Paar mal euern Appetit damit stillen wolte. Man hat euch aber schon vor vielen Jahren gesagt, daß aus dieser Frucht in der Schweiz ein sùrtreflicher Brantwein, das sogenannte Kirschwasser, destillirt werde, ein Brantwein, den selbst der an seine leckern liqueurs gewohnte Franzose zu schätzen weiß; ferner, daß der Schweizer mit diesem Kirschegeist einen einträglchen Handel treibe, und daß ihr euer zum Brod nöthig habendes Getreide ersparen könntet, wenn ihr anstatt aus Nocken Brantwein zu brennen, solchen aus Zwieselbeeren destilliren würdet. Ich empfehle euch also die Anpflanzung dieses nùtzlichen Baumes bestens. Wolt ihr solchen nicht in eure Gärten ansaehmen, so vergönnt ihm doch wenigstens eine Stelle in euern Weiden oder Wäldern. Ihr werdet sehen, daß er bei euch eben so gut als irgend in der Schweiz fortkommen wird, zumal da er an vielen Orten sich schon selbst in euern Wäldern anbietet, und nichts als Hegung und Schutz bedarf. Die Art und Weise die Zwieselbeeren zu tractiren, um daraus jenen sùrtreflichen Geist zu erhalten, kan man kurz

und gut in Andrea's Briefen aus der Schweiz, S. 301 und 302, lesen, worauf ich lehrbegierige Leser, um Weilküßigkeit zu vermeiden, verweisen will. Ich füge diesem nichts mehr bei, als daß von diesen Zwieselbeeren in der Schweiz auch eine große Menge gedórrt werde, und sodann dem Volk des Winters zu einer angenehmen und gesunden Speise diene. Ferner, daß die alten Zwieselbeerbäume ein sùrtrefliches Holz zu Tischlerarbeiten liefern e), auch gute Kohlen daraus gebrannt werden können. Und endlich, daß die innere Rinde dieses Baumes, unter den Rauchtoback gemischt, solchem einen angenehmen Geruch ertheile, eingenommen die Weichselieber vertreibe, und oft die China entbehrlich machen soll, und auch in der Färberei zu gebrauchen sey; das Kirschgummi, oder sogenannte Kirschharz, aber, anstatt des arabischen Gummi, genúhrt werde.

Der vierte Baum ist der Kornel- oder Zieserleinbaum (*Cornus mascula* L.), welchen man in der Schweiz Thierleinbaum herzt. Ein Baum, der an einigen Orten in den Braunschweig: Lüneburgischen Landen wild wächst f), und also zu den einheimischen gehóret, in den Gärten aber nur hin und wieder kultivirt wird. Zu seinem Lobe will ich bloß sagen, daß

e) Von allem europäischen Holze ist keines, das dem Mahagoniholze so ähnlich kömte, als das Holz von einem alten gesunden Kirschbaume. Allgemeine Haushaltungs- und Landwissenschaft, Bd 1, S. 626.

f) Ich habe ihn bei Góringen, und vornehmlich bei Steigerthal, im Amte Hohenslein, häufig angetroffen.

er von unsern Bäumen derjenige ist, welcher nebst der Hasel (*Corylus Avelana* L.) am ersten blühet, und oft sein Hochzeitfest schon hält, wenn in den Gärten noch Schnee liegt, und seine Brüder noch todt zu seyn scheinen. Er trägt eine schöne, hochrothe, angenehme schmeckende und gesunde Frucht, die fast alle Jahr geräth, und, so viel ich weiß, von keinen Insekten beschädigt wird, sich einmachen läßt, ein angenehmes Mus (Rob), und vermuthlich auch einen guten Brantwein giebt, und nach Tragutz von den Einwohnern an der Mosel und andern Orten zum Mästen der Schweine gebraucht wird. Sein Holz ist unter allen mir bekannten hiesigen Bäumen eines der härtesten, und giebt sirtrefliche mechanische Instrumente, weswegen es auch stark von den Tischlern und Drechslern gesucht wird. Gleditsch hält diesen Baum für das beste unter den frühzeitigen Bienengewächsen, und nach Bomare und Duroi sollen die unreifen Früchte, wenn solche zuerst weich gekocht worden, mit Salzlauge als Oliven eingemacht werden können. Er wird gewöhnlich hochstämmig gezogen, wo er dann zu einem mittelmäßigen Baum aufwächst. Nicht selten siehet man aber auch Hecken davon, die sich besonders im Frühling und Herbst überaus gut ausnehmen, wenigstens in meinen Augen die Hainbüchchenhecken noch übertreffen. Die Anpflanzung geschieht aus Saamen, oder den sogenannten Steinen, die man den Winter über

in einem Topf mit Erde in einer warmen Stube verwahret, zum öftern ansfeuchtet, und dann im Frühling aussäet. — Das Pfropfen und andere Künsteleien können bei dieser Pflanze erspart werden. —

Der fünfte Baum ist der noch nicht sehr lang bekannte beerartige oder siberische Apfel (*Pyrus baccata* L.), besonders die Abart mit größern Früchten. Sein Vaterland ist Siberien, und kan also unsere härtesten Winter ohne den geringsten Schaden vertragen, da er selbst in dem Upsalischen Garten der Kälte spottet. Er wächst geschwind, und wird ein ziemlicher Baum, blühet schön, und trägt jährlich seine angenehme säuerlichen Früchte in großer Menge. Bisher ist er in den deutschen Gärten noch etwas selten, und wird bloß zur Zierde gezogen. Sein vornehmster mir bekannter Nutzen besteht in Hecken, wozu er nur gemein gut paßt, indem er nicht allein geschwinde wächst, sehr dicht wird, sich gut scheeren und beschneiden läßt, sondern auch gut aussiehet, kein Kosten verächter, und, wie schon gesagt, nicht bange vor dem Winter ist. Seine abgeschornen Zweige können dürre gemacht und des Winters verfürtert werden, und die kleinen Früchte lassen sich auf verschiedene Art benützen. Die Anpflanzung geschieht durch Kerne, so wie beim gemeinen Apfelpflanzung, womit er sowohl in der Gestalt als Kultur fast gänzlich übereinkommt.

Der sechste und letzte hier von mir diesmal zu empfehlenden Bäume, ist

der weiße Maulbeerbaum (*Morus alba L.*). Manchem wird es freilich sehr unnöthig scheinen, daß ich diesen Baum noch zu empfehlen suche, zumal solchen, die, wie denn die mehrsten, leider! gewöhnlich thun, dergleichen Sachen nur obenhin ansehen, oder wohl gar nur vom Hörensagen kennen. So lange aber Maulbeerbaumschulen noch mit Kartoffeln und Kohl bepflanzt werden, — alte Maulbeerbäume abgehauen und zu Holz gemacht, aber keine junge an deren Stelle gepflanzt werden, — große Anpflanzungen aussähen, als wenn dieses das erste Jahr nach dem siebenjährigen Kriege wäre, wie ich, leider! noch vor einigen Wochen eine solche gesehen habe, — so dünkt mich, ist es eben nicht so ganz unrecht, wenn ich auch den weißen Maulbeerbaum unter die Bäume zähle, deren Anpflanzung in hiesigen Gegenden vernachlässiget wird. Ich werde indessen diesem Baum hier keine Lobrede halten. Vi-

no vendibili non opus est Hedera! Man weiß was Seidenbau einem Lande nützen und einbringen kan, wenn solcher mit Verstand betrieben wird g), und daß Deutschland nichts fehlet als Patrioten, um so viel Seide zu ziehen als es nöthig hat. Aber Patrioten, uneigennützig und sachverständige Patrioten, Patrioten, die nicht mit Vorurtheilen eingenommen sind, müssen wir haben; sonst ist es nicht werth, daß man nur den Mund aufthut. —

Die Art und Weise wie Maulbeerbäume angepflanzt werden, ist bekannt, denn so viele wackere Männer haben solche beschrieben, daß nichts überflüssigers in der Welt seyn würde, als wenn ich, gesetzt auch nur ein einziges Wort davon erwähnte. Ich will also hier weiter nichts thun, als bloß ein Paar Einwendungen ablehnen. —

Die erste betrifft das Verfrieren der Maulbeerbäume, da man nemlich sagt, daß dieser Baum sehr oft Schaden von der Kälte leide, und also das Anpflanzen

g) Zirschfeld sagt, daß man bloß im Herzogthum Toscana seit mehr als 20 Jahren manches Jahr 194000 Pfund Seide erhalten habe, und daß die Menge der daraus verfertigten und auswärts verkauften Zenge sich jährlich, im Durchschnitt genommen, auf 118888 Pfund belaufe. Eben dieser Schriftsteller berichtet, daß man in dem kleinen Königreiche Murcia über 355500 Maulbeerbäume schätze, und den jährlichen Gewinn der Seide auf 250000 Pfund rechne. Siehe Zirschfelds Gartenkalender, T. 1782, S. 109 und 112.

Büsching sagt von Piemont: „Mancher Bauer verkauft jährlich 4 bis 5 Rubbs (deren jede 25 Pfund hat,) Seide, die von den Schäfren noch nicht abgesponnen ist, und ein Pfund davon kostet 20 bis 25 Solis. Von der feinen Seide kostet das Pfund ungefähr 1 Louis d'or. Die Piemontesischen Edelleute halten auf dem Lande viele Seidenwürmer, und geben solche ihren Bauern unter gewissen Bedingungen zu warten; sie liefern ihnen die Ever nebst den benöthigten Maulbeerblättern, und ziehen dafür die Hälfte der Seide. Das Herzogthum läßt jährlich viele Millionen Livres aus der verkauften Seide.“ Siehe Büschings Erdbeschreibung, Aufl. 7, Theil 2, S. 990.



zen desselben unnütz und vergeblich sey. — Nichts hat weniger auf sich, als diesen Einwurf zu widerlegen. Jedermann kennt den letzten Winter, und weiß, daß dieser einer unserer grimmigsten war, und dennoch kan ich versichern, daß die hiesigen von dem Hrn. Wundram durch Hrn. Stöltzing schon vor vielen Jahren angepflanzten herrschaftlichen Maulbeerbäume fast ganz unbeschädiget davon gekommen, und sich in dem besten Zustande befinden. Geheißt, daß wir auch zuweilen im Frühling einen Frost bekommen, der diesen Bäumen nachtheilig ist, so ist doch der Schade im Ganzen sehr unbedeutend, und noch lange nicht so groß, als wenn z. B. mehrere Jahre nach einander der Flachs mißrath, oder kein Obst wächst. —

Der zweite Einwurf bestehet darin, daß man das Land besser als zu Maulbeerbäumen anwenden könne. Besteht man gutes, fruchtbares Gartenland darunter, so habe ich nichts dawider. Meinet man aber solches Land, so wie z. B. das bei Herrenhausen ist, wo die vom Hrn. Wundram angepflanzten Maulbeerbäume stehen, so zweifle ich im höchsten Grade daran, ob ein solches schlechtes und aus bloßem Sande bestehendes Erdreich mit etwas erträglicherem könnte bepflanzt werden, und ich glaube dem Churfürstenthum Braunschweig: Lüneburg nichts besseres wünschen zu können, als wenn ich wünsche, daß die Hälfte der Lüneburger Heide eben so mit

Maulbeerbäumen angepflanzt wäre, als wie es der Berg vor dem Schlosse in Herrenhausen ist. —

Der Einwurf, daß das hiesige Land keine Leute zum Seidenbau übrig habe, ist so, daß er keine Antwort verdienet — So lange in einem Lande noch Leute sind, die Zeit zum Betteln haben, oder sich beklagen, daß es ihnen an Arbeit fehle, so lange hat es auch Leute zum Seidenbau übrig. Hier braucht man nicht solche, die mit dem Maasstab gemessen werden. Alles was nur Hände hat, und einige Jahre alt ist, kan bei dem Seidenbau genützt werden! Selbst Blinde, Taube und Stumme können hier ihr Brod verdienen. —

Ich schließe mit den Worten eines sündtreflichen Oekonomien über die Baumschulen, die, leider! auch zu den Maulbeerpflanzungen und zum Seidenbau passen. „Die mangelhaften Kenntnisse der Natur in einer ihr gemäßen Behandlung ist leider die Ursach, warum bisher die meisten Versuche bei Anlegung nützlicher Baumschulen mißrathen sind. Wäre man mehr von ihrem Nutzen und ihrer sorgfältigen Wartung überzeugt gewesen, so würde man gewißlich eine größere Aufmerksamkeit auf sie verwandt haben. Aber eine Menge tief eingewurzelter Vorurtheile haben bisher die Hofnung vereitelt, und dergleichen nützliche Unternehmungen in ihrer ersten Blüte erstickt h.,,.

Be

h) Senop in den Bemerkungen der Churpälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, v. J. 1773. S. 298.

Scherzigt's ihr Väter des Landes und Vorsteher des Volks! — Folgt Friedrich dem Großen!). — Macht eure Mitbrüder glücklich, und erbet den Segen des Greisen. — Empfangt den Dank der Witwen und Waisen, die durch eure Vorsorge Arbeit und

Brod bekamen. — Und wenn ihr einst — lang nach diesem — zu euren Vätern versammelt werdet, so sterbet betraurt wie Bremer und Cordenmann, die Anleger der hiesigen Obst- und Maulbeerplantagen. —

Herrenhausen, im Julius 1784.

S. Ehrhart.

- i) Im Jahr 1760 wurden in der ganzen Thurmart bereits 505 Pfund Seide gewonnen; im Jahr 1762 aber schon 1745 Pfund; im Jahr 1770 schon 2261 Pfund; im Jahr 1779 bloß allein von den Geistlichen dieser Provinz 1553 Pfund, und im Jahr 1782 in den sämtlichen königlich-preussischen Landen 11000 Pfund. Es befinden sich jetzt in denselben 3 Millionen laubbare Maulbeerbäume, welche inreichen würden, mehr als 50000 Pfund Seide zu gewinnen. Ephemeriden der Menschheit, J. 1784, S. 638.

Die am Ende des 57ten Stück's des Hannoverischen Magazins v. d. J. vorgeschlagene Brennung der groben Feld- oder Kieselstein, um solche sodann mit einem schweren Hammer zu zerschlagen, betreffend; habe ich aus langjähriger Erfahrung bemerkt, daß solche Art der Steine sehr mürbe wird und so wenig in den Fundamenten als in Aufführung der äußern Mauern dauerhafte Dienste leistet: mithin ist die Sprengung mit Pulver, ob solche gleich kostbarer, der Brennung weit

vorzuziehen. Wenn aber solche angebrannte Feldsteine bei Ermanglung des groben reinen Mauerandes grobkörnig zerschlagen werden, und in den Bedkalkwürtel gemischt, nach der köriohischen Ordnung in frisch ungelöschtem Bedkalk eingesumpft, und sofort vermauert werden, so ist solcher Mörtel der Mauersteine so wohl bei Wasserwerken als an freier Luft am zuverlässigsten anzubringen, welches ich dem Publikum hiedurch anzeige.

Oldenstadt.

Wonn, Ober-Landbaumeister.

Errata. Im 64ten Stück des Magazins von d. J. Seite 1010. Reihe 5. lies statt, erhaltener Reife — Härte. S. 1011. Reihe 31. l. statt, alsdann — alsdann. S. 1013. Reihe 19. l. statt, schon alsdann — dann. S. 1014. Reihe 13. l. statt, ihre Härte — Reife. S. 1014. Reihe 26. l. statt, flacher — höher. S. 1015. Reihe 7. l. statt, wirken — wirken. S. 1015. Reihe 18. l. statt, Gelbreife — Halbreife. S. 1016. Reihe 21. l. statt, Gelbreife — Halbreife. S. 1017. Reihe 19. l. statt, Verschwendungsmittel — Verschwendungsmittel. S. 1018. Reihe 16. l. statt, die beide — Da die beide.

# Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 30ten August 1784.

## Von der Beschaffenheit und Erweiterung unsers Ackerbaues zur Zeit der Römer.

Die deutschen Völker, deren Lebensart die alten römischen Geschichtschreiber erzählen, sind ohne Zweifel vorzüglich die, mit welchen die Römer die stärkste Bekantschaft hatten, mithin besonders auch die damaligen Bewohner von Niedersachsen, die Chauken und Cherusken. Es gilt demnach sicher auch von unsern Vorfahren, daß sie sich wenig aus dem Ackerbau gemacht, kein eigenthümliches Land besaßen, die wenige Feldbestellung ihren Leuten überlassen; und zu ihrem Geschäfte bloß den Krieg gemacht haben a). Da sie größtentheils von ihrem Vieh, ihrer Jagd und den Früchten des Waldes lebten, also nur wenigen Ackerbau nöthig hatten; und der ohne Zweifel nicht alle Jahre gebrauchte Boden ohne viele Arbeit ergiebig genug für ihre Bedürfnisse war: so konnten sie

U a a

a) Tacitus sagt: *German. c. 14. Nec arare terram, aut expectare annum tam facile persuaseris, quam vocare hostes, & vulnera mereri. Und cap. 15. Fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens, delegata domus & penatium & agrorum cura fæminis senibusque & infirmissimo cuique ex familia, ipsi habent.* Nach dem Julius Cæsar *de b. gall. VI, 22. agriculturæ non student, majorque pars victus eorum lacte & caseo & carne consistit: neque quisquam agri modum certum, aut fines proprios habet, sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum eis, & quo loco visum est attribuant agri, atque anno post alio transire cogunt.* Die nun folgenden Ursachen dieser Einrichtung mag man bei ihm selber lesen, sie gehören hier nicht nothwendig her. Von den Sueton sagt er noch besonders IV, 1. *privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco, incolendi causa, licet; neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt, multumque sunt in venationibus.* Ich will noch eine Stelle aus dem Strabo Geograph. I. VII. hinzusetzen: *Commune omnium est, qui illis in locis degunt, facilis & expedita soli mutatio, ob tenuitatem victus, & quod neque colunt agros, neque fructus reconduunt, sed in casis habitant structura in unum diem constantibus.*

es, wie es scheint, bei dieser Lebensart wohl nicht gar weit, als die Römer hieher kamen, in der Landwirtschaft gebracht haben. Höchst wahrscheinlich singen sie, und fürnemlich die Ebauken, erst von dieser Zeit an eine stehende, ordentliche Landhaushaltung anzulegen und zu führen; und wie sie ohne Zweifel von ihren Freunden, den Römern, dazu veranlaßt wurden: so darf man annehmen, daß sie die erste Einrichtung derselben ziemlich der Anweisung, die sie darüber empfangen, gemäß machten, und für die neuen Stücke auch den lateinischen Namen, den sie führten, beibehielten.

Ich glaube demnach folgende beiden Sätze annehmen zu dürfen: was beim Ackerbau einen deutschen Namen hat, das ist einheimisch, oder war wenigstens bei unsern Vorfahren vor ihrer Bekantschaft mit den Römern schon im Gebrauch; was aber sichtbar, oder höchst wahrscheinlich aus dem lateinischen stammt, das haben sie entweder von Fremden erhalten, oder doch aus irgend einer guten Ursache lieber mit einem ausländischen Namen bezeichnet und unterschieden.

Hätte diese Untersuchung, was uns

ferer Vortvirthe beim Landbau von den Römern angenommen haben, auch weiter keinen Nutzen, als den, daß sie etwas von ihrer damaligen Haushaltung darstellt, also einen jetzt nicht mehr so übersehenen kleinen Beitrag zur Geschichte der Deutschen liefert; und den, daß sie manches Wort zu seinen wahren Buchstaben und zu seinem ursprünglichen Sinn zurückbringt: so wäre sie doch für die Neugierigen nicht ohne Gebrauch. Sie scheint aber doch auch dem Landvirthe hie und da dienen zu können, wie wenigstens zu versuchen immer billig ist. Ich schränke mich indes diesmal bloß auf den Ackerbau ein.

Unsere vornehmsten Feldfrüchte haben unsere Vorfahren schon gebauet, ehe die Römer hieher kamen, Weizen, Roggen, Gerste, Haber, Bohnen und Buchweizen sind wohl ursprünglich deutsche Namen, Dinkel oder Spelz, den man in Oberdeutschland erntet, gleichfalls. Ich sehe indes hauptsächlich auf Niedersachsen. Der Roggen soll aus dem nördlichen Asien, der Tatarei, hieher gebracht seyn b); ich vermuthete wohl, früher als die Römer uns besuchten. Der

Weiz

- b) Hier wächst er wenigstens, wie der Weizen, wild. Man sehe den Landvirthe von Herrn Nisch, Sube im 3<sup>ten</sup> St. S. 368. Die Römer baueten ihn indes doch auch schon zu des Plinius Zeiten, wenigstens in Ober-Italien. Denn ich zweiffe nicht, daß es unser Roggen war, von welchem er sagt: *secale Taurini sub Alpibus asiam vocant, deterrimum, & tantum ad arcendam famem: fecunda, sed gracili stipula, nigritia triste, sed pondere precipuum. Admiscetur huic far, ut mitiget amaritudinem ejus, & tamen sic quoque ingrattissimum ventri est. Nascitur qualicunque solo cum centesimo grano: ipsumque pro letamine est.* *Nat. hist.* XVIII, 40. l. 15. Und nach Della Torre hat man in dem verschütteten Serculaneum Brode gefunden, die aus Erbsen, oder Roggenmehl



Weitzen, den wir von je her gebauet haben, hat wahrscheinlich eben dies Vaterland, wenigstens unter diesem Namen. Da er aber im alten Deutschen auch *Trive*, *Terwe*, *Tryd*, und *Treid* heißt c), wovon *Getreide* herkommt; (das also nicht wohl die gesammten Feldfrüchte bezeichnen kan,) und diese Benennung ihren Ursprung vom lat. *triticum* noch genug anziebt: so darf man glauben, daß unsere Vorfürther auch römischen Weizen angenommen haben. Bei der ehemals größern Strenge unsers Winters, die man aus dem größern Umfange der Waldungen und den häufigern Landseen vermuthen kan, läßt sich zweifeln, daß damals Weizen und Roggen vor dem Winter gesäet sind d).

Die Gerste halte ich nicht für einheimisch, ohne indeß den Boden, wo sie wild wächst, genauer bezeichnen

zu können, als ihn Plinius e) angiebt, nach welchem sie ursprünglich ein indianisches Gewächs wäre. Aus Asien sind also wohl unsere drei wichtigsten Feldfrüchte hieher verpflanzt, wahrscheinlich schon vor unsern Kriegen mit den Römern. Durch wen, weiß ich nicht, wünschte es aber zu wissen. Brachten sie die allerersten Bewohner dieser Gegend bereits mit? Man könnte auch, wenn dies unglaublich scheinen solte, auf den hier ehemals so verehrten Wodan oder Odhin fallen, wenn es nur historisch scharf genug erweistlich wäre, daß er mit seinem Volke vor den Siegen des großen Pompejus Asien verlassen und das nördliche Europa bezogen hätte.

Der Haber wächst wild bei uns, wir säeten ihn schon zu den Zeiten des Plinius f), und aßen Drei von demselben. Die geringe Ähnlichkeit mit

A a a 2

dem

le gemacht, und zwar schwarz geworden, aber nicht gänzlich verzehrt waren. Man sehe dessen Geschichte und Erscheinungen des Vesuvs, S. 71. in des Herrn Büschings Magazin für die neue Hist. und Geogr. im 8<sup>ten</sup> Theile. Ist dies gewiß Roggenbrod gewesen, so muß man ihn doch auch schon in dem Untern-Italien gebauet haben.

- c) Man sehe des Herrn Sulda germanische Wurzelwörter, S. 65. S. 122.  
 d) Plinius kante eine Art Sommerweizen, der besonders in Thracien, wo der Winter keine andere Art zuließ, gebauet wurde: plurimis tunicis Thracium triticum vestitur, ob nimia frigora illi plaga exquisitum. Eadem causa & trimestre invenit, detinentibus terras nivibus, quod tertio fere à satu mense & in reliquo orbe metitur. Totis hoc Alpibus notum & hiemalibus provinciis nullum hoc frumento latius. XVIII, 12; 3. oder 7. Unser erste Weizen war also vermuthlich eine Sommerfrucht, wenn er von der Nachbarschaft des schwarzen Meeres hieher kam: und der, welchen unsere Vorfürther von den Römern bekamen, scheint auch Sommerweizen, trimestre, gewesen zu seyn.  
 e) *Hordeum Indis sativum & silvestre, ex quo panis apud eos præcipuus, & alicæ. Maxime quidem oryza gaudet, ex qua pisanam faciunt, quam reliqui mortales ex hordeo.* R. S. XVIII, 13. oder 7.  
 f) *Primum omnium frumenti vitium avena est, & hordeum in eam degenerat, sicut ipsa*

dem lat. *avena* berechtigt also nicht, ihn für eine italiänische Frucht zu halten. Die große Achtung aber, worin er bei unsern Vorfahren stand, könnte uns wohl zur Ermunterung gereichen, die einheimische, wohlfeile und gesunde Speise, die er giebt, den fremden Gewächsen nicht noch weiter nachzusetzen; mich wenigstens sollte es freuen, wenn es einen patriotischen Arzt beliebte, diese alte Kost unserer Vorfahren wieder zu empfehlen.

Die Feldbohne, welche durch die Verpflanzung in den Garten vergrößert und etwas verfeinert ist, gehört sicher auch hier zu Hause, wie sie in vielen andern Ländern selbst wachsend gefunden wird g). Die Benennung der *Sau*; auch *Efels* und *Pferdebohne* ist ihr vermuthlich erst beigelegt, nachdem man die *Fischebohne*, *faelus*, *phaeolus*, kennen lernte und wohlgeschmeckender fand. Daß die hieher verfehrt sey, halte ich für bekannt und zeige es näher, wenn von dem Entstehen des Küchengartens in Niedersachsen in der Folge einmal die Rede seyn wird.

Der Buchweizen, oder das *Zeis*

Deforn findet sich mit seinem gegenwärtigen lat. Namen, *fagopyrum*, bei den Alten meines Wissens gar nicht. Von den Römern haben wir ihn also nicht empfangen, sondern wahrscheinlich hier wildwachsend angetroffen und weiter fortgepflanzt.

Von diesen ältesten deutschen Feldfrüchten hiesiger Gegend komme ich zu einigen andern, an deren frühem Baue man zweifeln will. Dies sind: besonderts die *Erbse* und der *lein*. Die *Erbse*, *platt Ervte*, *Ervte*, *stammer*, sagt man, von dem *ervum* der *lateiner*. Der Meinung bin ich nicht. *Ervum* ist freilich ein fremdes, und der *Erbse* nicht unähnliches Gewächs, das wir auch im Deutschen *Erve* zu nennen pflegen, aber weit von der *Erbse*, *pisum*, unterschieden, und der größern Wärme so bedürftig, daß es bei uns zur Reife und zum Wohlgeschmack nicht gelangen kan h). Unsere *Erbse* verträgt hingegen bekantermassen die rauheste Frühlingswitterung, und gehört daher sicher unter die einheimischen, wenigstens unter die ältesten Pflanzen, die man sehr früh, vielleicht mit dem ersten Anfange des Ackerbaues auf das Feld

*ipsa frumenti sit instar: quippe cum Germaniæ populi serant eam, neque alia polte vivant* Im angeführten B. C. 44. oder 17.

- g) Plinius sagt *weniassens: frumento faba miscetur apud plerasque gentes, & maxime panico solida ac delicatius fracta. Nasctur & sua sponte plerisque in locis, sicut septemtrionalis oceani insulis, quas ob id nostri Fabarias appellant.* XVIII. 30. oder 12. Phil. Müller im *Gärtner-Lexicon* will zwar die Veredelung der *Feld*; in die *Gartenbohne* nicht bemerkt haben, sie kan aber wohl längere Zeit, als er darauf gewartet hat, brauchen; und es würde sehr schwer werden anzugeben, woher wir die *Gartenbohne* hätten; der *Römer* zog sie meines Wissens nicht, und *Linné* hält sie auch nicht für verschiedene Arten.

- h) Man sehe Müllers *Gärtner-Lexicon* unter dem Worte *ervum*.

Feld gebracht, und nachher im Garten veredelt hat. Ihre mancherlei Arten, die man sich nach und nach mitgetheilt hat, scheinen zu beweisen, daß sie in vielen Ländern einheimisch, und daher vorzüglich zur Nahrung der Menschen bestimmt ist.

Daß unser Lein, Leinwand, besonders aber das niederdeutsche Lin, Linnen, die größte Uebereinstimmung mit dem lat. *linum habe*, fällt genug in die Augen. Die Deutschen webten aber schon zu des Plinius Zeiten, und ihr Frauenzimmer trug, wie er i) und Tacitus k) erzählen, Kleider von Leinwand; wir haben für diese Pflanze den sehr ausgebreiteten alten deutschen Namen Flachs, Flaß; der Griechen, von welchem wir noch früher nützliche Gewächse empfangen haben können, nennt es dem Lateiner schon vor, *λινον*; und der Flachs wächst noch höher gegen Norden, als Niederachsen liegt, und geräth da gut. Wenn ich also auch nicht behaupten möchte, daß er einheimisch sey, sondern vielmehr glaube, daß sich unsere Vorfahren den ersten Leinsaamen ha-

ben geben lassen: so scheint doch gewiß zu seyn, daß sie ihn nicht zuerst von den Römern erhalten, sondern vor ihnen bereits gebauet haben. Es kan indeß auch gar wohl seyn, daß die Römer italischen Lein hieher brachten, daß der gut geriecht; und daß man von ihrem lini semen die Benennung Leinsaamen, annahm und beibehielt.

Die Hirse, platt Hese, ist nicht vom lat. *milium* benannt, sondern entweder hier wildwachsend angetroffen, oder von den östlichen Gegenden, wo sie nach dem Miller zu Hause gehört l), eingeführt worden. Die schwarzkörnige erklärt Plinius m) für ein ursprünglich indianisches Gewächs, das zu seiner Zeit erst nach Italien verpflanzt war. Ich hätte wohl Lust der Hirse einerlei Vaterland und Alter mit dem Weizen, Rocken und der Gerste beizulegen, vor der Bekantschaft mit den Römern haben wir sie ohne Zweifel schon gebauet.

Sänch, Fenchkorn, Panikorn, führt sicher seinen Namen vom lat. *panicum*, obgleich Miller n) eine Art  
 A a a 3 des

i) Jam quidem & transrhonani hostes vela texunt, nec pulchriorem aliam vestem eorum sceminæ novere. - In Germania de fossi atque sub terra id opus agunt. XIX, 2. oder 1. Vermuthlich spannen und webten sie doch nur den sehr feinen Faden in einem unterirdischen feuchten Aufenthalte; also wahrscheinlich doch schon einen gar feinen Faden?

k) German c. 17. Nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod sceminæ saepius lineis amictibus velantur, eosque purpura variant. Sie sahen also doch so wild, wie man sie sich in der Zeit zu denken pflegt, nicht mehr aus.

l) Man sehe Herrn Lueders Anleitung zur Wartung der Küchengartengewächse, S. 480 f.

m) Milium intra hos decem annos ex India in Italiam invehctum est nigrum colore, amplum grano, arundineum culmo. XVIII, 10; 3. oder 7.

n) In Herrn Lueders Anleitung s. W. d. Küchengartengewächse, S. 427.

desselben Deutschen Fench nennt, weil er in Deutschland, auch in Ungarn wild wächst; seine zweite Art ist der italiänische. Wenn wir also auch gleich unsern einheimischen Fench zuerst gebauet haben, so hat ihn uns doch der Römer gewiesen und vorge-  
 nannt. Gewöhnlicher ist indeß der Fall, daß wir von Ausländern ein Gewächs annehmen, das unsere Kränk-  
 terkenner nachher bei uns selbst finden.

Da es nun fast keinen Zweifel lei-  
 det, daß unsere Vorkirthe Weizen und Roggen, Gerste und Haber, Boh-  
 nen und Erbsen, Buchweizen, Flachs und Hirse, schon zu der Römer Zeiten auf dem Felde baneten: so war in Ansehung der Früchte doch ihr Acker-  
 bau so unbeträchtlich und verächtlich, als ihn die Italiäner vorstellen, nicht mehr. Der neuen Feldfrüchte, die sie schon damals hier eingeführt haben mögen, sind demnach nicht viele, sind etwa noch folgende: Die Linse, ein ursprünglich ägyptisches Gewächs o), haben wir ohne Zweifel vom lat. lens benahmt, und von den Lateinern empfangen.

Die Wicke, welche beim Römer vicia heißt, von dem sie wahrschein-  
 lich selbst der Grieche βικιον genannt hat, gehört uns nicht eigenthümlich. Ganz solten wir es bei der Bestellung dieser und anderer ausländischen Früch-

te nicht vergessen, wo wir sie her haben, und daß sie, so sehr wir sie, und sie sich selbst auch nun schon an unsern Boden und Himmel gewöhnt haben, eine Erneuerung und Verbesserung aus ihrem Vaterlande doch zuweilen be-  
 dürften.

Der Hanf, platt Hännäp, Hemp, führt sicher seinen Namen vom lat. cannabis, wie dieser aus dem griechischen *καναβος* entstanden ist. Er gehört unter die Pflanzen der wärmeren Länder, und scheint aus Carien in Asien herzustammen p) Ich zweifle kaum, daß ihn die Römer unsern Vorkirthen schon gebracht haben, nahmen diese doch neuen Leinsamen von ihnen an. Da sich der Hanfbau fast ganz aus Niedersachsen wieder verloren hat: so scheint es hier zu kaltgründig dazu gewesen, oder er, wie mir noch wahrscheinlicher vorkommt, durch den vortheilhafter gefundenen Flachs-  
 bau wieder verdrängt zu seyn. Unsere Vorkirthen müssen den lat. c vor dem a sehr weich wie ch, oder wie h gehört haben, da sie uns die Aussprache Hännäp überlieferten, wovon es mehrere Fälle giebt. Hat der Holländer, der Kennep sagt, und den c vor dem a ausspricht wie wir jetzt den Lateiner sprechen lassen, den Hanfbau von dem Römer bereits angenommen? Ich zweifle daran, weil die Feldbestellung  
 in

o) Virgil sagt Georg. I, 228.

Nec Pelusiacæ curam aspernabere lentis.

Und Marcial macht sie XIII, 9. noch deutlicher zu einem ägyptischen Gewächse:  
 Accipe Niliacam, Pelusia munera, lentem.

p) Nach dem Plinius ist wenigstens cannabis Alahandica optima. XIX, 56.



in dem damals noch nicht genug verzehrten, noch nicht genug ausgetrockneten Hollande so gut wie bei uns noch nicht getrieben werden konnte, sie haben ihren Keim von *cannabis* benannt, aber nicht aus des alten Römers Munde, wie unsere Vorwirth, sondern erst in spätern Zeiten.

Die Richey ist meines Wissens keine Feldfrucht in Niedersachsen, wird auch in Thüringen kaum gebauet. Die Lateiner hatten drei Arten, die sie *cicer*, dem sie auch das Beiwort *arietinum* beilegten, *cicera*, und *cicercula* nannten 9). Ohne allen Zweifel ist unsere Richey lateinischen Ursprungs. In dem wärmern Oberdeutschlande mag man sie von den Römern angenommen haben, bei uns ließ sie sich damals noch weniger bauen als jetzt.

Die Feldrübe halte ich auch für römischen Ursprungs. Es fehlt zwar unserm Vaterlande nicht an eigenthümlichen Wurzelgewächsen, wir finden aber keine Nachrichten, daß unsere ältesten Vorfahren sie aufgesucht, und sich davon zu ernähren nöthig gehabt hätten, finden dagegen, daß fast alles unser Wurzelwerk im Garten fremder Herkunft ist. Von dem lat. *capa* stammt ohne Zweifel unsere deutsche Rabe, Käube, hoch, Rübe; in Kapsaat ist die Abtheilung noch kenntlicher geblieben.

Der übrigen uns aus Italien zu

geführten Feldfruchte, die man weiter hin im südlichen Deutschlande bestellt, erwähne ich nicht, weil ich hauptsächlich von unsern Vorwirthen rede. Es sind also nur die Linse, die Wicke und die Feldrübe, vielleicht auch der Hanf, die sie von den Römern annahmen, oder hier anpflanzen konnten. Von dieser Seite hat demnach unser ältester Feldbau keine beträchtliche Erweiterung empfangen, oder annehmen können.

Wie bearbeitete man aber damals den Acker? Wahrscheinlich viel weniger als jetzt, weil man die Feldfruchte noch so sehr nicht wie wir zu den Lebensmitteln gebrauchte; weil bei der geringern Volksmenge so viele als wir jetzt bedürfen, anzubauen nicht nöthig war; weil der Acker wegen der umherziehenden Lebensart oft wieder lange Ruhe hatte, oder gar erst frisch aufgebrochen wurde, und ohne mühsame Bearbeitung leicht ergiebig genug seyn konnte; und weil man, wie gleich folgen soll, eine ziemliche Reihe ursprünglich lateinischer Ausdrücke noch jetzt bei der Feldbestellung antrifft. Hier ist sie nach der Ordnung der Buchstaben. Ich will sie mit einigen Anmerkungen beschließen.

Acker hat zu viel Ähnlichkeit mit dem lat. *ager*, und dem griechischen *αγρος*, es daß man eine Ableitung bezweifeln könnte. Aber woher die harte Aussprache des *g*? Aus Bequemlichkeit

leit

9) Man sehe den Plinius 18, 32; 33. oder 12. und den Columella 2, 10; 19. 20. Da man eine Richeyart *panicum* nannte, so ist nicht unwahrscheinlich, daß man die Frucht aus Afrika erhalten hatte.

keit ist sie doch nicht entstanden. Man muß den g wohl so hart gehört haben. Neuerlich hat man auch nicht angefangen Acker zu sprechen, da zumal das aera der mittlern Zeit nach dem Dufresne ohne Zweifel wieder aus Acker gemacht ist, wovon man bei ihm häufige Fälle finden kan.

Aren, oder Ahren sagt man, wenigstens in Thüringen <sup>1)</sup>, vielleicht auch weiter in Oberdeutschland, für Pflügen, das lat. arare, oder griechische *ἀραρον* ist sicher das Stammwort davon. In Niedersachsen habe ich den Ausdruck nicht gehört. Egge ist das lat. occa. Der Römer hat außer dem occare, eggen, und occatio, das Eggen, auch noch occator und occatorius, die unsere Vorwirthe wohl nicht gut haben verdeutschten können. Wie wir das Wort anfangen zu schreiben, da hätten wir billig Veggen schreiben müssen; nun wird es wohl bei Eggen bleiben, und auch fast allgemein hat man den lat. a und o mit dem einfachen e geschrieben. Hat der alte Lateiner nicht ogga geschrieben, so

hat er doch wenigstens occa so ausgesprochen, weil es uns unsere Vorwirthe, die ihn hörten, so überliefert haben.

Lenke, der jüngere Gehülfe des Ackerknechts bei einem Spanne Pferde, ist zwar schon ziemlich alt in unserer Sprache, aber hier doch wohl so alt noch nicht als in der lateinischen, wo wir schon einen Ancus Martius haben. Gesner übersetzt diesen Namen durch einen Diener des Mars, und hält es für gar wahrscheinlich, daß es einen Diener oder Knecht bedeute. Es scheint mit der Zeit ein bloß ländlicher Ausdruck geworden zu seyn, der daher bei den lateinischen Schriftstellern so selten vorkam, als sich der Lenke in deutschen Büchern findet. In der mittlern Zeit trift man den ancus als eine unwichtige, bloß ländliche Person, auch nicht leicht an, wohl aber einmal anculus, das Dufresne ministerialis übersetzt, und von ancus ableitet. Wer übrigens das Wort lieber für ursprünglich deutsch halten will, dem kan ichs wohl lassen.

Der Schluß folgt künftig.

<sup>1)</sup> Man sehe den Rechart in des Land- und Gartenschazes 5<sup>ten</sup> Th. 1. B. C. 6. §. 2. S. 201. u. f. m.

# Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Freitag, den 3ten September 1784.

Von der Beschaffenheit und Erweiterung unsers Ackerbaues  
zur Zeit der Römer.

(Schluß.)

**F**lägel, Dreschflegel, hat, meiner Meinung nach, zwar vom lat. flagellum seinen gegenwärtigen Namen angenommen, das Werkzeug selbst aber hatten, glaube ich, unsere Vorwirthe schon als die Römer zu ihnen kamen, weil sie bei ihrem leichtern und fester sitzenden Korne ein so stark schlagendes Werkzeug bedurften. Der Römer, der es vermuthlich hier zuerst sah, nannte es der Aehnlichkeit wegen, die es mit der Peitsche hat, flagellum, und diesen Namen, wie sich das öfter findet, behielten nachher die Deutschen bei. Wie mögen sie aber das Ding vorher genannt haben? Plinius a) ist meines Wissens der erste, der flagellare vom Dreschen braucht, und Dufresne führt eine Stelle aus dem Hieronymus an, wo flagellum schon ein Dreschflegel heißt b). Wie mag es in ein Scheltwort übergegangen seyn?

Furke, oder, wie es hochdeutsch und seiner heißen soll, eine Heu- oder Mistgabel, ist wohl so gar platt nicht, sondern bloß das lat. furca. Das Werkzeug selbst besaßen unsere Vorwirthe als ein unentbehrliches ohne Zweifel schon, und nannten es, wie wir noch, Grepe, vermuthlich von griepen, greifen. Ich habe häufig den Unterscheid gefunden, daß Grepe die Mistgabel, und Furke die Heu- oder Korngabel bezeichnen soll. Nahm man etwa eine von beiden an, und welche? Oder, wenn man beide bereits im Gebrauche hatte, warum hieß man sie, oder nur eine derselben, nunmehr Furke? Scheint nicht dies zweizäckige Geräth hier erst später eingeführt zu seyn?

Frucht, heißt lat. frux, Fructus. Wer kan die Aehnlichkeit, die Abstammung verkennen? Aber wer giebt uns eine Ursache von der Annahme dieses

B b b

frum,

a) B. 18, 72. oder 30. messis ipsa alibi tribulis in area, alibi equarum gressibus exteritur alibi perticis flagellatur. Harduin setzt hinzu: uti nunc maxima parte Galliarum. Has perticas etiamnum flagella vocant, des fleaux.

b) Virga excutiantur & baculo, quæ vulgo flagella dicuntur.

fremden Worts? War es keine andere als die, daß man damit bequemer Weise viele Dinge auf einmal nennen, viele einzelne Benennungen ersparen konnte?

Furche wird platt *Fore*, *Före*, *Fare* gesprochen, und in dieser Aussprache dem lat. *forus* sehr gleich c). Solten unsere Vorwirthē aber die Benennung einer Furche haben entzihen können, da sie pflügten? Oder wie hießen sie den Zug des Pfluges sonst? Da das oberdeutsche Furche wohl vom lat. *porca* abstammt: so werde ich noch neugieriger auf unsere alten deutschen Wörter; solten die sich so ganz haben verdrängen lassen?

*Salu* finde ich vom lat. *calamus* abgeleitet, kan auch weder die Ähnlichkeit übersehen, noch es wieder zurücknehmen, daß *Hänp*, *Hans* von *cannabis* benannt sey; ich wundere mich aber nicht sehr, daß uns dies Wort gefehlt hat, weil wir, wie andere noch ungebildete Völker, allgemeine Benennungen noch nicht geprägt hatten.

*Joch*, platt *Jök*, können wir wohl von dem lat. *jagum* angenommen zu haben, nicht in Abrede seyn. Die vermuthlich ältere platte Aussprache zeigt abermals, daß unsere Vorfahren den *g* ganz hart gehört haben müssen.

*Juchart*, oder *Jauchart*, ist nur

in Oberdeutschland von dem lat. *jagerum* aufgenommen. Man hat doch auch hier den *g* in *ch* verwandelt.

*Ramp*, ein Stück Landes, ist der jetzigen Aussprache des lat. *campus* so nahe geblieben, daß ich es für sehr alt unter uns kaum halten kan, so ausgebreitet es sich auch findet.

*Krumme*, hat ganz das Ansehn aus dem lat. *grumus* gemacht zu seyn, obgleich unser Landmann *Kraume* sagt, denn er spricht auch *Krome*. Hier klinget der *g* wieder so hart, als wir ihn schon öfter gehört haben.

*Mehen* oder *meihen*, sagt man in Niederdeutschland für das oberdeutsche schneiden; solte man es vom lat. *metere* sagen? Dann schiene der *Kömer* seinen *t* nicht so hart, wie wir jetzt thun, ausgedrückt zu haben, aus *medere* mögte man *mehen*, *meihen* ehe als aus *metere* haben machen können. Da es ferner nicht gar glaublich ist, daß unser *Meher*, *Meiher* aus *mesor* geworden sey, und daß unsere Vorwirthē den *Meher* haben entbehren, oder das ältere Wort ganz verlieren können: so will ich es fürs erste noch für unser Eigenthum halten, mähen kan ich indef doch nicht gut schreiben.

*Messen*, platt *meten*, scheint sehr von *metiri* und *metare* zu stammen.

Wer

c) Mir ist indef dies Wort in diesem Sinne auch nicht öfter vorkommen, als in folgender Stelle des *Columella de cultu hortorum*, p. 91. l.

*Tunc quoque trita solo splendentia sarcula sumat,*

*Angustosque foros adverso limine ducens,*

*Rufus in obliquum distinguat tramite parvo.*

Es giebt der Fälle mehr, daß man deutsche Wörter ins Lateinische aufgenommen hat, solte es hier auch wohl so seyn?



Wer es mit mir glaubt, wird sich durch das Wort Maas nicht bereden lassen müssen zu schreiben.

Meister ist bei unserer Landwirthschaft so häufig, als der magister bei der römischen. Wir haben ihn ohne Zweifel daraus angenommen. Das ältere niederdeutsche Mäster zeigt es deutlicher, und wir selten billig Mäster schreiben.

Präben müßten wir von Rechts wegen das Gebühr buchstabiren, das auf großen Gütern noch hie und da die Herrendienste, auch wohl Knechte und Mägde als ein Deputat bekommen, weil es unstreitig von dem lat. *præbitum*, was dem Knechte an Kost und Kleidung gehörte d), hergenommen ist.

Reute, und bei uns Rüh, oder Rul, nennt der Landmann einen mit Eisen beschlagenen Stock, womit er die anlebende Erde vom Pflugeisen abstößt. Da das Ding lat. *rulla* heißt, so ist es uns ohne Zweifel gebracht, und fremd benannt worden e).

Rüren, oder Reuren, heißt eine gewisse Pflugart. Bei mir rührt der Bauer, wenn er das Winterfeld zum dritten, und das Sommerfeld zum zweitenmale pflügt, und verlangt, daß man dies, und kein anderes Wort für diese

Arbeit brauchen solle. Daher bin ich geneigt zu glauben, daß dies nicht das gute deutsche Wort rühren, welches er rögen, röhen, ausspricht, sondern ein fremdes, nemlich das beim *Plautus* noch vorkommende alte lat. *rirare* sey, dem man diese bestimmte, vermuthlich so überlieferte Bedeutung gegeben hat.

Säen, seien, seihen, leitet man vom lat. *serere* ab. Die Verwandtschaft ist, wie man sieht, nicht sehr nahe, und man hat hier schon vor den Römern gesäet. So zweifelhaft nun die Ableitung hiedurch wird: so viel gewinnt sie wieder an Wahrscheinlichkeit durch nahe verwandte Wörter, die ihre lateinische Abkunft nicht werden leugnen wollen, wie

Samen und Sat sind, als welche von *semen* und *facum* abzustammen gesehen werden. Solte denn nun doch säen von *serere* gemacht seyn: so müßten wir es auch billig nicht sä schreiben. Aber wie sonst, wenn es ein Grundsatz bei uns ist, Wörter von verschiedenem Sinne auch mit verschiedenen Buchstaben zu schreiben? Sehen und Seen bedeuten ganz andere bekante Dinge, also muß man den Samen säen und dabei wird es auch wohl bleiben.

B b b 2

Si

d) *Columella* sagt 1, 8; 17. tanto curiosior inquisitio patris-familias debet esse pro tali genere fervorum, ne aut in vestiariis, aut in cæteris *præbitis* injuriose tractentur, quanto & pluribus subiecti, &c.

e) Doch dies leidet, ob ich gleich wohl weiß welchem großen Manne ich nachsage, noch Zweifel, da in meiner Ausgabe des *Plinius* (Paris. 1741. fol.) der das Wort meines Wissens allein hat, ohne eine Variante rallo steht; *purget vomerem subinde stimulus cuspidatus rallo*. Ich müßte hier doch lieber rallo für den Nominativ halten, als für den Ablativ. So ein Ding brauchten demnach die Römer schon.

**Si** oder **Sih**, ein Werkzeug zum Schneiden der Früchte, das etwas anders als eine Sense geschmiedet und an eine kürzere Stange oder Baum, Handhabe befestiget ist, habe ich wohl von *sica* abgeleitet gefunden. Da *sica* aber ein kurzes Schwert, und meines Wissens kein Erntewerkzeug bedeutet, und **Si** die Kürze eines alten Stammworts hat: so trete ich dieser Ableitung nicht gern bei; glaube aber wohl, daß die bekanntere

**Sichel** ihren Namen von dem lat. *ficula* oder *ficula* empfangen habe.

Das **Sib**, platt **Sef**, **siben**, **sewen**, konten allenfalls von dem veralteten lat. *sipare* gemacht seyn. Ich will es weder bestreiten noch behaupten.

**Speich**, **r**, **Spieker**, ein Kornboden ist wohl nicht deutsch, sondern vom lat. *spica* abgeleitet, *spicarium* aber kein altes, sondern junges, neu gemachtes Latein.

**Stil**, platt **Stel**, heißt in der Landwirthschaft, was wir sonst **Grif**, **Handhabe**, **Stange**, **Schuß** an Gewächsen nennen. Es scheint keinen Zweifel zu haben, daß das Wort vom lat. *stilus* beibehalten sey. Der Gelehrte versteht seine Schreibart darunter, und buchstabirt es **Stil** und **Styl**, weil es nemlich vom griechischen *στυλος* herkommen kan; mehr getraut sich wenigstens **Gesner** nicht zu behaupten.

**Stoppel** oder **Stöppel** ist dem lat. *stipula* überaus gleich. Solten ihn

aber unsere Vorwirth auch eines Namens nicht werth gehalten haben?

**Strecken**, und **Streckfarc**, wie man im Mecklenburgischen sagt, ist eine gewisse flache Pflugart. Mir ist nicht vorgekommen, daß man sie auch **strecken** nennt, welches sonst der platte Ausdruck von **streichen** ist; mit der Erde bestreichen sagt man in Thüringen wohl. Wie komt denn nun **strecken** (nicht **strecken**) zu dem Sinne des Pflügens? Ich glaube, aus dem lat. *strigare*, *striga*, oder *striare*, *stria* f). Habe ich richtig abgeleitet, so scheint mir *strigare* die bessere lateinische Lesart zu seyn, und dann bin ich auch geneigt, den Wörtern **Strich** und **streich**, wenn sie einen andern als ländlichen Sinn haben, eine lateinische Herkunft zu geben.

**Stroh**, **Streu**, konten wohl nicht ohne Namen bleiben, und sind ziemlich von dem lat. *stramen* oder *stramentum* unterschieden, also schwerlich fremden Ursprungs.

Die **Treite**, ein Werkzeug den Flachs mürbe zu machen, ehe ihn die **Breche** (**Brake**) vollends zerbricht, und **treiten** haben mit *tritura* und *triturare*, den alten römischen Dreschanstalten wohl so viele Uebereinstimmung, daß man an eine Ableitung denken darf, ohne aber behaupten zu wollen, daß die Römer mittelst unserer jetzigen **Treite** gedroschen hätten. Ist der Name, wie es ansieht, lateinisch: so

f) *Qua aratrum vomere lacunam (striam), facit, sulcus vocatur*, sagt Varro I, 29; 3. Ich habe das Wort *striam* eingeschlossen, weil der Sinn es durchaus zu erfordern, und es die ländliche Benennung einer gewissen Furche zu seyn scheint.

so werden wir auch wohl das Werkzeug angenommen haben.

Vierarten, ist ein obersächsischer Ausdruck, von welchem ich folgende Stelle aus dem Hausvater g) hier anführen muß: „in Sachsen, wo man „an einigen Orten statt des Wendens (der zweiten Pflugart) anjesho „(im Junius) die Brach zum erstenmale aufreißt, und überhaupt nur dreimal zu beackern pflegt, nennt man dies Wenden die Vierart, welches „so viel ist als die vierte Art, oder vierte Bearbeitung. Man pflegt im „Sprichworte zu sagen; die vierte Art, „die vierte Garbe mehr., Hiesse, wenn man viermal zum Winterfelde pflügt, die vierte Pflugart die Vierart: so müßte und würde man das Wort gleich für deutsch erkennen; nun heißt aber, wenn man viermal pflügt, die zweite Pflugart die Vierart: sollte man je die zweite Pflugart haben die vierte nennen wollen? Bei den Römern hieß zum zweitenmale pflügen iterare, iteratio. Laßt uns annehmen, man hätte es nach dem zweiten Pflug die Iterat genannt, laßt uns dies Wort dem gemeinen Landmanne Preis geben, ohne es auf seine eigentlichen Buchstaben fleißig zurück zu bringen: sollte es nach Jahrhunderten die noch wohl behalten haben? Nicht? So wird man ihm also, wenn der Ursprung vergessen ist, den Sinn unterlegen, den es nach seiner gegenwärtigen Aussprache aus den nächsten deutschen Wörtern anzuneh-

men am fähigsten ist. Der Bauer wisse nicht mehr, was Iterat ist, wie leicht macht er Iterart daraus! Dem will man wieder einen Sinn, ein deutsches Gewand geben, ich wundere mich nicht, wenn man das Iterart, wie es vermuthlich ausgesprochen wurde, in das verständlichere Vierart verwandelte. Ich werde es übrigens gern hören, wenn Jemand besser erklären wird, wie man die zweite Pflugart die vierte zu nennen veranlaßt sey.

Walzen sieht nicht fremd aus, aber das platte woltzen, woltet, sieht doch dem lat. volutum, volutare sehr ähnlich, wohl so viel, daß man das Walzen des Ackers für eine angenommene Feldarbeit halten mögte.

Nur einige Anmerkungen hierüber.

Ich finde nicht, daß unsere hiesigen Vorwirths die Benennungen des römischen Feldmaaßes angenommen haben; auch in Oberdeutschland behielt man nichts davon als das jugerum, Jauchart. Indes ist doch der Calenbergische Morgen, der 30720 Quadratfuß ausmacht, nicht gar viel größer, als das römische jugerum, das aus 28800 römischen Schuhen besteht, und vielleicht gar nichts größer, wenn wir das Fußmaaß so ganz genau vergleichen könnten. Fand man dies Feldmaaß von je her so bequem? Vielleicht dem Zugviehe am besten angemessen? Oder nahm man es auf Empfehlung an? Messen konnte man ohne Zweifel hier schon h) und doch ist messen, meten,

B 6 b 6 3

me-

g) Im 1<sup>ten</sup> Theile, S. 101.

h) Behutsamer hätte ich nach dem Tacitus, freilich gesagt: vertheilen konnte man hier die

metiri, der Nähnlichkeit nach, ein fremd des Wort.

Da Acker, ager, Kamp, campus, Furche, porca, und Fore, forus, ausländische Wörter sind, die besonders die Eintheilung der Länderei erleichtern und angeben: so scheint die sonst so genau und so nöthig nicht gewesen, sondern bei einer stehenden Landwirthschaft erst erforderlich geworden, und eingeführt zu seyn.

Das Wort Früchte nahm man vermuthlich gern von fructus oder fruges an, weil man wohl keins hatte, womit die gesamtten Pflanzen, (Planten, plantæ, ist auch nicht unser,) des Feldes benannt werden konnten.

Sind Halm, calamus, Stoppel, stipula, und Stroh, stramen, alle drei nicht unser: so scheint man sie sonst bei dem Umherziehen nicht gebraucht, nicht geachtet, und also auch nicht benannt, sondern erst bei einem festen Wohnsitz genützt, und den fremden Namen beibehalten zu haben.

Den Pflug hatten wir bereits mit allen seinen gegenwärtigen Theilen, bis auf den Rüh, rulla, falls wir nicht bloß den Namen nur dafür annahmen, und es überhaupt mit der Schreibart rulla seine Richtigkeit hat. Eben so ist es vielleicht mit der Egge, occa, da man hie und da eggen auch boten, mit einem vermuthlich einheimischen Worte nennt, und da ein solches Werk-

zeug auch in der Kindheit des Feldbaues besonders auf dem Leimboden unentbehrlich gewesen seyn muß. Vielleicht war die römische Egge schon vollkommner, wirkfamer, und unsere Vorwirthte zogen sie samt dem Namen der übrigen vor.

Joch ist von jugum; pflügten unsere Vorfahren etwa bloß mit Pferden, und lernten erst von dem Römer den Ochsen zum Pfluge zu gewöhnen?

Pflügen, wenden und sälen, sind ursprünglich deutsche Benennungen der Feldarbeiten. Das erste könnte das aufreißen der Brach, oder des Aegers, die erste Pflugart, das wenden die zweite, wie sich noch findet, und das sälen die dritte, oder Saatsfurche bezeichnet haben. Dies bedeutet flach pflügen, und wenden, den Acker wieder zusammenlegen, den der erste Pflug auseinandergerissen hatte. Auf schwerem Boden sollten unsere Vorwirthte ohne drei Pflugarten wohl nicht haben bestellen können. Wenn indeß ahren von arare, rühren von rurare, strecken von strigare, und vierarten von iterare konnt: so frägt sich billig, ob unsere alten Ackerteute für ihre schon gebräuchlichen Pflugarten bloß fremde Benennungen annahmen? Und wenn dies nicht eben wahrscheinlich ist, ob sie nicht vielmehr eine noch nicht bei ihnen eingeführte Pflugart mit dem neuen Namen bemerken wolten? Dieser Meinung

die Ländereien schon: agri pro numero cultorum ab universis per vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Facilitatem parvendi camporum spatia præstant. Arva per annos mutant, & superest ager.

German. c. 26.



nung bin ich, und glaube, daß sie mit der fremden Benennung eine Pflanzart ausnahmen, die noch bei ihnen nicht im Gange, und wenig nöthig war, da sie ihre Acker stets zu bestellen anfangen. Auch das walzen scheinen sie jetzt erst gelernt und nöthig erkant zu haben.

Es ist schwer zu leugnen, daß Saamen von Samen, und Saat von solum abstamme, wenn man auch säen von serere nicht ableiten will. Die allgemeinen Benennungen scheinen uns also gefehlt zu haben, und diese aus eben der Ursache, aus welcher wir Früchte, Acker, Stoppel, u. s. m. ausnahmen, behalten zu seyn.

Unsere Erntewerkzeuge sind bloß mit der Sichel, sicula, die wir doch in Niedersachsen auch nicht viel gebrauchen, vermehret; daß wir den Si von sica benannt hätten, bezweifle ich sehr. Die Furche, furca, hatten wir in der Crepe schon, war auch diese von je her dreizackig, und jene zweizackig: so ist diese Verbesserung doch nicht weit her, man muß gar gern ausländische Benennungen angenommen haben. Der Stiel von stilus gehört auch wohl zu den allgemeinen Ausdrücken, die am leichtesten ihr Glück hier machten. Die Sense, Seise, ist unser Werkzeug, wie nannte man ihre Wirkung, wenn mehen, (oder muß ich mähen schreiben?) von metere gemacht ist?

Den Dreschflegel habe ich oben schon für unser Veräth erklärt, ob man ihn gleich jetzt von stagellum benennt; das Treiten mögen wir allenfalls von triturare entlehnt haben,

hießen wir doch kein von linum, auch wohl von λινον, da wir ohne Zweifel schon Flachs baueten.

Der Speicher, Spiker kan nicht gut älter seyn, als das junge lateinische spicarium, und scheint erst auf den Klöstern vorgerichtet zu seyn, obgleich das Stammwort spica freilich lateinisch ist.

Die Meister auf großen Gütern, der Hofmeister, Schaßmeister, Braumeister, Fischmeister, u. s. w. sind wohl unstreitig Nachahmungen des römischen magister, wie unsere Präben die alten praebita. Den Enken haben wir, glaube ich, auch daher angenommen, wer ihn aber lieber zum gebornen Deutschen machen will, dem werde ich ihn nicht abzustreiten suchen.

Was würde denn nun das Resultat von diesen Untersuchungen seyn? Das bin ich nicht befugt jemanden vorzusagen, jeder ziehe es selbst heraus. Das meinige lautet für mich so: unsere Vorfahren trieben, als die Römer hieher kamen, schon einen stärkern und sorgfältigern Ackerbau, als man nach den ältesten Geschichtschreibern vermuthen sollte; ihre Landwirthschaft war aber doch noch nicht stehend, noch nicht so wohl geordnet, daß sie nicht einer Verbesserung von ältern Landwirthen empfindlich gewesen seyn sollte; und die nahmen unsere Vorfahren so dankbar an, daß sie auch das fremde Wort beibehielten. Sie waren schon ganz gute Ackerteute, glaubten aber nicht, wie einige ihrer Nachfolger; daß sie nicht noch bessere werden könnten.

Es ist ein nun ziemlich erkantes Hinderniß in der Verbesserung des Feldbaues seit undenklichen Jahren gewesen, daß die Bauerhöfe ihre Acker in so vielen kleinen Stücken auf der ganzen Feldmark zerstreuet liegen haben. Eine Untersuchung darüber mögte aber diesen Auffatz zu weit ausdehnen, ich stelle sie wohl ein andermal an.

Nur noch ein Wort von den Wiesen in den ältesten Zeiten. Sie gehören so genau zum Ackerbaue, daß sie hier nicht übergeschlagen werden können. Man hatte sie damals ohne Zweifel noch so überflüssig, daß man die römische Wartung und Pflege derselben anzuwenden nicht nöthig hatte i). Die zweimalige Nutzung der Wiesen ist aber wohl noch nicht üblich gewesen. Es sieht wenigstens sehr darnach aus, daß unsere

Gramme vom lat. gramen benannt sey. Gramen, oder *foenum cordum*, wie sie eigentlich bei den Lateinern hieß, war wohl zu lang, man behielt das erste Wort. *Gront*, *Grumme*, *Grummet* solten wir also nicht schreiben. Unsere eigenthümlichen Ausdrücke sind Gras und Heu, Gramme ist sicher ein geborgter. Jetzt, bei der Erweiterung des Feldbaues zur Einschränkung der Wiesen, thäten wir nicht übel, die römische Wiesenpflege wieder hervorzusuchen und einzuführen. Unsere guten Borwirthe hätten das gewiß gethan, wenn sie in den Umständen gewesen wären, Wiesen zur Vermehrung des Kornbaues unter den Pflug zu ziehen. Es waren ihnen aber auch die Hände so gebunden, wie uns.

R.

- i) Tacitus sagt von seiner Zeit, man hätte sich nicht die Mühe gegeben: sie zu separiren. *German.* c. 26. Man hatte also noch keine eigene, beständige, gehegte Wiesenplätze, sondern mehrete sein nöthiges Gras, wo man es fand.

## A n f r a g e .

In des Herrn von Eraths Corp. diplom. Quedlinburg. S. 592. steht ein Lehnbrief vom J. 1381, nach welchem die Aebtissin Ermgard zu Quedlinburg, eine Witwe von Alsleben und ihren Sohn, Jordan, folgendermaßen mit dem Erbschenkenamte beliehen hat: „hebben belegghen Ghesen, Jordans Weddewen von Alsleven vnde Jordon von Alsleven, oren Sone, mit deme Schenke ammechte vnser vorbenannten Goddeshuses zu rechteme leene mit aller Tobehoringe, ane dat Ber vnde Haven, vnde wat wie ut der Handt

gheven soolden, odir vnse Nakomelinge. Davor hebbe wie on gelegghen eyne Huse up deme Welde to Dittforde to rechteme leene. Dat Broet von deme Gweyleye wu vnd wane wie dat vndt vnse Nakomelinge dat geven vnser Jusefrowen, also wille wie on dat of geven, wat one davon bort, 2c..

Es wird also gefragt: 1) was bedeutet das Wort *Gweyleye*? und 2) was wäre eigentlich der Sinn der letzten Periode?

Wolte Jemand die Gefälligkeit haben, seine Gedanken zur Erläuterung dieser Stelle in den gegenwärtigen Blättern mitzutheilen, so würde er einem Freunde der deutschen Geschichte sich sehr verpflichten.

# Hannoverisches Magazin.

72<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 6<sup>ten</sup> September 1784.

Fortsetzung der Beschreibung einiger ausländischen merkwürdigen Bäume und Pflanzen, die in den Reisebeschreibungen vorkommen.

(S. das II. 28<sup>te</sup> und 50<sup>te</sup> St. vom v. J.)

## Vierter Brief.

Die Beschreibung des Betels, die ich Ew. : : in meinem letzten Briefe gegeben habe, erinnert mich an ein anderes amerikanisches Bäumchen, das in dem Königreiche Peru häufig gefunden wird, und unter dem Namen Coca bekannt ist. Es wird nur eine bis höchstens zwei Ellen hoch, und hat weiche und hellgrüne Blätter, die nicht viel größer sind, als die Blätter an den Myrthenbäumen. Die Westindianer bedienen sich derselben auf eben die Art, als die Ostindianer des Betels, oder die Europäer des Tabacks. Sie machen nemlich mit verbrannten Muschelschaalen daraus kleine Kugeln, und nehmen solche in den Mund, um daran zu kauen, wie insonderheit unsere Schiffsleute und Matrosen zu thun gewohnt sind.

Die Früchte haben die Gestalt rother Trauben oder Beeren, die, wenn sie reif sind, schwärzlich werden. Sie sind für die Peruvianer von großer

Wichtigkeit, indem sie solche trocken, und sich derselben, statt des Geldes, im Handel und Wandel bedienen. Besonders treiben die Indianer, die in den Gebürge wohnen, ein großes Gewerbe mit dieser Art von Münze, und gebrauchen sie zur Einkaufung, oder zum Eintauschen ihrer Kleidung, des Viehes, und vieler andern Waaren.

In Amerika findet man einen hohen Baum, der unter dem Namen Crescentie vorkommt, und auch den Namen Calabassen- oder Kürbisbaum führet, dabei von sehr großem Nutzen ist. Nur muß er von einem andern Geschlechte (*Adanfonia* L.), das auch zuweilen Calabassenbaum genannt wird, wohl unterschieden werden. Man hat zwei Gattungen davon, die im Linné angeführet sind, nemlich *Crescentia Cuiete*, oder *Cujeten Crescentie*, und *Crescentia cucurbitina*, oder *breitblättrige Crescentie*. Jener Baum wird an die dreißig Fuß hoch, hat einen hin und wieder niedergeb-

gebogenen Stamm, den eine knotige weißgraue Rinde umgiebt. Das Holz ist weich, aber dabei überaus zähe. Die Blätter sind schön grün und dicke. In der Länge halten sie 5 bis 6 Zoll, in der Breite aber nur 1 Zoll. Sie sind an beiden Seiten zugespitzt und mit einem Stiele versehen. An den Seiten der Aeste stehen die Blumen in grossen Traubenkränzen, deren Kronen grünlichgelb und braun gefleckt sind. Die Früchte haben die Gestalt eines Flaschenkürbis. Unter ihrem äußerlich grünlichgelben Oberhäutchen liegt eine sehr harte holzige Schale, welche einige Linien dick, mit einem weichen saftigen Mark und vielen bräunlichen Saamentörnern angefüllt ist. Die Größe dieser Früchte ist sehr verschieden. Es giebt nemlich dergleichen von einem Paar Zoll bis zu einem Fuß in der Länge. Für die Indianer sind sie von großem Nutzen, und sie bedienen sich derselben auf mancherlei Art. Sie machen daraus nicht nur Schaa: len zum trinken, sondern versfertigen auch Teller, Flaschen, Töpfe und allerhand Hausgeräthe von der Schale, welche so feste sind, daß sie beinahe Wasser darin kochen können. Das Mark der Früchte wird als eine Arznei gegen viele Krankheiten gebraucht, und man bedient sich desselben in Brasilien, Jamaika und Virginien, wo dieser Baum zu Hause gehört und häufig wächst, sehr häufig. Man macht auch einen Trank daraus, welcher eine eröffnende auflösende und gelinde abführende Kraft hat.

Man hat diesen Baum auch in Afrika angepflanzt, und nennet die Früchte dafelbst Machamona. Bei uns läßt sich derselbe auch, wiewohl nur in Treibhäusern, fortbringen und muß aus dem Saamen gezogen werden.

Wenn es richtig ist, was Lameri berichtet, daß dieses der Baum sey, der auch Cohyne oder Chorne genannt wird, so muß ich noch bemerken, daß sich die Cannibalen desselben auch zu religiösen Cerimonien bedienen. Sie machen kleine Gefäße daraus, die sie an einen kleinen Stock stecken, mit Federn schmücken, und nachdem sie Rays hinein gethan haben, in ihren Hütten als ein religiöses Heiligtum aufstellen.

Die breitblättrige Crescentie ist ebenfalls in Südamerika zu Hause, und der vorhergehenden sehr ähnlich. Der Stamm aber ist nicht über zwanzig Fuß hoch, und mit einer weissen glatten Rinde bekleidet. Die Blätter sind länglich eyruhrig, unverlezt, und haben einen kurzen Stiel. Die Früchte haben eine sehr dünne zerbrechliche Schale, dunkleres Mark und dünnern Saamen. Auch die Blumen sind dunkler von Farbe und kleiner.

In den Beschreibungen von Brasilien wird eines nützlichen Baumes gedacht, nemlich des weissen Balsambaums. Linné nennet denselben *Copaifera officinalis*, daher er auch sonst der officionelle Capaivabaum genannt wird. Der Stamm soll eine sehr aufsehnliche Höhe erlangen, gerade und mit vielen weit ausgebreiteten Aesten



Nesten versehen seyn. Seine Blätter sind gefiedert. Die Krone besteht aus vier länglichen spizen vertieften und ganz ausbreiteten Blättern. Sie stehen wechselsweise außer den zwei letzten. Die Blumen entspringen häufig aus dem Gipfel der Nester. Von der Frucht, die nach der Nachricht, die Herr Jacquin davon giebt, nicht schotenförmig, sondern rund und fleischig, auch mit vielen Saamenkörnern versehen seyn soll, vermuthen einige, und unter andern Herr Bäck, daß es die Pecherinbohne sey, die man gegen die rothe Ruhr anrühmt. Man findet diesen nützlichen Baum außer Brasilien, auf der Insel Maranton und auf den Antillen.

Aus der Rinde dieses Baums schillet ein harziger Saft aus, welchen man in den Monaten März und September zu sammeln pflegt. Um ihn häufig zu bekommen, machen die Einwohner von Brasilien in den Stamm des Baumes elnen sieben Zoll langen Einschnitt, und hängen eine Calebassen-Flasche unter die Oeffnung, in welche der Balsam so stark und häufig herabfließt, daß sie in einer Zeit von drei Stunden bis auf zwölf Pfund Balsam auffangen. So bald er aufhört zu fließen, wird die Wunde mit Hon oder Wachs zugestrichet. Nach einigen Wochen öfnet man solche wieder, und es läuft alsdenn abermal eine ganze Menge heraus: Dieser Balsam ist wie ein dickes Del, durchsichtig und gelblich, wie Wein, etwas bitter vom Geschmack, und hat einen starken, jedoch

nicht unangenehmen balsamischen Geruch. In reinem Weingeist löset er sich größtentheils auf. Es giebt zweierlei Arten dieses Balsams: eine hellere und dünnere, und eine dunkelgelbe und dabei zähere. Die erstere von diesen wird indessen nur gewöhnlich in den Apotheken gefunden. Bei der Destillation giebt dieser Balsam eine Menge ätherischen Oels. In seiner Würkung hat er viel ähnliches mit dem venetianischen Terpentin. Er hat eine erhitze, auflösende, harntreibende und antiseptische Kraft, und gehört zu den nervenstärkenden Arzneien, erfordert aber wegen seiner flüchtigen und durchdringenden Wirkungsart gute Vorsicht beim innerlichen Gebrauche. Man bedienet sich desselben so wohl in Substanz als auch in Weingeist, oder Eyerdottern mit Wein aufgelöset in venerischen Krankheiten, gegen den Scorbut, bei der Wassersucht, der Ruhr, und in den Lungenschwüren. Jedoch muß kein starkes Fieber dabei seyn. Außerlich gebraucht, ist er ein gutes reinigendes Mittel bei Verwundungen.

Es sey mir erlaubt, hier eine kleine Excursion zu machen, und bei dieser Art Balsams Ihnen etwas von dem von Gilead zu sagen. Dieser war eines von den kostbarsten Produkten des Landes Canaan, und wurde besonders in der Gegend um Gilead gezogen, daher er dann auch den Namen bekam. Er war in den frühesten Zeiten schon ein wichtiger Handlungsweig. Diejenigen Ismaeliten, an welche Joseph

von seinen Brüdern verkauft wurde, kamen von Gilead, und hatten eine große Menge Balsam bei sich, den sie in andere Länder verführten. (1 Mos. 37, v. 25.) Einige Gelehrte sind der Meinung, daß dieser Balsam eben derselbe sey, welchen man sonst Balsam von Mecca nennet: Andere aber machen eine andere Art daraus, und sagen, es wäre nur eine besondere Art von Harz gewesen; der eigentliche arabische Balsam aber wäre erst zu den Zeiten Salemons nach Canaan gebracht worden. So viel ist gewiß, daß in den Schriften des alten Testaments zweierlei Worte vorkommen; die im Deutschen durch Balsam übersetzt sind. Derjenige, den die Ismaeliten mit sich führten, wird Zori genannt, und eben dieses Wort wird auch von dem Balsam von Gilead gebraucht. (Jer. 46, v. 11. 51, v. 8.) Eine andere Art heißt Naraph (2 Mos. 30, v. 34.) Die Ausleger sind in der Erklärung beider Worte nicht einig. Die siebenzig Dollmetscher übersetzen das erste Wort durch Kätinâ oder Kitini, und das andere durch Staktâ oder Stakti. Durch letzteres verstehen einige nichts anders, als Myrrhen, zwar nicht diejenige, welche von sich selbst von dem Baum, der sie hervorbringt, herabfließt, sondern die, welche man durch die Kunst davon bekömt, indem man das Gummi preßt, damit die Festigkeit tropfenweise herauslaufe. Durch das erstere verstehen einige den Mastix. Wahrscheinlich ist es, daß der eigentliche Balsam von Gilead eben diejenige harzige

Materie ist, die man heut zu Tage den Balsam von Mecca nennet, und der einen wichtigen Theil von den Einkünften des Großherrn ausmacht. Ob er aber, nach der Meinung des Bochart's, unter der Regierung Salomons durch die Königin aus Saba, aus dem glücklichen Arabien nach Palästina, oder von hier durch die Ismaeliten nach Arabien verpflanzt worden, könnte noch zweifelhaft scheinen, wenn es nicht aus der angeführten Stelle aus 1 Mos. 37, erhellete, daß er früher in Palästina gewesen sey, als in Arabien; denn warum solten sie ihn sonst nach Arabien verführet haben? Daraus ist wahrscheinlich, das diejenigen wohl nicht irren, die das Zori von Gilead, durch den Balsam von Mecca erklären. Dapper beschreibt ihn auf folgende Art: Der Baum, von dem er, als ein Harz, ausschwißt, ist nicht groß, und bekommt wenig Blätter. Diese fallen des Winters nicht ab, sind den Hautenblättern gleich, grün von Farbe und etwas weißlich. Das Holz ist harzig, leicht und von außen röthlich, und ist mit wenigen Blättern besetzt. Das Harz tropft des Sommers aus der aufgekerbten Rinde des Baums, und wird, sobald es an die Luft kömt, weißlich, dann grün, goldgelb, und endlich honiggelb.

Von der Art, wie der Balsambaum eingekerbt wird, geben uns die Alten verschiedene Nachrichten. Plinius sagt: Die Rinde des Baums müsse mit Glas aufgeritzt werden, denn wenn man Eisen dazu brauche, so stirbe der Stamm

Stamm ab; oder wie andere sagen: die Adern zögen sich zusammen, und hinderten den Saft, daß er nicht herausfließen könne. Andere im Gegentheil sagen, daß man Eisen ohne Gefahr dazu brauchen könne.

Dieser Balsam von Gilead ist in der Arzneikunst von den Alten häufig gebraucht worden. Man mag ihn nun entweder für den eigentlichen arabischen Balsam, oder für ein Harz, das aus dem Terpentinbaum, oder Cedern fließt, erklären. Dahin gehöret die Stelle Jer. 8, v. 22. Ist denn kein Balsam in Gilead? Ist denn kein Arzt da? wobei einige die Anmerkung machen, daß, da Gilead wegen seines Balsams, als eines bewährten Heilmittels so berühmt gewesen, und sehr wahrscheinlich sey, daß sich viele Arzneien in dieser Gegend aufgehoben haben, die den Gebrauch desselben verordneten. Ob aber dieser Balsam unter die Ingredienzien des heiligen Rauchpulvers 2 Mos. 30, v. 34. genommen worden, darüber sind die Meinungen getheilet. So viel ist gewiß, daß das Wort Nataph, das hier gebraucht wird, die allgemeine Bedeutung eines Tropfens habe, und also gar wohl eine jede Art eines Harzes oder Gummi anzeigen könne. Die Rabbiner haben daher auch nicht erwanget, eine Menge solcher Harze zu nennen, und bald Myrrhen, bald Mastix, bald gar Theriac daraus zu machen, da aber dieses Nataph andern Harzen, z. E. dem Weihrauch entgegen gesetzt ist, so kan es kein allgemei-

ner Ausdruck von einem jeden Harze seyn, sondern es muß eine gewisse Gattung desselben anzeigen. Einige meinen also, es wäre eben derjenige Balsam von Gilead, der oben beschrieben ist, darunter zu verstehen, weil dieses Harz unter allen das kostbareste gewesen, und von den Einwohnern deswegen auch der Fürst der Wohlgerüche genannt worden wäre, so hätte es Gott besonders befohlen, solches unter das heilige Räuchwerk zu mischen. Andere verstehen beinahe mit eben den Gründen die Myrrhen darunter, und sagen: die Myrrhen wurden von den Rabbinen das vornehmste aller Räuchwerke genannt. Man kan indessen eine Meinung wählen, welche man will.

Nach dieser kleinen Ausschweifung komme ich zu einem ähnlichen Pflanzengeschlechte, das in Ostindien, in Peru, auf Ceylon und auch in einem Theile von Europa unter dem Namen der Balsamäpfel bekant ist. In Ostindien z. E. giebt es *Balsamina momordica*, Linn. oder gemeiner Balsamäpfel; *Charantia momordica*, Linn. bitterer Balsamäpfel; *Trifoliata momordica*, Linn. dreiblättriger Balsamäpfel. In Peru *Pedata momordica* Linn. fußförmiger Balsamäpfel. Auf Ceylon *Luffa momordica*, Linn. Ceylonscher Gurken, oder Balsamäpfel: und im mittägigen Europa *Elaterium momordica*, Linn. oder Eßelsgurke.

Der gemeine Balsamäpfel wird auch sonst Wunderäpfel oder Heilgurke genannt, und zwar so wohl wes-



gen seiner Gestalt, als Wirkung. Die Früchte dieser Pflanze sind höckerige, eckige Aepfel, die die Gestalt einer Gurke haben. Die Blätter aber sind glatt, abstehend und handsförmig. Die Wurzel dauert nur ein Jahr, ist klein und faserig, treibt aber viele zarte rankige 2 bis 3 Fuß lange eckige gestreifte Aeste, die sich vermittelst der Häckgen, die sich gleich den Erbsen, bei jedem Blatte befinden, an alle in der Nähe stehende Körper anhängen, und in die Höhe steigen. Die Blätter gleichen den Weinstocksblättern, doch sind sie kleiner, glatt, hellgrün, in fünf spitzige gezähnte Lappen bis zur Hälfte eingeschnitten, und sitzen an Stielen, die 1 bis 1½ Zoll lang sind. In den Blattwinkeln entspringen die auf Stielen sitzende weißliche mit gelben Adern durchzogene Blumen. Auf die Blüte folgt alsdenn die schon gedachte längliche gurkenförmige Frucht, die auf der Oberfläche mit stachelichen Knöpfchen versehen ist. Inwendig bestehet diese Frucht nur aus einem Fach, und ist mit einem hochgelben Marke angefüllet. Wenn man diese Frucht nur geringe berührt, so springt sie gleich auf, wirft den braunrothen länglichen Saamen von sich, und krümmet sich rückwärts über. Ob wohl diese Pflanze eigentlich in Ostindien zu Hause gehöret, so kan sie doch auch in Italien, und andern warmen europaischen Ländern in den Gärten leicht gezogen werden. Sie kömmt im August zur Blüte, aber die Früchte werden außer ihrem Vaterlande selten reif. Man schreibt dieser Frucht eine bei Wunden dienliche

und die Schmerzen stillende Kraft zu. Bei der güldenem Ader soll sie fürtreffliche Dienste leisten. In den Apotheken bereitet man auch durch das Aufgießen ein Balsamöl daraus. Von den ältern Aerzten wird solches mit vielen Lobsprüchen belegt, und so wohl bei innerlichen Krankheiten, als auch zum äußerlichen Gebrauch in Wunden, Geschwüren, aufgesprungenen Brüsten und bei verbrannten Theilen angepriesen. Neuere hergehen sagen, daß, wenn es auch noch so sorgfältig zubereitet ist, es dennoch vor gemeinem frischen einfachen Baumöle für den Arzt in keiner Rücksicht etwas vorzügliches habe, vielmehr, wenn es schlecht zubereitet, oder nachlässig, oder zu lange aufbewahret wird, eine unangenehme ranzige Schärfe habe, die dessen Gebrauch in vielen Fällen unnütz, oder gar schädlich macht.

Der bittere Balsamapfel, der auch der große genannt wird, hat ebenfalls eckige höckerige Aepfel, aber die Blätter sind rauch, länglich und handsförmig, die in fünf bis sieben ungleich ausgezackten Lappen tief eingeschnitten sind. Der herzförmige Blumenkopf, dessen Stamm halb umfaßt, giebt dieser Gattung eine große Aehnlichkeit mit der vorigen, und sie ist nur darin von ihr unterschieden, daß sie hier ganz unversehrt, dort aber gezähnt ist. Die Pflanze hat zwar einen unangenehmen Geruch, doch werden die getrockneten Blätter und Ranken von den in Ostindien wohnenden Europäern wegen ihrer Bitterkeit an statt des Hopfens zu ihrem Zerkubiere gebraucht. Auch die Früchte

wer:



werden, wenn sie vollkommen, ob schon noch nicht ganz reif sind, abgebrochen, in Stücken zerschnitten, in Wasser abgekocht, und, wenn dasselbe davon abgegossen worden, mit einer Brühe zubereitet, und gegessen. Der bittere Ausguss soll ein gutes Mittel gegen die Würmer seyn.

Der dreiblättrige Balsamapfel hat eiförmige zackigte Aepfel, und dreifache gezähnte Blätter.

In Peru findet sich der so genannte fußförmige Balsamapfel. Seine Aepfel sind gestreift, und die Blätter fußförmig sägeartig gezähnt. Alle Einwohner zu Peru essen diese Pflanze, oder vielmehr die Frucht derselben in ihren Suppen. Sie erfrischt außerordentlich, und ist also in Peru, wo die Hitze unanstehlich ist, eine große Wohlthat.

Der ceylonische Gurken-Balsamapfel, hat Aepfel, die länglich und mit kettenförmigen Furchen besetzt sind. Die Blätter sind eingeschnitten, und die Gabeln gleichsam aus einer Dolde von kleinen Gabelchen zusammengesetzt. Die Frucht ist eine angenehme Speise.

In dem südlichen Europa wächst der Balsamapfel mit dem Beinamen Felsgurke. Er hat Aepfel, die mit steifen Borsten versehen sind und keine Gabeln haben. Die Wurzel ist einen Fuß lang und zwei bis drei Zoll dick, in viele Fasern zertheilt, dabei weiß, fleischig und von bitterm eckelhaftem Geschmack. Aus ihr entspringen dicke, etwas rauhe, auf der Erde liegende Stengel, die mit herzförmigen, unverletzten saltiggezähnten Blättern besetzt

sind. Aus den Blattwinkeln kommen die gelben mit grünlichen Adern durchgezogenen Blumen, und auf diese folgt die Frucht, die aus länglichten walzenförmigen, einer Gurke ähnlichen Aepfeln besteht. Sie sind gewöhnlich einen Zoll oder etwas mehr lang, und eines Fingers dick, hockerig und grün von Farbe; dabei so elastisch, daß sie, wenn sie reif sind, bei der geringsten Berührung abfallen und den Saamen mit einem bitterm Saft weit von sich spritzen. Alle Theile der Pflanze haben eine purgierende Kraft, doch die Früchte am stärksten. Das Extractum Elaterii in den Apotheken ist der Saft, der aus der Wurzel derselben ausgepreßt und eingetrocknet wird. Er war schon den griechischen Ärzten bekannt, und wird als eine starke Arznei den purgierenden Arzneien beigesetzt. Man kan diese Pflanze hier zu Lande aus Saamen leicht fortpflanzen, und sie ist ein Sommergewächs.

Ich erinnere mich eben der Beschreibung, die ich Ihnen im vorigen Briefe von dem Kampferbaum gegeben habe. Ich wolte derselben noch eine Nachricht von einem von demselben gänzlich unterschiedenen Pflanzengeschlechte, das unter dem Namen der Kampferpflanze, Camphorasma. Linn. bekannt ist, beifügen. Da aber der Brief schon länger geworden war, als er hätte seyn sollen; so beschloß ich, die Beschreibung desselben in diesem Briefe mitzutheilen. Hier ist sie.

Die Kampferpflanze hat einen kurzförmigen Kelch, welcher nach Linns Beschreibung aus vier besondern Blättern

chen zusammen gesetzt ist, davon zwei gegen einander überstehende groß und nachenförmig, zwei aber kleiner und platt sind. Sie hat gar keine Krone, und einen eyrunden plattgedruckten Frucht-Knoten. Auf die Blüte folget eine einzelfachige oben aufspringende mit dem Kelche bedeckte Saamenkapsel, welche ein einzelnes, eyrundes, glänzendes und plattgedrucktes Saamenkorn enthält. Man hat verschiedene Arten von dieser Pflanze. In Arabien findet sich *Camphorasma Pteranthus*, Linn. In der Schweiz auf den Gebürgen wächst das glatte Kampferkraut, *Camphorasma glabra*, Linn. wie auch *Camphorasma acuta*, die spizblättrige Kampferpflanze. In den sandigen Gegenden von Spanien aber, in Languedoc und in der Tartarei trifft man die *Camphorasma monspeliaca*, Linn. Die rauhe Kampferpflanze bei Montpellier an, eine Pflanze die sehr nützlich ist. Die Wurzel derselben ist holzig und daumensdick. Aus ihr kommen viele Stengel hervor, die ebenfalls holzig, eine Elle lang, etwas dick, haarig und ästig sind. Die Blätter sind nur klein, vier Linien lang, zart, haarig, gleich breit, etwas rauch, und sitzen wechselseitig in großer Anzahl an den Knotten der Aeste. Die Blumen entspringen aus den Blattwinkeln, sind grün und ihre Raubbeutel rosenfarb. Die Blätter dieser Pflanze riechen nach Kampfer und haben einen etwas scharfen Geschmack.

In dem zweiten Theile der pariser Abhandlungen findet sich Seite

P.

360. eine genaue Nachricht von ihrem Nutzen, die ich hier noch beifügen will. Die Pflanze erhitet und reiniget sehr. Sie ist bei frischer Wassersucht nützlich, im Fall der Kranke kein Fieber hat. Wenn sie lange Zeit als eine Pritsane gebraucht worden, und ihr mit Purgiermitteln zu Hülfe gekommen wird, so hilft sie meistens. In Engbrüstigkeit thut sie auch gute Dienste, sonderlich, wenn dieselbe die Hauptkrankheit, und nicht ein von einem andern Uebel verursachter Zufall ist. Wenn man sie bei dem Antritt des Uebels, oder auch in seiner Heftigkeit eingiebet, so ist es gut nach des Herrn Burret seiner Erfahrung, daß man 5 bis 6 Tropfen Bigern Essenz und so viel von *Laudanum liquidum* zur Pritsane thut. Bei der Engbrüstigkeit muß man sie nicht so lange brauchen, als in der Wassersucht; ja zuweilen wohl einige Monate damit aussetzen. Wenn Engbrüstigkeit und Wassersucht bei einander sind, so muß man den Trank stärker machen, alsdenn thut er fast immer Wunder. Zur Verfertigung einer Pritsane nimt man die zartesten und dünneften Zweige, die am meisten mit Blättern versehen sind, und schneidet sie klein; thut 1 bis 2 Unzen in ein Maß Wasser, oder auch weissen Wein. Man braucht diese Pflanze auch wie einen Thee. Je grüner und frischer sie ist, desto besser ist sie. Doch hält sie sich von einem Jahre zum andern, und bleibet immer von etwas gewürzartigem Geruch. So sehr diese Pflanze auch ihres Nutzens wegen gerühmet wird, so wird sie gleichwohl in Deutschland wenig oder gar nicht gebraucht, und sie ist in den wenigsten Apotheken zu finden.

Erwarten Sie nächstens die Fortsetzung obalder Beschreibungen, denn ich werde selbst genöthiget diesen Brief zu schließen.

X.

# Sammerisches Magazin.

73<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 10<sup>ten</sup> September 1784.

## Etwas von Bestimmung der künftigen Witterung.

**E**in oftmaliges und heftiges Blutspucken; ein mit einem beständigen Fieber begleiteter Husten und böser Auswurf, haben nun schon seit beinahe einem Jahre meine Gesundheit ungemein erschüttert. Da diese nur gar zu oft unüberwindlichen Feinde der Gesundheit und des Lebens eines Menschen, selbst unter der Aufsicht meines gewiß sehr geschickten Arztes, und bei dem Gebrauche der besten Arzneimittel immer tückischer und gefährlicher werden, und meine Kräfte täglich, wie wohl langsam, immer mehr und mehr schwächen; so wird hiedurch mein baldiger Tod sehr viel wahrscheinlicher als meine Genesung. Weil obige Uebel meine Kräfte und das Vermögen zu denken, so sehr geschwächt haben, daß ich nur in kurzen Perioden das Bette verlassen kan, und unfähig bin, auch nur mit geringer Anstrengung zu denken; so werde ich bloß einige kurze nicht ausgeführte Wahrheiten, über die wichtige Materie, von der Bestimmung der künftigen Witterung aufs Papier werfen, und als denn meinem Leser eine Vergleichung

der in diesen Blättern prophezeigten, und nachher wirklich erfolgten Witterung, zur eigenen Prüfung vorlegen können.

Die Bestimmung der zukünftigen Witterung, ist für den Ackerbau, für die Schiffahrt, fürs Kriegswesen, und für viele andere Geschäfte des menschlichen Lebens, so erstaunlich wichtig, daß Nichtdenker und Denker, vom Gänsehirt an, bis zum tiefstinnigsten Philosophen, von jeher sich bemühet haben, dies große Problem aufzulösen. Was aber ist die Frucht ihrer Arbeit gewesen? Nichts, gar nichts! Noch bis jetzt hat man, wenn man nicht Märchen für Wahrheiten annehmen will, kein einziges Merkmal, woraus die künftige Witterung mit Gewißheit zu bestimmen ist. Man wird also von dem mir unbekanten Verfasser der in diesen Blättern gelieserten Prophezeibungen wohl nicht leicht vermuthen, daß er eine hellleuchtende Fackel, in diesem leeren Ranne, werde angezündet haben, in welchem die größten Männer der Erde, nicht einmal einen Funken hervorzubringen

Dd dd

ver:

vermögend gewesen sind; wo ausgebotene Prämien von den Akademien nichts vermocht haben. Ganz ein anders ist es, aus der beobachteten Witterung, das Gedeihen oder den Miswachs der Früchte zu folgern. In diesem Geschäfte mag viel nütliches, und wahres seyn. Daß kalte Wände bei eintretendem Thauwetter naß werden und beschlagen, das rührt von der schon gegenwärtigen, nicht von der künftigen Witterung her.

Wer auf dem Seile tanzen will, noch ehe er gehen kan, der fällt; und wer die Wirkung einer Sache zum voraus bestimmt, von welcher er die Ursache noch nicht kennet, der erräunt sich Hirngespinnste, und macht Fehlschlüsse. Daß die verschiedenen Winde eine Hauptursache der verschiedenen Witterung sind, das ist unstreitig. Kan aber die künftige Witterung, ohne eine hinlängliche Kenntniß dieser strömenden Luft bestimmt werden? Gewiß nicht. Wo aber ist der große Blasebalg, der die dünne und leichte Luft, aus seiner Weiten weiten Entfernung, bald hie bald daher, mit solcher Gewalt von sich preßt, daß sie im Sturme mächtig genug wird, starke Bäume wie dünne Reiser zu zerbrechen, und große Verheerungen anzurichten? Welche fürchterliche Kraft setzt ihn in Bewegung? Woher entstehen die Stoß- und Wirbelwinde? Woher rührt eine beständig strömende Luft, die mit unveränderter Stärke, oft Monate lang, einen gleichen Weg durchwandelt? Weiß das der

Mensch? Kan er nur die geringste Vermuthung, kan er nur einen Funken von Wahrscheinlichkeit angeben, in welcher Gegend der Erde, der Wind seine Backen füllen, und auf uns zu blasen werde?

Außer diesen Mängeln, welche die menschliche Wißbegierde stark demüthigen, zeigt die Luft noch ganz unbekante Eigenschaften, denen der Mensch nicht einmal einen Namen zu geben weiß. Und eben diese unbekanten Eigenschaften, dienen fürnemlich zur Erzeugung der verschiedenen Witterung. Wenn es, wie man sagt, Lust zu regnen hat, so liefern auch dünne leichte Wolken dem Erdboden ihren Tribut ab; da hingegen bei einer andern unbekanten Beschaffenheit der Luft, schwere schwarze Wolken, die Plazregen und Ueberschwemmung drohen, bei demselben Winde, und derselben Barometer Höhe, ruhig vorüber fahren, und das unter sich von Dürre versengte Gras, vergeblich nach einem Tropfen Wasser seufzen lassen.

Daß der Nordwind die mehrste Zeit kalt, der Südwind warm, der Westwind naß, der Ostwind trocken sey, das weiß ein jeder. Keine Antwort aber erfolgt schneller und mit mehr Zuversicht, als wenn man fragt: woher aber entstehen diese Eigenschaften? Woher? Der Wind aus Norden bringt die Kälte des im Eise begrabenen Nordpols der Erde; der aus Süden, die Wärme des heißen Erdgürtels zu uns herüber; der Wind aus Westen ist naß, weil er übers Meer;

der



der aus Osten trocken, weil er über trockene Gegenden zu uns gelangt. Diese Antworten empfehlen sich durch ihre Simplicität und durch den Schein der Wahrheit so sehr, daß man sie für Wahrheit halten sollte, wenn man nicht im Gegentheil beweisen könnte, daß sie schlechterdings falsch sind.

Um diesen Beweis zu führen, will ich den nächsten Grad der Kälte, im Sommer 10 Grad vom Pol, also im 80<sup>ten</sup> Grade der Breite annehmen. Denn die Völker unter dem Polarkreise, und die tiefer gegen Norden wohnen, haben noch so warme Sommer, daß die mehrsten Früchte und Kräuter, die in Deutschland wachsen, auch bei ihnen reif werden. Die Sonne ersetzt dort durch ihre längere Dauer wieder, was ihr an Stärke abgeht. Hannover liege, weil es hier auf Kleinigkeiten, auf Minuten, nicht ankömmt, im 53<sup>ten</sup> Grade der Breite. Der Unterschied zwischen Hannover und der nächsten Kälte ist also 43 Grad oder 645 geographische Meilen. Der stärkste Sturm aber legt nach den schärfsten Beobachtungen in Einer Secunde nicht mehr als 66 Fuß zurück, folglich würde die Kälte, um von Norden zu uns zu gelangen, beinahe 60 Stunden oder 2 $\frac{1}{2}$  Tag gebrauchen.

Ich werde um die möglichste Kürze zu gewinnen, nur den einzigen Fall, daß die Kälte des Nordwindes, nicht von der Kälte des nördlichen Erdstrichs herrühren könne, zum Beweise wählen, und die Anwendung auf die

übrigen Fälle, dem Leser selbst überlassen.

Der Strom der Luft durchfährt nicht ununterbrochen einen so langen Weg von 645 Meilen, sondern schon in einer weit kürzern Distanz; werden die Winde, von Winden aus andern Erdgegenden und von Windstillen abgeschnitten. Hannover leide zum Beispiele einmal einen schweren Sturm aus Norden, käme dieser Sturm wirklich vom Pole; so müßten alle Derter und Gegenden, die Hannover nördlich liegen, bis zum Pol hin, diesen Sturm empfinden. Ja, je weiter sie von Hannover weg, gegen Norden lägen, um desto fürchterlicher müßte sie der Sturm treffen, weil sie der ersten Ursache dieses großen Phänomens, viel näher sind. Die Heftigkeit dieses Sturms, müßte mit einer größern Entfernung von Hannover beständig wachsen, bis ein alles verherender Orcan, die Länder, die tief gegen Norden liegen, in wahre Wüstenzen verwandelte. Denn nur einen Fuß breit von der Defnung eines Blasebalges, hat die gepresste Luft bei weitem die Kraft nicht, die sie nahe bei der Defnung zeigt. Sehr oft gemachte Beobachtungen aber haben gezeigt, daß diejenigen Derter, die vor dem Winde eines andern Orts liegen, oft ganz andere Winde oder gar Windstillen haben. Nach den Zeitungen ist vor ein Paar Jahren, ich weiß nicht, welche englische Insel, von einem Orcan, der über eine französische Insel fuhr, fast gänzlich zerstört worden, da doch diese französische nichts gelitten hat.

hat. Schon längst hätte die Erde gänzlich entvölkert seyn müssen, wenn Gott die Natur seines Erdballes mit so weit reichenden Nebeln, hätte belagert wollten?

Ein zweiter Beweis, daß die Kälte des Nordwindes nicht von der Polarkälte herrühren könne wäre dieser: Wenn ein warmer Südwind Tageslang gewehet hat, und der Wind drehet sich nach Norden; so wird es gewöhnlich in demselben Augenblicke kühl. Wie kömte, daß mit dem Winde, sich auch so gleich die Wärme verändert? Müßte nicht ganz nothwendig die Wärme der Luft, welche der Südwind der nördlichen Gegend zugeführt hat, erst wieder ihren Rückweg nehmen, ehe die kalte Luft vom Pol, bei uns eine Kälte verursachen könnte? Müßte nicht dieser Nordwind, wenigstens die ersten Stunden warm seyn? Weit glücklicher als diejenigen, welche den Nordwind vom Pole zu uns hersteuern, haben diejenigen Naturlehrer geschlossen, die behauptet haben: der Nordwind habe die Eigenschaft, die obere kalte Luft der Atmosphäre mit der untern wärmern zu vermischen. Diese Hypothese drücken freilich die Ungereimtheiten nicht, die jener zur Last fallen. Dennoch aber ist sie nichts mehr als eine bloße Hypothese, weil sie die Schwierigkeiten der übrigen Fälle nicht hebt. Da ich mich gewöhnlich einen ziemlichen Theil des Sommers auf meinem Garten halte, und zur Befriedigung meiner

entstehen, und wie sie sich oft wieder in die klarste Luft auflösen, bemerke; so habe ich mit andern, ziemlich oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie ein trüber Regentag, in sehr kurzer Zeit sich aufläre, so bald der Westwind sich nach Osten wendete, und die rauhe Witterung milde ward, wenn der Wind sich aus Norden nach Süden begab.

Wenn ich nicht alle Weitläufigkeit nach Möglichkeit vermiede; so könnte ich noch von verschiedenen unbekanten Eigenschaften der Atmosphäre reden. Die wahren Ursachen dieser gewiß großen Erscheinungen der Natur aber, sind vielleicht Aufgaben für Geister einer höhern Ordnung, uns Menschen sind sie in eine Finsterniß gefüllt, durch welche keine Dämmerung schimmert. Wie wäre es uns auch möglich in diese Tiefen der Natur zu dringen, da wir nur eine einzige Kraft, nemlich die anziehende Kraft, die Kraft, durch welche ein nicht unterstützter Stein in Bewegung gesetzt und zum Sinken gezwungen wird, kennen? Doch nein, wir kennen diese Kraft nicht, wir wissen sie nicht zu erklären, wir wissen nur, daß sie da ist. Die Natur aber zeigt unendliche ganz verschiedene Wirkungen, die nicht von der einzigen Schwerkraft herrühren können; daher wissen wir mit Gewißheit, daß noch Ursachen, noch Grundkräfte da seyn müssen, und die Anzahl von hundert dieser wirkenden Ursachen, ist vielleicht noch viel zu geringe. Da uns aber diese Grundkräfte so verborgen sind,

sind, daß wir nicht einmal eine Vermuthung wagen können; so können auch unsere Folgerungen nichts mehr als leere Träume seyn.

Wenn wir aber auch wirklich die Stärke der Winde, und ihre verschiedene Richtungen mit Gewißheit zum voraus bestimmen könnten; so würde dieser erstaunlich große Grad der menschlichen Kenntniß, doch nur eine kleine Hülfe, zur Bestimmung der künftigen Witterung seyn. Denn wie oft haben wir nicht mit dem West- und Nordwestwinde die schönsten heitersten Tage. Ja oft liefern uns diese Winde die fürchterlichsten Dürren. Auch der von Dünsten leere Ostwind, der durch seine Dürre, durch seine wenigen nahrhaften Theile, alles ausmergelt, und dem Thier- und Pflanzenreiche schädlich wird, liefert zuweilen anhaltende Regen. Kurz, die Natur hat alles gethan, um die Bestimmung der zukünftigen Witterung, für uns Menschen unmöglich zu machen. Nimmt man hierzu, daß die verschiedene Lage der Orter, ob sie hoch oder im Thale, in einer dürren oder wasserreichen Gegend, im Gebürge oder in einer Ebene, ob sie gegen Osten oder Westen abhangen, die Sache noch mehr verwirkeln; so muß man erstaunen, daß der Mensch es nicht selbst viel zu kühn findet, in Aufsehung dieser zu schweren Aufgabe nur etwas zu beginnen. Aber er ist nun einmal das vermessene Geschöpf, das mehr leisten will, als es kan.

Nein, wird man antworten, bei uns ist dies der Fall gewiß nicht. Freilich,

wenn der zu kühne Denker die künfftige Witterung aus der Stellung der Planeten, aus der verschiedenen Entfernung der Sonne und des Mondes von der Erde, und aus den Eigenschaften der Luft und des Windes herzuleiten will; so wird seine Vermessenheit dadurch bestraft, daß seine Arbeit fruchtlos, und sein tiefes Nachsinnen gänzlich verloren ist. Wir Bescheidenen hingegen gelangen nicht auf einem so beschwerlichen Gesahr vollen Wege, sondern auf einer ganz sichern Straße, gerade zu zum Ziele. Wir gründeten unsere Aussprüche auf Erfahrungen, die nicht trügen. Wenn der Landmann oder der Hirte zum öftern bemerkt hat, das die Morgenröthe einen Regentag, die Abendröthe hingegen einen heitern Tag ankündigt; so schenkt er der Nachwelt das unvergessliche Denkmal: Morgenroth im Drecksloß, Abendroth macht das Weder got. Er lehret uns durch seine Erfahrung geleitet, daß es noch sieben Wochen regnen werde, wenn es am Tage der Heimsuchung Maria gereget hat; daß die Witterung am Jacobstage die künfftige Witterung fürs ganze Jahr anzeige, daß der Urbanstag, und andere lehrrreiche Noteltage der Welt eine herrliche Aussicht in die Zukunft öfnen; daß es ein schlechtes Jahr giebt, wenn es am Pfingstfeste regnet; und daß der Hahn durch sein Krähen zur ungewohnten Zeit, uns mit lauter Stimme zurufet: Morgen wird es regnen.

Gegen diese Beweisart ist nichts einzuwenden, sie ist die bündigste, die

man liefern kan, wenn nur die Aussprüche auf richtige Erfahrungen gegründet wären, aber es sind nichts bedeutende Töne, welche die gutherzige Nachwelt, der Vorwelt getrennlich, ohne alle Untersuchung, nachbetet. Es sind Geschwätze, die ihren wahren Werth, tief unter den Nährchen vom Allerauchen, vom Kobold, vom Höljenzäger, der mit seinen Hunden, wie dies viel gehört haben, noch oft durch die Luft jagt, von den Heren und Gespenstern verdienen. Denn man hat viele Jahre durch, und mit gehöriger Genauigkeit, Beobachtungen genug aufgezeichnet, und diese haben den Unwerth aller Noteltage, und aller übrigen Zeichen, völlig ins Licht gesetzt. Es gehöret nur eine kleine Aufmerksamkeit dazu, die zuversichtlichen Aussprüche derselben, auf ihrer Unwahrheit zu ertappen.

Der Verfasser der Wetteranzeigen selbst spricht im 59ten Stück den Noteltagen, und anderswo dem Krähen der Hähne allen Werth ab; hingegen von den weissagenden Eich; oder Galläpfeln, deren hohe prophetische Tugend in einem Buche von 1549 gepriesen wird, glaubte er: daß man ihnen viel bedeutenden Ausagen weit sicherer, als den Ausagen aller Noteltage trauen könne. Im 59ten Stück heiße es: Wenn am Michaelistage in diesen wahr sagenden Galläpfeln Spinnen sind; so soll das folgende Jahr böse seyn, sind Fliegen darin; so wird das Jahr mittelmäßig, und Maden bedeuten ein fürchterliches Jahr; ist

aber nichts lebendiges darin, das soll Tod und Sterben bedeuten. Sind der Aepfel sehr viel; so soll vor Weibern nachten viel Schnee und nachher große Kälteeinfallen; sind sie innerlich schön, so erfolgt ein schöner Sommer; sind sie naß, so wird auch der Sommer naß werden.

Im Jahre 1549, als da noch eine jede alte Frau um nichts bedeutender Kleinigkeiten willen in Gefahr war, als eine Here verbrannt zu werden; wo noch die Gespenster sich in jedem Hause sehen ließen, und ungezogene oder alberne Streiche spielten; in diesen dunkeln Zeiten des Aberglaubens konnte man freilich so etwas erwarten. Wenn aber Jemand im 18ten Jahrhunderte mich im Ernst die wahrsagende Kraft der Galläpfel lehren will; so muß ich für seine Gesundheit besorgt seyn.

Was ist Wahrheit? Diese gewiß wichtige Frage ist in unzähligen Fällen ganz unbeantwortlich. Kommt nicht ein Richter immer in Verlegenheit, welcher Parthei er Recht sprechen soll, wenn die Wage der Gerechtigkeit stets unruhig bleibt, und auf keiner Seite einen Ausschlag giebt? Wie manche Erklärung, die wir in der Naturlehre als die strengste Wahrheit annehmen, ist vielleicht nichts mehr, als eine glückliche Mutmaßung. Ob hingegen die Anzeigen der künftigen Witterung wahr oder falsch sind, das ist durch Beobachtung leicht zu bestimmen. Warum aber ist dieses nicht schon längst allgemein entschieden? Warum sind noch jetzt unzählige Menschen Ver-



Verteidiger der Noteltage, und herchen nach dem Geschrei des Haushabns, und nach der heisern Stimme der Krähen; dahingegen andere sie zu den Märchen zählen, die keiner Achtung würdig sind? Der Mensch scheuet alle eigene Untersuchung wie den Teufel; er siehet viel lieber mit fremden als mit eigenen Augen; will lieber das umhätige Echo einer fremden Stimme seyn, als aus eigener Erfahrung urtheilen; lieber nachbeten was ihm vorgesagt wird, als selbst prüfen. Ist dies Gemächlichkeit, oder ist es Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Wahn? So arbeitsscheu ist der Mensch nicht, daß es Gemächlichkeit seyn könnte. Wahrheit oder Irrthum muß ihm daher ziemlich gleichgültig seyn. Von dieser traurigen Wahrheit wird man sich leicht überführen können, wenn man den eifrigsten Verteidiger solcher Wetteranzeigen trägt: hast du selbst Beobachtungen angestellt? Gewiß unter hundert wird kaum einer seyn, der mehr leistet, als das unschuldige Echo.

Es ist noch nicht viel gesagt, wenn man behauptet, es sey eine solche Prophezeiung, vier oder fünf mal, ohne zu fehlen, eingetroffen. Kan es sich nicht sügen, daß ich eben so oft die Augen errathe, die Jemand mit einem Würfel werfen wird? Folgt aber hieraus, daß ich aus den schon gefallenen Augen die Augen der künftigen Würfe bestimmen kan? Ich weiß wohl, daß die Witterung, durch Kräfte der Natur so gewürkt wird, daß blos diese und schlechterdings keine andere erfol-

gen kan. Da wir aber diese Kräfte nicht kennen; so sind sie auch für uns nicht da. Und wenn wir die Witterung errathen; so ist es dasselbe Ungesähr, als wenn wir die Augen der Würfel errathen. Aber noch mehr, wie sind sie eingetroffen, ganz oder zum Theil? Im letzten Falle wird der Bestimmer seines Vortheils gewiß nicht verfehlen; er wird sich den Gewinn zuschreiben, wenn gleich nur die Hälfte, oder ein Drittel des Tages, für ihn günstig ausfällt. Bei dieser Ausdehnung der wahren Grenzen der Weissagung ist es eben kein Wunder, wenn sie ziemlich oft eintrifft.

Wer nicht schreiben kan, der kan auch schlechterdings nicht beobachten, der kan nicht entscheiden, ob eine einzige Witterungsanzeige wahr oder falsch sey. Denn der wirkliche Erfolg ist so mannigfaltig, daß eine gänzliche Verwirrung, schon bei wenigen Fällen, ganz unvermeidlich ist. Die Anzeige wird bald genau eintreffen, bald gänzlich fehlen, bald wird sie zum Theil eintreffen oder fehlen; dies wird so bunt durch einander laufen, daß nur blos durch Vergleichung vieler Fälle eine Entscheidung erfolgen kan. Man siehet hierans, wie wenig man den Aussprüchen des Landmannes trauen könne. Wenn aber auch die erfolgte Witterung jedesmal aufgezeichnet wird; so können doch nur alsdenn richtige Schlüsse erfolgen, wenn bei einem jeden Falle, deren viel seyn müssen, genau mit aufgezeichnet wird, in welchem Grade die Anzeige ein-

eingetroffen. Die Hofnung, daß die selbe Witterung, nach einer Reihe von Jahren, in derselben Ordnung, so wieder erfolgen werde, als sie einstmals gewesen ist, verschwindet um so viel mehr, je größer die Reihe von Jahren ist, durch welche man Beobachtungen in Händen hat. Die Witterung läuft so verwickelt durch einander, daß nicht die geringste Ordnung darin zu entdecken ist. Dies konnte man schon ohne Erfahrung vermuthen, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß der Ursachen sehr viele sind, welche die verschiedenen Witterungen wirken. Daß sie aber nicht immer alle in Action sind; sondern daß bald wenigere, bald mehrere, bald diese, bald andere Kräfte unthätig ruhen, das ist daher klar, weil die Witterung, bei gleicher Höhe der Sonne und gleichem Winde, die mehrste Zeit, sehr verschieden ist. Hiedurch entsteht eine ungläubliche Mannigfaltigkeit, die eine Rückkehr der Witterung, in derselben Ordnung nicht vermuthen läßt. Lassen sich doch schon aus 10 Dingen oder Buchstaben 3,628,800 Reihen bilden, so daß die Ordnung der 10 Buchstaben in jeder Reihe verschieden ist.

Da mir erst jetzt Grotjans Gartenkalender in die Hände fällt; so kan ich auch hier erst des Erfolgs der Prüfung den Grotjan in Ansehung der weißagenden Galläpfel angestellt hat, erwähnen. Er öfnete zur bestimmten Zeit, eine Menge Galläpfel, fand aber in einigen lebendige Fliegen, in andern Maden, in keinem aber eine Spinne.

Einige waren inwendig schön frisch, andere dürre und mager, noch andere faul. Dieser Versuch beweiset also die Nichtigkeit des uralten Märchens. Dieses Buch liefert 224 Wetteranzeigen, die aber nichts mehr als Beweise sind, zu welchem Grade der Thorheit, der Uberglaube, den sonst vernünftigen Menschen verleiten kan. Ein Paar der kürzesten Anzeigen mögen hier folgen. Wenn der lichtmestag schön und helle ist, so geräth der Flachs wohl. Lange Erzapfen, verkündigen langen Flachs. Wie es auf den Tag Medardi wittert, so hält es vier Wochen an. Ist Martini helle, so erfolgt ein harter Winter. Wenn es den nächsten Montag nach dem neuen Monde regnet, so regnet es diesen ganzen Monat durch. Wenn es am Sonntage vor der Predigt regnet, so regnet es die ganze Woche. Ein Regen der am Mittage anfängt, hält zwei Tage an. Wenn es am Ostersonntage regnet, so geben auch alle Sonntage vor Pfingsten Regen. Alle Tage der Woche, in welcher Fastnacht fällt, sind Noteltage. Wie das Wetter am Sonntage ist, so ist auch das Wetter in der Heuernte. Wie der Montag ist; so ist das Wetter in der Gerstenernte. Das Wetter am Dienstag, trift die Korn- und Weizenerte. Wie am Mittwoch, so auch in der Haberernte. Der Donnerstag entdeckt die Witterung in der Weinlese. Wenn Eicheln wohl geräthen so erfolgt Theurung. Wenn am Tage Pauli Belehrung Sturm ist, so erfolgt Krieg.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

74<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 13<sup>ten</sup> September 1784.

## Etwas von Bestimmung der künftigen Witterung.

(Fortsetzung.)

**W**eil der Ungrund dieser und anderer Wetteranzeigen schon längst gezeigt ist, und stets von einem jeden, durch eine leichte Prüfung, gezeigt werden kan; so sollten und müßten sie billig, für nichts mehr, als für Märchen aus der abergläubigen Zeit, gehalten werden. Diejenigen Anzeigen hingegen, welche einen Schein der Wahrheit vor sich haben, oder eine wichtigere Miene machen, verdienen doch eine kleine Beleuchtung. Wenn der Nebel am Morgen sinkt, so erfolgt schönes Wetter, steigt er, so giebt der Tag viel Regen. Wie sehr oft habe ich diese Anzeige falsch befunden. Steigt der Nebel, so löset er sich oft in das hellste Blau auf, oder er wird auch wie eine andere leichte Wolke, vom Winde weggeführt.

In der Witterung gleich nach dem neuen Monde, will man den Schlüssel gefunden haben, der uns das Wetter der künftigen Zeit, klar vor Augen legt. Was aber ist der Unterschied zwischen dem Neu- und Vollmonde, und den beiden Vierteln? Bloß dies

fer, daß bald diese bald eine andere Seite des Mondes von der Sonne erleuchtet wird. Kan dieses aber auf die Kräfte der Natur wirksam seyn, von welchen die Witterung abhängt? Ich weiß wohl, daß die Fluth des Meers bei dem Voll- und Neumonde, viel stärker, als bei den Vierteln ist. Dies aber rührt, wie Newton klar gezeigt und erwiesen hat, daher, daß bei dem Voll- und Neumonde sowohl die Sonne als auch der Mond, durch ihre anziehende Kraft wirksam sind; da hingegen bei den Vierteln, die Sonne einen Theil von dem Zuge des Mondes vernichtet. Auf die Veränderung des Wetters aber kan dies keinen Einfluß haben, weil auch der Vollmond eine Veränderung zeigen müßte. Hiebei aber kan es seyn, daß die größere oder kleinere Entfernung des Mondes von der Erde, auf die Witterung wirksam ist. Was aber hat dies mit der Erleuchtung des Mondes gemein?

Aus der Witterung in den Stunden gleich nach den Tag- und Nachtgleichen erwartet man ebenfalls tiefe

E e e

Ein

Einsichtes in die Zukunft. Dies ist nun wieder ein Grund der nichts weniger als Felsenfest ist. Denn, wenn nach dem längsten Tage die Tage stets kürzer, folglich die Nächte länger werden; so muß ganz nothwendig, weil die Natur keinen Sprung thut, eine Zeit kommen, wo die Tage den Nächten gleich sind. Der Weg, welchen der Mittelpunkt der Sonne, an diesem Tage, am Himmel zu machen scheint, ist die Linie der Tag und Nachtgleiche, oder der Aequator. Diese Linie ist eben so wenig etwas reelles, als der Strich in der Luft etwas reelles ist, durch welchen man mit einem Degen gehauen. Alles außer der nicht völligen Gleichheit der Tage und Nächte, bleibt wie es vor einigen Tagen war, und nach einigen Tagen seyn wird. Ob aber der Tag eine Secunde länger oder kürzer ist, das kan in der künftigen Witterung nichts verändern, nichts bestimmen. Freilich befürchtet der Schiffer, um die Zeit des Aequinoctiums mit Recht heftige Stürme. Aber durch diese Erfahrung, wird meine Behauptung nicht im mindesten geschwächt; denn diese Stürme sind Wirkungen von ganzen Jahrzeiten, nicht aber von Stunden und Minuten, und es ist ganz natürlich, daß jede Jahrzeit, Sommer und Winter, Herbst und Frühling, ihre besondere Eigenschaft zeigt. Man berufe sich nicht auf die Erfahrung. Denn hinlängliche Jahre hindurch aufgezeichnete Beobachtungen, würden den Vertheidiger gar zu kräftig widerlegen,

Wüßte man die künftige Witterung nur eines einzigen Tages mit Gewißheit zu bestimmen, mit welcher Begierde würde man dieses große Produkt der menschlichen Einsicht, in unsere Physiken aufnehmen. Man würde Theorien bauen, diesen einzigen Fall auf mehrere Fälle auszudehnen suchen, und das Band, das einen Tag mit einem entlegenen Tage zusammen geknüpft hat, auszuspähen sich bemühen. Aber weil der Physiker keinen Fall kennet, wo die Witterung eines Tages die Witterung eines andern anzeigt; so mußte er schweigen. Dem denkenden Gelehrten aber war die Schweigen eine zu starke Demüthigung, und der Nutzen, den ein glücklicher Erfolg seiner Arbeit der Welt versprach, war zu groß, als daß er nicht sollte die ganze Kraft seiner Seele aufgeboten haben, um einen so großen Endzweck, als die Bestimmung der künftigen Witterung war, zu erreichen. Ein Paar Fälle die mir einfallen, mögen die hierzu passenden Beispiele seyn.

Der selige Professor und Inspector Werenberg an der Ritterakademie in Lüneburg, der vor ein Paar Jahren in Harburg starb, hat über 40 Jahre das Wetter beobachtet, und mit der äußersten Anstrengung sich beständig bemühet, einen Weg zu finden, wie die künftige Witterung zu bestimmen sey. Dieser Arbeit konnte er seine ganze Zeit widmen, weil er von allen Geschäften an der Akademie, mit Verbeibaltung seines Jahrgeldes, frei gesprochen war.

Es



Es schien auch, als wenn er durch ein unermüdetes Bemühen die Natur zwingen wolte, ihm ihre Geheimnisse zu entdecken. Alle Briefe, sowohl die ich bis an seinen Tod von ihm erhalten habe, als auch die gedruckten Bezüge, sind bis zur Schwärmerei voll von Wind und Wetter, nebst deren Erforschung, von willkürlich angenommenen, und ganz unerreißlichen Eigenschaften des Mondes, der Winde und anderer Dinge. Er zog die größere Ferne und Nähe der Sonne und des Mondes von der Erde, nebst der Ebbe und Fluth mit in Betracht. Dies alles in den Plan der Bestimmung der Witterung zu bringen, mußte nothwendig eine Verwirrung geben, die nichts aufklärte, man wußte auch wirklich nicht was man las, und was der Verfasser eigentlich sagen wolte. Wie war es anserdem auch möglich, daß dieser Gelehrte eine Sache, die ganz Finsterniß war, hätte in einem hellen Lichte zeigen können. — Er gab aber gar keine Regel, und konnte sie auch nicht geben, wie nur ein einziger Fall in der Witterung zum voraus zu bestimmen sey. Es war daher kein Wunder, daß er in seinen Prophezeihungen so unglücklich war, als alle die sind, die sich in dies Geschäfte wagen. Die Welt hat also von dieser vierzigjährigen Arbeit den einzigen Nutzen, daß der Selige ihr höchst wahrscheinlich, seine vieljährigen Beobachtungen, von der wahren Witterung hinterlassen hat, ihm selbst aber gewährte sie den Vortheil, daß sie ihn

gegen die Langeweile, mächtig in Schuß genommen.

Die Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin, legte der Welt vor etwan einigen zwanzig Jahren eine Preisfrage, die zur Bestimmung der künftigen Witterung leiten sollte, vor. Die Herrn der Akademie wußten zu wohl, daß die Frage gerade zu: Durch welche Regeln wird die künftige Witterung bestimmt? unauflöslich sey. Sie wünschten also sich diesem großen Ziele durch Umwege, nur um ein wenig zu nähern, schränkten daher diese Frage auf folgende ein: Wie werden die verschiedenen beständigen Winde des heißen Erdstrichs ihre Wirkung auf die Luft und auf die Winde des gemäßigten Erdstrichs äußern? Weil aber diese Frage noch viel zu schwer, auch für den größten Naturforscher war, so sollte es dem Beantworter frei stehen, die Erde ganz, glatt ohne Berge, Thäler, oder Waldung anzunehmen, er durfte sie sich auch, als mit Wasser ganz umflossen, oder als ganz trocken gedenken. Was aber war die Folge dieser Aufgabe? Die Akademie mußte für diesmal ihren Preis behalten, weil keine Antwort, welche die Frage nur in ein etwas helleres Licht setzte, eingelaufen war. Auch ist mir von verschiedenen glaubwürdigen Personen versichert, daß der Herr Hofrath und Professor Gatterer in Göttingen sich schon viele Jahre hindurch Mühe gegeben, der Welt auch in diesem Fache der Witterung nutz-

bar zu werden, aber bis jetzt ist, so viel ich weiß, hierüber noch nichts öffentlich erschienen?

Blos die Liebe zur Wahrheit, hat folgende Anmerkungen über die Tabellen im 15<sup>ten</sup>, 37<sup>ten</sup> und 59<sup>ten</sup> Stücke veranlaßt. Diese Tabellen zeigen gleich bei dem ersten Anblick ihren geringen Werth. Denn sie sind so allgemein abgefaßt, daß sie für einen jeden Ort, er liege wo er wolle, bestimmt sind. Unwidersprechliche Erfahrungen aber zeigen, daß eine Witterung sehr oft hier so, anderswo ganz anders ist. Wenn starke Regengüsse, oder Hagelschauer, die Früchte des Nachbarn, der eine Viertelmeile von hier wohnt, verderbt haben; so haben wir hier oft keinen Tropfen empfangen. Die Tabellen versprechen allen Dörtern, und allen Gegenden, was nur eine Gegend, mit ihren Dörtern erhalten kan.

Im 15<sup>ten</sup> Stück heißt es: Es ist möglich, und trägt sich zuweilen zu, daß die Veränderung der Witterung, einen oder zwei Tage früher oder später eintrete, als sie angezeigt ist. Dieser Umstand dehnet nun freilich einen Tag bis auf fünf aus, und in einer Zeit von fünf Tagen mag ja leicht eine Witterung eintreffen, die zum Vortheil der Anzeige gedeutet werden kan. Aber wenn die Anzeige am Montage schönes Wetter verspricht, und man stellet durch sie verleitet, Lustreisen an, trocknet Zeug, oder fährt Heu oder Getreide ein, und anhaltende Regengüsse, verderben, trotz dem Ver-

sprechen, Kleider und Früchte; so wird der Schade dadurch gewiß nicht ersetzt, daß am Mittwoch die verheißene schöne Witterung einfällt. Das 37<sup>te</sup> Stück sagt: In den ersten Tagen des März, ist einige mal in den Anzeigen Schnee gesetzt, der hier nicht erfolgt ist; aber er kan in Sachsen erfolgt seyn. Nun ja, bei so großen Erweiterungen, findet freilich nicht die geringste Einwendung gegen irgend eine Wetterbestimmung, wenn sie auch gerade das Gegentheil von dem wirklichen Erfolge angiebt, statt. Denn wer kan beweisen, daß es in Sachsen nicht könne geschneiet haben, und wenn dies auch nicht geschehen wäre, so könnte doch in Amerika Schnee gefallen seyn.

Im 37<sup>ten</sup> Stück entdeckt der Verfasser, wie er seine Tabellen wolte verstanden wissen, mit diesen Worten: „Da ein Jeder immer selbst der beste „Ausleger seiner Worte seyn muß, so „wird mir erlaubt seyn, zu erklären, „was meine Meinung bei den kurz gefassten Ausdrücken der Tabelle gewesen ist, und ferner seyn wird. Ich „bin bemüht, das auszeichnende, was „ein Tag von dem vorhergehenden „hat, anzuzeigen. Z. B. Nach einem hellen Tage habe ich Schnee gesetzt, wenn ich gleich nicht vermutet „habe, daß es den ganzen Tag schneien „würde, und wiederum helle für einen „andern Tag, von dem ich voraus sah, „daß er nicht so trübe oder düster, „wie der vorhergehende seyn würde.“

In diesem entdeckten Winkel wolte man

man freilich die Fehler der Tabellen verbergen, und die Aussprüche derselben retten; aber er ist zur Retirade mehr bequem als sicher. In der Verfasser selbst setzt den Werth seiner eignen Arbeit, eben durch diese Aeußerung, durch welche er ihr zu Hülfe rufen wolte, tief herunter. Denn kan auch der gutberzigste Leser, nur das mindeste Vertrauen zu den Tabellen behalten, die ihr Verfasser selbst nicht erwartet, daß ihre Aussprüche eintreffen werden; da der Leser nicht mehr von ihnen als nur eine Veränderung der Witterung erwarten soll. Leisten sie aber zuweilen mehr als wozu sie bestimmt sind, und treffen genau ein, so ist dies ja nichts mehr als ein bloßes Ungefähr. Kan man aber darum einen Tag helle nennen, weil er nicht ganz so trübe oder düster, wie der gestrige ist?

Wer kan doch das räthselhafte Versprechen der Tabelle vertheidigen, wenn sie einen Tag da es nur beinahe beständig regnet, bloß darum als einen schönen heitern Tag verheißten hat; weil der Regen des vorhergehenden Tages, völlig den ganzen Tag dauerte. Wie geringe aber ist der Nutzen der Tabellen, für die Welt, da sie nur eine Veränderung in der Witterung, nicht das künftige Wetter selbst, anzeigen; schon deswegen, weil der Grad dieser Veränderung hundertfach verschieden seyn kan. Wo aber die dickste Finsterniß herrscht, da ist schon ein Strahl von Dämmerung wichtig. In der dunklen Bestimmung der künftigen

Witterung, wäre doch schon vieles sehr vieles gewonnen, wenn nur diese Veränderung mit Gewißheit, zum voraus bestimmt werden könnte. Zwar sagt unser Verfasser im 15<sup>ten</sup> Stück voll Vertrauen: „Dieses hoffe ich, wird man allemal finden, daß an jenem Tage, an welchem eine Veränderung des Wetters angezeigt ist, dieselbe eintreten werde.“ Ich kan diese Aeußerung nur bloß mit dem Wunsche begleiten, daß doch die Erfahrung sie besiegeln mögte, aber die Erfahrung zeugt die mehrste Zeit gerade gegen sie. Es würde sehr überflüssig seyn dieses zu beweisen, da die am Ende folgende Vergleichung, die unverfälschte Wahrheit ins helleste Licht setzt. Auch die Bemühung des Verfassers bestätigt den noch unwiderleglichen Satz: daß zum Vortheil der Bestimmung der künftigen Witterung, bis jetzt noch nichts, noch gar nichts geschehen sey.

Nach meinem Bedünken besteht der Vorzug der Tabellen vor den Wetteranzeigen des Kalenders bloß darin: daß die Tabellen das Wetter auf jeden Tag, und umständlicher bestimmen; da hingegen der Stand der Planeten u. d. gl. im Kalender, den Raum der künftigen Witterung für viele Tage ganz einnimmt; den übrigen Tagen aber bloß ein Plätzgen, die Witterung nur durch ein Wort auszudrücken, überläßt. Die viel zu oft fehl geschlagenen Erfüllungen, der prophetischen Tabellen zeigen nur gar zu deutlich, wie

nichtig die Wetteranzeigen sind, durch welche sie entstanden.

Noch ist zu entscheiden, wie die Tabellen der Billigkeit gemäß zu beurtheilen sind. Wenn Parteilichkeit die Feder des Beurtheilers führt, oder wenn dieser Censor zu viel oder zu wenig fordert; so wird er in seiner Censur mit vielem Scheine der Wahrheit, entweder ungerecht gegen die Aussprüche der Tabelle, oder gegen die Gegentheil seyn. Bloß der Fall, wenn gerade das Gegentheil von dem erfolgt was verheißen ist, wird hievon eine Ausnahme machen. Versprache die Anzeige schönes Wetter, und bloß eine über uns hinziehende Wolke, lieferte einen viertelstündigen gelinden Regen; so würde es ungerecht seyn, diesen Tag um des kleinen Regens willen, für nicht schön zu erklären. Wenn aber an diesem Tage ein rauher Nordwind, auch bei beständigem Sonnenscheine uns zwinget, die freie Luft zu meiden, oder wenn ein heftiger Sturm die Luft durchheulet; so kan und muß die Censur, nicht zum Vortheil der Tabelle ausfallen. Ueberhaupt aber muß die Tabelle beinahe genau eintreffen, ehe man ihr das vortheilhafte Urtheil, getroffen, geben kan. Denn was hilft uns ihr Versprechen, wenn das Wetter selbst beträchtlich von diesem Versprechen abweicht. Wolte man aber, welches nur gar zu oft geschieht, alsdenn schon ein günstiges Urtheil fällen, wenn die Weissagung nur zum Theil eintreift; so ist nichts gewisser, als daß in einer

jeden, aus dem Stegereis gemachten, und ohne allen Grund niedergeschriebenen Wetterprophezeihung, wenigstens drei Treffer, gegen einen Fehler erfolgen müssen. Gesezt, von zwei Wahrsagungen, versprache die eine schönes, die andere gerade das Gegentheil, nemlich schlechtes Wetter, der Erfolg aber lieferte den halben Tag Regen, die andere Hälfte aber schönes Wetter, wie muß der Censor diesen Fall beurtheilen? Er muß den Ausspruch beider Tabellen, für weit gefehlt erklären. Denn wenn Jemanden ein halb weißer und halb schwarzer Stab zur Beurtheilung vorgelegt würde, wie wäre es möglich, dem Recht zu sprechen, der diesen Stab für weiß oder schwarz erklären wolte. Eben so wenig aber kan man einer halb erfüllten Witterungsanzeige, das Urtheil, getroffen, beilegen. Ja noch mehr, die obigen Wahrsagungen weichen beide so sehr weit von der Wahrheit ab, das auch gerade das Gegentheil eben so unwahr ist. Wolte im Gegentheil der Censor der Tabelle die schönes Wetter versprochen hätte, die Censur, getroffen, erteilen; so hätte auch die Tabelle die gerade das Gegentheil verheißen, ein gleiches Recht, denselben Beifall für sich zu fordern. Dieser offensbare Widerspruch zeigt, wie sehr weit eine versprochene Witterung, über die Hälfte eintreffen muß, ehe sie ein günstiges Urtheil mit Recht fordern kan.

Es folgt nicht einmal, daß, wenn auch ein Censor, mit der größten Unparteilichkeit, den Ansprüchen der Ta-



Tabelle, weit öfterer das Urtheil getroffen als gefehlt ertheilte; daß darum die Tabelle öfterer getroffen als gefehlt habe. Denn wie mancherlei Witterungen, an welche der Verfasser mit keiner Silbe gedacht haben mag, können das Urtheil getroffen fordern und mit Recht erhalten. Denn, wenn die künftige Witterung durch schönes, veränderliches, mittelmäßiges, schlechtes, angenehmes Wetter, u. d. gl. kenntlich gemacht ist; so wird der Censor sich die meiste Zeit gezwungen fühlen, ein günstiges Urtheil abzufassen. Denn der wirkliche Erfolg, kan viele ganz verschiedene Witterungen zeigen, die aber alle zum Vortheil der Tabelle gedeutet werden können. Z. E. der Bestimmung schönes Wetter, wird man bei einem heitern oder wolkigen Himmel, bei einer Windstille, oder bei einem sanften Winde, bei einer starken Hitze, oder bei einer Wärme die an die Kälte grenzt, das Urtheil getroffen, nicht versagen, und sogar ein viertelstündiger sanfter Regen, wird das schöne Wetter noch nicht ganz verderben. Weil obige vielbedeutende Anzeigen, nicht zuvor bestimmt sind, was sie eigentlich sagen sollen; weil man den schwankenden Ausdrücken veränderliches, schlechtes Wetter, u. s. w. keine bestimmte feste Bedeutung beigelegt hat; so hat sich hierdurch der Verfasser der Tabellen ein so weites Feld eröffnet, daß er auch eine ziemlich widerspenstige Witterung, zu seinem Vortheil zu deuten vermögend ist, und es ist eben kein Wunder, daß er siehet, was kein un-

parteiisches Auge sehen kan; das nur er die Aussprüche seiner Tabellen, die meiste Zeit mit der wahren Witterung übereinstimmend findet.

Noch muß ich melden, daß, da es mir nicht in den Sinn kam, meine Bemerkungen der wahren Witterung durch den Druck bekannt zu machen, ich ungefähr nur die Hälfte von der folgenden Vergleichung beobachtet habe. Dies war auch zu meiner eigenen Belehrung hinlänglich. Der Güte des Herrn Doctor Hansens habe ich es zu danken, daß ich diese Vergleichung habe vollständig liefern können. Es war schmeichelhaft für mich, daß meine Beobachtungen so genau mit den Beobachtungen dieses gelehrten Arztes übereinstrafen. Weil an den mehresten Tagen sich ganz verschiedene Witterungen zeigen; so ist es nicht leicht, die Witterung eines solchen Tages durch ein Paar Worte auszudrücken. Wolte man eine jede kleine Veränderung genau niederschreiben; so würde man, eben wegen dieser Genauigkeit, ganz unbrauchbare Nachrichten erhalten, bei welchen eine gänzliche Verwirrung unvermeidlich wäre. Man muß daher ein Paar kleine Sonnenblicke unbenutzt lassen, wenn übrigen der Himmel dunkel ist. Um dem Leser die Mühe der Beurtheilung zu ersparen, und ihn in den Stand zu setzen mit einem Blicke vieles übersehen zu können, habe ich meine Meinung ob der Bestimmung der künftigen Witterung, das Ziel getroffen oder verfehlt habe, einem jeden Tage beigefügt.

gefügt. Der Buchstabe Z soll Tresfer, der Buchstabe F soll Fehler, und S. soll zweifelhaft andeuten. Ob und wann ich in diesem meinem Urtheile geirret, oder nicht geirret habe, das mag und kan der Leser alsdann selbst entscheiden, wenn ich zuvor angezeigt, daß ich unter einem solchen Tage, einen Tag verstehe, der keine oder wenige Wolken zeigt, der nicht kalt ist, und an welchem keine unange-

nehme Winde wehen. Veränderlich ist: wenn Regen und trockene Zeiträume miteinander abwechseln, nicht aber, wenn sich wechselsweis ein heiterer oder wölkiger Himmel zeigt. Man wird finden, daß der Verfasser der Bestimmung des künftigen Wetters durch alle 7 folgende Monate 58 mal die wahre Witterung getroffen, hingegen 126 mal gefehlt habe \*).

N. Schmid.

Die Tabellen von vorhergesagter und eingetretener Witterung folgen künftig.

\*) Es sind acht Beobachtungen von dem Erfolg der, in diesen Blättern vorher bestimmten Witterung eingesandt, welche zum Theil bloße Anzeigen, zum Theil auch die Anmerkung, daß eine solche Vorherbestimmung unmdglich sey, enthalten. Zwei davon wünschen, daß die Gründe, worauf die Vorherbestimmung gebauet ist, bekant gemacht werden mögten. In einigen öffentlichen Blättern sind bereits Tabellen von der Art, wie die, so im künftigen Stück folgen werden, abgedruckt. Der Herr Verfasser, welcher die Prophezeihung des Wetters zum Abdruck in das hiesige Magazin eingesandt, kan die Mittheilung gegenwärtiger schönen Abhandlung, da man solche, ohne eine Parteiligkeit zu verrathen, dem Publikum nicht entziehen kan, nicht übel nehmen, und die übrigen Freunde dieser Blätter werden nicht unzufrieden seyn, daß ihre eingeschickten Tabellen zurück gelegt sind, da diese Abhandlung alles — und noch mehr enthält, als in jenen gesagt worden.

N. S. S.

## Anfrage über den Milzbrand unter dem Rindvieh.

Eine Krankheit, die der Landwirth Milzbrand nennet, hat seit einigen Jahren an manchen Orten, besonders in den Elbgegenden vieles Rindvieh weggerast, und geht seit einiger Zeit auf einem Pacht Hofe hiesigen Amtes im Schwange:

Das Vieh scheint fast durchgängig äußerlich gesund zu seyn, frist bis auf den letzten Augenblick des Umsturzes, und ist innerlich an keinem andern Theile als an der Milz verlezet, welche Kohl schwarz, und bei der Oefnung übernatürlich dünne und fließend ist.

Welches sind die eigentlichen Ursachen, äußerlichen Kennzeichen und nöthigen Präservativ- und Heilungsmittel dieser Krankheit? Ist die Krankheit ansteckend? und hat sie mit demjenigen Zufall unter dem Rindvieh den man Feuer nennet, eine Aehnlichkeit oder nicht?

Um sich gegen dieses Uebel eine Linderung und Mäßigung verschaffen zu können, würde das Publikum eine auf wirkliche Erfahrung gegründete Beantwortung obiger Fragen mit dem größten Dank erkennen.

G . .

# Hannoverisches Magazin.

75<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 17<sup>ten</sup> September 1784.

Etwas von Bestimmung der künftigen Witterung.

(Schluß.)

Versprochene Witterung. Wahre Witterung in Hannover.

Februar.

<b>D</b> en 21. veränderlich und gelinde	heiteres Wetter, starker Frost	—	F.
Den 22. wie gestern	Thauwetter und trocken	—	F.
Den 23. gelinde mit Schloff-			
schnee	Thauwetter mit Regen	—	F.
Den 24. Regen und Schnee	warm und trocken	—	F.
Den 25. dunkel	dunkel und Staubregen	—	F.
Den 26. gelinde und helle	den ganzen Tag Regen	—	F.
Den 27. etwas Regen	fast beständig Regen	—	F.
Den 28. helle und gelinde	die ganze Nacht Regen, am Tage helle	—	F.
Den 29. Regen oder Schnee	beständiger Sonnenschein und Frost	—	F.

März.

Den 1. Schnee mit Frost	Schnee mit Frost	—	F.
Den 2. helle und gelinder	viel Schnee und starker Frost	—	F.
Den 3. wie gestern	helle, und mäßiger Frost	—	F.
Den 4. Regen oder Schloffschnee	Sonnenschein und trocken	—	F.
Den 5. helle, gelinde, Nachtfrost	warm, trocken, warme Nacht	—	F.
Den 6. Schneegestöber, Thauwet-			
ter, veränderlich	beständiger Frühlingstag	—	F.
Den 7. Schnee mit Regen	warm und trocken	—	F.
Den 8. Schnee und Frost	ein heiterer Frühlingstag	—	F.
Den 9. viel Schnee	beständiger Sonnenschein, warm	—	F.
Den 10. veränderlich	Schneereggen, Schnee, Sturm	—	F.
Den 11. Schnee und Frost	Schnee und Frost	—	F.
Den 12. Frost, trübe	veränderlich	—	F.

Ffff

Den

Versprochene Witterung.		Wahre Witterung in Hannover.			
Den 13.	helle und Frost	—	dunkel und Schnee	—	F.
Den 14.	strenger Frost, heiter.	—	dunkel, Thauwetter	—	F.
Den 15.	heiterer Sonnenschein	—	helle, Frost	—	F.
Den 16.	gelinde, Regen	—	heiter, warm	—	F.
Den 17.	Regen mit Schnee	—	beständiger Sonnenschein, gelinde	—	F.
Den 18.	Regen oder Schlossen,				
veränderlich	—	—	trocken und kühl	—	F.
Den 19.	helle, gelinder Frost	—	dunkel, kein Frost	—	F.
Den 20.	helle, mäßiger Frost	—	Schnee den ganzen Tag	—	F.
Den 21.	Kaubreif, helles Wetter	—	helle, harter Frost	—	F.
Den 22.	wie gestern	—	kalt und viel Schnee	—	F.
Den 23.	heiter, angenehm	—	heiter und Frost	—	F.
Den 24.	wie gestern	—	Frost und Schnee	—	F.
Den 25.	wie gestern	—	heiter und angenehm	—	F.
Den 26.	Frühlingswetter	—	kalte Luft, trübe	—	F.
Den 27.	etwas trübe, gelinde	—	beständiger Schnee	—	F.
Den 28.	Reif, helle, Nachtfrost	—	trübe, viel Schnee, Frost	—	F.
Den 29.	kalt, helle	—	kalt, trübe, Sturm	—	F.
Den 30.	angenehm, Frühlings-				
wetter.	—	—	Frost, Schnee, trübe	—	F.
Den 31.	wie gestern	—	heiter, starker Frost	—	F.

April.

Den 1.	gelinde, trübe, veränderlich	—	viel Schnee und Frost	—	F.
Den 2.	etwas kälter	—	trübe, Frost	—	F.
Den 3.	schönes Wetter	—	Sonnenschein, Frost	—	F.
Den 4.	wie gestern	—	Frost mit Schnee	—	F.
Den 5.	wie gestern	—	Sonnenschein, Frost	—	F.
Den 6.	etwas Regen	—	trübe mit Frost	—	F.
Den 7.	warm, heiter	—	viel Schnee	—	F.
Den 8.	wie gestern.	—	heiter, gelinde	—	F.
Den 9.	wie gestern	—	warm und heiter	—	F.
Den 10.	trüber und kälter	—	Frühlingswetter	—	F.
Den 11.	frisch und heiter	—	regnet	—	F.
Den 12.	veränderlich, Schlossen	—	stets trübe, windig	—	F.
Den 13.	helle und angenehm.	—	Sonnenschein, kalter Wind	—	F.
Den 14.	helle	—	regnet	—	F.
Den 15.	helle	—	regnet	—	F.



Versprochene Witterung.

Wahre Witterung in Hannover.

Den 16. helle	—	—	trübe	—	—	F.
Den 17. helle	—	—	regnicht	—	—	F.
Den 18. helle	—	—	Sonnenschein	—	—	F.
Den 19. warm und Regen	—	—	kein Regen	—	—	F.
Den 20. Regen mit Schlossen	—	—	Vormittags Regen, Nachmittags heiter	—	—	F.
Den 21. warm, Regenschauer	—	—	Regen, Wind	—	—	F.
Den 22. Unbeständig	—	—	Regen, Wind	—	—	F.
Den 23. warm, wölkgig	—	—	veränderlich mit Regen	—	—	F.
Den 24. warm, heiter	—	—	Regenschauer	—	—	F.
Den 25. warm, heiter	—	—	Regen, Hagel	—	—	F.
Den 26. veränderlich	—	—	veränderlich	—	—	F.
Den 27. gelinde, heiter	—	—	trübe, windig	—	—	F.
Den 28. Regen	—	—	heiteres Frühlingswetter	—	—	F.
Den 29. warm	—	—	nicht kalt	—	—	F.
Den 30. warm und Regen	—	—	Morgens wenig Regen	—	—	F.

Mai.

Den 1. heiter, angenehm	—	—	Regen	—	—	F.
Den 2. warm, veränderlich	—	—	Regen, Hagel, kalt	—	—	F.
Den 3. wie gestern	—	—	Regen, trübe, windig	—	—	F.
Den 4. helle, mäßig warm	—	—	wie gestern	—	—	F.
Den 5. warm, veränderlich	—	—	kalt, regnicht	—	—	F.
Den 6. warm und regnerisch	—	—	kühl, Wind, oft Sonnenschein	—	—	F.
Den 7. etwas kühl und regnerisch	—	—	abwechselnder Sonnenschein	—	—	F.
Den 8. kühl und trübe	—	—	warm, oft trübe, Sturm, Regen	—	—	F.
Den 9. schönes Wetter	—	—	Regen den ganzen Tag, kalt	—	—	F.
Den 10. gutes Wetter, Nachtfrost	—	—	heiter, warm, warme Nacht	—	—	F.
Den 11. trübe und kalt	—	—	warm, beständiger Sonnenschein	—	—	F.
Den 12. schönes Wetter, Nachtfrost	—	—	kalt, trübe, ohne Nachtfrost	—	—	F.
Den 13. frühe Reif, denn warm	—	—	früh warm, denn etwas kühl	—	—	F.
Den 14. warm und regnerisch	—	—	der heiterste Tag, warm	—	—	F.
Den 15. warm, angenehm	—	—	warm, angenehm	—	—	F.
Den 16. etwas Regen, warm	—	—	ein ganz heiterer Himmel, warm	—	—	F.
Den 17. herrliches Wetter	—	—	herrliches Wetter	—	—	F.
Den 18. wie gestern	—	—	wie gestern	—	—	F.
Den 19. sehr warm	—	—	sehr warm, 82 Grad a)	—	—	F.

§ ff 2.

Den

a) Die größte Wärme derjenigen Tage, wo diese Wärme etwas besonders zeigte, oder

Verprochene Witterung.

Wahre Witterung in Hannover.

Den 20. warm, am Abend Gewitter	ganz heiter, mäßig warm 72 Grad. F.
Den 21. etwas Regen, warm —	kein Regen, beständiger Sonnenschein, kühl — F.
Den 22. wie gestern —	immer Sonnenschein, kühl — F.
Den 23. sehr warm, Gewitter —	beständiger Sonnenschein, Wärme 77 Grad — F.
Den 24. warm und heiter —	sehr warm 86 Grad, wölkgig — F.
Den 25. kühlter und trüber —	Wärme 80 Grad, trübe — F.
Den 26. wie gestern, regnet —	helle, sehr warm 88 Grad. — F.
Den 27. schönes Wetter —	noch immer dürre, Wärme 86 Grad F.
Den 28. sehr warm, Gewitter —	kühl, 64 Grad, kein Gewitter, wenig Regen — F.
Den 29. schön, warm —	noch dürre, wölkgig, Wärme 66 Gr. F.
Den 30. wie gestern —	kühl, 62 Grad, noch heiter — F.
Den 31. noch sehr warm —	kühl, 62 Grad noch heiter — F.
Junius.	
Den 1. warm, helle, Nachmittags Regen —	kühl, helle, noch trocken — F.
Den 2. wie gestern —	helle und dürre — F.
Den 3. noch eben so —	immer helle und dürre — F.
Den 4. warm, Gewitter —	helle und dürre — F.
Den 5. warm, Strichregen —	helle und dürre — F.
Den 6. wie gestern —	helle und dürre — F.
Den 7. heiter, kühlter —	helle und dürre — F.
Den 8. wie gestern —	helle und dürre — F.
Den 9. noch schönes Wetter —	trübe und dürre — F.
Den 10. noch eben so —	endlich ein starker Regen — F.
Den 11 etwas trübe —	noch ein starker Regen — F.
Den 12. veränderlich —	veränderlich — F.
Den 13. herrliches Wetter —	kühl, windig — F.
Den 14. warm, helle, etwas Regen	kalt, dunkel, viel Regen — F.
Den 15. warm, Strichregen —	kalt, trübe — F.
Den 16. schönes Wetter —	Staubregen — F.
Den 17. herrliches Wetter, Nachts Regen —	gutes Wetter, kein Regen — F.

Den

oder wo sie in Ansehung der Censur entscheidend war, habe ich lieber nach dem Fahrenheit'schen Thermometer angegeben, als mich auf die betrügl. Empfindung verlassen wollen. Die gewöhnliche Wärme in Batavia, ist 86 bis 88 Grad.

Versprochene Witterung.		Wahre Witterung in Hannover.	
Den 18.	schönes Wetter.	kühl, viel Regen	F.
Den 19.	wie gestern	Nachmittags, schönes Wetter	F.
Den 20.	wie gestern	trübes Wetter	F.
Den 21.	wie gestern	wölfigt, warm.	F.
Den 22.	wie gestern, etwas trüber	Regenschauer	F.
Den 23.	wie gestern, dunkel	Nachts viel, am Tage öfterer Regen	F.
Den 24.	etwas Regen	wölfigt, Abends Gewitter, mit Platzregen	F.
Den 25.	veränderlich mit Regen	kühl, windig, Regen	F.
Den 26.	wie gestern	kühl, windig, Regen	F.
Den 27.	es klärt auf	Regen	F.
Den 28.	wieder helle	Wind, Regen	F.
Den 29.	etwas Regen	einige Regenschauer, kalt, Wind	F.
Den 30.	warm, dunkel	kalt, dunkel	F.
Julius.			
Den 1.	helle, warm	trübe, kalt, etwas Regen	F.
Den 2.	wölfigt, warm	regnet, kalt	F.
Den 3.	Regen	wie gestern	F.
Den 4.	warm, Regenschauer	wärmer, trübe	F.
Den 5.	schönes Wetter, heiß	schönes Wetter, warm	F.
Den 6.	heiter, kühler Wind	herrlich warmes Wetter	F.
Den 7.	wie gestern	heiter, heiß	F.
Den 8.	schönes Wetter	schönes Wetter, warm	F.
Den 9.	schönes Wetter, sehr warm	schönes Wetter, ziemlich warm	F.
Den 10.	schönes Wetter	schönes Wetter	F.
Den 11.	noch schön	noch schön	F.
Den 12.	veränderlich	Gewitterluft, ziemlich warm	F.
Den 13.	Regenschauer	trübe, kühl	F.
Den 14.	wie gestern	Nachmittags Regen	F.
Den 15.	wie gestern	kühl, kein Regen, windig	F.
Den 16.	noch eben so	wie gestern	F.
Den 17.	schönes Wetter	windig, Regenschauer	F.
Den 18.	wie gestern, etwas wölfigt	kühl, windig, wölfigt	F.
Den 19.	sehr warm, Gewitter	Morgens kühl, Nachmittags wärmer, Gewitter	F.
Den 20.	Regen	Morgens windig, Nachmittags Regen	F.

## Versprochene Witterung.

## Wahre Witterung in Hannover.

Den 21.	schön und sehr warm —	kühl, windig, etwas Regen —	F.
Den 22.	schönes, helles, warmes Wetter —	kühl, windig, etwas Regen —	F.
Den 23.	noch helle —	kalt, windig, regnicht —	F.
Den 24.	Regen —	wölkigt, kein Regen —	F.
Den 25.	wie gestern —	Wind, Regen —	F.
Den 26.	etwas minder Regen —	schönes warmes Wetter —	F.
Den 27.	veränderlich —	schönes Wetter, warm —	F.
Den 28.	dunkler und Regenschauer —	wölkigt, kein Regen —	F.
Den 29.	noch regnicht —	trübe, windig —	F.
Den 30.	ziemlich helle —	veränderlich —	F.
Den 31.	schönes Wetter —	schönes Wetter —	F.

## August.

Den 1.	schönes Wetter —	schönes Wetter —	F.
Den 2.	schönes Wetter —	schönes Wetter —	F.
Den 3.	etwas veränderlich —	ganz heiter, Wärme 82 Grad —	F.
Den 4.	schönes Wetter, sehr warm —	wenig Regen, Wärme 84 Grad —	F.
Den 5.	veränderlich —	Vormittags trübe, Nachmittags etwas Regen, 80 Grad —	F.
Den 6.	etwas kühlter und heller —	kühlter, wölkigt, trocken —	F.
Den 7.	helle und warm —	Regenschauer, kühl —	F.
Den 8.	schönes Wetter —	viel Regen, kalt, windig —	F.
Den 9.	etwas dunkel, regnicht —	kalt, dunkel, Regenschauer —	F.
Den 10.	wölkigt und windig —	wölkigt, windig —	F.
Den 11.	schönes Wetter, warm —	schönes Wetter, warm —	F.
Den 12.	schönes Wetter —	schönes Wetter —	F.
Den 13.	schönes Wetter —	schönes Wetter —	F.
Den 14.	schönes Wetter —	schönes Wetter —	F.
Den 15.	schönes Wetter —	schönes Wetter —	F.
Den 16.	schönes Wetter —	schönes Wetter —	F.
Den 17.	etwas veränderlich oder wölkigt —	wölkigt —	F.
Den 18.	etwas Regenschauer —	etwas Regen —	F.
Den 19.	besser als gestern —	wie gestern —	F.
Den 20.	veränderlich —	starkes Gewitter, starker Regen —	F.
Den 21.	Regenschauer —	schönes heiteres Wetter —	F.
Den 22.	sehr schönes Wetter —	trübe, etwas Regen —	F.



Verbrochene Witterung.	Wahre Witterung in Hannover.
Den 23. wie gestern —	dunkel, kühl — F.
Den 24. noch schönes Wetter —	kalt, Staubregen — F.
Den 25. noch eben so, Abends Gewitter — —	etwas wölktig, angenehm, ohne Gewitter — F.
Den 26. kühlter, Regenschauer —	dunkel, kein Regenschauer — F.
Den 27. wie gestern —	Sturm, kein Regenschauer — F.
Den 28. etwas heller —	etwas heller — F.
Den 29. wölktig, veränderlich —	Sturm, veränderlich — F.
Den 30. schönes Wetter —	kalt, windig, wölktig — F.
Den 31. wieder Regengestöber —	Vormittags Sonnenschein, Nachmittags starker Regen — F.

### Bucares de Barro.

So nennen die Portugiesen und Spanier diejenigen Trinkgeschirre und anderen Gefäße, welche bei der Stadt Estreamos in der Provinz Alentejo, von einer rothen Ziegelerde verfertigt werden. Diese Erde, welche, wegen der Menge, die davon jährlich verbraucht wird, in außerordentlich mächtigen Lagen streichen muß, hat ein nicht unangenehmes, dem schlechten Ziegelwache ähnliches Noth, ist überaus fein von Korn, und besitzt dabei die sonderbare Eigenschaft eines den Zitronen sehr nahe kommenden Geruchs. Ihr Geschmack ist Ansfangs etwas schleimig und nachher ein wenig zusammenziehend, wie alle Ziegelerden, aber man entdeckt doch bald einen wiewohl geringen gewürzhaften Nachschmack.

Dieses mag die spanischen und portugiesischen Damen verleitet ha-

ben, in deren Genuß ein anziehendes Vergnügen zu finden, und diejenigen, welche erst einmal in diese Gewohnheit gebracht sind, können sie so wenig entbehren, als die unsrigen ihren lieben Kaffe. Sie halten es für eine außerordentliche schwere Buße, wenn ihnen für gebeichtete Sünden die Untertassung des Genusses derselben, auf drei oder mehrere Tage anferlegt wird.

Dieser, wiewohl an sich geringe Nutzen der Erde, ist nicht derjenige, wodurch sie sich vorzüglich empfehlet. Sie soll noch eine große Eigenschaft besitzen, welche nach Nachrichten aus England, ganz erstaunlich seyn soll. Man hat nemlich daselbst die Erfahrung, daß diese gepulverte Erde, in offener Krebschaden gestreut, eine so glückliche als geschwinde Heilung befördern soll. Eben dergleichen Hülfe soll

soß sie auch in allen offenen, bösen, besonders Weinschäden geben.

Da ich wünsche, daß hierüber auch in unsern Gegenden, fernere Erfahrungen gemacht werden mögen, und ich nicht glaube, daß bei dem Versuche irgend Gefahr seyn könne, so habe ich der Zellischen Königl. Hofapothekle, und dem Herrn Andrea in Hannover davon abgegeben, woselbst sie, unter dem vorgesezten Namen, lothweise, gepulvert, zu einem billigen Preise, den Armen zum Besten, zu haben ist. Ich wünsche, daß diejenigen, welche etwa davon Gebrauch zu machen Belieben finden, den Erfolg in diesem Magazine bekannt machen mögen. Und glückten auch diese Versuche nur bei einigen, so hätten wir doch wieder etne neue Vertheidigung gegen einen Feind, der allemal zu sezen gewohnt ist.

Die aus dieser Erde verfertigte Gefäße, haben eine gefällige Bildung, ob wohl nicht die Zierlichkeit des Porcellains, und sind auf der Drehscheibe, nach Töpferart, gearbeitet, theils mit, theils ohne Henke. Sie haben, so viel ich davon besitze, eine steigende Höhe, von vier bis acht Zoll, und eine Weite von drei bis sechs Zoll. Etliche sind bäuchicht, etliche gerade, und haben alle einem seßen, wohl gearbei-

teten Fuß. Auf der äußern Seite sind verschiedene, mit allerlei Formen eingedrückte Verzierungen, welche nicht unangenehm in die Augen fallen. Derselben ist mit etwas, vielleicht mit spanischer Seifen, ein mäßiger Glanz gegeben, welcher sie dadurch von der inwendigen Seite sehr unterscheidet.

Diese Gefäße werden, erhaltener Nachricht zufolge, nicht gebrannt, sondern an der Sonne getrocknet. Dem ungeachtet lassen sie keine Feuchtigkeit durch. Zwar nimt die äußere Seite, wenn viele Tage Wasser darin steht, eine andere dunklere Farbe an, und wird etwas feucht, aber wenn sich die Erde einmal vollgesogen hat, tröpfelt sie nicht a). Das Ungeheime bei diesen Gefäßen ist der zitronenmäßige Geruch, wenn Wasser oder Bier daraus getrunken wird, aber zum Weine scheinen sie nicht gemacht zu seyn. Die besondere Eigenschaft ist merkwürdig, daß das darin geschüttete Getränk, selbst dem Mittagssonnenscheine im Sommer ausgesetzt, mehrere Kühlung behält, als anders in einem Glase, im Schatten. Diese Töpfe werden nicht allein in Portugal, sondern auch durch Spanien verführt, und bei vornehmen und geringen Tafeln, im Sommer zu Trinkgefäßen und in Zucker eingemachten Früchten genuzt b).

a) Durch das mir zugesicherte Gefäß drang eingegossenes Wasser noch den sechsten Tag. - U. -

b) Da der Verfasser des obigen Aufsazes bestimmt hat, daß der kleine Vorrath Erde, welchen er an mich übermachtet hat, den Armen zum Besten verkauft werden solle, so biete ich hiemit das Loth um 6 mgr. an, werde es aber, auf Verlangen, auch zu niedrigerem Preise weggeben.  
Andrea.



# Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 20ten September 1784.

Zweifel über die Abhandlung des Herren Commissarius Rulfs zu Einbeck, die vortheilhafteste Einrichtung der Werk- und Zuchthäuser betreffend, von Heinrich Christian Melching, Kaufmann zu Einbeck 1784.

**U**eber die Veranlassung und Absicht meiner jetzigen Zweifel würde ich viel zu sagen haben, um mich gegen jede zweckwidrige Beurtheilung, und gegen jeden Verdacht, dem selbige mich aussetzen könnten, zu vertheidigen. Allein, ich bin mir meiner reinen Absicht zu sehr bewußt, als daß ich mich darüber nicht von ganzem Herzen beruhigen sollte. Also nur etwas!

Im Jahr 1776 kam ich auf den Einfall, meine Gedanken, die sich schon vorher viel mit Verpflegung der Armen beschäftigt hatten, zu Papier zu bringen, um sie mit der Zeit, wenn sich Gelegenheit dazu finden sollte, zu nutzen. Ich that es, und aus dieser Sammlung meiner Ideen entstand bald darauf: ein Entwurf zur Verpflegung von 250 Personen, die jährlich 800 Thaler Beisteuer erhalten sollten. Ich theilte diesen Entwurf verschiedenen meiner Gönner und Freunde mit, nahm ihre Erinnerungen und

Verbesserungen darüber mit dem innigsten Dank und mit der sorgfältigsten Benutzung an, und war entschlossen, ihn jetzt weiter zu befördern, als ich durch wichtige Handelsgeschäfte daran verhindert wurde. Ohne den Vorsatz aufzugeben, jene kleine Arbeit der öffentlichen Beurtheilung vorzulegen, mußte ich doch den Entwurf ruhen lassen, bis endlich die Preisschrift des Herren Commissarius Rulfs erschien, die mich bewog, meine alte Arbeit noch ferner liegen zu lassen, und mir meine bescheidene Meinung über jene erschienene Abhandlung in diesen Zweifeln vorzutragen. — Es mögte vielleicht dreist scheinen, daß ich mich erühne, Zweifel über eine Schrift zu äußern, die allenthalben so viel Aufsehen erregt, und, wenn sie zur rechten Zeit erschienen wäre, den Preis von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen vielleicht würde erhalten haben; allein, wenn ich sage und mit Wahrheit behaupte, daß das

in der sogenannten Preisschrift angegebene Mittel, die Verarbeitung des Flachses zu Linnen und dessen Verkauf zu einem bestimmten Preise, als hinreichend ein Zucht- und ein Werkhaus zu ernähren gerade einen Gegenstand betrifft, welcher eine sehr genaue Kenntniß vom Flachs und Linnen überhaupt erfordert, die ich wegen meines Linnenhandels nothwendig besitzen muß; so wird man mich hoffentlich nicht für zudringlich halten. Der einzige Gegenstand meines Handels ist Leinwand schon seit mehreren Jahren; ich habe in dieser Zeit verschiedene Reisen deswegen gethan, und also Gelegenheit gehabt, sowohl an fremden Oertern, als vorzüglich in dieser Stadt, durch Unterredungen mit Menschen, die Erfahrung haben, und durch eigene Erfahrungen von den Erfordernissen zur Zubereitung des Flachses, von der Verarbeitung des Flachses zu Linnen, von den Preisen, und endlich von den verschiedenen glücklichen und unglücklichen Epochen, die bei dem Verkauf desselben eintreten, mir so viel hinreichende und praktische Kenntnisse zu erwerben, daß ich mir schmeicheln darf, meine Zweifel werden, wenn nicht ganz angenommen, doch geprüft, und von Kennern richtig beurtheilt werden. — Dieses allein, ich lege dieses Bekentniß mit der größten und freiwilligsten Aufrichtigkeit des Herzens ab — Dieses, von Sachverständigen gelesen, geprüft und richtig beurtheilt zu wer-

den, ist die einzige und wahre Absicht meiner Zweifel. Ich kenne den Herren Verfasser der Preisschrift als einen erfahrenen und würdigen Mann, ja als meinen Freund, — denn er gehört unter die Freunde von mir, denen ich meinen Entwurf von Verpflegung 250 Personen &c. mitgetheilt habe, — und dies ist genug mich frei zu sprechen, als wenn ich bei meiner Arbeit, die Absicht, demselben entgegen zu arbeiten und ihm die verdientesten Belohnungen seines Fleißes zu entreißen, oder andere Nebenabsichten zum Grunde gelegt hätte. Mögte doch wirklich eine solche nützliche Anstalt, als ein Werkhaus ist, an mehreren Orten angelegt, mögte doch der wohlverdiente Herr Verfasser der Preisschrift a) als Director derselben angesehen werden! ein Wunsch, den ich von ganzem Herzen mit dem würdigen Herrn Professor Beckmann in Göttingen zugleich theile, ohne im mindesten mir einfallen zu lassen, mich zum Nebenbuhler der Absichten des Herrn Commissarius Kuls aufzuwerfen.

Erwanige Fehler im Styl, Sprache, oder wissenschaftlicher Stellung meiner Ideen, wird mir, als einem bloß praktischen Kaufmann, jeder verzeihen, denn es auf die Sache, und nicht auf deren Einkleidung ankommt.

\* \* \*

Die Nothwendigkeit der Zuchthäuser und die Unentbehrlichkeit der Werkhäuser (jene zum Wohl und Sicherheit des Staats, diese vorzüglich zur

a) Wenn er das Versprochene zu erfüllen weiß.



zur Unterstützung der Industrie und der Armuth,) ist schon von zu vielen angesehenen Männern und durch zu wichtige Gründe behauptet worden, als daß es mir möglich seyn könnte, über diese Materie noch etwas zu sagen; nur könnt es darauf an: wie jede der beiden Anstalten ihre Einrichtung so erhalte, daß sie so genutzt wird, als sie wirklich nach ihrem eigentlichen Zweck benutzt werden kan! Der Herr Verfasser der Antwort auf die von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen aufgegebenene Preisfrage: welches sind die schicklichsten, und ic. giebt pag. 3. den Flachs und dessen Verarbeitung nicht nur als das nutzbarste Mittel an, um den Staat von den Kosten der Unterhaltung der Zucht- und Werkhäuser zu befreien, sondern auch als eine ergiebige Quelle, aus der mit der Zeit ein reichlicher Gewinn könne geschöpft werden. — Die Zweifel, welche mir gegen diese Behauptung notwendig aufsteigen mußten, werde ich, theils um der möglichsten Ordnung, theils um der Leser Bequemlichkeit willen, unter folgende

sieben Abschnitte zu vertheilen suchen. Ich denke daher:

- A. Die Anlage beider Anstalten.
- B. Die Materialien, um 17144 Stüce Keineband zu verfertigen.
- C. Die Anzahl der Personen, bezueuf des Spinnens.
- D. Weber und Bleicher, so für einen bestimmten Lohn arbeiten sollen.
- E. Die Handlung, der das Linnea geliefert werden soll.
- F. Die Beneficien an baarem Gelde.
- G. Die Einnahme und Ausgabe der beiden Anstalten, nebst den übrigen Angaben näher durchzugehen, um darthun zu können: ob die Verarbeitung des Flachses nach beliebter Art vor allen Produkten, als Wolle, Taback, u. d. gl. u. den Vorzug verdiene, und das einträglichste Geschäft für Werk- und Zuchthäuser in Niedersachsen sey?

Ich fange also bei der Anlage beider Häuser, davon pag. 20. der Preis schrift Erwähnung geschehen, an, und berechne die Kosten folgendergestalt:

#### Abchnitt A.

Pag. 20. Das Werkhaus, worin 250 Menschen zur Arbeit und Officianten wohnen sollen, schlägt man hiesigen Orts an zu

3000 Rthlr. — gr. b)

Pag. 21. Die 25 Morgen Gartenland (davon mügte hier wohl der Morgen nicht un-

999 2

Latus 3000 Rthlr. — gr.

b) Dieses Haus ist ehemals hier zu einer Wollenmanufaktur gebauet, und hat der Landschaft weit über jene Summe zu bauen gekostet.

	Transport —	3000 Rthlr. — gr. — pf.
	ter 100 Rthlr. zu erhalten seyn,) betragen also — —	2500 Rthlr. — gr.
Pag. 22 — 27.	Das Wirthschafes-Inventarium des Werkhauses beträgt nach der Angabe	9959 Rthlr. 30 gr. 2 pf.
Pag. 51.	Ob zwar die Kosten zur Anlage des Zuchthauses zu berechnen, nicht nöthig befunden worden; so treten solche doch nothwendig ein, und dürften, wenn man dasjenige, was beim Werkhause an Ländereien, Pferden, Kühen, etwas schlechterer Kleidung, ic. mehr berechnet worden, noch zur Anlage des Hauses und wirthschaftlichen Inventarii zu berechnen seyn c)	11540 Rthlr. 5 gr. 6 pf.
	Larus	27000 Rthlr. — gr. — pf.

Pag.

c) Die Anlage des Werkhauses erfordert laut pag. 20. 21. 22 bis pag. 27. in Summa inclusive Gartenland und Wohnung — 15459 Rthlr. 30 mgr. 2 pf. Dagegen würde dieselbe beim Zuchthause aus folgenden Gründen weniger kosten, als:

a)	Wird demselben keine Gartenländerei bestimmt, solche ist angeschlagen zu — —	2500 Rthlr. — gr. — pf.
b)	12 Stück Kühe. à 15 Rthlr. — — —	180 „ — „ — „
c)	4 Wagen Pferde mit Geschirre — — —	300 „ — „ — „
d)	Ein Heber- und ein kleiner Wagen — — —	70 „ — „ — „
e)	Wissgabeln, Schaufeln und Striegel ic. — — —	15 „ — „ — „
f)	Berschiedene zum Wolkenswert dienliche Sachen — — —	15 „ — „ — „
g)	Für die Garten-Besaamung — — —	80 „ — „ — „
h)	Für etwas schlechtere Kleidung — — —	509 „ 4 „ 6 „
i)	Da die Krankenstube im Zuchthause nur für 5 Personen eingerichtet werden soll, so mügte unter beliebiger Rücksicht des Herrn Autors hier zu berechnen seyn	80 „ — „ — „
k)	Desgleichen würden wohl die (pag. 24.) für Geschäftschäften ausgeworfene 200 Rthlr. ratione daß kein Waarenlager ic. im Zuchthause statt findet, der Anlage ungefähr mit 30 Rthlr. zur Last fallen, und also wären abzusetzen — — —	170 „ 19 „ 6 „

Diese von obiger Werkhaus-Anlage ad abaeugen:

Bliebe die Anlage des Zuchthauses — 11540 Rthlr. 5 gr. 6 pf.

Transport — 27000 Rthlr. — gr. — pf.

Pag. 60. Das Capital, so zur Handlung nöthig befunden worden, jedoch zu 3 pro Cent jährlich verintereffiret werden soll, ist angeschlagen zu — — 25000 Rthlr. — gr. — pf.

Summa zur Anlage der beiden Häuser und Betrieb der Handlung — 52000 Rthlr. — gr. — pf.

Ob wohl die von Königl. Societät in Göttingen aufgegebenen Preisfrage die Erstattung der Anlage durch die Arbeit nicht fordert; so möchte doch dieses nicht so weit auszudehnen seyn, daß man auch glauben könne, man wolle das Interesse vom Capital ebenfalls übersehen und nicht verdienen wissen? deswegen kommen hier sürerst zur Ausgabe von

520000 Rthlr. Capital à 3 pro Cent jährlich 1560 Rthlr.

Dem Kostenanschlage pag. 20 und 21 sub Nr. 1. desgleichen pag. 21 Nr. 2. der angeblichen Erforderniß nöthiger Ländereien und Wiesen für Menschen und Vieh fehlt eine deutlichere Bestimmung. Man muß hier billig bemerken: daß zur Unterhaltung 250 Menschen im Arbeitshause, und 250 Menschen im Zuchthause, eine ziemliche Quantität von Lebensmitteln erforderlich ist, und daß, wenn man selbige, wie pag. 21 behauptet wird, unumgänglich nöthig haben sollte, dieser Umstand in Deutschland, das bekanntlich mit das vollreichste Land ist, und wo fast kein Fleck (außer Heiden, Morästen und Sandgegenden) unbenutzt wüßte lieget, die Ausführung des Plans, Werk- und Zuchthäuser anzulegen, un-

endlich erschweren muß, da es landverderblich seyn würde, den Eigenthümern sowohl als Pächtern ihre Besitzungen zu entreißen, und sie Werk- und Zuchthaus-Arbeitern einzuräumen.

Im Kleinen ließe sich allenfalls wohl so etwas ohne großen Nachtheil der guten Besitzer anschaffen; allein, für 500 Personen und das bestimmte Vieh, welches gleichsam eine Colonie ausmachtet, ist es schlechterdings unmöglich; es sey denn, daß ihnen die Feldmark einer Dorfgemeinde abgetreten würde: und wie sehr wären alsdann die Dörfer, (wie zum Beispiel Dr. J. P. Rütling in seiner phys. med. ökonomischen Beschreibung pag. 317. 319. 320. 321. 325. u. s. w. dergleichen angiebt) die etwa 536. 356. 120. 479. Einwohner haben, zu bedauern, wenn sie das Loos treffen sollte!

Da es aus diesem Gesichtspunkt unthunlich scheint, dem Werkhause eigene Ländereien, welche so ziemlich die Feldmark eines ganzen Dorfes ausmachen müßten, zu verschaffen; so ist es nun eben so klar, daß sowohl Pferde als Kühe entbehrlich sind, und daß die dafür pag. 24. Nr. 10. angeführte halbjährige Futterungskosten (als welche

che ohnehin nicht zur Anlage, sondern Nthlr. sammt der sub B. berechneten zur Unterhaltung gehören) ad 300 Ausgabe

für 12 Stück Kühe à 15 Nthlr.	—	—	180 Nthlr.
4 Wagenpferde mit Geschirr	—	—	300 "
1 Ucker: 1 kleiner Wagen	—	—	70 "
1 Mistgabeln, Schaufeln, Striegel etc.	—	—	15 "
1 verschiedene zum Wolkenwerk dienliche Sachen	—	—	15 "

um so viel mehr gänzlich wegsallen; als man Nr. 3. nirgend bemerkt: daß obige Ausgabe dem Institut irgendwo zum Nutzen und Ergöcklichkeit gereichen kan. Denn erstlich ist die Beköstigung der Menschen pag. 31 bis 34. und zweitens die Arbeit der Menschen pag. 30 und 31. ganz deutlich bestimmt. Der Dünger, so auf jeden Morgen mit 3 Nthlr. bemerkt worden, könnte süklicher durch Schafe geschefen, als daß man deswegen 4 Pferde und 12 Kühe unterhalten sollte; da ohnehin der Flachs durch die Verkäufer und durch Landfuhren geliefert wird.

Pag. 27. scheint es hier ziemlich auffallend, daß, da wegen Unerfahrenheit der Arbeiter im ersten Jahr, und anderer Ursachen, das Haus sich schwerlich allein unterhalten könne, 3426 Nthlr. 34 mgr. für ein halbes Jahr zur Ausgabe gebracht werden, da doch alle 250 Personen des Werkhauses nach pag. 59. in einem ganzen Jahr nicht mehr als 73169½ Lötpe Garn à 1 mgr. spinnen, folglich nur 2032 Nthlr. 17 mgr. 4 pf. verdienen können. Ist diese Vermuthung auf etwas gegründet, so tritt sie auch bei den Züchtlingen ein, und dann wäre aber:

malis eine gleiche Summe zur Unterhaltung derselben noch zur Ausgabe zu bringen gewesen.

### Abschnitt B.

An Materialien, behuef 17144 Stiege  $\frac{1}{4}$  breiter Leinwand, werden nach pag. 60. 91436 Pfund reiner Flachs, 8 Pfund zu 1 Nthlr., mit 11429 Nthlr. 20 mgr. 4 pf. zu bezahlen bestimmt, und es werden dazu 3 Gattungen gewählt, welche ohne weitere Bearbeitung sogleich können an das Rad gelegt und gesponnen werden, nemlich:

Erste Sorte 6 bis 8 Pfund für 1 Nthlr., das ist der Uelzener Stein à 22 Pfund  $3\frac{2}{3}$  bis  $2\frac{1}{2}$  Nthlr.

Zweite Sorte 9 bis 11 Pfund für 1 Nthlr., das ist der Uelzener Stein à 22 Pfund  $2\frac{1}{2}$  bis 2 Nthlr.

Dritte Sorte 12 bis 15 Pfund für 1 Nthlr., das ist der Uelzener Stein à 22 Pfund  $1\frac{1}{2}$  bis  $1\frac{1}{2}$  Nthlr.

Wenn man nach Erfahrung diese drei Gattungen untersucht, und darüber eine Berechnung ziehet, so wird man finden: es man 8 Pfund reinen Flachs, welcher zu gewähltem Linnen geschickt ist, für einen Thaler erhält? Man laufe also



22 lb	angeblichen Flachs,	6 lb für 1 Rthlr.	sind 3 Rthlr.	24 mgr.	— pf.
22 :	—	8 :	— 1 :	— 2 :	27 :
22 :	—	9 :	— 1 :	— 2 :	16 :
22 :	—	11 :	— 1 :	— 2 :	— :
22 :	—	12 :	— 1 :	— 1 :	30 :
22 :	—	15 :	— 1 :	— 1 :	16 :

132 lb, Kosten des Ankaufspreises — 14 Rthlr. 5 mgr. 6 $\frac{3}{4}$  pf.  
und lasse ihn zum gewählten linnen geschickt  
machen, so erfordert solcher folgendes:

### Arbeitslohn:

Die beiden ersten Gattungen betragen 44 lb,  
diese müssen noch einmal durch die Hechel Nr.  
2. gezogen werden, und hierauf arbeitet eine  
Frauensperson 3 Tage, à Tag 6 mgr. — — : 18 : — :

Abfall 4 lb feine Hebe.

$\frac{1}{2}$  : Kave oder Schebe.

Die beiden zweiten Gattungen betragen 44 lb,  
diese müssen noch einmal mit den Händen ge-  
rieben, mit dem Knieeisen einmal geribbet, ein-  
mal durch die Hechel Nr. 1. und einmal durch  
die Hechel Nr. 2. gezogen werden, und hierauf  
arbeitet eine Frauensperson 6 Tage, à Tag  
6 mgr. — — : 1 : — : — :

Abfall 3 lb grobe Hebe.

4 : feine Hebe.

$5\frac{1}{2}$  : Kave oder Schebe.

Die beiden dritten Gattungen betragen 44 lb,  
diese müssen einmal geschwungen, einmal mit  
den Händen gerieben, mit dem Knieeisen ein-  
mal geribbet, einmal durch die Hechel Nr. 1.  
und einmal durch die Hechel Nr. 2. gezogen wer-  
den, hierauf arbeitet eine Frauensperson 8 Ta-  
ge, à Tag 6 mgr. — — : 1 : 12 : — :

Abfall 5 lb grobe Hebe.

4 : feine Hebe.

$5\frac{1}{2}$  : Kave oder Schebe.

Obige drei Gattungen kosten also inclusive des  
Ankaufspreises — — 16 Rthlr. 35 mgr. 6 $\frac{3}{4}$  pf.

16 Rthlr. 35 mgr. 6 $\frac{3}{4}$  pf.

Dar

Dagegen ist die Einnahme:

12	Pfund feine Hede, à Pfund 1 mgr. 4 pf.	—	Rthlr. 18 mgr. — pf.
8	— grobe Hede, à Pfund 1 mgr. —	—	8 : — :
9	— Kave oder Schebe	—	— : — : — :
103	— reiner Flach, davon aus 8 Pfund 18 Löpfe können gesponnen werden, à Pfund 5 mgr. 5 $\frac{1}{3}$ pf., oder 6 Pfund 11 $\frac{1}{2}$ $\frac{6}{9}$ Loth für 1 Rthlr.	—	16 : 9 : 6 :
Einnahme —			16 Rthlr. 35 mgr. 6 pf.

Mithin giebt der Flach 1 Pfund 20  $\frac{1}{2}$   $\frac{3}{9}$  Loth zu 1  $\frac{1}{2}$  Pfund gerechnet, weniger, als man für 1 Rthlr. zu kaufen berechnet hat; will man also Netto 91436 Pfund tanglichen Flach, der sofort zur Verfertigung von 17144 Stiege gesponnen werden kan, haben, so muß man 114743 Pfund Brutto kaufen, und die kosten, zu beliebten an:

gegebenen wohlfeilsten Preise 14342 Rthlr. 31 mgr. 4 pf., folglich kostet dieser erforderliche Flach 2913 Rthlr. 11 mgr. mehr, wie pag. 60. angegeben worden, welche also noch zur Ausgabe zu bringen wären, wenn nicht dagegen demselben folgendes zu gute gerechnet werden müste, als:

Die angekaufte 114743 Pfund Brutto Flach geben, wenn sie obiger gestalt rein gemacht werden:	
9644 Pfund feine Hede, à Pfund 1 mgr. 4 pf.	— 401 Rthlr. 30 mgr.
6430 Pfund grobe Hede, à Pfund 1 mgr.	— 178 : 22 :
7233 Pfund Kave oder Schebe	— : — :

Betragen — 580 Rthlr. 16 mgr.

Diese 580 Rthlr. 16 mgr. von obigen 2913 Rthlr. 11 mgr. abgezogen, gehören allerdings noch zu mehreren Ausgaben des Werkhauses 2232 Rthlr. 31 mgr.

Ueber die Flachspreise vom vorigen 1783<sup>ten</sup> Jahre wäre überflüssig, eine Berechnung zu ziehen, da einem jeden bekant ist, daß wir seit vier Jahren in vielen Gegenden einen beinahe gänzlichen Mißwachs darin gehabt haben. Von dem jetzt ins Land kommenden Rigaer und Memeler Flach kosten 5 bis 6 Pfund 1 Rthlr.; würde man nun solchen zu erwähntem linnen gebrauchen, und nach oben beschriebener Angabe dazu geschickt machen lassen

wollen, so würde die angeblich nöthige Anzahl von 91436 Pfund auf 22859 Rthlr. 5 mgr. zu stehen kommen, mithin ein Verlust von 11428 Rthlr. 20 mgr. 4 pf. eintreten, welchen die abfallende Hede um etwa 354 Rthlr. verringern könnte. Welche Gefahr! woraus ich keine Folgerung ziehen mag, weil ich mir vorgenommen, den Plan sogar nach Verhältniß der Zeit, worin die Flachspreise am wohlfeilsten sind, zu untersuchen.

Die Fortsetzung folgt künftigh.

# Hannoverisches Magazin.

77<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 24<sup>ten</sup> September 1784.

Zweifel über die Abhandlung des Herrn Commissarius Rulfs in Einbeck, die vortheilhafteste Einrichtung der Werk- und Zuchthäuser betreffend, von Heinrich Christian Melching, Kaufmann in Einbeck 1784.

(Fortsetzung.)

## Abchnitt C.

Die Anzahl der zum Spinnen in beiden Anstalten bestimmten Personen wird so angegeben:

Pagina 59. im Werkhause:

150 Personen,	davon jede in 6 Tagen 7 Löpfe spinnen kan,
50 —	„ „ „ 6 „ 6 „ „ „
10 —	„ „ „ 6 „ 5 „ „ „
10 —	„ „ „ 6 „ 4 „ „ „
10 —	„ „ „ 6 „ 3 „ „ „

230 Personen zum Spinnen.

Pagina 57. im Zuchthause:

150 Personen,	davon jede in 6 Tagen 12 Löpfe spinnen kan,
50 —	„ „ „ 6 „ 11 „ „ „
20 —	„ „ „ 6 „ 9 „ „ „
10 —	„ „ „ 6 „ 6 „ „ „
5 —	„ „ „ 6 „ 4 „ „ „
5 —	„ „ „ 6 „ 3 „ „ „

240 Personen zum Spinnen.

Die hier berechneten 470 Personen zum Spinnen können nicht eintreten, sondern nur höchstens 460. Denn hat das Werkhaus bei freiem Willen 10 Kranke, so ist leicht zu schließen,

daß das Zuchthaus bei Zwang und Gefangenschaft auch 10 Personen auf dem Krankenlager hat, und daß diese eben sowohl auf Wartung und menschliche Hülfe den gerechten Anspruch haben,

H h h h

ben, wie jene freien Mitglieder des Werkhauses. Mehrere forschende Männer <sup>d)</sup> haben dieses deutlich gezeigt; auch jährliche Sterbelisten können hier von mehreren Unterricht geben. Ich bin völlig dieser Meinung, und behaupte deswegen, daß, wenn von 250 Personen im Werkhause nur 230 spinnen sollen, eine gleiche Anzahl, wenn nicht eine noch geringere im Zuchtthause spinnen könne. Es wären demnach die 10 Personen, die pag. 57. der Abhandlung in der dritten Classe 9 Löpfe in 6 Tagen spinnen sollen, abzugeben, so, daß also jährlich von 460 Personen zum Spinnen bestimmt, nicht 205732 Löpfe, sondern nur 200187 Löpfe zu erwarten wären.

Daß diese 460 Personen aber nicht Vermögend sind, in der ihnen vorgeschriebenen Zeit die 200187 Löpfe zu spinnen, wird durch folgendes deutlich werden. Der Herr Verfasser stellt pag. 16. zum Muster der Nachahmung ein Spinnemädchen auf, daß in 6 Tagen 13, 14 bis 15 Löpfe, jedoch pag. 63. nur 12 Löpfe liefert; ferner pag. 16. eine Viehmagd, die bei Versorgung des Viehes oft schon Donnerstags Abend 10 Löpfe fertig gesponnen hat, und die übrigen Tage noch für Trinkgeld 3 bis 4 Löpfe spinnet.

Man erlaube mir, folgendes, in Hinsicht eines Spinnemädchens, anzudeuten, welches man beim Landmann bestätigt finden wird:

A. Dem Spinnemädchen wird der reine Flachs von der Hausfrau an

den Wocken gelegt (das heißt: er wird ihr um den Flachsstock, welches man provincialisch um das Wöckelsche, nennet, gethan, oder kürzer: es werden ihr die Dießen (provincial.) zum Spinnen fertig geliefert.)

B. Das Haspeln wird von dem Hauswirth verrichtet, also verliert das Spinnemädchen auf A. und B. keine Zeit.

C. Zum Essen wird täglich eine Stunde verwandt.

NB. Die Beköstigung bestehet darin:

- 1) des Morgens eine Milchsuppe oder ein sogenanntes warmes Bier;
- 2) um 8 oder 9 Uhr des Morgens ein Butterbrodt, auch eitel Brodt mit  $\frac{1}{2}$  Krankkäse;
- 3) des Mittags Gemüse, so wie solches des Landmanns Haushalt ergiebet, auch wohl Fleisch dazu;
- 4) des Nachmittages ein Vesperbrod;
- 5) des Abends um 6 oder 7 Uhr wiederum Gemüse, Suppe oder Pfannkuchen, wie es der Haushalt mit sich bringet. Diese Beköstigung vergleiche man mit der, welche in dem Plan von den Werk- und Zuchtthäusern bestimmt ist.

D. Das Getränke wird ihr zur Hand gebracht. (Der Flachsspinner trinkt gewöhnlich mehr als andere Arbeiter,

d) Eismilch, Hallen, Strunck.



beiter, wegen des östern Behässen des Fadens.)

E. Des Sonntags Abends fängt sie um 6 Uhr zu spinnen an, und hört damit auf des Abends um 11 Uhr. Des Montags Morgens steht sie um 3 Uhr auf, und spinnet bis des Abends um 11 Uhr,

und so die ganze Woche hindurch, bis des Sonnabends Abends um 11 Uhr.

Michin spinnet ein sogenanntes Spinnemädchen, die Essezeit abgerechnet, auf 12 Löpfe, welche nach Landesmaaß

48000 Ellen ausmachen sollen 119 Stunden, das ist in einer jeden Stunde  $403\frac{4}{119}$  Ellen, und in einer jeden Minute  $6\frac{5}{119}$  Ellen,

mit Fleiß gesponnenes brauchbares Garn. Daß aber eine Spinnerische öfters 13, 14, 15 Löpfe spinnet, hat darin seine Gewißheit, daß der Hauswirth, unerachtet der von der Obrigkeit verordneten Aufsicht, die Löpfe zum Verkauf manchmal falsch haspelt, und 10, 15 bis 20 Faden an einem Gebinde, deren 10 einen Lopp ausmachen (sind 400, 600, 800 Ellen) am Lopp fehlen läßt. Die Zahlung oder der Lohn, so die Spinnerin bei ihrer gewöhnlichen oben bemerkten guten Beköstigung erhält, ist: 6 Löpfe

muß sie wöchentlich für Essen und Trinken spinnen, für die übrigen Löpfe bekommt sie für jeden 1 mgr., also kan sie in 6 Tagen 6, 7, 8, bis 9 mgr. gut machen, das ist im Jahre 8 Rthlr. 15 gr., 9 Rthlr. 29 gr., 11 Rthlr. 8 gr., 12 Rthlr. 22 gr.

Dagegen soll der ohne Unterschied aufgenommene arme, schwächliche, unzufriedene Werkhausspinner inclusive der Kinder, bei wenigerer Uebung, bei der pag 31 bis 34. des Hrn. Verfassers beschriebenen und abgetheilten Beköstigung in 6 Tagen à Tag 12 Stunden

72 Stunden.

(Davon aber die Zeit, so zum Haspeln, und Diefenumzutun verwendet wird, und in Summa nach Prüfung wöchentlich

2 Stunden.

beträgt, abzurechnen,) bleiben

70 Stunden

7 Löpfe oder 28000 Ellen, das ist in einer jeden Stunde 400 Ellen, und in einer jeden Minute  $6\frac{2}{3}$  Ellen, mithin, nach Verhältniß der Zeit eben so schnell spinnen, als die junge Dorfdirne, die Lust und Liebe zur Arbeit hat, ihre Ehre und die Hofnung einen guten Mann zu erhalten, in der Geschwindigkeit und Güte dieser Arbeit setzt.

Ein solches Kunststück zu bewirken überlasse ich der gerühmten Aufsicht der Officianten und den Kräften der Werkhausspinner; hier wird daran billig gezweifelt.

Daß aber die Züchtlinge ihre vorgeschriebene Zahl, nemlich in 6 Tagen à Tag 12 Stunden, sind 72 Stunden, davon aber die Zeit zum Diebstehung und Hafs peln ad — 2 Stunden.

abgehen, bleiben — 70 Stunden.

12 Löpfe oder 48000 Ellen, das ist in jeder Stunde —  $685\frac{1}{2}$  Ellen und in einer Minute —  $11\frac{1}{2}$  Ellen nicht spinnen können, zeigt jene in der Freiheit bei voller Kost und Lohn aufgestellte Dorfvirne, welche, wie oben bemerkt, in einer Stunde nicht mehr als —  $403\frac{4}{19}$  Ellen und in einer Minute nur  $6\frac{6}{19}$  Ellen zu spinnen vermagend ist. Denn auf

solche Art müßte der Züchtling bei nahe noch einmal so schnell spinnen, als die geübteste freie Spinnerin. Welch eine Idee!

Wollte man aber sogar annehmen, daß der Züchtling eben so geschwind spinnen solle, könne und werde, als jene Spinnerin: so folget natürlich: daß der Züchtling in 70 Stunden nicht mehr verrichten kan, wie jene in 70 Stunden wirklich verrichtet; und sodann tritt der Satz ein: in 119 Stunden werden von der Spinnerin 48000 Ellen oder 12 Löpfe gesponnen, mithin spinnt der Züchtling in 70 Stunden  $28235\frac{11}{19}$  Ellen oder 7 Löpfe,  $233\frac{11}{19}$  Ellen und das macht in 303 Arbeitstagen auf eine Person von der ersten Classe 356 Löpfe  $1868\frac{12}{37}$  Ellen.

Nach diesen Sätzen, ergibt sich die folgende Berechnung:

45450 Tage 150 Pers. von welchen in 6 T. jede 12 Löpfe spinnen soll, spinnen nur  
53470 Löpfe 2352 Ell.

15150	:	50	—	6	—	11	:	15269	:	3
3030	:	10	—	6	—	9	:	—	:	—

werden zur Aufwartung und Krankheit, wie oben berechnet worden, zum Absatz gebracht, also sind nur noch zu berechnen:

3030	:	10	—	6	—	9	:	2256	:	3325
340	:	—	—	6	—	9	:	—	:	—

Diese sind pag. 57. in der 3ten Classe zu viel angeworfen, es sind nur 6060 Tage und nicht 6600 Tage:

3030	:	10	—	6	—	6	:	1782	:	1412
------	---	----	---	---	---	---	---	------	---	------

Ob zwar auf folgende Personen das Verhältniß, welches man bei den 230 Personen beobachtet, auch in  
We:

Berechnung gezogen werden mußte, so will man doch hiervon absehen, und selbige die Arbeit verrichten lassen, die der Herr Verfasser ihnen bestimmt hat.

1515 Tage, 5 Pers. von welchen in 6 Z. jede 4 Lötpe spinnen soll, spinnen nur.  
1010 Lötpe — Ellen  
1515 = 5 — 6 — 3 : 757 : 2000 :

73260 Tage, 240 Personen sollen vide pag. 57. 132562½  
Lötpe spinnen, können aber nur in vorgeschriebener Zeit spinnen — 74546 Lötpe 1092 Ellen

Oder deutlicher folgende Tabelle.

Tage	worin Perso- nen	wd. chent- lich Tage	spinnen sollen Lötpe.	spinnen nur		spinnen weniger		als Herr Nulfs rechnet.
				Lötpe.	Ellen.	Lötpe.	Ellen.	
45450	150	6	90900	53470	2352	37429	1648	
15150	50	6	27775	15269	3	12505	3997	
3030	20	6	9090	2256	3325	6833	675	
3030								
540	10	6	3030	1782	1412	1247	2588	
3030								
1515	5	6	1010	1010	—	—	—	
1515	5	6	757½	757	2000	—	—	
73260	240	—	132562½	74546	1092	58016	908	Summa

Für diese von dem Züchtthause jährlich weniger als Herr Nulfs rechnet, gesponnene 58016 Lötpe (die Ellen rechne ich nicht,) würde annoch der Spinnelohn in Ausgabe zu bringen seyn, den Lopp zu 1 gr. — 1611 Rthlr. 20 gr.

Auch findet hier eine Bemerkung statt: daß man die Züchtlinge nicht

nach Gefallen wählen kan, sondern, daß der Staat mit dieser Unglücklichen Fähigkeit, Alter und Schwachheit zufrieden seyn muß; und wie Jedermann begreift, ein Züchtling nie wird dahin gebracht werden; so zu arbeiten, als ein aus Wahl und Neigung arbeitender freier Mensch.

#### Abchnitt D.

Pag. 60. Wird verlangt, daß der Weber 17144 Stiege Leinwand à Stiege 9 mgr. — für 4286 Rthlr. weben und der Bleicher dieselbe à 3 gr. für 1428 Rthlr. 26 gr. bleichen soll.

Wenn gleich aller Flachs auf einen Fuß gereinigt worden, so kan doch das daraus durch 460 Personen gesponnene Garn wohl nicht von einerlei Feinheit und Gestalt seyn, (dieses bestätigt mit mehrerem, die behuef der Hamelschen Fabrik in dasiger Gegend angelegte Baumwollenspinnerei,) sondern ist, wie der Verfasser richtig bemerket, einer Sortirung bedürftig, um alsdann erst zu sehen, durch welches Webzeug solches müste verarbeitet werden. Wir wollen mal annehmen, die 205732 Löppe nach pag. 59. bestünden in 7 Gattungen, eines feiner wie das andere, so daß ein Weber glaubte, daß davon

29390 Löppe durch den 24er Gang			
29390	:	:	25er
29390	:	:	26er
29390	:	:	27er
29390	:	:	28er
29390	:	:	29er
29392	:	:	30er

### Für kochen, zocken und trocknen:

1) zu 6 Stiegen (das Garn) ordentlich zu kochen, nimt man 1 Himten Büchenasche, und läßt es ungefähr bis zum Wasserglanz eine Stunde lang in voller Lauge kochen; dieser Himte Asche gilt dormalen

— Rthlr. 6 gr. — pf.

2) zu 6 Stiegen; Eine Frauensperson bringt auf zocken, das Garn aus kaltem Wasser

Larus — Rthlr. 6 gr. — gr.

e) D. i. durch ein Webblatt, das  $\frac{1}{2}$  Elle breit ist und 24 mal 40 Faden, oder 25 mal 40 Faden, 26 mal 40 Faden, 27 mal 40 Faden, 28 mal 40 Faden, 29 mal 40 Faden, 30 mal 40 Faden zum Aufzuge oder Scherige in sich faßt. Denn ein Gang sind 40 Faden.

gewebet werden müßten; so hätten wir lauter  $\frac{1}{2}$  breites Linnen, aber auch von 7erlei Güte, die im Preise des Machelohns, Zuthat vom Garn, sowohl als im Verkauf sich gegen einander auszeichnet. Und wenn der Weber aufrichtige Arbeit liefern, und von dem ihm anvertraueten Garn nichts unterschlagen soll; so verlangt und bekommt er hiesigen Orts und Gegend:

A. Die Garne gekocht.

B. Schlichtemehl und Nachfett und

C. 9. 10. 11 und 12 mgr. (nachdem er die Garne in das Webzeug bringen muß,) für 1 Stiege.

Hier wird es also nöthig seyn zu überschlagen: was fürerst eine Stiege Leinwand durch den 24er Gang gewebet, an Webelohn und damit verbundenen Sachen, der Anstalt kosten würde.



Transport — Rthlr. 6 gr. — pf.

ser rein zu waschen, zu trocknen

1 Tag Zeit zu, solcher kostet — — Rthlr. 6 gr. — pf.

3) zu 6 Stiegen. Auf jede Stiege wird zum Schlicht:  
ten 1 Pfund grobes Rockenmehl ver:  
langet, sind 6 Pfund à 6 pf. — — Rthlr. 4 gr. 4 pf.

4) zu 6 Stiegen. Für Nachfett, das heißt um dem  
Garn auf dem Webstuhl die Schmei:  
digkeit zu geben, wird  $\frac{1}{4}$  Pfund  
Schweineschmalz, Speck oder Del  
verlanget, oder statt dessen — — Rthlr. 1 gr. 4 pf.

5) zu 6 Stiegen. Webelohn für 6 Stiege  $\frac{5}{4}$  breit,  
durch den 24er Webegang gemach:  
tes Linnen, à Stiege 9 mgr. — 1 Rthlr. 18 gr. — pf.

6 Stiege kosten also zu weben, zu kochen ic. — 2 Rthlr. — gr. — pf.  
Also kostet 1 Stiege fürerst (exclusive des Brennholzes) 3 gr. mehr,  
wie pag. 60. angegeben worden, und das beträgt auf 17144 Stiege —  
1428 Rthlr. 24 mgr.

Daß aber auch der Weber mit 9 mgr. Stiege, und was er durch den 27er,  
für eine Stiege zu weben nicht fried:  
lich seyn kan f), sondern gewöhnlich 28er, 29er und 30er weben muß, 10  
für das Linnen, so er durch den 24er, bis 12 mgr. für eine Stiege verlanget,  
25er und 26er Gang 9 mgr. für eine findet in folgendem seinen Grund:

Wenn der Web. durch den 24er in 6 Tag. 120 Ell. webet, d.i. die St. 9 mgr., so  
webet derselbe durch den 25er in 6 — 115 $\frac{1}{2}$  — — — 9 — 3 pf.  
durch den 26er in 6 — 110 $\frac{10}{3}$  — — — 9 — 6 —  
durch den 27er in 6 — 106 $\frac{2}{3}$  — — — 10 — 1 —  
durch den 28er in 6 — 102 $\frac{6}{7}$  — — — 10 — 4 —  
durch den 29er in 6 — 99 $\frac{2}{8}$  — — — 10 — 7 —  
durch den 30er in 6 — 96 — — — 11 — 2 —

Im ganzen genommen, käme also  
die Stiege 1 mgr. 1 pf. zu weben  
mehr, wie oben berechnet worden, und  
das wäre abermals auf 17144 Stiege  
eine größere Ausgabe von 535 Rthlr.  
27 mgr.

Damit aber auch der Weber bei  
obigem Lohn und Bedingungen, den:  
noch nicht die ihm anvertraute Garne  
unterschlage, und schlechte Arbeit lie:  
fere, auch wohl mehr Garne auf die  
Stie:

f) Denn er muß auch die Garne auf die Scheerpfefken, den Einschlag auf die  
Webespuhlen winden lassen, und im Winter sein eigenes Licht brennen.

Stiege begehre, als er dazu verbraucht: Anstalten die Garne spinnen sollen, (het g); so könnte folgende bestätigte noch zu einigem Nutzen gereichen. Nachricht dem Vorschlag, wie beide

Wenn man Garn hat, daß sich qualificirt, in das 24er Gang: Webezug gebracht zu werden; so giebt man auf 6 Stiege  $\left\{ \begin{array}{l} \text{zum Aufzuge} \\ \text{und Einschlage} \end{array} \right\}$  60 Lopp u. 1920 Ellen. d. i. auf jede Stiege 10  $\frac{1}{2}$  L. 320 Ell.

durch den 25er Gang  $\left\{ \begin{array}{l} \text{zum Aufzuge} \\ \text{und Einschlage} \end{array} \right\}$  63 — — — —  
d. i. auf jede Stiege 10  $\frac{1}{2}$  Lopp.

durch den 26er Gang  $\left\{ \begin{array}{l} \text{zum Aufzuge} \\ \text{und Einschlage} \end{array} \right\}$  65 — u. 2080 Ellen.  
d. i. auf jede Stiege 10  $\frac{1}{2}$  L. 3680 Ell.

durch den 27er Gang  $\left\{ \begin{array}{l} \text{zum Aufzuge} \\ \text{und Einschlage} \end{array} \right\}$  68 — u. 160 Ellen.  
d. i. auf jede Stiege 11  $\frac{1}{2}$  L. 1360 Ell.

durch den 28er Gang  $\left\{ \begin{array}{l} \text{zum Aufzuge} \\ \text{und Einschlage} \end{array} \right\}$  70 — u. 3240 Ellen.  
d. i. auf jede Stiege 11  $\frac{1}{2}$  L. 3040 Ell.

durch den 29er Gang  $\left\{ \begin{array}{l} \text{zum Aufzuge} \\ \text{und Einschlage} \end{array} \right\}$  73 — u. 320 Ellen.  
d. i. auf jede Stiege 12  $\frac{1}{2}$  L. 720 Ell.

durch den 30er Gang  $\left\{ \begin{array}{l} \text{zum Aufzuge} \\ \text{und Einschlage} \end{array} \right\}$  75 — u. 2400 Ellen.  
d. i. auf jede Stiege 12  $\frac{1}{2}$  L. 2400 Ell.

Wäre nun das Garn beider Anstalten von 7terlei Art, wie schon bemerkt worden, so würde nach Verhältnis desselben aus 11 Loppen 1360 Ellen eine Stiege  $\frac{1}{4}$  breites Linnen gewebet werden können, mithin aus 205732 Loppen nicht 17144 Stiege h) à 1 Rthl. 30 mgr. bis 31431 Rthl. 11 mgr. 4 pf. sondern 18142 Stiege  $8\frac{3}{4}$  Ellen,

also 998 Stiege  $8\frac{3}{4}$  Ellen mehr, wie dort und jede Stiege (nach Abzug des Webez- und Bleichelohns, welches hier bei diesem Ueberschuß noch nicht in Anschlag gebracht werden können) zu 1 Rthl. 15 mgr. wären also noch in Einnahme zu bringen 1414 Rthl. 14 mgr.

Die Fortsetzung folgt künftig.

g) Nach dem Gewicht läßt sich fein graues Linnen dieser Art abliefern, ich habe öfters schwerer an Linnen wieder gekriegt, wie ich Garn weggegeben habe.

h) Den kleinen Bruch lasse ich weg, berechne ihn aber bei Auswerfung des Beitrags. Siehe Bilanz am Schluß.

# Hannoverisches Magazin.

78<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 27<sup>ten</sup> September 1784.

Zweifel über die Abhandlung des Herrn Commissarius Ruffs zu Einbeck, die vortheilhafteste Einrichtung der Werk- und Zuchthäuser betreffend, von Heinrich Christian Melching, Kaufmann zu Einbeck 1784.

(Fortsetzung.)

**S**ier muß ich zwar eine Berechnung einschalten, welche eigentlich in den Abschnitt E. gehörte, weil sich aber in der Handlung das Glück und Unglück nicht im voraus bestimmen läßt, und solche auf Erfahrung sich gründet; so wird man mir's nicht verübeln. Sie ist folgende: In der Zeit, wie man den Flachs zu angeblichen Preise kaufen konnte, erhielt man in Bremen und Hamburg für diejenigen Linnen, welche man dahin in Commission sandte, und in folgenden Sorten bestunden, als:

Für 24gängiges fürs Schock 5 Rthlr.,		ist 1 Stiege		1 Rthlr. 24 mgr.	
- 25	—	—	5 $\frac{1}{2}$ s	- 1	— 1 s 25 s
- 26	—	—	5 $\frac{1}{6}$ s	- 1	— 1 s 26 s
- 27	—	—	5 $\frac{1}{4}$ s	- 1	— 1 s 27 s
- 28	—	—	5 $\frac{1}{3}$ s	- 1	— 1 s 28 s
- 29	—	—	5 $\frac{1}{2}$ s	- 1	— 1 s 29 s
- 30	—	—	5 $\frac{1}{2}$ s	- 1	— 1 s 30 s

durch die Dank für 7 Stiege 12 Rthlr. 9 mgr.

das ist für jede Stiege 1 Rthlr. 27 mgr. 2  $\frac{7}{8}$  pf. Würden nun die vorhin bemerkten sieben Gattungen keinewand in beiden Anstalten (wie wahrscheinlich) vorkommen, und den daselbst angezeigten Ueberschuß von 1414 Rthlr. 14 mgr. liefern; so würden dagegen nach Maafgabe der Qualität u. des fest

bestimmten Preises zu 1 Rthlr. 30 mgr. die Stiege, in Verhältniß obiger Berechnung an jeder Stiege 2 mgr. 5  $\frac{1}{2}$  pf. abzusehen seyn; und diese betragen auf 17144 Stiege 1328 Rthlr. 5 mgr. 5  $\frac{1}{2}$  pf.

Wann in einem Jahr, das ist in 303 Arbeitstagen, 17144 Stiege verfertigt

fertiget werden sollen; so folget: daß in jedem Tage zu  $56\frac{1}{2}$  Stiege die Garne gesponnen, gekocht, sortiret, und den Webern zum Weben zugezählet, und solche wieder in Empfang genommen werden müssen. Es wäre demnach hier um so viel mehr annoch zur Ausgabe zu bringen: (da dem Werkmeister und der Werkmeisterin pag. 35 und Spinnemeister und Spinnemeisterin pag. 55 bei ihren obnehin obliegenden Geschäften und zu wenig ausgeworsenen Gehalt, keine Zeit übrig bleibt, sich mit mehreren zu befaßen) für 2 Sortirer, so täglich beuef  $56\frac{1}{2}$  Stiege die dazu erforderlichen Garne sortiren; jedem rechne ich täglich nur 9 mgr. Lohn, also in 303 Tagen 151 Rthlr. 18 mgr. Und für 2 Personen, so täglich die 678 Löpfe vom Comtoir erhalten, solche an die Köche oder zum Kochen auszählen, und sie wieder von selbigen empfangen und trocken an das Comtoir liefern, jeder täglich 6 mgr. 101 Rthlr. Ferner: da 4 oder 5 Garnkessel täglich im Kochen mit Feurung müssen unterhalten werden, oder an deren statt 2 kupferne Küpen, so wären diese Kessel oder Küpen sowohl als das dazu erforderliche Brennholz noch zu berechnen gewesen. Der jährliche Aufwand und Abgang dürfte wenigstens betragen 150 Rthlr.

Auch, ob der Buchhalter und Schreiber ein mehreres verrichten können, als Flach aus dem Vorrathe zu geben; die fertigen Linnen täglich mit Zuzie-

hung der Werkmeister in Empfang zu nehmen; täglich mit 84 Spinnern und 10 Webern, davon ein jeder nach Verlauf von 6 Tagen 6 Stiege liefert, Abrechnung zu halten; von allem, was zur Versorgung beider Anstalten gehöret, schriftliche Kenntniß zu nehmen; u. dergleichen mehr; gehöret unter die Rubrik des Zweifels; wie nicht minder, ob zwei Köchinnen für 500 Personen täglich das Essen kochen, und solches auf den Tisch tragen, und die Gefäße abtragen und wieder reinigen können.

Es ist hier noch nachzuholen, daß, obgleich der Herr Verfasser pag. 65 bemerkt: daß die pag. 34 und 55 in Einnahme gebrachte 150 Klafter Brennholz, überflüssige Asche zum Garnkochen geben würden, man dieses in der Erfahrung doch nicht bestätigt findet. Denn 150 Klafter büchen Brennholz i) geben höchstens 150 Himten Asche, und diese können kaum zureichen, um damit die nöthige Wäsche in beiden Anstalten, als Hemder, Betttücher, u. d. g. m. für 500 Menschen zu bestreiten. Hingegen erfordern 205732 Löpfe Garn, beuef 17144 Stiegeleinewand, 2857 $\frac{1}{3}$  Himten Asche zum Kochen, wofür die Ausgabe bereits beim Garnkochen oben pag. 1235 dieser Zweifel, ist eingeschaltet worden. Ferner können die 10 bestimmten Aufwärter in jeder Anstalt sich mit dem Garnkochen wohl nicht abgeben. Denn wenn diese täglich die

Seite

i) So 6 Fuß lang gehauen, und 6 Fuß breit und hoch geklastert wird.



Bette machen, Reinlichkeit im Hause, Kammern, Küchen und Kellern, und Arbeitsfäden, auch Kranke bedienen und andere zur Aufsicht und Desonomie gehörige Nothwendigkeiten besorgen, so dürfte ihnen schwerlich etwas Zeit übrig bleiben, insbesondere, da selbige auch die Wäsche am Linnenzeuge verrichten sollen.

In Absicht der Bleiche werden pag. 60 berechnet für jede Stiege 3 mgr.,

A. 2 Malter Asche, à Malter 1 Rthlr.	—	2 Rthlr. — mgr.
B. 1 Klafter Holz zur Feuerung, rechne zu	—	3 „ — „
C. 4 Pfund schwarze Seife, à Pfund 6 mgr.	—	— „ 24 „
D. Für den Bleicheplatz für jede Stiege 4 pf.	—	1 „ 14 „
E. Die 100 Stiege von hier zu holen, und wieder anhero zu bringen, festen, nachdem der Bleichort nahe oder weit ist, 6. 9. 12. 15 bis 18 mgr., man rechnet aber nur den Mittelpreis zu	—	— „ 12 „
F. Eine Person, so 4 bis 5 Wochen, nachdem die Wittierung ist, auf die 100 Stiege Tag und Nacht zu warten hat; sollte also nach dem Plan binnen obiger Zeit mit ihrer Arbeit nicht mehr verdienen als	—	— „ 34 „
Summa		— 8 Rthlr. 12 mgr.

Hierzu wird sich wohl bei einer ächten Aschenbleiche (Kalch- und Salzbleichen zc. sind verboten und höchst schädlich) Niemand verstehen, sondern es ist schon kläglich genug, daß man den vier- oder fünfwöchlichen Schweiß der Bleicher nur mit 1 Rthlr. 22 mgr. zu belohnen gewohnt ist. Daß die Bleicher zum Theil ihre eigene Hölzung haben, oder das benötigte Holz aus

fremden Forsten per fas & nefas holen, kan ihnen hier nicht als verdieneter Lohn angerechnet werden. Es würden also auch hier die 17144 Stiege mehr zu bleichen kosten, als dafür zur Ausgabe gebracht worden, die 100 Stiege 24 mgr. Facit 114 Rthlr. 10 mgr. 4 pf. k)

Eine Bleiche auf Holländischen oder Osabrückischen Fuß, davon der Herr Verfasser pag. 16 und 65 Erwäh-

k) Es giebt Dörter am Sellinger-Walde, z. E. Wolschhausen oder Walschhausen im Hessischen, und Collingen im Hannoverschen, wo man 100 Stiege für 8 $\frac{1}{2}$  Rthlr.

wöhnung thut, würde nicht minder kostbar kommen; denn wir wollen uns mal einen Bleicheplatz denken, der am Berge seine Lage gegen Mittag hätte, und wohin man das Wasser vermittelst eines Grabens oder Kanals leiten könnte, an welchem Orte man es haben wolte, was würde dieser nicht erfordern! da 17144 Stiege Linnen  $\frac{1}{4}$  breit eine Fläche belegen, die  $50\frac{2}{8}$  Morgen, jeden zu 120 Quadratruthen gerechnet, groß ist. Wir wollen annehmen, daß die Sommerzeit vom 1<sup>ten</sup> April an, bis Ausgang Augusts erlaubte, 3 Bleichen verrichten zu können, so würden obige 17144 Stiege auf 3 mal zur Bleiche zu legen, einen Raum

von  $16\frac{9}{128}$  bis 17 Morgen, oder mit den Zwischenwegen, 16 an der Zahl, jeden zu 6 Fuß breit, inclusive des Raums, womit die Bleiche umzingelt ist, und der 12 Fuß aufs wenigste breit seyn muß, als welcher Raum auch zum Holzplatz und Büchekessels und Fäßern gebraucht wird,  $22\frac{6}{168}$  bis 23 Morgen erfordern; diesen Platz mit ausgebohrten Röhren oder steinernen Rinnen, auch wohl ausgehauenen hölzernen Rinnen zu durchziehen; und mit behüfigen Wasserbehältern, woraus die Leinewande mit klarem Wasser nach Nothdurst benässet werden könnte, anzulegen, dazu würden erforderlich seyn:

- |  |       |                                 |
|--|-------|---------------------------------|
| a) An ausgebohrten Röhren, oder steinernen, auch wohl hölzernen ausgehauenen Rinnen  | —     | 13402 $\frac{2}{3}$ Fuß.        |
| b) Behuf Wasserbehälter, jedes Stück 3 Fuß breit, 4 Fuß lang   | — — — | 288 Stück.                      |
| c) An kupfernen Kesseln, worin täglich in einem jeden zu 100 Stiege die Lauge gekocht werden kan                               | —     | 10 Stück l).                    |
| d) An Büche: Fäßern  | — — — | 20 Stück.                       |
| e) An Wasser: Eimern   | — — — | 20 Stück.                       |
| f) Auf jede 341 Stiege, womit ein Morgen belegt worden, rechne ich zum Benässen 1 Person, sind                                 | —     | 17 Personen.                    |
| g) Zum Büchen der Linnen   | — — — | 10 Personen.                    |
| h) Für Feurung zum Büchen in der Bleichzeit  | —     | 171 $\frac{1}{2}$ Klafter Holz. |
| i) Zur Lauge zum Büchen 342 Malter Asche, nach Abzug der Asche, so von obigen 171 $\frac{1}{2}$ Klafter Holz fallen mögte, nur | — — — | 313 $\frac{1}{12}$ Malter.      |
|  |       | k) Be-                          |

Rüßl. bleichet; die Bleiche ist aber schlecht; und man muß das Linnen frei dahin liefern, und wieder abholen. Eine solche Fuhr kostet, mit 100 Stiegen beladen, 3 Rüßl., und wieder her 3 Rüßl., ist also für unsern Ort kein Nutzen.

- l) In jeder Woche müssen täglich 100 Stiege, nachdem die Witterung ist, von neuem gebüchet werden.

- |   |   |   |                          |
|---|---|---|--------------------------|
| k) Behuf Reinigung der Linnen, welche beim letzten Büchen vorgenommen wird, an schwarzer Seife                    | — | — | 686 Rth.                 |
| l) An Schaufeln zum Begießen der Linnen aus dem Wasferbehälter  | — | — | 17 Stück.                |
| m) Die nöthigen Bleichhütten, worin sich des Nachts die Bleicher und Wächter aufhalten können, nebst Betten darin | — | — | Bleichhütten und Betten. |
| n) Die nöthigen Schlagetische und Hölzer  | — | — | Schlagetische.           |
| o) Die nöthigen Bleichhammer  | — | — | Bleichhammer.            |
| p) An hölzernen Bleichenageln   | — | — | 40000 Stück.             |
| q) An Bleichelinien, womit die Linnen überzogen werden  | — | — | 24081 Klafter.           |
| r) An Zwirn, die Enden der Stiegen zu benähen   | — | — | Zwirn.                   |
| s) An Bindfaden zu Bleichbändern  | — | — | Bindfaden.               |
| t) Eine Wohnung für den Bleichemeister  | — | — | 1 Wohnung.               |
| u) Einen Bleichemeister und dessen Gehalt.  | — | — | —                        |
| v) Noch verschiedene Geräthschaften.  | — | — | —                        |

Würde man die Anlage sowohl als die Unterhaltung, auch Materialien in genaue Berechnung ziehen, so bin ich versichert, man würde bei Anlegung einer eigenen Bleiche, gegen diejenige Bleiche, welche für Lohn, die 100 Stiege zu 9 Rthlr. von den Bauern verrichtet wird, gerechnet, eben so wenigen Nutzen haben, als wenn man das größte wollene Tuch mit Cochenille färben lassen wolte. So lange man also kein Geheimniß erfindet, ohne Materialien bleichen zu können, wird es wohl besser seyn, man bedient sich bei obigen Gattungen Leinwand, in

hiesiger Gegend lieber der gewöhnlichen Bleicheplätze und der Hülfe der Landleute, als kostbare Anlagen zu machen, die in diesem Produkt nicht wieder von Ausländern erstattet werden m).

### Abschnitt E.

Pag. 59. will der Herr Verfasser die 17144 Stiege  $\frac{1}{4}$  breites Linnen, die Stiege zu 1 Rthlr. 30 mgr. durchgängig bezahlet haben.

Ein jeder, der den Entwurf nur einigermaßen übersiehet, und bemerket, daß sowohl die Armen im Werkhause als die Züchtlinge im Zuchthause,

### Iii 3

wenn

- m) Von Bahrendorf und Bielefeld werden jährlich ansehnliche Partheien feines Linnen, davon das Schock, nachdem es gebleicht worden, 25 bis 30 Rthlr. gilt, nach Harlem gesandt, und man zahlet allda gerne für die 3 Stiege 3 Gulden holländ. (ist circa 1 Rthlr. 22 mgr. in Louis d'or à 5 Rthlr.) Zu Barenau, unweit Osnabrück, verlangt man für 3 Stiege 30 mgr. bis 1 Rthlr., wie mich im Julius 1779 ein guter Freund versichert hat; allein, unsere hiesige Leinwände fallen zu grob, als daß man daran eine solche kostbare Milchbleiche mit Gewinn verschwenden dürfte.

wenn sie auch alles das leisten, was sie sollen, dennoch bei weitem das nicht verdienen können, was zur Unterhaltung derselben und deren Officianten erforderlich ist, wird eingestehen müssen, daß der Herr Verfasser, um dieser ihr Unvermögen zu ersetzen, seine Hoffnung, in Ansehung des Verkaufs der 17144 Stiege Linnen, à Stiege zu 1 Rthlr. 30 mgr., auf das ungewisse Glück einer Handlung gesetzt hat. Ohne Zweifel wird man voraus setzen, daß dieses ein Preis sey, wozu man die Waare alle Tage anbringen kan. Diese Voraussetzung oder auch nur die Wahrscheinlichkeit derselben zu beweisen, erfordert Erfahrung, oder Mangel derselben; eine ungeheure Kenntniß aller Welttheile und deren Handlungsverbindungen, zc. Von Gold und Silber läßt sich es einigermaßen sagen: die Mark gilt durch die ganze bekannte Welt so und so viel n); aber von einer Gattung Leinewand läßt sich das Verhältniß gegen jene Metalle unmöglich mit Gewißheit behaupten, ja sogar nicht einmal in Japan o), wo selbige durch die Japanesischen Güterbeschreyer untersucht, und nach der Tare des Gouverneurs, gleich nach andern Produkten, verkauft werden darf. Noch bis jetzt hat man kein Gesetz in Europa, das da sagt: die und die Waare soll ein jeder für einen solchen Preis achten, und sie dafür, ohne Widerrede annehmen; und ge-

setzt auch, es wäre irgend ein Befehl gegeben, so gilt dieser doch nur in dem Staate, in dem die Verordnung publicirt ist, nicht aber allgemein, oder es müßte eine ganz unentbehrliche und zum Unterhalt des Lebens nöthige Sache seyn; Daß aber die von dem vorgeschlagenen Werk- und Zuchthause gefertigte Leinewand dieses nicht ist, auch derselben in Betracht des Namens keine wunderthätige Wirkung, gleich der Maltzesser gestempelten Erde, kan beigelegt werden, beweiset, daß diese Gattung Linnen fast in ganz Ober- und Niedersachsen, in Hessischen und Westphälischen fleißig von den Einwohnern gemacht wird. Besitzt also das Werk- und Zuchthaus nicht ein Geheimniß, woran der Welt besonders gelegen, und ohne welches sie nicht seyn kan, sondern es läßt nur eine Waare verfertigen, die in so mancher Gegend, ja hier auf jedem Dorfe fast in allen Häusern gemacht wird; so würde es auch unbillig seyn, verlangen zu wollen, daß entfernte Länder die Waare eines Hauses theurer, als anderer achten und bezahlen sollten; denn jene beurtheilen nur den Werth der Waare, nicht aber die dazu hier gemachten Auskosten samt deren Bedienten zc. Es ist denselben gleichgültig, ob die Waare unter einem Strohdache, unter der Direction eines ländlichen Leinewebers, oder in einem steinernen Gebäude unter der

abge:

n) Siehe J. E. Krusens Contorist von 1766. pag. 401. und 405.

o) Siehe E. G. Ludovici Kaufmannslexicon von 1754. 3<sup>ten</sup> Theil pag. 503.



messenen Zeit eines Inspectors, Commissairs, Factors ic. gefertigt worden. Was jenen Linnen tausenden Ländern am preiswürdigsten in die Augen scheint, kaufen sie am liebsten, überschlagen ihre Nothdurft, und darnach erweitern oder schränken sie ihren Ankauf ein.

Die Conjectur läßt sich nicht mathematisch berechnen, und wenn dieses auch möglich wäre, überlasse ich es gern der Beurtheilung eines jeden Kaufmanns, ob die vorgeschlagene Anstalt, da selbige beständig arbeiten und verkaufen muß, davon besondern Nutzen ziehen, und den Gegenden, wo gleichsam die Weberey zu Hause ist, den Preis abgewinnen kan. Nach

meiner Erfahrung glaube ich aus folgenden Sätzen behaupten zu können, daß die hier seit länger als zwei Jahrhunderten geübte Weberey immer den Vorzug im Verkauf der Waare behalten wird. Denn der Weber auf dem Lande, der Kaufmann, der Entrepreneur, der Verleger in der Stadt, der mit seinem eigenen Vermögen arbeitet, kan seine Leinwand immer wohlfeiler verkaufen, als irgend eine Anstalt, die kostbare Anlage und Salaria erfordert. Gesezt, daß die Materialien diesen so hoch zu stehen kommen, wie dem Werk- und Zuchthause; so hätten selbige zu 6 Stiegen weiß  $\frac{1}{2}$  breites Linnen durch den 28er Gang gewebet, folgendes nöthig:

A)	70 $\frac{1}{2}$ Löpfe Garn, werden nach des Plans An-		
	gabe erfordert 31 $\frac{2}{7}$ Pfund bis 31 Pfund 6 Loth		
	Flachs, 8 Pfund 1 Rthlr.	—	3 Rthlr. 32 gr. 2 $\frac{1}{4}$ pf.
B)	70 $\frac{1}{2}$ Löpfe Garn zu spinnen à Lopp 1 gr.		1 Rthlr. 34 gr. 4 $\frac{1}{2}$ pf.
C)	Das Garn zu kochen, ic.	—	— Rthlr. 18 gr. — pf.
D)	Webelohn nach dem Plan die Stiege 9 gr.	—	1 Rthlr. 18 gr. — pf.
E)	Wleichelohn nach dem Plan, die Stiege 3 gr.	—	— Rthlr. 18 gr. — pf.
		—	8 Rthlr. 12 gr. 7 $\frac{1}{100}$ pf.)

#### Dagegen

kommen obige 6 Stiege dem Werk- und Zuchthause nach der Bilanz sub pag. 59. und 60. nach Abzug des angebliehen Gewinns zu 3000 Rthlr. 30 mgr. 4 pf. auf 9 Rthlr. 34 mgr.

1 $\frac{1}{2}$  pf., also 1 Rthlr. 21 mgr. 2 pf. die 6 Stiege, oder jede Stiege 9 mgr. 4 $\frac{1}{7}$  pf. theurer, als den hiesigen, den Benachbarten, d. i. den Hildesheimischen, den Herzogl. Braunschweigischen, Hessischen Weberen, zu stehen.

Nus

- P) Einem jeden, dem die Beschaffenheit des hiesigen Orts bekant ist, bleibt es nicht unbenemerkt, daß, oh zwar alle Zuthat hier zu Gelde gerechnet, dennoch der Weber schon in seiner Haushaltung beinahe alles selbst verdienet, und dazu gelegentliche Stunden mit den seinigen angewendet hat; welsch ein Unterschied gegen eine Anstalt, die alles mit baarem Gelde, entweder directe oder indirecte bezahlen muß!

b) Pag 27. hier als ein Beneficium unter dem Namen, da wegen Un- erfahrenheit der Arbeiter und ander- rer Ursachen im ersten Jahr das Haus sich schwerlich selbst unterhal- ten könne, auf ein halbes Jahr fürs Werkhaus allein 3426 Rthlr. 34 mgr. in Anschlag, und mithin zur Einnahme. Man braucht sich nicht tief in die Addition einzulassen, man wird bald finden, daß obiges zusammen eine Summe von 7986 Thaler 34 mgr. ausmachen, und diese repartiret auf 500 Personen, nach der Division jedem 15 Rthlr. 35 mgr. betragen würden.

Hier wird ein jeder überzeugt, daß der größte Theil des Unterhalts, so für beide Anstalten pag. 36 zu 6853 Rthlr. 32 mgr., und pag 58 zu 6095 Rthlr. 10 mgr. 5 pf., in Summa zu 12949 Rthlr. 6 mgr. 5 pf. angeschlagen worden, vom Geschenk- ten, von nicht bezahlter Interesse, von in Anschlag gebrachtem baaren Gelde; und nicht von der Ausbeute des Flach- Gewinns oder Spinnelohns bestritten werden soll.

Bei solchen günstigen Bedingungen und unverdienter Einnahme braucht man wenige Untersuchung, um ein Produkt zu finden, das zum Schein des Gewinns dienet; noch weniger eine Handlung, die schlechterdings den Conjunctionen des Glücks und Unglücks unterworfen ist, als eine unentbehrliche Hilfe in Vorschlag zu bringen.

Denn wenn jede Person beider Anstalten zu obiger Einnahme nur noch jähr- lich 11 Rthlr. 15 mgr. 4 pf., das ist alle Tage r) nicht voll 1 mgr. 3 pf. verdient; so kan ihr der bestimmte Unterhalt gereicht, und an die Offi- cianten 1905 Rthlr. Salaria aus- gezahlt werden.

### Abchnitt G.

Pag. 59 u. 60 zeigt der Herr Ver- fasser über Einnahme und Ausgabe eine General-Bilance, nach welcher jährlich 3000 Rthlr. 30 mgr. 4 pf. Nutzen für das Hospital überschießt.

Die Zweifel gegen obige Berechnung sind schon in dem vorhergehenden ge- nugsam geäußert, und es soll am Schluß dieses Abschnitts eine Gegen-Bilance aufgestellt werden, woraus man mit einem Blick die Gefahr, den jährli- chen Verlust, überseheth, zuvor aber noch eines und das andere, was dem Plan entgegen stehet, bemerket wer- den, nemlich:

1) Geseht, die Handlungs-Con- junctur erlaubte jährlich den bestimm- ten Verkauf nicht, wo würde denn jene bestimmte Einnahme bleiben, und womit wolte man die immer ihren Gang gehende Ausgabe bestreiten?

2) Wenn Mißwachs im Flachse ein- tritt, wie gegenwärtig der Fall ist, daß solcher fast das Duplum mehr, als der Plan bestimmt hat, gilt, und man darnu doch nicht die Leinwände theu- rer, wie gewöhnlich, ja wohl gar nicht

r) 303 Arbeitstage im Jahr.

nicht verkaufen kan, wie würde man glauben, eine solche Periode behandeln zu müssen, ohne desfalls ganz unthätig zu werden?

3) Wenn die 250 Züchtlinge verhältnismäßig nach ihren Kräften nicht vermögend wären, die Anzahl des abgeforderten Garns zu spinnen, weil man keine Züchtlinge, wie schon oben pag. 1226 bemerkt worden, wählen kan, wie man will, sondern sie nehmen muß, wie sie sind?

4) Wenn es an den 250 Gliedern des Werkhauses gar fehlen sollte? Denn Menschen, die so sind, wie sie in der Anstalt verlangt werden, sind keine eigentliche Arme, lassen sich nicht durch Markt- und Bettelböge mit 18 mgr. anwerben; sie sind und bleiben freie Glieder des Staats, und noch solche Personen, die hiesigen Orts und Gegend bei einem jeden Weber, Bauer und Ackermann ihren Lohn ohne Unterschied, und ohne einigen Zwang bei besserer Kost verdienen können. Alte, gebrechliche, kranke Personen, unerwachsene Kinder, Jünglinge und Mädchen, die ihren Unterhalt selbst zu verdienen, durch Alter oder Krankheit verhindert werden, will man nicht, nach pag. 72 und 73 der Preisschrift.

5) Sagt und berechnet man pag. 27 daß wegen Unerfahrenheit der Glieder im Werkhause für das erste halbe Jahr 3426 Rthlr. 34 mgr. müßten baar von der Anlage hergeschossen werden. So tritt nothwendig eine ähnliche Summe beim Zuchthause ein, denn die Bewohner desselben mögten

im ersten halben Jahr wohl nicht geschickter als jene seyn. Auch würde ein proportionirlicher immerwährender Ersatz des Abgangs durch Sterben oder durch Freilassung eintreten, der jährlich in beiden Anstalten wohl in 20 Gestorbenen und in 20 Freigelassenen bestehen mögte; diesen Abgang zu ersetzen, würden 40 neue Zufümmlinge erfordert, und diese zum Zahlspinnen geschickt zu machen, nach obigem Satze eine fortgehende jährliche Unterstützung von 548 Rthlr. 7 mgr. 1 pf. nöthig seyn.

6) Die pag. 27 u. 57 aufgeführte Zuschüsse scheinen der pag. 4 geschehene Aeußerung zu widersprechen, wo der Herr Verfasser sagt: so kan ich doch hierin der Meinung dieser Schriftsteller nicht beipflichten: daß Arbeitshäuser unumgänglich dergleichen Unterstützung vom Staate nöthig hätten &c. Ist denn obiges und ein Capital ohne Interesse keine Unterstützung? und wozu soll denn der pag. 70 sub C. gethane Vorschlag: dem Werkhause  $\frac{1}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  von den im ganze Lande einkommenden Urnengeldern einzusenden, abzwecken? Und ist die Zuchthausarbeit nicht eine Unterstützung für das Werkhaus?

7) Ob zwar einem jeden Bedienten, nach Maasgabe seiner Arbeit ein verhältnismäßiger Lohn geböhret; so mögte doch, in Rücksicht der Ausweisung der 1905 Rthlr. Salair für beide Anstalten der Fall beinahe eintreten, der pag. 8 sub B. angezeigt ist, und der wörtlich lautet: Und es sind

mir Städte bekannt, wo der Arme von einem Thaler Almosen  $\frac{2}{3}$ , auch nur die Hälfte erhält, das übrige geht beim Einnehmen und Austheilen als Sold für Officianten verloren &c. Man erlaube mir eine Frage: sollte es denn wohl Dertter in irgend einer christlichen Landschaft geben, wo der Arme von einem Thaler Almosen  $\frac{2}{3}$ , auch nur die Hälfte erhält, deswegen, weil das andere  $\frac{1}{3}$  tel, oder gar  $\frac{1}{2}$  die Almoseniers verschlucken? Das heißt mit andern Worten: die Stadt M. sammlet jährlich für die Armen 6000 Rthlr., davon aber kriegen die Armen nur 4000 Rthlr., auch wohl nur 3000 Rthlr., die übrigen 2 oder 3000 Rthlr. gehen unter die Bediente recht- und unrechtmäßiger Weise verloren. Ohne einen solchen mildthätigen, aber wegen der Verwaltung verabscheuungswürdigen Ort namhaft zu machen, glaubt dieses schändliche Verfahren niemand, weil auch über Einnahme und Ausgabe bei solchen Anstalten Rechnungen, entweder vor den ersten Vätern des Landes, oder vor dem die öffentlichen Angelegenheiten verwaltenden Collegio eines jeden Orts abgelegt und justificiret werden müssen, und man zu deren Sorgfalt mit Recht das völlige Vertrauen heget, daß sie die von Wohlthätern zusammen gelegten Almosen nicht zwischen den Armen und den Bedienten werden theilen lassen; wenn man den Fall, der aber

eigentlich nicht hieher gehört, annimmt, daß Leute Almosen erhalten, die sie nicht verdienen, sondern sich davon in Kleidungen zeigen, zu deren Anschaffung ihnen keine Almosen gereicht waren; aber wer hat das zu verantworten? Es giebt denn doch im Gegentheil noch wirklich in der jetzt beschriebenen argen Welt Leute, die nicht so gewissenlos sind, von Almosen sich  $\frac{1}{3}$  oder  $\frac{1}{2}$  für wenig Arbeit zuzueignen. Vielleicht verhält sich jene Exclamation mit den pag. 13 angezeigten 20000 Spiznarbeitern, die durch die Mode des Filets an den Bettelstab gebracht worden, ganz gleich; s) und wenn das ist, so haben wir schon in der Einbildungskraft den Beweis, und brauchen keine weitere Erläuterung.

Kränkend mußte indessen diese laute Stimme allen christlichen Directoren, Inspectoren, Commissarien, Administratoren, Factoren &c. die für ihre Bemühungen wenigen, ja gar keinen Gehalt bekommen, sehn, wenn sie sahen, daß ihre menschenfreundliche Arbeit so verdächtig gemacht wurde, ja traurig, wenn sie die Wirkung bemerkten, daß ein jeder Wohlthäter, wohlthätige Gesellschaften &c. beim weisesten hilfsbegierigsten Herzen, gegen bedürftige arme Brüder und Schwestern, durch Vorurtheile geleitet, ihre sonstigen offenen Hände zurückgezogen, unempfindlich und verhärtet wurden. Selbst dem Herrn  
Berz

s) Man zweifelt, daß es so viele Spiznarbeiter in ganz Europa gebe.



Verfasser, dem man den Charakter eines Menschenfreundes, eines rechtschaffenen wohlgesinnten Bürgers nicht absprechen kan, mußte bei dieser Lage bange werden, wenn er vernahm e), daß seine Preisschrift den Entschluß gebahr: Niemand will mehr zu jehizigen Armenanstalten etwas beitragen, weil, wenn sie recht administriert werden, sich selbst erhalten, ja Ueberschuß haben können, oder weil die Officianten  $\frac{3}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  von dem Eingekommenen behalten. Solten dem Herrn Verfasser dergleichen Städte, wie er sagt, wirklich bekant seyn; so ist es seine Pflicht, sie öffentlich oder bei der höchsten Behörde namhaft zu machen, damit gegen ein so schändliches Verfahren ein Einsehen geschehe; thut er das nicht, so ist seine Angabe — sehr bedenklich.

Nichts könnte den Entwurf des Hn. Verfassers besser und mehr unterstützen u), und der vorgeschlagenen Spinnerei nebst der Vervollkommnung der Arbeit (S. pag. 6. d. Pr.) einen bessern Anschein des Flachsgewinns geben, und den bereits im Gange seyhenden ländlichen Beschäftigungen den Vorzug abgewinnen, als wenn für die Behauptung des Plans, ein Freund desselben, ein freies Rittergut mit allen Pertinenzien und 7009 Rthlr. 26 mgr. 7 pf. jährlicher baarer Einkünfte, dem Entrepreneur oder Commissair ei-

nes solchen Werk; und Zuchthauses einräumte, und weiter dafür nichts verlangte, als eine nach buchhalterischem Styl schön geschriebene Rechnung zu sehen. Gewiß dieses patriotische Anerbieten würde nicht so viele Beschäftigung und schiefe Meinungen erzeugt haben, als der Plan, 500 Menschen durch Flachsarbeit zu ernähren, die nach geschעהener Erläuterung von pag. 1222 bis 1225. oben; mit allen Kräften kaum vermögend seyn werden, 147715 Löpfe Garn zu spinnen, und mithin nach hiesigem Lohn à Lopp 1 mgr. nicht mehr als 4103 Rthlr. 7 mgr. zu verdienen, gethan hat.

Nun noch einige kurze Bemerkungen über Policei und Deconomie der Anstalten, die ich zum Theil aus neuerlichen Unterredungen mit einem Freunde gezogen habe, welcher nicht nur die Hannoverischen Arbeitsanstalten genau kennet, sondern auch die wichtigsten ähnlichen Institute in ganz Deutschland vor ein paar Jahren sorgfältig in Augenschein genommen.

8) Pag. 32. u. f. geschiehet Erwähnung von 12 Schweinen. Womit werden solche denn fett gemacht, und wo stehet die Ausgabe dafür? Und weil

9) beim Werkhause 1000 Tagearbeiten auf dem Gartenlande den 250 Personen Gemüse geben sollen, und  
 K P P 3 nach

e) Siehe das Hannoverische Magazin von 1783. 103<sup>tes</sup> Stck.

u) Auf jene geäußerte Meinung pag. 4.; so kan ich doch ic. müßte man aber erst Bericht thun.

wach der Anzeige pag. 21. sub A. in den Landstädten keines so leicht zu kaufen ist, so würde ich wohl den Vorschlag thun, daß obige Anstalt auch für das Zuchthaus durch 1000tägige Arbeit das Gemüse verschaffe, und dafür die pag. 55. berechnete Ausgabe ad 1125 Rthlr. in Empfang nehme, jeder Tag würde ja mit 1 Rthlr. 4 mgr. 4 pf. bezahlt, und diese wären besser, als täglich mit Spinnen 1 mgr. 3 pf. nach pag. 1252. v. 3. zu verdienen. Der Dünger, auch die Zinsen für angekauftes Gartenland nebst dessen erster Besaamung, würden zwar etwas wieder wegnehmen, allein 1125 Rthlr. ist auch eine wackere Einnahme, und damit ließe sich schon etwas bestreiten.

10) Pag. 13. sind 20000 Spikensarbeiter zu Bettlern geworden, und dennoch wird pag. 17. das Spikensknüppeln als eine einträgliche Beschäftigung in Vorschlag gebracht.

11) Pag. 27. Wenn ein jedes Mitglied die Freiheit hat, sich das ihm gereichte Dünnebier zum Theil des Morgens und des Abends warm zu machen; so müssen ihm auch die Töpfe dazu gereicht, auch Fehnung angeleget werden, die Küche sowohl als der Heerd müßte ziemlich groß seyn, denn 250 Töpfe, und 250 Personen, die sie zu gleicher Zeit wärmen, nehmen einen ziemlich großen Platz ein.

12) Nach pag. 28. hat der Hr. W. die mehrsten Armenhäuser in Niedersachsen selbst mit Aufmerksamkeit un-

tersuchet, und doch sind laut pag. 4. ihm die nächsten Werkhäuser in Hannover und Braunschweig nicht bekannt.

13) Nach pag. 10. soll ein Werkhaus-Commissair ein geschickter Fabrikant, und ein erfahrener ordnungsliebender Kaufmann seyn; „in einer solchen Person.. heißt es pag. 11. „administret der Staat selbst das Werkhaus, modificiret die Kräfte desselben, wie es das Beste des Landes erfordert.“ Ist dieses Compliment nicht ein wenig übertrieben? und dagegen die Herabsetzung vid. pag. 11. eines nicht sendenden Werkhaus-Commissairs, der doch sonst ein geübter Oekonom, Manufacturier, Entrepeneur, ein geschickter und thätiger Kaufmann, ein guter Bürger des Staats ist, zu nachlässig? Mich dünket's wenigstens, denn beide haben einerlei Gegenstand, nemlich Gewinn, den jener aus dem Schweiß der Eingesperrten zur Erhaltung derselben und seiner selbst, und diese aus dem freien Willen der Mitbürger, zu derer und ihrer eigenen Erhaltung zu ziehen trachten. Man denke sich diese letzteren ganzlich weg, und dagegen jenen allein im Staat, wie würde es denn aussehen, und wo würden denn jene sogenannte Staatsadministratores ihren Unterhalt erhalten?

14) Pag. 1. die Werk- und Zucht Häuser sollen dem Staate nicht zur Last fallen, sondern durch das erfundene Geheimniß sich selbst erhalten und pag.

pag. 2. nicht Wohnungen des Hungers mehr seyn. Das Bettelwesen soll aufhören.

Das Geheimniß wird pag. 20. im Flachspinnen, im Weben zu Leinwand und dessen Absatz bekannt gemacht. Daß aber die Werk- und Zuchthäuser dem Staate nicht zur Last fallen sollen, wird pag. 11. 27. 33. 36. 45. 56. 57. 64. 65. widersprochen.

15) Pag. 3. der Feind pflegte die Manufakturen nicht zu schonen, doch wohl solche Häuser.

Diese Anstalt ist eine Manufaktur, und die Leinwand im Kriege eine angenehme Waare, welches man im siebenjährigen Kriege bei Bielefeld und Wahrenndorf erfahren hat. Im Falle der Noth würde

	6853 Rthlr. 32 mgr. S. pag. 36.
und 250 Personen im Zuchthause	6095 — 10 — S. pag. 56.
	12949 — 6 —

macht für jede Person jährlich 25 Rthlr. 32 mgr.  $2\frac{1}{2}$  pf. 900 bis 925 Personen, ohne daß solche die geringste Arbeit verrichten, erhalten werden.

Setzet man nun voraus, daß ein jeder Mensch durch die Bank unter guter Aufsicht täglich noch wohl 1 mgr. 4 pf. und also in 303 Arbeitstagen jährlich 12 Rthlr. 22 mgr. außerdem zu verdienen vermögend seyn sollte; so folget, daß eine Person jährlich 13 Rthlr. 9 mgr.  $6\frac{1}{2}$  pf. vom Staate bedarf, und auf diesen Fuß würde

das Linnen im Arbeitshause wohl nicht sicher seyn.

16) Pag. 4. Es gebe sehr wenige Werk- und Zuchthaus-Anstalten in Deutschland.

Wird pag. 14. widersprochen, denn da giebt es ja so viele Arbeitshäuser.

17) Pag. ead. Das Bremer Werkhaus und Armeninstitut hätte jährlich 17 bis 18000 Rthlr. durch Sammlung zu erwarten, und dennoch käme es monatlich 500 Rthlr. zurück.

Dieses macht also zusammen jährlich eine Summe von 23 bis 24000 Rthl. und damit könnten nach des Herrn Autors System, da 250 Personen im Werkhause jährlich an Unterhaltungskosten erfordern

	6853 Rthlr. 32 mgr. S. pag. 36.
und 250 Personen im Zuchthause	6095 — 10 — S. pag. 56.
	12949 — 6 —

die Stadt Bremen mit obigen 23000 bis 24000 Rthlrn jährlich 1733 bis 1809 Personen erhalten können, nemlich:

866 bis 904 Arme, und

867 bis 905 Züchtlinge.

Beide Zahlen können in deren Gebiete schwerlich angenommen werden, nur wird hier der Folge wegen bemerkt, daß die Anstalt durch das angegebene monatliche Zurückkommen von 500 Rthlr. in 16 $\frac{2}{3}$  Jahr 100000 Rthlr. schuldig seyn wird, und wenn dazu noch die monatliche Interessen gerechnet werden

den solten, so dürsten in obiger Zeit wohl 200000 Dithl. herauskommen.

18) Pag. 4. Die Werkhäuser in Hannover, Braunschweig und Berlin wären ihm nicht genugsam bekannt. Das hätte doch sehn sollen. Der Herr Autor hätte wenigstens durch irgend einen guten Freund deren Register zu erhalten sich bemühen müssen, und zwar bei der Gelegenheit, da er laut pag. 23. in Berlin die zimmerne Teller mit Augen und nach pag. 6. solche Anstalten vielfältig gesehen und daran Fehler bemerkt haben will.

19) Pag. 4. Er könne der Meinung der Schriftsteller nicht beipflichten, daß Arbeitshäuser unumgänglich dergleichen Unterstützung vom Staate nöthig hätten.

Ist ein Widerspruch gegen die geäußerten Gesuche, laut pag. 5. 27. 56. 57. 58. u. 61. (conf. N. 6. dieser Zweifel pag. 1257. Note u).

20) Pag. 4. Oft müsse ein einziger Handwerksgefelle nicht nur sich, sondern auch seinen Meister mit seiner ganzen Familie ernähren.

Thun denn diese gar nichts? Ein Leinewebergefelle, der 20 Ellen Linnen nach dem Plan pag. 60. für 9 mgr. Lohn weben soll, wird es schwerlich können.

21) Pag. 5. Hundert einzelne Familien brauchten 100 Stuben, 100 Lichte, 100 Feuer, 100 Menschen, die für Essen sorgen.

Wie stark ist jede Familie? Hier

zu Lande pflegen wohl 2 auch 3 arme Familien zusammen zu wohnen, und wie lange sorgen denn die 100 Menschen für Essen? Doch wohl nicht den ganzen Tag?

22) Pag. 5. Daß die in solchen Häusern unterhalten werdende Krüppel, Alte, Kinder, entkräftete und der Arbeit ungewohnte Bettler sehr geringe Kosten erforderten.

Krüppel, Alte, Entkräftete, kosten zu unterhalten mehr als gesunde und zur Arbeit tüchtige Personen.

23) Pag. 5. Die Bewohner des Hauses sollen keine Kranke, und gänzlich Unvermögende seyn, sondern solche Menschen die noch arbeiten können.

Wie verhält sich dieser Gedanke gegen obigen? da ist ja nur von Krüppeln, Alten, Kindern, Entkräfteten u. die Rede, und wie stimmt solcher mit dem Zweck der Anstalt, davon pag. 3. beim Eingang Erwähnung geschehen, überein?

24) Pag. 6. Häuser und Lebensmittel sind in einer Hauptstadt theurer wie in einem nahrlosen und entvölkerten Landstädtchen.

Ist noch nicht erwiesen. Es kommt darauf an, wie die Häuser beschaffen sind, und was für Lebensmittel man gewohnt ist. Z. B. Gartensfrüchte sind in Hannover, Braunschweig und Hildesheim wohlfeiler zu kaufen, als in Burgdorf, u. d. gl. Städtchen mehr. Selbst in Landstädten ist nicht einmal Gemüse zu haben laut des Hrn. Autors Plan pag. 21.

Die Fortsetzung folgt künftig.



# Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 4ten October 1784.

Zweifel über die Abhandlung des Herrn Commissarius Kuls zu Einbeck, die vortheilhafteste Einrichtung der Werk- und Zuchthäuser betreffend, von Heinrich Christian Mecking, Kaufmann zu Einbeck 1784.

(Fortsetzung.)

25) **E**s wären gemeiniglich Zucht- und Arbeitshäuser allzu genau mit einander verbunden.

Gemeiniglich nicht. Oder wo sind sie es denn, und wie viel?

26) Pag. 9. Eheleute, so wegen Kinderzeugen nicht im Werkhause bleiben können, sollen Materialien zur Arbeit, Arbeitsgeräthschaften vom Werkhause abfordern, und dafür ihren Lohn erhalten.

Dieses beweiset die Spinnanstalt in Hannover. Doch in großen Städten soll es nicht seyn, (vide pag. 6.) ob man doch wohl hier die meiste Arbeit für Lohn findet. Warum sollen die Eheleute erst weit über Land nach einer solchen Anstalt hinreisen?

27) Pag. 13. Müssen die Anstalten den Manufakturen, so bereits im Staate etabliret sind, keinen Abbruch thun, da sonst die Zahl der Bettler

und Armen vermehret werde, und folglich die Anstalt eine ihrem Zweck ganz entgegen gesetzte Wirkung habe.

Würde dieses der Fall nicht in Niedersachsen seyn, worin das Flachspinnen in jedem Hause, und die Weberei so vielfältig ausgeübet, wie von dem Herrn Autor ja selbst pag. 14. bestätigt wird?

28) Pag. 14. Die in so vielen Arbeitshäusern eingeführte Bearbeitung der Wolle zu Tüchern, Zeugen, Strümpfen, ic. würde in Niedersachsen nach Nr. 1. der kostbaren Zurüstung, Nr. 2. Mangel der Kenntniß, Nr. 5. Abbruch anderer Manufakturen, Nr. 6. der unbearbeiteten rohen Wolle Ausfuhr wegen, nicht anzurathen seyn. Ein anders wäre es, wenn die Wolle der sogenannten Heideschnucken könnte veredelt werden.

Giebt es denn hier wieder so viele Arbeitshäuser, da deren pag. 4. noch sehr wenige seyn sollen? Kos

stet die Zurüstung zur Bearbeitung der Wolle mehr als die Zubereitung des Flachses? Fehlt es denn den Fabrikanten in Göttingen, Osterode, Einbeck, Hameln &c. an Kenntniß, die im Lande fallende Wolle zu veredeln, daß also die Ausfuhr der hiesigen Wolle zurträglich, und man dagegen die Heideschnuckenwolle zu veredeln trachten soll? und thun denn jene Manufakturen anderen im Staate Abbruch?

29) Pag. 14. Die Verarbeitung des Tabacks. — Dazu wären nach Nr. 1. die Anlage zu kostbar nach Nr. 5. den übrigen bereits im Gange seyhenden Fabriken zu nachtheilig, nach Nr. 7. dessen Bedürfnisse nicht allgemein, der Transport gefährlich, kostbar, nach Nr. 8. von einzelnen Familien außer dem Werkhause nicht zu bearbeiten.

Dieses scheint sich zu widersprechen. Daß der Taback allgemein ist, gestehet der Herr Autor dadurch ein, daß pag. 41. schöne Tabacksdosen, Pfeifenköpfe, als eine Prämie zur Aufmunterung des Fleißes selbst in den Arbeitsstätten der Armen sollen aufgehangen werden. Was sollen sie damit, wenn der Taback nicht allgemein ist? und woher kriegen sie Geld zu Anschaffung desselben?

30) Pag. 17. Der Plan soll sich auf Gewißheit, nicht aber auf Ungewißheit und zukünftige Hoffnung gründen.

Ist denn der Preis des Flachses

Die Kräfte der Menschen um das ihnen vorgeschriebene Garn zu spinnen — pag. 57. und 59.

Das Weben und Bleichen — pag. 60.

Die Beneficialgelder — pag. 27. und 57.

Die Befreyung aller Onerum und Absatz der Linnen à Stiege 1 Rthl. 30 gr. u. d. m. — pag. 59.

etwas anders, als eine ungewisse Hoffnung?

31) Pag. 17. Hätte Bergius bezogen, daß Eine Million Menschen im Durchschnitt wenigstens jährlich für 4 Millionen Thaler Leinwand gebrauchten.

Das heißt jeder Mensch für 4 Thaler. Diese Berechnung will aber mit der Angabe pag. 29. nicht zutreffen.

32) Pag. 18. Der Flachsbau würde in Niedersachsen nicht eifrig betrieben, denn 3. B. im gesammten Churhanuoverischen Lande betrüge der Linnenhandel jährlich 1 Million Thaler, da das weit kleinere Osabrückische Land jährlich  $1\frac{1}{2}$  Millionen damit gewinne.

Interes ist sehr viel für das Bischofthum. Hat man davon irgendwo genaue Nachricht? und wird alle der Flachsbau dazu daselbst gebauet, die Garne gesponnen, die Linnen gewebet? Man erlaube hierüber folgende Betrachtung machen

chen zu dürfen; welche vielleicht die Angabe in ein helleres Licht setzen wird. Nach des Herrn Autors Systeme werden. (pag. 60.) 91436 Pfund Flachs erfordert, davon 8 Pfund mit 1 Rthlr. und also in Summa (11429 Rthlr. 20 gr. 4 pf.) 11430 Rthlr. bezahlet sind; dieses ist also die erste Zuthat behuf 17144 Stiege die zu 31431 Rthlr. verkauft werden sollen, mithin kostet die Zuthat um  $1\frac{1}{2}$  Millionen Rthlr. zu erhalten (unbedeutende Bruchzahl rechnen ich nicht,)

545480 Rthlr.

Da nun laut Plans pag. 48. obige 91436 Pfund Flachs, so an Gelde 11430 Rthlr. kosten, auf 600 Morgen Landes können erzietet werden; so folget, daß die letzte Zuthat ad 545480 Rthlr. an Flachs zu gewinnen

28634 Morgen

Landes erfordern. Diese zu bearbeiten, bis der Flachs gesponnen werden kan, dürfte auf 2 Morgen wohl 1 gesunde Frauensperson nöthig seyn, und das wären

14317 Personen item

23881 solche Spinner, wie das Werk- und Zucht- haus verlangt, ferner (Conf. pag. 49.

3428 bis 3818 Leineweber-Familien, jede zu vier Personen gerechnet sind noch

10284 bis 11454 Personen, dieses sind zusammen

53470 Personen, und davon verdiente im Durchschnitt genommen ein jeder

28 Rthlr. 1 mgr.  $7\frac{1}{3}\frac{2}{3}\frac{7}{7}$  pf. jährlich.

Und so würde auch auf 6 Personen noch eine Person behuf der eignen Consumtion nach des Herrn Bergius (conf. Nr. 31.) Berechnung erforderlich seyn, und dann müßten

33406 Morgen

mit Leinsaamen besät, und der darauf wachsende Flachs durch 16703 Menschen bearbeitet werden,

27861 Menschen müßten mit Spinnen,

15997 bis 17817 Personen in 3428 à 3818 Familien mit Weben und anderen dazu nöthigen Arbeiten sich beschäftigen, welche Summe von

60561 bis 62381 Menschen nebst

33406 Morgen Ackerland (die NB. 25054 $\frac{1}{2}$  Tonnen Rigaischen Leinsaamen, als auf den Morgen 3 Hinten Einsaat erfordern,) dem Staate nach Abzug eigener Consumtion

$1\frac{1}{2}$  Millionen Thaler

liefern würde. Hier tritt also natürlich die Frage ein: Ob das Bishofsthum so groß und volkreich sey, daß es auf einen einzigen Nebenartikel (an Rocken, Gerste,

Haber, Weizen, Obst, u. d. gl. Feldfrüchten mehr, wird es doch auch nicht fehlen,) so viele Morgen Landes und so viele Menschen hergeben könne? wenn Hrn. Kuffs Plan und Herrn Bergius Berechnung in dieser Hinsicht richtig ist. Ferner; gewinnt dieses Bisthohum jährlich  $1\frac{1}{2}$  Millionen Thaler, so können sich darin

423927 bis 436667

zur Arbeit brauchbare Menschen befinden. Rechnet man hiezu die Kinder u. so mögte wohl nicht viel an einer Million Seelen fehlen; da doch nach glaubhaften Angaben, die ganze Bevölkerung des Hochstifts, nicht auf 120,000 Seelen steigt. Auch kan man so nicht gerade zu sagen: daß der Flachsbau in Niedersachsen nicht eifrig betrieben werde; da die besten Landwirthe sich an vielen Orten beschweren, daß der Flachsbau zu stark betrieben, und wegen daher entstehender Ausmergelung des Landes, der Kornbau verringert werde.

33) Pag. 19. Er wäre also überzeugt, daß die Zubereitung und das Spinnen des Flachses die eigene Verarbeitung des gewonnenen Garns zu Leinwand und der Absatz desselben in Niedersachsen die schicklichste Arbeit sey, und der vorgelegten Preisfrage entspreche.

Wird denn der Flachsbau bislang in Niedersachsen vernachlässiget? wird nicht gesponnen? nicht Lin-

nen gewebet? wird solches denn nicht nach entlegenen Dörfern versandt, und dafür mehr als eine Million inclusive des Garnhandels ins Chur-Hannoversche Land herein gezogen?

34) Pag. 20. Das Haus soll in einem Landstädtchen angeleget werden, aus der Ursache, daß da wohlfeile Länderei, Wiesen, und die wohlfeilsten Kornpreise sind.

St. Gallen in der Schweiz und andere Dörter mehr, selbst Berlin und Potsdam, beweisen die nicht das Gegentheil?

35) Pag. 20. Es werden zwei Arbeitsäle für Männer und Weiber erfordert.

Also daß im jedem 125 Personen spinnen können? Eine Person inclusive der nöthigen Gänge erfordert doch wohl 4 Quadratsfuß, mithin müßte jeder Saal wenigstens 50 Fuß Länge und 40 Fuß Breite haben, oder 2000 Quadratsfuß halten. Herrliche Säle! Schade, wenn die Ofen und die Dellampen zur Erluchtung, besonders im Winter, nicht gut angebracht werden solten.

36) Pag. 20. Desgleichen zwei geräumige und gesunde Schlassäle.

Davon müßte ein jeder auch wohl 86 Fuß breit und 70 Fuß lang seyn? oder 6020 Quadratsfuß halten. Gewiß eine seltsame Größe!

37) Pag. 20. Zwei Eßsäle. Diese müßten doch nicht kleiner wie die Arbeitsäle seyn.



38) Pag. 20. Eine bequeme Küche, gewölbte Keller, trockene Böden, Waschhaus, auch vielleicht in der Folge Darthaus, Branhaus und Backöfen.

Wird die Küche nicht zu groß werden? Denn nach dem Plan pag. 27. können nach Belieben 250 Personen des Morgens ihr dünnes Bier warm machen. Ferner dürfte vielleicht das Selbstbrauen und Backen die bürgerliche Nahrung verringern, und wäre denn dieses dem pag. 49. geäußerten Satz sub F. wo der Kaufmann, Kramer und Handwerker nach Nahrung seuffzen, nicht zuwider?

39) Pag. 20. Zwei Magazine für die rohen und verarbeiteten Waaren.

Müssen die nicht auch sehr groß seyn, und in mehreren als zwei Behältnissen bestehen? Muß nicht auch auf Feuersgefahr Rücksicht genommen werden?

40) Pag. 21. Die Arbeit auf dem Felde geben den Werkhaus: Mitgliedern eine angenehme Abwechslung.

Sie laufen wohl nicht davon? sonst müßte dabei Aufsicht angeordnet werden.

41) Pag. 22. Spinnräder, Haspel, Flachschwingen und Kleinigkeiten.

Sind diese Sachen für bestimmten Preis zu haben? und bedarf man 250 Stück Haspel für 250 Spinner? Wo sollen solche denn hingeseht werden?

42) Pag. 22. Die Bettstellen sollen zweischläfrig seyn.

Das ist ein höchst bedenklicher Vorschlag. In keiner wohl eingerichteten Anstalt der Art, findet sich eine so policeiwidrige Einrichtung.

43) Pag. 22. sub B. Betten sub E. Schränke mit Schloß, worin ein jeder seine Arbeit, seine Butter und Brod, Bier, Wäsche verschließen kan.

Solte dieses nicht mehr kosten, wie angezeigt worden?

44) Pag. 23. Wird nur beständig auf 10 Kranke gerechnet.

Also nur 4 pro Cent in einem Hause, wo alte Entkräftete aufgenommen werden! Wie, wenn eine Epidemie komt? J. V. Blattern unter die Kinder. Im Sommer 1783, waren in Hannover unter 119 sonst sehr Gesunden einige Wochen 58 Kranke.

45) Pag. 24. Auf  $\frac{1}{2}$  Jahr Fütterung fürs Vieh 300 Rthlr.

Wer soll denn in der Folge die Fütterung dafür bezahlen?

46) Pag. 25. Die Manns Kleidung kostete nur 6 Rthlr. 30 mgr. 6 pf.

Sind das nicht 6 Rthlr. 33 mgr. 6 pf.? und beträgt dieses nicht auf 125 Personen 10 Rthlr. 15 mgr. mehr?

47) Pag. 27. Da bei der Anlage nothwendig zu bedenken, daß wegen Unerfahrenheit der Arbeiter und anderer Ursachen im ersten Jahre das Haus sich schwerlich allein unterhalten kan, so sehe ich zu dieser Anlage noch den Unterhalt der 250 Armen auf ein halbes Jahr, welcher, wie aus der Folge

erſichtlich wird; beträgt 3426 Rthlr. 34 mgr.

Sind dieſes Anlaagekoſten? und iſt es nicht ein Widerſpruch? (Conf. Nr. 14. pag. 1. und Abſchnitt G. dieſer Zweifel ſupra.

48) Pag. 27. Jeder erhält den Tag 2 Quartier dünnes Bier à Quartier 2 pf.

Alſo 1 Quartier zu 2 pf.? Conf. Nr. 60.

49) Pag. 27. Brod und Butter wird einem jeden auf die ganze Woche zugewogen, welches er nach Willkühr ſpeiſen kan.

Wie wenn er es aber in den erſten Tagen anſieht, ſoll er hernach durchaus hungern? kennt man wohl ſolche Leute hinlänglich, wenn man dergleichen vorſchlägt?

50) Pag. 28. Er habe in Niederſachſen die mehrſten Armenhäuſer ſelbſt mit Aufmerkſamkeit unterſucht.

Wo denn?

51) Pag. 29. Alle zwei Jahr neue Röcke, Weſten und Beinkleider für 125 Mannſperſonen 137 Rthlr. 27 mgr. 6 pf.

Sind dieſes nicht 136 Rthlr. 7 mgr. 7 pf.?

52) Pag. 29. Die Franenſkleidung 144 Rthlr. 21 mgr. 5 pf.

Und dieſes 144 Rthlr. 19 mgr. 1 pf.?

53) Pag. 29. Alle 2 Jahr bekäme ein jeder 1 Hemd.

Iſt dieſes nicht zu wenig? berechnet Vergius nicht mehr? (Conf. Nr. 31.

54) Pag. 29. Alljährlich 1 Paar 9 mgr. Strümpfe und 1 Paar 24 mgr. Schuhe.

Werden ſie mit beiden auskommen können? (Sie ſollen doch am Sonntage ſpaziren gehen können? vid. pag. 40.) Dem Preiſe nach, können beide Artikel nicht von einer ſonderlichen Güte ſeyn.

55) Pag. 30. Alljährlich ſoll ein jeder 2 Schlafmüßen erhalten.

Iſt dieſes ein Verhältniß gegen die Hemder? Sie betragen indeſſen nicht 20 Rthlr. 30 mgr., ſondern 41 Rthlr. 24 mgr.

56) Pag. 30. Die Kleidungsſtücke würden in der Folge im Inſtitut verefertiget werden können.

Würde dieſes nicht den Plan in Hinſicht 250 Spinner verändern, und der bürgerlichen Nahrung (vid. pag. 49) nachtheilig ſeyn?

57) Pag. 30. Auch da das Haus vom Landesherrn gekauft oder erbauet iſt; ſo wird es auch immer ein herrſchaftliches Gebäude bleiben, deſſen Vergrößerung, Verſchönerung und alſo auch Reparation dem Werkhauſe nichts koſten würde.

Heißt dieſes nicht dem Staate zur Laſt fallen? und iſt es nicht ein Widerſpruch gegen Nr. 14.

58) Pag. 30. Die Beſaamung der Gartnländerei ſoll künſtig ſelbſt gezogen und nicht mehr gekauft werden.

Es gehöret dazu Kenntniß und bequemer Raum ihn aufzubewahren.

59) Pag. 30. Die Werkhauſepferde ſollen das Gartenland umpflügen.

Die

Die Menschen sollen es ja nach pag. 31 thun? Pflügen durch Pferde und Umgraben durch Menschen wäre doppelt und doch nur einerlei Zweck.

60) Pag. 31. Jede Person soll täglich zwei Quartier Bier erhalten, machte jährlich 814 halbe Faß 41 Stübchen, à halbe Faß 14 mgr., wären 316 Rthlr. 30 mgr. 2 pf.

Pag. 27 (conf. Nr. 48) wird einem jeden 2 Quartier dünnes Bier versprochen, à Quartier 2 pf., dieses macht zwar jährlich 814 halbe Faß 41 Stübchen. Allein, das Quartier 2 pf., ist ein Stübchen 1 mgr., mithin betragen solche nicht 316 Rthlr. 30 mgr. 2 pf., sondern 1267 Rthlr. 13 mgr. Dieses ist ein Unterschied von 950 Rthlrn. 18 mgr. 6 pf. Dürste eine solche Verkürzung wohl nicht murren unter den Werkhausmitgliedern verursachen?

61) Pag. 31. Selbst brauen würde nicht allein wohlfeiler Bier geben, sondern der Nutzen bei dem Mästen der Schweine ist beträchtlich.

Ist der bürgerlichen Nahrung pag. 49 entgegen. Kan man mit Bier say auch Schweine mästen?

62) Pag. 32. Die Butter wird zu 6 mgr. das Pfund, dagegen Speck zu 4 mgr. das Pfund angeschlagen.

Wann hier zu Lande die Butter das Pfund 6 mgr. gilt, kostet denn das Speck nur 4 mgr.? Man zweifelt daran.

63) Pag. 32. Zwei Pfund Weizenmehl müssen täglich an das Gemüse gerühret werden.

Doch für 250 Personen? Dieses ist für jede nicht voll 1 Quantin, wäre das nicht zu wenig?

64) Pag. 32 u. 33. 7750 Pfund Fleisch jährlich, à 18 Pfund 1 Rthlr.

Verstehet sich ohne Knochen! und wo wird solches inclusive 3 pf. Licent für 2 mgr. das Pfund verkauft? Licent frei fällt dem Staat zur Last und widerspricht Nr. 14. Das Selbstschlachten nimt dem Bürger die Nahrung pag. 49. und beides soll doch nach dem Plan nicht geschehen.

65) Pag. 33. Montag soll das Essen in Kartoffeln, großen Bohnen und weißem Kohl bestehen; welche der Garten liefern muß.

Ist man denn für den Miswachs gesichert? Wie, wenn die Kartoffeln, Bohnen und Kohl nicht gerathen?

66) Pag. 33. 36 Tage sollen 250 Personen täglich 1 Hinten Erbsen gekocht zu Essen haben.

Ein Hinten Erbsen wiegt circa 54 Pfund, mithin würde jede Person  $6\frac{1}{2}$  Loth, welche umgekehrt 2 gute aufgehäufte Löffel voll umgekocht ausmachen, erhalten, ist das nicht zu wenig? O! der schöne Küchenzettel pag. 28, und das drückende Elend verbunden mit der Erfahrung pag. 2.

67) Pag. 33. Auf 52 Tage soll ein jeder  $\frac{1}{2}$  Stück Hering erhalten, dieses machte jährlich 6625 Stück.

Doch keine holländische Heringe? Denn die Fracht von Bremen bis hieher beträgt 4 Rthlr. für 1 Tonne. Auch die von dem Hrn. Autor jährlich berechnete Summe beträgt nicht 6625, sondern nur 6500 Stück.

68) Pag. 34. Auf 13 Tage Gerstengröße, täglich 25 Pfund.

Sind das nicht auf eine Person  $3\frac{1}{2}$  Loth Größe, und sollte sich damit wohl eine gesunde Person sättigen können?

69) Pag. 34. Verschiedenes Gemüse aus dem Garten zum Essen auf den Sonnabend.

Was ist dieses denn für Gemüse? oder werden 250 Menschen von dem Verschiedenen auch so leicht satt, als das hier gesagt ist?

70) Pag. 34. Mit 100 Klöstern Holz soll jährlich die Feurung bestritten werden.

Damit sollen Küche und Ofen versehen, Wäschen gethan, auch mit der Asche das Garn zu 17144 Stiege Linnen gekocht werden? Dieses dürfte wohl schwerlich angehen, denn (conf. Abschnitt D. pag. 1236) behuf 17144 Stiege

Linnen das Garn zu kochen, werden allein 2857 $\frac{1}{2}$  Himten erfordert.

71) Pag. 34. Seife zum Waschen 50 Rthlr. circa.

Wenn 6 Pfund schwarze Seife 1 Rthlr. kosten, so beträgt es auf jede Person  $1\frac{1}{2}$  Pfund, damit sollen nun 52 Hemder, 4 Betttücher, Handtücher, Tischzeug, Strümpfe, Mützen, gewaschen werden?

72) Pag. 35. Der erste Commissarius soll für seine Bemühung jährlich 600 Rthlr. u. haben.

Das wäre sehr viel, allein wenn er dem Plan in allem Betracht ein Genüge leisten und richtig in Erfüllung bringen kan, viel zu wenig, ja alsdenn verdiente er noch eine große Summe von allen deutschen Provinzen zum Geschenk, weil die Nachwelt Niemanden anders die Versorgung der Armen und Aufhebung des Bettelns zu verdanken hätte, als dem Herrn Autor. — Es müßten denselben Ehrensäulen errichtet werden. — Denn, der größte Theil des menschlichen Elendes und Verderbens, wäre durch ihn gehoben.

73) Pag. 35. Dem Schullehrer für Unterricht der Kinder.

Wie viel sollen den aufgenommen werden?

Die Fortsetzung folgt künftig.



# Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Freitag, den 8ten October 1784.

Zweifel über die Abhandlung des Herrn Commissarius Rulfs zu Einbeck, die vortheilhafteste Einrichtung der Werk- und Zuchthäuser betreffend, von Heinrich Christian Melching, Kaufmann zu Einbeck 1784.

(Fortsetzung.)

74) **W**enn, wie sonst bei Urmenhäusern gewöhnlich, der Landesherr diesem Hause folgende Beneficien ertheilte: Befreiung vom licent und allen Oneribus, freie Medicin, freies Feuerholz, Reparation und Bau des Hauses, das Salarium des ersten Vorstehers, des Buchhalters, des Predigers, Schullehrers, Arztes und Chirurgi, so würden von obiger Summe der Ausgabe noch über 2000 Rthlr. abzurechnen seyn, so aber, um bestimmt zu bleiben, hier nicht geschieht.

Sehr lästig! Die Zinsen eines Capitals von 52000 Rthlrn noch dazu zu bezahlen. (Confer. pag. 1209. oben.) Der Staat stehet also ungefehr die Hälfte der jährlichen Ausgaben. Dieses war aber nach pag. 1. Nr. 14. nicht die Meinung des Herrn Autors.

75) Pag. 38. Wichtige Veränderungen im Bau des Hauses; neue in diesem Plan nicht befindliche Arbeiten;

kaufmännische mit großem Risiko verknüpfte Handlungspeculationen, dürfen ohne vorhergegangene Anfragen nicht vom Commissario eigenmächtig vorgenommen oder ausgeführt werden.

Sowohl kleine als große Handlungspeculationen zu unternehmen, sind dem Plan zuwider. Wer leistet die Sicherheit dafür?

76) Pag. 38. Fehler der Faulheit, Trunkenheit, Zancken, Schelten, auch kleine Schlägereien bestrafet ohne weitere Anfrage der Commissarius nach den noch zu bestimmenden Strafgesetzen. Laster der Unzucht, des Diebstahls, der Bosheit ic. welche Ausstoßung aus dem Hause, Zuchthaus und Karrenschieben verdienen, berichtet er sogleich an das Directorium, in welcher Zeit der Delinquent zur gefänglichen Aufbahrung an den Magistrat abgeliefert wird, deswegen denn auch dem Magistrat und zunächst seyenden Militair anzubefehlen, auf Verlangen

M i n n m

des

des Commissarii ihn jederzeit Hülfe zu leisten.

Wozu denn dieser neue Modus? Soll bloß auf den Bericht des Commissarii die Strafe erfolgen? Warum nicht ordentliche gerichtliche Untersuchung von der Ortsobrigkeit?

77) Pag. 38. Allemal aus 10 oder 20 Arbeitern müßte der verständigste gewählt werden, der bei seiner Arbeit auch auf andere in so weit Acht hätte, wenn sie etwa gegen Ordnung, Reinlichkeit, oder zum Schaden des Hauses etwas vornehmen sollten.

Dieser müßte also, weil er der verständigste wäre, zur Strafe doppelte Arbeit verrichten, und der bekante Angeber seyn. Welcher Gefahr und welchem Verdruß würde sich dieser im letztern Falle aussetzen! Wer dergleichen Menschen wirklich kennet, weiß, daß dergleichen Eiferschaft Mord und Todtschlag sicher veranlassen würde.

78) Pag. 39. Alle Sonabend Morgen erhalten die Mitglieder ihre Butter und Brodt, reine Wäsche, und alle Morgen früh ihr Deputat von 2 Quartier Bier. Den Sonnabend Abend liefert jeder sein die Woche gesponnenes Garn ab.

Und dieses alles soll des Morgens und Abends geschehen? Ist das nicht zu viele Arbeit für die Officianten, es sind doch 250 Personen? In was für einem Gefäße soll ein jeder sein Bier aufbewahren?

79) Pag. 39. Die Nachtwache soll

len die Mitglieder abwechselnd verrichten.

Also auch Alten, Krüppeln, Kindern soll die nächtliche Bewahrung des Hauses anvertrauet werden? Geseht aber, es wären auch nur die Gesunden und Erwachsenen gemeinet; was ist denn doch das für ein Vorschlag, solchen Leuten durch die Dank die nächtliche Bewahrung des Hauses anzuvertrauen! Doch auch des Waarenlagers?

80) Pag. 39. Die Arbeiter waschen und kämmen sich alles nach gegebenem Glockenzeichen.

Wo sollen sich 250 Personen zugleich kämmen und waschen, fürnemlich im Winter? Man sehe nur einmal ein Dorfwirthshaus, wo sich des Morgens nur etwa 30 Einzelgelehrte waschen und kämmen; was das für ein Gewirre ist: hier sollen es 250 Menschen ohne Platz thun.

81) Pag. 39. Unter Gesang fängt die Arbeit an.

Warum? Wird solches auch erbaulich seyn?

82) Pag. 40. Den Sonntag haben die Mitglieder des Werkhauses Erlaubniß, ein ums andere auszugehen, auch auf den Speisefälen und Hofplätzen zu thun, was sie wollen.

Also 125 Personen dürfen ausgehen. Sie werden doch alle wiederkommen und sich fein ordentlich betragen? Der Spaziergang wird artig anzusehen seyn; da jeder nach pag. 29. alle 2 Jahr nur ein Hemd, und jährlich nur ein Paar Strümpfe und Schuhe erhält.

83) Pag. 43. Nach der Tabelle E. will

will man Leinwand auch auf Credit verkaufen.

Der Verkauf müste doch wohl zuvor vom Directoris nach pag. 38. Nr. 82. genehmiget worden seyn? Und man bei dem Creditiren kein Risiko haben?

84) Pag. 49. Es wird einer grossen Stadt von ganz geringer Bedeutung seyn, wenn diese durch einige arme Linnenweber neue Bürger erhält. Wenn aber eine entvölkerte Landstadt, wo der Kaufmann, Kramer und Handwerker nach Nahrung und Arbeit seufzet, wo die Häuser, welche vormals 1000 und mehr Thaler kosteten, jetzt entweder von Bewohnern ledig stehen, oder auch für so viele 100 verkauft werden, wenn, sage ich, eine solche Stadt nach meiner Berechnung mit 70 bis 80 Familien Linnenwebern vermehret wird, welche Weber vom Anfange bis zum Schluß des Jahres volle Arbeit haben, und wöchentlich  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Rthlr. verdienen können, muß nicht ein solches versunkenes Landstädtchen in wenig Jahren wieder aus dem Staube empor kommen?

Nach denen im Plan geschenehen Vorschlägen will das Institut selbst Handlung treiben, selbst brauen, selbst schlachten und alles selbst machen lassen, mithin siehet man nicht ab, warum der Kaufmann, Kramer und Handwerker, der Anstalt, in Betracht seiner vorgeblich verbesserten Nahrung ein Compliment machen soll?

Nach Kosten die 17144 Stiege Leinwand, siehe den Plan pag. 60.

nur 4286 Rthlr. zu weben, beträgt für 70 Familien Linnenweber einer jeden (so wohl in 4 Personen bestehen mögen) 61 Rthlr. und für 80 dergleichen einer jeden umgefehr  $53\frac{1}{2}$  Rthlr. Soll aber ein Weber wöchentlich  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Rthlr. verdienen, und von der Anstalt erhalten können; so erfordern jährlich

70 Weber wöchentlich	$1\frac{1}{2}$ Rthlr. —	5460 Rthlr.
— — —	2 Rthlr. —	7280 Rthlr.
80 — —	$1\frac{1}{2}$ Rthlr. —	6240 Rthlr.
— — —	2 Rthlr. —	8320 Rthlr.

Soll nun des Herrn Autors Berechnung als richtig eintreten; so muß obiger Webelohn der 17144 Stiege zu 4286 Rthlr. auf die unterste Summe ad 8320 Rthlr. erhöht werden, sonst erhalten die Weber so wenig ihren bestimmten Lohn, als daß sie auch vom Anfange bis zum Schlusse des Jahres volle Arbeit haben, und das wäre für diese Leute sowohl, als für das versunkene Landstädtchen um es wiederum empor zu bringen, sehr nachtheilig.

85) Pag. 50. u. 51. Die geschicktesten Künstler und Handwerker könnten auch ihre Arbeit im Zuchthause zum Besten des Instituts fortsetzen.

Wie wird es gemacht, daß sie nicht bei Gelegenheit davon gehen?

86) Pag. 51. Um zu zeigen, daß das Linnen Garnspinnen im Stande ist, das Zuchthaus zu unterhalten, will

will ich hier den Etat der jährlichen Unterhaltungskosten von 250 Züchtlingen nebst andern mit einer solchen Anstalt verknüpften jährlichen Ausgabe entwerfen zc.

Durch das Garnspinnen sollen jährlich, laut pag. 57. 3682 Rthlr. 10 gr. 4 pf. verdienet werden, gleichwohl aber kostet die jährliche Unterhaltung, laut pag. 56. 6095 Rthlr. 10 gr. 5 pf. Ernähret man nun durch das Garnspinnen das Zucht-haus?

87) Pag. 54. u. 55. Das Gemüse wird jährlich für die 250 Züchtlinge mit 1125 Rthlr. zur Ausgabe gebracht.

Ist das nicht zu viel? Beim Werk-hause kostet selbiges weiter nichts, siehe pag. 30. als die Bearbeitung der 25 Morgen Gartenlandes, durch 1000 in Anschlag gebrachte Tage für eine Person, 75 Rthlr. für Dünger, 80 Rthlr. für die erste Beseamung, und mithin lieferte jeder Morgen Gartenland, nach angenommenem Satz einen Werth von 45 Rthlr. an Gemüse. Ein fürtreffliches Interesse! Da, wo dieses eintrifft, muß es reiche Gärtner geben, die von der Zehrung profitieren können.

88) Pag. 55. Der Zuchtknecht, die Mädchen und Aufwärter u. d. gl. können von den Züchtlingen genom-men werden.

Die werden in große Versuchung gerathen, davon zu laufen.

89) Pag. 55. Latus

ist nicht 5845 Rthlr. 10 gr. 5 pf., sondern 5846 Rthlr. 10 gr. 5 pf.

90) Pag. 56. Nehme ich an, der Landesherr bezahlte die Reparation des Hauses, gebe freies Holz, Medicin, zahlte das Salarium des Inspectors, Schreibers, Predigers, Arztes und Chirurgi, so würde schon mit 710 Rthlr. obige Summe zu verkleinern seyn.

Ist ein Widerspruch gegen pag. 45.

91) Pag. 56. Doch, obwohl dieses jederzeit gewöhnlich, so soll nachfolgende Bilanz auch auf keine ungewisse Hoffnung sich gründen, sondern soll beweisen, daß obige Summe durch die Züchtlinge soll verdienet und angeschaffet werden.

Dieses kan man in der Bilanz pag. 57. gar nicht finden, wohl aber

A. daß die Züchtlinge jährlich 3682 Rthlr. 10 mgr. 4 pf. verdienen, in Anschlag gebracht worden, und

B. daß die übrigen 3750 Rthlr. von Städten, Aemtern und Gerichten, sollen zugeschossen werden, mithin fallen diese dem Staate zur Last und ist ein Widerspruch gegen pag. 45.

92) Pag. 57. Fünf Personen sollen aufwarten und nur 5 krank seyn.

Ersteres läßt sich wohl sagen, aber nicht in die Wege richten. Das zweite stehet nicht in unserer Macht, und streitet gegen alle Erfahrung, sogar gegen den Aufsatz pag. 23. Nr. 44. beim Werk-hause.

93) Pag. 57. 20 Personen, davon ein



ein jeder im Jahr 303 Tage arbeiten, wären 6600 Tage.

Das sind nur 6060 Tage, also 540 Tage zu viel berechnet, welche 810 Löpfe Garn geben müssen, woraus nach dem Plan pag. 59.  $67\frac{1}{2}$  Stiege Leinwand gemacht werden könnten.

94) Pag. 57. 3750 Rthlr. Zuschuß.

Ein Widerspruch gegen pag. 45.

95) Pag. 58. Auf die gewöhnlich im Zuchtthause befindlichen Staatsgefangene und Wahnsinnige im Betracht der stärkeren Pension habe nicht gerechnet.

Hiezu hat der Autor auch gar kein Recht. Welcher Menschenfreund profitiret von der Wahnsinnigen Unglück?

96) Pag. 58. Wäre also der jährliche Ueberschuß oder Verdienst des Hauses 1336 Rthlr. 35 mgr. 7 pf.

Nicht Verdienst, sondern statt dessen tritt ein Verlust von 3750 Rthlr. ein, welche der Herr Autor von den Aemtern, Gerichten und Städten in Einnahme gebracht hat. S. pag. 57.

97) Pag. 59. Aus diesen macht der Linnenweber aus 12 Löpfen 1 Stiege ordinaires  $\frac{1}{4}$  breites Stiegelinnen, also überhaupt 1 Stiege zu  $1\frac{1}{2}$  Rthlr. 17144 Stiege, macht in Golde 31431 Rthlr. 11 mgr. 4 pf.

Doch in vollwichtigen Louis d'or? Wäre diese Summe nur sogleich in Cassa, wie sie hier in Rechnung erscheint, und davon nicht noch erst das unter Abschnitt E. bemerkte, wie auch für Handlungsunkosten, Wechselfeesen, Münzverlust, auch vielleicht an

Retour-Waaren, (worauf das Haus, weil es von allen Landesoneribus, d. i. licent, Accise, etc. frei ist, hauptsächlich mächtig speculiren wird,) Assurance, Niederlage, Factors Gebühren, Briefporto, u. d. gl. etwas Betrachtliches abzuziehen, so mögte es immer ein Handlungshaus seyn, daß 250 Sklaven hätte.

98) Pag. 60. Ist also der jährliche Ueberschuß oder Nutzen für das Hospital 3000 Rthlr. 30 mgr. 4 pf.

Das wären also netto 12 pro Cent fürs Jahr, dieses würde in einer Continuation von 20 Jahren ungefähr 200,000 Rthlr. ausmachen. Ein schönes Capital! Es ist Wunder, daß es nicht bereits viele Linnenspeculanten gegeben, die es besitzen, und daß es der Herr Autor nicht schon längst für sein Risiko unternommen hat; da er von der Richtigkeit seines Plans so überzeugt zu seyn scheint. Es werden ihn die unter vorstehenden Sieben Abschnitten geäußerten Zweifel wohl eben nicht davon abhalten können.

99) Pag. 61. Wenn der Landesherr, so wie sonst bei Armenhäusern gebräuchlich, auch diesen beiden Häusern die Beneficien angedeihen läßt, daß alsdenn die Zuchtthaus-Ausgabe mit 800 Rthlrn., und die Ausgabe des Werkhauses über 2000 Rthlr. verkleinert wird.

Ist ein Widerspruch gegen den schon oft berührten Hauptsatz, daß dergleichen Anstalten, sich selbst erhalten sollen.

100) Pag. 61. Wenn der Tageslöhner seinen gewissen Lohn und Auskommen für seine Arbeit hat, so ist, so kan und muß er zufrieden seyn.

Aber, wenn man ihm dünne Bier, das Quartier zu 2 pf., verspricht S. pag. 27. und Nr. 48. oben und ihm statt dessen schlechteres, davon das Quartier S. pag. 31. und Nr. 60. oben, nur  $\frac{1}{2}$  pf. kostet, giebt, wozu hat er denn Ursache?

101) Pag. 63. Auch ohne Beihülfe des Zuchthauses würde dennoch das Werkhaus die geringe Arbeit und den guten Unterhalt behalten können, und noch einige 100 Thaler übrig haben.

Das kan man gar nicht finden.

Der Beweis davon wird sich in dessen Einnahme- und Ausgabe-Bilanz ergeben.

102) Pag. 63. und 64. Allein, einige fatale Handlungsjahre, wo der Einkauf der Flachse theuer, und der Verkauf der Linnen wohlfeil, könnten dieses Haus nicht allein wankend, sondern gar stürzend machen, deswegen denn die Bilanz einen jährlichen Nutzen über 3000 Rthlr. zeigt, welcher sich durch die Gnade des Landesherren bis auf 5000 Rthlr. vergrößern kan.

Nach dem entworfenen Plan, werden die darüber geäußerte Zweifel jedes Jahr zum fatalen Handlungsjahr machen, und der Verlust jährlich wird noch größer als 7000 Rthlr. sicher erfolgen. (Die Gnade des Landesherren vertritt hier nicht die Stelle des Verdienstes, sondern bleibt, was sie ist — Gnade, conf. pag. 1. Nr. 14.)

103) Pag. 64. Zum Ueberflus rechne ich hier 5 Kranke und 5 Arbeiter mehr als im Zuchthause.

Es ist wahr pag. 59. werden 5 Kranke mehr verstattet, aber daß 5 Personen daselbst mehr arbeiten, ist augenscheinlich ganz unrichtig, denn hier arbeiten nur 230 Personen, dagegen pag. 57. beim Zuchthause 240 Personen.

104) Pag. 64. Dorfkinder in der Zeit, da sie zur Confirmation täglich zum Prediger gehen, könnten wöchentlich 8 Löpfe spinnen.

Wo denn?

105) Pag. 64. Um gar nicht zu fehlen, habe ich die ganz ordinaire Sorte  $\frac{1}{4}$  breit Stiege Linnen zu  $1\frac{1}{2}$  Rthlr. angesetzt, da doch ganz gewiß auch Linnen zu  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Thaler wird gefertigt werden.

Daran wird unter Abschnitt E. gezeifelt, so wie es auch hier gegen alle Erfahrung streitet, daß aus 12 Loppen Garn 20 Ellen Leinwand zum Preis von  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Rthlrn. können gemacht werden.

106) Pag. 64. Wenn auf eigene Ländereien selbst Flachsch gebauet würde, ist der Vortheil gewiß noch größer. Leider! wird diese Behauptung durch die Jahre 1781. 1782 und 1783 nicht bestätigt. Der Verkauf des Mißwachses ist diese Anstalt so gut als der Landmann ausgesetzt.

107) Pag. 65. Für das Garn zu kochen habe ich nichts angesetzt, die Feurung ist in der Ausgabe berechnet, die Asche kommt überflüssig von beiden Arbeitshäusern, und Kochen, Waschen

schen, Schlagen, Trocknen, u. ge-  
schiehet von 10 Aufwärtern.

Die Wäsche von 150 Klaftern Holz  
ist, wie schon gesagt, kaum zurei-  
chend, die Wäsche beider Anstalten  
zu bestreiten, geschweige daß damit  
zu 17144 Stiege Leinwand das  
Garn könnte gekocht werden, denn  
das Garn zu 6 Stiege fordert 1  
Himten S. Abschnitt D. Aufsal-  
lender Beweis vom Mangel der  
Erfahrung!

108) Pag. 65. C. das Linnen zu  
weben. D. die Linnen zu bleichen.

Ist unter Abschnitt D. erläutert.

109) Pag. 65. F. Zinsen für das  
in der Handlung habende Capital ha-  
be auch berechnet. Ob man wohl von  
der Gnade des Landesherren als gewiß  
vermuthen muß, daß dieses Capital  
von einer herrschaftlichen Cassé zinsfrei  
hergeliehen werden wird.

Nur von 25000 Rthln. ganz  
zinsfrei, gereichte zur Last des  
Staats oder Landesherren, conf.  
pag. 1. Nr. 14.

110) Pag. 66. Im Landeshospi-  
tal soll durch die Gnade des Landes-  
herren jeder gesunder Mensch seinen  
reichlichen Unterhalt finden, wogegen  
er nur wöchentlich ein ganz geringes  
an Garn spinnen soll.

Also durch die Gnade des Landes-  
herren und nicht durch Spinnen  
allein soll der Gesunde seinen reich-  
lichen Unterhalt finden? Wo  
bleibt hier der Entwurf conf. pag.  
1. Nr. 14. pag. 5. und Nr. 23.  
oben. Auch findet ein gesunder  
Mensch, der seine Vernunft hat,  
durch seiner Hände Arbeit aller  
Orten sein Brod.

111) Pag. 67. Kein Armer soll  
von seinen Sachen etwas mit ins  
Werkhaus bringen, und das um der  
Reinlichkeit willen.

Doch soll er laut pag. 68 freie Post  
haben, und die Passagier, die für  
ihr Geld reisen, sollen sich im  
Postwagen die Unreinlichkeit des-  
selben gefallen lassen? Würde hier-  
aus nicht ein beträchtlicher Ver-  
lust für das Postwesen zu besor-  
gen seyn? zumalen Niemand ei-  
nen solchen an seiner Seite gerne  
sehen wird.

112) Pag. 67. Die widerspenstis-  
gen Bettler zum Hospital oder Arbeits-  
hause zu zwingen.

Sollen die Gezwungenen eben so  
gehalten werden, wie die Freiwil-  
ligen, und also auch Nachtwä-  
chen thun, Spaziregehen, u. s.  
w.? conf. pag. 40. und Nr. 82.  
oben.

113) Pag. 67. Das Betteln soll  
bei Zuchtstrafe im ganzen Lande  
verboten; in allen Städten und Dör-  
fer die Armen zusammen gerufen; alle  
Gesunde und noch zur Arbeit fähige  
von der Armencasse abgesondert; und  
den Unvermögenden, Schwachen und  
Kranken zu ihrem Troste bedeutet wer-  
den, daß ihr bisheriges Armengeld 2  
bis 3 fach solle verbessert seyn.

Für die Unvermögenden, Schwa-  
chen, u. s. w. ist ja pag. 3 beim  
Eingange pag 5. und Nr. 22 oben  
die Anstalt mit vorgeschlagen, und  
für Lahme in der Tabelle A. pag.  
42 eine Rubrik gemacht!

114) Pag. 68. Jedem Bettelvoigt  
 $\frac{1}{2}$  Tha:

$\frac{1}{2}$  Thaler zu versprechen für jeden Bettler, den er an die Armencaße lieferte. Und diesen Bettler ohne Weilkünstigkeit mit gehöriger Wache an das Zuchthaus zu senden.

Auf des Bettelvogts Ausgabe der  $\frac{1}{2}$  Rthl. erhält? Es müßte doch wohl erst untersucht werden, sonst requirte mancher ehrlicher Reisender vom Bettelvogt um  $\frac{1}{2}$  Rthl. Gewinn gemißhandelt zu werden, und es übte der Bettelvogt eine ungeheure Gewalt über die Freiheit der Menschen aus. Wenn der Herr Autor nur einige hundert Bettelprotocolle gelesen hätte, würde er dem Bettelvogt eine solche Macht gewiß nicht zugestehen.

II 5) Pag. 69. Sollte man denn nicht vermuthen, daß ein ganzes Land zur Anlage einer so wohlthätigen Handlung höchstens 20 bis 30000 Rthl. willig hergeben würde?

Was heißt das? Ein ganzes Land? Für ein großes Land ist die Anstalt allein nicht hinreichend? und für eine einzelne Provinz sind doch 30000 Rthl. viel Geld!

II 6) Pag. 69. Da die Abtragung des Capitals ohne Zinsen für das Institut das Vortheilhafteste seyn würde, so wäre mein Vorschlag, die in Niedersachsen so vielfältigen Hospitäler, Armen- und Waisenhäuser untersuchen zu lassen.

Wenn eine Handlung, so auf Gewißheit gegründet ist, daß sie jährlich mit dem geborgten Capital 500 Menschen und ansehnliche Officianten ernähren, und noch

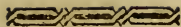
überdem 3000 Rthl. gewinnen und zurücklegen kan, wie der Autor versichert: so ist es unbillig, Hospitälern, Armen- und Waisenhäusern die Interessen zu entziehen, oder wohl gar statt einer schuldigen dankbaren Bezahlung um eine Commission zur Untersuchung höheren Orts nachzusuchen. Und wo giebt es denn nun so vielfältige wohlhabende Hospitäler, Armen- und Waisenhäuser?

II 7) Pag. 70. Jeder wird mir eingestehen, daß durch die Absonderung der gesunden Armen von den Armencaßen, diese gewiß von der Hälfte wo nicht gar  $\frac{2}{3}$  ihrer sonstigen Almosen Empfängnis befreiet werden, durch  $\frac{1}{4}$  auch nur  $\frac{1}{8}$  der jährlichen Intraden konten in einigen Jahren die Anlagelosten bezahlt werden.

$\frac{2}{3}$  oder die Hälfte, und das für ein ganzes Land? conf. pag. 69. und Nr. 115 oben. Das müßte sehr klein seyn, wo 250 Personen die Hälfte oder  $\frac{2}{3}$  ausmachen, und in einem solchen Lande können sich nicht viele Hospitäler, Armen- und Waisenhäuser befinden, auch können diese wenige durch  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{1}{4}$  ihrer jährlichen Einkünfte in einigen Jahren keine 52000 Rthl. Capital abtragen. Denn nach pag. 67. und Nr. 113. oben soll den Unvermögenden, Schwachen und Kranken zu ihrem Troste bedeutet werden, daß ihr bisheriges Armengeld 2 bis 3 fach solle verbessert werden.

(Der Schluß folgt künftig.)





# Hannoverisches Magazin.

82<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 11<sup>ten</sup> October 1784.

Zweifel über die Abhandlung des Herren Commissarius Rulfs zu Einbeck, die vortheilhafteste Einrichtung der Werk- und Zuchthäuser betreffend, von Heinrich Christian Melching, Kaufmann zu Einbeck 1784.

(Schluß.)

118) **W**rante und Unvermögende gewandte Bemühung unendlich beloh-  
Pag. will man nicht, auch nicht net achten.  
72. **W** Jünglinge u. Mädchen.

Was sollen es denn für Menschen seyn? conf. pag. 67. Die der Herr Autor sub 3) 4) 5) und 6) nennet, sind keine Arme, sie danken für ein Hospital und Spinnhaus, sie wissen sich selbst zu ernähren.

119) Pag. 74. Sollte ich es endlich gar noch erleben, diese gewagte Vorschläge in Wirklichkeit gebracht, und durch die Erfahrung bewährt zu sehen, so werden meine Wünsche ihr höchstes Ziel erreicht haben, und ich mich für meine auf diese Untersuchung

Warum nicht erleben, wenn der Plan gegründet ist? Nur frisch angefangen, 3000 Rthlr. ist für: erst jährlich der Ueberschuß, und das alles beweiset — die Bilance in des Autors Abhandlung pag. 60. Auch die Erfahrung spricht ja das Wort für den Herrn Autor, nemlich nach seiner Angabe.

Ich setze nun noch die im Anfange dieses Abschnitts versprochene Gegen-Bilance hieher; woraus sich aber leidet, statt der in der Preisschrift angezeigten Vortheile, ein beträchtlicher Verlust ergeben wird.

der jährlichen Einnahme und Ausgabe  
Anzeige dessen

Abchn.	Pag.	Einnahme:	Rthlr.	gr.	pf.
		Laut Abschnitt C. können beide Anstalten nicht mehr spinnen, als angezeigt ist:			
C sub E	1225	Das Werkhaus muß jährlich 73169½ Ldppen			
	und 1226	spinnen, und			
-	1225	Das Zuchthaus kan nur — 74546½ „			
		spinnen, mithin			
-	1225	müssen die noch fehlende — 58016 „			
		gegen 1 mgr. Lohn von			
		anderweitigen Leuten ge-			
		spinnen werden.			
		205732 Ldppen.			
		Aus diesen 205732 Ldppen werden nach der dar-			
		über gemachten Berechnung S. Abschnitt D.			
		pag. 1229 siebenerei Gattung Linen gemacht.			
D.	1231	Erslich 17144 Stiege (ein kleiner Bruch, ist uner-			
		heblich) à 1 Rthlr. 30 gr. — —	3143	11	4
	1231	Zweitens 998 Stiege 8 $\frac{3}{4}$ Ellen Plus, diese sind-			
		nach Verhältniß des oben angenommenen Preis-			
		ses nach Abzug des Webe- und Bleichelohns			
		hier in Einnahme zu bringen, die Stiege			
		à 1 Rthlr. 15 mgr. — —	1414	14	
		Summa aller Einnahme —	32845	25	4

# LANC E

des Werk- und Zuchthaus, nebst  
jährlichen Verlustes:

		Ausgabe:			
Abfchn.	Pag.		Rthlr.	gr.	pf.
A.	1209	Capital: Interesse auf 52000 Rthlr. jährlich à 3 pro Cent	—	—	—
B.	1212	Werden für 91436 Pfund Flach von dem Herrn Verfasser bestimmt	1560	—	—
—	1215	Solche kosten aber nach der darüber pag. 1213. 1214. und 1215. gemachten Berechnung mehr	11429	20	4
C.	1225	Kosten die im Zuchthause zu wenig gesponnenen 58016 Lbpye Garn zu spinnen, wie daselbst er- läutert worden, à Lopy 1 mgr.	2232	31	—
D.	1225	Ist von dem Hrn. Verfasser das Webelohn für 17144 Stiege angeschlagen, à Stiege 9 mgr.	1611	20	—
—	1229	Desgleichen das Bleichelohn für 17144 Stiege, à Stiege 3 mgr.	4286	—	—
—	1229	Kostet das Webelohn mehr, wie pag. 1229 und 1230 erläutert	1428	26	—
—	1229	Desgleichen aus der Berechnung	1428	24	—
—	1233	Aus dem Unterschied der Linnen, wie pag. 1212. 1218 und 1231 ergiebet	535	27	—
—	1235	Für 2 Sortirer jährlichen Gehalt	1328	5	5
—	1235	Für 2 Personen desgleichen	151	18	—
—	1235	Für Holz zum Garafochen und Abgang der Kessel	101	—	—
—	1238	Kostet das Bleichelohn mehr wie pag. 1237. und 1238 erläutert	150	—	—
F.	1251	Nach des Hrn. Verf. Plan von pag. 36. kostet das Werkhaus jährlich zu unterhalten: A) für die Bewohner 5503 Rthlr. 32 gr. } B) an Gehalt den Of- } ficianten — 1350 : — : }	6853	32	—
—	1251	Desgleichen nach dessen Plan von pag. 58 das Zuchthaus: A) für die Züchtlinge 5540 Rthlr. 10 gr. 5 pf. } B) an Gehalt den Of- } ficianten — 555 : — : }	6095	10	5
G.	1254	Zum Ersatz der unerfahrenen Spinner, wie daselbst gezeigt worden, jährlich	548	7	1
Summa aller Ausgabe			39855	16	3
Hievon die Einnahme abgezogen			32845	25	4
Ist der jährliche Verlust beider Anstalten			7009	26	7

Ob nun ein Plan welcher durch die Flachsspinnerei 500 Menschen reichlich zu ernähren, und noch dazu 3000 Rthlr. 30 mgr. 4 pf. Ueberschuß zu verschaffen verspricht, (jedoch auch bei den günstigsten Handlungsconjunctionen einen jährlichen Verlust von 7009 Rthlr. 26 mgr. 7 pf. statt obigen Gewinns sehr fürchten läßt) annehmlich und ausführbar sey, überlasse ich nunmehr der Entscheidung eines jeden Sachverständigen, zweifele aber, daß der Plan auf den Fuß von irgend jemanden, am wenigsten aber im Grubenhagischen, ausgeführt werden könne, und daß er der Preisfrage der Königl. Societät der Wissenschaften vom November 1782.

Welche sind die schicklichsten und zugleich einträglichsten Arbeiten für Zucht- und Werkhäuser in Niedersachsen, so, daß durch ihren Ertrag, wo nicht die Kosten der Anlage, doch die Kosten der Unterhaltung allein bestritten werden können? bei genauerer Prüfung ein Genüge geleistet habe? Es würde Niemand auf den Einfall gekommen seyn, die Verarbeitung des Flachses, als ein solches Mittel vorzuschlagen, der gehörig von der Beschäftigung der Landleute im Winter, da 6 bis 8 bei einem Lichte spinnen, und der Hausvater, Sohn oder Knecht bei eben demselben ihre Geschäfte besorgen, unterrichtet ist, da ein solches Institut schlechterdings nicht im Stande ist, gegen den arbeitsamen Landmann Preis zu halten.

So weit meine Zweifel über die Abhandlung des Herrn Commissarius Kuls selbst; und nun nur noch etwas über die in der Vorrede, Seite 3. geäußerte Muthmaßung: daß Einbeck, als der schicklichste Ort für die Anlage eines Werkhauses, dem Verfasser das Ideal zu seiner Schrift gegeben habe. Ich nehme diese Vermuthung nicht nur als wahrscheinlich, sondern als gewiß an, und denn sind folgende Gedanken die natürlichsten, die einem jeden, der mit Einbeck so gut wie ich bekannt ist, am ersten einfallen mußten.

Wäre es gefällig gewesen, zwischen Einbeck und einer andern ähnlichen oder auch gar einer Reichsstadt in allem Betracht eine Parallele zu ziehen; so würde man gewiß ein Verhältniß entdeckt haben, wo Einbeck ohne Prahlerei in der Industrie, in Versorgung seiner Armen, vielen glänzenden und geräuschvollen Dörtern zum Muster dienen könnte. Noch bis jezt, Gott lob! sind Collecten, allerhand Gattungen zu sammeln, nicht der Gegenstand unsers Gewerbes, sondern Arbeit; unsere Häuser stehen noch nicht leer; unsere Feldmark liegt noch nicht unbebauet und öde; noch finden die Handwerker ihren Unterhalt, ja, versehen noch mit ihrer Arbeit entfernte Gegenden und Städte; rohe Produkte des Landes, als: Wolle und Flachs, werden noch nicht unbearbeitet den Nachbarn hingegeben; den Werth des beliebten Tabacks und des-

sen



sen Bearbeitung kennet man auch noch; die Brau- und Backnahrung ist noch nicht von hier verbanner; die Färbereien und Gärbereien sind auch noch bedeutend; der Kaufmann und Krämer finden auch noch Beschäftigung; der Lehrstand wird auch noch unterhalten, und Jünglinge, die sich zum Dienst des Vaterlandes widmen, bleiben auch nicht ohne Unterstützung; die Gefälle zur Unterhaltung des Staats bleiben nicht im Rückstande; noch hat das Collegium dirigens der Stadt, den Beifall Königl. und Churfürstl. hohen Landesregierung, und unter derselben oberster Aufsicht wird noch immer Industrie befördert, und durch thätige Beispiele aufgemuntert; die Hospitäler für die Armen werden zweckmäßig administret, und nicht den Aufsehern ihre Bemühungen mit  $\frac{1}{2}$  oder  $\frac{1}{3}$  der Einkünfte bezahlet; noch herrscht hier auch übrigens nicht ein hüßlooses Betragen gegen die Armut<sup>x)</sup>; man siehet hier nicht Schaarren der Bettler vor den Thoren den Reisenden mit ungestalten Worten anrufen und laufend und schreiend ihn begleiten, und damit ich es kurz mache, diese Stadt stehet noch in dem großen Credit, daß man derselben Capitalien zu 3 pro Cent jährlicher Interesse an-

bietet, ohne daß sie sich nochgedrungen siehet, sie anzunehmen.

Daß wir hier nicht fürstliche Hofhaltungen, nicht Akademien, herrschaftliche Fabriken, große Messen, u. d. gl. m. haben, dies kan unserer ländlichen Thätigkeit nicht zur Unthätigkeit angerechnet werden. Denn welcher Unterthan kan hierin etwas ab- und zuthun, und welcher Mensch kan Meere schaffen? Kanäle lassen sich graben, Schleusen bauen, doch muß die Gegend dazu Anlaß geben, sonst liegen sie trocken und gleichen einem windigen und geldstessenden Project.

Doch genug auch von dem, was zu erinnern ich in sofern für nöthig hielt, als ich theils den Linnenhandel zu meinem Hauptgeschäfte gemacht habe, und deswegen von allem dem, was dahin schlägt, gehörig unterrichtet seyn muß, theils auch diesen Ort und die flachsbauenden Gegenden zu gut kenne, als daß ich der Erwartung Raum geben könnte: ein Werk- und Zuchtshaus, dessen Beschäftigung hauptsächlich in Flachs bestehen soll, werde hier, oder an andern Dertern, wo Flachs den Einwohnern Unterhalt verschafft, dem Wunsche der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im mindesten entsprechen.

x) Beweisen die wöchentliche Samlungsbücher, so seit ungefähr drei Jahren unter der Bürgerschaft eingeführt worden.



Anmerkung über eine Stelle \*) in des Herrn Nulfs Abhandlung, über Werk- und Zuchthäuser: die Armen-Anstalt in Bremen betreffend \*\*)

Die Absicht dieser Stelle soll seyn: zu beweisen; daß, so wie überhaupt bishero noch in ganz Deutschland, also auch noch in den neuesten Zeiten in Bremen, ein Werkhaus dem Staat schwerer zu unterhalten falle; als wann man die Armen einzeln aus der Armencaße unterstützet. (S. Seite 4. Zeile 1 - 5.) Und in Aufsehung der Stadt Bremen, will er solches darthun aus einer von daher erhaltenen und hier mitgetheilten Nachricht.

Soll diese Nachricht seinen Satz beweisen: so muß sie in ihrer ganzen Ausdehnung von einem Werkhause verstanden werden; und die Art wie Herr Nulfs diese bremische Anstalt vorstellt: „So errichtete Bremen vor 4 Jahren ein Werkhaus und neues Armeninstitut: „läßt im Zusammenhange mit dem folgenden, auch nichts anders gedenken: als daß hier bloß und allein von einem gewöhnlichen Werkhause die Rede sey, in welches man die Gassenbettelr führet und versetzt, und dagegen zur Arbeit anhält. Eben dieser Zusammenhang, darin er dies anführt, lehrt: daß die Leser die Vorstellung erhalten sollen: Dieses bremische Werkhaus koste jährlich 18000 Rthlr. und komme doch noch monatlich 500 Rthlr. zu kurz. Und freilich, wena sich dieses so verhielte; so konte Herr Nulfs (wie er denn auch that) es als einen neuen Beweis zur Behauptung seines Aßert: der bisherigen überwiegenden Kostbarkeit der Werkhäuser gebrauchen.

Wlein, es hat mit diesem vorwenig Jahren in Bremen errichteten Armeninstitut eine ganz andere Bewandniß: und obgleich auch ein Haus für Arbeitende, die sonst keinen Platz wissen, damit in Verbindung gesetzt ist: so hat doch auch dieses Arbeitshaus in keiner Rücksicht etwas ähnliches mit irgend einem Werkhause in Deutschland. Man darf, um sich davon zu überzeugen,

nur einen einigen Blick werfen auf die Absicht und Einrichtung dieser Anstalt.

Bishero waren in Bremen die Armen unterhalten worden von Ausspendungen der in den Kirchen gesammelten Almosen, und der Einkünfte gottseliger Stiftungen und Vermächtnisse. Die Reformirten ließen die Armengelder ihrer Kirchen durch die Diaconos oder Armenpfleger der verschiedenen Kirchen unter die armen Mitglieder derselber vertheilen: so wie die Lutherischen Armen von denen in der Domkirche gesammelten Almosen gleichmäßig durch die Diaconos oder Armenpfleger der Gemeinde versorget wurden. Weil die Armen nicht so reichlich konten unterstützt werden, als die wahre Noth es erforderte: so waren sie gewohnt durch Erbittung kleiner Almosen in den Häusern sich das zu verschaffen, was die Armenararia nicht so völlig leisten konten. Daher nahm aber die Gassenbettelei sehr überhand: und man konte bei diesen Umständen keine bestimmte, ernstliche und nachdrückliche Maßregeln dagegen hoffen. Da man aber doch die Nothwendigkeit der Abstellung solcher unbegrenzten Gassenbettelei einsah: so dachte man mit Ernst auf eine andere Einrichtung des Armenwesens. Man vereinigte sich darüber: daß alle bisherige Vertheilungen in den einzelnen Kirchen aufzuheben; und alle milde Gaben für Arme in eine Casse sollten zusammen fließen: daß die Administration dieses General-Armenwesens und der Vertheilung, von Deputirten, den Diaconen, oder Armenpflegern aller Kirchen, der Reformirten sowohl als Lutherischen, unter der Inspection einer Magistratsperson, gemeinschaftlich solle übernommen, und alle Bedürftige der ganzen Stadt, ohne Unterschied der Confeßionen, daraus versorget werden. Diese Deputation die aus 8 Diaconis, nemlich 4 Reformirten

\*) Pag. 4. von lin. 6. So errichtete -- bis lin. 13. -- zurücke.

\*\*) Aus einem zuverlässigen Schreiben aus Bremen, welches eben einlief, als der Drucksaß des vorstehenden Stückes vollendet war.

mirten und 4 Lutherischen besetzt, versammelt sich zu bestimmten Zeiten unter ihrem Herrn Inspector. Sie wird vorgetragen und ausgemacht: ob und wie viel, ein jeder Armer, der sich gemeldet, für den nächsten Monat erhalte: ob nach Beschaffenheit ihrer Umstände ihre Pension müsse vermehrt oder vermindert werden, und was sonst dahin einschlägt. Vierteljährig wechselt unter diesen die eigentliche Administration der ganzen Anstalt ab. Alle übrigen Diaconi und Armenpfleger, welche sämtlich aus den vornehmsten der Kaufmannschaft erwählt werden, haben die Districte der Stadt unter sich getheilt. Zween und zween, ein lutherischer und ein reformirter haben die Aufsicht über die Armen in ihrem Districte, gehen von Zeit zu Zeit in ihre Häuser, ziehen Erkundigungen bei den Nachbarn ein, besuchen sie in ihren Krankheiten, senden ihnen ihr monatliches Quantum, und suchen sich mit ihren Umständen und ihren wahren, mindern oder wachsenden Bedürfnissen so bekannt zu machen als möglich. Da die bisherigen Almosen aus den Klingbeuteln nicht hinreichen konten, die Summen Geldes zu ersetzen, welche die Arme durch ihr bisheriges Umgehen in den Häusern zu ihrer kleinen Armenpension sich noch überher verschaffet hatten: so ward eine wöchentliche Sammlung bewilliget, wozu ein jeder das widmen konnte, was er sonst an umgehende Arme ausgetheilt. Alle Montage sammeln 12 und 13 Häuser wechselseitig solche unter sich nach einem Buche ein, und übersenden den Betrag dem Diacono des Districts, und es ist beliebt, daß man dazu wöchentlich nicht unter einem Grote, aber auch nicht über einen halben Thaler geben darf.

Als man nun nach diesen Veranstellungen genau wissen konnte; welcher Arme noch was verdienen, oder gar nichts zu verdienen vermögend wäre; wie viel oder wenig Zuschuß er mit den Seinigen haben müsse um zu leben, auch glaubte nun hinlänglich ihren Bedürfnissen abhelfen zu können: so ward nun die Gassenbettelei und alles Umgehen in den Häusern aufs strengste ver-

boten: und es wurden Armenwägte gesetzt, die alle, welche sie auf Bettellei betreffen, einbringen, die denn entweder einige Tage bei Wasser und Brod im Gefängniß sitzen müssen: oder, wenn sie sich dadurch nicht bessern lassen, auf einige Zeit ins Zuchthaus gebracht werden. Und es ist hie jezo äußerst selten, daß man einen um Almosen bittenden antrifft.

Damit sich aber noch zur Arbeit vermög-same Arme nicht damit entschuldigen mögten, sie wüßten keine Arbeit zu erhalten: so war man genöthiget zur Erreichung der Absicht dieser Armenanstalt, ein Haus anzuschaffen, in welchem Materialien zum Arbeiten aufbewahrt werden. Diese theilt man jenen um Arbeit verlegenen zu, und bezahlt ihnen die abgelieferten Arbeiten nach dem gewöhnlichen Preise, den die Fabrikanten geben. Den Armen steht es frei, in ihren eignen Häusern ihr Werk zu treiben, oder, wo sie keines Gelas haben, in den Eälen dieses Hauses, die im Winter erwärmet sind, sich zum Arbeiten aufzuhalten. Allein kein Armer oder Bettler hat dajelbst Wohnung, Nachtlager und Unterhalt: und keiner wird zur Arbeit gezwungen. Weil ein jeder nur so viel Zuschuß aus der Armencaße erlangt, als ihm fehlt an der ihm noch möglichen Brodgewinnung, und er nun Niemanden um Almosen ansprechen darf: so ist er dadurch von selbst genöthiget, Arbeit zu suchen wo er sie finden kan, es sey von Privatis oder dem Armeninstitute.

Damit aber auch die Kinder der armen Leute von den Gassen weggeschafft und frühzeitig zur Arbeit angehalten werden mögen, so ist festgesetzt: daß ein jeder Armer, der einige Gaben aus dieser Anstalt erhält, wenn er Kinder hat, täglich diese seine Kinder müsse nach dieses Materialienhaus schicken, in welchem große Zimmer vörhanden sind, in denen sie im Flachß, Baumwolle, und Welspinnen unterrichtet, und von Frauen und einigen der Armenwägten nach ihrer Ordnung zum Fleiße angehalten werden. Auch diese haben da keine Eschlafstelle, werden auch nicht gespeiset, sondern empfangen täglich 2 Grote: und wenn sie vollkommen gut spinnen

spinnen und über die gewöhnliche Zahl arbeiten, wird ihnen solches auch bezahlt. Von 8 bis 12 arbeiten sie: essen darauf ihr Mitgebrachtes, und nachdem sie von 1 bis 4 Uhr wieder bei der Arbeit zugebracht, so werden sie nach 4 Uhr durch die Armenvögte in Procession nach ihren verschiedenen Schulen geführt, und nach 6 Uhr begeben sie sich wieder zu ihren Aeltern. Das verbessert die Jugend ungemein, und macht die sonst müßigen und umherlaufende Kinder der Armen zu einer gehorsamen, fleißigen und arbeitsamen, auch beschaidenen und bössichen Jugend. In diesem Hause wohnt nur ein Officiant mit seiner Familie, der die Aufsicht hat über die Materialien und arbeitenden Kinder, auch über die Producte der Arbeiten. Täglich befindet sich da ein Buchhalter, der die ganze Rechnung führt: und bei welchem sich die neuen Candidaten zu Armenpensionen zuerst melden müssen. Auch ist in diesem Hause die wöchentliche Zusammenkunft des Herrn Inspectors und der 8 Herrn Administratoren: vor welchen von allen dahia gehöri gen Dingen Vortrag und Bericht abgestattet, und von welchen die nöthigen Schlüsse abgefaßt werden.

Von dieser Armenanstalt die über die ganze Stadt sich erstreckt, ist die von dem Herrn Kalks angeführte Nachricht zu verstehen, daß sie jährlich 18000 Rthlr. einnehme, und doch nicht damit reiche, sondern monatlich noch einen Zuschuß erfordere: und dieses ist um so viel weniger zu verwundern: da die sämtliche Bedürfnisse der Armen der ganzen Stadt damit befriedigt werden, und gänzlich Unvermögende monatlich auf 2½ Rthlr., andere 2 Rthlr.; 1½ Rthlr., 2 Gulden, 1 Rthlr. bis zu 1 Gulden empfangen: auch dennoch in der That bishero diese Ausgabe an die Armen an sich selbst mit besagten 18000 Rthlr. ist bestritten worden: und der Zuschuß nur erforderlich gewesen: zur Tilgung der benöthigten Ausgaben: ans Krankenhaus für gänzlich verarmte, für welche das Institut bezahlt: oder auch an Schulgeld für die Kinder der Armen; nicht weniger zur Besoldung des

Officianten, des Buchhalters und der Armenvögte; auch zum Ankauf und Unterhalt des Materialienhauses und andere extra Ausgaben. Diese erforderlich gewesene Zubuße ist von den ersten 3 Jahren von Rath und Bürgerschaft übernommen und mittelst eines Schöffes bezahlt worden. Von den beiden letztern Jahren ist sie noch nicht bezahlt.

Hieraus wird genugsam erhellen, daß dieses Bremische neue Armeninstitut in keiner Maasse zum Beweise der Behauptung des Herrn Kalks könne angeführt werden.

1) Ist keine Angabe schon falsch: „So errichtete Bremen vor vier Jahren ein Werkhaus und neues Armeninstitut.“, Nein! man veranstaletete bloß eine neue Einrichtung in der Vertheilung milder Gaben: und eine Möglichkeit, daß gesunde Arme, die noch zur Arbeit tüchtig sind, Verdienst finden mögen.

2) Es ist falsch: daß die jährlich dazu erforderliche 17 bis 18000 Rthlr. zum Werkhause angewendet werden. Nein! sie werden alle unter einzelne Arme vertheilet.

3) Dahingegen ist diese Veranstaletung gerade das Gegentheil eines Werkhauses: gerade das, was Herr Kalks S. 4 Z. 4. u. 5. den Werkhäusern, wie sie jezo sind vorzuziehen scheint: wenn er sagt: daß sie dem Staat mehr zur Last fallen: als wenn man die Armen einzeln aus der Armencaße unterstützte.

4) Es fehlt dieser Anstalt auch die wesentliche Eigenschaft eines Werkhauses: daß auf der Straße ergriffene Bettler dahin gebracht werden. Nein! solche kommen zum ersten mal in kurze Gewahrsam: und wenn sie sich nicht warnen lassen auf das althier ebnehin schon längst vorhandene Zucht haus für Verbrecher.

5) Die Worte des Correspondenten des Herrn Kalks; dennoch kommt das Haus monatlich zu kurz: sind also auch nicht zu verstehen von einem eingerichteten und mit Einkünften versehenen Hause. Eigentlich muß es heißen: dennoch kommt diese Armenanstalt so viel zu kurz.



# Sannoverisches Magazin.

83<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 15<sup>ten</sup> October 1784.

Verzeichniß der Lektionen, welche zu Hfeld von Michael  
1784 bis Ostern 1785 gegeben werden sollen.

**B**ei der gegenwärtigen Ankündigung unserer Winterlektionen haben wir das Vergnügen zu förderst mit unterthänigstem Danke die Milde Erl. Königl. Landesregierung zu rühmen, welche bei Gelegenheit des letzten Besuchs des Herrn Hofrath Heyne im vorigen Junius, und durch dessen Bericht von dem Zustande des Pädagogii sich bezwogen gefunden, nicht nur untrer Bibliothek einige beträchtliche Vermehrungen an größern classischen Werken und Landkarten zu bewilligen; sondern auch einigen fleißigen Jünglingen zur fernern Unterstützung und Ermunterung, hiesige Freistellen; und andern andere Wohlthaten, huldreichst angedeihen zu lassen; von Dürve aus Reithem und von Marschalk aus Hechthausen, haben als Zeugnisse ihres sich auszeichnenden anhaltenden Fleißes und Eifers, Belohnungen an Büchern bekommen.

Unter denjenigen Jünglingen, die wir diesmal von hier entlassen, verdient mit vorzüglichem Lobe seines

Fleißes, und Wohlverhaltens vorgedachter Friedrich Wilhelm von Dürve aus Reithem erwähnt zu werden, welcher in einem dreijährigen Aufsenhalte hieselbst in der lateinischen Sprache sich eine gute Fertigkeit auch im Sprechen erworben: die griechische Sprache aber von den ersten Anfangsgründen an, so weit erlernt hat, daß er außer verschiedenen prosaischen Griechischen, den Homer ganz gelesen, und bereits auch einige Stücke aus den Tragikern durchgegangen ist. Unter den lebendigen Sprachen hat er die Französische sich meistens eigen gemacht, und im Englischen bereits einige größere Schriften und Dichter gelesen; auch das Italiänische hat er mit dem glücklichsten Fortgange seit einiger Zeit zu treiben angefangen: und außer diesen Sprachen hat er in allerlei Sachen Kenntnissen, der Geographie, Historie, Mathematik, theils durch den hiesigen Unterricht, theils durch eignes Lesen und fleißige Uebungen nicht gemeiner Fortschritte gemacht. Wir dürfen daher von ihm die Hofnung hegen, daß

er dem Vaterlande zu wichtigen Diensten, sich ferner aufs beste vorbereiten, und unsrer Anstalt Ehre machen werde. Wir begleiten ihn mit unsern Segenswünschen.

Im Vortrage der allgemeinen Weltgeschichte, nach dem Schrötkhischen Lehrbuche, wird der Direktor M. Meißner, die Geschichte der neuesten Zeiten erzählt, und bis auf die gegenwärtige Zeit herunter führen. Dienstags in der ersten Nachmittags- und Mittwochs und Donnerstags in der ersten Morgenstunde.

Die neue Erdbeschreibung, ist im abgewichenen Sommer zu Ende gebracht, und wird von vorne wieder angefangen werden. Dienstags in der zwoten Morgen- und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Im Vortrage der Philosophie wird nach dem Federschen Lehrbuche der Logik und Metaphysik, die letzte Wissenschaft geendiget, und die Vernunftlehre wieder angefangen werden. Dienstags und Freitags in der ersten Morgenstunde.

Der ersten mathematischen Ordnung wird nach den von Segnerschen Anfangsgründen der Arithmetik und Geometrie, die reine Mathematik erklärt. Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde.

Die zwote Klasse aber nach Sulzers kurzen Entwurf der Geographie, Astronomie und Chronologie in diese Wissenschaften historisch eingeleitet werden. Mittwo:

chens und Sonnabends in der zwoten Frühstunde.

Mit der obersten lateinischen Klasse liest der Direktor die Geschichte des zweiten punischen Krieges des Livius cursorisch: erklärt das nöthige in lateinischer Sprache, und giebt durch gute deutsche Uebersetzungen der Reden, und anderer schönen Stellen den Jünglingen Gelegenheit, sich in der Muttersprache mit der Feder und in der lateinischen durch schriftliche Auszüge und mündliche Erzählung der gelesenen Stellen, im Sprechen zu üben. Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends in der letzten Frühstunde.

Nach giebt er in der Mathematik besondern Unterricht, und wird im bevorstehenden Winter die optischen Wissenschaften vortragen, mit angenehmen Versuchen erläutern, und den Bau und Gebrauch der vornehmsten Werkzeuge, als der Fernröhre und Vergrößerungsgläser u. s. w. zeigen.

Der Rektor Pätz wird, nach geendigter Einleitung in die Theologie, den eigentlichen Unterricht in der christlichen Glaubenslehre, nach dem Dommerichischen Handbuche, von neuem wieder anfangen, und damit wie gewöhnlich, die christliche Moral verbinden: Montags und Donnerstags von 9 bis 10.

Im Vortrage der griechischen Litteratur, wozu ein Jahr bestimmt ist, wird er forisfahren, und von Zeit zu Zeit die hier vorhandnen Ausgaben der griechischen Classiker, nebst andern  
da:

dabin gehörigen Büchern auf der Bibliothek vorzeigen: Dienstags und Freitags von 2 bis 3.

In der lateinischen Sprache besorgt er den statarischen Unterricht, durch alle drei Klassen der Scholaren, folgendermaßen:

Der Vorbereitungs-Klasse werden, nach der Schellerischen kurzgefaßten Sprachlehre die Fundamente der Sprache vorgetragen: Dienstags und Freitags in der letzten vormittägigen Stunde; und eben derselben Gedickens lateinisches Lesebuch, mit beständiger Anwendung jenes Unterrichtes, erklärt, an eben diesen Tagen, Nachmittags von 5 bis 6; so wie die Untergebenen auch in einigen Nebenstunden im Uebersetzen sowohl der erklärten Stellen ins Deutsche, als auch kurzer Sätze und Formeln ins Lateinische geübt werden, um ihnen die Regeln der Sprache desto tiefer einzuprägen.

Die mittlere Klasse wird fortfahren, die zweite Hälfte von Cicero's Briefen an Verschiedene, in chronologischer Ordnung und nach einer Auswahl zu lesen, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11; und am Montage und Donnerstage von 3 bis 4, theils in extemporellen lateinischen Uebersetzungen, theils auf andre Weise im Lateinschreiben geübt werden.

Mit der obersten Klasse wird er die Erklärung der Bücher Cicero's von den Pflichten fortsetzen und zu

Ende bringen, Montags und Donnerstags von 5 bis 6. und Freitags von 3 bis 4. ingleichen Horazens Sendschreiben, die sogenannte Dichtkunst mit eingeschlossen, lesen, Montags und Donnerstags von 4 bis 5. und Sonnabends von 8 bis 9. und endlich die gewöhnlichen Stilübungen ferner treiben, am Dienstage von 9 bis 10.

Der Subconrektor Leopold besorgt den Unterricht in der hebräischen Sprache. Bisher hat er mit seinen Zuhörern theils einige Kapitel aus dem ersten Buche Mose, theils einige ausgesuchte Psalmen gelesen, und dabei die grammatische Analyse getrieben. Auf gleiche Weise wird er im bevorstehenden Winter fortfahren, und zugleich die Anfangsgründe der Sprache nach Anleitung der Pfeiferschen Grammatik lehren, Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Der griechischen poetischen Klasse hat er nach Endigung der Odysee des Homer den Philoctet des Sophocles erklärt, und wird er künftig die *Zeuxila* und *Nieder* des Euripides mit derselben lesen, Montags und Donnerstags um 3 Uhr.

Die erste griechische Ordnung liefert unter seiner Anleitung, die in der Baumannischen Ausgabe befindlichen Lebensbeschreibungen des Alexander und des Julius Cäsar von Plutarch, Dienstags und Freitags von 4 bis 5. und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Der lateinischen Vorbereitungs-klasse ertheilt er Montags und Donnerstags von 5 bis 6. und Freitags und Sonnabends in den ersten Frühstunden Unterricht. Drei Stunden davon sind einer etwas genauern Erklärung des Julius Cäsar gewidmet, in dessen Beschreibung des gallischen Krieges er vom 2<sup>ten</sup> Buch an fortfahren wird. In der vierten Stunde, Sonnabends von 8 bis 9. dicirt er, um von dem in den übrigen Stunden erklärten Stücke eine Anwendung zu machen, und die grammatischen Regeln desto besser einzuschärfen, einen dazu dienlichen Satz in die Feder, welcher sogleich in dem Hörsaale ins Lateinische übersetzt und von ihm verbessert wird.

Übungen in allerhand Gattungen deutscher Aufsätze, als Briefe, Erzählungen, Schilderungen, Behandlung leichter moralischer Sätze werden von ihm mit einem Theil der Untergebnen nach Anleitung der Rhetorik in dem Lschenburgischen Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften angestellt. Die zu diesen Beschäftigungen bestimmten Stunden sind Dienstags von 9 bis 10. und Freitags von 3 bis 4. zugleich werden damit Übungen in der Declamation verbunden.

Die römischen Alterthümer trägt er statt der alten Geographie, in den letzten Frühstunden Dienstags und Freitags nach Anleitung des Brunerschen Handbuchs vor.

Da ihn auch die Reihe trifft, die

unter den Lehrern wechselnde Nachmittagsstunde am Mittwoch und Sonnabend zu halten; so wird er theils Klopstocks Oden erklären, theils ausgesuchte Stücke aus anderen deutschen prosaischen Schriftstellern vorlesen, und sich darüber mit den Zuhörern unterreden.

Der Collaborator Mitscherlich wird mit der mittlern lateinischen Ordnung, nach Beendigung der Aeneis, Ovid's Metamorphosen auszugsweise lesen. Montags und Donnerstags von 4 bis 5. Dienstags und Freitags von 5 bis 6 Uhr.

Der mittlern griechischen Ordnung erklärt er Xenophont. Hellenica. Dienstags und Freitags von 4 bis 5. Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Die dritte griechische Ordnung beschäftigt er mit Gedickens griechischem Lesebuche. Mittwochs und Donnerstags von 8 bis 9. Dienstags von 3 bis 4 Uhr.

Der Collaborator Brohm wird mit der mittlern lateinischen Ordnung in der Erklärung der ersten Decade des Livius fortfahren; in den beiden ersten Frühstunden Dienstags und Freitags von 8 bis 9. und in den Nachmittagsstunden am Montage und Donnerstage von 5 bis 6 Uhr.

Mit eben dieser Ordnung wird er auch die lateinischen Stilübungen fortsetzen, Sonnabends von 8 bis 9 Uhr.

Der Vorbereitungs-klasse erklärt er den Currius in 6 Stunden wöchentlich, Montags, Mittwochs, Don



Donnerstags und Sonnabends von 9 bis 10. Montags und Donnerstags von 3 bis 4 Uhr.

Den Unterricht in der englischen Sprache wird er in besondern Stunden fortsetzen, und mit den Zuhörern nach ihren verhältnißmäßigen Bedürfnissen Prosaiker oder Dichter lesen.

Der französische Sprachmeister le Clerc, wird mit der ersten Klasse wechselweise einen profaischen Schriftsteller, und einen Dichter lesen, um im bevorstehenden halben Jahre in der ersten Absicht les beaux arts reduits à un même principe par Batteux, in letzterer aber les Odes de Mr. Rousseau erklären, und zwar die Erklärungen meistens in französischer Sprache geben. Die erklärten Stücke werden alsdenn von einem der Scholaren ins Deutsche übersetzt. Zur Uebung im französischen Schreiben, werden Stellen aus Kamlers Einleitung in die schönen Wissenschaften, zu übersetzen aufgegeben werden. Diese Uebersetzungen werden von dem Lehrer aufser den Lehrstunden mit der Feder verbessert. Diese Klasse hat ihre Lehrstunden Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der zweiten Klasse wird er les contes moraux de Mr. de Marmontel Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr lesen, und gleichfalls jedes Ponsium von einem oder etlichen Scholaren deutsch übersetzen lassen. Zur Uebersetzung aber ins Französische, ihnen sämtlich einige Lustspiele von Lessing vorgeben, die jeder

nach und nach liefern muß, und auch diese Arbeiten, wird er außer den Lehrstunden mit der Feder verbessern.

Die dritte Klasse wird Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr L'Ecole du Monde par Mr. le Noble lesen und übersetzen, und dabei nach Anleitung der Reflexions sur le stile epistolaire, welche sich in den neuen Modeles de Lettres befinden, zum Briesschreiben angeführt werden, auch zur Uebung Bellerets Briefe ins Französische übersetzen.

Die vierte Klasse liest le nouveau Robinson, Montags und Donnerstags von 6 bis 7 Uhr, macht Uebersetzungen, und wird zum französischen Schreiben angeführt, indem sie die deutschen Exercices des P. Coloms ins Französische übersetzt.

Der fünften Klasse werden die Anfangsgründe der Sprache nach der Grammaire des Dames, die in Berlin gedruckt ist, erklärt, und um solche desto besser einzudrücken, muß sie die kleinen ersten Exercices de Mr. Colom, schriftlich ausarbeiten. Dienstags und Freitags von 6 bis 7 Uhr Nachmittags.

Allen Klassen überhaupt, wird er sich bemühen, die Vorschriften der Sprachlehre sowohl überhaupt, als besonders der französischen Sprache, nach Anleitung des Abbe Condillac eindrücklich, und durch angemessene Uebungen mit der Feder geläufig zu machen.

Er giebt auch denen besondern Unterricht in der französischen Sprache,

die mehr Übung nöthig haben, oder aus andern Ursachen sich in derselben weiter fördern wollen, — und denen, welche bereits so weit sind, daß sie sich im Sprechen üben können, gönnt er mit Vergnügen, den Zutritt in Freistunden und auf Spaziergängen, um sich mit ihnen zu unterhalten.

Auch in der italiänischen Sprache giebt er besondere Lehrstunden denen, die diese Sprache erlernen wollen.

Es werden auch in der Schreibekunst, sowohl um richtig, als schön schreiben zu lernen: und in der praktischen Rechenkunst vom Cantor Liebau öffentliche Übungen gehalten. Jene Montags und Donnerstags, und diese Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde. Eben derselbe

gibt auch besondern Unterricht in beiden Stücken, und läßt auch einige in der Vocalmusik, Montags und Donnerstags gleich nach Tische.

Im Tanzen unterrichtet der Tanzmeister Rudolph. Auch in der Instrumentalmusik auf der Geige, Violoncello und Flöte. Der Cantor Liebau giebt Unterricht auf der Davidsharfe. Der Organist Timmermann auf dem Claviere. Der Zeichenmeister Ritter lehrt das Zeichnen. Diese Lehr- und Übungsstunden werden besonders mit einem leiblichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Übung im Zusammenspielen, wird Dienstags und Freitags nach Tische Collegium musicum gehalten.

### Fragment zur Geschichte von Luftbällen.

Am 22<sup>ten</sup> Jun. d. J. wurde hier in Verden eine Luftmaschine in Gestalt eines menschlichen Körpers mit einem dicken Bauche, jedoch ohne Beine, nebst einem daran gebundenen Zettel des Inhalts:

Verden, den 22<sup>ten</sup> Jun. 1784 Nachmittags 5 Uhr, ist dieser Luftball aufgestiegen. Wer ihn findet, wird ersucht, es dem A. . S. . hieselbst anzuzeigen.

in die Höhe gelassen, welche sich, wie nachfolgender Brief ausweist, noch denselben Abend um 8 Uhr eine Viertel Meile auf jenseit Krempe im Holsteinschen niedergelassen hat:

„Wohlgeborne Herr Amtmann,  
 „Hochgeehrtester Herr,  
 „Der Luftball, welcher zufolge des  
 „hier angeschlossenen Zettels, so an selbigen befestiget gewesen, am 22<sup>ten</sup>  
 „dieses Monats, Nachmittags um 5  
 „Uhr, zu Verden in die Höhe gestiegen, ist selbigen Tages, Abends umge-  
 „fähr 8 Uhr eine kleine Viertel Meile  
 „von hiesiger Stadt, bei einem Regenschauer, niedergefallen..  
 „Durch bereyten Zettel aufgefodert,  
 „gebe ich mir die Ehre Ew. davon hier  
 „mit gehorsamst zu benachrichtigen.  
 „Den Eindruck, den die Erscheinung  
 „des Luftballs auf die Zuschauer gemacht, und die Wirkung davon, muß  
 „ich

„ich noch mit ein Paar Worten gedens  
 „ken; da, wo die Maschine sich nie:  
 „dergelassen, sind Knechte und Mägde  
 „beschäftiget, die Kornfelder zu gäten  
 „oder von Unkraut zu reinigen. Der  
 „Sohn des Hausmanns, auf dessen  
 „Felder der Luftball niedergesunken,  
 „hat seine Arbeit eher, als die übriz:  
 „gen, vollendet. Er legt sich daher  
 „auf der benachbarten Weide auf den  
 „Rücken nieder um sich auszuruhen.  
 „Wie er in dieser Lage das Gesicht  
 „aufwärts gerichtet hat, sieht er nicht  
 „weit von ihm in der Höhe etwas  
 „schweben, das er nicht kennt, und  
 „sich von Südwesten her bewegt. Es  
 „senkt sich, komt näher: und nun ent:  
 „deckt er Beine und Füße, einen dik:  
 „ken Bauch und oben einen Kopf von  
 „einer Gestalt, die er mir nicht be:  
 „schreiben konte. Diese Erscheinung  
 „läßt sich in einiger Entfernung von  
 „dem Beobachter auf einer Weide  
 „nieder, doch berührt es kaum den  
 „Boden, so hebt es sich von neuem,  
 „schwebt quer über einige Weizenfel:  
 „der und fällt endlich auf einen durch  
 „die Kornfelder gehenden Landweg  
 „völlig nieder. Nun werden das  
 „mehrere junge Leute gewahr. Sie  
 „nähern sich dieser Erscheinung, wel:  
 „che sie bereits in ein panisches Schrek:  
 „ken gesetzt hat, und bemerken, daß  
 „es sich noch immer auf und nieder be:  
 „wegt. Ihre Angst kämpft mit der  
 „Neugierde. Sie wagen es nicht na:  
 „he zu kommen: denn was gutes könn:  
 „ne das doch nicht seyn, was so durch  
 „die Luft gezogen komme. Der Be

„herzte unter ihnen wagt's doch mit  
 „Erdlößen darnach zu werfen. End:  
 „lich rißt er den Gegenstand des  
 „Schreckens: und den Augenblick zer:  
 „plakt es mit einem ziemlichen Knall,  
 „womit auch zugleich die Bewegung  
 „aufhört. — Nun ist denn das Uns:  
 „gehener zwar todt; aber keiner un:  
 „tersteht sich noch, dasselbe anzufassen.  
 „Es muß in seinem zernichteten Zu:  
 „stand über Nacht auf dem Schlacht:  
 „felde liegen bleiben. Den folgenden  
 „Tag, da der Schrecken etwas ver:  
 „schwunden, wagt man's, das Ding  
 „noch ein wenig genauer zu betrachs:  
 „ten, und da es noch eben so da liegt,  
 „als man es den vorigen Abend ver:  
 „lassen, so hält man sich um so gewis:  
 „ser überzeugt, es sey wirklich todt.  
 „Nun sucht man die Trümmern dar:  
 „von zusammen und bringt sie zu  
 „Hause. Weil man aber nichts dar:  
 „mit anzufangen weiß, so wird alles  
 „auf den Misthaufen geworfen, der  
 „Zettel, welcher vom Regen ganz naß  
 „gewesen, doch aufgehoben, um ihn zu  
 „trocknen und denn zu lesen. — Erst  
 „am 25<sup>ten</sup> hujus bekam ich eine allges:  
 „meine Nachricht von dem ganzen  
 „Vorgange. Ich schickte sogleich hin:  
 „aus, und ließ alles herein holen:  
 „Es ist nichts mehr ganz. Nur etwas  
 „das einen Arm oder Fuß vorstellet,  
 „ist noch zu unterscheiden. Gestern  
 „(denn eher konte ich nicht,) bin ich  
 „selbst nach dem Landmann hinaus ge:  
 „wesen, um mich nach allem genau zu  
 „erkundigen. Ich äußerte mich, daß  
 „ich gern einen Dukaten würde bezab:  
 „let

„let haben, wenn man mir die Maschine unverlezt gebracht hätte. Die Leute schämen sich außerordentlich ihrer, doch immer verzeihlichen Unwissenheit, und ärgern sich, daß sie damit um ein gutes Trinkgeld sich gebracht haben.“ —

Krempe, den 27<sup>ten</sup> Jun.  
1784.

„Gäbe es nicht zu viel Mühe, so mögte ich wohl um eine Zeichnung von dieser Maschine bitten.“

„Mit der größten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre

Erw.

P. Lau, Landtschreiber  
der Kremper Marsch in Holstein.

Da nun diese Maschine noch eine halbe Stunde später als in dem daran befestigten Zettel angezeigt ist, in die Höhe gelassen werden konnte, so hat selbige in einer Zeit von drittehalb Stunden eine Strecke Weges von 13 Meilen zurück gelegt.

Verden.

S.

Der am 11<sup>ten</sup> Jul. d. J. Abends 5 Uhr zu Rehburg in die Luft gestiegene Luftball, ist am 12<sup>ten</sup> dieses Morgens um 8 Uhr eine halbe Stunde von hier auf einem Rockensfelde schwebend gefunden worden. Der Kuhhirte von Dalldorf, der solchen von ferne gesehen, und ihn für ein wildes Thier gehalten, hat sich selbigem genähert, und wie er eine leblose Maschine gesehen, solche an dem daran befindlichen  $\frac{1}{2}$  Elle langen Bande, woran ein Zettel gehangen, hinter sich her geschleppt, wodurch sie zerrissen. Dem Anschein nach ist dieser Luftball eiförmig gewesen, etwa 3 Fuß lang und 1 Fuß 2 Zoll breit, oben roth, in der Mitte mit einem gelben handbrei-

Weinersen, den 14<sup>ten</sup> Jul. 1784.

ten Streife, worunter ein Gesicht gemahlt, und der untere Theil mit roth und schwarzen Streifen. Er soll, wie er auf den Rocken gelegen, sich zwar noch bewegt haben, jedoch schon ganz schlaf gewesen seyn. Auf dem daran hangenden Zettel stehen die Worte:

Den 11<sup>ten</sup> Jul. 1784 ist dieser Luftball in Gegenwart vieler hohen Herrschaften in die Luft gestiegen. Rehburg, den 11<sup>ten</sup> Jul. 1784. (mit Bleisfeder geschrieben) Nachmittag 5 Uhr.

Weil es vermuthlich vielen die diesen Luftball aufsteigen gesehen, anzu genehm seyn wird, zu erfahren, wo solcher geblieben; so habe ich dieses hiedurch anzeigen wollen.

J. L. L. Meyer, Amtmann.



# Hannoverisches Magazin.

84<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 18<sup>ten</sup> October 1784.

Fortsetzung der Beschreibung einiger ausländischen merkwürdigen Bäume und Pflanzen, die in den Reisebeschreibungen vorkommen.

(S. das 11. 28. 50<sup>te</sup> St. von v. F. und 72<sup>te</sup> St. von d. F.)

## Fünfter Brief.

**E**ine Pflanze, die im ganzen chinesischen Reiche bewundert und sehr begierig gesucht wird; die eine große Anzahl Kräuterkenner in die Wüsteneien der östlichen Tatarei ziehet, wo man die beste Art derselben antrifft; die man wegen ihrer Kräfte sehr hoch schätze, indem dadurch verschiedene Krankheiten geheilet, und alle durch übertriebene Arbeit so wohl des Leibes als der Seele abgegangenen Kräfte wieder ersetzt werden, — eine solche Pflanze verdienet doch wohl vor allen andern hier erwähnt zu werden. Dies ist die Gien-seng, Gen-seng oder Gem-sen, das ist, menschliche Pflanze, welche die Manchewen, Orhota, das ist: das Oberhaupt oder die Königin der Pflanzen, nennen. Sie machte den vornehmsten Reichthum der östlichen Tatarei aus. Zu Peking wird sie für siebenmal so viel Silber verkauft, als sie schwer ist, und man kan daraus ihren großen Wehrt beurtheilen. Vormals

pflegten sich die Chineser unter den Mandarinen und Soldaten, die beständig hin und her gingen in das Gien-sengland zu begeben, allein im Jahr 1709 erteilte der Kaiser Kang-hi, damit seine Manchewen diesen Vorrtheil allein ziehen mögten, zehn Tausend von seinen Soldaten, die ihr Lager außerhalb der großen Mauer hatten, Befehl, dieselbe unter der Bedingung einzusammeln, daß ihm jeder zwei Unzen von den besten geben und für die übrigen ein gleiches Gewicht von seinem Silber nehmen soltz. Auf diese Weise bekam der Kaiser in diesem Jahre zwanzig Tausend chinesische Pfund von solcher Pflanze für weniger als einen Vierteltheil des Preises, den sie zu Peking hat.

Diese Pflanze wächst sonst nirgends, als entweder an waldigten Bergen, oder an den Ufern tiefer Flüsse, oder bei steilen Felsen herum. Sie kan weder viele Kälte noch viele Hitze vertragen, denn sie wächst nicht außerhalb des 47<sup>ten</sup>

P p p p

Gras

Grades der Breite, und wenn ein Wald in Brand geräth, so trift man sie daselbst in drei bis vier Jahren nicht wieder an. Man kan sie leicht von allen andern, um sie herum sich befindenden Pflanzen unterscheiden, und zwar oftmals an einer großen Menge runder und rother Früchte, oder an einem Stengel, der über die Aeste hervorschießet. Sie ist etwa anderthalb Fuß hoch, hat nur einen Knoten, von welchem vier Aeste ausgehen, die gleich weit von einander abgefordert sind, als wenn sie nicht aus einer und eben derselben Pflanze hervorgewachsen wären. Jede Pflanze hat fünf Blätter. Die Wurzel ist das einzige, was davon zur Arznei gebraucht wird. Ihr Preis steigt nach ihrem Alter, denn die größten und festesten sind die besten. Diejenigen, welche dieselbe suchen, dürfen weder Gezelt, noch Bette, noch sonst etwas weiter an Lebensmitteln mitnehmen, als einen Sack mit gedörreten Hirsen. Die Nacht hindurch müssen sie auf der Erde unter einem Baum, oder unter einer Decke von Zweigen liegen. Von den chinesischen Aerzten und Botanisten wird sie für die größte Herzkraftung unter allen Gewächsen, und für eine Art eines allgemeinen Mittels gegen alle Krankheiten, sonderlich aber gegen die venerischen, ausgegeben.

Da ich jetzt einer chinesischen Pflanze gedacht habe, so will ich derselben gleich die Beschreibung einer andern Pflanze beifügen, die Erw. : : lieben, und deren sie sich täglich bedienen; die von einigen bis zur Uebermaße ge-

braucht wird, und ihren Magen schwächt, andern aber bei einem mäßigen Gebrauche eine wahre Arznei ist. Ich meine den Thee. Bekanntlich giebt es eine gedoppelte Art desselben, nemlich braunen, der auch Bohna genannt wird, und grünen Thee. (Thea bollea und viridis Linn.) Der Thee wird durch den Saamen angezogen. Denn derjenige, welcher wild wächst, greift den Hals an, und hat einen widerlichen Geschmack, daher nur die geringen Leute, deren Zunge nicht verwöhnt ist, sich desselben zu bedienen pflegen. Die Zeit, wenn er gesäet wird, ist der zweite Monat im Jahre, da sie denn, nachdem der Boden gehörig zubereitet worden, neun bis zehn Saamenkörner in ein Loch legen, von welchen öfters nur ein oder zwei, zuweilen auch mehrere Sprossen hervorkommen, die zu gehöriger Zeit in einen andern Boden, der dazu zu rechte gemacht worden, verpflanzt werden. Die Pflanze wird sehr sorgfältig in Acht genommen, und die, welche ein lockeres Erdreich und die meiste Mittagssonne haben, werden für die feinsten gehalten und kommen am besten fort. Man hat von dieser Pflanze verschiedene Nachrichten. Einige lassen sie die Höhe eines schlanken Baums erreichen, andere aber wollen sie bis unter das gewöhnliche Gesträuche erniedrigen. Gewis ist es indessen, daß, wenn man diese Pflanze frei in die Höhe schießen lassen wolte, sie die Höhe von unsern Lambertnüssen erreichen würde. Allein, weil sie alsdenn ausarten würde, so verhindern die Chineser solches, und las-

lassen sie nicht leicht über 6 bis 7 Fuß in die Höhe wachsen. Sie verpflanzen sie gemeinlich auf kleinen Hügeln nach der Schnur ungefähr drei Fuß von einander. Haben diese Pflanzen einmal Wurzel gefaßt, so schadet ihnen weder Regen, noch Schnee, oder sonst eine üble Witterung. Doch aber wächst die Pflanze nur langsam fort, wird endlich zu einem Strauche, hat überall Aeste, und ist gemeinlich vom Gipfel an, bis auf den Grund mit Blättern bedeckt, die desto feiner sind, je höher sie am Gipfel stehen. Sie ruhen auf kurzen Stielen und sind länglich, spitz und eingekerbt, wie unsere Rosen oder Hagebutten. Eine jede Blume sitzt gleichsam auf einem besondern Stiele, und es kommen derselben selten mehr als eine aus dem Winkel in der wechselseitig stehenden elliptischen, sägeartig gezähnten gestielten Blätter, die den Rosen ähnlich sind, und aus 6 oder 9 ründlich vertieften Blättern bestehen. Fünf oder sechs kleinere machen den Kelch aus, aus welchen sehr viele Staubfäden hervorkommen. Der kugelförmige dreieckige Fruchtknoten hat einen einzigen Griffel und drei Narben. Die Frucht, die auf eine jede Blume folget, ist eine aus drei mit einander vereinigten runden Kapseln bestehende Kapsel, die so groß, wie ein kleiner Reinetapfel aber feiner gezeichnet ist. Eine jede davon hat eine Hülse, welche bei ihrer vollkommenen Reife schwärzlich gefleckt ist, und wenn sie trocken ist, aufspringt. In derselben liegt die harte runde Nuß mit ihrem Saamen. Wenn man sie in den Mund

nimt, giebt sie anfänglich einen lieblichen Geschmack, behält man sie aber länger in dem Munde, so schmeckt sie bitter.

Keine Nation beweiset bei dem Bau des Thees mehrere Sorgfalt, als die Japaneser, die ihn ganz ehrlich und unverfälscht verkaufen; und keine Nation bräucht ihn häufiger als die Holländer. Dennoch empfinden sie die Unbequemlichkeiten, die davon unter uns bekant sind, so wenig, daß er ihnen vielmehr sehr wohl bekömt. Indessen muß man auch bedenken, daß sie den Thee in seiner natürlichen Reinigkeit trinken, und ihn ohne Zusätze von andern Blättern genießen, ohne deren Vermengung er selten auswärts verkauft wird. Man kan sicher behaupten, daß der Thee, wenn er recht gebauet und zubereitet worden, wenn er mäßig gebraucht, nicht zu oft und nicht zu stark getrunken wird, wenn man ihn entweder ohne Zucker oder doch nur mit wenigem Zucker und ohne andere Ingredienzien trinket, ein sürrestliches Mittel sey, das Blut zu verdünnen, das Gehirn und den Magen zu stärken, die Verdauung, Umlauf des Geblüts, die Ausdünstungen und andere Sekretionen zu befördern, die Nieren und Blase zu reinigen, vor chronischen Krankheiten zu bewahren, und denselben auf eine kräftige, obwohl langsame Art abzuhelpfen. Die Chineser tragen kein Bedenken, denselben in hitzigen Fiebern, Koliken und andern schmerzhaften Zufällen häufig zu verordnen. Diese seltenen Tugenden sind aber nicht auf sein Vaterland allein eingeschränkt,

sondern sie erstrecken sich auch auf ein jedes anderes Land und Klima, wo er nur gebraucht wird, sonderlich aber in England, Frankreich und Holland.

Gewiß ist es aber, daß weder die Chineser, noch Japaneser, oder irgend eine andere morgenländische Nation den Thee weder so häufig, noch so stark und so heiß trinken, als die Engländer. Diese bedienen sich desselben als eines gemeinen Getränkes ohne Zucker, oder sonst einer andern Versüßung. Sie haben gemeinlich, besonders in großen Familien, einen Kessel oder ein anderes Gefäß mit Wasser beständig über dem Feuer stehen. Wenn sie nun durstig oder müde sind, so thun sie einige Blätter in ein Gefäß, gießen heiß Wasser darauf, und so bald es kühl genug geworden ist, trinken sie davon und gehen wieder an ihre Arbeit. Die Erfindung dieser Aufgießung soll der Unschmackhaftigkeit ihres Wassers zuzuschreiben seyn, und besonders in den niedrigen Provinzen, wo dasselbe nicht allein unangenehm zu trinken, sondern auch ungesund gewesen seyn soll, bis man endlich nach verschiedenen Versuchen über die Verbesserung des Wassers bei diesem Gewächse stehen geblieben, dadurch sie ihren Zweck erreicht und daran sie verschiedene Eigenschaften gefunden, die ihnen den Gebrauch desselben angepriesen, und ihm eine besondere Hochachtung verschaffet haben.

Ist in China unter dem Thee ein großer Unterschied. Denn nachdem sich die Ausfuhr desselben gar sehr vermehret, so sind die dasigen Landeseinwoh-

ner dadurch aufgemuntert worden, den Anbau in verschiedenen Gegenden zu befördern, der Boden mochte sich nun übrigens mehr oder weniger für dieses Gewächse schicken. Davon rühret der Unterschied des Thees her, und daher entsteht der Unterschied des Geschmacks, des Geruchs, der Farbe und anderer Eigenschaften, die man dabei antrifft. Eine Art ist dem Geschmacke und Magen herbe, die andere aber lieblich. Eine giebt einen außerordentlichen Duft von sich, die andere aber kan man kaum riechen. Eine ist mehr balsamisch, stärkt den Magen und treibt den Urin mehr, als die andere.

Die Chineser bedienen sich des Thees nicht nur so, daß sie Wasser aufgießen und ihn trinken; sondern sie machen auch ein Pulver daraus, das sie entweder mit Wasser einnehmen, oder es mit andern Ingredienzien versehen und eine Art Pillen oder Electuarien daraus machen. Ihre Arzneibücher legen demselben fast eben so viele kräftige Eigenschaften bei, als unsere Quacksalber ihren hochgepriesenen Panaceen. Sie verordnen den Thee wider den Stuhlgang und Blutflüsse, Verstopfung des Leibes, Herz- und Hauptschmerzen, Schwermüthigkeit, Kinderpocken, Geschwüre, Nierenschmerzen, Blattern, Verhaltung der monatlichen Reinigung, Husten, Schwindsucht, Flußieber und unzählige andere Krankheiten, und um eines ihrer vornehmsten Recepte beizufügen, so sagen sie, daß der Puschu, oder feinste Thee, wenn er pulvisirt, und mit einer gleichen Dosis  
Mann



Alaun in einem Glas Wasser eingenommen werde, ein Mittel gegen alle Arten des Giftes sey. Sie machen auch ein Del aus dem Saamen, welches sie, sonderlich in der Provinz So:kien statt einer Brühe an ihren Speisen gebrauchen. Auch pflegen sie die Blätter von dem feinen grünen Thee, nachdem sie davon getrunken, auf gewisse Art einzuzufalzen, und sie zu ihren Speisen zu essen.

Es ist lange zweifelhaft gewesen, ob die beiden Arten des Thees, der *Bohea*, oder der braune und grüne Thee ursprünglich verschiedene oder nur einerlei Gewächs sind; und die Naturforscher haben sich viele Mühe darüber gegeben. In der allgemeinen Weltgeschichte Th. XXIV. wird zwar gesagt, daß die letzte Meinung endlich die Oberhand behalten habe, und daß der Unterschied nur von den verschiedenen Zeiten, zu welchen die Blätter eingesammelt werden, herrühre: indessen ist es jetzt doch wohl außer Zweifel gesetzt, daß es wirklich zwei Gattungen vom Thee gebe. Denn nachdem es dem Ritter von Linné endlich geglückt hat, nach vielen vergeblichen Bemühungen den Theebusch in dem botanischen Garten zu Upsala zu ziehen, wozu ein schwedischer Schiffscapitain Namens *L'Éberg* den Saamen in China gesammelt, solchen nach dem Rathe des Ritters sogleich in eine Flasche mit Erde gelegt, und die auf diese Weise aufgelaufene Keime im October 1763 nach Upsal glücklich übersandt hat: so ist er dadurch in den Stand gesetzt worden versichert zu seyn, daß es wirklich zwei Gattungen von

Thee, nemlich den braunen und grünen, gäbe, davon jener sechs, dieser aber neun Kronblätter habe. In der natürlichen Ordnung stehet der Busch zwischen den *Columniferis* und *Tricoccis* in der Mitte. Er nimt zwar mit einer ziemlichen Wärme in dem botanischen Garten vorlieb; da er aber ganz nach *Pechin* hinauf wächst, wo die Kälte wohl so stark, als in *Stockholm* ist; so hat man großen Grund, die Kultur desselben in Schweden möglich zu halten; zudem da seine Verwandtin, die *Syrene*, so gut daselbst fortkömt. Man sehe dessen *Dissert. de potu Theæ* vom Jahr 1765. Ich kan nicht sagen, wie die damit angestellten fernern Versuche geüicket sind.

Die Chineser haben verschiedene Arten, die abgelesenen Blätter zu dörren, und sie zum Gebrauch bequem zu machen. Der braune Thee wird erst im Schatten getrocknet, darauf werden die Blätter über den Dunst heißen Wassers wieder ausgebreitet und in die Sonne, oder wenn diese fehlt, über einem gelinden Feuer in kupferne oder irdene Pfannen, die wohl glasirt seyn müssen, geleet, bis sie in denselben so zusammen getrocknet und so klein geworden sind, wie wir sie bekommen. Die von der grünen Gattung aber, die gemeinlich nicht so saftig sind, werden auf gleiche Art gedörret, so bald sie vom Baum abgelesen werden. Die Wurzel der Theestaude, die gemeinlich stark ist, und sich sehr ausbreitet, soll zu nichts weiter, als zum Verbrennen taugen, wiewohl die Chineser ihr

P p p p 3

große

große Eigenschaften beilegen. Die grünen Blätter der Theestaude haben eben keinen merklichen Geruch. Wenn sie geröstet sind, müssen sie noch einmal geselesen, und ein Jahr lang in den Niederlagen aufbewahrt werden, ehe man sie verkaufen darf. — Ein solcher Thee kömmt zu uns, giebt einen angenehmen Geruch von sich, und ist, wenn er ächt und gut ist, für unsere Zunge ein wahres Labfal.

Der Löffelbaum, den der Ritter von Linné zu Ehren des Herrn Prof. Kalms, der uns in dem zweiten Theile seiner Reisebeschreibungen eine Nachricht davon gegeben hat, den Namen *Kalmia* beigelegt, ist ein schöner Baum, und in Maryland, Virginien und Pensylvanien zu Hause. Die Schweden in Neu-Jersey nannten die erste Art dieses Geschlechts den Löffelbaum, weil die Wilden, die vormals diese Landschaft inne hatten, ihre Löffel und Kellen daraus verfertigt haben. Man hat davon eine gedoppelte Art: den breitblättrigen und den schmalblättrigen. Dieser hat lanzetförmige Blätter, und seitwärts befestigte flache Blumensträußer. Jener aber eysförmige Blätter, und flache Blumensträußer, die an den Spitzen befestiget sind.

Dieser Baum hat das vorzüglich angenehme, daß er auch im härtesten Winter sein schönes grünes Laub nicht abwirft, sondern, wenn auch schon alle übrigen Bäume in den oben angeführten Ländern ihren Schmuck, damit sie im Sommer gepranget, abgelegt haben und ganz nackt sehen, dieser dennoch

die Wälder vorzüglich durch seine angenehme grüne Farbe belebt und in voller Pracht daher stehet. Das Ende des Maimonats ist die Zeit da er anfängt zu blühen. Und auch alsdenn streitet sein Schmuck mit den mehresten Bäumen, die in der Natur gefunden werden, um den Vorzug. Die Blumen sitzen kronenweise und zugleich in außerordentlicher Menge daran. Ehe sie ausbrechen, haben sie eine köstliche rothe Farbe. Nachdem sie sich aber entwickelt haben, werden sie von der Sonnen ausgebleicht und blaß, so daß einige zuletzt fast ganz weiß werden. Viele sind auch wie die Rosen gefärbt. Ihre Gestalt hat das Sonderbare, daß sie den Schenkelnäpfen der Alten oder den Schaalen sehr nahe kömmt. Sie haben eben keinen sonderlichen oder angenehmen Geruch. Die Blätter dieses Baums haben die besonders merkwürdige Eigenschaft, daß sie einigen Thieren ein wahres Gift, andern hergegen ein sürtreffliches Futter sind. Schafe und Kälber sterben entweder gleich, so bald sie von diesem Laube fressen, oder werden doch zum wenigsten, je nachdem sie mehr oder weniger davon genossen haben, sehr krank. Auch Pferde, Rinder und Kühe haben, wenn sie über sie gerathen sind, sich sehr übel darnach befunden; und zwar dergestalt, daß man dafür hält, daß, wenn sie ein wenig zu viel davon würden gefressen haben, sie gewiß ebensfalls davon umkommen seyn würden. Indessen sind die Blätter im Winter, wenn der Erdboden mit Schnee bedeckt und sonst nichts zu haben ist, ein gutes Futter für die

die Hirsche. Wenn sie daher um diese Zeit geschossen werden; so ist ihr Eingeweide mit solchem Laube angefüllt. Hat man solches den Hunden vorgeworfen, so hat es die sonderbare Wirkung gethan, daß sie davon sogleich ganz wild und als wären sie trunken, zuweilen auch so krank geworden sind, daß es das Ansehen gehabt hat, als wenn sie darüber das Leben hätten verlieren sollen. Haben hingegen Menschen von dem Fleische solcher Hirsche gegessen, in deren Gedärmen man Laub von diesem Baume vorgesunden hat, so ist solchen niemals irgend etwas Uebels darnach zugefloßen.

In den mitternächtigen Amerika und Japan hat man den Tsi-tschu oder Firnißbaum, der zu dem Geschlechte des Sumach gehört und vom Linné Rhus vernix genannt wird. Durch diesen Baum sind die Europäer am meisten zur Eifersucht gereizet worden. Die Chineser ziehen aus diesem Baum den Gummi, daraus sie ihren feinen Firniß machen, womit sie in den meisten Provinzen unzählige Hände beschäftigen, und sie mit einer erstaunlichen Menge Kästgen, Cabinetchen, Schachteln und andern Hausgeräthe versorgen, die überaus schön gemahlet und gefirnißt sind, und in die meisten Gegenden der Welt versandt werden. Dieser Gummi fällt nur tropfenweise von dem Baum herab, wie vom Terpentibaum. Durch einen Einschnitt aber kan man machen, daß er häufiger fließet; aber man hat auch angemerket, daß sich der Baum in diesem Falle zeitiger auszehret. Man fin-

det auch, daß wenn man dieses Gummi steif kochen läßt, oder wenn man es kalt aus einem Gefäß in das andere gießt oder es zum Anstreichen gebrauchet, es einige giftige Ausdünstungen von sich läßt, die denen tödtlich werden, die viel damit umgehen. Man kan sich auch bis jezo gegen die schädlichen Wirkungen davon nicht anders schützen, als wenn man aufs möglichste zu verhüten sucht, daß man diese Ausdünstungen nicht mit dem Athem an sich ziehet. In dessen wirket das Gift dieses Baums nicht auf alle Personen, und wenn es auch einigen schädlich ist, so empfinden andere nicht das geringste Ungemach davon. Einige können mit dem Baum machen, was sie wollen, darin schneiden, die Rinde abschälen, Holz und Rinde in den Händen reiben, daran riechen, den Saft auf die bloße Haut streichen und dergleichen mehr thun, ohne davon nur im mindesten schädliche Folgen zu verspüren. Andere hingegen dürfen sich mit diesem Baume im geringsten nicht beschäftigen, so lange sein Holz noch frisch ist, und nicht einmal eine fremde Hand anfassen, die solches betastet gehabt hat; oder in den Rauch von einem Feuer gehen, das davon angelegt worden, weil sie sonst die böse Wirkung davon an sich gar bald merken und erfahren würden. Das Gesicht, die Hände, und oft auch der Körper schwellen unter den heftigsten Schmerzen davon auf. Dabei finden sich zuweilen häufige Blasen, daß man ausstiehet, als wenn man die Krätze, oder sonst einen Ausschlag hätte. Bei einigen schälet sich die Haut

Haut ab, als wenn man sich gebrannt hat. Ja! einige können diesen Baum so wenig vertragen, daß sie, so bald sie sich dem Orte, wo er wächst, nur nähern, und der Wind ihnen die Ausdünstungen desselben entgegen bläset, schon von obigen Geschwulste befallen werden. Einigen schwellen die Augen so zu, daß sie in einem, zwei und mehreren Tagen nicht sehen können. Herr Kalm sagt in seinen Reisebeschreibungen: „Ich kenne Familien, in denen ein Bruder mit diesem Baume ohne Gefahr umgehen kan, wie er will, da der andre sich im geringsten nicht wagen darf denselben zu nahe zu kommen, ohne die schlimmsten Wirkungen davon zu erfahren. Oft weiß einer nicht einmal, daß er dieses giftige Gewächs berührt hat, oder in dessen Nähe gewesen ist, wenn schon Gesicht und Hände durch ihr Aufschwellen es zu erkennen geben. Ich habe alte Männer gekant, die vor diesem Baume fürchtbarer, als vor einer Viper gewesen sind. Ja ich weiß, daß Jemand nur allein durch dessen schädliche Ausdünstungen am ganzen Körper so aufgeschwollen, daß er ganz starr wie ein Klotz gewesen, und man ihn im Lafen herumwenden müssen. Auch kan Jemand, der lange gegen das Gift dieses Baums gesichert gewesen ist, mit der Zeit von demselben so wohl als ein Schwächerer durchdrungen werden.“ Herr Kalm hat auch an sich selbst allerlei Versuche mit diesem Giftbaume angestellt, und fast keine Art dessen Wirkungen zu ersuchen vorbei gelassen. Er hatte sich

schon mit seinem Saft bestrichen, Zweige von ihm theils abgebrochen, theils abgesehritten, die Rinde abgestreift und zwischen den Händen gerieben, daran gerochen, die Stöcke lange ganz bloß getragen, und dies alles mehrmals wiederholer, und war dennoch frei geblieben. Allein, als er einstmals am Sommertage, da er schwitzte, ein Reis des Baumes abschchnitt, mußte er die Folgen davon erfahren. Gleich merkte er zwar nichts, allein am folgenden Tage spürte er ein starkes Jucken auf den Augenlidern, und rund um denselben, das so empfindlich war, daß er kaum die Hände davon ablassen konte. Es verschwand, da er sich die Augen mit Wasser wusch, aber es stellte sich am folgenden Tage wieder ein, und es ging wohl eine Woche darauf hin, ehe das Uebel völlig verschwand. Eben solche Versuche machte er auch mit der Hand. Nach dreien Tagen kamen Blattern, aber sie verloren sich auch bald wieder, ohne sonderlichen Schaden zu thun. Man hat nicht gehdret, daß Jemand an dem Gifte des Baums gestorben sey. Die Schmerzen verlieren sich vielmehr nach einigen Tagen, und einige haben versichert, daß, wenn Jemand durch dessen giftige Ausdünstungen litte, derselbe sich bald wieder besser befinden würde, wenn man einiges Holz davon zu Kohlen brennete, diese mit Schmalz vermischte und dann die aufgeschwollenen Stellen damit bestriche. Der weißlicht gelbe Saft zwischen der Rinde und dem Holze hat einen sehr widerlichen Geruch, und man weiß überhaupt eben keine sonderlich gute Eigenschaften von diesem Baume anzugeben.

Ich schließe mit der Versicherung, daß Sie nächstens die Fortsetzung erhalten sollen, und daß ich stets sey ic.



# Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Freitag, den 22ten October 1784.

Noch etwas über die Electricität im 51ten Stück des Hannoverischen Magazins von Glockenlauten, Verstopfungen, negativer Electricität und Glas.

Wenn Herr Liberius Cavallo, der fürtreffliche Mann, der zwar nicht in seiner vollständigen Abhandlung der Electricität, wohl aber in seinen Versuchen über die medicinische Electricität vom Jahr 1782 viel von Verstopfungen schreibt, von der Fortsetzung des Lautens durch Ladungsflaschen nichts sagte; so setzte er, wahrscheinlich bei denen, die mit der Electricität spielen, nachdem sie seine Abhandlung gelesen, die Kenntnisse voraus, wie eine elektrische Ladungsflasche mit dem Glockenspiel verbunden werden könne, und überging es um so mehr für Kenner, da diese sich an der dadurch herzuleitenden oder zu begründenden Theorie begnügen konten, das Lauten der Glocken daure kurz oder lang.

Im Sendschreiben des Herrn Secretair Donndorf an Sr. Excellenz den Herrn Grafen von Borcke über einige Gegenstände der Electricität vom Jahr 1781, steht Seite 10. bereits ein solches 2 bis 3 Stunden lang wäh-

rendes Geläute beschrieben, und zwar bloß von einem kleinen Elektrophor bewirkt.

Die elektrische Kraft mit einigen Kräften der Mechanik verbunden, bringt Glockenspiele hervor, die Mesnuetten, Arien und Solos spielen. Herr Arens, ein Uhrmacher hieselbst, hat deren eins erfunden, wo durch Hilfe des Ausströmens an einer elektrischen Schwungnadel, mit einer Schraube ohne Ende und gehörigem Räderwerke eine Walze mit ihren nach dem Takte gesetzten Stiften herumgetrieben wird. Centner könnte man auf solche Weise aufheben, ja noch größere Lasten dadurch bewegen.

Doch wozu dieses alles? nicht um die wesentlichen Kräfte der Electricität nach ihrer Eigenschaft, sondern höchstens die Wirkungen zusammengesetzter Kräfte der Mechanik zu zeigen, welche man genugsam an andern Maschinen sieht, mehr um zu belustigen. Fälle, die nie die Natur wählen wird, und diese ist es doch einzig,

die wir in der Elektrizität nachahmen, erklären und für die Menschen nützlich machen wollen. Solche Spielwerke belustigen den Anschauenden nur auf kurze Zeit, und entehren dennoch für ihn gewöhnlich diese ernsthafte Wissenschaft. Das Ding ist recht artig; ach was sie sich doch unsern wegen für Mühe gegeben! Warum der Mann sich doch wohl solche Kosten macht? Heißt es am Ende. — Doch sind sie für den Denker nicht ganz zu verwerfen; denn dieser sieht sie nur von derjenigen Seite an, von welcher sich die wesentliche Erweiterung dieser Wissenschaft hoffen läßt.

Wolte man die Kosten des Gelantes noch mehr, als im 5ten Stück dieses Magazins gesagt worden, einschränken; so dürfte man nur unter der gehörigen Behandlung, zerbrochene Weingläser nehmen, die auch schön klingen.

Doch genug von diesem Spielwerke, und ich gehe zur Verstopfung über.

Just gegen Verstopfungen allerlei Art, ist die Elektrizität ein vorzügliches Hilfsmittel, und auf zweien Fälle anwendbar. Entweder durch das elektrische Bad und Beförderung einer anhaltenden Ausdünstung des ganzen Körpers: und hier wirkt allerdings die negative Elektrizität mehr als eine schwache positive, weil diese an mancher Hervorragung der Kleidungsstücke, oder des menschlichen Körpers selbst, leicht wieder verloren geht, mithin nicht den ganzen Körper, am wenigsten aber verstopfte Theile durch-

dringet; jene aber den Körper möglichst ausleeret, und daher jeden Theil desselben in die Verfassung setzt, aus der Luft, oder da, wo ihm ein leitender Körper nahe gebracht wird, den Ersatz wieder anzunehmen: Solche wird aber dem menschlichen Körper leicht unerträglich, und erfordert daher eine um desto größere Vorsicht: die stärkere positive Elektrizität muß aber, besonders bei vollblütigen Personen, mit der äußersten Deputsamkeit gebraucht werden, wenn man die Folgen vermeiden will, die durch eine starke Wallung des Bluts entstehen können. Oder die Defnung geschieht durch das elektrische Ausströmen, durch Funken und Stöße, welche letztere vorzüglich die verstopften Drüsen und Gefäße öffnen, auch sonst durch die veranlaßte Fibration der Theile, ein krampfhaftes Zusammenhalten derselben aufheben; jedoch auf der andern Seite auch durch den überaus schnellen Uebergang der elektrischen Materie edele Gefäße zerreißen, und verborgene Geschwüre früher öffnen, oder früher zur Reife bringen können.

Von der Anwendung der Elektrizität bei Krankheiten hat, glaube ich, der Herr Hofmechanicus Nairne in London im 64ten Bande der Philosoph. Transact. vom Jahre 1774, eine Beschreibung gegeben, die hauptsächlich zeigt, wie ein Kranker zu elektrisiren sey.

Selbst die Furcht, der Schrecken, der beim Anblick eines großen Apparats, bei der Application der furchtbar

ren

ren Instrumente, von denen man unter andern Umständen schreckliche Wirkungen gesehen, empfindsame Gemüther übersfällt, können oft stärkere und wirksamere Revulsionen im Körper hervorbringen, als die applicirte Elektrizität. Welches derjenige leicht begreift, der weiß, daß die elektrische Materie, in vielen Fällen bei einer guten Leitung, dennoch lieber den kürzesten Weg wählet, und dann auch oft diesen verläßt und einen weitem Weg geht, daß daher bei Uebeln die tief liegen, und bei welcher das elektrische Bad nicht hilft, die anzuwendenden Funken oder Schläge oft äußerst schwer an den Ort, wo das Uebel sitzt, hinzubringen sind, und daß dieses oft nur zufällig, und daher die etwanige Heilung auch nur zufällig geschehe.

Doch bleibt es auch wiederum ausgemacht, daß eine, in einem vom Sitz des Uebels entfernten Theile des menschlichen Körpers hervorgebrachte Revulsion, per consensum nervorum & fluidorum dorthin eine Wirkung veranlassen könne.

Der Herr D. Schäfer zeigt schon in seiner 1752 herausgekommenen Schrift über die Kraft und Wirkung der Elektrizität in dem menschlichen Körper und dessen Krankheiten, daß innerliche Verstopfungen der Eingeweide, so von einem dicken Geblüte entstehen, durch anhaltendes Elektrisiren wieder geöfnet und gehoben werden können: Herr Lovet hat Inbalt seiner 1760 herausgekommenen Abhandlung, unter andern Krankheiten,

Verstopfungen curiret, und der Herr Abt Bertholon von St. Lazare handelt in seiner 1781 heraus gegebenen gekrönten Preisschrift, über die Elektrizität, aus medicinischen Gesichtspunkten betrachtet, in der Anwendung der Elektrizität bei Krankheiten, ja die ganze Pathologie nach des Herrn Sauvage Ordnung ab. Nur schade ist es bei seinen Kenntnissen und unermüdetem Fleiße, daß er die Elektrizität zu einer Universalmedicin machen will, wodurch der Credit eines Hülfsmittels ohnehin leicht so tief fällt, daß mancher, dem dadurch geholfen werden könnte, solche in das Register der Curen eines Gasuars, des Kindes zu Osterode und der Wunderfrauen zu Rethem setzt, und bei dieser sonst so wichtigen Wissenschaft, um so geneigter alles für ehren- oder gewinnsüchtige Windbenteile hält, da solche, wie man ja leider täglich sieht, oft dem Verdachte meist leerer Belustigungen ausgesetzt ist.

Die Elektrizität verdient nach ihrem physikalischen und medicinischen Nutzen, wo sie schon nach Regeln bestätigt und acht befunden worden, unleugbar die größte Lobeserhebung, und es ist allerdings zu wünschen, daß in diesem Betracht, die Vollkommenheit derselben durch klugen und vorsichtigen Gebrauch unter der Aufsicht gewissenhafter und geschickter Aerzte, möge mehr und mehr nachgeforschet, solche ausgeübet, und die Kenntnisse derselben zum Besten der Menschen auch in diesem Fache erweitert werden.

Viele, ja recht viele Heilarten derselben sind sehr geprüft und untersucht worden, daß aller Zweifel dagegen aufhört: Unter diesen werden auch vorzüglich die Verstopfungen allerlei Art gerechnet, und sowohl die ältere als tägliche Erfahrung lehret die untrügliche Gewißheit ihrer Wirkbarkeit gegen manche Uebel. Nur scheidet in dem angeführten Stück des hiesigen Magazins noch nicht bewiesen zu seyn, daß die erfolgte Desnung bloß und vorzüglich der Elektricität zuzuschreiben sey, da vielmehr die vorher genommene zwei Abführungsmittel es auch noch haben bewirken können. Eine jede andre Erschütterung hätte unter diesen Umständen vielleicht eben das gethan, so wie elastische Maschinen da sind, nach deren Gebrauch gleichfalls mancher Desnung erhalten, und mancher gar dadurch von der Hypochondrie befreiet worden seyn soll. Die tägliche Erfahrung spricht freilich für den herrlichen Nutzen der Elektricität in der Medicin, aber doch immer mit aller Vorsicht. Es ist unleugbar, daß jedem zu elektrisirenden Körper, von seinem natürlichen Maasse elektrischer Materie etwas genommen, oder ihm mehr mitgetheilet, oder richtiger gesagt, von seiner ihm eigenen Elektricität etwas genommen, und dagegen ihm von der Elektricität eines andern Körpers etwas mitgetheilet werden könne, welches auf die positive und negative Elektricität passet, und beides kan bei dem menschlichen Leben, zumal wenn, wie es sich als wahrscheinlich zeigen läßt,

die elektrische Materie die Hauptursach des thierischen Lebens seyn solte, ein jeder Körper und der thierische vorzüglich einen gewissen Vorrath dieser Materie hat, das elektrische Feuer, man mag es mit dem unsichtbaren Naturfeuer für eins halten, oder nicht, doch unstreitig zur thierischen Wärme beiträgt, wenn durch seine stärkere Bewegung, das in den Körpern ruhende Phlogiston in stärkern Bewegung gesetzt wird, wie die mit Pflanzen und Eyern vorgenommene Versuche beweisen, so sage ich, kan die Elektricität dem menschlichen Leben, auch aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewiß großen Vortheil verschaffen. Aber wie, wenn zu viel gegeben oder genommen würde? wie, wenn bei jeder Obstruktion beide Kräfte zu wenig erkant würden? Es sind nicht alle Laver und Wesley die elektrisiren, und können sich daher auch nicht alle einen so glücklichen Erfolg versprechen. Und so hat auch schon lauge Ant. von Haen das Elektrisiren bei Lähmungen sowohl als auch bei Verstopfungen, als ein ersprießliches Mittel gebraucht, in *Rat. medendi* vol. I. p. 389. Also keine neue Bemerkung.

Ich bin gewiß überzeugt, daß mancher Kranke in einer mit genugsamer Kenntniß und Vorsicht angewendeten Elektricität sein Hülfsmittel finden würde, und könnte aus eigner Erfahrung verschiedene Fälle für die Sache anführen, die wenigstens die Wahrscheinlichkeit bekräftigen würden, wenn die wirklichen Beweise von größern Kennern als ich, solches annoch bedürf-



ten. Doch wie sehr schreckt auch nicht der Anblick, wenn der elektrisirende Doctor, der nicht einst den stärksten Funken seiner Maschine kennt, der sich um die Gefahren, die damit verbunden sind, nie bekümmert, bloß es dem Zufall überläßt, ob der mit dem kurzen Beine und der Lungensucht, der mit der abgehauenen Hand und den verborgenen Geschwüren an der Leber, seiner Charlatanerie aufgeepfert, oder Bein und Hand wieder hergestellt werden, und immer mit seiner Maschine darauf los wirthschaftet. Die Gefahren, die zugleich mit einem so durchdringenden und heftigen Mittel verbunden, sind unleugbar. Dieses Mittel kan in der Hand des Unwissenden oder Unvorsichtigen, den Tod befördern, wie der Herr Sauvage in Diss. medica de hemiplegia per electricitatem curanda mit mehreren zeigt, und selbst der, welcher die erforderlichen Kenntnisse in diesem Fache gesammelt, fühlt dennoch oft, daß seine Kenntnisse unzureichend waren, daß seine vermeinte Vorsicht, zur Unvorsichtigkeit wurde.

Von dieser Seite also die Sache betrachtet, ist es besser, daß ein Kranker durch die Electricität nicht geneset, als daß mehrere dagegen die Vergrößerung ihres Uebels, oder gar die Beschleunigung ihres Todes darin finden. Die Apotheken enthalten tödtende Mittel genug, deren Anzahl in den Händen ungeschickter Aerzte vervielfältiget wird; und wenn man den großen Werth der Gesundheit erwägt, so entfällt einem leicht der Wunsch, daß die größte

richterliche Strenge gegen alles medicinische Bönhasen herrschen mögte.

Was die Vorrichtung um negativ zu elektrisiren anlangt; so kan solche noch wohlfeiler, als im oft citirten 51<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins angegeben worden, ohne seidene Bänder bewürket werden: denn der Patient oder Liebhaber darf sich nur nachdem der positive Condक्टर mit der Erde verbunden, auf das isolirte Fußbrett stellen, welches jeder Elektriker, er sey aus welcher Classe er wolle, besitzt, und das Kissen mit der Hand an die Maschine halten, so wird er beim Drehen der Maschine negativ elektrisch. Bei andern Versuchen kan man der negativen Electricität am Kissen ohnehin ganz entbehren, wenn man großen Ladungsflaschen am positiven Leiter, die negative Electricität giebt.

In Ansehung der Güte des Glases muß ich noch dieses bemerken, daß alles Glas von den Hütten dieses Landes, das, von den Hütten zu Schornborn und Grünenplan, wenn es möglichst von Blasen befreiet ist, im Ganzen genommen, zur Electricität brauchbar, und nur unter gewissen Umständen zuweilen schlechter sey. Ich habe von Lauenstein und Schornborn Gläser gehabt, die sùrtreflich waren, und dann wiederum welche erhalten, die den Essekt weniger leisteten. Es scheint mir, daß der Grad ihrer Güte, hauptsächlich durch den Grad des Feuers, der Kühlung und durch die Jahreszeit bestimmt werde, in welcher sie gemacht worden. Ein Glas, das man mit Wasser

ausspület und an der Luft trocknen läßt, wird allemal eher Feuchtigkeiten wieder annehmen, als ein solches, das man überall nicht ausspült, oder doch so lange abreibt, bis es völlig trocken geworden: und in der mindern oder mehrern Annahme der Feuchtigkeiten, liegt gewöhnlich der Grund der elektrischen

Hannover,

Pausen, hauptsächlich bei Verstärkungsgläsern, Kugeln oder Cylinder aber werden ungemein durch den Ausguß verbessert, den der Herr Cavallo in seiner theoretischen Abhandlung angegeben hat. Das englische Glas ist das beste, weil der Engländer mehr feuert als salzet.

Wolf.

## Flüchtige Gedanken über unglückliches Verdienst.

(Aus dem Englischen.)

Jedes Zeitalter scheint seine eigene Lieblingsgegenstände zu haben, welche dem Müßigen zur Unterhaltung und der Anstrengung des Arbeitsamen zur Erholung dienen. Glücklich ist der, welchen die Natur zu demjenigen große Gaben ertheilt hat, was eben jetzt beliebt ist, und dessen Genie für die Zeit, in der er lebt, geschaffen scheint. Wie manchen sieht man, der vielleicht in Künsten und Wissen fürtrefflich gewesen wäre, und der mit Kräften versehen seyn mag, die ihn zu den größten Erfindungen fähig gemacht hätten, wenn der Weg nicht bereits durch seine Vorgänger betreten wäre, die ihm nichts, als Kleinigkeiten zu entdecken, übrig gelassen haben; da hergegen andere mit sehr mäßigen Fähigkeiten berühmt werden, weil es sich eben erift, daß sie die ersten in der jetzt beliebten Sache sind.

So war es, als in Europa die Wissenschaften wieder aufblüheten, nicht der Geschmack der Zeiten, neue Bücher zu schreiben, sondern die alten zu

erklären. Es war nicht zu erwarten, daß zu einer Zeit, da so viele von den alten entweder unbekant, oder unverständlich waren, daß da solten neue Werke geliefert werden. Es war nicht vernünftig, damals neue Eroberungen zu versuchen, während daß noch eine so große Strecke aus Mangel von Bearbeitung wüste lag.

Damals waren Kritik und alte Gelehrsamkeit die herrschenden Bemühungen; und wer bloß einen erfinderischen Geist hatte, mögte wohl in hoffnungsloser Dunkelheit verkommen seyn. Als die Schriftsteller des Alterthums zur Genüge bekant und erläutert waren, fingen die Gelehrten an, sie nachzuahmen. Daher die vielen lateinischen Redner, Dichter und Geschichtschreiber unter Clemens VII. und Alexander VI. Regierung. Dieser Geschmack für Alterthümer hielt lange Jahre an; jeder andre Gegenstand ward dadurch aufs äußerste zurückgesetzt, bis endlich einige merkten, daß Werke, in denen man nur die Natur nachahmt, den

Schrift

Schriften der Alten ähnlicher wären, als die, welche nach andern gebildet waren. Da kam die Zeit, daß neuere Sprachen mit Sorgfalt bearbeitet wurden, und unsere Dichter und Redner mit ihren Wunderwerken in die Welt traten.

Wie sich die Zahl der Schreibenden vermehrte, wurden die Leser natürlicher Weise gleichgültiger, und da mußte nothwendig die Begierde entstehen, mit der möglichsten Leichtigkeit, Kenntnisse zu erwerben. Keine Wissenschaft oder Kunst heut ihren Unterricht oder ihr Vergnügen so willfährig dar, als die Bildnerei und Malerei. Hieraus erkennen wir, daß die Begierde, diese Künste zu treiben, gewöhnlich den Verfall der Gelehrsamkeit begleitet. So wurden auch einst die trefflichsten Statuen und die schönsten Gemälde des Alterthums nur kurz vor dem gänzlichen Untergange aller andern Wissenschaften gefertigt. Die Statuen des Antonius, des Commodus und anderer gleichzeitiger Personen sind die höchste Kunst des Meißels: und sie erschienen eben vorher, ehe die Gelehrsamkeit durch Commentiren, Kritik und barbarische Einbrüche zerstört ward.

Was in Rom geschah, das wird wahrscheinlich auch uns in unserem Lande begegnen. Unser Adel begünstigt anjehzt keine edle Handthierungen mit dem Eifer, als die Maler und Kupferstecher; und vom Lord an, der seine Gallerie hat, bis zu dem Lehrlingen der sein Zweispennigskupfer besitzt, ist alles Bewunderer dieser

Kunst. Die Großen schmeicheln ihr so sehr, daß sie gegen jedes Verdienst, außer dem, des Pinsels, unempfindlich scheinen, und die Geringern kaufen jedes Buch nicht sowohl wegen des Verfassers, als vielmehr wegen des Kupferstechers Fürtrefflichkeit.

Welch ein Glück, wenn jetzt Männer von wahrer Größe in dieser Kunst aufstünden! Zeigten sich jetzt italiänische Maler, welche ehemals von einer Stadt zur andern gleich Bettlern herum zogen; stellten sie jetzt ihre beinahe lebenatmende Bilder aus; welche Belohnungen würden sie sich nicht versprechen können! Aber manche von ihnen starben unbelohnet: ein Beweis, daß Belohnungen allein nie solche Künstler zeugen würden. Wir haben oft gefunden, daß große Männer, ohne alle Unterstützung, ja, was noch mehr ist, daß sie allen Hindernissen die ihnen aufstießen, zum Troß, dennoch sich hervor gethan haben. Wir haben sie wie heilsame Kräuter in einer wilden und wüsten Gegend blühen sehen, wo Niemand ihre Fürtrefflichkeit lante, Niemand ihren Werth schätzte.

Wer Caravagio's Gemälde gesehen hat, weiß, welch einen gewaltigen Eindruck sie machen. Kühn, hoch schwellend, entsetzlich im höchsten Grade! Alles scheint besessit, und ruft, daß er zu den ersten in der Kunst gehöre. Und das Glück und der Ruhm dieses Mannes schienen immer im Widerspruch miteinander zu seyn.

Zu der Kunst, den Großen zu schmeicheln, (unerfahren, muß wohl hier

hier gestanden haben,) ward er immer in der äuffersten Armut von einer Stadt zur andern herum getrieben, und man kan wohl sagen, daß er wirklich um sein tägliches Brod malen mußte.

Als er einst eine angesehenene Person beleidigt hatte, welche ihm nicht alle die Achtung erzeigen wolte, die er glaubte fordern zu können; mußte er Rom verlassen, und zu Fuße gehen: die gewöhnliche Art, wie er seine Wanderungen ins Land machte, wo bei er weder Geld, noch den Beistand eines Freundes hatte.

So lange seine Kräfte es vermogten, war er so herum gegangen. Endlich, durch Hunger und Mühseligkeiten entkräftet, sprach er bei einem elenden Wirthshause, das am Wege lag, ein. Der Wirth erkante bei dem Anblicke seines Gastes dessen schlechte Umstände, und versagte ihm die Mahlzeit, wenn er nicht vorher bezahlen würde.

Caravagio, der ganz ohne Geld war, nahm das Schild des Gasthofes herab, und malte es von neuem, um sich eine Mahlzeit zu verschaffen.

Erquickt setzt er seinen Stab weiser, und verließ den Wirth, der nicht ganz vergnügt war mit dieser Art Bezahlung. Bald nachher kam eine, obwohl nicht vornehme Gesellschaft hin, ward betroffen über die Schönheit des neuen Schildes, nahm es zu sich, und gab dem Wirth ein reichliches Kaufgeld, welcher über diese Milde erstaunte. Er beschloß sich von demselben Maler so viel Schilder als möglich verfertigen zu lassen,

als er fand, daß sie sich so vortheilhaft verkaufen ließen. Er zog dem Caravagio nach, um ihn zurück zu holen. Es war schon gegen die Nacht, ehe er an die Stelle kam, wo der unglückliche Caravagio durch Mühseligkeit, Gram, und Verzweiflung zu Boden gedrückt, an der Landstraße todt da lag.

Ich habe geglaubt, daß dieser Aufsatz, den ich im Universal Magazine for the Year 1779. Sept. p. 143. sqq. fand, wegen der rührenden Geschichte des großen Künstlers, und einiger guten Bemerkungen, hier einen Platz verdienen, ob wohl sich, wenn man strenge seyn wolte, gegen einiges, so sich auf Geschichte gründet, verschiedenes einwenden ließe. Ich meine damit aber die Begebenheit des Caravagio nicht, denn dieser Künstler, der ungeachtet seiner Fehler, dennoch zu den vorzüglichsten gehöret, erfuhr wirklich jenes traurige Schicksal im Jahre 1609. Er soll aber durch Zanksucht nicht wenig Schuld daran gewesen seyn. Sein Name war Michael Angelo Merigi von Caravagio. Er ist nicht mit dem weit größern Michael Angelo Buonarrotti zu verwechseln, den Marry in seinem schönen Gedichte über die Malerei v. 430. schildert.

En rapidus calamo quæ deproperata  
furem

Effudit Michael. Ut feruet! ut æstuat  
ardens!

Ut furit! ut terret! Non sic facto im-  
pete torrens

Præcipitat, tumidisque tonans immur-  
murat undis.



# Sammerisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 25ten October 1784.

Beitrag zum 73ten, 74ten und 75ten Stück des Magazins von diesem Jahr, über die Bestimmung der künftigen Witterung.

**E**ndlich erfolgt die Vergleichung zwischen der vorherbestimmten und wirklich erfolgten Witterung, des letzten Monats September. Um der in obigen Stücken abgehandelten Materie, mehr Vollständigkeit zu geben, mag zuvor eine Prüfung derjenigen Wetteranzeigen erfolgen, welche der Herr Verfasser bei seinen in den 15ten, 37ten und 59ten Stücken gelieferten Tabellen, zum Grunde gelegt hat.

Hundert Tage nach einem Nebel erfolgt, wie der Verfasser sagt, ein Regentag. Diese Anzeige gehöret mit zu denen, die einem jeden, der nicht eine gar zu große Portion von Leichtgläubigkeit besitzt, deswegen sogleich alle Neigung benimmt, Beobachtungen über sie anzustellen; weil die Unwahrscheinlichkeit, sich einem jeden gar zu stark aufdringet. Denn was ist ein Nebel? Nichts anders, als eine niedrige Wolke, in welcher wir uns befinden. Er entstehet auch wie eine jede andre Wolke, die für nemlich dadurch erzeugt wird, daß sich

die Luft, durch irgend eine uns unbekante Ursache aus ihrer Mischung setzt, und die wäsrichten Theile von sich ausstößt, der Nebel verschwindet auch wieder, wie eine jede Wolke, die nicht die geringste Spur ihres Daseyns zurück läßt; wenn nemlich eine andre Ursache die Luft in den Stand setzt, die ausgestoßenen Theile, wieder in sich zu saugen, und der Erde einen reinen wolkenfreien Himmel zu liefern; so wie ein klarer Wein ganz trübe, und dieser trübe Wein wieder klar werden kan, ohne daß fremde Theile hinzukommen, oder abgefondert werden.

Die von der Erde und dem Wasser aufsteigenden Dämpfe, erzeugen vielleicht nie Wolken, nie einen trüben Himmel, sondern diese Dämpfe werden von der reinen Luft, ohne sie zu trüben, verschlungen, und wenn ein trüber Himmel klar wird, so geschieheth dieses nicht durch Regengüsse, die in Vergleichung des großen Vorraths an wäsrichten Theilen, von keiner Erheblichkeit sind. Denn noch nie hat man gesehen, daß eine auch nur kleine

Regenwolke, ihren Vorrath ganz ausgegossen hätte, weil sie aus der Luft, wieder so viel in sich saugt, als sie durch Regen verschüttet. Und wie sehr oft siehet man nicht, daß die kleinen Wolken, die sich von den größern losgerissen haben, ohne Regen gänzlich verschwinden, und sich in das reinste Blau auflösen.

Der Nebel ist also, wie gesagt, gerade das, was eine jede andre Wolke ist, mit dem einzigen Unterschiede, daß diese Wolke in einer etwas niedrigeren Region der Luft sich befindet, als die niedrigsten der übrigen Wolken. Von diesem geringen Unterschiede könnte man freilich mit einigem Grunde, einen Einfluß auf die nächstfolgende Witterung erwarten, denn alkalische Salze werden in feuchter neblichter Luft flüchtig, und Seile werden in ihr kürzer, u. s. w. Aber unzählige Erfahrungen haben schon längst gezeigt, daß diese Nebel keine merkliche Wirkung auf das nahe oder nächst folgende Wetter äußern. Der Verfasser der prophetischen Tabellen aber, läßt, um jeden Nebel vortheilhaft für seine Meinung anzuwenden, die bloß in der Phantasei gegründete Kraft dieses Nebels in einen sehr tiefen Schlaf versinken, aus welchem sie gerade nach hundert Tagen schnell erwachen, und einen gewaltigen Sprung thun muß, sie muß über warme und kalte, über trockne und Regentage, über Stürme und Windstillen hinweg setzen; und ganz genau nach hundert Tagen, muß der Nebel noch einen Regen würfen. Ein wie

hoher Grad von Leichtgläubigkeit wird nicht erfordert, um diesen sonderbaren Sprung, um die gänzliche Unthätigkeit von hundert Tagen, und um die schnelle Verwandlung des Nebels in einen Regen, gerade nach hundert Tagen nur eingermaaßen wahrscheinlich zu finden. Zwar was verurdgen Gründe und Einwendungen gegen eine Behauptung die durch Erfahrung bestätigt ist? Von diesen Erfahrungen aber werde ich in der Folge noch ein Wort reden.

Eine zwote Wetteranzeige, soll die Gestalt des Himmels seyn. Denn der Verfasser sagt im 37<sup>ten</sup> Stücke: „Daß seine Wohnung zu sehr verbanet sey, um einen hinlänglichen Theil des freien Himmels sehen zu können., Was bemerkt man aber am Himmel? daß er zuweilen ohne Wolken sich zeigt; zuweilen ganz mit einer einzigen Wolke, wie mit einem Nebel bedeckt ist; oft die Grenzen der einzelnen Wolken, welche die Luft durchsegeln, scharf abgeschnitten; oft stumpf und unbestimmt sind; daß oft der Himmel lammröthlich ist, oder die Wolken sich in Streifen ordnen, oder wie Flammen erscheinen. Eine jede dieser, und eine jede aller übrigen Gestalten, deren unzählige sind, und die sich nicht beschreiben lassen, haben freilich ihren zureichenden Grund. Ob wir Menschen gleich diesen Grund, ob wir gleich die Ursache dieser verschiedenen Erscheinungen nicht wissen; so würde doch schon längst, wenn sie die folgende Witterung anzeigten, ihre Wirkung entdeckt seyn. Denn schon vor

vor mehr als 1700 Jahren war man, wie Christus sagt, aufmerksam auf die Gestalt des Himmels, und auf den Ursprung der Winde. Aber was hat die zahllose Menge der scharfen Beobachter in dieser gerannnen Zeit entdeckt? Gar nichts. Alles ist noch in derselben Finsterniß begraben, wie es vor Jahrtausenden war. Die alte Sage: daß ein gestaumter Himmel Wind verkündige, ist allgemein, und wird auch allgemein bleiben, ob gleich die Erfahrung der Sage geradezu widerspricht.

Da diese Gestalten der Wolken, wie die Erfahrung zeigt, welche in diesem Falle durch eine geringe Aufmerksamkeit, zur Gewißheit gebracht werden kan; keinen Einfluß auf die nächstfolgende Witterung äußern; mit welchem Scheine von Wahrheit, kan man denn vermuthen, daß das Wetter, welches nach Monaten erfolgt, von ihnen abhängen könne. Denn, daß eine jede Witterung durch gegenwärtige Ursachen gewirkt werde, das ist doch ganz unwidersprechlich, müssen aber die Ursachen, welche vor Monaten den Wolken ihre Gestalt gaben, nicht durch Stürme und Regen, durch Wärme und Kälte, gänzlich abgeändert und zerstört seyn? Gewiß der Zusammenfluß, von vielen uns unbekanten Kräften der Natur, ist, wie ich im 73<sup>ten</sup> Stücke gezeigt habe, die wirkende Ursache einer jeden Witterung. Geseht aber auch, daß der heutige anhaltende Regen, durch einen gestreiften Himmel, der sich uns vor sehr vielen Tagen zeigte, hervor gebracht sey; wie wäre es

möglich, daß der weisagende Mensch, so genau die Zeit, und den Grad bestimmen könnte, wenn und wie die in Streifen geordneten Wolken ihre Wirkung äußern werden, da diese Wirkung millionenfach verschieden seyn konnte? Wie verfiel er auf den höchst unwahrscheinlichen Gedanken, daß, da keine nahe Wirkung zu entdecken war, man diese Wirkung in entfernten Zeiten, wo kein zureichender Grund mehr statt fand, suchen müsse? Wie konnte er die Zeit so genau bestimmen, wenn diese Wirkung sich äußern werde? Wer hierin keine große Schwierigkeit entdeckt, wahrlich der denkt sich den Menschen zu groß, oder die Natur viel zu klein. Welch ein seltsamer Schluß, den nur eine wilde Phantasei zur Urheberin haben kan, würde die vermessene Bestimmung seyn: weil heute als den 3<sup>ten</sup> Jun. der Himmel streifigt ist, so werden am 24<sup>ten</sup> Sept. dieses Jahrs, Regenschauer auf Regenschauer folgen. Auf Erfahrungen, die mehr als ein bloßes Geschwäß sind, kan man sich nicht berufen. Denn es läßt sich gar nicht gedenken, daß diese große Entdeckung, den scharffsichten Beobachtern der Vorwelt, bis auf unsere Zeiten, sollte entwischt seyn; und die Tabellen, welche durch die Bemerkung der wahren Witterung entstanden sind, widerlegen den behaupteten Wahn gar zu kräftig.

Außer dem aber müßte ja ganz nothwendig die Gestalt der Wolken, oder vielmehr die Ursachen, welche die Wolken so und nicht anders bilden, die

einzig wirkenden Ursachen, der so sehr entfernten Witterung seyn. Aber Vernunft und Erfahrung, lehren mit gar zu deutlicher Stimme, wie viel der Strich der Winde; ein größerer oder geringerer Grad der Elasticität der Luft; und hundert andere gegenwärtige, (nicht aber schon längst verfllossene und abgenutzte) Kräfte der Atmosphäre, zur Erzeugung einer jeden Witterung beitragen. Diese gegenwärtige Ursachen aber würden die eingebildeten Aussprüche der Wolken, die sich vor Monaten zeigten, wenn sie nicht die einzigen wirkenden Ursachen wären, beständig abändern, und sie zernichten.

Außer diesem allen aber, ist es ja nicht so etwas seltenes, daß sich der Himmel drei und mehrere Wochen ganz helle ohne Wolken, oder ganz trübe, wie mit einem Nebel umflossen, zeigt. Diese ganz gleiche Gestalt des Himmels, müßte nothwendig, nach ein Paar Monaten, wiederum eine eben so dauerhafte ganz gleiche Witterung, sie sey, welche sie wolle, erzeugen. Wie sehr in die Augen fallend aber würde eine solche Gleichheit, die sich in so kurzen Perioden immer wieder zeigte, einem auch nur nachlässigen Beobachter seyn?

Die übrigen Erscheinungen, welche der Himmel zeigt, sind für die Bestimmung der künftigen Witterung eben so nichts sagend. Der verschiedene Zug der Wolken zeigt uns bloß, daß zuweilen verschiedene Winde, zu gleicher Zeit, in der Luft herrschen, oft lösen sich die kleinen Wolken so völlig auf, daß auch nicht die geringste Spur

von ihnen überbleibt, oft wächst eine kleine Wolke in ziemlich kurzer Zeit zu einer ansehnlichen Größe an. Ja ich habe zu wiederholten malen gesehen, daß in dieser Gegend des Himmels Wolken erzeugt, und zu gleicher Zeit in einer andern Gegend, Wolken wieder vernichtet wurden. Dies ist die Ursache, daß solche Regen oder Gewitterwolken, deren viele in einem Tage auf einander folgen, gewöhnlich alle einen und denselben Strich nehmen, weil sie in dieser Gegend erst werden, was sie sind. Es versteht sich, daß diese Veränderungen, nur alsdenn beobachtet werden können, wenn sanfte Winde den Wolken nur eine langsame Bewegung erteilen. Auf die Folgen dieser Erscheinungen bin ich immer sehr aufmerksam gewesen; da aber bald diese, bald jene Witterung die Folge war; so blieb mein Wunsch, hier etwas zu entdecken, ganz unbefriedigt.

Auch die prächtigen Schauspiele, welche uns die Natur zuweilen, in den glänzenden Lusterscheinungen giebt, z. B. ein hellglänzender Strich mitten um die hohle Himmelskugel; das Nordfeuer, ein heller Strich um den Himmel, aus welchem Strahlen wie Flammen schießen: und unzählige andere Erscheinungen, geben eben so wenig eine bestimmte Ansicht in die zukünftige Witterung. Denn diese Erscheinungen sind zu sonderbar, zu unerwartet, und der Grund ihres Daseyns ist viel zu tief in die Geheimnisse der Natur verwebt; als daß sie mit



mit ihren Folgen nicht ein wichtiger Gegenstand für die größten Naturforscher und Astronomen seyn sollten. Aber das Erstaunen, wozu diese bei dem Anblicke dieser großen Erscheinungen hingerissen werden, ist bis jetzt noch die einzige Folge aller ihrer Untersuchungen gewesen. Selbst den gewagten Erklärungen dieser glänzenden Schauspiele, fehlen die Merkmale der Wahrheit so sehr, daß sie den Leser von ihrer Richtigkeit nicht einmal überreden, vielweniger durch Gründe überzeugen; sie beweisen nur, wie gerne man, wenn es möglich gewesen wäre, zur Aufklärung oder zum Nutzen etwas heraus bringen wolte, aber nicht konnte.

Beiläufig will ich hier meine Gründe anzeigen, warum ich glaube, daß das Nordfeuer sich nicht im Dunstkreise der Erde, sondern über demselben, in der reinen Himmelsluft, im Nether befinde. Vor ein Paar Jahren bemerkte ich mit einigen Freunden ein Nordfeuer von vorzüglicher Pracht, welches dies besondere zeigte, daß etwa 50 Grad über dem Horizonte eine ovale dunkle Stelle sichtbar, und die von dem sie umgebenden Lichte, scharf abgeschnitten war. Aus dieser dunklen Stelle schossen von allen Seiten sehr lichte Strahlen, welche das Auge eines jeden denkenden Zuschauers nothwendig auf sich ziehen mußten. Die Luft enthielt damals zugleich einen ziemlichen Vorrath leichter Wolken, die von einem lebhaften Winde, in eine schnelle Bewegung gesetzt wur-

den. Weil nun einige dieser vorüberfliehenden Wolken, das Nordfeuer bedeckten, so war dies ein Beweis, daß das Nordfeuer sich in einer höhern Gegend, als diese Wolken befand. Weil aber auch die Wolken vom Winde schnell fortgeführt wurden, die erwähnte prächtige Stelle aber, ihren Platz, über eine Stunde, unverändert behielt; so muß sich das Nordfeuer in einer Gegend befunden haben, wo keine Luft, folglich keine Winde mehr sind. Wenn diese Behauptung aber auch ihre völlige Richtigkeit haben sollte, sind wir dadurch der Wahrheit, was eigentlich das Nordfeuer sey, näher gekommen? Gewiß nicht.

Weil unüberwindliche Erfahrungen, auch die kräftigsten Gründe eines jeden Gegners, gänzlich zu Boden schlagen; so muß ich ihren wahren Werth noch einmal etwas schärfer untersuchen. Alle Bestimmer der künftigen Witterung, und auch ihre Vertheidiger berufen sich auf Erfahrungen. Man weiß aber schon, wie wenig man auf ihre Aussprüche bauen könne. Kein Noteltag, keine einzige Wetteranzeige, auch die abgeschmackteste nicht ausgenommen, ist da, die ihre Unfehlbarkeit nicht auf Erfahrung stützt. Ja wenn auch die Natur selbst; wenn auch ganz unzweifelhafte Erfahrungen, den Vertheidiger fast immer einer Unwahrheit überführen; so wird doch das alte Lied: die Bestimmung der Witterung ist auf Erfahrung gegründet; immerhin seinen ganzen Werth behalten. Denn

bei einem nicht geringen Theil der Menschen, hat das Uebernatürliche vor dem Natürlichen, das Wunderbare vor dem Wahrscheinlichen, ein gar zu großes Uebergewicht.

Außerdem kömmt es sehr viel darauf an, ob die Erfahrungen völlig oder nur zum Theil eintreffen. Im letzten Falle ist es ganz natürlich, daß weit mehr Treffer als Fehler erfolgen müssen. Noch mehr, so gültig die Beweise auch sind, die sich auf richtige Erfahrungen stützen, so sind sie doch bei Bestimmung der künftigen Witterung von geringem Werthe. Denn derselbe Tag, welcher dem Vollblütigen angenehm und lieblich ist, der kan einem andern von minderer Wärme, zu kalt seyn; dieser nennet einen Tag schön, ob gleich kleine Regenschauer den Boden benezen, dahin gegen ein anderer ihn unter die Regentage zählt; der eine findet das Wetter, welches einem andern rauh und stürmisch ist, erquickend und angenehm, alle aber berufen sich mit Recht auf Erfahrungen. Unsere Empfindungen können und dürfen nicht entscheiden, was überhaupt wahr oder falsch sey. Die enge Grenze ihres Gebieths erstreckt sich bloß auf die Person des Empfindenden.

Wenn die lauschreiende Menge zur Bestätigung einer Sache Erfahrung vorschiebt, und voll Vertrauen ruft: Hier ist eine Thatsache die nicht gelegnet werden kan; so solten doch

wohl billig dies die ersten Fragen seyn: Ist es auch Thatsache, oder hat man nur einer bloßen Meinung diesen Namen beigelegt? Wenn auch das durch Erfahrung bestätigte wahr ist, ist es auch so ganz wahr, wie es uns erzählt wird; oder hat die Erfindungskunst so etwas zwischen geschoben, das der Erzählung das Ansehn der untrüglichen Wahrheit, und mehr Annehmlichkeit verschaffen soll? Solte wohl nicht das freigebige Publikum etwas hinzu gedichtet haben, das sich von Munde zu Munde so verbreitet und vergrößert, wie die Kreise im Wasser, die durch einen Steinwurf entstanden sind? Eine sehr kleine Aufmerksamkeit ist schon hinreichend uns zu übersühren, wie sehr oft wir, für die versprochene ächte Wahrheit, eine bloß scheinbare Erfindung, ein bloßes Gedicht empfangen.

Endlich kan man ja auch, bei Bestimmung der Witterung mit geringer Mühe richtige und wiederholte Erfahrungen in Menge anschaffen. Das Verfahren, hiezu zu gelangen, könnte dieses seyn: Ein Beobachter der keinen Gründen Gehör giebt, sondern sein System bloß auf Erfahrung bauen will, ein solcher Beobachter wähle sich einen beliebigen Tag der etwas hervorstechendes hat, der entweder ganz helle, oder ganz regnet, der stürmisch oder neblicht ist. Der erste Mai mag einmal ein Tag seyn, an welchem ein Sturm herrscht, der

10<sup>te</sup> Mai, sey ein schöner heller Tag, der 17<sup>te</sup> Mai, mag ein völliger Regentag seyn, u. s. w. Nun hat die richtige Erfahrung diesem Beobachter schon gesagt, daß wenn der 1<sup>te</sup> Mai stürmisch ist, so erfolge nach 10 Tagen ein heller, und nach 17 Tagen ein unlustiger Regentag. Weil aber das Gewicht von einer einzigen Erfahrung noch zu geringe ist; so wird er bemerken, ob der Himmel nach abermaligen 10 Tagen wieder helle ist, ist dieses nicht, nun so fällt diese Anzeige weg. Aber nach abermaligen 17 Tagen regnet es wieder. Nun kan ein Beobachter schon durch wiederholte Erfahrungen unterstützen, mit einem Scheine der Wahrheit behaupten: daß Stürme am 1<sup>ten</sup> Mai alle 17 Tage darans durch das ganze Jahr hindurch einen Regentag liefern. Solte es von ungefähr nach abermaligen 17 Tagen wieder regnen, so wird ein solcher Beobachter, der glücklichen Entdeckung sein ganzes Vertrauen schenken, und ihr schon das Siegel der Unfehlbarkeit aufdrücken. Hat aber er, oder das Publikum erst einmal eine solche Flirre als gültig angenommen; so wird sie unerschütter

bleiben, es mag mit der Folge aussehn wie es wolle. Die Fehler, wenn sie ja solten bemerkt werden, siehet man als Ausnahmen von der Regel an. Die leichtgläubigkeit des schwachen Beobachters, hat ihn selbst getäuscht, und er täuscht einen beträchtlichen Theil des Publikums, ohne es zu wissen, mit der Versicherung einer hinlänglichen Erfahrung, wieder.

Die dritte Wetteranzeige, ist, wie der Verfasser der Tabellen sagt: daß man aus dem gegenwärtigen Wetter selbst, die folgende Witterung schließen müsse. Hierüber aber ein Wort zu sagen, das würde deswegen ganz überflüssig seyn, weil alles, was gegen die Bestimmung, aus der Gestalt des Himmels gesagt ist, auch hier angewandt werden kan. Es ist wirklich zu bewundern, wie es dem Herrn Verfasser der gelieferten prophetischen Tabellen, möglich gewesen ist, sich selbst zu bereden, daß diese Tabellen nur etwas mehr als ein leichtes Spiel der Phantasei sind, welches die folgende Bemerkung der wahren Witterung deutlich genug zeigt, da 18 Fehler gegen 12 Treffer kommen.

### Versprochene Witterung.

September.

Den 1.	warm, veränderlich	—
Den 2.	heller	—
Den 3.	etwas veränderlich	—
Den 4.	veränderlich mit Regen	—
Den 5.	Regenschauer	—

### Wahre Witterung in Hannover.

viel Regen, ein Gewitter	—	F.
ganz helle	—	F.
beständiger Sonnenschein	—	F.
ein ganz wolkenfreier Himmel	—	F.
ganz helle und warm	—	F.

Den

Versprochene Witterung.		Wahre Witterung in Hannover.		
Den 6.	noch etwas Regenschauer	ganz helle, wärmer	—	F.
Den 7.	schönes, angenehmes Wetter	noch ganz helle	—	F.
Den 8.	wie gestern	etwas wölkligt, sonst schön	—	F.
Den 9.	noch eben so	bis Nachmittag Nebel, denn helle	—	F.
Den 10.	noch schön	fast immer dunkel, kalt	—	F.
Den 11.	schönes Wetter	stürmisch, unangenehm	—	F.
Den 12.	wie gestern	schönes Wetter	—	F.
Den 13.	noch eben so	ganz helle und schön	—	F.
Den 14.	veränderlich	Vormittags wölkligt, Nachmittags helle	—	F.
Den 15.	etwas Regen	ganz helle, kalt	—	F.
Den 16.	besser Wetter.	etwas wölkligt, kalt	—	F.
Den 17.	veränderlich, regnet	schön helle	—	F.
Den 18.	schönes Wetter	ziemlich helle, kalt	—	F.
Den 19.	schönes Wetter	helle, wärmer als gestern	—	F.
Den 20.	noch eben so	wölkligt, schön warm	—	F.
Den 21.	schönes, angenehmes Wetter	Regen, fast den ganzen Tag	—	F.
Den 22.	wie gestern	schön helle	—	F.
Den 23.	noch schönes Wetter	Wind, dunkel, Regen	—	F.
Den 24.	etwas Strichregen	heiter, kein Regen	—	F.
Den 25.	veränderlich	fast beständiger Sonnenschein.	—	F.
Den 26.	wieder gutes Wetter	wölkligt, angenehm	—	F.
Den 27.	wie gestern	Wind, dunkel, Regen	—	F.
Den 28.	wieder Regen	wie gestern	—	F.
Den 29.	heller	Staubregen den ganzen Tag	—	F.
Den 30.	anfangs helle, denn Regen	dunkel, Abends Staubregen	—	F.

N. Schmid.



# Hannoverisches Magazin.

87<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 29<sup>ten</sup> October 1784.

Nachricht von den Versammlungen der Königl. Churfürstlichen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, vom Frühjahr 1783 bis ins Frühjahr 1784.

Der unverkennbare Nutzen der Futterkräuter im Ganzen, gab Gelegenheit, daß die Gesellschaft in ihren fortgesetzten Versammlungen, sich über die Mittel der Beförderung ihrer häufigern Anziehung berathschlugte.

Es zeigten sich dabei sowohl in Rücksicht auf die große Verschiedenheit der Localumstände, als insonderheit auch in Ansehung der häufigen Koppelweiden mehrerer Dorfschaften und Gemeinden, mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse; indessen kam man dahin überein, daß auch in diesem Stück der Verbesserung der Landeskultur, dem Endzweck merklich näher zu kommen seyn werde, wenn bei völlig gleichem wechselseitigen Mitweiderecht, die Interessenten vermocht werden könnten, des Mitinteressenten mit Futterkräutern bestellten Felder, wenn er dagegen auf seine Mitweide in den Feldern anderer Interessenten Verzicht thue, gänzlich zu schonen.

Bei fernern über diesen gemeinnützigen Gegenstand anzustellenden Berathschlagungen, dürfte daher die Societät sich vielleicht auch proportionirliche Prämien für solche Dorfschaften und Gemeinheiten auszusetzen bewogen finden, die ganze Felder mit Futterkräutern bestellen, und sich über deren Schonung bei der Koppelweide, vereinbaren.

Hiernächst beschäftigte die Gesellschaft sich mit einer von dem Herrn Amtmann Schumacher zu Grevismühlen im Herzogthum Mecklenburg eingesandten praktischen Abhandlung von der Beförderung der möglichsten Ergiebigkeit der Getreidfelder, gleichwie auch mit einem von dem Herrn Amtmann Plate zu Westen eingesandten praktischen Aufsatz von der Saatzeit des Rockens und der Frühlingsgerste, und da beiderlei Entwürfe, bei ihrem Grund mehrjähriger Erfahrungen, viel allgemein Nutzbares zu enthalten scheinen, so wurden sie für den nächsten Band der landwirthschaftlichen

schaftlichen Nachrichten, zum Abdruck bestimmt.

Zur Aufmunterung zum weitem Betrieb des Flachsbauers in der Amtsvogtei Bissendorf, wurden den dastigen bedürftigen Einwohnern einige Tonnen Nigaischen Leinsaamens, auf Kosten der Societät ausgesetzt, und der Frau Oberförsterin Gerding zu Dühorn wegen einer der Gesellschaft vorgelegten Probe von brauchbarem Zeuge, welches sie aus einländischer Heidschnuckenwolle hatte verfertigen lassen, gleichwie auch der Frau Oberverwalterin Harries zu Weihe, wegen der Probe eines Stücks Leinen, wozu das Garn mit Gewinnung vieler Zeit und Kosten, auf Spinnrädern mit doppelten Rollen gesponnen war, bezeichnete die Gesellschaft ihre Justrietheit, mit dem Wunsch ihrer, andern zum Muster fortzusehenden rühmlichen Bemühungen.

Von denen im Jahr 1782 (Siehe das 60te Stück dieses Magazins von 1782,) ausgelobten, und im Jahr 1783, (S. das 73te Stück dieses Magazins von 1783,) auf ein Jahr weiter hinausgesetzten Prämien, waren die 1te, 2te, 3te, 4te, 5te und 6te, um Ostern 1784 zur Benutzheilung derer desfalls eingekommenen Abhandlungen reif gewesen. Da jedoch unter denen in Beziehung nur einiger dieser Prämien bisher eingegangenen wenigen Aufsätzen, keiner der Absicht und den Erwartungen nur einiger-

maassen geügend geachtet, mithin keinem der Preis zugebilliget werden konnte: so ward beschloffen, alle im Jahr 1782 ausgesetzten erstern Sechs Prämien annoch bis zu Michaelis 1785 in Hofnung auflbarer Abhandlungen, zu verlängern.

Von dem Fortgange der Manufakturen in Seltau, nahm die Gesellschaft fernere Nachrichten mit Vergnügen entgegen, und fand sich dadurch bewegen, den bedürftigen Einwohnern, mit einiger Unterstützung, wie bisher, zu Hülfe zu kommen.

Zu neuen Societäts: Mitgliedern wurden beim jedesmaligen Schluß in folgender Ordnung ernannt:

Der Herr Justizrath und Professor Doctor Peter von Westen zu Fridericia in Dännemark.

Der Herr Landrath von Meding.

Der Herr Schatzrath von der Wense.

Der Herr Amtsverwalter Fink zu Kößk.

Der Herr Hofrath von Hinüber.

Der Herr Landvogt Odemann zu Reimbek bei Hamburg.

Zu Mitgliedern des engern Ausschusses der Gesellschaft aber wurden erwählet:

Der Herr Hofmedikus Doctor Thær, und

Der Herr Landbaumeister Fiegler.

## Zusatz zum 63ten und 64ten St. des Hannoverischen Magazins von diesem Jahr.

Die Wahrheit, lieber Freund, die wir so nöthig haben.

Gellert.

**A**ngenehm ist es mir, wenn ich sehe, daß Menschenfreunde ihre zum Nutzen des Nächsten gereichende medicinische Bemerkungen durch den Druck bekant machen. Aber noch mehr freut es mich, wenn dergleichen Bekanntmachungen so abgefaßt sind, daß dadurch kein Schaden und Unglück entstehen kan.

Bei dem Pestsfig a) wird im Hannoverischen Magazin J. 1784, S. 1007. gesagt, daß man solchen in einem irdenen wohlbedeckten Geschirre in die heiße Asche setzen und vier Tage in der Wärme stehen lassen solle. — Hier hätte billig bemerkt werden sollen, daß dieses Digeriren in keinem mit der gewöhnlichen Töpferglasur überzogenen Gefäße geschehen müsse, denn dieser Ueberzug enthält Blei, welches von dem Sfig aufgelöst wird, und solchen zu einem Gift macht b). Ferner hätte man anzeigen sollen, daß die Digestion nicht in einem unverglasurten irdenen Gefäße geschehen

müsse, weil der Sfig auch den Thon und Kalk auflöst, und dadurch verdorben wird. Kurz, man hätte sagen sollen, daß man dazu ein Geschirre von sogenanntem Streingut mit Kochsalz glasirt, oder Glas nehmen, dieses eine nicht allzu weite Oefnung haben, über diese Oefnung eine nasse Blase gebunden, mit einer Stecknadel ein Loch darein gemacht, und die von Zeit zu Zeit sich losmachende elastische Materie durch Herausziehung dieser Nadel herausgelassen werden müsse, denn wenn dieser Sfig vier Tage in der Wärme stehet, und ist nicht gut zugemacht, so gehet das Beste und Wirksame davon verloren, wie jeder, der Verstand hat, leicht begreifen wird.

Daß der Wilsensaamen (Semen Hyoscyami nigri Linn.) die Zahnschmerzen stille, wenn man den Sauch davon in den Mund gehen läßt, ist wohl nicht zu bezweifeln. Aber Wilsensaamen gehört unter die heroischen Arzneimittel, und Medicamenta he-

§ 553 2

roica

a) Dieser Pestsfig ist ein abgekörztes wohlfeiles Acetum prophylacticum Offic., das man in Frankreich Vinaigre des quatre Voleurs nennt, und in Schweden unter dem Namen Döfwareättika bekant ist.

b) Merkt's ihr Hausmütter, die ihr so oft saure Speisen in ernen verglasurten irdenen Töpfen kocht! Bedenkt's ihr Aerzte, die ihr euch so oft über die Ursachen verschiedener Krankheiten den Kopf zerbrecht! — Viele werden mit Blei todt geschossen, aber wie viele essen und trinken sich wohl am Blei krank?

roica in manu imperiti, sunt uti gladius in dextra furiosi. Billig hätte man deswegen im Hannov. Magazin J. 1784, S. 1021. u. f. die Leute warnen sollen, daß sie beim Gebrauch dieses Mittels vorsichtig seyn müßten, zumal da wir so viele Beispiele von Unglück und Schaden vor uns haben, welche dieser Bilsensaamen verursacht hat. Ich will bloß ein Paar derselben anführen. Spielmann sagt in seiner Diss. de Vegetabilibus venenatis Alfatia, p. 57: „Fumum seminis (Hyoscyami) per triduum foeminam lætam & temulantem reddidisse exponit *Lobelius*: ab eodem fumo, in stuphis excitato, torporem & soporem induci lavantibus, nobilis foemina Alfata indicavit *Job. Baubino*: Faber alium ita furiosum redditum exhibet, ut furiosus evaserit, & per campos discurrerit, uxorique violentas manus voluerit inferre: *Jacobi* observatio prostat de ancilla vertigine, stupore, & imbecillitate capitis per longum tempus durantibus, correpta: *Grünwald* mania chronicæ mentionem facit., *Geoffroy* führt in seiner Abhandlung von der Materia medica, Bd. 3, S. 330, folgendes aus den Ephemeridibus Naturæ Curiosorum an: „Ein Lehrling in der Müllerschen Apotheke zu Dresden legt den gestoßenen und in ein Papier eingewickelten Bilsenkrautsaamen auf eine heiße Sandkasselle. Nachdem kaum eine halbe Stunde verlossen, wird das Papier von der allzu starken Hitze des Sandes erst schwarz, endlich, nachdem es einige

Funken gefangen, fängt es an zu brennen, und nachdem der Bilsenkrautsaamen auch angebrannt und mit seinen Dämpfen das Laboratorium erfüllt, giebt er theils zu tragischen Zänkereien, theils zu lächerlichen Gebärden und Einbildungen Gelegenheit. Als man diesen geschwind entzündeten Saamen wegnehmen will, wird der Rauch vermehrt, und es entsteht zwischen dem Gesellen und dem Lehrling ein Zank, der mit unzähligen Schmähworten und so großem Lärm begleitet worden, daß der unglückliche Lehrling von einem andern Gesellen auf die Erde geworfen und mit den Haaren herumgezogen wird, und wegen der häufigen Schläge umgekommen seyn würde, wosern man sie nicht mit Gewalt von einander gerissen hätte. Die übrige Zeit des Tages wird dieser mit Schwindel und öfterm Brechen geplagt, und die folgende Nacht darauf redet er irre, und macht lächerliche Gebärden, wie ein Betrunkener, und wird über zwei Wochen mit Schwindel geplagt. Der andere Geselle aber, der sonst kein so zorniger Mensch gewesen, bekömt Brechen und häufige Stühle, macht wunderbare Gebärden, wie ein Narr, tanzt, singt Lieder besstückchen, u. s. w. und redet den ganzen Tag und die halbe Nacht irre. Von dieser Zeit an behält er einige Wochen schwache Seelenkräfte und einen kranken Körper, beklagt sich über Schwindel, und Kopfschmerzen, und schläft viel. Nachmals scheint er sich einige Tage besser zu haben. Allein, bald darauf, da er die Cur vernachlässiget,

ist



ist er seiner selbst nicht gar mächtig, führt viele Jahre ein trauriges Leben, und die Verwirrung des Verstandes kömmt von Zeit zu Zeit wieder., So weit Geoffroy. Man siehet hieraus offensichtlich zur genüge, daß mit dem Bilsensaamen nicht zu spaßen ist, und daß man bei seinem Gebrauch alle mögliche Vorsicht anzuwenden hat. c)

Zum Schluß will ich noch eine hier gehörige Stelle aus Krünitzens ökonomischer Encyclopädie anführen. Sie steht Bd. 5, S. 313. — „Die Saamen des Bilsenkrauts äußern eine betäubende und schmerzstillende Kraft bei den Zahnschmerzen, wenn sie auf glühende Kohlen gethan, und der Rauch davon durch einen Trichter, oder durch ein eigentlich dazu verkfertigtes Röhrchen, welches Herr Pastor Schäffer in einer zu Regensburg 1757 heraus gekommenen Schrift von den Zahnwürmern d) beschrieben hat, an die

Zähne geleitet wird; ja es wird sogar vorgegeben, daß dadurch aus den schmerzhaften Zähnen Würmlein getrieben würden. Allein, es ist nicht nur dieses Vorgeben bei besserer Untersuchung falsch, sondern auch überhaupt diese Art, Zahnschmerzen zu vertreiben, für unsicher befunden worden, da man angemerkt hat, daß dieser Rauch Unempfindlichkeit und Schwindel erzeuge; und was jenes anbetrifft, es nur eine zähe Lymphe e) gewesen sey, welche aus den verstopften Poren durch die zusammenziehende Kraft des Rauchs ausgepreßt worden, und weil sie die Gestalt kleiner Würmlein behalten, zu diesem Irrthum Gelegenheit gegeben hat.,

Ich habe es für Pflicht und Schuldigkeit gehalten, dieses bekant zu machen, damit sich jeder, der sich der empfohlenen Arzneimittel bedienen will, vor unangenehmen Vorfällen bestens in acht nehmen kan.

### J. Ehrhart.

- c) Mehrere Beispiele von den schrecklichen Wirkungen des Bilsenkrauts findet man in Geoffroys Abh. von der Mar medica, Bd. 5, S. 918. u. f. Spielmanni Diss. de Vegetabilibus venenatis Alsatia, p. 53, seqq. Halleri Hist. stirp. Helvet. n. 580. Krünitzens öconom. Encyclopädie Bd. 5, S. 305 u. f. Unzers Arzt, Bd. 2, S. 103, 107; Bd. 9, S. 234 u. f. Gmelins Geschichte der Pflanzengifte, S. 220, 237. Geengifte sind Pflanzensäuren z. B. Efig, Citronensaft, und wenn das Gift im Magen ist, ein Brechmittel mit vielen lauem Wasser.
- d) Die eingebildeten Würmer in Zähnen, nebst dem vermeintlichen Hülfsmittel wider dieselben, beschrieben, und untersucht von Jacob Christian Schäffer, evangel. Prediger in Regensburg, u. s. w. Nebst einer Kupfertafel in Farben. Regensburg, 1757, 4. 5½ Bogen. Siehe *Ludwigii comment.* v. 6. p. 350. Ehrhart.
- e) Herr Pastor Schäffer hält diese sogenannten Würmer für die Reimen (*Corcula Linn*) des Bilsensaamens. Haller sagt ebenfalls: „Fumus Hyoscyami ad „dantum dolores adhibetur. non quidem quod vermiculos aliquos necet, quæ „superstitio est; sed ob vim fumi narcoticam. *Hall. hist.* n. 580. Ehrhart.

## Andenken an einen redlichen Arbeitermann.

Als ich am 23<sup>ten</sup> Sept. abgewichenen Jun. Monats einen meiner theuersten Freunde und Landsmann den Herrn K: c: E: zu B: b: k: besuchte, ward ich in dessen unlängst neu angelegtem Garten, und in solchem mit angebrachten philosophischem Spaziergange, auf eine recht angenehme Art durch ein daselbst errichtetes Monument überraschet. Ich fand an diesem Spaziergange einen kleinen Hügel, und auf solchem zwischen 4 ins Kreuz gestellten eisernen kleinen Kanonen einen Grabstein, weiß angestrichen, mit nachfolgender schwarzen Inschrift versehen. Sprüche Salomonis Cap. 22. v. 1. v. 2.

Dem Andenken

Johann Christian Thies.

Er dienete von 1757 bis 1768. dem Könige und Vaterlande als Soldat; starb den 9<sup>ten</sup> Dec. 1783.

als ein armer, jedoch fromm, getreu, und fleißig gewesener Haus- und Garten- Arbeiter.

Sirach Cap. 7. v. 22. und 23.

Mir <sup>\*</sup>gestiel meines <sup>\*</sup>Freundes <sup>\*</sup>dankebare Erinnerung an seinen treu und fleißig gewesenen Arbeiter, und auch die Art dessen Andenken auf die Nachkommen zu bringen gar sehr. Jenes und das ganze Bild dieses mir bis dahin überhaupt, und auch nach seinen schätzbar seltenen Eigenschaften unbekant geliebten Arbeitsmannes stellte sich mir so lebhaft reizend dar, daß ich im Augenblick den Entschluß sahte, das Denkmal, des Verstorbenen Namen,

und vormaliges Daseyn noch weiter bekant zu machen.

Wie ich von dem Monument nach meines Freundes Gesellschaft zurückkehrte, meine Freude und Beifall über das Gesehene bezeugte, und mich weiter nach dem Verstorbenen erkundigte, erfuhr ich in Ansehung seiner Herkunft nur dieses, daß derselbe aus dem Amte Calenberg gebürtig gewesen, seit 1768 aber sich in B: b: k aufgehalten habe. Alle aus der Gesellschaft, welche den Verstorbenen gekant und unter solchen der Prediger zu B: b: k. Herr Pastor St: versicherten zu meiner theilnehmenden Freude, daß der Verstorbene im eigentlichsten Verstande, das in seinem Leben gewesen und geleistet, was in der Grabchrift enthalten sey; man beklagte durchgängig das Ableben eines so würdigen Weltbürgers, und that ganz natürlich den patriotischen Wunsch, daß dergleichen seltene Männer häufiger sich antreffen lassen mögten.

Vielleicht trägt die Lage und der Ort des Monuments dazu das ihrige mit bei. An meines Freundes Garten, insonderheit am philosophischen Gang, gehet unmittelbar der Länge nach ein Fußsteig, von B: b: k nach D: herunter, welcher sich nicht gut passiren läßt, ohne das Monument, — so vermittlest seiner weißen Farbe durch das Gebüsch herdurch scheint, — und dieses in einer solchen Nähe, um den Inhalt lesen zu können, wahrnehmen zu müssen,

Wie

Wie sollte nicht der Träge, Fauler und Verdrossene, bei dessen Ansicht und Erwägung des Inhalts, zu ähnlichen ruhmwürdigen Gefinnungen des Verstorbeneu dadurch ermuntert werden können? Ich glaube, hoffe, und wünsche es, so wenig auch zur Schande des menschlichen Herzens, die Erfahrung häufige Beispiele davon aufzuweisen vermag. Dem ungeachtet Heil, Segen und Gedeihen dem Entschlusse meines Freundes: das Monument, und dazu an diesem Orte, es zu setzen! Wie gerne mögte ich noch weiter meine Gedanken über ihn, diese seine edle Handlung, und über das Bild, über den so verehrungswürdigen Wehrt eines armen und dabei frommen, eines getreuen

und auch dabei fleißigen Arbeitmannes als der Verewigte gewesen, ausschütten, wenn mich nicht Bescheidenheit gegen jenen, und Furchtsamkeit als ein philosophischer Beobachter, auf welches ich am wenigsten Anspruch mache, erscheinen zu mögen, davon abhielte. Ich wünsche jedem entgegenesetzten Charakter des Verstorbenen, die Empfindungen meines Herzens bei dessen rühmlichem Bilde; ich segne dessen Asche; und freue mich, daß ich den frohen Gedanken haben kan: es genieße der Verstorbene in ewiger Freude den Lohn seiner Treue, und seines mit vielen Mühseligkeiten durchwebt gewesenen Lebens.

Cadenberg.

G. L. K.

### Noch etwas zur Beantwortung der im 36ten Stück des Hannoverischen Magazins befindlichen Anfrage.

Es wird daselbst gefragt: obs nun nicht gut sey, in Zukunft nicht mehr die Urtheil, sondern das Urtheil zu schreiben? — oder überzeugende Gründe anzugeben, warum man solches nicht könne? —

Ich habe diesen Aufsatz nicht für eine Anfrage im Ernst, sondern für eine Beschämung für diejenigen Sachwalter und Gerichtspersonen gehalten, welche entweder aus Liebe zum Sonderbarca, oder aus blinder Anhänglichkeit an den Gerichtsbrauch diesen offenkundigen Sprachfehler beibehalten. Denn mit den geforderten überzeugenden Gründen wirds wohl ewigen Frieden habē.

Diese Anfrage ist daher im 52<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins sehr richtig beantwortet. Allein, die beiden daselbst angeführten Gründe scheinen mir nicht genugthuend. Das Beispiel der Rechtsprüche von Schuppenföhlen und Faenltäten kan wohl zur Entscheidung dieser Sache wenig beitragen. Gewöhnlich wimmeln sie von

undeutschen Redensarten und Sprachschulern. Wichtiger ist der Grund, welcher von dem Gebrauch des Wortes Urtheil in der Philosophie hergenommen ist.

Allein man hat, glaube ich, einen nähern und sichrern Grund, aus welchem man beweisen kan, daß das Wort: Urtheil, ein neutrum sey. Es komt nemlich das Wort: Urtheil, oder Urtheil von dem alten deutschen Worte: Ordal, her. Ordale bedeuteten nicht nur Richtersprüche überhaupt, sondern auch, im vorzhälischen Verstande, die Gottesurtheile; da man sich einbildete, Gott unterstütze die unschuldig Angeklagten, vermöge seiner Allmacht und Gerechtigkeit, so außerordentlich, daß sie die Feuer- und Wasserproben und alle Arten der Folter ohne Nachtheil aushalten könnten. Nachdem die Feuer- und Wasserproben aus der Mode kamen, behielt man die Benennung bei, daß ein jeder Richterspruch ein Ordal hieß. Einige Zeit darauf

per,

verwandelte sich das a in ein e, und man sagte: ein **Ordel vinden**; ein **Ordel** schöpfen. In allen Urkunden, die mir vorgekommen sind, wird dieses Wort als ein neutrum gebraucht; das **Ordal** oder **Ordel**; aber niemals als ein femininum: dei **Ordel**, daraus kan man sicher die Folge ziehen, daß das davon abstammende Wort: **Urthel**, oder **Urtheil**, auch ein neutrum seyn, und daß man also nicht die **Urthel**, sondern das **Urthel**, oder **Urtheil**, sagen müsse.

Man siehet aber auch zugleich hieraus, daß das Wort: **Urthel**, oder **Urtheil**, viele Jahrhunderte früher bei gerichtlichen Handeln vorgekommen sey, als man sich in Deutschland mit der Philosophie und den Wissenschaften beschäftigte. Als nach und nach die Barbarei in Deutschland abnahm, wurden alle Wissenschaften in der lateinischen Sprache vorgetragen. Kaum wird man im Anfange dieses Jahrhunderts die Vernunftlehre in der deutschen Sprache zu lehren angefangen haben. Also kan man wohl nicht kühlich die Eigenschaften eines so alten deutschen Worts aus dem Sprachgebrauch in der Vernunftlehre be-

stimmen und herleiten. Es ist vielmehr dieses Wort von den Gerichtshöfen entlehnet, und erst neuerlich in die Philosophie übertragen.

Der berühmte **Physer** in seinen *Medic. ad Pand. Spec.* 467. coroll. 1. und schon lange vor ihm, der unsterbliche **Leibnitz** in *collect. etymolog.* P. 1. §. 310. seq. haben bereits wider diesen, in manche Gerichtshöfe sich eingeschlichenen Sprachfehler, geeifert. Letzterer fand die **Tirannai** des Gerichtsstils zu seiner Zeit so furchtbar und mächtig, daß er sich bloß damit trösten konnte: **Doch der Gerichtsbrauch ist der Meister!**

In der Gegend des **Hra. Anrager's** scheint dieser Gerichtsbrauch auch noch den **Meister** zu spielen. Es wäre aber, dächte ich, nunmehr die höchste Zeit, sich von solcher Barbarei loszumachen. Denn man liest jetzt schon Aufsätze und Abhandlungen nicht nur von einzelnen Rechtsgelehrten, sondern auch von ansehnlichen Gerichtshöfen, die nicht mehr die Fesseln eines barbarischen Gerichtsstils an sich schleppen, sondern in einer reinen und angenehmen Sprache abgefaßt sind.

U.

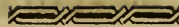
Voigr.

## Edle Versorgung verwaister Kinder würdiger Aeltern.

**D**ie Witwe des seligen und unvergleichlichen **Pastor Dröge** in **Lüneburg**, die von wohlthätigen Menschenfreunden, mit ihren acht Kindern, so immer recht großmüthig war unterstützt worden, ging ganz unvermuthet, da sie in der Nacht von einem Schlagflusse befallen, und todt gefunden ward, von ihrem vaterlosen Haufen von 8 Kindern. Alle Rechtschaffne, und **Lüneburg** hat würklich das Glück viele derselben in sich zu fassen, waren äußerst gerührt, — allein, ihr Mitleiden ging auch bald in That über. Es wurden nicht allein sogleich ansehnliche milde Gaben gesammelt, sondern es erklärten sich viele gute und edle Menschen, daß sie den Kindern **Väter** und **Mütter** seyn, und vier davon zu sich nehmen wolten. Wahr wird's auch hier werden: wer ein solches Kind aufnimt in meinem Namen,

der nimt mich auf! Selbst von geringern Personen wurden Gaben gebracht, und ein Knabe brachte ein Papier mit allerhand kleiner Münze, die zusammen einen halben **Thaler** ausmachte, wobei er nichts weiter sagte, als: das soll für die Kinder seyn. Kleidungsstücke zur Trauer wurden reichlich eingesandt, und wie ein redlicher **Schneider** in den eingeschickten Binkleidern, einen eingewickelten **Dukaten** fand, o des guten Wohlthäters im verborgenen! brachte er denselben, mit theilnehmender Freude. — Wäre es mir hier erlaubt Namen zu nennen, so solten es alle Leser wissen, wie glücklich **Lüneburg** in einer verehrungswürdigen Person ist, die bei dieser Gelegenheit so ganz Wohlthäter und Menschenfreund war. **Gott lobne es ihm und seinen Kindern!**





# Hannoverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 1ten November 1784.

Bescheidene Anmerkungen zu den Aufsätzen in dem 69ten, 70ten und 71ten Stück des Hannoverischen Magazins.

**I**ch verehere alle diejenigen patriotisch gesinnten Männer, welche etwas auffuchen und bekant machen, das dem Vaterlande Nutzen schaffen kan, und rechne zu denselben auch den gelehrten Herren Ehrhart, welcher in dem 69ten Stück des Hannover. Magazins verschiedene Bäume zu einer häufigern Anpflanzung in den Ebur-Hannoverischen Landen empfohlen hat. Ich hoffe, diesem freundschaftlichen Gelehrten wird es nicht entgegen seyn, wenn ich meine Erfahrungen von einem Paar der empfohlenen Baumarten bekant mache.

Der Wallnussbaum, welcher zuerst angepriesen wird, erfordert schon einen recht guten Boden, wenn er fortkommen soll, und wo man einen solchen Boden nicht ohne wiederholte und stärkere Düngung hat, da ist dieser Baum, häufig gezogen, nicht nützlich, sondern schädlich. Auch wird sein Nutzen da gehindert, wo in sehr vielen Jahren die späten Nachtfröste seinen ersten Ausschlag und ersten Todten, an welchen die Frucht wächst, vernichten.

Ich wohne im Herzogthum Lüneburg, wo der mehreste Boden theils sandig, theils kiesigt ist. Ich baue einen grossen Garten, wovon der größte Theil im Grase liegt, und dessen Boden noch so gut ist, daß er Gras und keine Heide hervorbringt. Am gegrabenen Lande, welches jährlich gedüngt wird, stehen sechs große Wallnuss- und viele recht große Kastanienbäume. Sah ich auf den Nutzen; so hätte ich sie längstens weggehauen, denn sie hindern das Wachsthum des Grases und der Gartengewächse. Binnen fünf und zwanzig Jahren habe ich höchstens fünfmal eine in etwas reichlichere Ernte von den obigen Bäumen gehabt. Dieser Reichthum bestand aber höchstens in zwei Himten Wallnüssen und keinem vollen Himten Kastanien. In den übrigen Jahren sind gar keine Kastanien zur Reife gekommen, und die Wallnussbäume haben auch entweder gar keine Nüsse, oder nur ganz wenige gehabt, weil der Boden zu mager war, und die späten Fröste ihnen geschadet. Wolte ich Del und Mastung von dem

E t t  
groß

großen Raume haben, welchen obige Wallnuß- und Kastanienbäume einnehmen; so würde es viel gerathener seyn; Mohn und Kartoffeln auf demselben zu ziehen. Derjenige, welcher den Garten, welchen ich anjetzt besitze, angelegt hat, ist ein Franzose gewesen, und man siehet aus mehreren alten Ueberbleibseln, daß er sein Vaterland, aber ohne glücklichen Erfolg, nachgeahmet. Er hatte weder den Boden noch die Wärme derjenigen Gegend, woher er hürtig war. Die Wallnuß- und Kastanienbäume hat er in Menge ziehen wollen, und sie daher nicht nur in die Nähe des bearbeiteten Gartenlandes, sondern auch in den Grasanger gepflanzt, wovon noch einige Ueberbleibsel vorhanden sind. Diese stehen schon über achtzig Jahre, treiben immer aus der Wurzel einige neue Stöden, wovon die eine die andere überwältiget, einen Stamm bis zu der Höhe von 7 bis 8 Fuß treibet, und dann wieder von oben her abstirbt. Auch sogar Mandelnbäume hatte er gezogen, wovon ich noch einen einzigen vorgefunden habe, welcher eine sehr schöne Blüte, aber wenige ganz kleine Mandeln hervorbrachte.

Nach den angeführten Erfahrungen bin ich zweifelhaft, ob in dem Herzogthum Lüneburg viele Wallnuß- und Kastanienbäume dem Lande zum Vortheil gereichen würden. Selbst in den fruchtbareren Provinzen der Churhannoversischen Lande, haben die Obstbäume einen Vorzug vor jenen, weil sie nicht so leicht von den späten Frö-

sten leiden, als der Wallnußbaum, und ihre Frucht ehender zur Reife bringen, als der Kastanienbaum. Wolte man den Wallnußbaum bloß oder vorzüglich zum Verkauf des Holzes anziehen, so würde er den Raum, welchen er einnimmt, schlecht verziusen, weil er 60 bis 80 Jahre alt werden muß, ehe er beträchtliches Nußholz giebt. Selbst in der Schweiz, wo man eine Menge Früchte aus fremden Ländern hohlen muß, würde es an manchem Orte gerathener seyn, die Wallnußbäume wegzuhauen, und an ihrer Statt Kocken, Weizen, Kartoffeln und Mohn zu ziehen.

Von der Anpflanzung der weißen Maulbeerbäume zur Zucht der Seidenwürmer in den Churhannoversischen Landen, ist mir folgendes bekannt. Schon Leibnitz hat den Seidenbau angerathen und geglaubt, daß er insonderheit in den Lüneburgischen Heidegegenden mit Nutzen zu treiben sey. Auf seine Angabe ist bei Herrenhausen eine Pflanzung von weißen Maulbeerbäumen angelegt worden, wovon ich noch Ueberbleibsel gesehen habe. Vor ungefähr 20 Jahren, ließ der verdienstvolle Staatsminister Herr Diede zum Fürstenstein vor der Stadt Celle, an einem Orte, wo noch so fruchtbarer Sand und so viele Feuchtigkeit ist, daß Gras darauf wächst, Maulbeerstämme pflanzen, welche so weit gut und geschwinde fortgekommen, daß diejenigen, so noch übrig geblieben, eine Krone von 6 bis 8 Fuß im Durchmesser haben. Nachdem man aber angefangen sie abzulauben

ben und Seidenwürmer mit dem Laube zu füttern; so hat es sich gefunden, daß sie nach und nach vertrocknen, weil sie in dem Sandboden nicht so viele Nahrung finden, daß sie mehrere Jahre nach einander jährlich zweimal Laub treiben könnten. Wer die Lüneburgische Heide, das ist, die kleinen Berge von Sand und Kies gesehen, welche sich im Lüneburgischen finden, und ihr Inneres in tiefen ausgespülten Gräben untersucht hat, der wird die Hoffnung aufgeben, daselbst Maulbeerbäume zu ziehen, wo die Wachholder ihre Zweige nicht in die Höhe treiben kan, sondern nur an der Erde kriechend fortschiebt, und wo die Birke zu keinem Baum in die Höhe wächst, sondern nur ein magerer, niedriger Busch bleibt. Am weitesten hat es in dem hiesigen Lande mit Anziehung der Maulbeerbäume und dem Seidenbau vor ungefähr 50 Jahren ein Oberamtmann Voigt in dem sehr fruchtbaren Amte Coldingen gebracht, von dessen rühmlichen Unternehmern noch eine kleine Seidenfabrik in der kleinen Stadt Pattenfen übrig ist, und mit gutem Erfolg fortgesetzt wird. Sein Nachfolger fand aber gar bald, daß es weit einträglicher sey, wenn auf dem Lande, wo die Maulbeerbäume standen, Früchte gezogen würden, und ließ sie wieder wegnehmen. Ich weiß im Lüneburgischen, in einer sandigen Gegend einen Garten, wo eine Hecke von weißen Maulbeeren ist, welche schon mehrere Jahre steht, und das Ablauben und Wegnehmen junger Loden besser aushält, als die Bäume.

Vielleicht kämen solche Hecken in manchen Gegenden überall besser fort, als die Bäume. Vielleicht wäre es auch thunlich und vortheilhaft, wenn in solchen bessern Gegenden, wo der Ackerbau ergiebiger ist, an statt der wilden Hecken von Dornen und andern Gesträuchen, Hecken von weißen Maulbeeren gezogen würden. Es müßten aber solche Gegenden seyn, wo das Vieh niemals ohne Hirten auf der Weide geht, damit sie gegen das Abfressen des Viehes Sicherheit hätten.

Wenn ein Land so bevölkert ist, daß der Acker kaum hinreicht, das Getreide den Einwohnern zu verschaffen; so muß man die guten Aecker mit kleinen Maulbeerbäumen bepflanzen. Es wird ja von großen Staatsmännern in Zweifel gezogen, ob die Schweiz, ja selbst Frankreich nicht besser thäte, wenn es so gar den sonst so sehr vortheilhaften Weinbau in etwas einschränkte und mehr Getreide zöge. Wo mehr Getreide wächst, als die Einwohner verzehren, oder an andere absetzen, da denkt man billig auf einen andern Gebrauch der Aecker.

Da der Wallnußbaum auch wegen seines sehr schönen Holzes angepriesen worden; so hat mich solches an ein vorzügliches Holz erinnert, welches in der Gegend des Harzes in den Laubwäldern wild wächst. Ich weiß nicht, was für ein griechischer oder lateinischer Name ihm beigelegt wird. Im Fürstenthum Grubenhagen nennt der gemeine Mann den Baum dieses Holzes Apeltheren. Ich kenne kein Holz, welches

ches an Feinheit, Härte und Schwere dem Mahagoniholze näher käme, als dieses. Ich besitze selber einen fein gearbeiteten Tisch von diesem Holze, und vielleicht könnte dasselbe mit mehrerem Nutzen angebauet werden, da es bei uns in den Wäldern wächst.

In dem 70<sup>ten</sup> Stück des Hannoverischen Magazins, liest man die Ausgabe auf der 1110. Seite, daß der Haber bei uns wild und angebauet wachse. Ich wünschte, daß es dem Herrn Verfasser dieses sehr gelehrten Aufsatzes gefallen mögte, einen Ort anzugeben, wo insonderheit unser weißer Haber wild wüchse. Ich unterstehe mich nicht, dieses schlechweg zu läugnen. Denn wie viele Dinge sind auf der Erde, welche ich niemals gesehen habe! Dieses aber kan ich mit Gewißheit bezengen, daß ich schon länger als vierzig Jahre gesucht, ob ich eine von unsern Feldfrüchten wild wachsend finden könnte. Ich glaubte ehemals, das Gras mit der Aehre, gramen spicatum, sey ein wilder Kocken, der, wenn er einige Jahre in wohl gedüngte Gärten gesäet würde, sich endlich in nasern Feldrocken verwandeln würde. Allein, eine fortgesetzte Erfahrung zeigte mir, daß meine Vermuthung ungegründet sey. Aus dem Grase mit Aehren wird auch im Garten kein Kocken. So kan ich auch mit Gewißheit sagen, daß die in eben dieser gelehrten Abhandlung geäußerte Muthmaßung, daß die Saubohne, wenn sie viele Jahre nach einander in Gärten gebauet würde, sich in die große und süße Gartenbohne

verwandeln würde, wider die Erfahrung sey. Ich habe gesehen, daß sehr viele Jahre nach einander in eben demselben Felde auf gedüngten Aeckern Saub- und Gartenbohnen neben einander gezogen worden. Die Saubohnen haben sich eben so wenig in Gartenbohnen verwandelt, als die wilde Holzbirne sich in Bergamotten verwandelt, wenn man sie in Gärten setzet. Man findet in mehreren Büchern die Nachricht, daß hier und da die edlern Feldfrüchte angebauet wüchsen. Ich habe in einem nachgeschriebenen Unterrichte des berühmten Gundlings über die Staaten von Europa gelesen, daß Ungarn an verschiedenen Orten Kocken und andere Früchte ohne Bau hervorbrächte, und man bezog sich hierüber auf des Busbecks Briefe. Diese enthalten aber nichts davon. Ich habe Personen darüber befragt, welche sich Jahre in Ungarn aufgehalten, und mich versichert, daß sie daselbst die edlern Fruchtarten nirgend ohne Bau wachsen gesehen. Wer urtheilen will, ob eine Pflanze hier oder da wachse, und wohl gar wild wachse, der muß eine genaue Kenntniß der Pflanzen haben, auch genau darauf achten, wie sie wachsen. In Süd-Amerika wächst ein wilder Haber, aber es ist nicht unser weißer Haber. Denn er wächst nur in Sümpfen und Morästen. Was es mir sehr zweifelhaft macht, ob unsere edleren Fruchtarten wild und ohne allen Bau viele Jahre nach einander fertkommen, ist insonderheit dieses. Gras und allerhand wilde Kräuter haben ein so star-



kes Wachstum, daß sie die edlern Früchte überwältigen, das ganze Land überziehen, und dem edlern Saamen keinen freien Platz lassen, wo er aufkeimen und hervorwachsen kan. Auch die wilden Bäume wachsen geschwinder und höher, als die edlern Arten des Obstes, und ersticken diese gar bald, wenn sie zwischen jenen stehen.

Wenn denn aber die edlern Arten der Früchte, und sogar der Bäume sich ohne Bau nicht lange erhalten können, wie sind sie denn fortgekommen und haben sich erhalten, ehe Instrumente erfunden und so viel Menschen vorhanden gewesen, als zu ihrem Bau nöthig waren? Ich weiß hierauf nichts Gewisses zu antworten. Unsere Unwissenheit giebt uns aber keinen Grund ab, Erscheinungen auf dem Erdboden anzunehmen, welche man nirgend findet. Als Philosoph mutmaßte ich, und die Offenbarung sagt es uns mit Gewißheit, daß die Erde ehemals eine andere Gestalt gehabt, als anjetzt. Vielleicht hat der weise Schöpfer die ersten wild wachsenden Gräser und Kräuter und Bäume, so weit oder auf solche Art von den edlern Früchten und Bäumen entfernt, daß viele Jahre, ja wohl Jahrhunderte vergangen, ehe jene diese erreicht haben. In solchen Umständen hätten die feinern Früchte und Bäume da wild wachsen können, wo sie anjetzt ohne Wartung der Menschen nicht mehr fortkommen. Es sind noch andere Erscheinungen auf dem Erdboden, welche einen nachdenkenden Kopf auf die Mutmaßung leiten, daß ehemals eine

andere Verfassung auf der Erde gewesen, oder daß der Schöpfer sich der ersten Menschen mehr angenommen habe, als der jetzigen, und die Schrift bejahet beides. Der Mensch hat sich anjetzt, besonders, wenn er schlafen will, gegen Wölfe, Bären, Hyänen, Tiger, Löwe, Crocodile, Schlangen, Scorpionen, Taranteln, und vorzüglich gegen Mücken und Fliegen zu schützen. Wie haben die ersten Menschen sich und ihre kleinen Kinder dagegen in Sicherheit gesetzt, da ihnen der weise und gütige Schöpfer in keiner kalten, sondern in einer warmen Gegend, wo kein strenger und anhaltender Winter ist, ihren Aufenthalt wird angewiesen haben, wo dergleichen Raubthiere und Ungeziefer vorzüglich leben, und da die ersten Menschen noch keine Häuser, keine Kleider, keine Decken und keine Instrumente gehabt, womit sie sich wehren können? Was man von Menschen erzählet, welche als Kinder, noch ehe sie eine Sprache gewußt, sollen in Wälder gerathen, darin nackend gelebt und aufgewachsen seyn; so erfordert solches eben so wohl noch eine nähere Untersuchung, als die Erzählungen von Menschen ähnlichen Geschöpfen im Meere. Wir haben mehrere Exempel, daß wenn Gelehrte ein Lehrgebäude angenommen, wozu sie gewisse Erscheinungen der Welt nöthig gehabt, sie gewisse Begebenheiten durch ihren Witz so ausgeschmückt, wie sie dieselben, ihre Meinungen zu unterstützen, nöthig gehabt. Wir sind zwei Exempel von gefundenen wilden Menschen bekannt geworden.

Unter der Regierung Georg des I. fand man in einem Walde in der Gegend von Hameln einen nackenden Knaben. Man fing ihn auf, sperrte ihn in ein Zimmer und unterhielt ihn. Er war ohne Sprache und ganz tumm und starb, ehe er eine einzige Silbe machen gelernt und einigen Gebrauch der Vernunft gezeigt. Als ich mich zu Jena aufhielt, studirte daselbst ein Graf von Muerzberg aus dem Oesterreichischen. Dieser erzählte, daß in ihren Wäldern ein nackender wilder Mensch gefunden worden, ohne Sprache und ohne Gebrauch der Vernunft. Man hat ihn aufgefangen und an andere Menschen gewöhnt. Er hat aber nicht gelernt deutliche Silben auszusprechen, und ist so tumm geblieben, daß er zu nichts zu gebrauchen gewesen, als Wasser und Holz in die Küche zu tragen und einen Braten zu wenden. Diese beiden Menschen scheinen mir von Natur ganz blödsinnig und ihren Verwandten entlaufen zu seyn, und nicht lange in der

Wildniß gelebt zu haben. Auf diese Muthmaßung führet mich folgendes Exempel. An dem Orte meiner Geburt hatten rechtschaffene Aeltern das traurige Schicksal, daß sie ein Kind zeugten, welches hören konnte, aber niemals eine Silbe sprechen lernte, ganz tumm war, ungerne Kleider an sich litt, und nicht so weit zur Reinlichkeit gewöhnt werden konnte, als ein Hund. Es wurde über zwölf Jahr alt und zeigte nicht die geringste Neigung zur Geselligkeit. Hätte dieses Kind Aeltern von einer umherschweifenden Räuberbande gefohret, die hätten es gewiß laufen lassen. Was man von andern in Wildnissen gesundenen einzelnen Menschen vor giebt, welche ohne Sprache gewesen und große Geschicklichkeit gehabt, Wild und Fische zu ihrer Nahrung zu erhaschen, bedarf noch einer nähern Untersuchung unpartheiischer Gelehrten, besonders da diese Personen noch von jungen Jahren gewesen seyn sollen.

### Ueber die Anfrage im Hannoverischen Magazine vom J. 1784. Stück 71. S. 1136. die Oveyley betreffend.

Das Wort Oveyley hat einerlei Bedeutung mit Obeley, Obley, Obleya, oblea, oblia, oubleya, oublia. Im Sinne des canonischen Rechts und in der Schreibart der Stifter, Klöster und Mönche, heißt Obley so viel als oblata, oblatio. Welner Obs. Pract. V. Obley, welches ebenfalls oblia, oubleya, offerramenta, offertio, offerta Opfer bedeutet. Du Fresne Glossar. his

vocibus. Obley ist eine Gabe der Layen an Brodte, Wein, oder Feldfrüchten, welche sie ursprünglich beim Genusse des heiligen Abendmahls an die Kirche überbrachten und opferten. Hieraus machten sich die Geistlichen nach und nach eine sehr reichliche Einnahme, woran auch die Voigte und weltlichen Ministerialen der Stifter Theil nahmen, und zum Leidwesen der Mönche gar

gar oft damit beschenkt und beliehen wurden. J. H. Boehmer J. E. P. Lib. 3. Tit. 30. §. 104.

Die Obley hatte ihren Ursprung aus den ersten Zeiten der christlichen Kirche. Das heilige Abendmahl war bekannter maassen bei den Christen in die Stelle der Opfer bei den Juden getreten. Gleichwie die Priester und Leviten der Juden sich bei diesen Opfern sehr wohl befanden, also ahmten auch die Priester der römischen Kirche jene hierin mit besonderm Fleiße nach, und übertrafen sie zuletzt darin auf eine erstaunliche Art. Die Communicanten der ersten Kirche brachten Brodt und Wein mit, die Priester weiheten sie ein, brachen Stücke davon ab, theilten sie unter die Communicanten aus, und was davon übrig blieb, gaben sie den Armen. Ursprünglich war es willkürlich, was? und wie große Brodte Jemand mit bringen wolte, nach und nach aber wurde es zur Pflicht und Gewohnheit. Van Espen. Jur. Eccl. Univ. P. 2. Tit. 5. c. 4. §. 14. Schon war es eine Lehre der heiligen Väter, Augustins, Tertullians, Justins und Irenäus, daß Niemand zum Tisch des Herrn mit leerer Hand kommen durfte. Calvör Ritual. Eccl. Lib. II. Sect. II. c. 78. §. 1. Eben so wenig durfte sich Jemand unterstehen, kleine Brodte zu bringen, es mußten magni panes seyn, ihre Maasse und Größe wurde fest bestimmt, und an einigen Orten mußten sie so groß seyn, daß 2 bis 4 Personen sich daran satt essen konnten, ut duobus hominibus sufficeret, oder daß 4 Personen sich darin

theilen konnten Du Fresne Gloss. V. Oblia Oubleya. Hingegen diejenigen Stücke, welche sie davon abschnitten und unter die Communicanten vertheilten, wurden immer kleiner, endlich rund und so dünne, als Pfennige geschnitten, zuletzt bloß von Mehl mit heißen Eisen so dünne wie ein Mohnblatt gebrannt, und deswegen anfänglich nebula, oder Oblaten von den oblati, und zuletzt Hostie genannt. Jede von diesen Oblaten machten sie durch ihre Consecration zum vollkommenen Herrn Gott, mit Fleisch und Wein, und gaben ihn den Communicanten zu speisen. Was von der Obley übrig blieb, behielten die Pfaffen für sich, sie wurde nach und nach mannigfaltig vermehrt, außer dem Brodt und Weine auch auf andere Dinge, allerlei Feld- und Gartenfrüchte, Mehl und Vieh erstreckt. Endlich als das Gold und Silber sich in Europa mehrte, ließen sich die Geistlichen statt dessen Geld geben, und nahmen auch wohl die Obley in beiden so wohl in Brodte oder Feldfrüchten, und in Gelde zugleich an. Böhmer i. a. D. §. 101. zu dessen Einnahme und Berechnung ein besonderer Obellarins. Du Fresne. v. Obellarium, oder Obley; schreiber Welner Obs. Pract. V. Obley bestellt wurde.

Mit der Zeit hörte die Gewohnheit auf, daß die Obleyen an Brodte, Wein, Feldfrüchten, und Gelde, während der Messe überbracht wurde; die Geistlichen ließen sich selbige vor der Messe geben, schlugen sie endlich bloß zu Gelde an, nahmen es nicht bloß für die

Com:

Communion, sondern auch für ihre Gebeter für die Seelen der Verstorbenen an, und hieraus entstand zuletzt das Messopfer, diese so reichliche Goldgrube der römischen Kirche, Van Espen d. l. Tit. 5. c. 5. Nr. 1.

Die Geistlichen sängen zwar schon im 9<sup>ten</sup> Jahrhunderte an, statt des Brodtes und Weins von den Communicanten Geld zu nehmen, jedoch Böhmmer i. a. D. S. 101. merke an, daß die alte Gewohnheit mit Brodte und Weine annoch im 13<sup>ten</sup> Jahrhunderte fortgedauert habe. In Du Fresne Glossar. v. Oblia, Oublia finden sich Beispiele vom J. 1306, 1318, 1325, 1358, 1488, und im Raim. Duell. Miscell. T. I. p. 114. in den Statutis Ardacensibus vom J. 1367, werden annoch oblagia. i. e. obleya genannt, wovon der Vater Kellner oder Cellarius dem Praeposito jedesmal 2 Stück geben solte, wenn er die Vigilien persönlich gehalten hätte. Insonderheit sieht man aus der Urkunde in dem hiesigen Magazin von d. J. St. 71. daß die Oweylen annoch im J. 1381 beim Stifte Quedlinburg gebräuchlich gewesen sey. Du Fresne führt im Gloss. v. Obleya, Oblia, Oublia verschiedene Beispiele an, daß weltliche Fürsten, Grafen und Edelleute ihre Antheile davon bekommen haben. Böhmer l. c. S. 104 merke dasselbe ebenfals an, und mir ist bekant, daß den Magistratspersonen in gewissen Städten von den Hauptkirchen jedem ein großes Brodt von Weizenmehl, etwa  $1\frac{1}{2}$  bis  $1\frac{3}{4}$  Elle lang jährlich um Weibachten bis diese Stunden annoch zugeschiedt wird, welches gleicher

Weise von der Obley vermutlich herührt.

Demnach ist nicht zu verwundern, daß den Erbschenken des Stifts Quedlinburg gleichfals ihr Antheil von der Obley gebührt hat.

Die Worte in jekt gedachter Urkunde:

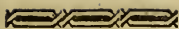
„Dat Brod von dem Oweylene, wu,  
„und wane wie dat und unse Nakome,  
„linge dat geven unsen Juncfrowen, also  
„wille we on. dat of geven wat one da,  
„von bort.

heißen daher

„So fern und so oft wir und unsere Nachkommen das Brodt von dem Obley an, unsere Stiftsfräuleins austheilen lassen, so wollen wir ihm (nemlich dem Erbschenken) auch davon geben, was ihm gebührt.“ Ohne Zweifel werden die Layen sich so wenig beim Stifte Quedlinburg, als bei andern Stiftern haben untersehn dürfen, kleine Brodte demselben anzubieten, sondern werden daselbst eben so wohl, als bei andern Stiftern magnos panes haben bringen müssen; nur die eigentliche Zahl, Maasse und Gewicht derselben ist in dieser Urkunde nicht fest bestimmt.

Vielleicht könten in der Urkunde auch wohl geweihte Brodte, so von der Oweylen übrig geblieben, verstanden seyn, welche die Stifter denen Nobilibus und Ministerialibus vorzähalt, zur großen Ehrenbezeugung zu präsentiren pflegten. Van Espen l. c. S. 10. Allein, es ist nicht glaublich, daß die Aebtissin solche außerordentliche Ehrenbezeugung sich zur besändigen Pflicht im Lebnrieße werde vorgeschrieben haben. Vielmehr da die Brodte nur schlechweg ohne genauere Beschreibung geweihter Brodte im letzten Briefe aenannt sind, wovon dem Erbschenken von Rechts wegen sein Antheil gebührt, (wat on davon bort) so ist wahrscheinlicher, daß die Brodte, so wie sie aus Stifte geliefert worden, darunter verstanden sind.





# Sannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Freitag, den 5ten November 1784.

## Einige Bemerkungen vom Kleebau.

I. **I**n M. G. Buchers Landwirthschafts-kalender Leipz, 1776. S. 38 bis 39. wird folgende Methode, Kleesaamen zu erhalten, für die beste ausgegeben: Man soll den zweiten Wuchs zum Saamentragen stehn lassen, und deswegen den ersten Wuchs früh und schon vor dem Blühen mähen, damit der Saame von dem zweiten sodann noch zeitig werden könne. Und der Saamenklee soll überhaupt nicht in ganzen Stücken, sondern zeilenweise etwa auf vier Zoll Breite zwischen jedem zwei Schwaden stehn bleiben.

Ich habe von dem ersten und zweiten Wuchse Saamen genommen; in beiden Fällen aber viele taube Blumen mit unter erhalten, und glaube auch, daß es nicht anders seyn kan, weil der Klee, so lange es ihm nur die Witterung verstartet, immer nachblühet.

Indessen halte ich doch für das Nothsamste, den ersten Wuchs zum Saamentragen zu behalten. Denn, wenn man denselben sehr früh mähet, um für den zweiten Zeit zu gewinnen, so erntet man bekanntlich nicht viel

Klee davon; und dem ungeachtet ist man nicht sicher, daß der zweite noch zur völligen Reife kommen werde; wie die Erfahrung vom vorigen Jahr gelehrt hat. Ueberdieß hat man von dem ersten Wuchse immer weit mehr Saamen zu erwarten als von dem zweiten.

Den Saamenklee zeilenweise stehn zu lassen, habe ich dieses Jahr auch versucht; aber gar keinen Nutzen, sondern vielmehr folgende Unbequemlichkeiten davon gefunden. Erstlich, kan man den ausgemäheten Klee, den man trecknen will, zwischen den Zeilen nicht wenden, in Haufen bringen, und ausfahren, ohne den Saamenklee zu beschädigen. Zweitens können sich die Klee Stengel in den Zeilen nicht aufrecht erhalten, sondern lagern sich bald in die ausgemäheten Schwade, und verwachsen mit dem jungen Klee, der darin hervorkömmt: wodurch demnächst das Ausschneiden wenigstens sehr kostbar, und vieles Verspillen dieses jungen Klees verursacht wird. Drittens kan man auf diese Weise nicht viel Saamen gewinnen, und es bleibt also

U u u

höch:

höchstens nur im Kleinen thunlich. Ich halte daher für weit besser, ganze Kleestücke, die recht gut bewachsen sind, zum Saamentragen stehen zu lassen.

2. Man kan hierweilen seine Ursachen haben, daß man den Saamenklee nicht abmähen lassen will. In diesem Falle habe ich die reifen Saamenköpfe auch wohl durch Kinder abstreifen lassen, da mir denn der gehäufte neubraunschweigische Himten auf 1. mgr. gekommen ist. Wenn man zu dieser Arbeit hölzerne Kämme mit dahinter gespannten Beuteln brauchen will: so kan man vielleicht noch wohlfeiler dazu gelangen.

3. Ein Himten dergleichen abgestreifter reifer trockener Saamenköpfe hat im Mittel 4 Pfund 13 Loth gewogen; und beim Reinmachen sind 2 Pfund reiner Saamen davon ausgefallen. Ein Himten abgedroschener Saamenköpfe hat 5 Pfund 10 Loth gewogen; also 29 Loth mehr; vermuthlich wegen der darunter gekommenen Stücke von den schwerern Stengeln und Blättern: an reinem Saamen ist aber nur 1 Pfund 18 Loth daraus gefallen. Ein Himten reiner Klee saamen hat hier 48 bis 50 Pfund gewogen.

4. Ich habe alle mir bekante Arten versucht, den Klee saamen aus den Hülsen auszumachen, aber auch bei allen gefunden, daß sie im Großen, und wenn man Tagelöhner dazu brauchen muß, zu kostbar sind; daß viel Körner verderben, wenn man die Trocknung im Backofen vornimmt; und daß

viele in den Hülsen bleiben, und verloren gehn, wenn man es nicht thut. Dieses Jahr habe ich daher auch 32 Malter 1 Himten theils abgestreiften, theils abgedroschener Saamen mit den Hülsen ausgesäet, und diese Saat ist eben so gut gerathen, als die von etwa 400 Pfund reinem Saamen, den ich außerdem noch gesäet habe; und auf dem Klee lande kan jetzt gewiß Niemand unterscheiden, wo der eine oder der andere Saamen hingesaet ist.

Da ich hier im Mittel 9 Pfund reinen Saamen auf den calenbergischen Morgen rechnen muß, so nehme ich, um völlig sicher zu sehn, zu dem Versuche auf jeden Morgen ein Malter mit den Hülsen, woraus ich ungefährt 10 Pfund 22 Loth reinen Saamen erhalten haben würde: beim Aufgehn zeigte sich aber, daß ich mit viel weniger hätte zukommen können; denn der junge Klee steht durchaus zu dicke.

Dabei war indessen meine meiste Sorge, daß der leichte Saamen beim Ausstreuen sich nicht gleich über das Land vertheilen mögte; der Erfolg hat aber auch diese Besorgniß widerlegt.

Da der Saamen in den Hülsen allem Anscheine nach mehr Feuchtigkeit zum Aufgehn braucht als der reine: so ließ ich ihn gleich untersäen, und durch die Egge hinlänglich mit Erde bedecken.

Nun läßt sich zwar von dem guten Erfolge des Versuchs in diesem fruchtbaren Jahre nicht gleich ins Allgemeine schließen; indessen gewinnt die Sache

che doch auch dadurch noch mehr Anschein, daß die Natur selbst den Klee: saamen mit den Hülsen aussäet. Da nun die Schwierigkeit der Reinigung des Kleesaamen die Hauptursache ist, warum die meisten Landwirthe ihren Bedarf nicht selbst anziehen, sondern lieber kaufen, wodurch denn gegenwärtig schon wirklich viele Tausende außer Landes gehn: so verdient die Ausföngung des Saamen mit den Hülsen, wozu jeder, der Klee bauet, so leicht gelangen kan, gewiß allgemeiner zu werden.

5. In trocknen Frühjahren sügt sichs oft, daß der Kleesaamen zwar aufgeht, die jungen Pflanzen aber zum Theil entweder wieder vertrocknen, oder von dem Ungeziefer verzehret werden, und nur horstweise stehn bleiben. In diesem Falle findet man insgemein Bedenken, das Kleeland umzupflügen, und ganz von neuem zu besäen; und dennoch ist einem sehr daran gelegen, es besser bestanden zu sehn. Da ist denn das sicherste Mittel, gleich nach der Abfuhr der Sommerfrucht Kleesaamen wieder über das heile Land zu streuen, ohne denselben einzuzeggen oder sonst etwas daran zu thun. So bald darauf feuchte Witterung einfällt, keimt dieser frei aufliegende Saamen, und wurzelt so gut als der untergeeggete unter sich.

Wir sind verschiedene Dertter bekant, wo man vorigen Herbst den schlechten Kleefeldern allein dadurch geholfen hat; und ich selbst habe dieses Jahr Kleesaamen auf die nemliche Art über

eine ganze Flage Flachs vier Wochen nach der Ausfaat des Leins gesäet, und solcher ist sehr gut gekommen. Auch die Natur streuet den Kleesaamen nicht anders aus; und doch schiegt derselbe auf schicklichem Boden immer weit leichter an, als der mühsam eingeeggete.

Will man indessen ja noch etwas dabel thun, so kan man eine schwere Walze darüber gehn lassen.

Solte aber der Kleesaamen dem Sommer über der Trockniß wegen gar nicht ausgegangen, und doch sonst von guter Beschaffenheit seyn, so ist das abermalige Besäen nach der Ernte des Sommerkorns nicht nöthig, sondern man kan das Aufgehn des ersten Saamen bei der feuchten Herbstwitterung noch erwarten.

6. Der Ertrag des Klees wird von den meisten Schriftstellern, besonders denen, die die Theilung der Gemeinheiten empfehlen, unglaublich hoch angegeben; ich habe aber auf mittelmäßigem Lande, das dazu nicht besonders gedünget worden ist, in ordinairen Jahren nie über 25 bis 30 Centner Kleeheu vom calenbergischen Morgen geerntet.

Selbst in diesem fruchtbaren Jahre sind von gutem Lande zu Wittenburg nach einer ganz genauen Untersuchung des dasigen Verwalters Schumacher, nur 35 Centner  $89\frac{2}{3}$  Pfund Kleeheu von einem Morgen geerntet worden.

Es war ein Kamp von 6 Morgen 26 Ruthen 141 Fuß im Wiedhagen daselbst, der im Frühjahre 1783 mit

U u u 2

hat

Haber und Klee gehörig besäet wurde. Der Haber wurde am 9<sup>ten</sup> August 1783 abgemähet; der Klee war dar: unter fürtrefflich gekommen, und wuchs im Herbst noch ziemlich heran, konte aber doch nicht mehr gemähet werden; sondern blieb unberührt und unbewei: det stehn. Den 3<sup>ten</sup> Mai d. J. wur: de derselbe mit 21 Himten Dur bes: streuet, den 29<sup>ten</sup> Jun. da er zeitig war, zum ersten mal gemähet, auf die bekannte einfache Art getrocknet, und am 10<sup>ten</sup> Jul. auf 6 vier-spännigen Wägen, wovon jeder 22 Centner 96 Pfund 8 Loth Kleeheu enthielt, abge: fahren. Nachdem sich bald darauf wieder ein sehr guter Nachwuchs zeig: te, so wurde derselbe am 22<sup>ten</sup> Jul. abermals mit 19 Himten Dur bes: streuet; am 25<sup>ten</sup> Aug. bei erforderli: cher Reife gemähet, und am 7<sup>ten</sup> Sept. auf 4 vier-spännigen Fudern, wovon jedes 21 Centner 42 Pfund 24 Loth Kleeheu enthielt, abgefahren. Eine dritte Ernte hätte der Mähe nicht bes: lohn, und wäre auch nicht mehr mög: lich gewesen, da das Land mit Winters: frucht wieder besaamt werden mußte.

7. Im Jahr 1781 habe ich durch Versuche ausfindig zu machen gesucht, wie viel grünen und trocknen Klee Hornvieh und Schaase täglich verzeh: ren. Dadurch hat sich nun folgendes ergeben:

a. Zwo hierländische Kühe haben beide zusammen vom 7<sup>ten</sup> Sept. bis zum 6<sup>ten</sup> Oct. an grünem geschnit: tenen Klee täglich, nach dem Ge: wichte im Mittel 165 Pfund 20 $\frac{2}{3}$

Loth gestressen, und dabei 31 $\frac{1}{3}$  $\frac{6}{10}$  Quar: tier oder 63 $\frac{7}{10}$  Pfund reines Wasser gesoffen.

b. Acht Stücke Schaasvieh von der Wittenburger Schäferei, nemlich 2 Lämmer, 2 Jährlinge, 2 Erstlin: ge, 2 Dreijährige von beiderlei Ge: schlecht, haben zusammen vom 1<sup>ten</sup> Jul. bis zum letzten Sept. täglich nach dem Gewichte im Mittel 65 Pfund 15 $\frac{1}{2}$  Loth grünen geschnit: tenen Klee aus Trögen verzehrt, und dabei in allen 92 Tagen überhaupt nur 21 $\frac{1}{4}$  Quartier oder 42 $\frac{1}{2}$  Pfund reines Wasser saufen wollen. Sie haben sich diese ganze Zeit über in den Hürden im Freien, ohne weitere Bewegung aufgehalten: der Klee ist ihnen bis zur Sättigung gebo: ten; das Uebrige aber nach dem Ge: wichte wieder zurück genommen worden.

c. Acht Stücke etwas größeres Vieh von der wülfsinghäuser Schäferei, eben desselben Alters u. Geschlechts, haben vom 26<sup>ten</sup> Jul. bis zum 6<sup>ten</sup> Oct. auf gleiche Weise täglich 73 $\frac{2}{4}$  Pfund grünen geschnittenen Klee verzehrt, und dabei gar nicht saufen wollen.

d. Ein alter Hammel und ein altes Schaaf, die sich auch in den Hür: den im Freien ohne weitere Bewe: gung aufgehalten, haben beide zu: sammen vom 29<sup>ten</sup> Aug. bis zum 6<sup>ten</sup> Oct. täglich nach dem Gewich: te im Mittel 5 Pfund 16 Loth trocknen geschnittenen Klee und 5 Quart:



Quartier oder 10 Pfund Wasser zu sich genommen.

e. Zwei Lämmer und 1 Jährlingshammel haben alle drei zusammen vom 17<sup>ten</sup> Sept. bis zum 6<sup>ten</sup> Oct. täglich nach dem Gewichte 3 Pfund 20 $\frac{1}{2}$  Loth trocknen geschnittenen Klee gefressen, und 4 $\frac{2}{3}$  Quartier oder etwa 9 Pfund Wasser geflossen; jedoch ist das eine Lamm bald nach der Ausstallung nicht gesund besunden worden.

Je mehr Schaafvieh zusammen frisst, desto geringer ist die Consumption, weil in einem großen Haufen immer viele sind, die aus Kränklichkeit oder andern Ursachen weniger zu sich nehmen.

Vier Pfund grüner Klee geben ein Pfund trocknen; auch nach den Umständen etwas mehr oder weniger. Die Consumption des grünen Klees gegen den trocknen, bleibt also nach dem obigen ziemlich verhältnißmäßig; und wenn man das Gewicht des verzehrten trocknen Klees und des Wassers zusammen rechnet: so kömmt das Gewicht einer Portion grünen Klees beinahe heraus.

Fast eben so giebt der Catechismus der Schaafzucht, den übrigens mancher hierländische Oekonom für uns brauchbarer hätte umarbeiten können, das Gewicht der Consumption des Schaafviehes an.

Da bei der Theilung der Gemeinheiten in den stark ausgebaueten Provinzen auf den Klee alles ankömmt: so ist es sehr wichtig, zuverlässig und ge-

nau zu wissen, was man davon nach eines jeden Orts Umständen a. von einem Morgen zu erwarten hat; und b. auf die tägliche Consumption einer jeden Viehart wieder rechnen muß.

8. In einer großen Haushaltung kan man es schwerlich immer mit Vortheil so einrichten, daß man den ganzen Sommer hindurch grünes Kleesutter habe; und man thut daher wohl, allen Klee, den man nicht auf einmal grün zu verfüttern vermag, so bald er zeitig ist, abmähen und trocknen machen zu lassen; und ihn dem Viehe so lange, bis der grüne wieder zeitig ist, allenfalls mit Stroh zusammen geschnitten zu geben. Hornvieh und Schaafse fressen ihn auch mitten im Sommer gern, und befinden sich gut dabei, obgleich ersteres in der Quantität der Milch etwas abnehmen mag. Wenn der grüne Klee, wegen seiner großen Saftigkeit zu stark ist, Diarrhöen erregt, und dadurch das Vieh matt macht: kan man ihn durch Zuschneidung von Stroh oder trockenem Klee, so wie man will, verbessern.

9. Beim Trockenmachen des Klees muß man sich an gar keine Vorschriften binden. Ich habe schon recht gutes Kleeheu geerntet, das gar nicht gewendet, sondern im Schwade trocken geworden, und daraus unmittelbar in Haufen gebracht war. Liegen die Schwade hoch und der Klee ist noch jung und sehr saftig, so ist das einmalige Wenden jedoch wohl anzurathen. Vor allen Dingen hüte man

sich aber, den Klee zu früh in Hausen zu bringen.

10. Die Abweidung des Klees mit den Schaafen findet nicht wohl statt, wenn derselbe schon hoch aufgewachsen ist, sondern sie muß entweder früh, bevor er aufschießt; oder nach dem Abmähen geschehn. In beiden Fällen scheint sie nach meiner Erfahrung den Kleeständen bei trockenem Wetter nicht nachtheilig zu seyn; bringt aber auch für das Vieh nicht viel, indem der Klee nie so dicht steht, als Gras, und daher große Flagen von kleinen Heerden in wenigen Tagen kahl gemacht werden. Ich rechne also nicht weiter darauf als auf einen Behelf für wenige Tage.

11. Ueberhaupt finde ich zwar den Ertrag des Kleebaues ungeachtet des so blendenden Anscheins in der That nicht so außerordentlich groß, als es jetzt unsere meisten ökonomischen Schriftsteller sagen; und ich habe von der Besaamung eines Theils des ungedüngten Brachfelds mit Erbsen, die bei guter Witterung eben so wohl gerathen als auf gedüngtem Lande, oft mehr Vortheil als vom Klee: dennoch halte ich ihn für ein höchst nußbares Gewächs, und ich hoffe noch, daß der

Anbau desselben und unser Kornbau so mit einander werden vereinigt werden, daß dadurch eine eigene Art von Koppelwirtschaft entsteht, die für unsere Gegenden weit schicklicher und einträglicher ist als die gewöhnliche.

12. Ob der Kleebau an sich den Acker verbessere, und den Mangel an Dünger, wenigstens einigermaßen ersetze, ist eine Sache, über die ich schon seit vielen Jahren Beobachtungen angestellt, aber doch wegen der vielen Nebenumstände, die dabei eintreten, schlechterdings noch keine gemacht habe, die völlig entscheidend wäre. Wenn man erwägt, daß der Klee, der in gedüngtes Land gesät, oder im Herbst mit Dünger überfahren wird, unter einerlei Umständen immer besser gedeihet, als wo er keinen Dünger hat; so muß man schließen, daß er selbst Dünger verzehre; folglich so lange als seine Stengel, Blätter und Wurzeln im Lande nicht verfaulen, keinen Dünger gebe. Indessen will ich auf diesen Grunde nicht bestehen, um den Klee zu einem zehrenden Gewächse zu machen.

Der Herr Pfarrer Frommel behauptet in seiner Theorie vom Kleebau a), daß der Klee auch das Wachs:

a) Anm. Da diese kleine Schrift vermuthlich nicht sehr allgemein bekannt werden möchte, so wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, die wichtigste Stelle daraus hier zu lesen: Kan der Klee nach dem durch die Erfahrung bestätigten Grundsatz einen magern Rockenacker in einen Welgenacker verbessern, sagt Herr F. so kan er auch meine magern Rüben besser machen; und sofort wurde im April dieses Jahrs der Klee saamen in Abschnitten von 6 zu 6 Schritten in etliche Weinberge von mittlern und leichten Boden gesät, und um den Gang der Natur noch besser zu beobachten, legte man ein Stück Feld mit Birstenpflanzen,

Wachsthum der Pflanzen, zwischen denen er steht, sehr befördern. Das von hat mir aber meine hiesige Erfahrung immer das Gegentheil ergeben, wenigstens habe ich nie wahrgenommen, daß die Sommerfrüchte, worunter ich den Klee gesäet, wenn solcher gleich bisweilen an einigen Stellen bei Zeiten lang und stark geworden, und die Stauden von Haber oder Gerste nur einzeln dazwischen gestanden, sich vorzüglich ausgenommen hätten.

W.

W.

pflanzen, derer sich die Strumpffabrikanten bedienen, also an, daß in die eine Hälfte Klee gesäet, und die andere mit der Haue gebauet wurde. — Als E. Hochfürstl. Durchl. der Herr Markgraf von Baden davon Nachricht erhielt, befahl er, daß das Oberamt in Mühlheim mit drei der tüchtigsten Voigte dieser Gegend den Augenschein aufnehmen sollte. Dies geschah den 30<sup>ten</sup> August, und das Resultat war, daß die Reben mit und ohne Klee einander gleich; die Bürsten aber im Klee weit schüner und lebhafter aussähen, als die mit der Haue gebaueten.

Ein zweiter Augenschein erfolgte den 27<sup>ten</sup> Sept., und besagte, daß alles in voriger Verhältniß wäre angetroffen worden. Allein, in den letzten zehn Tagen vor dem Herbst fiel der Vorzug ganz auf die Kleeite. Die Trauben erschienen weit schöner und zeitiger, als die andern, und man fand keine Fäulniß darinnen, da doch die andern alle angesteckt waren. Als der erste Reif den 29<sup>ten</sup> Oct. einfiel, sah man, daß die Bürsten im Klee des andern Tages noch ganz grün, die daeeben aber braun waren. Der Reif am 9<sup>ten</sup> Nov. benahm den letzten alles Leben, und die erstern waren nur ein wenig gefengt. Man sah also deutlich, daß der Klee die Dünste auf sich gezogen, und daß der Klee im Frühjahr den Reif eben so auf sich ziehen, und den Weinstock verschonen werde. — Noch auffallender aber war die Beobachtung, da man in die Kleereben kam, fand man die Blätter fast alle abgefallen, und die andern noch an ihren Weinstöcken. Welche Reben, fragte ich meine Nachbarn, lassen zuerst ihr Laub fallen? Die zuerst zeitig sind, sagten sie. — — So komt denn, und sehet meine Kleereben, — — sie kamen und sahen, und bemerkten sogleich, daß das junge Rebholz viel brauner und zeitiger, und im Vergleich mit dem andern weit vollkommener und stärker war.

### Von den Kennzeichen einer guten Baumschule. \*)

1. Das Erdreich, auf welchem die Obstbaumschule angelegt worden, muß schlechterdings mit keinem starktreibenden Düngungsmittel zubereitet seyn, sondern bloß aus einem guten natürlichen tragbaren Boden bestehen, welcher einige Zeit geruhet hat, daß auf solchem weder Bäume, noch andere stark ausziehende Gewächse, gestanden haben. Die Ursachen davon sind, weil die durch Mist und andere Düngung schnell getriebenen Bäume bei

bei

\*) Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.

bei der Verfezung an andere Derter schwer anwachsen, überdies auch öfters annoch, nach Ablauf einiger Jahre, den Brand bekommen, das geruhete Land aber das Wachsthum und die Gesundheit des Baums befördert, und ihn dadurch zur Verfezung in andern Grund und Boden tauglicher macht. 2. Ist die Baumschule vom Unkraute, ja selbst vom Wurzelwerk und Gartengewächsen aller Art rein zu halten, weil solches dem gesunden und baldigen Anwuchse des Baumes, durch Entziehung seiner Nahrung, nachtheilig ist. 3. Die in solcher übliche Veredelung muß hauptsächlich im Deuliren und Copuliren bestehen; indem die Erfahrung bewähret hat, daß die auf diese Weise gut gemachten Bäume gesunder, dauerhafter und tragbarer, als die gepfropften und ablaectirten Stämme sind. 4. Tangen die aus den Wäldern zusammen gesuchten wilden Obststämme zu Baumschulen, nichts, sondern es müssen solche aus Obstkernen im guten Lande angezogen worden seyn. Die Ursache davon ist, weil die aus den Wäldern zusammen gesuchten Stämme mehrentheils unter Holz und Strauchwerk langsam heran

gewachsen, und also schon veraltet sind, daß dabei weiter keine Veredelung, als durch Pfropfen in den Spalt, vorzunehmen werden kan, welches mehrentheils, wegen des starken Baums, viele Jahre lang nicht genugsam verwächst; da hingegen bei jungen Stämmchen solches, besonders beim Copuliren und Deuliren, gleich im ersten Jahre völlig zu- und überwächst. 5. Die niederstämmig gezogenen Bäume, an Spalier: Kesslbäumen und Pyramiden, müssen nicht auf wilden Stämmen, sondern die Birnen auf Quitten: und die Äpfel auf Johannisstämmen veredelt worden seyn, weil sie sonst nicht tragen, sondern bloß ins Holz treiben, bis man sie nicht weiter niedrig hält, sondern zu hochstämmigen Bäumen, was sie der Natur nach wirklich sind, fortwachsen läßt. 6. Muß in der Baumschule eine genaue Ordnung vorhanden seyn, daß jede Obstsorte ihre besondere Reize und Platz hat, worüber der Eigenthümer ein richtiges Verzeichniß in Händen haben muß, damit jeder Kauflustige mit der Sorte, die er verlangt, versorget werden kan.

### A n f r a g e.

Die sogenannte Flinten: oder Feuersteine auf Schießgewehr, sind ein nicht ganz unbeträchtlicher Theil des Handels; sie werden in großen Quan-

titäten auf Messen gebracht, und in alle Länder verschifft. Wo werden sie gebrochen und fabriciret?



# Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 8ten November 1784.

Fortsetzung der Beschreibung einiger ausländischen merkwürdigen Bäume und Pflanzen, die in den Reisebeschreibungen vorkommen.

(E. das 11. 28. 50<sup>e</sup> St. von v. J. und das 72. und 84<sup>e</sup> St. von d. J.)

Sechster Brief.

**D**a Er. : hier schon wieder ein Schreiben von mir bekommen, so bitte ich solches als einen Beweis anzusehen, daß es mir die angenehmste Beschäftigung sey, mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich habe jetzt mehrere Muße, als zu andern Zeiten. Die soll Ihnen allein gewidmet seyn. Aber womit soll ich denn jetzt den Anfang meiner Beschreibungen machen? Ich wünschte, daß ich dabei eine alphabetische Ordnung gewählt, oder sie nach den Classen des Linnéischen Pflanzensystems eingerichtet hätte. Allein, alsdenn würden manche Nachrichten lange haben zurück bleiben müssen, die Er. : gerne eher gelesen hätten. Das Ungedenken an die Heuschreckenheere, davon uns die öffentlichen Zeitungen zuweilen Nachricht gegeben haben, erinnert mich an einen Baum in dem mittdägigen Amerika, der den Namen Heuschreckenbaum führet. Die Beschreibung desselben soll den Anfang dieses Briefes einnehmen.

Der lateinische Name dieses Baums ist *Hymenaxa*. Hymen war der heidnische Gott der Ehen. Die Ursache aber warum der Ritter von Linné diesen Baum nach ihm genennet hat, ist diese, weil die gepaarten Blätter desselben, so lange sie jung sind, alle Nächte an einander schließen und gleichsam beisammen schlafen. Dieser Heuschreckenbaum erreicht eine außerordentliche Höhe, und man findet ihn öfters über siebenzig Fuß hoch, dabei ist er neun Fuß dick. Er gehört zu der Classe der Hülsen tragenden Gewächse. Der Stamm desselben ist mit einer hellen aschfarbenen Rinde überzogen, und ist bis nahe an den Gipfel ganz ohne alle Reste. Oben aber kommen sie sehr häufig hervor, und sind mit eyrunden Blättern besetzt, die ungefähr eine Länge von drei Zoll haben und dunkelgrün von Farbe sind. Sie stehen immer paarweise und ein jedes Paar hat nur einen einzigen Stengel. Die Kronen sind schmetterlingsförmig. Ihnen folgen etwas flache Hülsen ungefähr drei Zoll lang und ein und einen

halben Zoll breit, die, wenn sie reif sind, eine hellbraune Farbe haben. In denselben finden sich drei den Bohnen ähnliche purpurfarbene Saamen, die mit einem hellbraunen, mehligten und zuckerfüßen Wesen bedeckt sind. Die Amerikaner essen solches mit großer Begierde, und es soll in der That sehr süß und angenehm schmecken. Die Wurzel dieses Baums ist so dicke, daß man sie in horizontale Scheiben säget, und solche zu Tischblättern gebrauchet, woran 18 bis 20 Personen gemächlich speisen können. Das Holz ist von einer hellbraunen Farbe, dicht, schwer und dauerhaft, und sinkt im Wasser zu Boden. Aus der Wurzel dieses Baums schwißt nach Vanerosts Naturgeschichte von Guiana, ein weißes, klares, etwas durchsichtiges, wohlriechendes balsamisches Harz aus, das eben keinen sonderlichen Geschmack hat. Man findet solches in der Erde unter der Wurzel in großen Klumpen zusammen gelaufen, und es ist dasjenige was in den Apotheken das Gummi Animan ausmacht.

In diesem Gummi findet sich nur sehr weniges wesentliches Del, läßt sich in den ersten Wegen fast gar nicht auflösen, und wird deswegen auch nicht innerlich gebraucht. Sonst besitzt es eine nervenstärkende zerteilende Kraft und Eigenschaft, daher man es denn unter die zerteilenden stärkenden Wund- und Fußpflaster, Salben, Balsamen und einigen wohlriechenden Arzneien, auch unter die Species zum Räuchern zu verordnen pflegt. Wenn es in rectificirtem Weingeist aufgelöst wird, so

giebt es einen Firniß, der noch den chineffischen Lack überrist.

Sie kennen den Cypressenbaum, den unsere Lustgärtner theils so, wie er wild wächst, in den Bosquieten, theils aber auch in Gefäßen oder auf Rabatten pyramidenförmig ziehen. Es giebt aber noch edlere und nützlichere Arten desselben, als in den Morgenländern, in der Levante, Portugall und in andern Gegenden, mit denen ich sie jetzt bekannt machen will. Zuerst also

Die zweizeilige Cypresse. *Cupressus disticha* L. Ihr Vaterland ist Virginien und Carolina, und wird daher auch der virginische Cypressenbaum mit *Acacienblättern* genannt. Der Baum ist einer von den größten in Nordamerika. Einige halten im Umkreise wohl dreißig Fuß, und haben das merkwürdige, daß sie erst sechs Fuß hoch pyramidenförmig wachsen, alsdenn um zwei Drittheil abnehmen, und sodann in eben der Proportion als andere Bäume 60 bis 70 Fuß in die Höhe fortwachsen. Vier bis fünf Fuß weit um den Baum herum wachsen auf eine ganz besondere Art verschiedene Starren von ganz besonderer Art von mancherlei Form und Größe. Einige erheben sich nur etwas über die Erde; andere aber sind einen bis vier Fuß hoch und oben mit einer glatten Rinde bedeckt. Sie kommen aus der Wurzel des Baumes, haben aber weder Blätter noch Nester. Die Blätter des Baumes stehen an beiden Seiten der dünnen Zweige, sind schön grün, zart, dünne, einige Linien breit, einen Zoll lang und fallen im

Win-

Winter ab, welches bei keiner andern Cypressengattung geschieht. Die Zweige sind mit einer braunrothen rauhen Rinde bedeckt. Der Baum vermehret sich durch den Saamen, der dem gemeinen Cypressen Saamen gleicher, und von balsamischer wohlriechender Consistenz ist. Das Holz des Baumes ist unvergleichlich, und wird fürnemlich gebraucht die Häuser damit zu decken, weil es sehr leicht ist, nicht viele Adern hat, und dem schlimmen Weiter bessern Widerstand thut, als alle andere Arten, die man daselbst findet. Auch machen die Nordamerikaner Kähne aus dergleichen Stämmen, die aus einem Stücke bestehen und zwei bis dreitausend Pfund tragen können.

Der immer grüne Cypressenbaum, *Cupressus sempervirens* L. wächst in den Morgenländern, besonders in Candia und Creta wild. Man nennet ihn auch den weiblichen gemeinen Cypressenbaum. Der Stamm dieses Baumes ist gerade, hoch und dick, mit einer braunen Rinde bekleidet, und von der Mitte an bis zum Gipfel mit vielen viereckigten Nesten besetzt. Die Blätter gleichen spizen Nadeln und liegen schuppenweise dichte über einander. Es giebt auch eine Spielart von dieser Gattung, welche die männliche genannt wird, an welcher man weiter keinen Unterschied wahrnimmt, als daß die Nester bei dieser weiter ausbreitet sind, als bei jener. Sie bleibt das ganze Jahr hindurch grün, und wirft die Nadeln, gleich wie die Fichten, nach und nach ab. Sie ist mit einem ziemlich wohl-

riechenden harzigen Saft angefüllt, und giebt eine sehr häufige, gewürzhaftete und balsamische Ausdünstung von sich. Sie wird daher von vielen zur Verbesserung der Luft und als ein besonderes Mittel für die Lunge angepriesen. Verschiedene alte Aerzte der Morgenländer haben auch die Gewohnheit gehabt, ihre Kranken, die schwache Lungen hatten, auf die Insel Creta zu schicken, wo sich diese Bäume damals häufig fanden; und es sollen wenige Kranke gewesen seyn, die nicht von der Wirkung der Luft allein vollkommen gesund geworden sind. Das Holz wird wegen seiner harzigen balsamischen Bestandtheile von der Fäulniß und den Würmern weniger angefochten, als andere Hölzer. Die Geräthschaften und Balken, die davon gemacht sind, dauern viele hundert Jahre. Die Nüsse von diesem Baume, darin der Saamen liegt, sind ein zusammenziehendes Arzneimittel, welches ehemals gegen den Durchfall verordnet wurde, und das man auch bei Wechselfiebern zu gebrauchen pflegte. Seit der Entdeckung der Chinarinde aber sind diese und andere dergleichen stopfende Mittel aus dem Gebiete der Heilkunde gewiesen worden.

Herr Müller führt in seinem Dict. eine männliche Cypresse an, und versteht unter diesem Baume eine besondere Gattung, welche durch alle Generationen beständig bleibt, und also mit der vorigen nicht zu verwechseln ist. Die Nester dieser Gattung sind schon im ersten Jahre wagerecht ausgebreitet. Der Stamm wird sehr dick und hoch.



Sie wächst in der Levante wild, und wird daselbst zu Zimmerholz gebraucht.

Der portugisische Cypressenbaum ist unter dem Namen der Ceder von Busaco, oder Ceder von Goa bekannt geworden. Die Blätter desselben haben an der Spitze einen Stachel. Seine Zweige hängen herab. In Portugall wächst er jetzt wild, und wird zu Bauholz gebraucht. Ursprünglich stammt er aus Goa her.

Ein auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wachsender Cypressenbaum, wird der wachholderförmige genannt, der sich von andern dadurch unterscheidet, daß er pfriemensförmige kreuzweise geordnete ausgebreitete Nadeln hat. *Cupressus juniperoides* L.

Noch ist die Zwergcypresse, *Cupressus Thyoides* L. übrig. Sie gleicht dem Lebensbaume, und hat ziegelweiße schuppige Blätter. Die Zapfen sind nicht größer als die Wachholderbeeren, und haben auch von weitem wegen ihrer bläulichen Farbe das Ansehen derselben. Nordamerika, und besonders Canada ist das Vaterland dieses Baumes, woselbst er in sumpfigen Gegenden wächst, und den Namen der weißen Ceder führt, weil sein Holz dem Cedernholze sehr ähnlich ist. Es ist sehr leicht und hält sich vor allen übrigen Arten in diesem Lande am längsten gegen die Fäulniß. Daher ist es gut zu Dächern, denn es beschweret die Mauern nicht, und dauert ein ganzes menschliches Alter hindurch.

In alten Zeiten gebrauchte man das Cypressenholz hauptsächlich zu Särgen

und Kisten, jetzt aber ist das Cedernholz üblicher.

Man pflanzet übrigens den Cypressenbaum so wohl durch Ableger als Saamen fort. Bekannt ist es, daß der Saamen in Deutschland selten reif wird. Man läßt sich daher reife Zapfen aus den wärmern Gegenden kommen, solche an einer gelinden Wärme aufspringen und den Saamen von sich geben. Diesen säet man im Frühling in eine leichte gute Erde und begießet ihn. In zwei Monaten kommen die Pflanzen hervor, und man hat alsdenn in zwei Jahren nichts bei ihnen zu beobachten, als daß man sie bei trockenem Wetter begießet, vom Unkraut reiniget und bei kaltem Wetter bedecket. Nach dem zweiten Jahre werden sie verpflanzet. Das geschieht im Frühjahr bei dunkler Luft, so, daß man die Pflanzen mit einem Spaten sorgfältig aufhebt, damit die Wurzeln nicht beschädiget werden. Man siehet auch dahin, daß an jedem Stamme etwas Erde hängen bleibe. Alsdenn setzet man sie sogleich wieder entweder in ein Gefäß, oder an andere Orter, wo sie beständig stehen sollen. Auf diese Art verfähret man mit allen Sorten der Cypresse.

Bei den Alten war dieser Baum dem Pluto geheiliget, und ein Symbol der Trauer. Ovidius zeigt in seinen Verwandlungen als ein Dichter die Ursache davon an. Cyparissus, ein von der Insel Cea gebürtiger Jüngling, der viele Gaben zur Poesie und den schönen Wissenschaften hatte, ward Apolls lieblich, und wurde in eine

Ey:



Cypresse verwandelt. Apoll verordnete, um sich hierüber zu trösten, daß hinführo der Cypressenbaum das Sinnbild der Traurigkeit seyn sollte, daß er bei den Leichenbegängnissen gebraucht, und daß bei den Gräbern keine andere, als diese Bäume gepflanzt werden sollten. Alle Umstände gründeten sich auf die Natur dieses Baums; dessen von Blättern entlaubte Zweige ein sehr trauriges Ansehen haben. Weil nach einigen Schriftstellern Cyparissus auch vom Sylvan geliebet worden, so erblickt man aus dieser Ursache diese ländliche Gottheit oft mit Cypressenzweigen in der Hand.

Von diesen beschriebenen Arten des Cypressenbaums muß ein Cypressenkraut, *Sencilonia* L. das sonst auch Gartencypresse genannt wird, wohl unterschieden werden. Jener Baum gehöret in die neunte Ordnung der ein und zwanzigsten linnéischen Classe; dieses Kraut aber in die erste Ordnung der neunzehnten Classe. Das mittägige Europa ist seine Heimath. In Spanien trift man auch eine Gattung mit dem Rosmarinblatte an. Man pflanzt dieses Gewächs theils zur Zierath, theils um des guten Geruchs seiner Blätter willen in die Gärten. Wenn man es in Blumentöpfe pflanzt, so kan es in Form der Kugeln, Pyramiden, oder auf eine andere Art geschnitten werden. Es liebet einen leichten und trockenen Boden und verträgt unsere Kälte ziemlich gut. Die Vermehrung desselben geschiehet durch Ableger, indem man theils die alten Stöcke ver-

senkt und die Zweige Wurzel schlagen läßt, theils aber die Nebenzweige wie an den Nelken einschneidet und in die Erde einlegt, theils abgeschchnittene Zweige an einem schattigten Orte in feucht gehaltene Erde einsteckt. Die Blätter dieses Krauts sind mit vier Reihen Zähnen versehen, und haben einen durchdringenden Geruch. Der Geschmack derselben ist bitter. Sie dienen daher den Magen zu stärken und tödten die Würmer. Die gewöhnlichsten Arten, die in den Gärten angetroffen werden, sind das Cypressenkraut mit heideartigen Blättern und Salbeygeruch, und das gemeine mit goldgelben Blumen.

Michelia ist der Geschlechtsname eines in Ostindien wachsenden Baumes, der in den Reisebeschreibungen unter dem Namen *Champaca* oder *Champacam*, *Champaccabaum* vorkömmt. Der Ritter von Linné hat dieses Geschlecht dem Gedächtnisse des toscanischen Botanisten Michelius, welcher in Beschreibung der Gräser und Schwämme sich um die Botanik sehr verdient gemacht hat, gewidmet. Es gehöret in die sechste Ordnung der dreizehnten Classe, hat einen dreiblättrigen Kelch; eine Krone mit funfzehn Blättern und viele Beeren, darin vier Saamenkörner liegen. Der gemeine *Champacabaum*, *Champaca Michelia* L. hat gelbe Blumen, die überaus schön sind und einen sürtreflichen Geruch haben. Sie werden daher von dem indischen Frauenzimmer nicht allein zur Auszierung ihrer Haare gebraucht, sondern auch bei Kleider und Wä-

sche gelegt, um denselben einen guten Geruch mitzutheilen. Diese Blumen geben auch den Hauptbestandtheil von einer wohlriechenden Salbe ab, mit welcher sie, nach Herrn Rumphs Nachricht, ihren Leib einbalsamiren, um sich einen angenehme Geruch zu verschaffen.

In den Reisebeschreibungen wird eines Standengewächses gedacht, dessen Vaterland Brasilien ist, und den Namen Manisot hat. Es erreicht solches eine Höhe von fünf bis acht Fuß, hat einen holzigen, zusammengeschlungenen knotigen aber schwachen Stengel, der ein Mark wie der Erlenbaum hat. Die Blätter haben die Gestalt der Finger, so wie die Wolfsbohnen oder der schwarze Helleborus. Die Blumen sind fünfblättrig und von blasgelber Farbe. Die Saamentkörner sind wie bei dem Ricinus, können aber zu nichts gebraucht werden. Die Wurzel gleicht den Pastinaewurzeln, und ist voll von einem milchartigen Saft. Die Wilden in Brasilien nennen diese Wurzel in ihrer Landessprache Maniaca. Es sind davon mancherlei Namen hergeleitet, worunter sie bei Gelehrten so wohl, als Ungelehrten bekannt ist. Der gewöhnlichste Name ist indessen Manisot. Wenn diese Wurzel aus der Erde genommen worden, so wird sie in eine Handmühle, die mit eisernen Zäcken versehen ist, gelegt, und von zweien Männern zu Mehl gerieben. Darauf wird sie unter eine Presse gethan, damit alle überflüssige und schädliche Feuchtigkeit herauslaufe, und das übrig bleibende ganz trocken werde. Wenn die-

ses geschehen, so schlägt man es durch einen Sieb, welcher Urupeda genannt wird. Darauf wird es in einem flachen irdenen oder kupfernen Gefäß aufs Feuer gesetzt, und so lange gerührt, bis es so wird, als es seyn soll. Was nur halb zubereitet ist, bleibt noch etwas feuchte, dient aber doch zum Essen und heißt *haviaba relada*, oder zubereitetes aber noch nicht trockenes Mehl. Was übrig bleibt und aufgehoben werden soll, halten sie noch länger über dem Feuer in Bewegung, bis es ganz trocken ist; denn je trockener und besser es zurecht gemacht ist, desto länger hält es sich. Die ausgepreßte Pflanze giebt einen Saft, den die Eingebornen Manipuera nennen, der sich, wenn er in ein Gefäß gegossen wird, nach zwei Stunden auf dem Boden ansetzt. Hieraus wird eine andere Art Mehls, so noch besser als das andere und weit feiner ist, gemacht, welches sie den Kern von *Tipioca* nennen. Was von dem Wasser dieses Mehls auf dem Grunde bleibt braucht man um eine Art von Confect, *Tripioceto* genannt, das von süßem Geschmack seyn soll, davon zu machen. Es giebt auch ein gewisses Gummi oder Harz, so zu eben diesem Gebrauche dienet. Nach diesem Saft Manipuera sind alle und jede Thiere begierig, weil er sehr süß und angenehm schmecket. Sie sterben aber augenblicklich davon. Und gleichwohl ist er, welches zum höchsten zu bewundern ist, ehe er aus der Wurzel ausgepreßt ist, heilsam, und giebt allen Thieren, aber nicht den

Menschen, die beste Nahrung. Hierauf wird auch noch eine andere Art Mehl aus dieser Wurzel bereitet, wenn solche an der Sonne getrocknet worden, das ganz besonders fein und weiß ist. Sie verfertigen davon Brodt und Zwieback, die beinahe denen an Schönheit gleich kommen, die von Weizenmehl gebacken werden. Wenn die Wurzel ganz gelassen und gar nicht zerrieben wird, so dienet sie zur Fütterung für das Vieh, auch für solche Thiere die schwere Lasten tragen müssen. Die Einwohner von Hispaniola und anderen Inseln kennen diese Pflanze ebenfalls, und nennen die Wurzel derselben Yuca. Bei den Mexicanern aber heißt sie Quanscamotli, und wenn sie zu feinem Mehl gerieben worden, Casfavi, wie Monardes versichert. Alle übrigen amerikanischen Völker, von Florida an bis an die Magellanische Straße, machen ihr Brodt davon, ob sie gleich das sogenannte Mais oder Brodtkorn haben.

Die Würmer, sonderlich die Ameisen, thun diesem Gewächse großen Schaden, und zerfressen nicht nur die Stengel und Blätter, sondern auch so gar die Wurzel, welche auch von andern, so wohl zahmen als wilden Thieren sehr begierig gesucht wird. Man hat dieses Gewächs auch nach Isle de France gebracht und daselbst gezogen. Wie es aber allenthalben geht, wenn man Verbesserungen zum Wohl des Landes vornehmen will, so ging es auch hier. Da die Anpflanzung und Zubereitung mit vieler Arbeit und zum Theil

großer Beschwerde verbunden ist, und der große Nutzen davon nicht so gleich eingesehen werden konnte, so fand es einen Widerstand bei den Einwohnern solches Gewächs anzuziehen. Nachdem aber die Art, wie diese Wurzel gebauet werden muß, etwas bekannter geworden, und die Eingebornen aller Orten unterrichtet waren, wie sie damit umgehen, sie erhalten und zubereiten solten, so fand sie allgemeinen Beifall und kam bei allen und jeden in große Achtung, zumal da bei gehöriger Sorgfalt und Wartung man jährlich auf eine gewisse Ernte Rechnung machen kan.

Das Campechenholz, dessen so oftmals auch in den öffentlichen Blättern gedacht wird, ist eben dasjenige, daß sonst auch unter dem Namen Blauholz bekannt ist. Es kommt von einem Baume her, dessen Geschlecht der Ritter Linné *Hamatoxyllum* nennet. Die einzige bekannte Gattung ist das Färber Campechenholz, *Hamatoxyllum campechianum*, L. Er stellet einen beträchtlichen Baum vor, dessen Stamm ungefähr vier und zwanzig Fuß hoch ist. Sonst ist der Baum ungestaltet und krumm, auch selten dicker, als ein Mannschenkel, und hat anfallen Seiten krumme stachelichte Aeste. Die Blätter sind gefiedert und haben meistens vier Paar harzförmiger ober gezählter Blättchen. Die blaßgelben Blumen haben rothe Kelche und kommen aus den Blattwinkeln hervor. Das Vaterland dieses nützlichen Baums ist Amerika, wo er an niedrigen sumpfigen Orten theils wild wächst, theils in groß

großen Plantagen gezogen wird. Er ist schon im zehnten oder zwölften Jahre zum Fällen brauchbar. Das Campechenholz ist sehr hart und wird zu sehr vielen Farben gebraucht, die jedoch nicht beständig sind. Es ist wohlfeil und man erhält aus demselben mittelst verschiedener Salze und mancherlei Zurechtungen eine große Menge Farben und Schattirungen die aus den Materialien zum eigentlichen Schönsfarben nur mit vieler Mühe erhalten werden. Dies Holz macht die schwarzen Farben gelinder und dunkelroth. Man bedient sich desselben mit Gallen und Kupferwasser zu allen Schattirungen des Grau, das in Schieferfarbe, Lavendelgrün, Holztaubengrün und Bleifarbe fällt. Auch wird mit diesem Holze ein schönes violet gemacht, wenn man die Wolle wie ordentlich mit Alaun und Weinstein absiedet, und nachgehends in eine Brühe von diesem Holze bringt, zu welcher man ein wenig aufgelösten Weinstein hinzusetzt. Nicht weniger giebt es eine blaue Farbe, daher es auch gewöhnlich Blauholz genennet wird, wenn man in die Brühe von diesem Holze ein wenig blauen Bitriol mengt; ja auch eine schöne grüne Farbe mit Zusetzung der Körner von Avignon und Grünspan.

Der Baum trägt ein Saamenkorn, das ein süßliches Gewürz, und in Deutschland unter dem Namen Pfeffer von Jamaika oder englisch Gewürz bekannt ist. Es hat die Farbe des gewöhnlichen schwarzen Pfeffers, ist aber weit größer von Körnern.

Mit dem Campechenholz wird ein groß-

ser Handel getrieben. Die Spanier säleten anfänglich dieses Holz allein. Nachgehends aber erlaubten sie den Engländern durch einen besondern Tractat damit zu handeln, welches sie ihnen aber nachmals bald wieder verwehreten, bald wieder erlaubten. So bald der jetzige definitive Friedenstractat zwischen den Engländern und Spaniern öffentlich bekannt gemacht seyn wird, wird man sehen können, wie weit hinführo England das Recht zustehet, dieses Holz zu fällen. Was von diesem Holze nach Holland und Deutschland kömmt, wird gemeinlich von den Engländern dahin gebracht, wie denn ganze Ladungen davon gerade von der Honduras und Campechebay, wie auch von Jamaika vor den amerikanischen Unruhen nach Amsterdam und Hamburg gingen. Ehe das Holz von den Färbern gebraucht werden kan, muß es ganz klein zermalmet werden. Das geschieht, nachdem die Rinde oder der Splint, der nicht gut zum Färben zu gebrauchen ist, abgehauen worden, entweder durchs Raspeln oder Mahlen. Zum Raspeln bedienet man sich eines besondern Instruments, wodurch der Stamm zu lauter kleinen Spänen gehoblet wird. Auf den Holzmühlen aber wird das Holz mittelst des Wassers zu ganz kleinen Fasern zerrieben. Durch das Wasser, welches das Holz an sich zieht, gewinnt man im Gewichte fünfzehn bis zwanzig pro Cent. Eigennützigte Kanfleute, die einen geschwindeu Vertrieb des gemahlten Holzes haben, lassen wohl fünf und zwanzig pro Cent Wasser hinein mahlen, wodurch aber das Holz im Gebrauche schlechter wird, seine Kraft und Farbe verliert, und wenn es etwas lange liegt, völlig verdirbt.

In den Apotheken macht man auch einen Extract und ein Decoct davon. Sie sind gute Mittel in Krankheiten, wo der Gebrauch zusammenziehender Arzneien erlaubt ist.

Aus dem Anfange dieses Briefes werden Sie schon merken, daß Sie auf die Folge ähnlicher Nachrichten nicht lange werden warten dürfen. Empfangen Sie also zuletzt noch davon, und von meiner völligen Ergebenheit die Versicherung von ic.



# Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Freitag, den 12ten November 1784.

## Leben des englischen Arztes Carl Darwin. \*)

Carl Darwin war von seiner Kindheit an gewohnt, alle Gegenstände aus der Natur mit ungemeiner Aufmerksamkeit zu untersuchen, erst durch Hülfe seiner Sinne allein, und denn mit Instrumenten, die sein Spielzeug waren. Durch diesen frühzeitigen Gebrauch seiner Hände verschaffte er sich genaue Begriffe von verschiedenen Eigenschaften der Körper, und wurde auch nachher dadurch in den Stand gesetzt, sich mit Leichtigkeit und Genauigkeit Kenntniß von der Mechanik zu erwerben; Erfindung und Verbesserung von Maschinen war das, wobei sich seine Scharfsinnigkeit am ersten äußerte, und worin er auch zuerst einen Zeit-

vertreib fand. In seiner frühesten Jugend hatte er oft Gelegenheit, die verschiedenen Fossilien in ihrer natürlichen Lage zu beobachten, er untersuchte die Bergwerke, und kletterte auf die höchsten Berge in Derbyshire und einigen andern Grafschaften mit ungemeinem Vergnügen und Aufmerksamkeit. Er sammelte die Produkte dieser Gegenden mit Sorgfalt, und machte Versuche damit wie er sie gelernt oder selbst entdeckt hatte; dadurch erhielt er nicht nur deutliche, sondern unvergeßliche Begriffe von den Eigenschaften der Körper, und lernte zugleich ihre Namen kennen, so daß ihm auf diese Art die verworrene Wissenschaft der Scheidekunst nicht nur leicht, son-

U n u n deru

\*) Bei der Aufmerksamkeit, welche das Publikum jetzt vorzüglich auf die Erziehung wendet, und bei der großen Beschäftigkeit, womit Schriftsteller jetzt diesen Gegenstand behandeln, schienen mir die mannigfaltigen Vorschriften und Lehren für die Erziehung weniger lehrreich, und von geringern praktischen Nutzen oder Eindrucke zu seyn, als Exempel und Erfahrungen, was nun bei dieser oder jener angewandten Erziehungsmethode der Erfola gewesen. Aus dieser Ursache theile ich hier diese Lebensbeschreibung in einer Uebersetzung mit, denn sie giebt von den bei der Erziehung angewandten Grundsätzen ein genaueres Detail, als man sonst gewöhnlich bei Biographen antrifft, und doch sollte dies eins der wichtigsten Punkte einer Biographie seyn. Vielleicht reizet diese Lebensbeschreibung auch andere Schriftsteller zur Nachfolge. Anm. des Uebers.

dem auch angenehm wurde. Wie er etwa 9 Jahr alt war, reiste er mit einem scharfsichtigen Kräuterkenner (Herrn Dickenson) nach Frankreich, und fand auf diese Art Geschmack an diesem Zweige der medicinischen Wissenschaft, er gewöhnte zugleich sein Ohr an die verschiedenen Aussprachen des Französischen, ohne daß er sich jedoch in seiner Lieblingsbeschäftigung mit den Eigenschaften und der Verschiedenheit der natürlichen Körper hätte stören lassen. Ihr hohen Schulen! ersticket und unterdrückt nicht nur allen Drang des Genies, und haltet es von allen Seiten zurück bis man die Sprache redet die ihr haben wolt; sondern ihr ziehet auch die Aufmerksamkeit von einer genauen Vergleichung der Dinge miteinander, und von Verbindung der Begriffe über Ursachen und ihre Wirkungen, ab, und beschäftigt den Geist mit leeren Anspielungen in Worten, die eigentlich doch nur die Zierde der Poesie und Dratorie sind. Herr Darwin verschaffte sich eine hinlängliche Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache besonders dadurch, daß er Bücher von nützlichen Inhalte, und die die ersten Grundsätze von Wissenschaften enthielten, las; diese waren ihm angenehmer, als die ungeheure und unmoralische heidnische Mythologie, oder Fabellehre. Er war der Meinung, es sey eine wahre Verschwendung von Arbeit, diese todten Sprachen so genau zu studiren, daß man ihre Schönheiten beurtheilen könnte, zumal zu ei-

ner Zeit, wo alle Bücher von einigem Werthe aus denselben mehrmalen übersetzt wären; diese Arbeit passe sich wohl für die Arbeit eines Pedanten, aber für einen thätigen geschäftigen Philosophen schicke sie sich nicht; er glaubte ferner, daß, nach vieljährigem übel angewandten Fleiße, Geschmack an der griechischen Poesie finden, nicht wichtiger sey, als eine Fertigkeit sich erwerben, auf einem oder andern musikalischen Instrumente gut zu spielen; in Sprachschulen und Zeichenschulen sollte ein Mann von Wissenschaften, dem es künftig um Wissenschaften, nicht um Worte allein, zu thun ist, den Gebrauch der Feder und des Pinsels nur so weit lernen, als beide nöthig sind, deutliche und nützliche Begriffe auszudrücken, oder mitzutheilen. Aber die ersten 20 Jahre seines Lebens mit Erlernung der Metaphern einer Sprache, oder der Draperie beim Zeichnen zu verschwenden, könne nur für diejenigen von Nutzen seyn, die von Poesie und Malerei Profession machen, sey aber leicht vernügend, die Seele zu tiefer eindringenden Untersuchungen in Geschäften und Philosophie untüchtig zu machen.

Außer der Zeit, die er auf Erlernung der Sprachen, auf die Erweiterung seiner Kenntnisse in der Botanik, der Geschichte der Fossilien und Chemie wandte, fand er auch Gelegenheit, das Allgemeine von Anatomie zu erlernen, und sich auf Naturgeschichte zu legen, auch auf die Anfangsgründe der Algebra und Geometrie. Wo er

nur einigermaßen konnte, suchte er die Gesellschaft einsichtsvoller Männer, die seine erworbenen Kenntnisse, und seinen Scharfsinn beurtheilen konnten; die Achtung dieser Männer war ihm so schweichelhaft, als ihm der Umgang mit ihnen Nutzen schaffte. Indem er sich aber diese Kenntnisse erwarb, vernachlässigte er seinen moralischen Verschmack nicht, denn seine sündtrefliche Mutter hatte bis an ihr Ende seinem Herzen ein sympathetisches Gefühl von Schmerz und Vergnügen anderer eingegeben, indem sie selbst mit ihren freudigen oder traurigen Begebenheiten sympathisirte; sie suchte einen Ehrgeiz bei ihm rege zu machen, indem sie gegen seine Freunde seine Rechtschaffenheit rühmte, oder seinen Gleisnerer verachtete; sie brachte ihm dadurch Klugheit bei, daß sie ihm die üblen Folgen eines schlechten Betragens anderer von seinen Bekannten zeigte, und da sie sehr weislich keinen Saamen von Aberglauben in seine Seele gepflanzt hatte, so konnte auch nichts die Tugenden, welche sie ihm gelehrt hatte, in derselben ersticken.

In seinem sechszehnten Jahre besuchte er die hohe Schule zu Orford (Christ-church-college) auf Anrathen seiner Freunde, und brachte, fast wider seine Neigung, daselbst ein Jahr zu, denn er glaubte seines Geisteskräfte erschöpft zu haben bei Untersuchung aller classischen Zierlichkeiten daselbst wie Hercules am Spinnrocken, und er seufzete daher auch nach den männlichen und stärkern Arbeiten auf der

medicinischen Schule zu Edinburg. Hier athmete sein Geist in seinen natürlichen Elemente, schwing sich in die Höhe, und hob sich mit starken glänzenden Fittigen, bis ihn der Pfeil der Ansteckung in seinem Fluge traf und ins Grab stürzte. Nur zu oft geschieht es, daß die Tugend, wenn sie ihr Boot aufs Gerathewohl aufsetzet, ihre Gefährten beim Schiffsbruche zu retten, selbst von den Wellen verschlungen wird. Das gehöret aber nun einmal in den allgemeinen Plan der Regierung dieser Welt.

Auf der Universität zu Edinburg hörte er nicht nur mit unermüdeter Aufmerksamkeit die medicinischen Vorlesungen, besuchte das große Hospital, leistete seinem verehrungswürdigen Freunde dem Doct. Duncan bei seiner öffentlichen Armenanstalt Beistand, arbeitete an Disputationen und Aufsätzen der medicinischen Gesellschaften, sondern übernahm auch die Versorgung aller armen Kranken von Waterleith, und versah sie mit nöthigen Arzneien; eine sündtrefliche Gelehrtheit, Krankheiten kennen zu lernen, wozu allein die Studierstube und das Schreibpult nicht hinreicht!

Hier war es, wo er im April den größten Theil des Tages zugebracht hatte, das Gehirn eines Kindes genau zu untersuchen, das am Wasser im Kopfe gestorben war. An demselben Abende wurde er mit heftigen Kopfschmerzen befallen, wozu den folgenden Morgen fieberhafte Zufälle mit Irrededen, Perlechen, Nasenbluten, Lähmung der

Blase und andere Beschwerden, nebst einer außerordentlichen Entkräftung traten, die sich mit dem Tode endigten. So wurde die medicinische Welt eines jungen Mannes beraubt, von dessen fortgesetzten Fleiße und Genie man Ursache hatte die größte Hofnung zu schöpfen, denn bei seiner großen natürlichen Scharfsinnigkeit besaß er den unermüdetsten Fleiß, und während der drei Jahre, da er sich zu Edinburg aufhielt, machte es sein größtes Vergnügen aus, Belehrung zu erhalten und mitzutheilen. Dieser fürtreffliche junge Mann, dessen frühzeitige Proben so hohe Erwartungen veranlassen, wurde hier ein Raub des Todes, noch ehe er das 21te Jahr seines Alters erreicht hatte. Durch seinen Tod hat das Publikum einen Mann verloren, dessen Betrieb und Genie der Arzneiwissenschaft große Verbesserun-

Hannover.

gen versprach. Diejenigen, welche mit ihm einerlei Studien hatten, sind eines Freundes beraubt, zu dessen ausgedehnten Kenntnissen und tief eindringendem Blicke sie bei jeder schweren Sache ihre Zuflucht zu nehmen pflegten.

Man hat zu seinem Andenken auf dem Kirchhofe bei der St. Cuthbertskirche zu Edinburg ein marmornes Monument mit einer Inschrift errichtet. Er war zu Lichfield den 3ten September 1758 geboren, und starb zu Edinburg am 15ten Mai 1778. Durch seinen Aufsatz \*) worin er den Unterschied zwischen Eiter und Schleim zu bestimmen sucht, erhielt er den Preis von einer goldnen Medaille, welchen die aesculapische Societät zu Edinburg auf die beste Beantwortung dieser Aufgabe gesetzt hatte.

W. . . . .

\*) Dieser Aufsatz ist 1780 gedruckt, und demselben die Lebensbeschreibung beigelegt, welche hier übersetzt geliefert worden. Ann. des Uebers.

## Wie werden denn wir unsern diesjährigen reichen

Obstsegen nutzen?

Ueberall siehet man jetzt Obst trocken, und zwar in einer solchen Menge, daß kaum zu vermuthen steht, es werde binnen zwei, drei oder mehreren Jahren verkauft und aufgezehret werden können.

Haben wir denn aber nicht mehrere Mittel, einen nützlichen Gebrauch davon zu machen? Eins derselben, so

mir bisher nicht bekannt war, ward mir vor kurzem folgendermaßen erzählt.

Man nimm eine zum Einsalzen brauchbare Tonne, reibe solche inwendig, auf dem Boden und an den Seiten herum, mit etwas Sauerteig aus; streuet denn unten eine dünne Schicht Salz, legt auf diese eine Schicht Äpfel, welche wieder mit Salz bestreuet, und so



so wechselweise mit Einlegung von Äpfeln und Einstreuen von Salze fortgefahren wird, bis die Sonne meist voll ist. Denn wird, bis zur gänzlichen Anfüllung, Wasser hinzugegossen, und ein mit einem Stein zu beschwerender Deckel, wie beim sauern Kohl geschiebet, aufgelegt. Nach einigen Wochen (die eigentliche Zeit habe ich nicht bemerkt,) haben die so eingemachten Äpfel, welche sich übrigens sehr lange erhalten lassen, einen weinigten Geschmack erlangt, sind, bloß mit Wasser abgewaschen, genießbar, und machen insonderheit gestofet, so wohl als gekocht, eine angenehme Speise aus. Was noch sehr vortheilhaft hiebei ist, so brauchet man nicht etwa gute Sorten Äpfel zu diesem Einmachen zu nehmen, sondern selbst die schlechtesten, wenn es auch Holzäpfel wären, sind gut genug dazu.

Über warum nützen wir bei uns das Obst nicht zu Wein, zu Essig, und zu Brantwein? Der

engländische Ender oder Äpfelwein, wie der Perry oder Birnwein, ist bekant, und es giebt in England ganze Landschaften, die damit ein sehr einträgliches Gewerbe treiben. Selbst in einem so traubenweintreichen Lande, wie Frankreich, versfertiget man noch Obstwein in Menge. Und wir, die wir keinen Traubenwein haben, ohne ihn von aussen her für baares Geld kommen zu lassen, wir sollten nicht den Ueberfluß unsers Obstes, auf gleiche Weise, wie jene Nationen, nutzen; unter uns sollte Niemand seyn, der dazu, noch in diesem so gesegneten Obstjahre, ein Beispiel im Großen gäbe?

Daß eben dies auch von der Obst- anwendung zu Esig und zu Brantwein, wodurch so viel Geld im Lande erhalten und so überaus viel Korn erspart werden könnte, zu wünschen wäre, fällt zu sehr in die Augen, als daß ich noch etwas weiters darüber hier sagen mögte.

### Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte.

**D**ie mansfeldschen versteinerten Fische, sollen, wie man glaubt, in heißem Wasser gestorben seyn, weil sie gekrümmt im Schiefer liegen. Ein Beweis, daß unser Erdbörper ehemals im Brande gestanden, auch das Mansfeldsche war in Brand gerathen, bei der Hitze wurden die Fische in einem daselbst befindlichen großen Landsee gefotten, der See ausgetrocket und mit Asche bedeckt.

Der Korkbaum hat viel ähnliches mit der Eiche, und trägt auch Eichen, seine Rinde ist dick, leicht und schwammicht grau, spaltet sich von selbst, und trennet sich vom Baum, wenn man sie nicht sorgfältig einsammelt. Man spaltet den Baum, und wenn die Rinde abgeschält ist, so wird sie in Wasser gelegt, um sie zu erweichen, an Feuer getrocknet, und mit großen Steinen platt gedrückt. Ein Arbeiter kan

in langen Sommertagen 15 bis 1600 Quartyröpfse fertig schneiden; der Kork kommt von Bourdeaux in Tafeln die 1  $\frac{1}{2}$  Elle lang und eben so breit sind. Er kommt in Matten eingeschlagen, oder nur mit Stricken übers Kreuz gebunden in Päckchen jedes  $\frac{1}{4}$  Centner schwer.

Kapern wachsen in vielen Gegenden Spaniens. Es sind die noch nicht aufgebrochenen Blüthenknospen eines Gesträuchs Macaharo genannt, die im Schatten getrocknet und hernach eingemacht werden.

An den Kopf der Kröte legt eine Fliege ihre Raupen an, die oft den Tod derselben verursachen. Man hat eine Kröte 22 Monat lang ohne Futter erhalten.

Spanische Fliegen sind Käfer in Sicilien, sie kommen wie Zugvögel im Mai und Junius an, und lassen sich auf die Bäume nieder. Man merkt ihr Daseyn an dem unangenehmen Geruch, wie volatilisches Salz. Die Landleute tragen früh, ehe die Sonne aufgeht, ein Tuch unter die Bäume, weil sie dann von der Nachtkälte matt sind, schütteln sie sie herunter und düreen sie, besprengen sie auch mit Eßig. In England und Holland werden gewisse Tücher damit gefärbt.

Einem Schifshauptmann kamen oft Eyer weg, und da der Bediente in Verdacht und Strafe kam, entschloß sich selbiger aufzupassen. Er setzte des Nachts ein Licht dahin, und lauerte mit noch einigen Zeugen. Auf einmal kamen drei große Ratten, die auf die Eyer losgingen, eine stieg in das

Faß hinein, die zweite setzte sich auf den Rand, und die dritte blieb unten am Faße. Nun rückte sich die obere hinein, die untere lehnte sich in die Höhe und faßte den Schwanz der zweiten, und die zweite den Schwanz der ersten an, und so zogen sie dieselbe, die in ihren vier Pfoten ein Ey hatte, heraus. Auf dem Rande legten sie solche auf den Rücken, eine faßte sie bei den Ohren und die andere beim Schwanz, und so brachten sie sie, da sie das Ey noch immer fest hielt, auf den Boden, und zogen sie immer beim Schwanz fort bis in ihr Loch. In  $\frac{1}{4}$  Stunde brachten sie auf solche Art drei Eyer davon.

Eine Kuh hörte mit einmal auf Milch zu geben. Man glaubte sie sey beheret, und brauchte den Scharfrichter und andere Mittel. Endlich, da dieses der Hirte erfuhr, zeigte er an, daß sich die Kuh die Milch selbst aussöge. Niemand wolte es glauben, bis es der Hirte ihnen zeigte.

Die Todtenuhr ist ein kleines graues Insekt, das doppelte Flügel hat. Nach Jorscarl soll sie so groß als ein Reiskorn seyn, unten gelb, über den Rücken dunkelrothe Querstriche, kurze borstige Haare, und längliche Kimbacken haben. Swammerdam nennet sie einen kleinen Käfer, und sagt, wenn sie die zwei Vorderfüße festgesetzt, und den Kopf zwischen selbige eingebogen hätte, so machte sie die Schläge.

Thevenot berichtet, daß die Rosen von Jericho nicht anders aufblühen, als bis man sie ins Wasser setzt, dann blü-

blühen sie in einer Stunde auf. Er sagt auch, daß er sie in der Wüste um den Berg Sinai angetroffen, und sie also nicht eigenthümlich den Ebernen von Jericho gehören.

In der Insel Lemnos wird die gesiegelte Erde, Terra sigillata, gefunden, und folgender Gestalt gegraben. Die Vornehmsten auf der Insel, so wohl Türken als Christen, nebst den griechischen Geistlichen begeben sich auf den Hügel, wo die Erde gegraben wird. Funfzig Mann fangen an, bis sie die Ader finden. Die Priester füllen verschiedene Säcke davon, und geben sie dem vornehmsten über die Insel gesetzten Türken. Wenn sie so viel gesammelt haben, als auf ein ganzes Jahr nöthig ist, so wird die Ader wieder verschüttet, und die Türken schicken den größten Theil nach Constanti-nopel, die übrige wird an Kaufleute verhandelt. Den Einwohnern ist bei Lebensstrafe verboten, die Erde außer

Landes zu führen. Wenn sie gegraben ist, so wird sie in kleine runde Täfelchen, zwei Drachmen schwer, geformet, die mit türkischen Buchstaben gezeichnet sind, und der Großherr macht damit Geschenke an die Gesandten. Sie ist ein untrügliches Mittel wider die Pest, Flüsse, hitzige Fieber und Biß der giftigen Thiere.

Herr de la Torre hat gefunden, daß die Theile des Bluts nicht kugeln seyn, wie man sonst geglaubt hat, sondern Ringe, die in der Mitte leer und länglicht sind. Sie rollen ab und zu, vereinigen und trennen sich, behalten aber stets ihre Figur, zuweilen, wenn die Bluttheilchen gedruckt werden, öfnet sich der Ring, und wird zu einer langen Kette, schließt sich aber sogleich wieder. Wenn das Blut mit Wasser vermischt wird, behält es seine Ringe, gießt man aber zu viel darauf, so lösen sie sich auf.

### Von einem besondern Vortheile beim Brodbacken.

Dieser besondere Vortheil beim Brodbacken ist im 8ten Bande der zu Leipzig herausgekommenen ökonomischen Nachrichten Nr. 4. Seite 54. in dem Sendschreiben einer meißnischen Dame enthalten, und lautet im Auszuge wie folget:

Wenn man gutes und schönes Brod haben will, so verstehet sichs von selbst, daß man auch gutes und schönes Mehl dazu nehmen, und auch mit dem Säuern, Kneten und Backen gut

umzugehen wissen müsse. Aber wenn man auch alles dieses genau beobachtet, erhält man doch oft kein so gutes, lockeres und schmackhaftes Brod, wie man allemal erhält, wenn man auf folgende Art procedirt. Man nimt gutes Rocken Kernmehl, und säuert es in erforderlicher Quantität des Gusses mit einem Theil lauem Wasser und zwei Theilen Schlapper- oder Schlickermilch, welche man unter das

Was:

Wasser bestmöglichst einquirlet, gehörig ein, und verfähret sonst in allem übrigen gewöhnlicher und gehörigermaassen. Auf diese Weise wird man ein so lockeres weisses und schmackhaftes Brod bekommen, wie man sonst nie bekommt.

Man thut dabei wohl, noch zweierlei zu beobachten.

1) Das Brod geht am besten auf, wenn man gleich beim Einsäuern den vollen Guss giebt, so, daß man beim Kneten nicht erst wieder nachzugießen braucht.

2) Am besten thut man, auf einmal nicht mehr zu backen, als höchstens eine dreitägige Consumtion erfordert, denn sonst wird das Brod etwas sauer und verliert den guten Geschmack. Indessen läßt sich solches Brod in einem kleinen Backofen den andern und dritten Tag, sehr gut, und viel besser wieder aufbacken, als das ordinaire, weil die Rinde nicht so hart wird, das Innere des Brodes aber seine Lockerheit und Schmackhaftigkeit wieder erhält.

### Ist ein Menschenfreund zu seyn eine große Tugend?

In einer artigen Gesellschaft, worin die Rede von einem Menschenfreunde gewesen war, wurde ich aus Spas aufgefördert, einer eben im Hause verstorbenen guten Krähe eine Lobrede zu halten: ich nahm diesen Auftrag gerne an, um einmal eine gute Gelegenheit zu haben, meiner Gesellschaft handgreiflich zu zeigen: daß der Mensch dadurch noch nicht sehr erhöht werde, wenn er ein Menschenfreund ist.

Ich lobete nemlich die Krähe recht meisterlich, und zehnmal rief ich aus, sie war eine große Krähenfreundin; augenblicklich aber hatte ich, was ich haben wolte, und wozu ich vorher mit allen Beweisen nicht Beifall erlangen konnte.

Etliche von der Gesellschaft fielen

mir sogleich in meine Lobrede, schlechtes Verdienst! riefen sie, ja der ganze Haufe stimmte diesen bei, schlechtes Verdienst! das danke der Krähe ein andrer, da sie eine Krähe war, eine Krähenfreundin zu seyn: hacket doch eine Krähe der andern die Augen nicht aus.

Woblan! sprach ich, ihr Lobredner der Menschen, so enthaltet euch auch in Zukunft, wenn ihr einen guten Menschen durch lob erhöhen woller, ihn durch das lob eines Menschenfreundes zu erhöhen. Er thut als Menschenfreund ja nicht ein mehrers als die Thiere thun.

Sprechet, schreibet lieber; er war mehr als Menschenfreund: er war ein wahrer, ein rechtschaffener Christ.

N. o. f.

J. G. L. 1773.



# Sammerisches Magazin.

92<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 15<sup>ten</sup> November 1784.

## Von den Amtslehnen des kaiserlichen freien weltlichen Stifts Quedlinburg.

Die Amtslehne, Ambacht-  
lehne, und Erbämter bei  
den deutschen Reichsfürsten  
und vornehmen Stiftern sind merk-  
würdige Ueberbleibsel des Alterthums.  
Sie sind getreue Denkmäler von den  
Sitten und Gebräuchen der alten deut-  
schen Völker. Sie zeugen von der  
innigsten Ehrfurcht, Treue und Erge-  
benheit, mit welcher unsere Vorfah-  
ren, bei aller ihrer Liebe zur Freiheit,  
ihre Beherrscher verehrten und bedien-  
ten. Durch sie werden wir von der  
Haushaltung der alten Deutschen, von  
ihrer Gastfreiheit und Geselligkeit un-  
terrichtet; wir lernen aber auch durch  
dieselben ihre schwache Seite, ihre Nei-  
gung zum Trunk und zur Völlerei,  
kennen. Bei der nähern Untersu-  
chung derselben werden wir mit dem  
Reichtum und dem Bedürfnis der  
ältern Zeiten bekannt. Je mehr der  
Geschichtschreiber die dahin gehörigen  
Umstände erläutert und berichtet;  
desto mehr licht verbreitet sich von da-  
her über das Lehnrecht; so wie die  
Lehnrechte und die alten deutschen Ge-

setze dem Geschichtsforscher öfters zum  
sichern Wegweiser dienen, bei zweifel-  
haften nur dunklen Begebenheiten die  
Wahrheit zu suchen, und ans Licht zu  
bringen.

Die Amtslehne des Stifts Qued-  
linburg und die davon vorhandenen  
Urkunden enthalten so viel Merkwür-  
diges, daß verschiedne berühmte Rechts-  
lehrer die Quedlinburgischen Urkun-  
den zur Aufklärung und Berichtigung  
des Lehnrechts schon süttreflich benutzt  
haben. Ich hoffe daher nicht allein  
den eigentlichen Rechtsgelehrten, son-  
dern auch jedem Freund der Geschichte  
einen nicht unangenehmen Dienst zu  
erweisen, wenn ich sie mit diesem Theil  
der vaterländischen Geschichte bekannt  
mache.

Um der Leser willen, die in der Ge-  
schichte des Lehnrechts fremd sind, muß  
ich vorher kürzlich anführen, daß die  
Fürsten in den alten Zeiten ihre Rät-  
the, Kriegs- und andere Bedienten  
nicht mit baarem Gelde, sondern  
mit den Einkünften gewisser Län-  
dereien besoldeten. Daher der deut-

sche Ausdruck: **Lehn**; **Beleihen**. Den Männern, welche in öffentlichen Bedienungen der Fürsten und des Staats standen, wurde auf ihre Lebenszeit ein Stück Landes geliehen, d. i. zur Benützung angewiesen.

Die **Lehne**, oder die öffentlichen Bedienungen waren hauptsächlich von zweierlei Beschaffenheit. Sie bezogen sich entweder auf Kriegsdienste oder auf Hof- und Ehrendienste. Die erste Art der Lehne liegt außer meinem Plan.

Die zu Ehren- und Hofdiensten bestimmte Lehne heißen **Ambachtslehne**, **Amtslehne**, weil mit dem Besitz solcher Lehngüter ein gewisses, zwischen dem Lehnherrn und dem Lehnsmanne verabredetes Amt, gewisse Dienstverrichtungen, verbunden waren.

Das Wort: **Ambach**, **Ambecht**, **Ammecht**, welches in den alten Urkunden häufig vorkommt, bedeutet ursprünglich ein Amt; eine öffentliche Bedienung, ein Ehrenamt; **Ambachtmann**, **Ambechtmann**, **Ammechtmann**, einen Mann der in einer öffentlichen Bedienung steht. Hie-

von kommt das jetzt noch gebräuchliche Wort; **Amt**, und **Amtmann** her. Die Gewohnheit, nach dem m ein b zu schreiben, z. E. umb, anstatt: um; **Ambt**, anstatt, **Amt**; hat sich lange erhalten. Als man nach und nach anfang dies b wegzurwerfen, ist aus **Ambecht**, **Ammecht**, zuletzt **Amt** entstanden.

Den deutschen Ursprung und das sehr hohe Alter dieses Wortes so wohl als dieser Art Lehne ersehen wir aus einen römischen Geschichtschreiber a), welcher von dem gallischen hohen Adel sagt: eorum ut quisque est genere copiosque amplissimus, ira plurimos circum se *ambactos* clientisque habet.

Die Benennungen: **Ambachtmänner**, **Ammechtmänner**, **Dienstmänner**, **Vornünder**, **Edelknechte**, **ministeriales**. bezeichnen einen und eben denselben Gegenstand. Seltener wird man finden, daß das Wort **Ammecht** auch von weiblichen Bedienungen und Ehrenämtern, gebraucht wird. Die hohen Kapitelspersonen des Stifts Quedlinburg werden in einer Urkunde von 1461 **Am-**

a) *Jul. Cesar. de bello gallico. Lib. 6. Cap. 15.* Man erinnere sich hierbei, daß die Franken, die Völker, welche zwischen dem Rhein und der Elbe wohnten, sich Gallien bemächtigt, und die noch blühende französische Monarchie gestiftet haben; daß auch die ursprünglichen Einwohner der brittischen Inseln, ein deutsches Volk, nemlich die Selden gewesen; daß dieselben zwar eine Zeitlang von den Römern erobert, aber gar bald im Jahre 449 von den Angeln, Sachsen und Jüten wiederum überwunden sind; und daß so wohl bei den Britten als den Franzosen die Benennungen und Hofdienste der Marschälle, Schenken, Trugseß und Kämmerer eingeführt sind. Wird man nun wohl den deutschen Ursprung dieser Benennungen und Sachen bezweifeln können?

Ammechtvrouwen, Amtsfrauen, genannt b). So heisst auch in einer Urkunde vom Jahre 1426 von dem Stifte zu Hadersleben: *Ebbedische vndt Ammecht, Vrouwen des Klosters zu Hadersleben* c).

In den longobardischen Lehnrechten kommt die Benennung eines feudi *Guastaldia* vor. Die Eigenschaften dieser Lehne sind eben dieselben welche wir bei unsern *Ambachtlehnen* antreffen. Die longobardischen Lehngesetze bezeichnen mit dem Worte: *guastaldus*, *gastaldus*, *gastaldus*, *gastaldio*, *gastaldeus* immer einen Mann, dem die Verwaltung herrschaftlicher Güter, und mit denselben ein öffentliches Ehrenamt anvertrauet worden d).

Wenn ich die Aehnlichkeit der Sache, welche mit den beiden Worten: *feudum guastaldia* und *Ambachtlehne*, und zugleich das hohe Alter der deutschen *Ambachtlehne* betrachte; wenn ich dabei auf den Gang sehe, den die aus den mitternächstlichen Gegenden nach Mittag wandernde Völker genommen haben; wenn ich

endlich die Ableitung des Wortes *gastaldus*, hiermit verbinde; so wag' ichs, die Folge daraus zu ziehen, daß die deutschen *Ambachtslehne* durch die nach Italien gezogenen Völker, den Longobarden bekannt geworden, und nachhin von ihnen *feuda gastaldia* genannt sind.

Unter den verschiedenen Ableitungen, welche von dem Worte: *gastaldia* bekannt sind, bleibt diejenige am natürlichsten, wenn man dieses Wort von *gastaldus*, und dieses wiederum von dem deutschen Worte: *Bestallter*, herleitet.

Im deutschen Kanzleistil findet man noch jetzt den Ausdruck: *bestallter Geheimrath*; *bestallter Obrister*. Der Italiener konnte leicht die erste Silbe: *Be* in *ga*, verwandeln, und dem Worte eine lateinische Endung geben. So entstand aus: *Bestallter*, *gastaldus*.

Wem diese Ableitung bedenklich vorkommt, der gebe uns eine bessere und nähere Ableitung; eine Ableitung, die der Bedeutung so gut angemessen ist, als die gegenwärtige e).

333 2

Die

b) Herr von Erath. in corp. diplom. Quedlinburg. pag. 791.

c) Das. Seite 706.

d) L. 1. tit. 34 § 1. leg. Longobard. Hier heisst es: *Si gastaldus aut quislibet actor regis, post susceptas & commissas sibi ad gubernandum curtes aut regias &c. ferner a. a. Orten im folgenden §.: gastaldiis nostris, curtes nostras providentibus &c. und endlich L. 2. tit. 52. §. 19. Ut de universali populo, qui ubique iustitiam quaesierint, suscipiant tam a comitibus suis, quam etiam a Gastaldiis &c.*

e) Wie sehr haben Ausländer vor wenig Jahren den Namen *Herschel* entstellen und umschaffen können. Dieser, ein Deutscher von Geburt, und Organist zu Bath in England, entdeckte im März 1781 einen neuen Stern. Die französischen Schriftsteller nannten ihn bald *Merthel*, bald *Herschel*, bald wiederum

Die Ehrendienste, zu denen die Ambachtleute und Dienstmänner verpflichtet waren, bestanden in so mannigfaltigen Verrichtungen, daß man dieselben einzeln nicht wohl erzählen kan. Sie waren die Vertrauesten der Fürsten, und nahmen an den Geschäften der Landesregierung den nächsten Antheil. Sie mußten dem Lehnsherrn bei feierlichen Gelegenheiten, an hohen Festtagen, bei fürstlichen Verlobungen, Vermählungen, Kindtaufen, Begräbnissen, u. d. gl. oder bei Einführung und Huldigung eines ansehnlichen Prälaten aufwarten, ihn bei Ehrenzügen und festlichen Reisen zur Wahl und Krönung eines deutschen Oberhauptes, mit standesmäßigen Pomp und Ehrenkleidern, auf ihre eigne Kosten begleiten, um dadurch dem Lehnshofe einen Glanz und Ansehen zu verschaffen. Sie mußten, auf Verlangen des Lehnsherrn, sich an den Lehnshof versammeln, um die vorkommenden Streitigkeiten der übrigen Vasallen unter einander, oder zwischen diesen, mit dem Lehnsherrn zu untersuchen und zu entscheiden f). Sie mußten sich auch der ökonomischen Verwaltung der Güter des Lehnsherrn unterziehen.

Man bilde sich aber nicht ein, daß die Benennung: Dienstmann, Edelknecht, u. d. gl. und die jetzt erwähnten Dienste etwas Entehrendes, oder der Würde des Adels Nachtheiliges, oder wohl gar Knechtisches mit sich führe. Der Ausdruck: Dienstmann, Edelknecht ist, nach der damaligen rauhen Sprache der Deutschen eben so wenig hart und anstößig gewesen, als der alte Ausdruck: Papenfürst, Pfaffenfürst, anstatt: geistlicher Fürst; im Gegensatz mit Laienfürst, d. i. weltlicher Fürst. Es ist ja bekannt, daß die Churfürsten zu den ministerialibus imperii gehören. Herzoge, Fürsten und Grafen, — die doch ohne allen Widerspruch zum höhern Adel von je her gehöret haben, — sind beim Kaiser und bei geistlichen Stiftern Dienstleute, Ambachtmänner geworden. So ist z. B. Herzog Friedrich von Lothringen im Jahr 1258 zum Dienstmann vom römischen König Alphonsus beliebet worden g). Die Grafen vom Limpurg achteten die Ehre des Erbschenkenamts so hoch, daß sie die Geschlechtsbenennung mit dem Namen eines Schenken vertauschten h). Der Herzog von Mecklenburg Albrecht,

wur:

anders. Ist nicht diese Verflümmelung und Verwandlung noch unglaublicher und unnatürlicher, als jene?

f) Jus feud alemann. c. 120 Sächsisches Lehnrecht im 4. Kap. wo es heist: Der Mann, oder Lehnsmann, soll auch seinem Herren dienen, darmit, daß er ein Urtheil vinde zu Lehnrecht.

g) Leibniz. Cod. juris gent. diplom. p. 18.

h) Württemberg und Limpurg ein historischer Versuch von J. Philipp Heinrich Prescher. Oehringen 1780.



wurde im Jahre 1531 vom Kaiser Karl den V. mit der Würde des heiligen römischen Reichs Erbvorschneideramts für sich und seine Erben beliehen, und dieses durchlauchtigste Haus hat diese Würde so wichtig gefunden, daß es auch in den neuern Zeiten Ansprüche darauf gemacht hat i).

Bei geistlichen Stiftern kam noch eine besondere Veranlassung hinzu. Der Aberglaube der damaligen Zeiten und das hohe Ansehen der Geistlichkeit verblendete Könige und Fürsten, daß sie sich gewissen Heiligen widmeten, und willig ihre besten Ländereien den Stiftern schenkten, sich allenfalls damit wiederum beleihen ließen, und Vasallen und Dienstleute der Stifter wurden. Dies ist der Grund, warum das Stift Bamberg sich rühmen kan, daß die sämmtlichen Churfürsten des Reichs seine Vasallen und Dienstmänner sind. Daher kommt, daß der Kaiser von Chur Trier, Regensburg und andern Stiftern Marschall, oder Schenk ist, und viele andere mächtige Fürsten in gleichen Verhältnis mit Stiftern stehen. Daher rechneten sich auch die Fürsten von Anhalt und die Herz-

zoge zu Sachsen zu einer vorzüglichen Ehre, die Dienste eines Truchses und Schenken bei dem Erzbischof von Magdeburg in Person verrichten zu können k). Die Herzoge von Schwaben waren Dienstleute des Stiffts St. Gallen l). Wer könnte sich außer Herr Oetzer m), wohl einfallen lassen, daß diese Herren des hohen Adels dadurch verlustig geworden wären?

Ich komme nunmehr zu den Amtslehnen des Stiffts Quedlinburg selbst. Diese lassen sich füglich in zwei Gattungen einteilen; in die Voigteilehne, und in die so genannten Erbämter.

Die erstere Art der Amtslehne ist die älteste und allgemeine, aus welchen in den folgenden Zeiten die so genannten Erbämter entstanden sind. Denn die Ambachtsmänner, Dienstleute und sämmtliche Beamten der geistlichen Stifter wurden auch Voigte, *Advocati minores*, *advocati granarii* genannt. Man muß aber diese nicht mit den Erbvoigten, *advocatis majoribus*, der geistlichen Stifter, verwechseln. Den Unterschied unter beiden habe ich bereits an  
 3333  
 einem

i) *Vingents Reisen* 2. Th. 149. S.

k) *Meibom. rer. Germ.* T. 2. p. 344. *In quo convivio Comes de Anhalt, Dapifer ecclesiae, cum magna gloria reverentia archi-episcopo, juxta exigentiam officii sui, attulit primum ferculum. Similiter dux Saxoniae, Pincerna ecclesiae, potum ministravit.*

l) *Goldast. rer. alemann.* T. 1. p. 88.

m) In dem Versuch einer gegründeten Nachricht von den ministerialibus imperii Erfurt und Leipzig 1766. S. 291.

einem andern Orte gezeigt n). Der Kaiser Karl der Dicke o) machte zwar schon im Ausgang des neunten Jahrhunderts ein Reichsgesetz, daß ein jeder Reichsfürst seinen Hof nach dem Fuß des Kaiserlichen einrichten, und sich einen Marschall, Truchseß, Schenken und Kämmerer halten, und diesen vor allen andern Dienstleuten der Rang zu kommen sollte. Es scheint aber, daß diese Einrichtung bei den Reichsfürsten überhaupt, oder doch wenigstens bei dem Ersten Quedlinburg, erst in spätern Zeiten zu Stande gekommen sey. Denn in den Urkunden des elften Jahrhunderts werden nur die ministeriales genannt, ohne der eigentlichen Hofämter, nemlich des Marschall-Truchseß-Schenken- und Kämmereramts, zu erwähnen p). Erst im zwölften Jahrhunderte wurden diese Hofämter namentlich angeführt, wie ich unten zeigen werde.

So wie die Dienstleute der weltlichen Fürsten des innigsten Vertrauens

ihrer Lehnsheern gewürdiget, bei den geheimsten Regierungs- und Familiengeschäften der Lehnsheern um Rath gefragt, und so gar zur Familie des Lehnsheern q) gerechnet wurden, dergestalt, daß, so wenig Kinder ohne Einwilligung ihrer Aeltern sich verheirathen dürfen, auch diese ohne Vorwissen und Genehmigung ihrer Lehnsheern sich nicht vermählen durften r): so werden auch die Dienstleute und Ambachtsmänner der geistlichen Stifter ausdrücklich die Familie des Stifts genannt. Dies beweiset die Urkunde von 1232 s), nach welcher die Wittibin Osterlinde, zu Quedlinburg, wegen der Stiftsgüter zu Langeln einige Anordnung macht, *Consensu officiorum curiæ, videlicet Dapiferi, Pincernæ, Marschalci, Cameraarii, ministerialium, ac totius familie ecclesiæ*. Kein Stift durfte, ohne Zustimmung der Ambachtsleute oder Aeltern etwas von Wichtigkeit unternehmen, oder die Stiftsgüter veräußern t). Durch ihren Widerspruch

kon:

n) In meinen Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Rechts und der Geschichte, 8. Abhandlung 267. u. f. Seite.

o) Du Fresne in gloss. med. & infim. lat. Tom. 2. part. 2. pag. 504. voce *Marschalcus*.

p) Herr von Erath. a. a. Orte. 65. S.

q) Kuchenbecker in der gegründeten Abhandlung von Erb- und Hofämtern 97. S. Strubers Rechenstunden 4. Th. 28. Abhandl. 5. S.

r) Sie mußten schlechterdings die Tochter eines Vasallen ihres Herrn zur Gattin wählen. Auch aus diesem Grunde konnte *Tacitus* de morib. germ. c. 4. mit Wahrheit sagen: *Germaniæ populi nullis aliis aliarum nationum connubiis infecti, propria & sincera, & tantum sui similis gens existit. Unde habitus quoque corporis, quamquam in tanto hominum numero, idem omnibus &c.*

s) Herr von Erath. a. a. Orte S. 154.

t) Siehe meine Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Rechts und der Geschichte 8. Abhandl. 269. Seite.

konten sie die Geschäfte der Fürsten und Prälaten rückgängig machen. Der selbige Herr Vicekanzler Strube beweiset solches in seinen Nebenstunden a. a. D. St. 13. bis 18. ausführlich, und beruft sich dabei auf folgende Fälle in der Quedlinburgischen Geschichte:

1) Die Aebtissin Gertrud beliebe im Jahre 1241, den Landgrafen von Thüringen mit Duderstädtischen Gütern, *ministerialium consilio*.

2) In demselben Jahre lösete dieselbe, *consensu ministerialium*, die Voigtei zu Dittfurth ein.

3) Die Aebtissin Bertradis, verkaufte 1300 dem Grafen von Regenstein *suggestente consilio ministerialium*, die Neustadt Quedlinburg.

Diesem hätte er noch, außer dem vorhin schon in der Urkunde von 1232 gemeldeten Fall, folgende beifügen können:

4) Das Kloster auf dem Münzenberg bei Quedlinburg erkaufte einige Güter im Jahre 1344 mit ganzem Rade unser Ammechtluden, wie es in der Urkunde beim Herrn von Krath a. a. Orte 465. Seite heisset.

5) Am deutlichsten spricht die Urkunde von 1379, wo die Aebtissin zu Quedlinburg Margaretha, um das Stifft und die nachkommenden Aebtissinnen verbindlich zu machen, sich also ausdrückt: un dat scholden we halden, na unsir oder unsir Vrakomelinge AmmechtludenKa-

de un Hete; d. i. nach dem Rath und Meinung unserer Kastenvoigte oder Amtleute u).

Aus allen diesen wird man sich vollkommen überzeugen können, daß die Amtleute, Dienstleute, oder Kastenvoigte der hohen geistlichen Stifter den größten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte hatten, und ohne ihre Einwilligung die Stifftsgüter nicht veräußert werden konnten.

Zuweilen scheinete aber ein solcher Amtmann des Stiffts bloß zur Verwaltung eines gewissen Theils der ihm anvertrauten Stifftsgüter verpflichtet gewesen zu seyn. Diese Aenderung ist wahrscheinlich in der Zeit zu suchen, als die höhern Hofämter das Marschall-Truchseß-Schenken- und Kämmereramt, den ihnen, in dem vorhin angezogenen Reichsgesetz, vor allen übrigen Amtleuten bestimmten Vorzug zu behaupten angingen. Man wird nemlich in dem vierzehnten und den folgenden Jahrhunderten bemerken, daß die höheren Hofbediente fast allein in den Urkunden genannt worden. Diese verdrängten also nach und nach die übrigen Dienstleute von den Regierungsgeschäften, und den letztern blieb nichts weiter, als die Verwaltung einiger ihnen besonders anvertrauten Stifftsgüter. Ich beweise dieses durch folgende Urkunde von 1377: „Ich Hinge von Eman, dei  
„eldere,

u) Herr von Krath a. a. Orte 590. S.

„eldere, und Hans von Sman, myn  
 „Sone, wie dun wilsken dat wie heb-  
 „ben tu uns genommen, unsir  
 „gnedigen Vrouwen Gut, der Ep-  
 „tischen in Quedlingburch, des Got-  
 „teshus sente Servacius up der  
 „Burch: dat schulle wir verdes-  
 „dingen x), immanen, in allen En-  
 „den, wur sie dat het, tu Sman y)  
 „in in andern Dorpern umme  
 „Sman, also Vormunder unde  
 „Ammechtude ore un desselven vor-  
 „benmeden Gotteshus unde Epti-  
 „ge z), von sente Katherinen Dage,  
 „de un nselikest ist zukommende unde  
 „vort over den Jahr a),..“

Hier stehet das Wort: Vormun-  
 der der Abteissin und Ammecht-  
 mann, mit dem: vordedingen, und  
 immanen, in einer solchen Verbin-  
 dung, daß daraus nichts weiter, als eine  
 bloße Verwaltung der Stifts-  
 güter geschlossen werden kan. Der  
 Herr von Sman war also ein Ka-

stenvoigt, im eigentlichen Verstan-  
 de; ein Mann, der die ökonomischen  
 Angelegenheiten, in dem Orte Sman  
 und den benachbarten Dörfern für  
 das Stift zu besorgen hatte.

Die Abteissin Adelheit von Wens-  
 burg b), gab einem aus dem Ges-  
 schlechte der von Sman, vielleicht  
 eben dem vorhin genannten, Hinzzen  
 von Sman, einen anderweiten Lehn-  
 brief, über eben diese Güter, auf fer-  
 nere 3 Jahr, von 1407 an zu rech-  
 nen. In demselben bedienet sich diese  
 Fürstin folgenden Ausdrucks: dat we  
 — den strengen Knappen Hinzzen von  
 Sman hebbet anghenamet c) to ey-  
 nem Vorstendere ofte Ammecht-  
 mann d).

Unter gleichen Bedingungen bes-  
 stellte die Abteissin Adelheit über die  
 äbteilichen Güter zu Großenwed-  
 dingh den Hans Drowes und sei-  
 nen Sohn, im Jahre 1430 zum Am-  
 mechtmann und Kastenvoigt e).

Die Fortsetzung folgt künftig.

x) d. i. vertheidigen, beschützen, verwalten.

y) Also war es nur ein bestimmter Theil der Stiftsgüter, welche diese Herr von  
 Sman zu verwalten hatten.

z) d. i. des vorbenannten Gotteshauses und der Abtei.

a) Mitthin auf eine bestimmte Zeit, von 3 Jahren, und nicht wie andere Lehne, auf  
 Lebenszeit.

b) Herr von Erath a. a. Orte S. 647. Die Güter, welche dieser Kastenvoigt  
 zu verwalten hatte, sind in der Urkunde von 1377 unter der Beglaubigung ei-  
 nes Conrad von Sman und des Pfarrers Ulrich zu Sman, beim Herrn  
 von Erath a. a. Orte S. 410. v. f. verzeichnet.

c) d. i. angenommen.

d) d. i. zu einen Vorsteher oder Amtmann.

e) Herr von Erath a. a. Orte Seite 718. und 744.



# Hannoverisches Magazin.

93<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 19<sup>ten</sup> November 1784.

## Von den Amtslehnen des kaiserlichen freien weltlichen Stifts Quedlinburg.

(Fortsetzung.)

Die zuerst genannten Herren von Sman haben ihr Amt im Jahre 1268 von den Grafen von Mansfeld erhalten. Denn der Graf Durchhard gab in diesem Jahr die Voigtei zu Sman in die Hände der Abtissin, und diese vertranete solche wiederum den Herrn von Sman an a). Da wir nun vorhin gesehen haben, daß die Abtissin dem Herrn von Sman nur auf eine Zeit von 3 Jahren das Amt oder die Voigtei zu Sman anvertrauet habe: so ist hieraus zu schließen, daß die Grafen von Mansfeld diese Voigtei nach gewöhnlichem Lehnecht, auf Lebenszeit, besessen haben; daß aber die Abtissin nachhin für gut gefunden habe, dieselbe nur auf 3 Jahr zu verleihen.

Eben diese Familie der Herren von Sman muß, außer den Gütern zu Sman, noch ansehnliche Güter besessen, und mit denselben noch besondere verschiedene Aemter bei dem hiesigen Stifte bekleidet haben. Denn diese Familie verkaufte im Jahre 1386 ihre Güter in: und um Quedlinburg, zu Baderborn, Radisleben, Aurombek, Sallerleben, Walslerleben, Weddersleben, und Orden, an den Herrn von Dahle und Hinze Mittelhausen, und versichert in dieser Urkunde ausdrücklich, daß hierunter auch das Aemte op der Burch mit begriffen sey b); es werden auch diese beiden Käufer c) so gleich von der Abtissin Ermgard im folgenden 1387<sup>ten</sup> Jahre mit diesen

U a a a a

Güt:

- a) Herr von Erath S. 236. Die Worte lauten also: — resignamus vobis curiam - & advocatiam fori in Swane & omnia bona, qua praedicti a nobis habebant in fendo. Es sind also die Grafen von Mansfeld Advocati majores gewesen, welche die Herren von Sman mit diesen Gütern beliehen hatten.
- b) Herr von Erath a. a. Ort S. 602.
- c) Das. S. 603.

Gütern anderweit beliehen; und gleichwohl verkauft eben dieser Herr von Sman mit seinem Bruder abermals im folgenden 1388<sup>ten</sup> Jahre einen im Westendorf zu Quedlinburg gelegenen Hof, mit dem Ammechte und allem Recht. Es müssen also zwei ganz verschiedene Aemter gewesen seyn, welche diese Familie beim hiesigen Stifte bekleidet hat. Und auch diese beiden Aemter müssen wiederum von demjenigen unterschieden gewesen seyn, mit welchem die Herren von Sman im Jahre 1407. 1440. 1449 u. 1482 sind beliehen worden d).

Hierbei habe ich nur noch dieses anzumerken, daß diese Güter im Jahr 1449 zuerst auf 15 Jahr, und denn weiter von 15 zu 15 Jahren sind ausgeliehen, im Jahr 1497 aber von der Kebeßin Hedwig an Friedrich Gangschert, auf 3 Jahr zu Erbzins anzusetzen worden e).

Ich wende mich nunmehr zu den Erb- oder Hofämtern des Stiftes Quedlinburg, im eigentlichen Verstande. Das Marschallamt ist das vorzüglichste unter allen.

Die Ableitung des Worts: Marschall hat schon viele Gelehrte beschästiget. Einige suchen es von dem

Mars, dem Kriegsgott der Römer; andere von den Griechen herzuleiten. Andere glauben, mit mehrerem Rechte, eine Sache, die wie deutlich erwiesen werden kan, deutschen Ursprungs ist, in einem alten deutschen Worte: Mar, das Stammwort zu finden. Es fehlt uns zwar gar zu sehr an gründlichen Nachrichten von den ältesten in Deutschland geredeten Sprachen, weil unsern Vorfahren die Kunst zu schreiben sehr lange unbekant geblieben ist. Inzwischen findet sich in unserer Sprache noch eine Spur von diesem veralteten Worte. Man sagt nemlich: eine alte Mähre: eine Schindmähre; d. i. ein altes abgenutztes Pferd. Ob aber das mit demselben verbundene Wort; Schalk, einen Knecht, einen Bedienten, oder einen verständigen Mann bedeute? — darauf kan ich mich nicht einlassen, weil ich nirgends sichere Nachrichten finden kan. Denn das vorhandene Wort, Schalk; schalkhaft; hat hauptsächlich den Nebenbegriff, daß Jemand seine Verschlagenheit und Einsicht mißbrauche und zum Nachtheil eines andern anwende.

Diesem ungeachtet bleibt es gewiß, daß Marschall einen vornehmen Stallbedienten bezeichnet habe f).

Der

d) Herr von Erath a. a. Orte S. 828. 756. 740. 647.

e) Das. 854. S. Hieselbst werden die dazu gehöri gen Güter also beschrieben: das Fürstl. Vorwerk zu Ober- und Niedersman, Grogstedt, Litenstedt, und Spielberg, mit dazu gehöri gen Vorwerken, Wiesen, Aekern, Teichen, Weingärten, Bergwerken und Geböhlen. Der Zins ist auf 20 silberne Schock, das Schock zu 20 Silbergroßchen gerechnet, gesetzt.

f) L. Alemann. tit. 79. §. 4.

Der Pferdestall großer Herren wird auch noch jetzt Marckstall genannt.

Daher will mir die Meinung solcher Schriftsteller kein Genüge seyn, welche dieses Wort von dem alten deutschen Niehiez, d. i. der Oberste, ungleichen Stallherr, d. i. Stallbedienter, Berenter, herleiten g). Ich vermisse hier immer den Beweis, daß dergleichen deutsche Worte vorhanden gewesen sind.

Man darf nur die hervorstechenden Befugnisse des Erzmarckstallamts beim Heil. Röm. Reiche mit einem Blick übersehen, um daraus zu erkennen, daß unter dem Worte Marckstall weit mehr, als ein bloßer Stallbedienter verstanden werde h). Die Marckstallswürde der Reichsfürsten ist das Bild im Kleinen, was das Erzmarckstallamt des deutschen Reichs im Großen ist. Erstere ist eine Nachahmung des letztern. Man denke hierbei zugleich an den ersten Ursprung dieser erhabenen Würde, die ich zwar jetzt nicht ganz ausführlich darstellen kan. Von der ich aber dieses voraussetzen muß, daß ein Marckstall der erste Staatsmann war, der alle Anstalten zur Reise und zur Bequemlichkeit des Hofes besorgen mußte. Man denke sich dieses bei einem sehr zahlreichen wandernden Volke, das beständig auf Reisen, oder im

Felde gegen den Feind lag; das seine Volksversammlungen, seine Gottesdienste und alle Feierlichkeiten unter freiem Himmel hielt. Und nun wird es einem jeden begreiflich seyn, daß damit, wo nicht eine wirkliche Gerichtsbarkeit, doch wenigstens eine der höchsten Befehlshaberstellen verbunden sey. Ein Feldmarckstall, — ist er nicht der Erste unter den Feldherren? — der Marckstall von Frankreich, — i) wie weit gehen seine Vorzüge? — Der Graf Marckstall von Großbritannien — k) wie erhaben diese Würde? wie ausgebreitet seine Befugniß? — Ich wagte es daher nicht, wie Herr Galerti in seiner thüringischen Geschichte gethan hat, dieses Wort immer mit dem Worte: Stallbediente, schlechtweg zu verdeutschern.

Die erste Spur, welche wir von den Erbämtern des Stifts Quedlinburg überhaupt, und insonderheit von dem Stifts-marckstall finden, fällt ins Jahr 1183. Die Lebtissin Adolheid bestätigt nemlich in diesem Jahre, dem, von ihr gestifteten Kloster Michaelstein alle seine Gerechtfame. Bei dieser Handlung sind unter andern zugegen gewesen, 1) Bertold Kämmer; 2) Hil, Trugsch; 3) Friedrich Marckstall; und 4) Klegar, Schenke l).

U a a a 2

Ob

g) du Fresne a. a. Orte 503. C.

h) Paul Diaconus in hist. Long. c. 16. Hinemarum tom. 2. operum ejusd. p. 209. c. 23. & Paris.

i) Zedlers Universallexicon, 19. B. 1740. u. f. C.

k) Daf. 1701. u. f. C.

l) Herr von Erath a. a. D. C. 102.

Ob dieser Friedrich aus dem Geschlechte der Herren von Dittfurth gewesen, welche nachhin mit dieser Würde beliehen sind? — dies läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Inzwischen ist doch sehr wahrscheinlich.

Daß der Geschlechtsname weggelassen, und nur der Taufname des Marschalls, Friedrich ausgedruckt ist; findet man in diesen Zeiten sehr häufig. Wahrscheinlich schätzte man die Ehre Marschall, oder anderer Dienstmann eines Fürsten, oder Stifts zu seyn, höher, als die adeliche Geburt, und ließ aus dieser Ursach den Geschlechtsnamen ganz weg. Der Herr von Erath m) liefert uns ein ansehnliches Verzeichniß von Fällen dieser Art, und wer sich einigermaßen mit dem Lesen alter Urkunden abgeben hat, dem wird dieses nicht fremd seyn.

Viele noch blühende ansehnliche Geschlechter n), die von einem königlichen oder fürstlichen Hofe mit der Marschallswürde beliehen sind, nennen sich aus dieser Ursach schlechtweg Marschall; selten setzen sie ihre Stammgüter hinzu, als: Marschall auf Wiberbach; Marschall auf Bachtenburg; von Oberndorf; von Pappenheim; von Glückmannshausen, ic.

Es werden zwar in eben dieser Urkunde von 1183 noch zwei Brüder, Berthold und Burchard von Dittfurth neben jenen Friedrich, Marschall genannt, und man möchte daraus schließen wollen, daß der Friedrich ein anderer Edelmann, und nicht der Herr von Dittfurth seyn müßte. Allein dieser Schluß hält die Probe nicht aus. Denn erstlich waren zu der Zeit die Umbachslehne noch nicht erblich; andern Theils konten sich, nach deutschen Lehnsgebräuchen, auch selbst in der Folge die jüngern Brüder dergleichen Vorrechte nicht anmaachen, sondern der älteste von der Familie oder der älteste Sohn verwaltete das Erbamt o). Eben dieser Friedrich Marschall wird noch in einer Urkunde von 1199, und in einigen andern p) deren Jahrzahl ungewiß ist, auch in einer von 1208 genannt.

Ihm folgte einer, Namens Berthard, in der Stiftsmarschallswürde. Er muß dieses Amt lange bekleidet haben, weil seiner in dem Zeitraume von 1224 bis 1245 öfters gedacht wird q).

Im Jahre 1264 oder 1265, wird ein Mann Namens Schwin, Marschall des Stifts Quedlinburg, genannt, durch dessen Vermittelung ein Herr Arnold von Berg sich von ge-

wissen

m) a. a. O. S. 1087. Litt. A. A. a.

n) Zedlers Universallexicon 19. B. 1700. u. folgende S. das S. 8. 5. angeführte Beispiel des Grafens von Limpurg gehört vorzüglich hieher.

o) Herr von Erath S. 1717.

p) Das. S. 108. 111. und 128.

q) Das. S. 143. 148. u. f. 161. 167. 178.



wissen Aeffern im Niederschen Felde, das Oberland genannt, zu Gunsten des Stiffts losgesagt hat r). Er muß nicht-lange gelebt haben; denn weiter findet sich von ihm keine Nachricht.

Nach diesem komt wiederum ein Marschall Bernhard vor, welcher ausdrücklich von Dittfurth genannt wird s). Er hat einen Sohn gleiches Namens gehabt t). Ob es aber der Vater oder Sohn gewesen, welcher die Urkunden von 1272 und 1280 u) verfertigen helfen, dies ist um so viel weniger zu entscheiden, da uns die Nachrichten von dem Marschallamt Quedlinburgs in einem Zeitraum von fast 200 Jahren ganz verlassen. Die Folge überzeugt uns aber, daß das Marschallamt bei der Familie der Herren von Dittfurth beständig verblieben sey.

Denn die Urkunde vom 1ten Mai 1392 x), welche uns weit mehr Licht giebt, als alle bisherigen, und welche uns also wegen des bisherigen Stillschweigens schadlos hält, belehret uns, daß das Marschallamt des hiesigen Stiffts einem Herrn Barthold von Dittfurth von der hiesigen Abtissin

als ein Ambachtslehn unter der Bedingung anvertrauet sey, daß derselbe das Gericht auf dem Hofekenberg y) hegen und halten, ungleich aber der Abtissin an ihrem Gerichte und Freiheit im Westendorfe nicht hindern wolle. Dieses merkwürdige Stück aus der Quedlinburgischen Geschichte muß ich wörtlich anführen:

„Et Barthold von Dittfurth,  
 „bekenne in dissem opene Breiwe,  
 „allen den, di en sehen hören, oste  
 „— oder — lesen, dat mek myn gnes  
 „dige Fruwe von Quedlinburg bes  
 „legen heft und bevolen heft — bes  
 „liehen und anvertrauet hat — dat  
 „Marschall Ammecht ores God:  
 „deshuses in disse Wiese, dat ek  
 „dat Gerichte siren schal up  
 „den Hofekberge, unde alle  
 „Ding nah myner gnedigen Fro:  
 „wen Rade, Willen unde Beheg:  
 „lichkeit holden schal und wil. Ok  
 „schal ik er nich hindern an  
 „orem Gerichte unde Vryheit  
 „in orem Westendorfe. — Na  
 „Goddess Wort drettin hundert Jar,  
 „in deme twe unde negentigten  
 „Aaaa 3 Jar,

r) Das. S. 224.

s) Das. 234. 243. 245. u. f.

t) Das. S. 249.

u) Das. S. 250. und 268.

x) Herr von Erath a. a. O. S. 612.

y) Dies ist die Benennung eines nicht gar zu hohen Berges jenseits Dittfurth, nach Weddersledt hin; der Herr Bürgermeister Wallmann hat in seinen Beiträgen zur Quedlinburgischen Geschichte Seite 93. und 94. von den auf diesem Berge ehemals gehaltenen Landgerichten einige Nachricht gegeben. Er leitet die Benennung von dem alten deutschen Ausdruck; Sohe Sefen, d. i. hohe, wichtige Sachen oder Angelegenheiten her.

„Jar, in sinte Walburgis Dage,  
„der hiligen Junefrausen..“

Wir lernen hieraus, daß mit dem hiesigen Marschallamte außer der Gerichtsbarkeit über das sämmtliche Hofgesinde, und im Westendorfe allhier auch die Gerichtsbarkeit über Dittfurth verbunden gewesen sey.

Denn wäre es wohl nöthig gewesen, daß die Herren von Dittfurth sich verbindlich machen müssen, der Aebtissin an ihrem Gerichte in Westendorfe und unter der Burg nicht zu hindern, wenn nicht der Marschall ehemals ein Recht dazu gehabt hätte? Man erinnere sich, daß das Reichsmarschallamt während den Feierlichkeiten der Königswahl, in der Wahlstadt über alle Anwesende, so gar über die Gesandten der Churfürsten, eine völlige Gerichtsbarkeit ausübe, — daß, nach diesem Beispiele, das Marschallamt der mehresten Reichsfürsten noch jetzt eine Gerichtsbarkeit über die Hofdamen, Hof-

cavallier und andere Hofbediente habe, — daß endlich der Schluß von dem Größern auf das Geringere, also von dem Reichsmarschallamte auf das Erbmarschallamt der Reichsfürsten, mit weniger Ausnahme, bündig sey; danu wird man nicht mehr daran zweifeln.

Ich rede jetzt von der Gerichtsbarkeit am Hofe und im Westendorfe; weiter unten werde ich erst von der Gerichtsbarkeit zu Dittfurth reden.

Wir werden bald hören, daß die Herren von Dittfurth, als Marschalle des Stifts, dem Gerichte der Aebtissin neben der Burg und im Westendorfe beigewohnt, und beträchtliche Nutzungen davon gezogen haben; daß aber die Aebtissin Hedwig aus dem Hause Sachsen, ihrem Marschall solche Nutzungen entzogen, und daß der Erzbischof Ernst zu Magdeburg als erwählter Schiedsrichter 1492 diesen Streit beigelegt habe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

\* \* \*

— — Diespiter  
 Igni corusco nubila dividens  
 Plerumque, per purum tonantes  
 Egit equos, volucremque currum —

Ich habe heute Nachmittag kurz nach 5 Uhr eine der prächtigsten Lusterscheinungen zu bemerken Gelegenheit gehabt, mithin, wie man leicht denken kan, verschiedene staunende Ur-

theile des Aberglaubens und der weisbischen Furcht schon gehört. — Es war ein sehr heiterer Himmel, eben wie ihn dort Horaz beschreibt, um gegen die Epikureer den Satz: es ist ein



ein Gott, denn es donnert nicht allein in Gewitterwolken, sondern auch bei heiterm Himmel, zu beweisen. Die Luft zog ziemlich rasch von Südost. Der westliche Horizont war bis hin nach Süden tief hinunter mit ziemlich schwarzen, obgleich ebenen Wolken bedeckt. Von ihnen bis an die äußerste Grenze des östlichen und nördlichen Horizonts, die das Auge fassen konnte, war blauer Himmel. In Südost erzeugte sich ein Feuerklumpen, der langsam im Zirkel nach Nordwest, vielleicht in sechs Sekunden herunter fiel. Das Sonderbare dabei war dies, daß er eine stetige Spur seines prächtigen Zuges nach sich ließ. Anfangs war dieser Streifen, der einem gemahlten Blicke, wenn er einschlägt, gleich, feurig, verwandelte sich unten nachher in das sanftere Gelbe der untergehenden Sonne, oben war er von erst an die dunkelblau Spur einer Rakete. Der Feuerball selbst verlor sich in das nordwestliche Gewölke. Wie ich so da stand, und mit einigen Leuten diesen unbeweglichen Streifen betrachtete, der sich an der einen Stelle in eine, einige Quadratschuh große, hellweiße Wolke bildete, hörten wir einen ganz unvermutheten Donner, wie es uns schien, aus Südwest. Er war in einer nicht sehr weiten Entfernung. Vielleicht waren wohl schon drei oder vier Minuten nach dem Niederfallen des Feuerballs verstrichen. Er, oder das südwestliche Gewölke mochte die Ursach davon seyn. In-

des schien mir der Schall zu nahe, das Gewölke zu entfernen. Der nachgelassene Streifen und das Wölkchen verlor sich innerhalb zehn Minuten.

Wohl eher ist es mir thöricht vor gekommen, zu glauben, daß es ohne Wolken, bei heiterm Himmel, wie es römische Schriftsteller mehrmalen als ein Omen anmerken, donnern sollte. Auch hier waren noch Wolken, obgleich in einer zu tiefen Entfernung, als daß man bei stiller Luft den Schall ihres Blitzes zu hören hätte vermuthen können, besonders da er gegen den schnellziehenden östlichen Wind hätte ankämpfen müssen. Der Donner war auch so nahe, daß man im Sommer bei einem Gewitter den zweiten oder dritten Schlag mit dem Blicke zugleich würde erwartet haben. Daß er dem Ohr so lange ausblieb, macht nichts zur Sache, weil der Anfang der Erscheinung, der zurückgelassenen Spur nach zu urtheilen, dem Auge ungemein hoch vorkam, und der Schall vielleicht so viel Zeit brauchte zu unserm Ohr zu gelangen.

Ich wähne nicht fürchterliche Dinge. Indes ist mir doch das stille Gewitter, was wir, wenn ich nicht irre, im Anfange August von Abends halb acht an die ganze Nacht hindurch hatten, und was sich nachher in ein starkes Morgenengewitter und Heidedampf auflöste, sonderbar vorgekommen. Vielleicht hatte dies, so wie der ankommende Heidedampf des vorigen Sommers, seinen zureichenden Grund in den wohlthätigen Ausgießungen sonst zerstörender Dünste unsers Erdballs.

Gut,



Gut, daß die Mutter Natur ihre gütige Arbeit im Stillen beginnt. Wenn wir näher hinter ihren Vorhang schauen dürften, so würde unser Kleinmuth manchmal zagen, ob sie es auch so ausführen würde, wie es uns am besten zu seyn schiene.

Vor funfzig Jahren hätte das all' Krieg und Pest und theure Zeit bedentet. Jetzt sind wir klüger; doch noch nicht so ganz klug. Das klügste, was ich noch über diesen Feuerball hörte, war ein Schwang über den Italiener und Franzosen in England, wovon sich Einer bis zu uns her verloren hätte, dessen Wetter aber in unserm Horizont in Feuer aufgelöst wäre. Ein anderer, der klüger seyn konte, aber es nicht war, meinte: es sey ein Comet. Verschiedene vom gemeinen Volk dachten an den jüngsten Tag.

Vielleicht sehe ich es nicht an den unrechten Ort hin, weil doch die Sache nicht sehr bekant ist, daß unsere Astronomen im Jahr 1789 erst einen Kometen erwarten. Ich erinnere mich aus meiner Jugend, wie sehr noch immer ein Komet bei seiner ersten Erscheinung die Gemüther in Schrecken setzt. Es ist daher Pflicht für jeden denkenden Menschen, dergleichen Aber-

glauben zum voraus zu steuern. Man hat es noch nicht lange gewagt, die Bahn der Kometen zu berechnen, ist aber nach gerade hinter dies Geheimniß des Himmels gekommen. Leicht ist es zu vermuten, daß ein solcher Stern, dessen Lauf man berechnen und bestimmen kan, eben so wenig unserer Erde schädlich ist, als irgend ein Planet. Zugleich sieht ein jeder, wie wenig er nun noch in unserer Sprache den Namen Irrestern verdient. Er ist kein Schaf, was sich aus dem großen Himmelsheer verloren hätte; ewig geht er seine Bahn, die ihm Gott anwies, als er ihn aus seiner Hand warf. Ewige Wahrheit ist es: Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel.

\* \* \*

V. S. Man hat dieses Phänomen an mehreren Orten bemerkt. Zwei Meilen von hier, zur Schulenburg, war es eben so prächtig. Nur der Donner wurde dort früher und stärker gehört. Man hörte einen zweimaligen Knall, und das laute Rollen des Gewitters hinten nach. Eine Bestätigung der Vermuthung, daß der Feuerball selbst Ursache des Donners war. Auch zu Bokeloh, zwei Meilen nordwestlich von uns, sind eben die Bemerkungen, wie bei uns, gemacht worden.

Hannover, den 5ten Nov. 1784.

Vasmer.



# Hannoverisches Magazin.

94<sup>tes</sup> Stück.

• Montag, den 22<sup>ten</sup> November 1784.

Von den Amtslehnen des kaiserlichen freien weltlichen  
Stiftes Quedlinburg.

(Fortsetzung.)

**D**ie Herren von Dittfurth, haben auch wirklich die Gerichtsbarkeit im Westendorfe alhier als Marschalle ausgeübet. Dies erhellet aus der Urkunde vom Jahr 1409 a), wo einer Namens Heinrich Becker, angelobten muß, weder an der hiesigen Abtiffin, Bbb 66 noch

- a) Herr von Erath a. a. O. S. 649. Es ist dieses ein so merkwürdiges Modell einer Urphede, daß es einem jeden Rechtsgelehrten wichtig seyn muß. Es lautet also: Alsus gheyt nün Orbede, dat ek love in Erwen der erwerdighen myner Browen von Queddelborgh, orene Godeshus, orene Marschalke, dem Rade von Queddelborgh, eine Orbede, also hirma bescreven seid. Dat ek Hinrik Becker, edder myne Kinder, edder newmant voa unserweghen myne Browen von Queddelborgh, Bertolde von Dittfurd orein Marschalke, den Rad to Queddelborgh, oren Kloster Junkrowen, — d. i. die hohen Kapitelspersonen — Papheit — d. i. die Pfaffen oder Priester, die Geistlichkeit — nochte Monte, — d. i. Mönche, Ordensgeistliche — ore Land edder ore Ende, ore Man, Bur oder Borgher, ore Gesinde, edder alle de dar in Hilpe edder in Rade sin mede ghewest, dat mek Bertold von Dittfurd grewh, nimmermer beschedighen, edder nicht erghis toferen willen, in apnerleye Wis, one allerley List unde Hilsprede. Dit Lofde — d. i. Nagelddiß — dat ek Hinrik-Becker vor mik und vor myne Kinder und de vorenannten gelobet hebbe, dat we dat stede und vast holden willen, one allerley List und Hilsprede; dat mek Gott so helpe in de Hilgen! Ny dat dit stude und vast gehoiden werde, hebbe ek hiervor gefatt myne Grund, de hierna bescrewen stan.

Ek Syterich Hakenderne, Eord von Gotinghen, Pawel Harder, Tole von Rosdorp, Boraher to Quedelingeborch, un de Heymaan Becker, Eord Becker, Hans von dem Howe, Heinrich von dem Howe, Borgher to Wschersleve, we bekennen openbar in dissem Brewe, vor allen den, de ene seyn, edder horen lesen, dat we in guden Erwen, one allerley List und Hilspreden, loven und gelobet hebben, der erwerdighen, unser gnedighen Browen von Quedelingeborch, vor  
Hiti

noch an ihrem Gotteshause, noch an ihrem Marschall, noch an dem Rath zu Quedlinburg, noch an allen denen, welche den Rath gegeben, und dazu behülflich gewesen sind, daß der Marschall ihn zur gefänglichen Haft bringen lassen, sich rächen wolle: — daß meß Bertold von Dittfurd greph — heißt es.

Dieses Gericht im Westendorfe ist ehemals unterm Schlosse gehalten worden. Der auswärtigen Leser Wissen, muß ich hier bemerken, daß das Schloß, oder die Fürstl. Stifts abtheiliche Residenz in einer Vorstadt liegt, welche das Westendorf genannt wird. Das Gericht im Westendorfe, die Freiheit im Westendorfe, ist also eben das, was in den Urkunden das Gericht unterm

Schlosse genannt wird. Es ist unstreitig eine Art des Burggerichts gewesen, welches anfänglich die kaiserlichen Burggrafen und nachhin die Abtrissinnen durch ihren Marschall, Untervogt, oder Ambachtsmann verwalten lassen.

Außerdem, was im sächsischen Landrecht Kap. 3. Art. 64. und im Weichbild Art. 16. und 17. von solchen Burgrichtern vorkommt, giebt der Erzbischof Albert von Magdeburg in einer Urkunde von 1221 von dem Amt eines solchen Burgvogts, und von einem, unter der bischöflichen Residenz gehaltenem Gerichte, die beste Erläuterung b). *Nomine advocatie*, heißt es, *omne illud jus intelligitur comprehendit, quod ad Burggravium pertinet, in raptu, & effusione fan-*

Hlrik Becker, dat he de Orbeyde dāhe in Truwen gelovet, und to den Hilgen gesworen heft, siede und vasi holden schal ane allerley List und Hülprede.

Were of, dat unser Browen von Quedelingeborch to wetende werde, dat disse Orbeyde wer brofen dat scholde unse Browe von Quedelingeborch unser twen, eder dron, wikkidon, so scholde we entsammet den vorgenannten Henrik darto verboden, dat he uns das beneme in wendig verceyn Nachten, oft he binnen Landes were; Were he binnen Landes noch, so hedde Er achte Daghe to Hülpe. Wes he uns in der Tyd beneme met syne Rechte, des wer we ledich. Beneme he uns aber nich in disser vorgenannten Tyd, so scholde we und wollen unser obgenannte Browen und vren vorgenannte vol darover don. — Und hebben des to Orkunde und merer Seferheit Interich Hafenderne Infigle ghehenget laten an dissen Bref, des we alle hirtto gebreken.

Und ef Hans Schenke, Sone von Benzigerode und Henrik von deme Dale, de eldere, we bekennen in disse silven Brevwe, dat we alle disse vorserrewen Orbeyde hebben hülpen aedegeednaben und sin darover und ane ghewesen, dat alle de Ding gheschen sie also disse Bref ntwisset. Und hebben des Sone von Benzigerode Ingesegle to Orkunde wikkfen ghehenget laten by Interich Hafenderne Ingesegle.

Na Goddes Gebort verceyn hundred Jar: in deme negghenden Jare: in sinte Katharinen Daghe, der Hilghen Juncewrowen.

- b) Kurze historische Nachricht von dem Stapelrecht der alten Stadt Magdeburg 1741. Weil. I. S. 93.

sanguinis, & in insidiis & irruptione, quæ Noth Blutruß, Lage, Heimsacke vulgariter appellatur, ac præterea vis banni & trium judiciorum annuorum, quibus ante palatium nostrum consueverunt burgraviis præsidere, in loco qui vulgo Palenza nominatur.

Hier sehen wir die größte Ähnlichkeit mit dem magdeburgischen Pfalzgrafengerichte vor der Residenz des Bischofs, und dem unsrigen im Westendorfe unterm Schlosse der Aebtissin gehaltenen Gerichte.

Spangenberg c) redet von diesen Gerichten also: „und hieß man die kaiserlichen Verordneten: „Burgvoigt, oder Burgrichter, „Burggrafen denen die Gerichts- „pflege an denen Orten und Herr- „schaften befohlen war, welche „die Kaiser und Könige denen „Bischöfen und Stiftern einge- „geben hatten; in welchen ihnen die „Kaiser gemeinlich eine Burg oder „Ort vorbehielten, darin, anstatt „des Kaisers, solche Burgvoigte „die Gerichte hegen und halten „mußten; denn anfänglich die Bi- „schöfe mehr nicht, denn geistliche „Verwaltung zu versehen, und mit „weltlichen Sachen und Gerich- „ten nichts zu thun gehabt, bis „sie hernach mächtiger geworden, und „beiderlei Regierung an sich gezogen.“

Wer mit der Geschichte unsers Reichsstiffts Quedlinburg bekant ist, der wird wissen, daß die hiesigen Aeb-

tissinnen sich schon in dem Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts, nach allen Kräften bestrebt haben, alle hiesige Gerichte aus den Händen der Schutzherrn an sich zu ziehen. Sie hatten die Beispiele mancher ansehnlichen Stifter für sich, denen dieses geselückt war. Und es hat ihnen auch in Ansehung der beiden hiesigen Gerichte, von welchen ich jetzt rede, nemlich des Gerichts unterm Schlosse im Westendorfe und des Gerichts auf dem Hofelkenberge bei Dittfurth in einen Zeitraume von 200 Jahren sehr wohl geglückt. Denn aus dem Burgerichte unterm Schlosse im Westendorfe ist das jetzige fürstliche Stifftsamt und die damit verbundene bürgerliche Gerichtsbarkeit im Westendorfe, und aus dem Gerichte auf dem Hofelkenberge, die bürgerliche Gerichtsbarkeit innerhalb den Gränzen des alten Dittfurths entstanden. Beide Gerichte sind der fürstlichen Aebtei mit Ausnahme der peinlichen Gerichtsbarkeit, zu Theil geworden. Und hiermit ging es auf folgende Art zu:

Schon im Jahr 1392 wußte es die damalige hiesige Aebtissin Ermgard von Birckberg, dahin zu bringen, daß der Lehmann und Marschall Bartold von Dittfurth sich verbindlich machen mußte, nicht nur des Gerichts auf dem Hofelkenberge, sich, nach dem Rath, Willen und Bequemlichkeit der Aebtissin zu bedienen,

Bbb bb 2

c) Im Adelspiegel. 10. Buch 20. Kap.

dienen, sondern auch sich des Gerichts unterm Schlosse ganz zu enthalten d).

Hiermit war der Stiftsmarschall schon so ziemlich von seinem Rechte abgestoßen. Denn eines Gerichts sich nach dem Rath und Willen einer andern Person zu bedienen, ist wohl nichts anders, als ganz unter der Botmäßigkeit der Lebtiffin zu stehen; da das richterliche Amt eigentlich nur dem Kaiser und seinen Abgeordneten unterworfen war. Aber bis jetzt ließ man noch der Familie von Dittfurth die Einkünfte von beiden Gerichten. Als die Lebtiffin Hedwig aus dem Hause Sachsen, zur Regierung kam, und es ihr gelungen war, den Magistrat zu Quedlinburg mit Gewalt und Blutvergießen zu unterjochen e), unternahm sie es auch, die Herren von Dittfurth zu unterdrücken. Sie begnügte sich nicht nur ihnen ihre Befugniß wegen der Gerichtsbarkeit in dem Dorfe Dittfurth zu nehmen, sondern ihnen auch die rechtmäßigen Einkünfte des Marschallamtes zu entziehen. —

Die gedruckte Familie der Herren von Dittfurth hatte ein so schauderndes Beispiel von Grausamkeit dieser Fürstin, bei der unschuldigen Hinrichtung so vieler Rathsglieder der Stadt Quedlinburg, wahrgenommen, daß sie es nicht wagte, sich dieserhalb irgendwo zu beklagen. Sie litte das ihr an-

gethane Unrecht so lange mit Stillschweigen und Gedult, bis sie merkte, daß das gute Vernehmen zwischen der Lebtiffin und ihrem Bruder, dem Schutzherrn Quedlinburgs und Churfürsten zu Sachsen zu wanken anfing, und in Kältsinn und Widerwillen artete. Dieses Zeitpunktes bediente sich die von Dittfurth'sche Familie, und suchte bei den hohen Verwandten der Lebtiffin Hedwig Fürsprache und Schutz. Es ward die Sache so eingeleitet, daß der Erzbischof zu Magdeburg, Ernst, ein Bruders Sohn der Lebtiffin, durch seine Canzlei die Schriften, in welchen beide Theile ihre Gerechtfame auszuführen hätten, sammeln, und dann solche durch die Schöppen von Magdeburg entscheiden lassen sollte.

Beide Theile hielten nicht für ratsam, die Sache zum Außersten kommen zu lassen, sondern verglichen sich, unter hoher Vermittelung des gedachten Erzbischofs unterm 26<sup>ten</sup> Sept. 1492 dahin: „Daß die Lebtiffin in „Rücksicht der Fürbitte des Erz-  
„bischofs, der Familie des Herrn von  
„Dittfurth das Marschallamt fer-  
„ner überlassen wolle; wenn dagegen  
„die von Dittfurth sich nicht nur des  
„Gerichts unterm Schlosse zu  
„Quedlinburg im Westendorfe nebst  
„allen davon fallenden Rufungen, son-  
„dern auch aller übrigen vom ganzen  
„Marschallamte bis jetzt aufgelaufen  
„nen

d) Herr von Erath a. a. D. S. 612.

e) Ich habe dieses in meinen Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Rechts und der Geschichte, besonders in der 10<sup>ten</sup> Abhandlung bewiesen.



„nen Einkünfte begeben, und ans  
„Stift abtreten würde f).“

Dies war nun freilich ein Vergleich,  
wie man ihn bei einer Streitigkeit zwis-  
schen einer, auf Erweiterung ihrer Ge-  
rechtsame eifersüchtigen und auf die  
Macht ihres Hauses sich stützenden  
Fürstin mit einem ihrer Unterthanen  
erwarten kan. Und doch waren die  
Absichten derselben dadurch noch nicht  
erreicht, sie ruhete nicht eher, bis sich  
die von Dittfurth im Jahre 1493  
am 26<sup>ten</sup> Aug. auch ihrer Besugniff  
an dem Gericht auf dem Hofseken-  
berge begeben und dem Stifte abge-  
treten hatten g).

Auf diese Weise sind denn endlich  
die Marschalle des hiesigen Stiffts  
nach gerade um den wichtigsten Theil  
ihrer Würde, um die völlige Ge-  
richtsbarkeit zu Dittfurth und  
im Westendorfe, und um einen an-  
sehnlichen Theil der damit verbunden  
gewesenen Einkünfte gekommen.

Mit dem Rest der Güter des Mar-  
schallamts, welche noch jetzt damit ver-  
bunden sind, und mit dem übrigen  
Theil desselben wurde die inännliche  
Familie der von Dittfurth im Jahr  
1493 wiederum beliehen.

In Ansehung des Gerichts auf  
dem Hofsekenberge, welches auch  
Burdung, oder Landding h), d. i.  
ein Bauerngericht, ein Landge-  
richt, genannt wurde; ein Gericht,

vor welchem die dort herum liegende,  
und zu Quedlinburg gehörigen Dör-  
fer, Vallerleben, Oehringen,  
Jlenstedt, und andere, Recht neh-  
men mußten; in Ansehung dieses Ge-  
richts beschweret sich der Bischof Al-  
bert zu Halberstadt, als damali-  
ger Schutzherr Quedlinburgs,  
im Jahre 1334 daß der Graf von  
Regenstein ihn an der Ausübung i)  
desselben verhindert habe. Nach der  
gewaltsamen Eroberung Quedlinburgs  
1477 durch den Churfürsten von Sach-  
sen, und nach denen, zwischen dem  
Stift und dem Schutzherrn getroffe-  
nen Vergleichen ist die Sache so ver-  
mittelt, daß der Fürstl. Stiffts Abtei  
wie ich vorhin gesagt habe, die bür-  
gerliche Gerichtsbarkeit innerhalb  
des Dorfs Dittfurth, dem Schutzherrn  
aber die uneingeschränkte pein-  
liche Gerichtsbarkeit so wohl in-  
nerhalb, als außerhalb desselben, wie  
auch die erb- oder bürgerliche Ge-  
richtsbarkeit über das ganze ditt-  
furthische Feld verblieben ist.

Fünf Jahr nach der, an die Herren  
von Dittfurth von der Abte:ßin Hed-  
wig geschenehen Beleihung des Erbs-  
marschallamts, nemlich 1498, gab dies  
selbe schon dem Obermarschall des Her-  
zog Georg zu Sachsen, Heinrich von  
Schleinitz, Herrn zu Dolenstein und  
Glucken, die Anwartschaft auf das  
hiesige Marschallamt, wenn Hans von

Bbb bb 3

Ditt:

f) Herr von Erath a. a. D. S. 848. und 849.

g) Das. S. 851.

h) Herr von Erath a. a. D. S. 172.

i) Das. S. 438.

Dittsfurth ohne Leibbeserben mit Tode abgeben würde k).

Die Uebtiffin muß entweder den Hans von Dittsfurth, welchen sie 1493 zum erstenmale beliehen hat, als den ersten Erwerber dieses Lehns betrachtet haben, weil sie ihn nur für seine männlichen Leibbeserben, nicht aber zum besten seiner Vettern mit diesem Marschallamte beliehen, und so gar dem ic. vdn Schleinz die Anwartschaft auf den Fall des Abgangs des Mannstammes dieses Hans von Dittsfurth gegeben hat; oder es ist damals schon der Mannstamm der Herren von Dittsfurth so weit erloschen gewesen.

Nachdem endlich die Linie des Hans von Dittsfurth bis auf die Person des Johann von Dittsfurth, Domherrn zu Halberstadt l), ausgestorben war, ließ sich die Familie der von Schleinz mit dem Magistrat beider Städte Quedlinburgs in Unterhandlung wegen Abtretung der Lehnsanwartschaft auf das hiesige Stiftmarschallamt ein. Die Lossagung des von Schleinz erfolgte im Jahre 1511 gegen baare Bezahlung einer gewissen Summe Geldes, und im Jahre 1517 wurde der Magistrat hieselbst nach der gänzlichen Erlöschung des von Dittsfurthschen Lehnsstammes mit dem Erbmarschallamte des hiesigen freien weltlichen Stifts Quedlinburg von der Uebtiffin Annen, Gräfin von Stollberg, beliehen.

Mit diesem Erbmarschallamte des hiesigen kaiserlich freien weltlichen Stifts sind noch gewisse ehrenvolle Verrichtungen, bei Huldigungen und Begräbnißen der hiesigen fürstlichen Uebtiffinnen, und anderen Freislichkeiten, zugleich aber, auch die Auszungen von ansehnlichen Gütern verbunden. Letztere besitzt der hiesige Magistrat theils selbst, theils hat er sie zu Pfandlehnen, theils zu Erbenzinnslehnen anderweit ausgethan.

Vermöge der Erbmarschallswürde verrichtet der hiesige Magistrat alhier folgende feierliche Handlungen:

1) Bei der Huldigung der hiesigen Schutzherrn führt der regierende altstädter Bürgermeister mit dem Marschallsstabe, in Begleitung 6 Cämmerer in schwarzer Kleidung und 12 Bürger mit schwarzen Kleidern, Mänteln, Partisanen und Seitengewehren, auch 2 Ausreuter mit völliger Montur und Carabiner im Arm, die schutzherrlichen Gesandten aus ihrem Quartier auf das Rathhaus, um die Huldigung von dem Magistrat, dem Adel, der Geistlichkeit, freien und angesehenen Bürgern einzunehmen.

Eben dieser Zug gehet, unter der Ausführung des Erbmarschalls vom Rathhause auf die vor dem Rathhause gebauete Bühne, zur Einnehmung der Huldigung von der ganzen Bürgerschaft;

k) Herr von Erath a. a. O. S. 868.

l) Herr von Erath S. 894.

gerschaft; und von da wiederum zurück in die Wohnung der Gesandten.

2) Bei der Einführung der fürstlichen Aebtissin, wird der regierende altstädter Bürgermeister durch den fürstlichen Canzlei-Registrator und Gerichtschreiber eingeladen, in der Schloßkirche der Handlung der Installation und Einführung beizuwohnen, und darauf zur fürstlichen Tafel zu verbleiben.

3) Bei der Huldigung der fürstlichen Aebtissin hohlet der regierende altstädter Bürgermeister in schwarzer Kleidung und Mantel, mit dem Marschallsstabe, in Begleitung von 6 Cämmern 20 Bürgern in schwarzer Kleidung mit Mänteln, Partisanen und Seitengewehren, auch 2 Ausreutern in Montur und einen Carabiner im Arm tragend, die Aebtissin von der fürstlichen Residenz auf das Rathhaus; der Erbmarschall gehet unmittelbar vor dem Wagen der Aebtissin her, und die beiden Ausreuter hinter ihm. So bald der Zug vor das Rathhaus gekommen, schlägt der Marschall mit dem Marschallsstabe das Sattelpferd vor der Kutsche der Aebtissin, und der Ausreuter greift an den Ziehstrang.

Diese Gewohnheit schreibt sich von den ältern Zeiten her, wo dem Erbmarschall das beste Pferd geschenkt wurde. Jetzt pflegt anstatt dieses Pferdes ein Geschenk von 60 bis 70 Rthl. bezahlet zu werden.

Wenn nun der Erbmarschall die Aebtissin und sämtliche Kapittelperjonen ins Zimmer auf dem Rathhause

geführt hat, so präsentirt derselbe auf einem sammtaem Küssen der Aebtissin die Thorschlüssel und das Stadtsiegel.

Nach vollendeter Huldigung führt der Erbmarschall wiederum den Zug in eben der Ordnung auf die fürstliche Residenz zurück.

Zum Behuf des Lehns wird ein Rathscämmerer zum Lehnsträger ernannt. Wenn dieser verstirbt, oder eine andere Aebtissin zur Regierung kommt, wird die anderweite Investitur gesucht. Zur Lehneempfangniß wird der Rathssyndicus nebst dem, zum Lehntragen ernannten Cämmerer, in die Lehnscurie abgeordnet, und, wenn die fürstliche abtheiliche Hoffhaltung allhier ist, so haben sie die Ehre, zur fürstlichen Tafel gezogen zu werden.

Das Erbschenkencamt des Stifts Quedlinburg ist das zweite Erbamt, das wir zu betrachten haben. Schon der Name giebt es zu erkennen, was für Verbindungen mit diesem Ehrenamte verbunden waren. Die alten Deutschen liebten schwärmende und zahlreiche Gastmale und Gesellschaften, und waren dem Trunk bis zur Leidenschaft ergeben. Alle Angelegenheiten des Staats, alle Vorträge, ja selbst die Religionsgebräuche wurden unter dem unmäßigsten Zechen, Saufen und Schmaufen vollzogen. Dem ankommenden Gast konnte die freundschaftliche Ausnahme nicht einleuchtender zu erkennen gegeben werden, als wenn man ihm mit einem gefüllten Becher, der der Willkommen in der Folge genannt wurde, entgegen eilte. Ritter  
und

und Lehnsritter mußten ihre deutsche Kraft durch die Ausleerung ungeheurer Becher, vor ihrer Annahme, erproben lassen; wer der größte Held im Saufen war, der wurde für den tapfersten Ritter gehalten. Bei manchen Lehnsböfen ist noch der Gebrauch, daß der neue Lehmann, nach empfangenem Lehn zur Tafel gezogen wird, wo er einen besonders dazu bestimmten großen Lehnbecher ausleeren muß. Es ist so gar eine eigene Art der Lehne daraus entstanden, nemlich die Belehning durch ein Horn, oder einen Becher; Becherlehne. Dem Kaiser wird noch bei seiner Krönung ein ungeheurer Becher nachgetragen. Das angenehmste, ehrenvollste Geschenk, welches einer dem andern in jenen durstigen Zeiten machen konnte, war entweder ein Becher oder ein Faß Wein, oder bei geringern Personen Bier. Konnte ein deutscher Kaiser, Rudolph von Habsburg, mit einem Glas Bier in der Hand, auf öffentlicher Straße ausrufen: Wohl ihm!

ein gut Bier hat Herr Siegfried von Budstede aufgethan! so kan man leicht denken, daß das Bier kein verächtliches Getränk in den vorigen Zeiten gewesen sey m).

Darf man sich nun wohl wundern, daß ein Schenke und ein Truchseß oder Küchenmeister bei einem Volke, daß das Vergnügen des Trunks und der Schmausereien am höchsten schätzte, in den höchsten Ehren gehalten sey? —

Die Schenken hatten also die Besorgung des, zum Hofstaat erforderlichen Getränks zur Pflicht, und mußten die ausgeleerten Becher fleißig füllen, und einschenken n). In der Folge mußten die Erbschenken bei feierlichen Gelegenheiten am Hofe erscheinen, und ihren Herren besonders durch Darreichung des Vocals aufwarten. Uebrigens waren sie ehedem, mit den übrigen Amtsleuten, die vertrautesten Räthe und Minister ihrer Lehnsheeren.

Der Schluß folgt künftig.

- m) In Nürnberg verwahrt man einen Becher, den Luther seinem Freund D. Jonas geschenkt hatte. In unserer kleinen Bibliothek auf dem Rathhause wird auch ein gläserner Becher von ansehnlicher Größe, sorgfältig aufbehalten, den unser Luther ebenfalls seinem Freund Matth. Absdorf geschenkt hat. Er selbst hat diesen Mann zum Rektor des hiesigen Gymnasiums dem Magistrat empfohlen. Und aus diesem Geschenke ist vorzüglich abzunehmen, wie sehr er diesen Freund geschätzt haben müsse. Die in dem Text angeführten Nachrichten habe ich größtentheils aus der lehrwürdigen Schrift: Geschichte der Nationalneigung der Deutschen zum Trunk. Leipzig 1782 genommen.
- n) Die Schenken wurden auch buticularii, und pincernæ genannt. Ersteres kommt her von butta, ein Gefäß, ein Weinsfaß. Letzteres von *πινειν* *κλεψα*; den Wein mischen und einschenken. Du Fresne Tom. 3. p. 313. Daber der Ausdruck: pincernæ; den Wein kredenzen; zuvor kosten, ehe er dem Fürsten dargereicht wird. Das. S. 314.



# Hannoverisches Magazin.

95tes Stück.

Freitag, den 26<sup>ten</sup> November 1784.

Von den Amtslehnen des kaiserlichen freien weltlichen  
Stifts Quedlinburg.

(Schluß.)

**I**n dem Jahre 1167 wird zuerst eines Erbschenken des Quedlinburgischen Stifts Adelgers gedacht a). Er wird auch Kzelger genannt, ohne seinen Geschlechtsnamen anzuführen b). In einer Urkunde vom 14<sup>ten</sup> Oct. 1222, kommt ein Schenke, Namens Thiderik, oder Dietrich vor c); aber gleichfalls ohne Geschlechtsname. In dem Zeitraum von 1224 bis 1230, werden zwei Brüder, Namens Otto und Theodorik, als Erbschenken genannt d). Der letztere hat häufig, und bis aufs Jahr 1259 die Urkunden unterschrieben. Aber im Jahre 1257 und 1259 werden unter einer jeden Urkunde zwei Erbschenken Namens Dieterich, oder Thiderik,

und zwar Vater und Sohn genannt e), der letztere muß bis aufs Jahr 1297 gelebt haben. Denn nach dieser Zeit kommt Durchhard vor f). Neben diesem Durchhard ist zugleich sein Bruder, Namens Heinrich, Erbschenke des hiesigen Stifts gewesen g). Hierauf folgt im Jahre 1307 ein Erbschenke Thiderik h). Endlich entsagt ein Schwestersohn dieses letztern Schenken, Namens Ludwig von Elbingerde, unterm 31<sup>ten</sup> Mai 1331, und 19<sup>ten</sup> Jun. 1332, allem Erbschaftsrechte, welches auf ihn, wegen des Erbschenkenamts des Stifts Quedlinburg, vererbfällt war, und giebt dieses Amt in die Hände der Aebtissin Jutten zurück i).

E c c c c

Aus

a) Ab Erath in cod. diplom. Quedl. pag. 93.

b) Id. pag. 103.

c) Dersf. S. 139.

d) Dersf. S. 143. 145. 146. 158.

e) Dersf. S. 211. 213.

f) Dersf. S. 305.

g) Dersf. S. 313. und 319.

h) Dersf. S. 348.

i) Herr von Erath S. 427. Die merkwürdigen Worte der Urkunde lauten also:  
— quod

Aus dieser Urkunde lernen wir mancherlei. Einmal, daß mit dem Erbschenkenamte, gewisse Einkünfte verbunden gewesen sind. Zweitens, daß dieses Amt erblich bei einer Familie geblieben sey; und endlich Drittens, daß auch die weiblichen Nachkommen, nach Abgang des Mannsstammes, an dieser Erbschaft Theil genommen haben. Denn, wie hätte sonst der Schwester Sohn sagen können, daß das Erbschenkenamt des Stifts Quedlinburg auf ihn erblich gekommen sey.

Dieser Umstand ist aber von der äussersten Wichtigkeit. Es hatte nemlich der Kaiser Heinrich, auf Veranlassung der hiesigen Abtissin, — es ist zweifelhaft, ob es Bertradis von Krositz, oder Kunigunde von Arnichfeld gewesen, — zu Nürnberg, mit Einwilligung aller Stände des deutschen Reichs im Jahr 1230 das Befehl gegeben, daß das Frauenzimmer von dem Erbrechte aller Lehne überhaupt, insonderheit aber, von der Erbschaft der vier Hofämter, namentlich des Truch-

essen, Schenken, Cämmerer und Marschallamtes, ausgeschlossen seyn sollte. Es ist ferner merkwürdig, daß insonderheit den Vasallen und Erbbeamten des Stifts Quedlinburg bei Vermeidung der allerhöchsten königlichen Ungnade anbefohlen wird, sich diesem allgemeinen Reichsgesetz zu unterwerfen, und die hiesige Abtissin deshalb nicht ferner zu belästigen. Dies setzt also zum voraus, daß die hiesigen Erbbeamten die weibliche Erbfolge, wider die Absicht der Abtissin, zu behaupten gesucht haben. Um so mehr ist's daher auffallend, daß der vorhin genannte Herr von Elbingerode denoch in dem folgenden Jahrhundert annoch behauptet, ein, durch seine Mutter erlangtes Erbrecht auf das hiesige Schenkenamt zu besitzen, welchem vermeinten Rechte er in der vorhin gedachten Urkunde entsaget.

Man kan aber hieraus deutlich ersehen, daß jenes Reichsgesetz wegen der männlichen Erbfolge in den Lehnen k) bei den Brunnstabellehnen, oder

— quod ego, Ludowicus, filius quondam pincernæ ecclesiæ Quedlinburgensis, dictus de Elvelingerode, famulus, voluntarie ac libere cessi & renunciavi, nec non presentibus cedo ac renuncio omni juri, quod mihi aut hereditibus meis competebat aut in presentibus competit in officio pincernatus ecclesiæ Quedlinburgensis, ipsi quoque officium cum proventibus & juribus ipsius universis, venerabili dominæ meæ, Dominæ Juttæ, Abbatissæ - presentibus resigno & c. Und schon in der vorhergehenden Urkunde drückt sich dieser Mann also aus: Nos, Ludowicus, filius sororis pincernæ de Quedelingeboorch, officium pincernæ, quod ad nos jure hereditario legitimo pertinere videtur, Dominæ Abbatissæ resignamus.

k) Da der Herr Vicekanzler Strube, der Herr geheimte Justizrath Häberlein, und andere Belehrt sich auf diese Urkunde des Kaisers Heinrichs, so wie sie Rett.

oder den Lehnen geistlicher Stifter nie völlig zur Ausübung gekommen sey, sondern daß die weiblichen Nachkommen in dem Besitz eines Erbrechts bei den Krummstahlen, wider die klaren Buchstaben des Gesetzes sich erhalten haben. Ja es hat so gar der höchste Gesetzgeber selbst 1) von jener Strenge in der Folge nachgelassen, und auch die Frauenzimmer unter der Bedingung zur Lehnsfolge in die Erbämter des Reichsstiffts Quedlinburg fähig

erkläret, wenn sie so wohl vom Kaiser und dem Reiche als der hiesigen Abtissin besondere Gnadenbriefe darüber erhalten hätten. Und endlich ist die vorhin erwähnte Urkunde auch deshalb merkwürdig, weil in derselben die hiesigen Erbbeamten jenes kaiserliche Gesetz nicht nur als Zeugen mit bekräftiget haben, sondern auch bloß ihre Ehrenamt, Pincerna de Quitelenburg; Camerarius de Quitelenburg; Dapifer de Quitelenburg, nicht aber deren

C e c c e 2

deren

Kettner in seinen antiquitat. Quedlinburg. S. 219. liefert, bezogen haben; so muß ich hiee bemerken, daß Kettner sie verstimmt und unrichtig abgeschrieben. Der Herr von Erath aber eine richtigere Abschrift davon in seinem Cod. diplomat. Quedlinburgensi. p. 150. geliefert habe.

- 1) Denn als Karl IV. im Jahre 1377, die Abtissin Margarethe in ihrer abtheilichen Würde bestätigte; ließ er folgende Clause mit civischen: *Parterea signanter, prout ex prædecessorum nostrorum rom. imperat. & regum privilegiis & monumenti sufficienter fuimus edocti, ac etiam nobis, velut rom. imperatori, tam consonum rationi, quam juri videtur, auctoritate caesarea de certa scientia tanquam hactenus concessum, definitum & a sacratissimis legibus promulgatum, pronunciamus - quod in quatuor officiis principalibus ecclesie Quedlynburg. predictae, scilicet Marscalli, dapiferi, Camerarii & Pincerna, nulla virgo vel mulier, cujuscunque conditionis existat, occasione hereditatis aut hereditario jure seu alias succedere possit aut debeat. Et similiter, quod generaliter aut specificè nulla virgo vel mulier in quocunque feodo seu bonis feodalibus Quedlynburg. ecclesie occasione vel nomine hereditatis aut alias possit aut valeat succedere fratri suo, aut alii vel alias suis consanguineis quibuscunque: præsertim cum secundum legitimas sanctiones feodum & bona feodalia ad masculos duntaxat heredes & successores legitimos feodorum, ut ad debitum deserviat; eisdem, successione debita devolvi & apud eosdem etiam debeant residere; nisi virgo vel mulier super successione officiorum vel feodorum hujus modi tam ab imperio sacro romano, quam ecclesia Quedlynburgensi predicta de contrario validum & efficax privilegium obtineret, & hoc luculentius demonstraret - ab Erath p. 585. Einen solchen Gnadenbrief konaten allenfalls die Erbmarschalle des hiesigen Stiffts, die Herren von Dittfurth aufweisen. Denn die Abtissin Kunigunde von Kranichfeld verliche ihnen den bei Dittfurth gelegenen Wald, welcher noch jetzt zu den Gütern des Erbmarschallamts gehört, für sich und ihre weiblichen Nachkommen. Militibus de Thitforde ipsorumque hereditibus ac nibilo minus uxoribus eorumdem, heißt es. Es wird dabei hauptsächlich zur Bedingung gemacht, daß von diesem Holze nichts ausgerodet werden soll. Herr von Erath S. 151.*

deren Tauf- und Geschlechtsname mit angeführt wird.

Inzwischen läßt sich aus dem, im Jahre 1225 zwischen der verstorbenen Hebrissin Sophien und der neu erwählten Hebrissin Bertraden und dem Capitel zu Quedlinburg unter Vermittelung des päpstlichen Abgeordneten Conrads geschlossenen Vergleich mittheilen, daß das Erbschenkenamt der Familie Mor zu geböret habe. Denn es heißt daselbst: volumus; ut *Bernhardus Mor & Otto pincerna* uterque ipsorum tres manfos obrineat in *Gera* quos *Domina Sophia* illis porrexit in feudo, sed post modum abstulit ipsis eosdem.

Aus einer Urkunde vom 17ten März 1352, erfahren wir zuerst mit Gewißheit, daß die hiesige fürstliche Stifts-Abtei die Spiegelsche Familie mit dem Erbschenkenamte beliehen habe. Denn die Hebrissin Lutgarde ernennet hier einen Burchard Spiegel, nostrum pincernam m). Es kan aber

auch diese Würde bei der Spiegelschen Familie nicht lange gewesen seyn, weil die Hebrissin Ermgard im Jahr 1381 die Wittwe von Alsleben, und ihren Sohn Jordan von Alsleben anderweit damit beliehen hat n).

Übermal ein Fall, daß dieses Erbschenkenamt einer weiblichen Person verliehen gewesen, und es also die Natur eines Kuntellehns oder Krumstabellehns an sich habe! Und gleich wohl siehet dieses mit dem darauf folgenden Lehnbrief in einem offenbaren Widerspruch. Denn die Hebrissin Adelheid, aus dem Isenburgischen Geschlechte, beliehe im Jahr 1421 aufs neue Otten von Kusleben mit dem hiesigen Erbschenkenamte, zu einem wahren Mannlehn, und führete in dem dieserhalb ausgefertigten Lehnbriefe die Ursach davon an, weil der vorige Besitzer dieses Erbamts, Jordan von Alsleben keine männliche, dieses Amts fähige Nachkommen und Erben hinterlassen habe o). Diese

Bez

m) Herr von Erath S. 484.

n) Ders. S. 592. Es heist daselbst: — Hebben beleehen Ghesen Jordans Wederwen von Alsleben und Jordan von Alsleben, vrom Eone, mit deme Schenke Ammechte unsers vorbenannten Goddeehus zu rechtem Leene, mit aller Lobhörnige, one dat Ber unde Haveren, und wat wie ut der Hant geen scolden odir unse Nakommelinge. Davor hebbe wie on geleghen eyne Hnve up deme Welde to rechtem Leene. Dat Bret von deme Gweyleye nu und wane wie dat und unse Nakommelinge das geven unsen Juncfrowen, also wille wie on dat of geven, wat one darvon bort, u. s. f. Diese Urkunde hat Kettner in antiq. Q. p. 426. so abscheulich verunstaltet, daß gar kein Menschenverstand darin ist.

o) Herr von Erath S. 682. Es heist darin: We Alheid, — bekennen, dat we deme gekirrenghen Otten von Kusleben mynd Hande und Munde beleent hebben, to vullstendeghen Erven Mankeyne mit unsir Ebdiche und unseme Schenkenammechte dat uns und unser Albdiahe vörstorven unde vorledeg; het ys, van Dodeswegghen Jordans von Alsleve, seliger, dede myne Manerven na



Behauptung war offenbar irrig. Das Frauenzimmer konnte unmöglich für ganz unfähig zu diesem Lehn erklärt werden, weil die vorige Abtissin ja selbst die Witwe von Alsleben, und ihren Sohn damit beliehen hatte. Wären wirklich weibliche Nachkommen in der Alslevischen Familie vorhanden gewesen, so hätten diese sich der anderweiten Verleihung mit vollkommenem Rechte widersetzen können.

Es scheint auch dieserhalb zum Widerspruch gekommen zu seyn, weil der Otto von Kusleben nach dem Kettner sich schon 3 Jahr zuvor, nemlich 1418, wegen dieses Schenkenamtes gemeldet hat, die Belehnung aber erst im Jahr 1421 zu stande gekommen ist p). Vielleicht hat man erst die Alslevische Familie abgefunden, und beruhiget, damit man nachhin mit Sicherheit, diesem Lehn eine andere Gestalt geben, und es in ein wahres Mannslehn umschaffen können.

Was nach der Zeit mit diesem Schenkenamte für Veränderungen vorgefallen, und was für Güter noch damit verbunden sind, hat man nicht erfahren können. So viel ist inzwischen bekant geworden, daß solches an die Herren von Neudorf gekommen, und bei der etwa 1750 erfolgten Erlöschung des von Neudorf'schen Mannsstammes, die hiesige höchstselige Abtissin Marie Eliza-

beth, geborne Prinzessin von Holstein, den damaligen hiesigen Stifftshauptmann und geheimen Rath Freiherrn Paul Andreas von Schellersheim anderweit damit beliehen habe.

Die dritte Art der Amtslehne und besonders der hohen Erbämter ist das Cämmereramt. Cämmerer, Camerarius, ist derjenige Lehnsbeamte, welcher über den Schatz und die Einkünfte des Lehns Herrn die Aufsicht hatte. Von dieser Benennung ist noch das Wort: Kammer, die königliche oder fürstliche Kammer, auf unsere Zeiten gekommen. So wie nemlich dasjenige Collegium, welches die Finanzen, alle Einkünfte und Ausgaben des Landesherrn, zu verwalten hat, jetzt die Kammer genannt wird, so wurde auch der Lehnsbeamte, welcher in den alten Zeiten eben diese Angelegenheiten zu besorgen hatte, Erbkämmerer, genannt. Von dieser Würde gilt eben das, was ich von dem Erbmarschall und Schenkenamte gesagt habe. Die Verwaltung dieses Amtes setzte von Seiten des Lehns Herrn ein besonders Vertrauen auf die Treue und Redlichkeit des Kämmerers zum voraus. Sein Gutachten wurde in den wichtigsten Angelegenheiten des Lehns Hofes erfordert, und bei geistlichen Stiftern, welche sich, nach ihrer ursprünglichen Verfassung, mit keinen weltlichen Geschäften befangen durften,

Ecc ec 3

na volghende yn dat Ammecht gelaten en heft. Unde wyfen densulven Diten vorgenannt myd dussen sulven unsere vorgesegelden Drene yn dat Ammecht, Lehn und Were ic.

p) In antiq. Quedl. pag. 596.

ten, war sein Amt von besonderm Gewicht und Ansehen.

Weil aber die Tugenden der Treue und Redlichkeit, und überhaupt die Gaben des Geistes nicht so erblich bei einer Familie waren, als ihre übrigen Rittergüter: so wählten die Fürsten in der Folge sich zu jedem Geschäfte Männer, die mehr Fähigkeiten dazu hatten. So fiel nach und nach das Ansehen der sämmtlichen Erbbeamten, und also auch das Kämmereramt. Bloß bei Huldigungen und Einführungen vornehmer Prälaten ist an einigen Höfen noch die Gegenwart der Hofämter erforderlich, um solche Handlungen glänzend, und die Versammlungen des Hofes zahlreich zu machen. Die zur ehemaligen Besoldung solcher Bedienungen bestimmten Güter sind inzwischen den Familien, vermöge des Lehnsrechts, verblieben, bis entweder die Familie ausgestorben, und die Güter eingezogen, oder andere Familien mit denselben wiederum beliehen sind.

Das Erbkämmereramt des hiefigen Stifts, kommt zuerst im Jahre 1183 vor. Der erste Erbkämmerer heißt Werthold q). Hier müssen wir gleichfalls bemerken, daß der Geschlechtsname in den ersten Jahrhunderten nicht mit angeführt ist. Aus der Urkunde von 1199 ist aber zu sehen, daß der

vorhin gedachte Erbkämmerer Werthold ein Herr von Hoim gewesen seyn müsse r). Vom Jahre 1233 bis 1241 hat einer Namens Otto dieses Amt geführt s). Auf ihn folgte sein Sohn, gleiches Namens, bis aufs Jahr 1259 t). Diesen beerbte sein Sohn Theoderik bis auf das Jahr 1278 u). Ein einziges mal kommt im Jahre 1255 ein Erbkämmerer Namens Elgerits dazwischen x). Dies bringt mich auf die Gedanken, daß an diesem Amte die ganze Familie Theil gehabt habe, und daß dieser Elger ein Sohn Theoderiks gewesen sey. Denn auch in eben dem Zeitraume von 1270 bis 1279, kommen die Erbkämmerer mit drei verschiedenen Namen vor, nemlich Theoderik, Elger und Otto. Nach dem Jahre 1297 findet man den Namen Theoderik nicht wieder. Dies scheint der Vater gewesen zu seyn. Nachhin wechseln Elger und Otto wieder mit einander ab; und zwar Elger am längsten, nemlich bis auf das Jahr 1303, wogegen Otto schon mit dem Jahr 1297 zum letzten male genannt wird. Auf gleiche Weise werden im Jahre 1303 Elger und Friedrich zugleich als Erbkämmerer genannt y). Letzterer ist bei der Urkunde von 1305 noch zugegen gewesen z).

Von

- q) Herr von Krath S. 103.
- r) Ders. S. 109.
- s) Ders. S. 157. bis 174.
- t) Ders. S. 178 bis 213.
- u) Ders. S. 243 bis 265.
- x) Herr von Krath S. 204.
- y) Ders. S. 337.
- z) Ders. S. 341.

Von nun an verlassen uns wiederum die Nachrichten, so daß wir nicht eher, als im Jahre 1436 einen Conrad von Meistorf als Kämmerer des Stiffts Quedlinburg kennen lernen a).

Endlich giebt uns die Urkunde vom 30<sup>ten</sup> Jun. 1487 ein besseres Licht. Es haben nemlich die Herren von Meistorf das Erbkämmereramt des hiesigen Stiffts mit Einwilligung der hiesigen Abtissin an Nifel Ollouben b), einen treuen Hofbedienten der Abtissin Hedwig, aus dem Hause Sachsen, verkauft und die gedachte Abtissin hat diesem neuen Käufer das Erbkämmereramt und die dazu gehörigen Güter, unterm 30<sup>ten</sup> Jun.

1487 zu Mannlehnrechte verliehen.

Wie lange sich diese Familie dabei erhalten, und ob dieses Lehn zum Stifte eingezogen, oder anderweit verliehen sey, — imgleichen ob mit diesem Amte noch feierliche Handlungen verbunden sind, — dies habe ich noch nicht in Erfahrung bringen können.

Das Truchsessenamnt ist die letzte Art der hiesigen Amtslehne. Die hauptsächlichste feierliche Handlung, welche mit dieser Würde verbunden zu seyn pflegt, ist diese, daß der Truchseß bei Huldigungen und andern außerordentlichen Feierlichkeiten vor dem:

a) Herr von Erath S. 733 und 740.

b) Die Haupturkunde hiervon ist in des Herrn von Eraths Cod. dipl. p. 839. und lautet also: Wir von Gottes gnaden Hedwig, des kaiserlichen freien weltlichen Stiffts zu Quedlinburg Ebtisschene, geborne Herzogin zu Sachsen u. s. w. bekennen — das wir recht und redliche belehnet haben, beliehn in undt mit Crast dieses Briefes, zu eyner rechten gesammten Erbmanne Lehn den Erbern unde vsshenn nnsers Hofdiener und lieben getruwen, Nifel Ollouben mit dem Kemmerere Ammecht, mit aller Noize vnde Zubehoringe. Alse nemelichenn mit zweye Huffe landt, im Welde und Flore zu grossen Orden gelegen vnde mit eynem Huf vande Hoef unde eyner Huffe Landis Linsguts zu Dittfurth: des zu genissen vande zu gebrauchen, wie das mogelichenn, vnde billiche ist. Vnde darnach mit diesem nachgeschreibenn Güttern, als mit Namen die die Meystorff voen Curdt Wolffen an sich gebracht habienn, vnde die ikund gedachte vnser Hoffdiener vnde lieber getruwer Nifel Ollouben für der vonn denn Meystorf an sich gekauft vnde bracht hat; als mit Namen mit dem Molenblek, der Sassenbreyt, vnde dem Hausindail an der Alkenburg gelegen Holz vnde Aker vnde mit aller In — vnde Zubehoringe, nichts davon ausgescheiden. Item mit Namen mit eyner Huff Landis zu Dittfurth, vnde zwey Huffen Land zu Callirélove vnde eyner Wessenn (Wiese) Grasse zu grossen Callirélove vnde eyner halben Huffe Landis zu Markélove, vnde mit eyner halben Huffe gelegen in vnserem Wessendorff, mit aller In — und Zubehoringe, die wir dem genannten Nifel Ollouben nß Günst vnde Verdienst, den er vns vnserem Stifte aethan hat, vnde in zukünftigen Gezeiten thun fall, gnädiglichenn gelich vnde gehandtreicht haben, der so zu genissen vnde zu gebreuchen, als sulcher Gesammt guter Recht vnde Gewonheit ist, v. s. f.

demjenigen Hofbedienten, welcher die Speisen auf die fürstliche Tafel setzt, vorangehet und den Ort anweist, wo sie hingeseht werden sollen. In alten Zeiten trug er selbst die Speisen auf, und hatte die Besorgung der fürstlichen Küche, des Kellers, und überhaupt über alles, was zur Verpflegung der fürstlichen Familie und des Hofstaats erforderlich war. Daher ist auch der deutsche Name entstanden, welcher eigentlich so viel sagen will: er trug's Essen; daher; Truchseß. Im lateinischen: dapifer, qui dapem fert. Er wird auch Seneschallus genannt.

So leicht und natürlich die Ableitung Truchseß, und die lateinische Benennung dapifer, ist, so wenig habe ich eine befriedigende Erklärung der lateinischen Benennung sine scalcus, senescallus finden können c).

Daß er an Regierungsgeschäften und an der Verwaltung der Gerechtigkeit Theil gehabt habe, davon finden wir verschiedene Zeugnisse des Alterthums d). Er war zugleich in Kriegsdiensten verpflichtet. Sein Rang unter den Kriegern war ansehn-

lich. Er commandirte entweder den Vortrupp oder den Nachzug des Kriegsheeres, und führte eine Hauptfahne, wenn es zur Schlacht kam e). Merkwürdig ist doch immer, daß einstmals ein Priester, Stephan Gerland in Frankreich die Würde eines Truchseß, Canzlers und ersten Befehlshabers der Truppen zugleich geführt habe f). Der heilige Bernhard fand dieses sehr unschicklich, und machte seinem frommen Eifer wider diesen großen Mann in seinem 78. Briefe Lust.

Das Truchseßenamt des fürstlichen Stiftes Quedlinburg bekleidete vom Jahre 1167 bis auf das Jahr 1183 ein Theoderik. Ihm folgte Rüdiger (Theoderik und Herrmann g). Die letztere Urkunde, in welcher des Herrmanns gedacht wird, ist vom Jahre 1238. Nachhin kommt nur noch ein einziges mal ein Truchseß, Namens Johann von Bodendik vor, und zwar im Jahre 1297. Diese Würde scheint hierauf eingegangen zu seyn. Wenigstens habe ich keine Spur weiter davon auffinden können.

### Quedlinburg.

### Voigt.

- c) Du Fresne tom. 3. pag. 884 & 885. giebt uns eine Ableitung, die ihm selbst keine Befriedigung giebt. Es soll nemlich von Sen, Seneste, oder Senete, einer Heerde Vieh, und Scalchus, ein Bedienter, herkommen. Das würde denn ungefähr so viel seyn, als ein Aufseher über das zum Hofstaat erforderliche Schlachtvieh.
- d) Du Fresne a. a. O. u. 889. und 890.
- e) Das. iugl. Tom. 2. pag. 9.
- f) Das. Tom. 3. pag. 888.
- g) Herr von Erath S. 93. und 167.



# Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 29<sup>ten</sup> November 1784.

## Ueber die Ungewißheit der Zeichen des Mordes an unehelich gebornen Kindern.

Ein Schreiben des seligen Doctor W. Hunter an die Gesellschaft  
der Aerzte zu London.

Meine Herren,

**I**n dem jeztlaufenden Jahre kam einer unsrer Freunde, der sich durch Stand, Vermögen und Wissenschaft auszeichnet, bei folgender Gelegenheit zu mir. Auf dem Lande, sagte er, sey ein junges Frauenzimmer eingezogen und ins Gefängniß gebracht, weil man vermuthet, daß sie ihr uneheliches Kind ermordet habe. Den eingezognen Erkundigungen zufolge, und allen Umständen nach, sey er geneigt, sie für unschuldig zu halten; und doch wisse er, daß die Gemüther des gemeinen Volks der dortigen Gegend wegen des Gerüchtes, daß sie eine grausame und unnatürliche Mordthat begangen, äußerst wider sie erbittert wären. Er fürchte daher, daß sie, wenn gleich unschuldig, ein Opfer des Vorurtheils und blinden Eifers werden mögte. Sein ganzer Wunsch gehe dahin, eine unbefangene Untersuchung zu veran-

stalten. Er habe gehört, daß ich diese Materie in meinen Vorlesungen untersucht, und einige Bemerkungen darüber gemacht hätte, die vielleicht nicht genugsam bekant oder in Erwägung gezogen wären; und die Absicht seines Besuchs sey, sich nach diesen Bemerkungen näher bei mir zu erkundigen. Ich sagte ihm das, was ich mehrmals schon über diese Sache gesagt hatte. Ihm dünkten einige von diesen Bemerkungen so wichtig zu seyn, daß er glaubte, sie könnten zuweilen Mittel werden, der Unschuld das Leben zu retten; und wenn sie das, wie er hoffe, bei der geeigneten Gelegenheit thun könnten, so sey er versichert, daß ich mir gern die Mühe geben würde, sie zu Papier zu bringen. Den Tag darauf sandte ich sie ihm in einem Briefe zu, und erlaubte ihm, davon nach eignem Gutbefinden Gebrauch zu machen. Einige Zeit hernach sagte er mir, daß er mir mit

Ddd dd

vier

vielen Freuden für meinen Brief danke, und daß die gerichtliche Untersuchung nun geendigt sey. Das unglückliche junge Frauenzimmer sey frei gesprochen, und er habe alle Ursache zu glauben, daß mein Brief dazu beigetragen habe. Sie werden sich erinnern, meine Herren, daß wir einmal Abends bei unserer medicinischen Zusammenkunft hierüber sprachen, daß Sie die Sache für wichtig erkannten, und von mir verlangten, Ihnen einen Aufsatz darüber mitzutheilen. Jetzt gehorche ich Ihrem Befehl.

Bei dergleichen unglücklichen Vorfällen verstorbenen unehelicher Kinder, so wie bei allen peinlichen oder verdächtigen Fällen, verlangt die Vernunft und Gerechtigkeit eine genaue Untersuchung aller Umstände. Besonders muß man ausfindig zu machen suchen, in welchen Absichten und aus welchen Bewegursachen die That geschehen ist. Denn, da kein Verbrechen so groß seyn kan, daß die Einbildungskraft nicht Umstände, die es noch größer machen, hinzuthun könnte; so läßt sich nichts so boshaft, und allen gutartigen Empfindungen so äußerst zuwider denken, daß es nicht durch Umstände und Bewegursachen einigermaßen gemildert und verringert werden sollte. Will man irgend eine menschliche Handlung richtig beurtheilen, so kommt dabei sehr viel auf den damaligen Gemüthszustand der handelnden Person an; und deswegen lassen die Gesetze aller Länder

dem Wahnwitze so viel Nachsicht widerfahren. Wahnwitzige dürfen für ihre Handlungen nicht zur Rechenschaft gezogen werden.

Man wird mir es gewiß zutragen, daß ich genug Gelegenheit gehabt habe, eine ziemliche Menge weiblicher Charakter kennen zu lernen a). Ich habe sowohl im Privatleben als im öffentlichen Leben die weiblichen Tugenden und Schwachheiten in allen Ständen beobachtet. Sie haben mir ihre Geheimnisse vertraut; ich bin ihr Helfer und Rathgeber in den Augenblicken ihrer größten körperlichen und geistigen Noth gewesen. Ich war oft ein Zeuge ihres besondern Verhaltens; wenn sie sich auf eine Gefahr, die ihnen bevorstand, gefaßt machten, und habe oft ihre letzten und ernsthaftesten Betrachtungen angehört, wenn sie gewiß wußten, daß sie nur noch einige wenige Stunden zu leben hätten.

Diese Kenntniß des weiblichen Geschlechts hat mich in den Stand gesetzt zu behaupten, wiewohl es unstreitig auch hier manche Ausnahmen geben kan, daß schwangere Personen, die ihre Schwangerschaft nicht zu gestehen wagen, gemeinlich Gegenstände des größten Mitleids, und mehrentheils milder strafbar sind, als man zu glauben pflegt. In den meisten Fällen dieser Art ist der Vater des Kindes wirklich strafbar, und oft auch grausam; die Mutter ist schwach, leichtgläubig, und hintergangen. Hat jener seinen

Witz

a) Doctor Hunter war, wie bekant, der berühmteste Geburtshelfer in London.

Willen bekommen, so denkt er nicht mehr an seine Versprechungen; und diese findet sich dann getäuscht, von seiner Liebe, Aufmerksamkeit und Unterstützung verlassen, um nun, so gut sie kan, mit Krankheit, Schmerz, Armut, Schande, kurz mit dem gänzlichen Untergange und Verderben zu kämpfen.

Ein nichtswürdiges Frauenzimmer kan nie in diesen elenden Zustand gerathen, weil sie gegen alle Schande süßlos ist; aber ein Frauenzimmer, welches jene ehrwürdige Tugend, ein starkes Gefühl der Schande, und ein eben so starkes Verlangen besitzt, ihren guten Ruf zu behalten, hat dann, wenn sie sich von solchen Schrecknissen umgeben sieht, oft nicht Geistesstärke genug, ihnen entgegen zu kämpfen, und macht in der Verzweiflung dem Leben ein Ende, das ihr unerträglich geworden ist. Kan in solchem Falle irgend einer, dessen Herz jemals geföhlt hat, was Mitleid ist, mit Unwillen an eine so unglückliche Person, ihrer That wegen, denken? Sie föhlte ihr Leben so schrecklich und so drückend, daß sie es nicht länger aushalten konnte. In dieser Hinsicht auf ihre Lage wird jedes menschliche Herz die Unbarmheit oder das Verbrechen verassen, und für die Leiden bluten, die eine solche Person erduldet haben muß, die, wenn sie nicht den trennlosen Verheurrungen und Schwüren unsers Geschlechtes Gehör gegeben hätte, vielleicht eine zärtliche und getreue Gattin, eine tugendhafte und ehrwürdige

Mutter, ein langes und glücklichcs Leben hindurch, geworden wäre. Und vermuthlich weckte eben dieser Gedanke jenen letzten Zaumel der Verzweiflung, der sie in die Ewigkeit fortriß. Bedenkt man ernstlich, was eines unser Mitgeschöpfe in einem so schrecklichen Augenblicke föhlen muß; so wird das Herz eines jeden dabei in Mitleid zerfließen, der nicht ganz zur Grausamkeit verwöhnt und verhärtet ist; und das Herz jedes Frauenzimmers, das sich nicht die Miene giebt, strenger fittsam und tugendhaft zu seyn, als vielleicht irgend ein gutes Frauenzimmer jemals war.

Man wird vielleicht sagen, daß die Strafbarkeit einer solchen Person dadurch vergrößert wird, wenn man bedenkt, daß sie in eben dem Augenblicke, da sie sich selbst das Leben nimm, auch ihr Kind ermordet. Aber Gott verhüte, daß alles Todten Mord seyn sollte! Es ist nur dann Mord, wenn es mit einem gewissen Grade kalter Ueberlegung und böchaster Absicht verübt wird. Geschieht es aber in einem verzweiflungsvollen Wahnsinn; kan es da in den Augen Gottes mehr ein Verbrechen seyn, als wenn es im fieberhaften oder rasenden Wahnsinn geschähe? Es sollte daher billig unser Mitleid eben so sehr, als unsern Schauder rege machen.

Was man gemeinlich als einen von der Mutter begangnen Kindermord ansieht, würde man, bei völliger Kenntniß der wirklichen Umstände,

für ein ganz anderes Verbrechen unter andern Umständen erklären.

In einigen, hoffentlich seltenen, Fällen ist es eins der allerschwarzesten Verbrechen; es ist dann eine mit Vorbedacht unternommene Veranstaltung, dem unschädlichsten und hülflosesten menschlichen Geschöpfe das Leben zu nehmen, nicht nur den allgemeinsten Regungen der Menschheit, sondern auch jenem mächtigen uns angebornen Triebe zuwider, den der Urheber unserer Natur aus weisen und wichtigen Absichten jeder weiblichen Brust eingepflanzt hat, der starken, eifrigen Sorge für die Erhaltung ihrer Kinder. Die liebeichste, und vielleicht auch oft die billigste Auslegung, die sich von einer so unmenschlichen That machen läßt, ist immer noch die, wenn man sie für eine Wirkung des Wahnsinnes, oder einer augenblicklichen Raserei erklärt.

Allein, so viel ich urtheilen kan, sind die meisten sogenannten Kindermörderinnen von einer ganz andern Art. Die Mutter hat ein unbezwingliches Gefühl der Schande, und sehnt sich ängstlich nach der Erhaltung ihres guten Rufes; und in so fern ist sie tugendhaft und liebenswürdig. Sie ist nicht entschlossen genug, ihre Schande zu gestehen, oder ihr Trost zu bieten. Je mehr sie die Hoffnung verliert, sich entweder in Ansehung ihrer Schwangerschaft geirrt zu haben, oder durch eine glückliche Fehlgeburt von ihrer Angst befreit zu werden, sieht sie ihre Gefahr mit jedem Tage näher

und größer, und süßt sich täglich mehr mit Schrecken und Verzweiflung überhäufte. In dieser Lage würden manche von denen Personen, die man hernach des Kindermordes beschuldigt, sich selbst das Leben nehmen, wenn sie nicht wüßten, daß auf eine solche That unvermeidlich eine Untersuchung erfolgen, und dadurch das bekant werden würde, was sie so ängstlich zu verheelen suchen. In dieser Unruhe, und durchaus nicht in der Absicht, das Kind umzubringen, denken sie auf allerlei Mittel, die Geburt desselben geheim zu halten. Sie schwanken zwischen Schwierigkeiten von allen Seiten umher, setzen die böse Stunde weit hinaus, und verlassen sich oft zu sehr auf Glück und Zufall. In diesem Zustande werden sie dann oft eher überrascht, als sie vermuthen; ihre Entwürfe schlagen fehl; die Noth ihres Körpers und ihrer Seele beraubt sie aller Ueberlegung, aller vernünftigen Maafregeln; sie entbinden sich selbst an dem ersten besten Orte, den sie in ihrer Angst und Verwirrung finden. Zuweilen sterben sie in den Geburtswunden; ein andermal fallen sie ganz erschöpft in Ohnmacht, und sind sich dessen, was vorgeht, nicht bewußt; und wenn sie sich nun ein wenig wieder erholen, finden sie, daß das Kind, es sey nun todt geboren oder nicht, keine Spur des Lebens von sich giebt. Kan man nun wohl erwarten, daß die unglückliche Person in solch einem Falle, wo es zu nichts helfen kan, ihr Geheimniß bekant machen solle?



solle? Wird sie nicht bei der besten Denkart nur darauf sinnen, ihren guten Ruf zu erhalten. Sie wird folglich allen Anschein von dem, was vorgefallen ist, so gut als möglich zu verbergen suchen; wenn man gleich, im Fall der Entdeckung, eben dies Betragen als einen Beweis ihrer Schuld ansehen wird.

Um so überzeugt zu seyn, als ich es bin, daß Fälle dieser Art sich oft zutragen, wünscht der Leser vielleicht einige Beispiele und Erläuterungen. Ich habe überhaupt bemerkt, daß solche Personen desto schwerer zum Geständniß zu bringen sind, je aufrichtiger sie eine so unglückliche Uebertretung bereuen; und das ist ganz natürlich. Unter andern Fällen, die ich hier anführen könnte, wähle ich nur folgende. Ich öffnete die Leichen zweier unverheiratheter Frauenzimmer, die beide bei allen, die sie kanten, in einem untadelhaften und unverdächtigen Rufe standen. Beide hintergingen mich, da sie mich als Arzt über ihre Gesundheit zu Rathe zogen. Die eine von ihnen hatte ich in Verdacht, und gab mir Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie mir ihr Geheimniß vertraute, wenn es sich so verhielte, indem ich ihr alles mögliche zu thun versprach, um ihr aus den ihr drohenden Beschwerden zu helfen; aber alles umsonst. Beide starben an folternden Schmerzen in den Eingeweiden und krampffhaften Zuckungen. Bei Zergliederung der Leichname fand sich bei der einen ein todttes noch nicht völlig

zeitiges, und bei der andern ein sehr großes todttes nur halb gebornes Kind. Man sieht aus dergleichen Beispielen, welche eine standhafte und feste Entschlossenheit die Furcht vor der Schande hervorbringen kan. Ein junges unverheirathetes Frauenzimmer, das ihre Schwangerschaft verheimlicht hatte, wurde zur Nachtszeit von sich selbst entbunden. Man suchte Verdacht auf sie; man durchsuchte das Zimmer, und fand das Kind in ihrem Koffer, in nasse Tücher gewickelt. Sie gestand, daß es ihr Kind sey, läugnete aber, daß sie es umgebracht habe, oder mizubringen Willens gewesen sey. Ich öffnete das Kind mit Herrn Pinkston; und die Lunge wolte im Wasser nicht unterstinken. Ihre eigene Aussage war folgende: sie sey eine treue und beliebte Dienstmagd in einer Familie, die sie nicht verlassen können, ohne gewiß zu seyn, daß man ihren Zustand entdeckt hätte; und diese Entdeckung, glaubte sie, werde sie auf Zeit lebens unglücklich machen. In diesem ängstlichen Gemütheszustande war sie über ihr Verhalten unentschlossen, und von einem Tage zum andern ungewiß. Sie machte einiges Kinderzeug im vorans, (ein Umstand, der ihr zu statten kam,) und mietete eine Kammer in der Nachbarschaft, die auf jeden Augenblick für eine Kinderbetterin sollte bereit gehalten werden. Ihr Vorsatz war; beim Antritt der Wehen, nach diesem Hause zu laufen, eine Hebamme holen und sich von ihr entbinden zu lassen. Sie dachte gleich

hernach wieder nach Hause zu gehn, und sich ihres Ausbleibens wegen aufs Beste zu entschuldigen. Sie hatte von Soldatenweibern gehört, die hinter einem Baum niedergekommen, und kurz darauf ihren Männern mit den Kindern auf dem Marsche gefolgt wären; und sie hofte, ein gleiches thun zu können. Sie wurde des Nachts ihrer Meinung nach von einer Kolik befallen, und legte einige Kleider an, sowohl um sich warm zu halten, als um gleich fortlaufen zu können, wenn sie etwa Wehen spürte. Nachdem sie eine Zeitlang gewartet hatte, versiel sie plötzlich in so quälende Schmerzen und Brängstigungen, daß sie weder Kräfte noch Muth genug fühlte, die Treppe hinunter, und in diesem Zustande, und in der Nacht, über die Gasse zu gehen. Voll Verzweiflung warf sie sich auf das Bette; und durch den Schrecken und die Angst, die sie erlitt, verlor sie ihre Sinne, und fiel in Ohnmacht. Als sie ein wenig wieder zu sich selbst kam, entdeckte sie ihren Zustand, und ein todtcs Kind neben sich. Zuerst sorgte sie für das Kind, und fand, daß es ganz gewiß todt war. Eine Zeitlang lag sie auf dem Bette, und überdachte, was sie machen sollte; und da der Tag eben anbrach, stand sie auf, legte alle die nassen Tücher und das Kind in ihren Koffer, brachte die Kammer und das Bette wieder in Ordnung, und legte sich in dasselbe. Die Frau, von der sie das Zimmer gemiethet, und der sie etwas Handgeld darauf gegeben hatte, ob sie gleich

nicht wußte, wer sie war, bestätigte mit einem Eide diesen Umstand ihrer Erzählung. Herr Pinkstan und ich erklärten, daß wir dieselbe für sehr glaubwürdig hielten, und machten sie mit dem Umstande des Obenschwimmens der Lunge auf eben die Art gegen die Gerichtsgeschwornen verträglich, wie wir sie hernach gegen den Leser machen werden. Sie wurde losgesprochen; und ich hatte die Befriedigung, sie am Morde unschuldig zu glauben.

In den meisten Fällen dieser Art fassen wir gar zu leicht ein zu frühes Vorurtheil; und wenn wir offenbar die Absicht sehen, die Geburt zu verhindern, so schließen wir auf die Absicht, das Kind umzubringen; dann erklären wir jeden Umstand aus dieser Voraussetzung, und fragen: warum machte sie es sonst so und so? und warum that sie sonst dies und das nicht? Dergleichen Fragen würden gegründet seyn, und zu gegründeten Folgerungen führen, wenn solch eine Person sich zu der Zeit in einer ruhigen und besonnenen Gemüthsfassung befände. Sobald wir aber bedenken, daß ihr Gemüth von einem Krampfe der Leidenschaften und des Schreckens heftig beunruhigt war; so muß ein unvernünftiges Betragen dabei uns sehr natürlich dünken.

Erlauben Sie mir, diese Wahrheit durch ein Beispiel zu erläutern. Eine Dame, die nun Gottlob schon seit vielen Jahren wieder hergestellt ist, ging in den letzten Monaten ihrer

Schwan-

Schwangerschaft an einem schönen Sommerabend aus, von einem Bedienten begleitet, um ein wenig freie Luft zu schöpfen. Sie machte ihren kurzen Spaziergang nur auf einem schönen, neuen Pflaster vor ihrem Hause, in einer der ebensten, breitesten und ruhigsten Straßen in London. Sie war langsam bis an das Ende der Straße gekommen, wo ein sehr ebener und bequemer Platz zum Hinübergang war, und es fiel ihr ein, der Veränderung wegen auf die andere Seite der Straße, und so nach ihrem Hause zurück zu gehen. Da ihr das Gehen sauer wurde, und sie dabei ihrer Umstände eingedenk war, so machte sie sehr langsame und vorsichtige Schritte, aus Furcht, sich Schaden zu thun. Als sie einige Schritte quer über die Straße vorwärts gethan hatte, kam ein Fuhrmann mit einer Karre in scharfem Trott die Straße herunter geritten, welches viel Geräusch machte. Er war noch so weit von ihr, daß sie immer noch ganz hätte hinüber, oder ganz bedächtig wieder zurück gehen können; und sie wäre vollkommen außer Gefahr gewesen, wenn sie nur bloß still gestanden wäre. Aber sie wurde auf einmal von einem panischen Schrecken überfallen, verlor Sinne und Ueberlegung, und in der schrecklichen Verwirrung und ängstlichen Wahl zwischen Weitergehen und Zurückkehren, welches beides sie versuchte, trat sie dem Pferde gerade so in den Weg, daß sie in das Rad verwickelt, zu Boden geworfen, und

dergestalt gequetscht und beschädigt wurde, daß man sie ganz sinnlos aufhob, und ohne die mindeste Hofnung ihrer Rettung nach Hause brachte. Diese Dame war noch im Lenze ihres Lebens, sehr bemittelt, von ihrer Familie geliebt, und von Jedermann verehrt. Niemand fiel auch nur von weitem darauf, daß sie Willens gewesen wäre, sich ums Leben zu bringen. Wena aber ihre damalige Situation einen solchen Argwohn begünstigt hätte; so sieht man wohl, daß der unstreitigste Beweis von der Möglichkeit ihrer Rettung, wenn sie vorwärts oder rückwärts gegangen, oder still gestanden wäre, nichts dazu gethan haben würde, um zu beweisen; daß sie sich und ihr Kind vorsätzlich habe ums Leben bringen wollen. Es ist schauderhaft, wenn man bedenkt, daß manche unschuldige Person vielleicht solcher zweideutigen Beweise und solcher ungültigen Schlüsse wegen, eines schmachlichen Todes haben sterben müssen.

Die meisten von diesen Betrachtungen würden ganz natürlich jedem von Vorurtheilen freien Mann bei einer gerichtlichen Untersuchung einfallen; und von aufgeklärten und einsichtsvollen Richtern ist daher auch nicht leicht die Verurtheilung solcher Personen aus falschen und übel verstandnen Gründen zu fürchten. Gar leicht aber kan in solchen Fällen das Gutachten und die Aussage der Aerzte oder Wundärzte gefährlich werden, die man dabei zuzieht, um Streitfragen aus einer Wissenschaft zu entscheiden, deren genaue

naue Kenntniß man den Richtern und gerichtlichen Personen nicht zutraut. Ueberhaupt fürchte ich, daß man auf unsere Entscheidung gar zu viel aufkommen läßt. Viele Aerzte sind so einsichts-voll nicht als man glaubt, und man-che mögen sich nur gar zu gern bei öffentlichen Untersuchungen ein ent-scheidendes Ansehen dadurch anmas-sen, daß sie sogleich ihre zuversichtliche Meinung da sagen, wo noch manche Zweifel obwalten. Eine Denkungs-art, die sich niemand erlauben sollte, der täglich in den Fall kommt, schwere Fragen zu entscheiden, von deren Entscheidung vielleicht das Leben ei-nes Kranken abhängt.

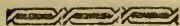
Um von der Geburt eines nenge-bornen Kindes aus der Untersuchung seines Körpers gründlich zu urtheilen, sollte der Arzt billig eine Menge neu-geborener Kinder, sowohl Todtgeborne, als solche gesehen haben, die nur noch kurze Zeit nach der Geburt gelebt ha-ben; und billig müßte er auch schon eine Menge von Leichen in den ver-schiedenen Graden der annähernden Verwesung zergliedert, oder zergliedern gesehen haben. Sehr oft habe ich ge-funden, daß man vielerlei gemeine und natürliche Erscheinung, sowohl inner-liche als äußerliche, für Kennzeichen eines gewaltsamen Todes genommen hat. Ich erinnere mich eines Kindes, welches man ganz kugelförmig zusam-men gedrückt fand, und welches, wie hart gewordener Talg, alle die einge-

drückten Höhlungen behalten hatte, die da entstanden waren, wo Haut oder Fleisch einwärts gedrückt waren. Bei der gerichtlichen Untersuchung, war das Gutachten eingegangen, daß dies Eindrücken des Fleisches nicht anders habe entstehen können, als wenn man das Kind noch lebendig auf die Art zusammengepreßt hätte. Meine ana-tomischen Beschäftigungen setzten mich in den Stand, ihnen alle Zweifel dar-über zu benehmen. Ich erbot mich, den Versuch, wenn sie wolten, in ihrer Gegenwart zu machen; das Kind sollte so lange in warmes Wasser gelegt wer-den, bis sein Fleisch wieder ganz weich und biegsam, wie bei einer eben erstor-benen Leiche, würde; dann sollte es zu-sammengedrückt werden, und so blei-ben, bis es kalt würde; so würden sie die nemliche Wirkung sehen. Man war damit zufrieden, ohne den Ver-such zu machen.

In vielen Fällen ist es, um von dem Tode eines Kindes zu urtheilen, wes-sentlich nothwendig, auf die Stärke des Zusammenhanges der Haut mit der Epidermis genau Achtung zu ge-ben; und noch nöthiger, mit dem ver-schiednen Anschein des Bluts, das sich auf die äußern Theile des Körpers setzt, und durch alle innere Theile nach Verhältniß der Zeit, in welcher es schon todt gewesen, und nach dem Grade der Hitze, worin es gehalten ist, durchschwitzt, genau bekannt zu seyn.

Der Schluß folgt künftigt.





# Sammerisches Magazin.

97tes Stück.

Freitag, den 3ten December 1784.

## Ueber die Ungewisheit der Zeichen des Mordes an unehelich gebornen Kindern.

(Schluß.)

**W**enn der Kopf oder das Gesicht eines Kindes geschwollen und sehr roth aussieht, so schließt der gemeine Mann leicht, es sey erdrosselt, weil erhenkte Personen so aussehen. Aber Kenner der Hebammenkunst wissen, daß bei natürlichen Geburten nichts gewöhnlicher ist, und daß sich der Geschwulst und die dunkle Farbe allmählig verlieren, wenn das Kind nur ein Paar Tage lebt. Dies Aussehen pflegt besonders dann der Fall zu seyn, wenn die Nabelschnur von ungefähr sich um des Kindes Hals gelegt hat, und wenn der Kopf etwas früher, als der übrige Körper geboren ist.

Es giebt noch manche andere Umstände, die man durch ausgedreitete Erfahrung in der Anatomie und Hebammenkunst kennen lernt, und die ich hier übergehe, um diesen Aufsatz nicht zu weitläufig, und minder gemeinnützig zu machen. Vielmehr komme ich nun gleich auf die Hauptfrage:

nemlich, wie fern wir in verdächtigen Fällen schließen dürfen, daß das Kind lebendig zur Welt gekommen, und wahrscheinlich von seiner Mutter ermordet sey, wenn die Lunge im Wasser schwimmt?

Erstlich, müssen wir versichert seyn, daß sie Luft enthalte; und dann müssen wir untersuchen, ob diese Luft durch Fäulniß erzeugt sey.

Zweitens müssen wir, um diese Frage zu entscheiden, die übrigen innern Theile prüfen, um zu sehen, ob sie emphysematisch sind, oder Luft enthalten. Auch müssen wir den Anschein der Luftblasen in der Lunge mit besondrer Sorgfalt untersuchen. Ist die darin enthaltene Luft vom Athemholen, so werden die Luftblasen dem bloßen Auge kaum sichtbar seyn. Sind aber die Luftblasen groß, und laufen sie reihenweise längst der Einschnitte zwischen den lobulis, woraus die Lunge zusammengesetzt ist; so ist die Luft ganz

EEEE

ganz

ganz gewiß emphysematisch, und nicht durchs Athemholen eingehaucht.

Drittens, wenn sich findet, daß die Luft in der Lunge in den natürlichen Luftgefäßen enthalten ist, und durchs Athemholen in dieselben geschöpft zu seyn scheint; so muß man ferner untersuchen, ob diese Luft nicht vielleicht nach dem Tode des Kindes in die Lunge eingehaucht ist. Es ist so allgemein bekant, daß ein dem Anschein nach todtegebornes Kind durchs Einblasen in die Lunge wieder lebendig gemacht werden kan, daß die Mutter selbst, oder irgend eine andere Person, vielleicht diesen Versuch gemacht hat. Vielleicht könnte das auch sogar in der teuflischen Absicht geschehen seyn, um dadurch die Verurtheilung der Mutter zu bewürken.

Aber der gefährliche und gemeinste Irrthum, in welchen man leicht verfallen kan, ist folgender. Gesezt, die Versuche sind alle richtig angestellt, und wir sind gegen jeden oben erwähnten Betrug auf unserer Hut gewesen; so können wir geradezu schließen, das Kind sey lebendig zur Welt gekommen, und also wahrscheinlich ermordet; besonders in dem Falle, wenn sich die Mutter Mühe gegeben hat, durch Versteckung des Kindes die Geburt zu verheimlichen. Da dieser letzte Umstand vor Gerichte gewöhnlich großes Gewicht hat, so will ich nur bloß bemerken, daß er, aller Billigkeit nach, nur bloß einen Grund des Verdachts abgeben kan, und daher nicht eine außerdem zweifelhafte Frage zwischen der

Losprechung und einem schmähligen Tode entscheiden solte.

Läßt uns hier einen Fall annehmen, den Jedermann als sehr möglich zugeben wird. Wenn eine unverheirathete Person schwanger wird, so bemüht sie sich, ihre Schande zu verheelen, und sinnt auf alle mögliche Mittel, ihr eigenes und des Kindes Leben zu retten, und sucht zugleich das Verheimlich zu verbergen. Aber ihr Plan wird auf einmal zerrüttet, indem sie unerwartet und plößlich sich übel befindet, und von einem todten Kinde entbunden wird. Straft nun das Gericht solch eine Person dafür am Leben, daß sie ihre Schande nicht bekant gemacht hat; fodert es da nicht mehr von der menschlichen Natur, als die Schwäche der Menschheit zu ertragen vermag? Unter solchen Umständen ist gewiß nur das ein Verbrechen, schwanger gewesen zu seyn; und dies wird von den Gerichten nicht am Leben bestraft; und so solte auch die Bemühung, es auf eine gute Art zu verheelen, nicht am Leben gestraft werden, da diese Bemühung aus dem Grundsatz tugendhafter Ehrliche zu entspringen scheint.

Nachdem ich gezeigt habe, daß die Verheimlichung des Kindes höchstens nur Grund zum Verdachte giebt, so wollen wir nun auf die wichtigste Frage von allen zurück kommen. Wenn es nemlich in dem Fall einer verheimlichten Geburt völlig ausgemacht ist, daß das Kind gelebt hat; läßt sich daraus schließen, daß es umgebracht sey?

sen? Gewiß nicht. Dies ist unstreitig ein Umstand, der gleich dem zuletzt erwähnten bloß Grund zum Verdacht giebt. Um dem Leser diese wichtige Wahrheit einleuchtend zu machen, will ich nur folgende Thatsachen hersehen, von denen ich aus Erfahrung weiß, daß sie wahr sind, und die ein Jeder, der sich viel mit Geburtshülfe beschäftigt hat, bestätigen wird.

1. Wenn ein Kind nur einmal Athem holt, und dann gleich stirbt, so wird die Lunge eben so leicht im Wasser schwimmen, als wenn es länger geathmet hätte, und ermordet wäre.

2. Ein Kind athmet gemeiniglich schon, sobald sein Mund aus der Geburt ist, und kan in diesem Falle vor der Geburt seines übrigen Körpers sterben, besonders wenn zwischen der Hervortretung des Kopfs und des übrigen Körpers eine merkliche Zeit verfließt. Und wenn dies bei der besten Hülfe der Fall seyn kan, so wird es noch weit leichter da geschehen können, wo gar keine Hülfe vorhanden ist, sondern wo die Mutter sich selbst entbindet.

3. Sehr oft werden Kinder geboren, die wegen ihres körperlichen Baues, oder wegen der Geburtsumstände, nur eben noch leben, und nach einer oder zwei Minuten oder Stunden, trotz aller unsrer Bemühung, sterben. Und warum sollte dies Unglück nicht auch einer Person begegnen können, die ihre eigene Geburtshelferin ist?

4. Zuweilen wird ein Kind so schwach geboren, daß es, sich selbst

überlassen, nach einigem Athem oder Schluchzen, wahrscheinlich sterben würde, aber noch durchs Einblasen in die Lunge, durch Wärme, flüchtige Salze, Reiben, und dergleichen, beim Leben erhalten wird. In den erwähnten Fällen aber stehen dergleichen Rettungsmittel nicht zu erwarten.

5. Wenn eine Mutter sich selbst entbindet, so kan ein starkes Kind ganz lebendig zur Welt kommen, und aus Mangel an Luft in wenig Minuten sterben, wenn es entweder mit dem Gesichte auf den natürlichen Abgang der Mutter, oder auf nasse Tücher fällt, oder ihm auf mancherlei andere Art die Luft benommen wird. Eine unglückliche Person, die sich selbst entbindet, von ihren Sinnen nicht weiß, und an Kräften ganz erschöpft ist, wird nicht Stärke noch Besonnenheit genug haben, um dem Kinde sogleich zu Hülfe zu eilen. Diese wichtige Wahrheit zu erläutern, will ich einen kurzen Fall anführen.

Eine Dame, in einer ziemlich abgelegenen Gegend der Stadt, würde zur Nachtzeit mit Wehen befallen. Ihre Amme, die in dem Hause schlief, und ihre Bediente wurden geweckt, und man schickte zu mir. Ihre Entbindung ging geschwinde von statten, und das Kind war geboren, ehe ich kam. Es schrie sogleich, und sie fühlte, daß es sich stark bewegte. Da sie alle Augenblicke erwartete, mich in ihr Schlafzimmer kommen zu sehen, und besorgt war, daß dem Kinde ein Leid wiederfahren könnte, wenn eine ungeschickte

Person die Stelle einer Hebamme vertrat, so wolte sie der Naime nicht erlauben, das Kind anzurühren, sondern erhielt sich in einer sehr angreifenden Stellung, damit das Kind nicht mögte gedrückt oder erstickt werden. Ich fand es auf dem Gesichte in dem natürlichen Abgange der Mutter liegen, und so völlig todt, daß alle meine Bemühungen, es zu retten, vergebens wären.

Diese Thatfachen verdienen von dem Publikum ernsthaft erwogen zu werden; und da ich überzeugt bin, daß sie durch allgemeine Bekanntmachung Mittel werden können, manchen unglücklichen und unschuldigen Personen das Leben zu retten, so halte ich diese öffentliche Bekanntmachung für unumgängliche Pflicht.

### Einige Worte zur Beherzigung an Väter, Mütter und Vormünder.

In euch alle, die ihr das Glück und Unglück blühender Jünglinge und Mädchen in Händen habt, ergeht mein warnender Zuruf. Mögten ihr mich hören! Mögten die lauten Klagen eines trostlosen Vaters an euer Herz dringen! Mögte mein trauriges Beispiel euch endlich überzeugen, daß Ehen, die Zwang und Eigennuß schließen, ihrem ersten großen Zwecke entgegen streben und ganze Generationen elend machen! Daß ich meinen Schmerz in einen Schrei zusammenpressen könnte, um euch alle von einem ähnlichen Schritte zurück zu schrecken, um euch allen den namenlosen Kummer zu ersparen, der sonst so gewiß euch treffen wird, als er mich armen nun kinderlosen Vater ganz darnieder beugt. Der Gedanke, vielleicht manchen von euch durch meinen stehenden Zuruf, von einem gleichen Verfahren abgehalten zu haben, dringt wie ein Strahl der Freude in meine gramvolle Seele, und mischt einige Tropfen der Erquick-

lung in den Becher meiner Leiden. Ach! ich bitte euch, versagt mir diesen Trost nicht, den einzigen, der mich lebensfatten Mann, mitten im Besitz aller Glücksgüter, etwas aufzurichten vermag! Beherzigt! beherzigt diese Zeiten, die ich so häufig mit meinen Thränen benecke! sie enthalten keinen ersonnenen Roman, nein Thatfache, meine unglückliche Geschichte!

„Ich hatte eine Tochter, der Stolz und die Freude meines Alters. In Unschuld und Schönheit blüdete sie unter meinen Augen. Täglich sahe ich die Vorfänge ihres Herzens sich entwickeln. Und mit dem innigen Entzücken eines glücklichen Vaters blickte ich in die Zukunft. Schon sah ich sie an der Hand eines Gatten durchs Leben wandeln, von Kindern umringt die ihr gleichen, und mich einst aus ihren Armen in ein bessres Leben übergehn. So träumte ich mir die seligsten Tage. Aber ich thörichter Alter, daß ich selbst diese süßen Träume stür-



te, daß mich Geldgeiz und Eigennuß verblendeten, und in dieser Verblendung einen Schritt thun ließen, der nun die Quelle meines Jammers ist, und dessen Erinnerung namenloses Weh über den Rest meines Lebens verbreitet. Ich war Kaufmann, und ein thörichtes Vorurtheil bewog mich, nur einem Kaufmanne meine Tochter zu bestimmen. Ich wählte für sie, ohne zu wägen, daß zu dieser Wahl auch ihre Einwilligung gehörte, ohne zu wägen, daß mehr als Vermögen, Handlungskenntnisse, und ein guter Ruf, bei dem Manne vereint seyn müßten, der sie ganz glücklich machen sollte. Ach daß ich jetzt noch jene Augenblicke zurückrufen könnte, wo ich sie — verzandelte, mit meinem Blute wolte ich sie erkaufen, um ohne diese breunenden Vorwürfe mich ins Grab legen zu können, die noch die letzte Minute meines Lebens vergiften würden. Der Mann, dem ich sie zusagte, hatte gar keine geistige oder körperliche Vorzüge, vielmehr etwas rauhes und unangenehmes in seinem Aeußerlichen, aber er war reich, seine Handlung ziemlich beträchtlich, ich wußte nichts böses von ihm, dies schien mir genug. Meine Tochter lieb, so oft sie mit ihm zusammentraf, eine heimliche Abneigung gegen ihn blicken, aber ich hatte den verkehrten Grundsatz so vieler Aeltern, sie wird anständig durch ihn versorgt, Zuneigung wird bei ihr schon nachher entstehen; und so ersticke ich alles Gefühl eines Vaters. Mit Schauern denke ich jetzt an den Augenblick

zurück, wo ich ihr meine Wahl bekannt machte, Eigennuß und Geldgeiz hatten alle Regungen meines Herzens verhärtet, ich sahe nicht wie sie blaß und zitternd vor mir da stand, sahe nicht die Thräne die ihr ins Auge stieg, sahe nicht den stehenden Blick den sie auf mich richtete, sahe nur das eingebildete Glück zu dem ich sie zu führen hoffte. Ich kannte meine Tochter, kindlicher Gehorsam war ihr heilig, und so wagte sie es nicht, durch Bitten meine Gesinnungen zu ändern, und ich glaube — Gott daß ich es gestehen muß, — wäre sie auch weinend vor mir niedergefallen, ihre Thränen, ihr Flehen hätten meinen Entschluß nicht wankend gemacht. Und als er nun hereinbrach der Tag ihrer Verbindung, als sie nun mit gesenktem Blicke, mit verweinten Augen am Altare stand, und das unwiederrufliche Ja leise ihren Lippen entbebt, sie dann einen wehmüthigen Blick auf mich ihren hartherzigen Vater warf, fiel auf einmal die Decke von meinen Augen; namenlose Angst ergrif mich, und eine lange Ahndung durchlief mein Gebein, schrecklich schwebte der Vorwurf immer vor mir, mein einziges Kind meinen Leidenschaften geopfert zu haben. Noch gelang es mir, durch mancherlei Hofnungen, diese furchtbare Vorstellung, auf einige Zeit bei mir einzuschläfern. Aber als ich nun meine Tochter nach und nach sich abhärten sahe, als ich selbst ein Augenzeuge der kalten Begegnung ihres Vatters war, der für nichts Gefühlt als für seine Geschäfte hatte, als

lange verschloßner Kummer und Gram nun das unglückliche Weib auf das Lager warf, und ihre abgezehrten Kräfte nur schwach gegen eine schwere Krankheit kämpften, sie, das Muster der Sanfmuth und Geduld, keine Klage gegen ihren gleichgültigen süßlosen Gatten, gegen mich ihren grausamen hartberzigen Vater ausstieß, erwachte auf einmal dies schreckliche Bild wieder, Bangigkeit und Entsetzen ergriffen mich, meine Thränen vertrockneten, kalter Schweiß hing an meiner Stirn; stumm kniete ich neben ihr Lager hin, meine Sinne verließen mich, und meine Schuld lag schwer auf mir. Und als sie nun zum letzten male ihre Kräfte sammelte und Va-

ter! rief, ihre sterbenden Hände nach mir ausstreckte, ihr schon verklärtes Gesicht mir Vergebung zulächelte, sprang ich auf, küßte noch einmal ihre kalten Wangen, und ihr Geist entfloß zu den Wohnungen der Seligen!..

Blicke von dort auf mich herab, verklärte Dulderin! und sieh die heißen Thränen der Reue, die ich jetzt nach Jahren noch, um dich weine, und weinen werde bis der Tod mich wieder zu dir bringt. Dessenlich weihe ich dir dies traurige Denkmal! Jedem Vater, der es sieht, sey es ein warnendes Beispiel, und von dem Segen der denn über ihn kommt, wird auch etwas auf mein graues Haupt fallen!

C. A.

**Beantwortung der Anfrage im 89ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre, Seite 1423. Wo werden die Flintensteine gebrochen und fabriciret?**

Diese Frage wurde schon im 7<sup>ten</sup> St. dieses Magazins von 1770 Seite 111. aufgeworfen, und im 62<sup>ten</sup> St. desselben Jahres Seite 991. dahin beantwortet, daß diese Steine im Marggrafthum Weissen bei der Bergstadt Schneeberg, nach Aussage eines Bergmanns aus dortiger Gegend, in großer Menge gebrochen, zerschlagen, in verschiedener Größe auf Mühlen geschliffen, und zu ganzen Schifsladungen, oder wenigstens in vielen grossen Tonnen, auf dem nahe gelegenen Schneebergischen Muldaflusse versahren würden.

Eine andere Antwort ertheilte mein vieljähriger Freund, der Herr Ober-

deichgräse Beckmann zu Harburg im 60<sup>ten</sup> St. dieses Magazins von 1772. S. 959. und behauptet daselbst, daß die meisten und besten Flintensteine, welche in Deutschland verbraucht werden, aus Frankreich, und zwar aus der Picardie und aus Champagne kommen, woselbst vor einigen Jahren der Kaufmann Guilbert du Montmeaux zu Trois einen sehr ausgebreiteten Handel damit getrieben, und gewöhnlich tausend Stück für 5 Livres 6 Sous verkauft hat. Weil aber bei einem ausbrechenden Kriege der Verkauf der Flintensteine aus Frankreich sofort verboten wird, so werden davon auch außerhalb Landes beständig ansehnliche

sehnliche Niederlagen, besonders in Holland, unterhalten. Hirten und andere Leute, die mit einem geringen Verdienste zufrieden seyn müssen, wissen die Feuersteine ohne viele Umstände, mit einer besondern Fertigkeit zu spalten, und ihnen die gewöhnliche Form der Flintensteine zu geben.

Mein lieber Freund, der Herr Hofrath Beckmann zu Göttingen, hält diese Nachricht seines Herrn Bruders, in den Beiträg. zur Geschichte der Erfindung. B. 1. S. 370. noch zur Zeit für die beste. Daß die Flinten-

steine, wie im Magazin 1770. Stück 62. S. 991. gesagt wird, geschliffen werden, ist nicht wahrscheinlich, weil sie so sehr wohlfeil sind, vielmehr kan ihnen die doppelte keilförmige Gestalt ohne Kunst gegeben werden. Savary meldet, wie Herr Hofrath Beckmann a. a. O. sagt, daß die meisten und besten Steine aus Berry kämen, und zwar aus der Nachbarschaft von Saint Agnan und Neufen. Auch werden sehr viele bei Stevensklint auf Seeland geschlagen, und außer Lande verschickt. 3.

### Eine andere Beantwortung.

Der Flintenstein, Hornstein, (falex gregarius,) gehört in die Klasse der Kiesel- oder glasartigen Steine (lapidum vitrescibilem, vitrescentium.) Wer sich mit der Naturgeschichte desselben näher bekant machen will, kan in den Schriften über die Mineralogie Unterrichts darüber finden.

Er ist deswegen ein beträchtlicher Zweig der Handlung, weil er in den meisten Ländern \*) auf den Feuergewehren gebraucht wird.

In sandigen Gegenden, in Flüssen und Kreidgebürgen, findet man ihn in der größten Menge. Fürnemlich trift man diese Steinart in den Kreidgebürgen in England, und in Dänemark zu Stevensklint, an.

Ost findet man in den Kreidestößen ganze Lagen solcher Steine.

Ehemals hieß dieser Stein Flint; (und falls ich nicht irre,) trägt er auch

noch in der dänischen Sprache diesen Namen. Ohne Zweifel haben die Gewehre dieses Namens, ihre Benennung davon erhalten.

Diejenigen, die zu uns kommen, kommen meist aus Picardie und Champagne, wo sie aus freier Hand geschlagen werden. Es ist ein gewöhnliches Geschäft der Landleute, Hirten und Kinder in müßigen Stunden.

Guilbert von Montmeaux in Trois trieb einen ansehnlichen Handel damit. Vor dem siebenjährigen Kriege verkaufte er tausend Stück für 5 Livres 6 Sous. Ob dieser Kaufmann aber noch lebt, ist mir unbekant.

In Stevensklint soll man sie auf eben diese Art zum Gebrauche bereiten.

Vielleicht wird es manchem sonderbar vorkommen, daß diese Steine aus freier Hand geschlagen werden. Ehemals legte man fast allgemein die

Weis-

\*) Die Türken und verschiedene andere Völker gebrauchen Jaspis und Achate dazu.

Meinung, daß sie ihre Form durch schleifen oder auf andere Art erhielten; allein ich weiß es aus den zuverlässigsten Nachrichten, daß sie auf die oben erzählte Art bereitet werden. Auch hat der würdige Herr Hofrath Beckmann zu Göttingen, mir dieses oft versichert.

Man macht von dieser schönen Steinart auf mehrere Arten Gebrauch.

Sulingen.

Zu Oberstein in der Pfalz macht man allerlei Kleinigkeiten daraus, die weit verführt werden.

Für die Porcellainhütte zu Wien wurde eine Tafel zum Farbereiben geschliffen, die einen Quadratschuh groß ist. Sie kostete 500 Gulden. Daß die alten Deutschen Beile, Opfermesser, Keile, und dergleichen daraus verfertigt, ist bekant.

£. v. d. 3 — t.

### Ueber die Uhren der Landwirth in den Elbmarschen.

Ich kan nicht bergen, daß das 54<sup>te</sup> Stück des Hannoverischen Magazin von diesem Jahre mich aufmerksam gemacht und in Verwunderung gesetzt hat. Man schreibt darin, über die Uhr zu Basel, und führet unter andern mit an, daß die Landwirth in den Elbmarschen zwischen Harburg und Hamburg, ihre Uhren, wo nicht eine ganze, doch wenigstens eine halbe Stunde früher stellten, als andere ehrliche Leute. Ich, der ich in dieser Gegend nicht allein geboren und erzogen, sondern auch selbst ein Landwirth darin bin, kan mit Grund der Wahrheit versichern, daß die Uhren hier in den Elbmarschen, eben so als an andern Orten gestellet werden, auch daß die Landwirth überhaupt ihre Milch nicht selbst nach der Stadt bringen, sondern sie im Lande an die Milchhaken verkaufen, welche sie, ohne sich genau an die Zeit zu binden, des Morgens nach Hamburg bringen. Gewöhnlich geschieht dies zwei bis drei Stunden nach Eröffnung des Banms, als um welche Zeit die hamburger Damen

noch früh genug bei ihrem Theetische können aufgewartet werden. Wer jezt zu Altenwerder, wo täglich 6 bis 7 Schiffe abfahren, um halb sieben Uhr reisefertig ist, kan noch immer mit den Milchhökern überfahren. Wäre in dem angeführten Blatte von gelehrten Sachen geschrieben, so würde ich es nicht wagen, dem Verfasser im geringsten zu widersprechen, aber von unsern Uhren und Milchmädchen, wie auch von dem Theerinken der hamburger Damen, glaube ich eine bessere Kenntniß zu haben. Darin gebe ich völlig Beifall, und bleibt es eine unumstößliche Wahrheit, daß die Milch und andere Mädchen keine Kirchenväter, jedoch aber Menschen sind. Ueber die Uhr zu Basel kan ich gar nicht urtheilen, es mag immer seine Richtigkeit haben, ich bin kein Bürger der Alpen. Doch genug hiervon, die ganze Sache scheint mir beinahe uninteressant zu seyn, und ich glaube die angeführte Anmerkung bis zu einem bessern Beweise glücklich widerlegt zu haben.

J. 3.





# Sannoverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 6ten December 1784.

Von den steinern Grabstätten der alten Deutschen im Lüneburgischen, gemeiniglich Steinhäuser genannt.

Nec plura effatus (Turnus) Saxum circumspicit ingens  
Saxum antiquum ingens, campo qui forte jacebat  
Vix illud lecti bis sex cervice subirent.  
Qualia nunc hominum producit corpora tellus!

*Vigil.*

**A**lles hat seine Epoche. Das Reisebeschreiben scheint jetzt die seinige zu haben. Auch ich habe eine Reise von H:: nach B:: und in die umliegenden Gegenden gemacht. Und da ich auf dieser, wenn gleich nur kurzen Reise, aus allen Reichen der Natur viel merkwürdiges angetroffen; so könnte ich manchen Leser dieser Blätter damit ein Paar Stunden unterhalten, der die Lüneburgische Heide entweder noch gar nicht, oder doch nicht mit Beobachtungsgestir durchreiset, sondern sie wohl gar bis zu seinem Bestimmungsort durchschlafen hat. Ich könnte ihm aus dem Pflanzenreiche von kolossalischen Pappeln, die ich gesehen, vom Verkohlen der Törse, und von den feinsten Gerstengraupen, die auf der Dollar Windmühle, unweit Agathenburg gemacht werden, erzäh-

len, noch mehr aber aus dem Thierreiche mit Beschreibung von Geschöpfen unterhalten, die ich dort unter den Landeuten angetroffen, und die mir um so auffallender gewesen, als sie ihrer Scheibaren Natur nach halb Mann und halb Weib, von edler Stirne und Herzen, und von besonders sich auszeichnenden Wirkungskreisen wären. Ich schränke jedoch meine diesmaligen Reisebemerkungen bloß auf das Steinreich ein, und hole vielleicht ein andermal die aus den andern Naturreichen nach.

Ich habe in dem Amte Moisburg, unweit den Dörfern Diersdorf, Holtenstedt, der Apelbecker Papiermühle und auf dem Wege nach Imbeck, so wohl auf den Aeckerfeldern, als in den Heidsturen Erdhäufen (tumulos) und auf denselben in einem Kreise, oder verlängerten Viereck regelmäßig zusam-

ffff

mengesetzte

mengesetzte und in die Höhe gerichtete große Kieselsteine, die mit einem noch größern bedeckt sind, angetroffen. Die Zeit hat freilich die Regelmäßigkeit verschiedener dieser Steinhaufen zerrüttet; allein dennoch so viel davon übrig gelassen, daß man gleich beim ersten Anblick wahrnehmen kan, daß ihre Zusammensetzung das Werk vernünftiger Geschöpfe gewesen und jetzt heilige Denkmäler des grauen Alterthums sind. Nicht ohne Ehrfurcht habe ich sie bei meiner Vorbeireise angestaunt. Vielleicht reiset mancher süßloser vor ihnen vorüber und entweißt sie, diese ehrwürdigen Steine, deren Ursprung vielleicht bis an die Umschaffung dieses Erdballs reicht, dadurch, daß er sie siehet und nichts dabei denkt. Um dieser Unheiligen willen, will ich von diesen Steinhaufen bekant machen, was ich von ihnen weiß und halte.

Ich halte diese Steinhaufen für eben solche, dergleichen man in der Amtsvogtei Fellingbostell zwischen dem Dorfe Endbostell und Ostenholz an der Heerstraße sieben auf einer Anhöhe antrifft, und die daselbst unter dem Namen der Steinhäuser bekant sind, für eben solche, dergleichen man in Westphalen, im Hölsteinischen, im Dithmarschen, unweit Lübeck, Helmstädt, und in andern Gegenden Deutschlands findet, ja eben solche, als in England unweit Salisbury zu sehen, und daselbst unter dem Namen Stone-

heng a) bekant sind. Denn nach den Abbildungen, die man von diesen letztern hat, und die sich in dem Tractat des Herrn Eccards vom Ursprung der Deutschen im ersten Buche S. 43. finden; kommen sie damit sowohl in Ansehung der Größe der Steine, als der Zusammensetzungsart und der Hügel, darauf sie stehen, genau überein. In den lüneburgischen Heidegengen, besonders in denen, die steinreich sind, finden sich dieser Art Steinhaufen oder Steinhäuser hin und wieder. Allein, sie sind nicht allenthalben, unzerstört geblieben, sondern die Steine gesprengt und zu nöthigen Banbhäusen gewidmet. Um derer willen, die dergleichen Steinhaufen nie gesehen, muß ich erwähnen, daß die Steine, darans sie zusammen gesetzt, und die auf der inneren Seite mehrentheils gerade sind, besonders aber der obere Stein, der die übrigen bedeckt, von so unglaublicher Größe und Schwere sey, daß man sich im Nachsinnen über die übermenschlichen Kräfte verliert, wodurch die Aufbringung solcher ungeheuren Steinmasse bewerkthätiget seyn muß.

Zwar müssen wir jetzige Bewohner Deutschlands und unserer lüneburgischen Heide, die wir gegen unsere heidnischen Vorfahren nur Pygmäen sind, weder unsere Kräfte noch unsere Größe mit den Kräften und Leibesgröße b) der sogenannten alten Deutschen

vers:

a) Siehe Büschings Geographie 11ter Theil S. 1187. in der Ausgabe von 1760.

b) Sidonius Apollinaris nimt in einem seiner Gedichte, darin er die Franken und Burgundier besinget, deren allgemeine Leibeslänge auf sieben Fuß an, er sagt: Spernic

vergleichen und messen. Denn ob ich gleich der Fabel von dem deutschen Riesengeschlechte, die Turpin, Chiflet c) und Sago Silandicus d) in Scandinavien und Arngrimus Jonas e) in Island entdeckt haben will, keinen Glauben beimesse; so kan ich dennoch dem Pomponius Melan f), der unsere Vorfahren für Wesen von ungewöhnlicher Seelen- und Körpergröße hält, dem Tacitus g), der den alten Deutschen große Körper zueignet, dem Julius Cäsar h) der sie für Menschen von ungewöhnlich großer Leibesgestalt, von unglaublichen Kräften, Tapferkeit und Erfahrung erklärt, und dem Quintilian i) der denen Cimbrern die übernatürliche Stärke der wilden Thiere zueignet, meinen Beifall um so weniger versagen, als diese ungeheure Steinmassen

sonst selbst die Behauptung ihrer Zusammensetzung durch ungewöhnliche und der menschlichen Nervenkraft des jetzigen Zeitalters nicht entsprechende Kräfte laut schreien würden. Man kan mit Conring k) annehmen, daß die alten Deutschen solche ungeheure Steinmassen nicht mittelst künstlicher Maschinen, die in solchem unaufgeklärten und barbarischen Zeitalter gewiß noch unerfunden und deren Erfindung erst der kraftlosern Nachwelt vorbehalten waren, sondern, wie schon Virgil in dem vorangesetzten Motto anspielte, durch ihre Körperkraft gehoben, zusammengesamlet, und aneinander gereiht worden. Ueber alle Verwunderung erhaben, ja allen Glauben der jetzigen Bewohner Deutschlands übersteigend muß indessen die Arbeit und Anstrengung der Kräfte gewesen seyn,

§§§§ 2

durch

Spernit semipedem stilum Thalia  
Ex quo septipedes videt patronos —  
Hic Burgundio septipes frequenter  
Flexo poplite supplicat quiete.

c) Chiffletius part. I. Vefontionis cap. 47.

d) Saxo-Silandicus in præmio historiæ Danicæ.

e) Arngrimus Jonas in Isländiæ descriptione cap. 4.

f) Lib. III. cap. 3. Germanos scribit in universum immanes esse animis atque corporibus, & cap. 8. fatetur; naturam quamvis alias quoque gentes non in totum fraudasse præcipuæ stature viris, Germaniam tamen decorasse altissimorum hominum exercitibus.

g) Tacitus de mor. Germ. Cap. XX.

h) Jul. Cæsar de bell. Gall. lib. I. & 4.

i) Quintilian. Declamat. III. ubi de Cimbris, nec minus animorum immanitate quam corporum belluis suis proximos fuisse, declamat.

k) Conring. Tractat. de Habitu Corporum Germanicorum causis pag. 9. & seqq. Imo, scribit, & alibi passim per Germaniam vixisse quondam ejus homines stature ac roboris, nisi vehementer fallor, indicant quæ visuntur etiam hodie stupendæ magnitudinis saxa saxis curiose imposita, ad quæ movenda disponendaque machinas profecto artificiosas majoribus defuisse nemo non fatebitur, cui haud ignota est vetus ruditas & barbaries.

durch welche diese Steinhäuser ihr Daseyn erhalten haben, wenn man erweget, daß der obere Stein eines der sieben Steinhäuser im Fällingbostellschen der die übrigen bedeckt, dem Ansehen nach mehr denn hundert Centner schwer ist. Von der Größe der bei diesen Steinhäusern angewandten Arbeit kan man unfehlbar auf die Größe und Erhabenheit deren Endzwecke schließen.

Da unsere Vorfahren jenes grauen Alterthums, in Wissenschaften und Künsten unerfahren, die Merkwürdigkeiten ihrer Zeit nicht durch Schriften verewigen konnten, sondern deren Andenken bloß in Liedern erneuerten und fortpflanzen, von den Liedern aber, die den großen Endzweck der Steinhäuser besangen, wissenschaftlich keine auf die Nachwelt gelangt sind; so hält es jetzt schwer, denselben mit unumstößlicher Gewißheit zu bestimmen, und wir müssen uns nunmehr bloß mit Wahrscheinlichkeiten und Muthmaßungen begnügen. Einige sehen diese Steinhäuser für geweihte Tempel an, in denen, oder vielmehr auf denen den heidnischen Gottheiten geopfert wurde, und die bei den Marsen unter dem Namen *Tanfana* 1) bekant waren. Andere halten sie für Begräbnisörter berühmter und durch ihre Tapferkeit

sich vorzüglich verdient gemachter Helden. Diese letztere Meinung nimt der gelehrte Herr *Johann Georg Lessard* in seinem Buche vom Ursprung der Deutschen an. Einem Mann, wie *Eccard*, der sich mit so vieler Sorgfalt und Betrieb der Alterthumskunde widmete, der die besten Hilfsmittel dazu unter Händen hatte und der Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe in so vollkommenem Maaße besaß, um sich der Hilfsmittel mit Nutzen bedienen zu können, mögte man wohl den Veitric zu seiner Meinung nicht versagen können.

*Tacitus* behauptet zwar im 27. Capittel seines Buchs von den Sitten Deutschlands, daß feierliche und pompöse Leichenbegängnisse nicht den Ehrgeiz der Bewohner Deutschlands gereizet, sondern, daß sie ihre Todten ohne Gepränge verbrannt, daß sie nur den berühmten Männern einen Scheiterhaufen von gewissen Holzarten errichtet, daß sie jedoch deren entseelte Körper ohne Kleider und Wohlgeruch verbrannt und nur zuweilen ihre Waffen und ihren Streithengst mit auf den Scheiterhaufen geworfen, daß bloß ein Rasenhügel ihr ganzes Grabmal ausgemacht, und daß ehrenvolle und kostbare Monumete ihren Ehrgeiz keinesweges entsprochen hätten<sup>m</sup>). Allein,  
die

1) Cf. Commentar. I. C. Dithmari in Taciti de mor. Germ. libel. Cap. IX. not. 5. edition. Francofurti 1738.

m) Wie unähnlich waren die damaligen Gebräuche Deutschlands den verschwundenen Gebräuchen des jetzigen Zeitalters, in welchem Sterbetheaters-Gesellschaften errichtet werden, um die Verstorbene deso prächtiger beerdigen und betrauern zu können. Wie unähnlich denen kostbaren und oftmals unvernünftigen Gebräuchen der alten Welt, die bei den Leichenbegängnissen kultivirter Nationen Sitte



die Nachrichten, die Tacitus von Deutschland's Gebräuchen erhalten, sind theils nicht vollständig genug, sind theils Nachrichten vom Hörensagen, und theils reichen sie nicht bis zu unsern Vorfahren, die unter dem allgermeinen Namen der Sachsen blüheten. Denn es bemerken schon Johann Ffff 3 Piccard

Seite waren? Die Griechen besprengten ihre Todten mit Wein und wohlriechenden Salben. Die Syrer balsamirten sie mit Myrrhen, Aloe, Eedern, Honig, Salz, Wachs, Harz und wohlriechenden Salben ein. Die Einwohner zu Messina schmückten den enseelten Körper ihrer vornehmen Mitglieder mit einer Krone und weißem Idälischen Kleide. Die Spartaner bekleideten ihre Todten mit einem Purpurocke und legten sie auf Baumblätter, die mit wohlriechenden Oelen benetzt waren. Nach een Verichten des Julius Cäsars, waren der Gallier Leichenbegängniß-Feierlichkeiten prächtig und kostbar. Sie verbrannten mit dem Körper des Verstorbenen alles, was ihm im Leben vorzüglich lieb gewesen, selbst ihre Hausthiere, ja sogar ihre Knechte. Die vormaligen Litchauer verbrannten ihre Todten und mit ihnen ihr kostbares Hausgeräth, ihre Pferde, ihre Waffen, zweene Jagdhunde, einen Falken und den getreuesten Knecht, dessen nächste Anverwandte und Freunde dafür auf das herrlichste beschenkt wurden. Cf. Speideln Selecta Juridico-historico politica tit. 26. Die Thracier hatten, nach dem Herodot im 5. Buche, 2. Capittel, die Vielweiberei im Gebrauch. Wenn der Mann verstarb, so zankten sich dessen Weiber um den Vorzug in der Liebe desselben. Des Verstorbenen nächste Freunde kamen zusammen und bestimmeten nach vorgängiger genauer Untersuchung, welche von den Frauen dem Verstorbenen im Leben die liebste gewesen. Dieser wurde darauf große Ehre bezajet, von dem besten Freunde des Verstorbenen zu dessen Grabstätte geführt, daselbst von ihm erkochen und zu dem Verstorbenen ins Grab geleet. Die übrigen Weiber hielten es für ihr größtes Unglück, und Beschimpfung dieser Ehre nicht gewürdiget zu seyn. Vor dem Begräbniß der reichen Thracier wurde der Todte drei ganzer Tage lang zur Schau ausgesetzt, und unterdessen viel Vieh geschlachtet, das von denen verzehret wurde die ihn beweinten. Nach diesen drei Tagen verbrannten sie den Todten oder legten ihn unverbrannt in die Erde und behügelten die Grabstätte. Sie stellten hierauf bei dem Grabe allerhand Spiele, besonders Kampfspiele an. Noch jetzt herrschet bei den Chinesern die abscheuliche Sitte, daß sie Ehefrauen zwingen sich im Pomp mit ihrem Ehemann verbrennen zu lassen. Siehe Herrn Doctors Less Geschichte der Religion Abschn. 2. §. 24 Seite 425. Der Römer Leichenbegängniß war vorzüglich pomps und kostbar. Die Körper der verstorbenen Magistratspersonen wurden mit einem purpurnen Gewande, die Rathsherrn und Burgermeister in ihrer Ehrenkleidung, und die Triumphalhelden in Jupiters Leibrocke (tunica Jovis) die vom Wolfe aber im Vallio verbrannt. Cf. Speideln l. c. Das Gefolge ihrer Leichenbegängnisse war so ansehnlich und so ansehlich groß, daß der Verstorbene, um es noch mehr zu vergrößern, gemeinlich alle seine Knechte, (Servos) im Testamente manumittirte, cf. Dionys Halicar. lib. IV. daher am solcher Auschwweifung Einhalt zu thun durch den letzten Fusum Caniniam dergleichen Manumittirung der Knechte bis auf den fünften Theil derselben eingeschränket werden mußte. Der verschwenderischen Gastmale

Piccard n) und Keyfler o), daß die alten Deutschen die Grabhügel berühmter Helden mit Bäumen umpflanzt, oder mit einer Mauer von ungeheuren Steinen besetzt haben, und in ihren Urnen findet man allerlei Geschmeide, Hausgeräthe, Waffen und Geld p).

Es ist also nichts minder als die Asche eines Helden, der sich seinen Zeitgenossen durch große und edle Thaten ehrwürdig gemacht hatte, welche die alten Deutschen durch solche ungeheure

Steinmassen heiligten und vor Entweihung sicherten, und die wir noch jetzt unter den Steinhäusern verfahren, welche ich vor erwähnter maachen im Ante Moissburg und Falingbostell gesehen habe.

Den Lesern dieser Blätter zu gefallen, die entweder kein Latein verstehen, oder die des berühmten Herrn Eccards sùttreffliches Werk vom Ursprung der Deutschen nicht besitzen, will ich dasjenige was er im ersten Buche S. 38. und 43. von diesen be-

steinerten

male und Leichenbegängniß-Spiele nicht zu gedenken. Cf. Kirchmann de Funer. Rom. II. 7. Virgil giebt von einer römischen Todten-Verbrennung und Beerdigung in dem 6ten Buche seines Heldengedichts nachfolgende sùttreffliche Beschreibung:

Nec minus interea Misenum in littore Teucri  
 Hebant & cineri ingrato suprema ferebant.  
 Principio pinguem tædis & robore Secto  
 Ingentem struxere Pyram; cui frondibus atris  
 Intextunt latera & ferales ante cupressos  
 Constituunt; decorantque super fulgentibus armis.  
 Pars calidos latices & ahenâ undantia flammis  
 Expediunt, corpusque lavant frigentis & unguant.  
 Fit gemitus: tum membra toro desleta reponunt,  
 Purpureasque super vestes, velamina nota,  
 Conjiciunt: pars ingenti subiere feretro,  
 Triste ministerium & subjectam more parentum  
 Adversâ tenuere facem: congesta cremantur  
 Thuridona, dapes. fuso crateres Olivo.  
 Postquam collapsi cineres & flamma quievit:  
 Reliquias vino & bibulam lavere favillam;  
 Offaque lecta Cado textit Chorineus ahenâ  
 Idem ter Socios pura circumtulit unda,  
 Spargens rore levi & ramo felicis olivæ:  
 Lustravitque viros, dixitque novissima verba.  
 At pius Aeneas *ingenti mola sepulcrum*  
 Imponit, suaque arma viro, remumque, tubamque  
 Monte sub aërio; — — — —

n) Antiquitat. Cap. V.

o) Antiquitat. Sept. & Celt. Sect. II. Cap. I.

p) Cf. Schmincke Dissert. de Urnis sepulchralibus & armis lapideis Veterum Catalogorum. Marburg. 1714.

steinerten Grabhügeln schreibt, auszugeweise hersehen.

Unsere Vorfahren, schreibt er, glaubten das Leben der Seele nach dem Tode, und hielten dafür, daß ihnen diejenige Sachen, die sie im Leben lieb gehabt, auch noch nach dem Tode annehm wären. Sie begruben, oder verbrannten daher diese geliebten Sachen zugleich mit dem Körper der Verstorbenen. Der berühmte Abt Doctor Schmidt hat bei dem Grabhügel unweit Helmstädt halb verbrannte Knochen von Thieren gefunden, dergleichen man auch in anderen Grabhügeln angetroffen. Man findet in den Urnen unter der Asche Armbänder, Ringe, Spangen, Haarnadeln, Kämme, Waffen und Schlüssel, zu Zeiten auch Geschmeide und Geld, was sie vom Feinde erhalten. Sie errichteten diese ungeheuren Steinmassen nicht zu Ehren niederer Seelen, sondern zu Ehren der Helden, die sich durch Tapferkeit und edle Thaten berühmt gemacht hatten. Ganze Völkerschaften vereinigten ihre Kräfte um solchen edlern Seelen diese höchsten Ehrendenkmal zu Nachahmungswürdig für die Nachkommenschaft zu errichten. Die Grabstätte anderer Menschen bestand bloß in einem Rasenhügel.

Diese ungeheuren steinernen Grabmäler, findet man am häufigsten an den Orten Deutschlands, wo sich die Sachsen niedergelassen und angebauet hatten. Westphalen, Friesland, und vorzüglich Hollstein und Jütland ist voll

von diesen Denkmälern. In Ostphalen (das ist in dem eigentlichen Sachsen,) trifft man solche sehr selten an, weil daselbst die großen Feldsteine rarer sind. Denn, wo solche Steine in Menge anzutreffen, als in Dänemark, Norwegen, Seeland und Schweden, da sind auch diese Steinhügel am häufigsten. In England findet sich sechs englische Meilen von Salisbury ein vorzüglich berühmtes Denkmal dieser Steinhäuser. Man nennet solches gemeinlich Stoneheng. Die Angelsachsen haben solches, wie ich dafür halte, errichtet. Die Zusammensetzung desselben ist bewundernswürth. Von den alten Celten rühret es gewiß nicht her. Denn bei diesen war es nicht Sitte, und ihr Ehrgeiz erstreckte sich auch so weit nicht, den Verstorbenen solche Denkmäler zu errichten. Auch den Dänen kan man dessen Errichtung nicht zuschreiben. Denn damals, wie selbige in England einfielen, lebten schon Geschichteschreiber, die ein solches merkwürdiges Monument gewiß nicht mit Stillschweigen würden übergangen haben. Tacitus erwähnt dieser Steinhügel nicht, denn seine Kenntniß von Deutschland erstreckte sich nicht bis auf die Sachsen. Der gemeine Haufen nennet diese steinernen Denkmäler Riesenbetten und Zunnengräber, und glaubt, daß ihre Errichter übermenschliche Kräfte gehabt. Unsere Vorfahren nannten alles das, was das gewöhnliche überstieg hunnisch. Sie hielten die Hunnen für Riesen und massen, wiewohl irrigerweise, nach der Größe

Größe der Werke, die Größe der Körper ihrer Urheber ab.

Die Grabhügel, die sich in den hiesigen Landen befinden, hat uns Major, Arckel, Tunning und andere mehr abgezeichnet. Ich will nur die Grabhügel bemerklich machen, die man bei Helmstädt, und den, welchen man bei Büsk im Hollsteinischen antrifft. Sie bestehen aus einer Reihe in die Runde zusammengesetzter großer Steine. Die allergrößten Steine liegen oben auf den andern, auf welche sie mit erstaunenswürdiger Arbeit hinauf gebracht sind. An der Landstraße finden sich hin und wieder noch mehrere dergleichen Grabhügel. In dem einen derselben hat der Abt zu Marienthal und Professor Schmidt zu Helmstädt Kohlen und Pferdeknochen gefunden. Denn die alten Deutschen verbrannten die Waffen und was ihnen im Leben am liebsten war mit dem entseelten Körper. Die Einwohner zu Helmstädt nennen diese Steinhügel Lubbons Steine, daher man schließet, daß der berühmte Lubert nebenst den Seinigen allhier begraben liegt, der in dem Kriege der Sachsen gegen die Thüringer sein Leben verlor. Denn Helmstädt liegt auf der sächsischen und thüringischen Gränze, allwo in ältern Zeiten eine berühmte große Schlacht gehalten worden. Hieselbst und auf den benachbarten Hügeln findet man viele dergleichen Steingräber. Bei den Grabhügeln der Verstorbenen

wurde Religionsfeier gehalten; und da die alten Deutschen dafür hielten, daß solche Feier am schicklichsten in Hainen begangen werden könnte, weil deren Einöde und Dunkelheit desto mehr Ehrfurcht einflößte; so errichteten sie die Grabhügel ostermalen auch bei Wäldern. Bei dem Dorfe Ubersdorf im Dithmarschen auf den hollsteinischen Gränzen, befindet sich ein solcher Steinhügel, den man daselbst Brute-Kamp nennt. Die Angelsachsen nannten dergleichen *Heathige*, *Heard*. Es wird daher wahrscheinlich, daß der zwischen Helmstädt und Marienthal unweit den vorbemeldeten Lubbonssteinen belegene Wald den jetzigen Namen *Härzling* erhalten, und ehemals ein dergleichen Hain und Götzentempel gewesen. Denn unstreitig ist es, daß bei Helmstädt heidnische Götter verehret worden, und daß der Abt und Bischof Ludges daselbst die erste christliche Kirche in Niedersachsen anzulegen aus dem Grunde für nothwendig erachtet hat.

Youth is not rich in *Time*; it may  
be poor, —  
And what its Worth, ask *Death beds*;  
they; kan tell.  
Part with it as with *Life*, reluctant; big  
With holy Hope of nobler *Time* to  
come;  
*Time* higher - aim'd, Still nearer the  
great *Mark*  
Of Men and Angels; *Virtue* more  
divine!

*Young.*

Hermannsburg.

Marwedel.



# Hannoverisches Magazin.

99<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 10<sup>ten</sup> December 1784.

Zum 38ten, 39ten und 62ten St. des Hannoverischen Magazins von diesem Jahr über Sterbenthaler-Gesellschaften.

**D**ie in dem 38<sup>ten</sup> und 39<sup>ten</sup> St. des diesjährigen Magazins über Sterb- und Denkthaler-Gesellschaften geäußerten Gedanken, haben, wie es scheint, hier und da einen sehr verschiedenen Einfluß gehabt, oder es ist doch die Aufmerksamkeit mehrerer an verschiedenen Orten auf die mißliche Lage bisheriger Sterb- und Denkthaler-Gesellschaften um eben die Zeit rege geworden.

Die Sterbenthaler-Gesellschaft in Bremen denkt zu ihrer sicherern Erhaltung löblichst auf Errichtung einer Reservecasse, (siehe Hannov. Anzeigen S. 1517.) und auf eben dem Wege suchen auch einige in diesen letzteren Monaten errichtete Sterbenthaler-Gesellschaften ihren Stiftungen eine solidere Einrichtung zu geben. — Ob hiezu in aller Rücksicht von denen, deren Einrichtung mir bekannt geworden, völlig zweckmäßige Mittel gewählt sind, will ich hier nicht untersuchen.

Ein dem 62<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins von diesem Jahre eingerückter Aufsatz eines würdigen Mannes ver-

theidigt hingegen den Hauptfehler, den das hildesheimische Institut vor andern fehlerhaften Einrichtungen der Art voraus hat, da er jedoch auch zu gleicher Zeit über einiges, was aus dem mir allein zu Gesicht gekommenen ersten Plan nicht ersichtlich war, nähere Aufklärung giebt.

Der Wunsch, daß durch Sterbenthaler-Gesellschaften aller dadurch beziente Nutzen erreicht und kein Interesse auch wider den Willen mit bester Absicht handelnder patriotischer Stifter in seinen Erwartungen getäuscht werden möge, veranlaßte jene Erinnerungen. Schon wolte ich es jetzt in eben der Absicht versuchen in diesen Blättern die Regeln aneinander zu setzen wie bestandfame Sterbenthaler-Gesellschaften errichtet werden können, und bei der Gelegenheit zeigen: daß die hildesheimische Sterbenthaler-Gesellschaft auch dann nicht bestehen könne, wenn sie gleich, wie in dem 62<sup>ten</sup> Stück dieses Magazins näher angegeben wird, diejenigen welche ihren vollen Sterbenthaler eingelegt haben, nach

Zurückgabe desselben ausschließt, und nicht ferner als contribuirende Interessenten zuläßt, sondern statt ihrer neue Interessenten aufnimmt. Denn wirklich ändert dies im ganzen die Folgen nicht, die eine solche Zurückgabe am Ende allemal nothwendig haben muß. — Dies kan jeder ohne große Kenntniß im Rechnen zu haben, selbst finden, wenn er die Ausgaben der Gesellschaft auf die nemliche einfache Art durch eine Reihe von Jahren anseht, wie es in der Beilage zum 38<sup>ten</sup> Stück des Magazins geschehen ist.

Auf die gegen meine Bedenklichkeiten aufgeworfene Fragen: ob es wahrscheinlich sey, daß viele aus den verschiedenen Classen der Gesellschaft ein so hohes Alter erreichen werden, daß sie den vollen Sterbthaler durch ihren Beitrag bezahlt haben können? ist meine Antwort übrigens kurz diese:

Das Verhältniß des Beitrages nach den angenommenen fünfjährigen Abstufungen muß mit der Rücksicht bestimmt werden, und ist doch Zweifels ohne so und nicht anders bestimmt, damit jeder Interessent während seiner annoch zu erwartenden wahrscheinlichen mittlern Lebensdauer eine gleich große Summe in die Cassé einzulegen habe: (Von der Ungleichheit, den die fünfjährige Abstufung statt einer einjährigen, allemal verursacht, versteht sich, ist hier nicht die Rede.) Wenn

jener Satz zugegeben werden muß\*), so folgt hieraus schon von selbst, daß das geringere oder höhere Alter des Interessenten in der Möglichkeit, daß er den Verlauf eines vollen Sterbthalers beitrage, keinen Unterschied mache. Es muß also natürlicher Weise der Fall, da Interessenten den Verlauf eines vollen Sterbthalers eingelegt haben werden, eben so gut und mit allen seinen Folgen bei einer Gesellschaft vungemischtem Alter eintreten, als bei einer Gesellschaft von gleichem Alter. Es ist doch gewiß, daß der Verlauf der Prämie so viel mal aufgebracht und ausgegeben werden solle, als Interessenten da sind, und annoch künftig hinzu kommen. Von keinem soll mehr in die Cassé eingenommen werden können als der volle Sterbthaler: von allen früh sterbenden hingegen erhebt die Cassé weniger, ja zum Theil kaum einige Beiträge. Wodurch soll nun diese mindere Einnahme ersetzt werden? Durch künftige Rekruten? Mit jedem künftigen Rekruten wird ja aber auch die Ausgabe um einen vollen Sterbthaler vermehrt. Gesezt, die Gesellschaft könnte sich wirklich durch Rekruten so lange bei ihrer vollen Zahl von 400 lebenden Genossen erhalten, daß die Anzahl der nach und nach reisirten Interessenten sich auf 4000 beliefe; so wäre die ganze Ausgabe der Gesellschaft für 3600 verstorbene In:

\*) Und für die zu gleicher Zeit eintretenden ersten Interessenten ist denn auch wirklich bei denen bisherigen Sterbthaler-Cassen auf diese Gleichheit einigermaßen geschehen: für nachmalige Rekruten aber bei allen denen Cassen die keine Fonds sammeln, gar nicht, 38<sup>tes</sup> St. des Hannov. Mag. S. 606. 607.

Interessenten — 1,440,000 Rthlr.  
und für 400 Lebens-  
de Interessenten, die  
doch auch bei ihrem  
Tode befriedigt seyn  
wollen. — 160,000 Rthlr.

Wer soll denn nun  
aber diese — 1,600,000 Rthlr.  
ausbringen? doch kein anderer als jene  
4000 Interessenten? das macht denn  
also auf jeden Kopf 400 Rthlr. Aus-  
gabe, mithin gerade so viel, als man  
einzunehmen hofft, und anders läßt  
sich die Sache doch auf keine Art den-  
ken, wenn keiner mehr ausgeben soll,  
als den vollen Verlauf des Sterbetha-  
lers, man rekrutire auch in Gedanken  
so lange man immer will.

Unwahrscheinlichkeit, daß viele ein  
so hohes Alter erreichen, daß sie den  
vollen Sterbethaler bezahlen, ist also  
nicht da, und kan für die Gesellschaft,  
— denn von dieser, und nicht etwa  
bloß von denen zuerst eintretenden In-  
teressenten allein, rede ich, — nicht da  
seyn. Denn über allen Zweifel der  
Wahrscheinlichkeit oder Unwahrschein-  
lichkeit setzt doch wohl nichts sicherer  
hin aus, als einleuchtende Darstellung  
der Wirklichkeit? Aber auch die ein-  
zigen anscheinende Unwahrscheinlichkeit  
verschwindet ganz, wenn man nicht  
vergißt, was ich bereits in meinem  
vorigen Aufsatz erinnert habe, nemlich,  
daß das Alter einer sich rekrutirenden  
Gesellschaft in den folgenden Jahren  
steige, mithin auch die wirkliche Sterb-  
lichkeit sich in spätern Jahren vermeh-  
re, und daß diese vermehrte Sterblich-

keit, sich annoch durch die fingirten  
Sterbefälle vergrößere, auch endlich  
der Eintritt des ersten fingirten Ster-  
befalls den zweiten beschleunige, u. s. w.  
Doch ich fange an mich zu wiederhol-  
ten, und wolte doch eigentlich nur sa-  
gen, daß ich heute mit Vergnügen se-  
he, daß ein anderer in dieser doch im-  
mer einem großen Theil des Publici  
interessanten Sache in gleicher Absicht  
mit mir die Feder nimt, und ich also  
die meine ruhen lassen kan.

Ich finde nemlich jetzt eben in dem  
unterm 20<sup>ten</sup> v. M. herausgekome-  
nen 23<sup>ten</sup> Heft der beliebten Schlözer-  
schen Staatsanzeigen Seite 325. bis  
328. von einem in dem Fache politiz-  
scher Rechnungen durch theoretische  
Kenntnisse und gesammelte Erfahrun-  
gen classischen Schriftsteller, Herrn  
Kr. in Göttingen die Zweifel gegen die  
Bestandsamkeit des hildesheimischen  
Instituts und ähnlicher Eristungen  
auf Veranlassung des im 62<sup>ten</sup> St.  
des Hannov. Mag. von d. J. befind-  
lichen Aufsatzes bereits erneuert, und  
durch Erfahrungen bestätigt, mit dem  
Versprechen, daß Herr Kr. mit dem  
nächsten den Unbestand der bisherigen  
so häufig nachgeahmten Tranerpfen-  
rig- und Denkhaler-Gesellschaften nä-  
her zeigen wolle.

Wenn ein Mann von des Herrn  
Kr. Kenntniß und Erfahrung zu Er-  
füllung des lehrern Versprechens die  
Feder nimt, so werden, da er Zweifels  
ohne seinen Vortrag auch ungelübten  
Lesern, namentlich durch Weglassung  
der Buchstaben-Rechnung, faßlich ma-

chen wird, alle, denen es um Wahrheit hierunter zu thun ist, gewiß Ueberzeugung finden. Von mir bedarf es also eines weiteren nicht, als daß ich diejenigen unter den Lesern dieses Magazins, welchen Sterb- und Denkmäler-Gesellschaften nicht ganz gleichgültig sind, auf jene Blätter der Schlußzersehen Staatsanzeigen aufmerksam mache.

Meine, Seite 987. angeführte Angabe, daß im 40<sup>ten</sup> Jahre von 55 Hannover, den 14<sup>ten</sup> 1784.

Personen nur einer sterbe, ist ganz nach der Süßmilch'schen Tabelle. Siehe Süßmilch's g. Ord. 2<sup>ten</sup> Theil Seite 320. der 2<sup>ten</sup> Ausgabe. Süßmilch und Euler konnte ich übrigens unter denen zu Prüfung solcher Institute vorgeschlagenen lebenden Sachkennern wohl nicht nennen, weil ersterer bereits den 22<sup>ten</sup> März 1767 zu Berlin und Euler am 18<sup>ten</sup> Sept. 1783 zu Petersburg gestorben.

J. H. S. 119.

### Was stiften die seit kurzem so häufig errichteten Denk- Trauer- oder Sterbthaler- Genossen- oder Gesellschaften für wesentlichen Nutzen?

Wie ich glaube: keinen. Um dies zu beweisen, muß ich festsetzen, 1) für welche Personen besagte Gesellschaften errichtet seyn mögen, 2) wozu das Geld, welches bekanntlich in drei bis vierhundert Thalern besteht, die den Erben eines aus einem Institut Verstorbener auf einmal ausgezahlt werden, angewandt werden kan.

Ich glaube, daß wohl überhaupt genommen, keine Capitalisten, sondern die an dergleichen Institute persönlich Antheil nehmen, bei denen der Wohlstand der Familie auf dem Leben des Mannes ruht, und daß ich diese süglich in drei Classen theilen kan. Zur ersten gehören die, welchen Beerdigungskosten und die damit verknüpften übrigen Ausgaben nahe an 3 bis 400 Rthlr. betragen, also Personen,

deren jährliche Einnahme etwa 2000 Rthlr. ausmacht. Zur zweiten Classe rechne ich alle, die jährlich 3 bis 600, auch 1000 Rthlr., zur dritten, die weniger haben.

Es ist offenbar, daß den Personen die ich zur ersten Classe rechne, der Beitritt in besagte Gesellschaften am angemessensten ist, aber ich zweifle, ob in ganz Niedersachsen eine dergleichen, geschweige mehrere vollzählig zu machen stände; man findet ihrer auch sehr wenige in den Verzeichnissen von den Interessenten gedachter Gesellschaften; sie bestehen vielmehr ganz aus Personen der zweiten und dritten Classe. Ich glaube daher, daß eben dadurch der eigentliche Endzweck schon verfehlt wird, wie ich gleich zeigen werde.

Es fragt sich nun; wozu das Geld  
an:



angewandt werden kan? Man wird antworten: zu Beerdigungskosten. Dazu aber ist für die, welche ich zur zweiten und dritten Classe rechne, heutiges Tages zu viel, wie mir jeder einräumen wird. Wozu also der Ueberschuß? doch nicht zum Nethspenning für die nachgelassene Witwe und Kinder? denn dem Mann aus der zweiten Classe wirds nicht einfallen um so weniges Geld, daß in allem Betracht, wozu es dienen soll, wenig genannt werden kan, sich beträchtliche jährliche Ausgaben zu machen, und dem von der dritten Classe würde der Nutzen noch unbedeutender seyn, wenn man die ihm gewiß schwer fallenden Beiträge erwägt, und dies um so mehr, da die Summe für Witwe und Kinder unzureichend ist, etwas damit zu bewirken. Ja, für Witwen geringer Handwerker, Tagelöhner ic. können 3 bis 400 Rthlr. von Werth seyn, denn außer dem Genuß der Beerdigungskosten ist der Ueberschuß hinreichend, ihnen wieder zum Mann zu verhelfen, oder Söhnen ein Handwerk lernen zu lassen, und sonst gut zu nützen. Für Handwerker und Tagelöhner sind aber diese Gesellschaften sicherlich nicht, auch scheint nicht die Absicht der Administratoren zu seyn, denn sie nehmen lieber distinguirte Personen.

Mir scheint daher, daß diese Gesellschaften ganz ohne Plan, ohne Absicht, bloß aus einseitigen Bewegun-

gründen errichtet sind, und errichtet werden. Wolte man auch annehmen, daß die Administratoren die höhere Absicht hegten, dem Mann der eine mäßige Einnahme, selbst aber kein Capital hat, Gelegenheit zu verschaffen, seinen Erben oder Witwe ein Capital von etwa 3000 Rthlr. zu versichern <sup>a)</sup>, so hat dies die große Unbequemlichkeit, daß, weil er sich in 9 bis 10 Gesellschaften einkaufen muß, die jährlichen Beiträge, (weil er mit beinahe 3000 Personen in Verbindung steht, von diesen aber, wenn sie alle 50 Jahr alt sind, jährlich 100 sterben,) 120 bis 140 Rthlr. betragen; so viel können aber wenige Männer, zumal, wenn sie Kinder haben, aus der Haushaltung entbehren, da es überdem erweislich ist, daß diese Ausgabe nach 10 Jahren über die Hälfte steigen wird.

Die Vertheidiger dieser Gesellschaften, werden mir sagen, allerdings sey bei Errichtung verschiedener derselben auf diese Unbequemlichkeit geachtet, indem man fremden Einkauf erlaube, als ein Mittel, vorbe sagte wohlthätige Absicht zu erreichen. Es ist wahr, in einigen wars erlaube auf den Kopf eines anderen einzukaufen, doch nur so lange bis sie vollzählig waren, und bis vielleicht der Administrator selbst sich hinlänglich durch fremden Einkauf versorgt hatte. Andere verbieten ihn Bedingungsweise, indem sie das

a) Daß ihre Menschenliebe so weit sich nicht ausdehnt, ist daraus sichtlich, daß jeder mit großem Widerwillen mehrere Gesellschaften errichten sieht, und sie gern alle bis auf die seinige verwürfe.

Lufeloch des Verkaufs, der Verpändung einer Actie, zc. offen lassen. Es war also im Grunde beides keineswegs darum zu thun, ihr Institut so gemeinnützig als möglich zu machen, da doch einmal der Muth fehlt, Gesellschaften von so viel 1000 Rthlr. zu errichten, als die jetzigen hunderte haben, sondern sich eines beträchtlichen Capitals, und 150 bis 200 Rthlr. jährlich zu versichern. Doch hievon genug, ich werde diesen Artikel ein andermal rügen. Nur noch ein Paar Worte über fremden Einkauf.

Es ist überhaupt unüberlegt gehandelt, etwas verbieten zu wollen, was nicht gehindert werden kan. Dies ist hier der Fall, denn nachdem man einmal fremden Einkauf zum wesentlichen Artikel verschiedener Institute machte, werden die, welche diesen Weg ergreifen können und wollen, sich und ihre Familie empor zu bringen, durch nichts weiter gehindert, nun es verboten ist, als daß sie es nicht offenbar thun dürfen. Ueberdem ist fremder Einkauf allein Schuld, daß alle bisher errichtete Gesellschaften vollzählig geworden sind, und ich wage es, zu behaupten, daß noch zehn dergleichen vollzählig dadurch werden, daß aber die, welchen es wirklich Ernst ist, fremden Einkauf nicht zu leiden, nie zu Stande kommen. Und wie ist der Artikel ei-

niger Gesellschaften, wenn es an Spectateuren mangelt, sollen die Erben eines Verstorbenen, einen an dessen Stelle liefern? und, wer seine Beiträge nicht bezahlt, soll dessen Actie einem andern überlassen werden? Ich wiederhole es, man verfährt ohne Plan, ohne Absicht, bloß nach einseitigen Bewegungsgründen.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, sieht jedermann deutlich, was jeder der in besagte Gesellschaften tritt, zu hoffen hat; nemlich, entweder ein Paar hundert Rthlr. nach seinem Tode: oder beträchtliche jährliche Ausgaben, und dann tausend und mehr für seine Erben. Die Summe ist im ersten Fall zu groß und zu klein; im andern Fall können die jährlichen Ausgaben vielen zu schwer fallen, und zum Ruin der Familien Anlaß geben, statt sie empor zu bringen.

Der Nutzen also, der von den so häufig errichteten Gesellschaften erwartet werden kan, besteht darin, daß einzelne Personen, die Administratores davon sind, ihr jährliches Einkommen vermehren, fürs Publikum, wie ich gezeigt zu haben glaube, entsteht keiner.

Ich enthalte mich jetzt, über die Berechnungen der Classen-Gesellschaften meine Bemerkungen zu sagen, werde es aber nächstens nachholen.

Br.

L...

Vor:

## Vorzüge einer guten Nachbarschaft. \*)

Ein reicher und dabei sehr frommer und wohlthätiger Mann, lebte lange Zeit in einer Residenz, wo er allgemein verehret wurde. Seine große Gastfreiheit zog ihm auf der einen Seite so viel Besuche zu, daß er keinen Tag allein speiste, und sein angenehmer unterhaltender Umgang verursachte auf der andern Seite, daß diejenigen, die ihn nicht beschmausen wollten, ihn sehr oft zu sich einluden. Speiste er zu Mittag zu Hause, so hatte er das Haus voll Gäste, und kostete er Abends allein zu seyn, so wurde er bald zu diesem bald zu jenem vornehmen Manne zum Souper gebeten, und hatte selten Muth genug, die Einladung zu verbitten. Er wurde endlich dieses immerwährenden Geräusches überdrüssig, und beschloß sein Haus in der Residenz zu verkaufen, und sich auf dem Lande zur Ruhe zu setzen. Er besah verschiedene Rittergüter, und konnte lange keines finden, das nach seinem Geschmack gewesen wäre. Bald lag das Gut zu nahe bei der Stadt, bald war es zu weit entfernt, bald war das Haus zu unbehaglich und altväterisch gebaut, aber die Gegend war schön; bald gefiel ihm zwar die Wohnung, aber die Lage des Guts selbst war traurig. Nach vielen und mannigfaltigen Versuchen fand er endlich denjenigen Ort, wo sein Fuß ruhen sollte. Lilienghal, so hieß der Ort, war nur 3 kleine Meilen

von einer ziemlich großen und volkreichen Stadt entfernt, hatte eine sehr romantische Lage, ein treffliches ganz neu gebautes Haus, Waldung, Teiche, Weinberge, fruchtbare Fluren, und sehr wohlhabende Einwohner. Der Handel war geschlossen, und der alte Besitzer gab seinen Valetschmauß, wozu die ganze Nachbarschaft, und auch der Besitzer eingeladen wurde. Aber wie sehr erschrock der letztere, als er die neuen Nachbarn kennen lernte.

Der nächste Nachbar war ein streitsüchtiger, alter, eigensinniger Edelmann, der sein ganzes Vermögen verprocessirt hatte, und dem neuen Ankömmling schon von weitem mit einem Streithandel drohete; der zweite war ein Majorats Herr, der selten nüchtern war, und die wenigen Einkünfte, die ihm die Sequestration übrig ließ, liederlich durchbrachte. Der dritte war ein grober Bauer von guter Familie, der ein tiefes Stillschweigen beobachtete, sobald nicht vom Dünger, brandichtem Weizen, und der Hornviehsenche die Rede war. Ein einziges mal wagte er einen Ausflug, als vom Pabst Pius dem VI. die Rede war, und fragte ganz treuhertzig: ob Pabst Pius der VI. ein Sohn von Pabst Pius dem V. sey? und als diese Frage mit einem großen Gelächter bejaht wurde, hielt er sich ganz ruhig, bis zum Desert, wo er sich mit einer kleinen Haus: Anekdote hervor wagte,

wel:

\*) Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.

welche die große Magd betraf, die er ins Loch hatte stecken lassen, weil sie die gnädige Frau mit dem Titel eines alten Brummeisens beehret hatte. Ein junger Wildfang, der etliche Maitresfen hielt, und eine alte Betschwester, die im heiligen Eifer die ganze Gegend lästerte, und den öffentlichen Gottesdienst nicht besuchte, weil der Prediger manchmal in einem braunen Rocke spazieren ging. — Dies war die ganze Nachbarschaft von Lillenthal.

Nach Tische zog der betroffene Käufer den Verkäufer auf die Seite, und sagte: Mein Herr, ich habe mich nach allen nur möglichen Dingen erkundiget, ehe ich den Handel mit ihnen schloß; aber eines der wichtigsten Stücke habe ich doch, wie ich sehe, vergessen, ich habe nicht nach der Nachbarschaft gefragt. „Das ist nicht meine Schuld, antwortete jener. Eben deswegen verkaufe ich das Gut und ziehe in die Stadt, da kan ich mit meinem Umgang wählen. Ich habe

diese Leute bloß gebeten, um sie bei Zeiten mit Ihnen bekant zu machen, damit Sie solche nicht, wie ich, mit ihrem Schaden kennen lernen.„ Der Käufer dankte für diese Gefälligkeit, und verkaufte das Gut mit einem leidlichen Verlust in wenig Tagen. Dafür war er aber auch auf immer von der Krankheit, ein Landgut zu besitzen, geheilt. Er schränkte seinen Umgang auf wenig anserlesene Freunde ein, kaufte sich einen Weinberg nahe bei der Stadt, wo er die schönste Jahreszeit in der Stille zubrachte, und fand alle die Ruhe, die er in Lillenthal vergebens gesucht haben würde. Er scherzte oft mit seinen Freunden über diesen Handel, und sagte: „Nun sehe ich erst die Klugheit und Menschenkunde des Themistocles ein; denn als dieser griechische Feldherr ein Landgut verkaufen, und den Preis so hoch als möglich treiben wolte, rühmte er es als einen sehr großen Vorzug, daß sein Gut fürtreffliche Nachbarn habe.„

### Nachtrag zu der im 87ten Stück des Magazins erwähnten edlen Versorgung verwaiseter Kinder würdiger Aeltern.

Es kan dem Publikum die Nachricht nicht gleichgültig seyn, daß alle diese Kinder, nunmehr ihre Väter und Mütter auf Erden, in den wohlthätigen Menschen gefunden haben, die auf das zärtlichste um ihre Wohlfahrt besorgt sind, diese nun zu ihren Kindern und Hausgenossen zählen, als wenn sie ihnen Gott selbst zugezählt hätte. Ein,

nicht so sehr wegen seines erhabnen Standes, und der ersten Würden im Staat, als wegen seiner ausgebreiteten Menschenliebe, durchgängig verehrter Mann, will und wird selbst auf das thätigste für die Versorgung eines der Söhne sorgen, und sich Menschenfreuden sammeln, die nicht verwelken.





# Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 13<sup>ten</sup> December 1784.

Zusätze zu meiner Empfehlung einiger Bäume, deren Anpflanzung in hiesiger Gegend vernachlässiget wird.

(S. Hannov. Mag. J. 1784, St. 69.)

Haft alles Vorurtheil, und sucht aus wahren Gründen, Beim Lichte der Vernunft, die Wahrheit selbst zu finden.

**E**in mir dem Namen nach unbekannter Patriote hat die Gürtigkeit gehabt, in dem 88<sup>ten</sup> Stück des Hannov. Mag. von diesem Jahr, über meinen eben genannten Aufsatz dem Publikum einige Anmerkungen mitzutheilen. Ich statte diesem gelehrten und freundschaftlichen Manne dafür meinen verbindlichsten Dank ab, und wünsche, daß mehrere meiner Abhandlungen das Glück hätten, von dergleichen Leuten untersucht zu werden. Geseht, daß ich auch zuweilen eines Fehlers beschuldiget würde, so solten mir dergleichen Untersuchungen doch immer angenehm und willkommen seyn. — Beim lesen solcher Anmerkungen über meine Aufsätze erinnere ich mich an dasjenige was Valla sagt: Non modo iis ex tali castigatione nullum damnum affertur atque iactura, sed potius pretium ac dignitas, perinde ac auro aliisque si-

milibus, quantum corpori purgatio ipsa detrahit, tantum residuo pretii ac dignitatis accrescit. —

Der Herr Verfasser des eben genannten Aufsatzes wird es mir hoffentlich nicht übel nehmen, wenn ich seinen bescheidenen Anmerkungen hier ein Paar eben auch nicht unbescheidene beifüge. —

Der Wallnußbaum hat mit mehreren Bäumen gemein, daß er besser in einem guten als schlechten Boden wächst. Er ist aber auch kein Kostverächter, und komt in einem mittelmäßigen Boden noch recht gut fort. Nur muß man nicht vergessen, das Loch, worin er soll gepflanzt werden, braß groß, und wenigstens ein halbes Jahr vorher zu machen, auch die herausgeworfene Erde alle 4 bis 6 Wochen einmal umzugraben, und wenn es nöthig ist, mit etwas besserer zu vermischen. Eine Regel, deren Beobachtung beim Versetzen mehrerer Bäume ihren Nutzen

H b b b b

hat,

hat, und die ich jedem Baumliebhaber aus der Erfahrung anrathen kan.

Daß der Nutzen des Wallnußbaums allda gehindert werde, wo die späten Nachfröste seinen ersten Ausschlag vernichten, gebe ich einem jeden recht gerne zu. Man muß aber auch nicht an allen und jeden Orten Wallnußbäume pflanzen wollen, sondern sie so gut als möglich dazu aussuchen. Man bauet ja auch nicht auf allen Stellen im Hannoverischen Weizen, Flachs, Kohl, Obst, u. s. w., sondern liest die schicklichsten dazu aus. Ist geräth in dem einen Dorfe etwas fürtrefflich, und in dem dicht dabei liegenden geräth es nicht, ungeachtet man auch noch so viele Arbeit und Mühe dabei anwendet. Auf die Lage des Orts kommt es bei der Cultur der Pflanzen ungemein viel an. — Auch muß man sehen, eine solche Sorte Wallnußbäume zu erhalten, welche die Kälte gut vertragen kan, und nicht zu früh ausschlägt. Unter diesen Bäumen ist bekanntlich hierin ein gewaltiger Unterschied. Ich erinnere mich in der Schweiz öfters gesehen zu haben, daß von zweien dichte neben einander stehenden Wallnußbäumen, der eine fast gänzlich verstorren, der andere aber gut geliebet ist. Bei dem legen oder stecken der Wallnüsse wird gewöhnlich zu wenig Aufmerksamkeit auf die Wahl der Sorten gewandt. Mancher glaubt, wenn nur die Nüsse recht groß seyn, und eben die großen so genannten Pferdennüsse sind die schlechtesten, indem sie nicht allein einen kleinern Kern als andere haben, sondern auch seltener tra-

gen, und leichter verfrieren. Vor dem Cleverthor in Hannover, stehet dichte an der keine ein Wallnußbaum, der selten von dem Froste Schaden leidet, und fast alle Jahre eine Menge der fürtrefflichsten Früchte trägt. Von dergleichen Bäumen muß man Nüsse aussäen, und nicht von den ersten, den besten, welche man antrifft! — Auch muß man die Wallnußbäume nicht erst groß werden lassen, sondern selbige so jung als möglich verpflanzen, weil sie sonst zu sehr an der Pfahlwurzel beschädiget werden, und dergleichen Bäume sodann, wie bekant, die Winter nicht gut aushalten können, sondern leicht verfrieren. Am besten ist es, wenn die Nüsse sogleich an den Ort gesteckt werden, wo die Bäume stehen sollen, so hat man nachher das Verpflanzen nicht nöthig, und ist auch gewiß, daß die Pfahlwurzel gut bleibt. Nur muß bei einer solchen Aussäung die oben empfohlene Regel, die Grabung des Loches betreffend, nicht aus der Acht gelassen werden, so wie denn auch die gehörige Verwahrung oder Befriedigung nicht zu vergessen ist.

Was der Verfasser des oben genannten Aufsatzes S. 1394 sagt, daß er nemlich sechs große Wallnußbäume und viele recht große Kastanienbäume in seinem anzubauenden Garten habe, und davon in 25 Jahren höchstens fünfmal eine etwas reichlichere Ernte gehabt, ist Erfahrung, und Erfahrungen gehen bei mir über alles. Was beweist aber die Erfahrung des Ungenannten? Höchstens, und wenn sie auch alles beweist,

was

was sie beweisen kan, daß jener Garten nicht zum Anbau dergleichen Bäume geschickt sey, sondern, wie verumthlich mehrere Stellen dieses Landes, besser zu etwas anderm diene. Daß der Verfasser deswegen zweifelhaft ist, ob in dem Herzogthum Lüneburg viele Wallnuß- und Kastanienbäume dem Lande zum Vortheil gereichen würden, nehme ich ihm nicht übel. Mancher würde es sogleich gerade zu gelängnet haben. Ich zweifle deswegen noch nicht daran, wenigstens weiß ich allda Stellen, wo sie recht gut forkommen. Auch vermuthete ich, daß dieses an noch vielen andern ebenfalls geschehen würde, fürnemlich wenn die Sache mit Verstand angefangen, und mit Eifer betrieben würde. Zu Liethe, einem adelichen Gute, das nicht weit von den Gränzen des Herzogthums Lüneburg liegt, und in Ansehung der Lage und des Bodens gänzlich mit diesem überein komt, hat man im Herbst 1784 von den dasigen Wallnußbäumen 15 bis 16 Hinten Nüsse erhalten, und wohl eben so viel sollen dem Vernehmen nach in unrechte Hände gekommen seyn, weil die Bäume an einer langen Allee stehen, durch die ein Weg in das Holz und ein benachbartes Dorf führet, und also das Verrauben von den Vorübergehenden nicht wohl zu vermeiden ist, und einen guten Theil der Ernte wegnimt. Der vorerwähnte

Wallnußbaum beim Lievertor in Hannover, hat, ungeachtet er noch jung, und nicht viel über Manns dick ist, in diesem Jahr dennoch für 6 Rthlr. 16 ggr. Früchte geliefert. Und von einem andern nicht weit von diesem entfernten, in dem Stottermannischen Garten in der Contrescarpe befindlichen Baume, haben die Besitzer in dem eben besagten Jahre für 6 Rthlr. 20 ggr. theils grüne, theils reife Nüsse verkauft, ob schon dieser Baum in einer Ecke des Gartens stehet, und also eine ziemliche Menge Nüsse in die benachbarten Gärten fällt, welche den Eigenthümern des Baumes nicht zu Gute komt. Dieser Baum, der noch dazu nur ein Pferdenußbaum ist, soll fast alle Jahre, und wenigstens für 3 Rthlr. Wallnüsse tragen. Kan man wohl viel nützlichere Bäume anpflanzen? Berintestirt sich etwan die Linde, die Ulme, die Rosskastanie, der Platannus besser? — Und was die Kastanien anbetrifft, so haben die auf dem adelichen Münchhausischen Gute zu Schwöbber davon befindlichen Bäume, die doch nichts weniger als in einer warmen, sondern gewiß recht kalten Gegend gepflanzt sind, in den letzten zehen Jahren sieben mal gute und reife Früchte getragen a). Mehrere Beispiele muß ich, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen.

Daß die Obstbäume, in gewisser Absicht

H h h 2

sicht

a) Ich habe diese Nachricht dem Herrn Verwalter Capelle zu verdanken, und sehe hier dessen ganzen Brief hin. —

„Mit dem größten Vergnügen theile Ew. — den Ertrag der hiesigen Kastanienbäume mit. —

1775, sind an hier gewachsenen Kastanien, ohne was selbst consumiret und ver-

sicht betrachtet, nicht den Vorzug vor den Wallnuß- und Kastanienbäumen verdienen, wird wohl niemand in Zweifel ziehen. Deswegen muß man aber den Anbau der letztern noch nicht verlassen, oder für unnöthig und unnütze halten. Jene geben uns Äpfel, Birnen, u. d. gl., und diese Nüsse und Kastanien, und mich dünkt immer, daß beide recht gut ueben einander stehen können. In dem einen Jahr geräth gewöhnlich dieses, in dem andern jenes. Hat man nun von jeder Sorte, so erntet man doch meistens alle Jahre etwas. Zuweilen bekommt man einige Jahre keine Äpfel zu sehen, weil die Blüten von den Raupen verdorben werden. Dieses Ungeziefer läßt dagegen die Wall-

nuß- und Kastanienbäume unbeschädigt. Welch ein Vergnügen für den Haushälter ist es sodann, wenn er seine leeren Böden mit Wallnüssen und Kastanien anfüllen kan! Und gesetzt, er bekommt auch zuweilen Obst, Nüsse und Kastanien zugleich, so ist es desto besser. Was man nicht sogleich verbrauchen kan, bringt man ins Vorrathshaus, oder macht es zu Gelde. Nüsse lassen sich wohl 10 Jahre aufbewahren und ihr Del ebenfalls. Und die Kastanien, welche man nicht frisch gebraucht, kan man trocknen. Sie gehören unstreitig zu den nützlichsten Früchten, welche in Deutschland wachsen können b).

Den Wallnußbaum bloß oder vorzüglich

verschenkt worden, verkauft 156 Pfund, das Pfund zu 2 mgr., also für 8 Rthlr. 24 mgr.

1776, sind keine reif geworden.

1777, ebensals.

1778, etwa 3 Himten.

1779, sind verkauft für 2 Rthlr.

1780, für 18 Rthlr. 9 mgr. 4 pf. und gewiß eben so viel verschenkt und gegessen.

1781, ungefähr 8 Himten.

1782, ungefähr 7 Himten.

1783, ungefähr 6 Himten.

1784, haben viele gegessen, sind aber wegen des frühe eingefallenen Frostes verfroren.

Die Bäume tragen gemeinlich wenn die Eichbäume tragen. Erw. — werden sich der Lage von den hiesigen Kastanienbäumen erinnern, die alle gegen Norden stehen, und, wie Ihnen ebenfalls bekant ist, auf schlechtem Boden. —

Schröbber, den 13<sup>ten</sup> Nov. 1784.

C. G. Capelle.,

- b) „Der Kastanienbaum ist ein Geschenk, womit die göttliche Vorsicht den Menschen in gewissen Landschaften gleichsam darum beznadiget hat, um deren Unfruchtbarkeit zu ersetzen. Die Kastanie, welche die Frucht von demselben ist, giebt, wenn sie gekocht ist, eine gute Nahrung. Wasser ist die ganze Würzung, die zu dieser Speise erfordert wird; und ein Kessel ist das ganze Küchengeräthe, das man zu deren Zurichtung nöthig hat. Der Kastanienbaum kömt in schlechtem Lande, an den dürrsten und unfruchtbarsten Orten gut fort. Er nimt mit einem sandigten, felsigten und feinigten Lande vorlieb. Damit aber der Mensch von



jüglich zum Verkauf des Holzes anzuziehen, wird wohl keiner anrathen, ungeacht wir mehrere Bäume haben, auf deren Früchte wir keine Rechnung machen können, und wir pflanzen sie doch an, ob schon sie eben so langsam als diese wachsen, und ihr Holz noch lange kein Nußbaumholz ist. Desto mehr solten wir uns die Anpflanzung der Wallnußbäume angelegen seyn lassen, da man außer dem fürtrefflichen Holze noch so viel anderes gutes und nützliches von ihnen erhält!

Daß es manchem Ort in der Schweiz gerathener seyn würde, die Wallnußbäume wegzuhauen, und an ihrer statt Roggen, Weizen, Kartoffeln und Mohn zu ziehen, mögte ich mit unserm Ungenannten ja nicht behaupten. So viel ich gesehen, so werden die Wallnußbäume in jenem Lande auch nicht auf den Aeckern, sondern in den Dörfern um die Häuser herum und an die Straßen gepflanzt, also an Orten, wo weder Roggen noch Weizen, weder Kartoffeln noch Mohn gebauet werden kan. Und geseht, daß hier und da auch Wallnußbäume in Obstgärten stehen, so ist solches doch gewöhnlich nur an Zäunen, und ich kan den Herrn Ungenannten versichern, daß sich diese Stellen recht gut verintrespiren, und kein Bauer um vieles Geld einen solchen Nußbaum

umbauen würde, zumal da unter den Wallnußbäumen wegen ihres hohen Stammes noch gutes Gras wachsen kan. Mancher Wallnußbaum ist seinem Besitzer lieber als ein Capital von 100 bis 150 Rthlr., indem er seine Zinsen gewöhnlich richtiger als viele Schuldner bezahlt. Und wenn er einst alt und unfruchtbar wird, und ein bis anderthalbes Jahrhundert seine Dienste gethan, so bauet ihn der Eigenthümer um, und bekommt von den Holländern noch eine Handvoll Dukaten für den Stamm, und hat die Nese für seine Mühe. — Durch das Pflanzen der Wallnußbäume in den Dörfern und um die Häuser gewinnt der Schweizerische Landmann: 1) daß die Bäume weniger verfrieren, als wenn sie im Freien stehen. 2) Sodann halten sie auch den Wind von den Strohdächern ab. 3) Ferner verhindern sie bei entstehenden Feuersbrünsten das Ausbreiten des Feuers. 4) Und endlich hat der Besitzer solcher Bäume sodann nicht nöthig bange zu seyn, daß ihm seine Nüsse gestohlen werden, kan sie auch länger auf den Bäumen lassen und braucht nicht solche zum Schaden der Zweige mit Gewalt herunter zu schlagen. Von dem angenehmen Schatten, den er von diesen Bäumen auf seinem Hofe erhält, und von dem süßen Vergnügen, das

H h h h h 3

er

von dem Kastanienbaume jährlich eine Ernte haben könne, so muß er, nach dem Ausspruche Gottes, der ihn dazu verdammet hat, daß er im Schweiß seines Angesichts sein Brodt essen soll, diesen Baum pflanzen; seine Hand muß ihn ziehen; und er muß für dessen Erhaltung sorgen., Marquis von Puissanrest in seinem Unterricht von Ziehung der Kastanienbäume. Siehe *Journal economique*, 1754. Novembre, p. 40. und *Natur- und Kunstmagazin*, S. 578.

er genießt, wenn ihm die Nüsse über sein Dach vor die Hausthüre rollen, will ich nicht einmal etwas sagen.

Das Vertrocknen der Maulbeerbäume, wenn sie abgelaubt werden, ist kein großer Grund wider ihre Anpflanzung, denn wenn die Bäume nicht zu frühe, das ist ehe sie genugsam erwachsen sind, abgelaubt werden, und dieses nicht, wie gewöhnlich, ohne Verstand und auf Leben und Tod geschiehet, so hat man davon kein Verderben der Bäume zu besorgen. Gewöhnlich sind aber dergleichen Bäume herrschaftlich, oder gemeinschaftlich, und gehören den Seidenbauern und Laubpflückern nicht eigen, und nicht selten fehlt es ihnen auch an der nöthigen Besorgung und Aufsicht. Daher kommt es denn auch, daß sie das Schicksal mehrerer dergleichen Anlagen haben. Sapiienti sat.

Der Herr Verfasser sagt, daß wer die Lüneburgische Heide, das ist, die kleinen Berge von Sand und Kies gesehen, welche sich im Lüneburgischen fin-

den, und ihr Inneres in tiefen ausgehöhlten Gräben untersucht habe, der werde die Hofnung aufgeben, daselbst Maulbeerbäume zu ziehen, u. s. w. Aber bestehet denn die Lüneburger Heide bloß aus solchen kleinen Bergen? Sind denn keine bessern Stellen darin, als diejenigen, welche der Verfasser hier anführt? Ich habe diese Gegend ziemlich durchwandert, und den größten Theil davon gesehen, als ich die darin wachsen sollenden raren ausländischen Pflanzen suchte, bin aber deswegen noch lange nicht des Verfassers Meinung, sondern glaube, daß die Anpflanzung der weißen Maulbeerbäume allda nichts weniger als unmöglich sey c). Daß solche nicht an allen Orten gleich gut von statten gehen werde, kan man sich leicht vorstellen. Muß man denn aber auch just die allerschlechtesten Stellen dazu ansuchen d)? Die Gegend ist ja groß, und außer den von dem Ungenannten angeführten Hügeln, giebt es ja noch viele andere Plätze darin. Im  
Vorz

c) Ich empfehle dem Ungenannten eines ebenfalls Ungenannten Schreiben und Abhandlungen von der Pflanzung der Maulbeerbäume in Sand- und Heide- oder schlechtes Land, und besonders die Stelle wo er sagt: „Ich will zuerst von der Art reden, wie man in schlechtes Land, als Sand- und Heide-land, Bäume pflanzen müsse; und zwar insonderheit Kastanienbäume und weiße Maulbeerbäume, welche die einzigen Gattungen von Bäumen sind, die am besten in dergleichen Erdboden fortkommen, der sonst insaemem unangebaut und unanßig bleibt, dergleichen man leider sehr große Flecke in vielen Provinzen des Königreiches findet, in welchen diese Bäume vielleicht deswegen nicht fortkommen, weil man daselbst nicht den Fleiß anwendet, den diese Ländereien erfordern, wenn sie fruchtbar gemacht werden sollen, da sie denn eben so einträglich werden, als andere, die weit besser sind.“ Siehe *Journal economique*, 1751, *Novembre*, p. 52. und das *Natur- und Kunstmagazin*, S. 367, u. f.

d) „Wenn die sandigten Erdboden so dürre und so schlecht sind, daß man keinen von diesen beiden Bäumen, nemlich weder Maulbeerbäume, noch Kastanienbäume, darin ziehen kan, so merke man, daß sie zu Nichtenbäumen (Föhren) am tauglichsten sind.“ Derselbe, am angeführten Orte.

Vorbeigehen gesagt, so dünkt mich immer, die Lüneburger Heide werde allzu sehr verachtet. Gewiß ist's, daß sie kein Canada, und auch kein Florida ist, und es auch niemals bleiben wird. Aber gesetzt, daß in dieser Heide auch kein Reis, und kein Zuckerrohr wächst, und man nicht wie dort, Truthähne und Truthühner von hohen Cedern herunter schießen kan, so findet man hier doch schönen Buchweizen, fürtrefflichen Honig, und fette Schafe, nebst andern guten Sachen. Fehlt diesem Lande der dortige geile Boden und Hitze, so hat es dagegen auch die darans entstehenden Unbequemlichkeiten nicht; und wenn sich der müde gearbeitete Landmann des Abends auf sein Bette legt, so hat er nicht nöthig vor Scorpionen und Klapperschlangen bange zu seyn, und, welches noch über alles geht, er lebt unter der Regierung seines ihn liebenden Königs und Vaters, Georgs!

Der Wachholder (*Juniperus communis* *a* Linn.) welcher in der Lüneburger Heide seine Zweige nur kriechend fortschieben soll, wird, so viel ich weiß,

fast an allen Orten kein gerader Baum. Und die Birke bleibt durchgehends ein Busch, wenn sie einzeln, und noch dazu auf Stellen, wo das Vieh weidet, und solche täglich abfrisst, aufwachsen muß. —

Die Hecken von weißen Maulbeerbäumen haben meinen ganzen Beifall. Es haben solche bereits verschiedene in diesem Fache kundige Männer angethan und deren gutes Fortkommen und Nutzen erwiesen e), und ich wünsche nichts so sehr, als daß diese auch bei uns eingeführt, und so allgemein als möglich würden. Vielleicht, daß kleine Prämien hier nicht übel angewendet wären, und dasjenige, was sonst entweder gar nicht, oder doch nur sehr langsam geschieht, dadurch befördert würde. — Ich empfehle dieses Leuten, die das Nöthige zu dergleichen Sachen in ihren Händen haben!

Gute Aecker alhier mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen, hat meines Wissens, noch keiner angethan, wenigstens ich nicht. Die besten Stellen für diese Bäume, sind, wenn ich nicht irre, solz

e) „Damit man desto mehr Maulbeerblätter bekommen mdge, und solche unter der Zeit gebrauchen könne, da man die hochstämmigen Maulbeerbäume zieret, und damit diese letzten Zeit bekommen mögen, ihre gebürige Stärke zu erlangen, so kan man welche von niedrigen Stämmen, oder als Büsche, in Spalieren an den Mauern, in Hecken an den Gräben, desgleichen in Reihen zu Spaziergängen, pflanzen, die den aus Hagebuchen gezogenen ähnlich, und wo nicht vollkommen, doch beinahe, eben so annehm, und nutzbarer sind. Die Spaliere oder Hecken bringen auch noch den Vortheil, daß sie im Frühling frühzeitiger Knospen bekommen, welche, nachdem sie ausgeschlagen sind, den Würmern zum ersten Futter dienen, und daß man, so lanee dieses währet, die Blätter der freistehenden Bäume schonen kan, die unterdessen auch ausschlagen, und zu dem gebürigen Grade ihrer Reife gelangen, wie denn auch noch die niedrigen Stämme, wegen der Leichtigkeit die Blätter abzupflücken, die Mühe des Besseigens der Bäume ersparen.“ Eben derselbe,

solche Oerter, die sich wegen ihrer Lage, oder ihres nicht allzu guten Bodens, zum Ackerbau nicht wohl gebrauchen lassen, und dann die Landstraßen. Man hat zwar angefangen, letztere mit Birken, Eiben und dergleichen Bäumen zu bepflanzen, aber mich dünkt, daß die Maulbeerbäume sich hier zu Lande noch besser dazu schicken, und in verschiedenen Absichten betrachtet, hiebei den Vorzug verdienen. Zwischen Herrenhausen und Erdelen kan man Proben von beiden sehen. Wenn ich mich nicht sehr betriege, so passen die weißen Maulbeerbäume zur Bepflanzung vieler Straßen sogar noch besser als die Obstabäume, weil diese ihrer Früchte halber von den Vorübergehenden hier leider gar zu sehr mitgenommen und beschädiget werden.

Ob die Schweiz und Frankreich nicht besser thäten, wenn sie ihren Weinbau einschränkten und mehr Getreide bauseten, gestraue ich mir nicht zu entscheiden, denn ich bin nichts weniger als ein Staatsmann. Meinen geringen Einsichten nach würde aber bei dieser Einschränkung eben nicht viel herauströmen, denn stirs erste, ist doch das mehrste Land, das zum Weinbau ungeeignet wird, wegen seiner Lage zum Ackerbau ungleichem, und vieles gar unbrauchbar; und stirs zweite, so würden doch diejenigen, welche in diesen Ländern nun Wein trinken, deswegen nicht mit bloßem Wasser vorlieb nehmen, denn heut zu Tage wird es einem ja schon zur Schande gerechnet, wenn er seinen Durst mit den andern Thieren aus einer Quelle stillt. Was würde also geschehen? Man würde vermuthlich allda Bier und Brantwein einführen, und geschähe dieses, so kommt es darauf an, ob der Getreidemangel ab. oder zunehmen würde. Ich will es nicht für gewiß behaupten, glaube aber nicht ohne Gründe das letztere. —

Das Holz, welches der Verfasser am Schluß der Decanion meiner Empfehlung

unter dem Namen Apeltbieren anföhrt, und wovon ihm der griechische und lateinische Name unbekant seyn soll, ist nichts weiter als das fast in ganz Deutschland meist in jeder Hecke wachsende *Acer campestre* Linn., dessen deutsche Namen Maßholder, Strauchahorn, Epeller, und eine Menge andere, die man bei Gleditsch und Mattuschka findet, sind. Ich führe dieses bloß deswegen an, damit nicht etwan ein auswärtiger Botanist oder Oekonom, der jenes zu lesen bekommt, glaube, daß in der Gegend des Harzes, oder im Fürstenthum Grubenhagen, eine Art Mahagonibaum wachse, und diesen zu sehen oder zu erhalten sich unandthige Mühe und Unkosten verursache.

Was der Magenante gegen das 70<sup>te</sup> und 71<sup>te</sup> Stück des Hannoverischen Magazins einwendet, gebet mich nichts an, und überlasse die Antwort darauf ihrem Verfasser.

Ich schließe mit einer Stelle aus des ver dienten Herrn Vailor Kimrods vermischten ökonomischen Gedanken f), welche mir hier nicht übel zu passen scheint.

„Ein jeder mißet die Landesmobilität nach seinen Einsichten ab. Viele nach ihrem eigenen Nutzen. Nur diejenigen, die am Ruder sitzen, und das ganze übersehen, können entscheiden. Ein gewisser Oberjägermeister behauptete in allem Ernst gegen einen großen König, daß es Ihro königlichen Majestät weit zuträglicher seyn würde, mehr Wildpret und weniger Menschen im Lande zu haben. Erbielt aber zur Antwort: Ihr sprecht als ein Oberjägermeister.“

„Nach einem solchen Exempel befeide ich mich gern, daß ich in Dingen, die das ganze Land angehen, nur so urtheile, als ein Mann unter meinen Bestimmungen davon urtheilen kan.“

Und hiemit empfehle ich mich dem unpartheißchen Publikum, wie auch meinem unbefantem Freunde bestens.

Herrenhausen.

S. Ehrhart.

f) Siehe Schrebers neue Cameralschriften, Theil 4, S. 205.



# Sannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Freitag, den 17ten December 1784.

Ananas \*), *Bromelia Ananas*, Linn.

Die Frucht der Ananaspflanze übertrifft alle andere Früchte in der ganzen Welt an Schönheit, angenehmen Geruche, und süßlichem Geschmacke, und führet daher den Namen der Königin der Früchte, welchen man ihr allgemein beilegt, mit dem größten Rechte. Die Pflanze, welche diese so sehr beliebte Frucht hervorbringt, hat eine dicke, zaserige, perennirende Wurzel, auf welcher viele lange, aufrechte, scharfgespizte, sägeförmige, stachelichte, 2 bis 3 Fuß lange Blätter stehen, aus deren Mitte sich ein starker, runder Stengel erhebt, welcher auf seinem Gipfel eine große, eyrunde, aufrechte, mit einer schönen Blätterkrone gekrönte Frucht trägt, die aus zahlreichen Warzen zusammen gesetzt ist, aus deren jeder eine einzelne bläuliche Blume entspringt, nach deren Verblühen sie sich vergrößert, eine fleischige Substanz wird, und bei ihrer Reife nicht nur eine goldgelbe Farbe, sondern auch einen sehr lieblichen Geruch annimt.

Es giebt verschiedene Sorten derselben, die in Ansehung der Gestalt, Größe und Farbe der Frucht von einander unterschieden, und unter denen die folgenden die vorzüglichsten sind: 1) Eyrunde Ananas mit weißlichem Fleische, oder Königin-Ananas, 2) Pyramiden- oder zuckerhutförmige Ananas mit gelbem Fleische, 3) Grüne zuckerhutförmige Ananas, 4) Schwarze Antigue- oder Ripley-Ananas, 5) Ananas mit leuchtendgrünen, fast unstachelichten Blättern, und großer Frucht, oder Königs-Ananas, 6) Granade-Ananas mit gemarmelten Blättern, und sehr großer Frucht, 7) Bogwarp-Ananas mit breiten grünen Blättern, 8) Ananas mit glatten, langen, schmalen Blättern, 9) Ananas mit gelbgestreiften, und 10) Ananas mit weißgestreiften Blättern. Die beiden ersten dieser Sorten, die eyrunde, und die zuckerhutförmige Ananas, sind zwar in England die beliebtesten, obgleich die zuckerhutförmige, an den purpurothen Streifen, mit denen die

III

innere

\*) Aus *Thom Mawe Universal Gardener and Botanist*, übersetzt von F. H. H. L.

innere Seite ihrer Blätter gezeichnet ist, leicht erkannt werden kan, alle übrige Sorten an Geschmacks übertrifft. Inzwischen werden doch noch verschiedene der übrigen Sorten, welche in den Glashäusern insgesammt zu ihrer Vollkommenheit und Reife gebracht werden können, wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Blätter sowohl, als ihrer Früchte, von manchen Dilettanten in ihren Glashäusern unterhalten. Den beiden ersten wird jedoch der Vorzug allgemein zuerkannt. Die beiden mit gestreiften Blättern werden hauptsächlich nur wegen des Sonderbaren in ihren Blättern geachtet, und sind in England unter allen Sorten noch die seltensten.

Die Ananaspflanze ist krautartig, perennirend, und immer grün; und weil nicht nur ihre Wurzel fortdauernd ist, sondern weil sie auch ihre Blätter beständig behält, so kan sie eine krautartige immergrüne Pflanze genannt werden. So lange sie noch nicht zur Tracht gekommen ist, bestehet sie, sie mag aus Saamen, oder aus Ausschößlingen, oder aus Kronen gezogen seyn, aus einem aufrecht stehenden Büschel aus der Wurzel stehender langer Blätter, nimt etwa zwei Jahre lang an Stärke und Größe im Wachsthum zu, giebet dann gewöhnlich eine reife Frucht, und zwar jede Pflanze nur einmal und nur eine Frucht. Diese entspringt in dem Mittelpunkte der Blätter, und zwar gewöhnlich im Frühjahre, erhebet sie sich auf einem völlig aufrechten starken

Stengel in gerader Richtung nach und nach in die Höhe, — nimt bis in den Julius, August, oder September an Größe zu, — wird dann reif, nachdem sie eine Größe von 3 bis 4 bis 6 und 7 Zoll in der Länge, und 3 bis 4 Zoll im Durchschritte erlangt hat, — und ist auf ihrem Gipfel allezeit mit einem schönen Büschel aufrecht stehender Blätter gekrönt, welcher die Krone genannt wird, und nicht nur zur Verzierung der Frucht, sondern auch zur Fortpflanzung der Pflanze selbst dienet. Um eben die Zeit, da die Frucht ihre Vollkommenheit erreicht, entspringen sowohl an dem untern Theile der Pflanze zwischen den Blättern, als auch unmittelbar unter der Frucht Ausschößlinge, durch welche die Pflanze gleichfalls fortgepflanzt werden kan. Die Pflanze selbst aber kömmt nie wieder zur Tracht, und dienet nun zu weiter nichts, als zu einen Ablegerstuhle um Ausschößlinge von ihr zu gewinnen. Man muß also jährlich einen neuen Pflanzenvorrath zuziehen, welcher aus den zuvor genannten Kronen und Ausschößlingen mit leichter Mühe gezogen werden kan. Denn diese schlagen leicht Wurzeln, und kommen leicht in Wachsthum, wenn sie, nach der weiser unten zu gebenden Vorschrift, einzeln in Töpfe gepflanzt, und in einem Glashause in ein Lohbett, oder nur in ein, in einer Grabe unter einem tiefen Kasten angelegtes Loh- oder Mist-Treibbett, oder in ein unter einem gemeinen Gurken- oder Melonenkasten angelegtes Mistbett eingesenkt werden;

und

und müssen nachher in ein Lohglas-  
haus gebracht werden, um in demsel-  
ben ihre abgezielte Vollkommenheit zu  
erlangen. Einige ziehen dieselben zwar  
bloß in Loh- oder Mist-Treibbeeten  
unter einem tiefen Glaskasten, wovon  
nachher eine Beschreibung gegeben wer-  
den soll. In einem Lohglashause aber,  
wo sie beides Loh- und Feuer-Wärme  
genießen, lassen sie sich weit leichter,  
und mit mehrerer Gewißheit eines gu-  
ten Erfolges ziehen.

In der englischen Sprache sühret  
die Pflanze den Namen Pine-Apple,  
d. i. Pinichenzapfe, weil ihre Frucht  
mit den Früchten des Pinichen oder  
Pinirkenbaums, *Pinus Pinea*, *Linu. a.*  
*Mill.* eine Aehnlichkeit hat.

Ihr Vaterland sind die heißesten  
Gegenden in Afrika und Südamerika.  
In Europa muß sie also beständig in  
Lohglashäusern unterhalten werden,  
wo sie stets in Lohbeeten eingesenkt ste-  
hen, und im Winter überdem der Feuer-  
wärme genießen kan, — oder doch we-  
nigstens in solchen Glaskasten, in de-  
nen man die Luft vermittelst künstlicher  
Hitze in eben dem Grade der Wärme  
erhalten kan, als derjenige ist, den die  
Luft in ihrem Vaterlande hat. Es  
giebt in England Gärtner, die der Luft  
in den Glashäusern diesen Grad der  
Wärme so geschickt zu geben wissen,  
daß die Ananas, welche sie ziehen, fast  
eben denselben Grad der Vollkommen-  
heit haben, den sie gewöhnlich in ihrem  
Vaterlande zu haben pflegen.

Die Ananas werden in den meisten  
brittischen Besizungen in Westindien,

und in den meisten andern heißen Ges-  
genden von Amerika, wo sie beständig  
im freien Lande stehen, in großer Men-  
ge gezogen, und man ließ sich von da-  
her vormals viele Pflanzen nach Eng-  
land senden. Seitdem aber die Glas-  
häuser in England selbst mit so vielen  
Ananas angefüllt sind, ziehet man da-  
selbst nun selbst ungleich bessere Pflanz-  
en, als diejenigen, welche von dorthier  
verschrieben sind. Denn diese werden  
dort nicht nur oft von guten und schlech-  
ten Sorten ohne Unterschied genom-  
men, sondern sie verderben zuweilen auch  
größtentheils auf der langen Reise, und  
weil sie auf derselben nicht allezeit ge-  
hörig in Acht genommen werden. Zieht  
also verlohnet es sich der Mühe nicht  
mehr, Ananaspflanzen so weit herkom-  
men zu lassen, außer nur auf den Fall,  
daß man unter ihnen neue Sorten von  
würllichem Werthe zu erhalten hoffete.

Die ersten, die mit der Ananas in  
Europa Versuche angestellet, und den  
Grad der Wärme ausständig gemacht  
haben, in welchem dieselben unterhal-  
ten werden müssen, wenn sie zur Tracht  
kommen sollen, sind die Holländer.  
Von diesen haben die Engländer die  
ersten Pflanzen, und die ersten Anweis-  
sungen zu der Kultur derselben bekom-  
men. Gegenwärtig aber kommen die  
Engländer in der Erziehung derselben  
allen übrigen europäischen Nationen  
gleich, wo sie dieselben darin nicht gar  
übertraffen.

Die eigentliche Zeit, wann die Früch-  
te der Ananas in England in ihrer Voll-  
kommenheit zu haben sind, sind die

Monate Junius bis October. Im Februar oder März zeigen sie sich gewöhnlich zuerst, nehmen dann nach und nach an Größe zu, und werden endlich, wiewohl nicht alle zu gleicher Zeit, reif, indem eine Frucht oft 4 bis 6 Wochen später reif wird, als eine andere, die sich mit ihr zu gleicher Zeit zeigte. Die vollkommensten Früchte sind diejenigen, die im August oder September reif sind. Manche Pflanzen zeigen ihre Früchte aber so spät, daß solche erst bald zu dieser, bald zu jener Zeit im Winter, oft sogar erst im Frühjahr zur Reife kommen. Weil inzwischen solche so spät reifende Früchte neuen an Güte des Geschmacks weit nachstehen, so muß man sie so behandeln, daß sie ihre Früchte nur im Frühjahr zeigen, damit sie den Sommer zu ihrem Wachsthum vor sich haben, weil sie nur dann ihre rechte Beschaffenheit, Schönheit und Delicatesse des Geschmacks bekommen.

Die Ananaspflanzen müssen in Europa, wie bereits erwähnt ist, stets in Glashäusern unterhalten werden, deren man, um sich nicht nur ihre Wartung zu erleichtern, sondern auch in jedem Jahre eine gehörige Anzahl tragbarer Pflanzen zu haben, zwei haben muß, ein kleineres für die jungen, und ein größeres für die tragbaren Pflanzen; welche beide nicht nur ein ihrer ganzen Länge nach fortlaufendes, 6 bis 8 Fuß breites, und 3 Fuß tiefes, für diese Art Pflanzen ganz unentbehrliches Locheer zum Einsenken der Köpfe in Loh, sondern auch, um sie im Win-

ter erwärmen zu können, mit Rauchgängen versehen seyn müssen. Jenes kleinere Glashaus ist bloß zu einer Pflanzschule zur Erziehung der jungen Ananaspflanzen bestimmt, und soll nur die im Herbst einzeln in kleine Töpfe zu pflanzenden, und in Loh einzuselnden Kronen und Ausschößlinge, auf etwa ein Jahr lang, oder so lange, bis sie die zum Fruchttragen erforderliche Größe und Stärke erlangt haben, beherbergen, damit solche in dem größeren, für die tragbaren Pflanzen bestimmten Glashause den Raum nicht beengen, weil dieses alsdenn ungleich mehr tragbare Pflanzen fassen kan, als es, wenn in demselben junge und alte Pflanzen durch einander gestellet werden müßten, nicht fassen könnte, und weil man auch den jungen Pflanzen in einem besondern Pflanzschulenhause den gerade für sie erforderlichen Grad der Wärme weit besser zu geben im Stande ist, indem sie in ihrem jugendlichen Zustande nicht zu stark getrieben werden dürfen, weil sie sonst theils zur Unzeit in die Frucht gehen, theils die Früchte solcher Pflanzen, welche noch nicht 15 bis 18 Monate alt sind, nur klein und von keinem Werthe sind. Es soll sie, sage ich, nur ein oder zwei Jahre beherbergen, binnen welcher Zeit sie beinahe ihrem vollen Wachsthum, oder doch wenigstens größtentheils eine solche Größe und Stärke zu erlangen pflegen, daß man von ihnen ziemlich große Früchte erwarten kan, und sie also im Herbst in das größere Glashaus gestellet werden dürfen. Denn dazu ist das größte

fere



sere Glashaus eigentlich bestimmt, daß es die binnen 1 bis 2 Jahren in jenem kleinern Glashaufe zu der gehörigen Größe gebrachten Pflanzen im Anfange oder der Mitte des Octobers aufnehmen soll, und daß diese, in das Lohbeet desselben eingesenkt, in demselben ihre Früchte geben sollen, welche sich alsdenn gewöhnlich im folgenden Frühjahr zeigen, und im Sommer und Herbst nach und nach ihre Vollkommenheit erreichen.

Außer diesen beiden jetzt genannten Glashäusern pflegen diejenigen, welche die Ananas in sehr großer Menge ziehen, noch einen besondern Treibkasten von Holze oder von gebrannten Mauersteinen zu haben, welcher in beliebiger Länge 6 Fuß breit, und hinten 5 bis 6 Fuß, vorne aber  $4\frac{1}{2}$  Fuß tief ist, und mit Fenstern bedeckt wird. Ein solcher Treibkasten, in welchem entweder ein Lohbeet oder nur ein Mistbeet angelegt wird, ist vorzüglich dazu bestimmt, daß er zur Erleichterung des kleinern Glashauses, (welches um die Zeit, da die Kernen und Ausschößlinge eingepflanzt werden müssen, oft mit grossen, im folgenden Jahre zur Tracht kommenden Pflanzen noch ganz angefüllt zu seyn pflegt,) und damit solches nicht zu gepfropft voll von Pflanzen werde, die Kronen, und die von den Mutterpflanzen abgenommenen Ausschößlinge unmittelbar aufnehmen, und diese so lange beherbergen soll, bis sie Wurzeln geschlagen haben, und Wachstum zeigen. Denn alsdenn, und zwar gewöhnlich im October pfe-

gen schon die größten Pflanzen aus dem kleinern in das größere Glashaus, und jene ganz jungen Pflanzen an ihre Stelle gestellt werden zu können; wiewohl diese, wenn das kleinere Haus dennoch von größern Pflanzen noch zu gedrängt voll bleiben sollte, noch den ganzen Winter, und wenn es die Umstände notwendig machen, sogar noch länger, in dem Treibkasten bleiben können, zumal wenn derselbe von Mauersteinen aufgeführt, und um ihn mit Feuer erwärmen zu können, auf der Rückseite mit Rauchgängen versehen ist, wenn man ihn, wenn er von Holz errichtet ist, vermittelst einer um ihn her angebrachten starken Nachfrage von Pferdemist in dem für die Pflanzen erforderlichen Grade der Wärme erhält; indem es, wie bereits gesagt ist, ganz wohl möglich ist, die Kronen und Ausschößlinge in bloßen Mistbeeten, (diese mögen nun in einem Treibkasten angelegt, oder es mögen nur gewöhnliche Gurken- oder Melonenmistbeete seyn,) zum Wurzelschlagen zu bringen, wenn nur die Oberfläche des Mistes mit Lohbeet überlegt, und in diese die Köpfe eingesenkt werden. Ja, man kan die Ananas unter einem nachher zu beschreibenden tiefen Kasten in bloßem Pferdemiste sogar zur Tracht bringen; wiewohl diese Methode, ob sie gleich ungleich weniger Kosten verursacht, dagegen auch ungleich mehr Mühe macht, und niemals weder einen so gewissen, noch einen so guten Ersehl hat, als die, nach welcher man sie in Glashäusern in Lohbeeten, und im

Winter zugleich in Feuerwärme unterhält. Die Kronen aber, und die von den Mutterpflanzen abgenommenen Ausschößlinge können allezeit ohne Feuerwärme unter gewöhnlichen Mistbeeten und Fenstern in Loh: oder Mistbeeten ganz leicht zum Wurzeltreiben und zum Wachsthum gebracht werden; sie können sogar in bloßen Mist, welcher mit Loh, in welche die Töpfe eingesenkt werden, belegt seyn muß, auf zwei auf einander folgenden, und mittelst einer starken Racheiße in gehöriger Wärme zu erhaltenden frischen Mistbeeten, den ganzen Winter durch erhalten werden; und wenn man in der Folge einen geräumigern Kasten überlegt, der nur für ihre Größe erforderliche Weite und Tiefe hat, so kan man sie in solchen Mistbeeten zu der Größe bringen, welche sie haben müssen, wenn sie zur Tracht in das große Glashaus gestellt werden sollen, wovon weiter unten ein mehreres.

Wenn man inzwischen der Bequemlichkeit entweder eines kleinern Glashauses, oder eines Treibkastens beraubt ist, und nur ein einiges Glashaus hat, in welchem man die Ananas zugleich zu erziehen und zur Frucht zu bringen gezwungen ist, so kan man für die wirklich tragbaren Pflanzen mit Bequemlichkeit nicht mehr, als die Hälfte des Raums rechnen; die andere Hälfte aber muß theils für die schon im Zuwachse begriffenen Pflanzen, theils für die Kronen und Ausschößlinge bleiben, wofern man nicht, wie es so oft geschieht, das ganze Lohbeet mit trag-

baren Pflanzen anfällen, und zwischen diese die Töpfe mit den jungen Pflanzen gedrängt einschieben will. Will man jedoch, (wenn man die jungen Pflanzen, mit den tragbaren Pflanzen in einem und eben demselben Glashause unterhält, und dasselbe folglich, wie man muß, in dem Grade der Wärme, den die tragbaren Pflanzen, wenn ihre Früchte ihre rechte Vollkommenheit erlangen sollen haben müssen, erhält,) weder die erst eingepflanzten Kronen und Ausschößlinge, noch überhaupt die schon im Zuwachse begriffenen Pflanzen nicht mit Gewißheit zurückhalten kan, daß sie nicht zur Unzeit, oder schon in ihrem jugendlichen Zustande, da sie kaum ihren halben Wuchs erreicht haben, in die Frucht gehen: so mag man daraus abnehmen, wie nothwendig es sey, daß man außer dem großen Glashause auch ein kleineres zur Erziehung der Pflanzen, oder doch wenigstens einen solchen entweder gemauerten oder hölzernen Treibkasten habe, als wir vorher erwähnet haben. Am allerbequemsten und gewissensten aber lassen sich die Ananas ziehen und zur Frucht bringen, wenn man wenigstens die beiden Glashäuser dazu hat, deren wir zuvor gedacht haben, in denen sie stets in Loh stehen können.

Die Loh nimt eine den Ananas pflanzen so angenehme mäßige, fortsdaurende, und nährende Wärme an, daß man sie ohne dieselbe nicht mit Gewißheit zu einer auch nur ziemlich guten Frucht zu bringen im Stande ist. Bloße Feuerwärme entspricht dies

fer

ser Absicht nicht, weil dieselbe die äussersten Wurzelsfasern der Pflanzen austrocknet und verhärtet, und die Pflanzen denn im Wachsthum stehen bleiben, und folglich nur kleine, schlecht genährte, und nicht zu rechter Zeit, sondern erst spät reif werdende Früchte geben können. Wenn sie aber in Lohbe eingesenkt stehen, so dienet die beständige feuchte Wärme, welche die Lohbe sowohl der Erde, als den Wurzeln mittheilet, den Pflanzen selbst und ihren Früchten fürtrefflich zur Nahrung und zum Wachsthum. Ein Lohbeet hat überdem vor irgend einer Art von Mistbeeten den Vorzug, daß seine Wärme nicht nur an sich selbst dreimal länger dauert, als Mistbeetwärme, sondern daß es auch nie keinen solchen schädlichen Dampf, wie ein Mistbeet, aufsteigen läßt, und daß es überdem mit geringer Beihülfe sogar fast ein ganzes Jahr in einem ununterbrochenen Grade der Wärme erhalten werden kan. Gewöhnlich wird ein Lohbeet, damit es den Winter über in gutem Stande seyn möge, im Herbst, d. i. im September oder October gemacht. Es behält etwa vier Monate lang eine seine fortdauernde Wärme, welche sich, wenn die Lohbe dann nur vom Grunde auf aufgerühret wird, erneuert, und alsdenn abermal 2 bis 3 Monate fortdauert, und wenn man die Lohbe im April abermal vom Grunde auf aufrühret, und ein Drittheil frische Lohbe hinzu thut, und alles wohl durch einander mischet, nochmals gleichsam wiederum neu belebt wird, und denn aber-

mal in dem gehörigen Grade bis gegen den Herbst fortdauert, endlich aber im September und October beträchtlich erschöpft zu seyn pflegt. Als denn also muß die ganze Lohbe gesichtet, und alles kleine erdartige derselben zur Seite geschaffet, das übrig bleibende gröbere aber wiederum in den Grund der Grube geworfen und geebnet, und diese dann zugleich mit frischer, aus einer Lohgerberkufe erst neu herbeigeschafften Lohbe, und zwar, weil sich diese nachher noch etwas senket, 3 bis 4 Zoll hoch höher, als der Rand ist, aufgefüllet, und alte und neue Lohbe gehörig durchgerühret, und nach dieser Methode in jedem Herbst die alte Lohbe gesichtet, und das Lohbeet wiederum mit frischer Lohbe aufgefüllet werden.

Zur Erde für die Ananaspflanzen ist eine jede fette und mäßig leichte Gartenerde, wie z. E. Küchengartenerde brauchbar, wenn dieselbe nur fett und locker, noch besser aber, wenn sie etwas leimig, jedoch geschmeidig ist. Denn schwere, sehr feuchte, oder steife Erde muß dazu nie genommen werden. Jene Erde muß verschiedene Monate vor dem Gebrauche auf einen Haufen zusammen geworfen, und wenn es nöthig befunden wird, etwas ganz verrotteter Dünger, auch wenn sie etwa sehr leicht ist, etwa die Hälfte oder ein Drittheil seiner märber Leim von der Oberfläche einer Trift oder Weide hinzu gethan, und die ganze Masse verschiedene mal umgestochen werden. Oder man mache eine Erdecomposition nach folgender Vorschrift: Nehmet von der Oberflä-

che einer fetten Feldweide oder einer Trift mürbe leimige Erde, einen Spadenstich tief, aber nicht aus tiefen Gruben, weil solche Erde strenge und sauer ist; thut zu jedem Fuder derselben etwa den dritten oder vierten Theil völlig verrotteten Mist aus einem alten Mistbeete; mischet beides wohl unter einander; werfet die ganze Masse auf einem freien und sonnigen Plage in eine Reihe in einen hohen Rücken zusammen; laßt sie hier wenigstens sechs, besser aber 10 bis 12 Monate, oder noch länger liegen; stechet sie während dieser Zeit zu mehreren malen um, damit sich alles desto besser mit einander vermische, und des Einflusses von Sonne und freier Luft so viel gleichförmiger genieße; zerstechet jedesmal alle Nasen und Erdschollen; und wenn ihr sie nun gebrauchen wollet, so macht sie mit dem bloßen Spaden fein, stechet sie aber nicht, weil sie sonst zu bindig zu werden pflegt. Und wenn ihr eine solche Erde zubereitet, so schaffet auf einmal so viel von derselben an, als ihr auf 2 bis 3 Jahre bedürfet, weil sie durch das längere Liegen auf einem Haufen, wenn ihr sie jährlich 3 bis 4 mal umstechet, zu dem Zwecke, zu welchem sie bestimmt ist, ungleich besser wird. Nur müßt ihr sie niemals zu einer solchen Zeit, da sie zu naß ist, gebrauchen.

Alle Ananasarten können, wie be-

reits erwähnt ist, mit leichter Mühe, sowohl durch ihre an dem untern Theile der Pflanze, und an ihrer Grundfläche entspringende Ausschößlinge, als auch durch die Krone ihrer Früchte fortgepflanzt werden. Denn ob diese gleich, wenn sie abgenommen werden, keine Wurzeln haben, so schlagen sie doch, wenn sie, wie weiter unten gelehret werden soll, einzeln in leichte fette Erde in kleine Töpfe gepflanzt, und im Glashaufe in ein Lohbeet eingesenkt werden, sehr leicht Wurzeln, kommen in Wachsthum, und geben, wenn sie zwei, oder höchstens drei Jahre alt sind, eine reife Frucht, welche der von ihrer Mutterpflanze an Größe und Beschaffenheit gleich ist. Jede einzelne Pflanze trägt aber nur einmal eine Frucht, und sobald sie diese getragen, und zu ihrer Fortpflanzung Ausschößlinge getrieben hat, welches sie gemeiniglich während der Tracht zu thun pflegt, so ist sie nachher nicht weiter brauchbar, ausgenommen zu einem Ablegerstuhle, um noch einige Ausschößlinge von ihr zu gewinnen; um welcher Ursache willen man denn jährlich junge Pflanzen aus Kronen und Ausschößlingen zuziehen muß, um allezeit eine Folge von tragbaren Pflanzen zu haben.

Eine jede Pflanze treibt jedesmal gewöhnlich 2 bis 3 oder 5 bis 6 Ausschößlinge, selten aber hat eine Frucht mehr als eine Krone.

Die Fortsetzung folgt künftig.



# Sammoverisches Magazin.

102<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 20<sup>ten</sup> December 1784.

Ananas, *Bromelia Ananas*, Linn.

(Fortsetzung.)

Die Zeit der Fortpflanzung der Ananas durch Ausschößlinge und Kronen richtet sich nach der Zeit, da die Pflanzen und die Früchte dieselben hervorbringen. Die gewöhnlichste Zeit sind inzwischen die Monate Julius, August und September, je nachdem die Früchte zur Reife kommen, obgleich die Pflanzen selbst fast zu jeder Jahreszeit anschlagen. Die Kronen nemlich sowohl, als die Ausschößlinge sind allezeit dann zum Abnehmen von den Pflanzen bebuf der Fortpflanzung tüchtig, wenn die Frucht reif ist, ehender aber nicht. Die Ausschößlinge müssen, wenn sie am Fuße bräunlich geworden sind, (denn dies ist das Zeichen ihrer Vollkommenheit,) mit der Hand behutsam abgerissen oder abgebeugert, nicht aber abgeschnitten, die Kronen hingegen, (jedoch erst dann, wenn die Früchte auf die Tafel gesetzt sind,) gelinde ausgedrehet werden. Beiden, so bald sie abgenommen sind, müssen unten am Fuße, wo sie Wurzeln treiben sollen, die Blätter genommen, und sie dann, damit die verwun-

dete oder feuchte Stelle ihres Fußes, welche mit der Pflanze verbunden gewesen ist, vor der Einpflanzung, weil an derselben sonst eine Fäulniß entstehen würde, erst überheilen und trocken werden möge, zuvor 4 bis 5 Tage lang auf einen trocknen Platz im Glashause gelegt oder aufgehangen werden. Man findet aber an einigen alten Pflanzen oft Ausschößlinge, welche, wie bereits erwähnt ist, unten am Fuße schon eine braune Farbe angenommen, und rings um derselben her kleine Knoten, welche die Anfänge der künftigen Wurzeln sind, getrieben haben. Solche Ausschößlinge sind an der Mutterpflanze schon völlig reif oder vollwüchsig geworden, und gebrauchen also nicht erst so lange, als diejenigen, deren Fuß noch grüner ist, getrocknet zu werden, sondern können entweder schon sogleich, oder doch schon am folgenden Tage gepflanzt werden. Dagegen aber müssen die Kronen solcher Früchte, welche erst spät im September oder October zur Reife kommen, noch länger, als jene zuerst gedachten, abgetrocknet, und die

Kllll

am

am Fuße noch nicht bräunlichen Ausschößlinge der erst spät reife Früchte gebenden Pflanzen bis in den folgenden März an den Pflanzen gelassen werden, weil sie, wenn sie entweder zu einer solchen Zeit, da sie noch sehr saftig sind, oder später als im October abgenommen werden; unten am Fuße sehr leicht in Fäulniß gehen. — Die Zeit, wenn Ausschößlinge und Kronen in zahlreicher Menge vorhanden zu seyn pflegen, ist gewöhnlich die vom Anfange des Augusts bis zu der Mitte des Septembers. — Wenn man so viel junge Pflanzen, als irgend möglich ist, verlangt, so schneide man an den alten Pflanzen, so bald man ihre reife Frucht, und ihre Ausschößlinge abgenommen hat, alle Blätter nahe über deren Fuße ab, und senke die Töpfe sofort in ein mit einem Kasten und mit Fenstern bedecktes Loh- oder Mistbeet ein, und begieße sie gehörig. Sie treiben denn bald neue Ausschößlinge, vor denen jedoch jene zuvor abgenommene Ausschößlinge den Vorzug haben. Auf eben diese Art mag man auch an solchen Pflanzen, welche zu der Zeit, da ihre Früchte reif sind, unten noch keine Ausschößlinge getrieben haben, die Blätter, sofort als die Frucht abgeschnitten ist, verkürzen, und die Töpfe denn in ein Treibbeet, welches eine lebhafteste Hitze hat, einsenken, woselbst sie alsden bald Ausschößlinge zu treiben pflegen.

Nun soll gelehret werden, wie die Kronen und Ausschößlinge gepflanzt, und im ersten Jahre behandelt werden

müssen, um sie zu der Placirung in das für die tragbaren Pflanzen bestimmte größere Glashaus zuzubereiten. Um die Zeit deutlich, da Kronen und Ausschößlinge von den Mutterpflanzen abgenommen werden können, muß in dem kleinern Glashause, oder in einem Treibkasten ein frisches Lohbeet, welches den erforderlichen Grad einer lebhaften Wärme hat, wie auch zubereitete Erde, Töpfe, und alles, dessen man bei Einpflanzung benöthigt seyn mögte, in Bereitschaft seyn, um die jungen Pflanzen, so wie sie von den Mutterpflanzen nach und nach abgenommen werden können, einpflanzen zu können. Die Töpfe müssen nur sogenanntes Acht- undvierziger seyn, (d. i. deren man von den Töpfern um London für 2 bis 3 englische Schillinge 48 Stück bekömt, und davon also das Stück nach deutschem Gelde nicht völlig auf 6 Pfennige kommen mögte.) Diese fülle man, wenn man pflanzen will, mit jener zubereiteten Erde, nachdem man, (damit unten in ihnen unter der Erde eine Höhlung bleibe, und das den Pflanzen zugehende Wasser ungehindert abziehen könnte,) über das in dem Boden befindliche Loch zuvor eine Austerschaale, oder ein Stück von einem Dachziegel gelegt hat; und pflanze denn in jeden Topf eine einzelne junge Pflanze, aber weder so tief, daß zwischen ihre Blätter Erde fallen, noch auch so flach, daß sie durch das Begießen oder bei Gelegenheit der nachherigen Wartung verrückt werden könnte. So bald die Pflanzen eingepflanzt sind, senke man sie so gleich

gleich bis an den Rand der Töpfe in das Lohbeet, und stelle sie in demselben nach dem Verhältniß ihrer Größe, die größten nemlich an die Rückseite, die kleinsten vor die Fronte, und die übrigen verhältnißmäßig zwischen beide, weil sie so regelmäßig gestellet, nicht nur schöner ins Auge fallen, sondern denn auch alle des Einflusses der Sonne gleichförmig genießen können. Und endlich, sobald sie eingesenkt sind, begieße man sie nicht nur gelinde, sondern gebe ihnen auch so lange, bis sie sich völlig bewurzelt haben, an heißen sonnigen Tagen gegen die Mittagssonne eine mäßige Beschattung. — Nach acht oder vierzehn Tagen pflegen sie schon Wurzeln zu treiben, und in Wachsthum zu kommen, und alsdenn muß ihnen artig viel frische Luft gegeben werden, weil ihnen in diesem Zeitpunkt nur ein mäßiger Grad der Wärme dienlich ist, d. i. ein solcher Grad derselben, der nicht dadurch, daß man das Glashaus, oder den Treibkasten bei der jetzt noch starken Wärme des Lohbeetes zu dicht verschlossen hält, zu beträchtlich viel verstärkt wird. Denn, wenn dieses geschähe, so würde die Hitze des Lohbeetes nicht nur anfangs zu stark werden, und die jungen Pflanzen mit zu starker Gewalt in Wachsthum getrieben werden, sondern diese würden auch, wenn man sie zu sehr verschlossen hielte, einen frechen Wuchs annehmen, und lange, schwache, weißliche, kränkliche Blätter bekommen. Um dieses zu verhüten, muß man ihnen in diesem Zeitpunkte täglich, oder

wenigstens so oft, als die Witterung warm und still ist, frische Luft geben, und die Fenster zu diesem Zwecke ein wenig entweder aufschieben, oder in die Höhe stützen, welches jedoch allezeit mit Ueberlegung geschehen muß. Bestimmte Regeln lassen sich darüber nicht geben; wenn man aber mit dem, was jetzt davon gesagt ist, seine eignen Bemerkungen und Erfahrungen verbindet, so wird man über diesen Punkt von selbst bald eine zuverlässige Belehrung erlangen. Die beste Zeit, frische Luft hinein zu lassen, ist die von etwa 9 bis 10, und von 4 bis 5 Uhr. — Auch müssen die jungen Pflanzen wöchentlich etwa einmal, jedesmal aber, besonders so lange, bis sie erst Wachsthum zeigen, nur sehr mäßig begossen werden; nachher aber können sie freizügiger begossen, und bei schöner warmer Witterung sogar ihre Blätter über und über besprengt werden. — Im Winter muß dafür gesorget werden, daß das Lohbeet eine beständige gleichförmige Wärme behalte, welche man leicht bewirken kan, wenn man dasselbe während desselben, je nachdem sich seine Wärme vermindert, 1 bis 2 mal aufrühret. Nicht weniger muß die innere Luft vermittelst der etwa nöthigen Erwärmung durch mäßiges Feuer während der Nacht, wenn nemlich Rauchgänge vorhanden sind, oder in deren Ermangelung durch eine an den Ruffenseiten angebrachte Mistmachtheiße, in dem gehörigen Grade der Wärme erhalten werden. Auch muß bei allen günstigen Gelegenheiten an

sonnigen stillen Tagen frische Luft, jedoch mit vieler Ueberlegung, hineingelassen, und die Fenster zu diesem Zwecke ein wenig aufgeschoben oder aufgestützt werden. Und endlich muß auch das Begießen nicht verabsäumen, sondern die Pflanzen, zumal in solchen Häusern oder Kästen, die durch Feuer erwärmt werden, (denn sonst muß das Begießen freilich seltener, und nur äußerst sparsam geschehen,) wöchentlich einmal mäßig begossen werden. — Das Lohbeet pflegt bis in den Januar oder Februar einen guten Grad von Wärme zu behalten. Wenn dieselbe denn aber sehr abgenommen haben sollte, müssen die Töpfe aus demselben herausgenommen, und die Loh, wie bereits erwähnt ist, mit einer eisernen Gabel von unten aufaufgerührt, und die Töpfe dann in dieselbe sogleich wiederum eingesenkt werden. Durch dieses Aufrühren wird eine neue Gährung befördert, und die Wärme aufs neue solchergestalt belebet, daß sie von nun an den übrigen Theil des Winters hindurch in dem gehörigen Grade fortdauret. — Wenn das Glashaus oder der Treibkasten Rauchgänge hat, und die innere Luft desselben also durch Feuer erwärmt werden kan, so muß in demselben von der Mitte des November an, oder auch wohl schon früher, oder auch erst später, je nachdem es entweder der Frost, oder sonst eine sehr kalte, oder sehr neblichte Witterung nothwendig macht, während der Nacht ein mäßiges Feuer unterhalten werden. Dieses darf aber bei jungen

Pflanzen niemals zu stark seyn, weil sie sonst zu sehr in Wachstum getrieben werden, und dann entweder schon in demselben Winter, oder doch schon im folgenden Frühjahr oder Sommer in die Frucht gehen, und eine unbedeutende Frucht geben würden, worüber man des Zweckes, zu seiner Zeit tüchtige Pflanzen für das größere Glashaus zu haben, gänzlich verfehlen würde. Denn wenn die jungen Pflanzen lange Blätter bekommen, und im Herzen eine weiße Farbe annehmen; so ist dies gewöhnlich ein Zeichen, daß sie im Wachstum zu geschwind vorwärts gerückt sind, und selblich zur unrechten Zeit in die Frucht gehen werden; weswegen man sich denn wohl in Acht nehmen muß, daß sie während des Winters im Wachstum ja nicht zu weit vorwärts kommen. — Bei strengem Froste müssen die Fenster des Glashauses während der Nacht mit grober Packleinwand, oder mit Oelfarbe überstrichener, oder grober gepichter Leinwand, welche vermittelst einer Rolle niedergelassen werden kan, oder auch mit Fensterladen, oder Matten gehörig bedeckt werden. — Wenn die jungen Pflanzen im Winter in einem nicht mit Rauchgängen versehenen, und also mit Feuer nicht zu erwärmenden Treibkasten stehen, so muß das Lohbeet rings umher an den Kussen Seiten von unten auf bis zu seiner innern Höhe, wie ein Gurken- oder Melonnenmistbeet mit warmem Mist umlegt, und auf diesen altes Heu, Farrenkraut, oder anderes trocknes Geströbe bis zu der Höhe



Höhe des Treibkastens rings umher gelegt werden. Der umhergelegte warme Mist behält seine Wärme alsdenn länger, und der Frost kan auch durch die Seiten des Kastens nicht eindringen. Wenn aber der umhergelegte Mist seine Wärme zu verlieren beginnt, muß das auf ihn gebrachte Stroh abgenommen, und statt dessen auf denselben eine hinreichende Menge frischer warmer Mist bis zu der Höhe des Kastens gebracht, oder wenn sich seine Wärme gar zu beträchtlich verloren hat, der alte Mist sammt dem neuen mit einer Mistgabel auf- und durcheinander gerühret, und dann wiederum bis zu eben solcher Höhe angelegt werden, wornach sich denn die Wärme vom Grunde auf wieder zu erneuern pflegt. Und dieses Aufrühren oder Umstechen des alten Mistes mit einem hinzugehanen erforderlichen Theile neuen Mistes, anstatt des bereits ganz erschöpften, muß, so oft es im Winter, oder bei fortwährender kalten Witterung nöthig zu seyn scheint, wiederhohlet werden. Die von aussen erneuerte Wärme theilet sich alsdenn nicht nur dem Lohebeete mit, sondern hilft auch zur Erwärmung der innern Luft im Treibkasten. Außerdem aber müssen auch die Fenster in jeder Nacht, und bei strenger Witterung bedeckt, die Pflanzen selbst aber in einem solchen Winterbehältnisse den Winter über nur sehr wenig begossen werden.

Bis so weit haben wir die jungen Pflanzen beides im kleinern Glashause, und im Treibkasten glücklich durch

den Winter gebracht, und schreiten nun also zu ihrer Frühjahrsbehandlung. Man muß sich auch im Frühjahre die im vorhergehenden gegebene Vorschriften wegen Unterhaltung der Wärme des Lohebeetes, und der innern Luft, wegen Hinzulassung frischer Luft, und wegen des Begießens, zur sorgfältigsten Beobachtung empfohlen seyn lassen. Die Hauptsache aber bei dem allen ist in dieser Jahreszeit die, daß, weil die Monate März bis September die vorzüglichsten und eigentlichsten Wachsthummonate der Ananas sind, man nun den Anfang mache, sie zum Wachsthum so viel, als möglich ist, zu encouragiren, keinesweges aber sie dazu zu forciren; daß man ihnen folglich, wenn das Lohebeet eine gute Wärme hat, nach den bereits gegebenen, und in der Folge noch zu gebenden Regeln, reichlich frische Luft und Wasser gebe.

— In eben dieser Frühjahrszeit müssen sie nun zum ersten mal in solche Töpfe, die um einen Grad größer sind, umgesetzt, das Lohebeet aufgerühret, und mit etwa einem Drittel frischer Lohe erfrischet werden. Dieses erste Umsetzen kan im April zu jeder Zeit geschehen, obgleich die beste Zeit dazu etwa die Mitte des Aprils ist; und die Töpfe, welche man ihnen nun geben muß, sind die sogenannten Zweihunddreißiger, (d. i. deren man um London für 2 bis 3 englische Schillinge zwei und dreißig kauft, und die nach deutschem Gelde das Stück nicht völlig auf 8 Pfennige kommen mögten.) zu jener Zeit also bringe man solche Töpfe, und

einen hinlänglichen Vorrath von Erde in Bereitschaft; nehme einen Topf nach dem andern aus dem Lohebeete heraus; kippe eine Pflanze nach dem andern aus ihrem bisherigen Topfe mit voller Erde aus, und schüttele die Erde nur von solchen Pflanzen ab, die ein sehr krankes Ansehen, oder irgend einen andern Fehler haben, um ihnen alle diejenigen langen Wurzelsfasern und Theile, welche abgestorben zu seyn scheinen, zu nehmen; streife von allen Pflanzen überhaupt die etwa verdorrbenen Blätter ab, nehme ihnen dieselben aber ja nicht mit dem Messer; lege dann über die Defnung eines jeden Topfes ein Stück Dachziegel oder eine Musterschale; werfe ein wenig frische Erde hinein; stelle auf diese die einzusetzende Pflanze; fülle den Raum rings um dieselbe her bis meist an den Rand mit frischer Erde auf; drücke diese um den Körper der Pflanze mäßig fest an; und wenn alle Pflanzen umgesetzt sind, mache man zu ihrer Wiedereinfenkung in das Lohebeet unverzüglich Anstalt. Zu diesem Zwecke schast man zunächst alle in dem Lohebeete oben auf, oder an seinen Rüssen Seiten befindliche sehr zerkrümelte, oder erschöpfte und zu Erde gewordene Lohe zur Seite; bringt alsdenn, nach der bereits gegebenen Vorschrift, wenigstens etwa ein Drittel, oder auch so viel neue Lohe auf die alte Lohe, als nöthig ist, das Lohebeet wiederum so hoch zu machen, als es seit dem Herbste gesunken ist, und ihm seine gebührende Höhe wieder zu geben; arbeitet denn sogleich alles, alte und

neue Lohe, mit einer eisernen Gabel gehörig durch einander; senket nun sogleich die Töpfe wiederum ein, die größten Pflanzen an die Rückseite, und so stufenweise die innern Kleinern nach der Fronte zu; und endlich, sobald das Einsetzen vollendet ist, begießt man sogleich, jedoch nur mäßig, sowohl die Blätter der Pflanzen, als auch die Erde in den Töpfen über und über, um die Pflanzen zu säubern, und zugleich zu machen, daß sich die neue Erde an ihre Wurzeln fest anschliesse. Nachdem nun die Pflanzen umgesetzt sind, und die Wärme des Lohebeetes durch die hinzugegebene frische Lohe, und durch das Aufstreuen der alten mit der neuen Lohe erneuert ist, so beruhet nun, weil das Lohebeet bis gegen den Herbst, da die Pflanzen abermal umgesetzt werden müssen, seine gehörige Wärme zu behalten pflegt, ihre hauptsächlichste Wartung während des Sommers auf der Einlassung frischer Luft und dem Begießen.

Wenn nemlich der Sommer eintritt, so verlangen sie sowohl mehr frische Luft, als auch mehr Wasser. Frische Luft muß, vermittelst Defnung einiger Fenster, täglich, so oft es die Witterung nur irgend verstatet, und nach Beschaffenheit der Umstände bald mehr, bald weniger, eingelassen werden; am reichlichsten aber an solchen Tagen, an denen Sonnenschein und Windstille ist. Im Julius und August aber, wenn sehr heiße Witterung ist, muß man ihnen solche in recht reichlicher Maasse geben, und zwar so reichlich, daß sie an

an solchen Tagen im Mittage bisweilen beinahe fast ganz in freier Luft stehen. Denn jetzt stehen sie in ungehindertem Wachsthum, und wenn man sie nun zu eingeschlossen hielte, würden sie lang und zärtlich in die Höhe wachsen, und folglich schwach werden, und also demnächst unfähig seyn, Früchte von vollkommener Größe und Geschmacke zu tragen; gleichwie man auch, wenn man sie im Sommer zu eingeschränkt hielte, in Gefahr seyn würde, daß sie schon früh im folgenden Winter in die Frucht gingen. — Auch ist es unumgänglich notwendig, daß sie den Sommer über bei warmer sonniger Witterung wöchentlich etwa zweimal mäßig begossen werden, und zwar bis zum Junius am Morgen, im Junius, Julius, August aber am Abende, da alsdenn zugleich auch ihre Blätter über und über besprengt werden müssen. — Diese beiden Punkte, die Hinzulassung frischer Luft und das Begießen, sind das wesentlichste ihrer Wartung im Sommer, womit so lange fortgefahren werden muß, bis sie endlich im August abermal in größere Töpfe umgesetzt werden müssen. — Außerdem aber ist es auf den Fall, daß das Locheet zu gedrängt voll stünde und die Pflanzen im Anfange des Julius im Wachsthum schon beträchtlich zugenommen hätten, sehr vortheilhaft, einige der kleinsten Pflanzen herauszunehmen und solche bis an den October unter einem gemeinen Mistbeetkasten in ein Locheet einzusenken und dagegen die größern Pflanzen weiter auseinan-

der zu rücken, welches besonders dazu höchst notwendig ist, daß sie unten einen guten Körper bekommen.

Die zweite Umsetzung pflegt gewöhnlich im August nöthig zu seyn, bei welcher Gelegenheit man schon eine Anzahl der größten Pflanzen in solche große Töpfe umsetzen muß, in denen sie demnächst zur Frucht kommen sollen. Der Anfang oder die Mitte des Augusts ist eben die Zeit, da dieses Geschäft besorgt werden muß; und die Töpfe, in welche sie nun umgesetzt werden müssen, sind die sogenannten Vierundzwanziger, (d. i. das Stück nach deutschem Gelde etwa 1 ggr.) und für die stolzeften Pflanzen keine größere, als die Sechszehner, (d. i. zu etwa 1 ggr. 4 pf.). Man kippe sie dann mit voller Erde aus den Töpfen; schneide von der Aussen Seite der Erde, und von den äußersten Wurzelfasern rings umher so behutsam ein wenig ab, daß der Ballen Erde selbst nicht aus einander falle; lege über die Löcher in den neuen Töpfen Dachziegelstücke oder Austerschalen; werfe ein wenig, jedoch so viel Erde hinein, daß die einzusetzende Pflanze in gehöriger Höhe zu stehen komme; stelle die Pflanze auf dieselbe; fülle den Raum um den Ballen her bis fast an den Rand des Topfes mit frischer Erde; rühre die Lohe so bald das Umsetzen vollendet ist, mit einer Gabel auf, damit ihre Wärme aufs neue belebt werde; senke denn die Töpfe sogleich wiederum nach der bereits angewiesenen Ordnung ein; und begieße die Pflanzen über und über mäßig. So können sie

sie nun sechs bis acht Wochen, oder noch wohl länger stehen bleiben, weil das Lohebeet, wenn es bei Gelegenheit des Umsehens der Pflanzen von unten auf gut aufgerühret ist, den zu ihrem ununterbrochenen Wachsthum erforderlichen Grad der Wärme bis zum October zu behalten pflegt. Um die Zeit aber pflegen die meisten von ihnen schon eine starke Größe erreicht zu haben, und das große Glashaus schießt sich dann an, die größten von ihnen,

welche im folgenden Jahre in Vollskommenheit zur Tracht kommen werden, aufzunehmen. Inmittelst müssen sie nach dem zweiten Umsehen zur Stärkung ihres Wachstums, damit sie demnächst zu der rechten Zeit eine recht gute Frucht geben zu können in Stand gesetzt werden, täglich gehörig frische Luft haben, und nach Beschaffenheit der Witterung wöchentlich 1 bis 2 mal gelinde mit Wasser erfrischt werden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

## An den Hrn. Verfasser der Bemerkungen über Hagelwetter.

(Siehe das 67<sup>te</sup> Stück.)

Mein Herr!

In der Note zu Ihrer im 67ten Stück des diesjährigen hannoverschen Magazins eingerückten sehr lesenswürdigen Abhandlung über die Hagelwetter bedauern Sie, daß Sie den vom Harduino in der neuern Edition seines Plinii citirten *librum gallicum: Melange d'Histoire & de la litterature* nicht selber nachsehen können. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, dieses statt Ihrer in dem Augenblick der Durchlesung Ihrer obgedachten Abhandlung zu thun, und gebe mir die Ehre die ganze Stelle des angezogenen Verfassers, so wie sie in Vol. 2. p. 170. (nicht 171.) ganz außer aller weitern Verbindung mit den vor- und nachstehenden Materien, sich befindet, hier mitzutheilen. Sie lautet wie folgt:

Ceux, qui disent, qu'il ne grêle jamais durant la nuit, se trompent. L'ex-

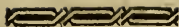
perience y est contraire. Mais il faut avouer, que cela arrive plus rarement la nuit, que le jour & principalement vers le soir.

Uebrigens kam ich dies mein bislang unbekannter Weise, an Sie abgehendes Schreiben nicht ohne Mittheilung einer Bemerkung beschließen, wovon ich im Sommer 1756 ein betrübter Augenzeuge gewesen, da nemlich ein fürchterliches Hagelwetter die acpachteten herrschaftlichen Feldfluren des Amts Erzen, zwischen Pyrmont und Hameln betraf, und meinem leiblichen Bruder dem dasigen Oberamtmann einen Schaden von beinahe 2000 Rthlr. an Belang zufügte, welches Gewitter und Hagelgewölke aber dasmal gerade über ein hohes waldiges sehr nahe an der Feldflur gelegenes Gebürge angezogen kam, und nichts desto weniger dieselbe auf die oberzählte Weise beschädigte. Doch vielleicht hätte auch dieses Hagelwetter die Kornfelder nicht so schwer betroffen, wenn ein anderer noch höherer und an der Nordostseite derselben befindlicher waldigter Berg die schon beinahe vorbeigezogene Gewitterwolke nicht zurückgestoßen und in den niedrigen Ebenen sich zu entlassen genöthiget hätte. Ich bin ic.

Wilhelmsburg, den 22<sup>ten</sup> Aug. 1784.

B.





# Sammoverisches Magazin.

103<sup>tes</sup> Stück.

Freitag, den 24<sup>ten</sup> December 1784.

Ananas, *Bromelia Ananas*, Linn.

(Fortsetzung.)

**W**ir gehen nun zu ihrer Wartung in dem größern, oder in dem Fruchtglashause. Gegen das Ende des Septembers pflügen sie in dem kleinern, oder dem Pflanzschulen:Glashause eine beträchtliche Größe erreicht zu haben. Und nun muß also in dem Fruchtglashause ein ganz mit frischer Lohbe angefülltes Lohbeet zum Empfange der größten unter ihnen in Bereitschaft seyn; dahingegen diejenigen, welche so stark noch nicht sind, daß sie schon im nächsten Jahre eine vollkommene Frucht geben könnten, Erlaubniß bekommen mögen, in dem Pflanzschulen:Glashause noch ein Jahr zu bleiben.

Wenn inzwischen das Fruchtglashaus um die genannte Zeit noch mit tragenden Pflanzen besetzt seyn sollte, so müssen die für dasselbe bestimmten neuen Pflanzen so lange noch in ihrem alten Quartiere bleiben, bis die vorhandenen Früchte größtentheils abgeschnitten sind, welches gewöhnlich im October oder im Anfange des Novembers geschehen zu seyn pflegt. Dann

also schaffe man, weil die Grube um diese Jahreszeit jährlich fast ganz mit frischer Lohbe neu aufgefüllt werden muß, eine dazu hinreichende Menge Lohbe an; lasse zugleich vorläufig die alte Lohbe durch ein Sieb laufen, um die in derselben noch vorhandenen größern Theile von den kleinern erschöpften Theilen abzusondern; schaffe alles durch das Sieb gefallene kleine erdartige Wesen weg; aber die übrig bleibenden größern Theile auf den Boden der Grube; und bringe dann so viele neue Lohbe hinein, daß die Grube damit bis zu der erforderlichen Höhe aufgefüllt werde. Diese neue Lohbe muß erst vor kurzem aus der Lohgerberkuße gezogen, und lieber grob als fein seyn, weil feine Lohbe zu bald zu Erde wird, und ihre Gährung zu früh verliert. Sie ist aber, wenn man sie von dem Lohgerber bekommt, oft noch naß, und also zum unmittelbaren Gebrauche noch untüchtig. In diesem Falle muß man sie erst 1 bis 2 Tage auf einem ebenen Platze auseinander breiten, und abtrocknen lassen,

und sie dann entweder, damit sie sich erst gehörig erwärme, auf einen Haufen werfen, oder sie auch sogleich in das Glashaus in die Grube bringen, und sie in derselben auf den Rest der alten Lohe so hoch aufwerfen, daß sie, weil sie sich nachher doch noch setzt, 3 bis 4 Zoll höher liege, als der Rand der Grube ist, zugleich alte und neue Lohe durch einander röhren, und das ganze dann 8 bis 10 Tage so liegen lassen, damit es erst den für die einzusetzenden Pflanzen erforderlichen Grad der Wärme erlange. Denn die Pflanzen dürfen nicht eher eingesenkt werden, bis nicht die Lohe im Stande ist, der Erde in der Tiefe die erforderliche Wärme mitzutheilen.

Wenn nun das Lohebeet fertig ist, und den gehörigen Grad der Wärme erlangt hat, so schaffe man aus dem Pflanzschulenhause die größten Pflanzen, welche von nun an tragbare Pflanzen genannt werden, herbei; senke sie in der schon angewiesenen Ordnung ein, jedoch etwas geräumlich auseinander, damit sie unten am Körper eine gute Stärke erlangen mögen, welches in Absicht auf die Größe ihrer Frucht von großer Wichtigkeit ist; und am folgenden Tage, oder so bald die Erde in den Töpfen von der Lohe genugsam erwärmet ist, begieße man, jedoch mäßig, sowohl die Töpfe, als auch die Blätter der Pflanzen über und über, welches letztere sie besonders ungemein erfrischt.

Ihre fernere Wartung in ihrem jetzigen Quartiere ist von der in dem

vorigen nicht sehr viel unterschieden, und beruhet auf folgenden Stücken: die innere Luft des Hauses muß den Winter über während der Nacht und bei starker Frostwitterung durch Fehrerung hinreichend warm erhalten; das Lohebeet, welches seine gehörige Wärme nur bis in den Februar zu behalten pflegt, muß alsdenn, um dieselbe auf noch zwei folgende Monate aufzueneu zu beleben, aufgeröhret; an milden sonnenreichen Tagen muß, jedoch mit vieler Vorsicht, frische Luft eingelassen; und die Pflanzen wöchentlich etwa einmal begossen werden.

Mit dem Einheizen muß schon im November, und zwar je nachdem die Kälte zunimmt, bald früher, bald später, so bald nemlich strenge, oder sehr neblichte, oder kalte nasse Witterung eintritt, der Anfang gemacht werden. Wenn kein strenger Frost eintritt, muß bis zum Anfange des Januars, nur während der Nacht ein nur geringes Feuer angemacht; von da an aber muß dasselbe, um die Pflanzen in den Stand zu setzen, daß sie schon im Februar oder im Anfange des März ihre Früchte zeigen können, nach und nach verstärkt; das Feuer inzwischen allezeit nach dem Thermometer unterhalten, und vornehmlich auf die Nächte angemacht, und nur bei strengem Froste, oder sehr nasser, oder neblichter dunstiger Witterung auch noch am Morgen mäßig unterhalten werden.

Bei sehr strengem Froste müssen während der Nacht auch die Fenster mit den in dem Glashause vorhande-

nen Bedeckungen, nemlich mit großen Decken von grober ungebleichter Pack- oder gepichter Leinwand, welche an Rollen niedergelassen und wieder aufgezogen werden können, oder mit grossen Matten, oder mit Fensterladen zudeckt werden. Die erste dieser drei Bedeckungsarten ist zur Bedeckung der obern Fenster die bequemste. Manche aber behelfen sich bei solchen Glashäusern, welche mit Feuer erwärmet werden können, mit starken Matten, welche sie bei starkem Froste gegen die Nacht über die obere, und wenn es nöthig ist, auch über die Fronten- und Endenfenster mit Nageln befestigen.

Auch muß den Winter über, jedoch mit vieler Vorsicht, an schönen, milden, sonnereichen Tagen, zwischen 10 und etwa 3 Uhr, je nachdem sich eine günstige Gelegenheit dazu darbietet, frische Luft eingelassen werden.

Nicht weniger müssen die Pflanzen auch wöchentlich etwa einmal, mit der nachher zu beschreibenden zinnenen Röhre mäßig, jedoch in dieser Jahreszeit ihre Blätter nicht viel, begossen werden.

Um die Zeit, da die Pflanzen ihre Früchte zu zeigen beginnen, muß sorgfältig das Lohebeet in dem gehörigen Grade der Wärme erhalten, das Feuer während der Nacht regelmäßig unterhalten, frische Luft eingelassen, und den Pflanzen das nöthige Wasser gereicht werden. Und wenn das Lohebeet im Januar oder Februar an Wärme sehr abnehmen selte, muß dasselbe zur Erneuerung der Nahrung,

und damit die Wärme abermal bis zum April fortdaure, aufgerühret, dann aber ein wenig frische Lohe hinzu gethan, und zugleich alles von unten auf gehörig mit einander durchgearbeitet werden.

Im Anfange des Aprils thue man frische Lohe hinzu, und rühre das Lohebeet auf, damit dasselbe aufs neue eine solche fortdauernde Wärme annehme, welche sich den ganzen Sommer durch, und so lange, bis die jetzt im Wachsthum begriffene Früchte zur Reife kommen, erhält. Um hierin aber desto sicherer zu gehen, schaffe man ein Drittheil, oder etwas mehr oder weniger frische Lohe an, als man im Herbst in die Grube eingebracht hätte; ziehe die Töpfe aus der Lohe heraus; werfe die frische Lohe über die alte, und fülle die ganze Grube bis zu ihrer völligen Höhe auf; rühre die alte Lohe alsdenn von unten auf mit einer eisernen Gabel auf, damit sie mit der neuen Lohe gut durch einander komme; ebne sie nachher, und senke nun die Töpfe sogleich wiederum ein. Der Nutzen von dieser Erneuerung des Lohebettes pflügt sich bald durch den guten Wachsthum der Früchte zu erkennen zu geben. Denn von der Zeit an, da diese im Wachstume zuzunehmen beginnen, wird zu ihrer guten Wartung sowohl eine gute Lohebeetwärme, als auch eine hinreichende, ununterbrochene, gehörige innere Feuerwärme erfordert, welche nach dem auf dem Thermometer bemerkten Grade, vermittelst der

nöthigen Beihülfe reichlicher einzulassender Luft und den Pflanzen zu reichenden Wassers, immer gleichförmig erhalten werden muß; indem der gute Erfolg, große und wohlschmeckende Früchte zu bekommen, lediglich auf dem rechten Verhältnisse der Wärme, in welcher man sie erhält, der einzulassenden frischen Luft, und des ihnen zu reichenden Wassers beruhet.

Bei dem Begießen muß die Vorsicht beobachtet werden, daß man das Wasser von der Zeit an, da die jungen Früchte sichtbar werden, und vorzüglich zu der Zeit, da sie in der Blüte stehen, nicht zu freigebig über ihre Blätter gieße, weil sonst der Saamenstaub von den Staubkölbchen, ehe das Befruchtungsgeschäfte vollendet worden, abgespült werden, und dann viele Warzen nicht gehörig aufschwellen, und die Früchte folglich kein gutes Aussehen bekommen würden. Zu dieser Zeit also bediene man sich der nachher zu beschreibenden Röhre zum Begießen, welche dazu überhaupt zu allen Zeiten im Jahre, vorzüglich aber im Winter sehr schicklich ist, weil man alsdenn die Ananas nie so stark begießen darf, daß in ihren Herzen Wasser stehen bliebe.

Wenn der Sommer und die warme Witterung herannahen, muß die Stärke und der Gebrauch der Feuerung nach und nach abnehmen, und dieselbe so lange, als sie noch nöthig ist, stufenweise vermindert, im Mai aber endlich mit dem Einheizen ganz aufgehört werden.

Den Sommer über fahre man fort, täglich frische Luft einzulassen, und zu diesem Zwecke die Fronten: oder die obern Fenster, entweder mehr oder weniger, je nachdem es die Stärke der Sonnenstrahlen erlanbet, aufzuschieben; wozu die Zeit von des Morgens um 8 bis 9 Uhr, und des Nachmittages um 4 bis 5 Uhr die beste ist.

Auch fahre man den ganzen Sommer über fort, die Pflanzen bei heißer Witterung wöchentlich wenigstens etwa zweimal, entweder am Morgen, oder am Abende reichlich zu begießen, und zwar, wenn die Frucht bereits abgeblühet hat, und schon im Wachsthum begriffen ist, auch die Blätter über und über, weil solches nicht nur diesen ein lebhaftes Aussehen giebt, sondern auch zum freimüthigen Wachsthum der Früchte sehr beförderlich ist.

Wenn die Ananas nach diesen Vorschriften bei heißer Witterung sorgfältig und reichlich mit frischer Luft und mit Wasser erfrischt werden, so pflegen ihre Früchte, weil auch die Lohesbeetwärme im April aufs neue belebt ist, ungemein gut zuzunehmen, und ihrer abgezielten Vollkommenheit so entgegen zu eilen, daß diejenigen derselben, welche sich zeitig im Frühjahre gezeigt haben, schon im Junius oder Julius reif werden. Die gewöhnlichste Zeit ihrer Reife überhaupt ist inzwischen vom Junius oder Julius bis zum October oder November, als in welchen Monaten nach und nach immer einige zur Reife zu kommen pflegen. Die vollkommensten Früchte sind



sind jedoch diejenigen, die im August und September reif werden. — Das erste Zeichen der Reife ist bei den meisten Sorten die sonderbar schöne goldgelbe Farbe, welche sie alsdenn annehmen, wiewohl einige Sorten eine andere ihnen eigenthümliche Art von Farbe bekommen. Das allergewisseste Kennzeichen ihres vollen Wachthes und ihrer Reife ist aber ihr überaus lieblicher Geruch. Auf diese Kennzeichen gebe man also Acht, und nehme die Früchte ab, ehe sie weich werden, weil sie sonst von ihrem durchdringenden Geruche, und von der Delicatesse ihres piquanten Geschmacks viel verlieren. — Wenn man die Früchte abnimmt, muß man sie einige Zolle tief unter der Frucht abschneiden; ihre Blätterkrone aber muß man ihnen lassen. Und um sie in der höchsten Vollkommenheit des Geschmacks und des Geruches zu haben, muß man sie Vormittags vor neun Uhr abschneiden, und sie bis zur Mahlzeit, oder bis zum Gebrauche, an einen kühlen und trocknen Ort legen. Sie lassen sich zwar, wenn es nöthig ist, wohl acht Tage oder länger aufbewahren; ihr Saft ist jedoch allezeit piquanter und erhabner von Geschmacke, wenn sie an demselben Tage, oder wenigstens schon am folgenden Tage gegessen werden. Man setzt sie allezeit mit ihrer Blätterkrone auf die Tafel, welche, wenn sie nun gegessen werden sollen, ausgedrehet, und zur Fortpflanzung aufbewahret wird, weil solche, wenn sie gepflantz wird, eine neue

Pflanze wird, welche demnächst, gleich den Ausschößlingen, eine eben solche Frucht wieder giebt. — Wenn auf einmal zu viele Früchte reif werden wollen, kan man ihre Reife etwas zurückhalten, wenn man einige derselben an das eine Ende des Glashauses allein stellet, und die Fenster daselbst ansonstigen Tagen mit Matten beschattet. — Die Pflanzen deren Früchte abgenommen sind, tragen nun nie wieder, und dienen forthiu zu weiter nichts, als zur Erzeugung junger Ausschößlinge, zu welcher Absicht sie, nachdem zuvor ihre Blätter kurz abgeschnitten sind, nach der bereits gegebenen Anweisung in ein Lohbeet, oder in ein anderes lebhaftes Mistbeet eingesenkt werden müssen.

Anmerkungen. Die zuvor erwähnte zinnene Röhre ist zum Begießen überaus nützlich und bequem. Sie muß 6 Fuß lang, und im Durchschnitte am obern Ende  $1\frac{1}{2}$  Zoll, unten aber nur etwa  $\frac{1}{2}$  Zoll dick seyn, und kan allenfalls, um sie nach Belieben verlängern, oder verkürzen zu können, aus zwei Stücken bestehen. Am obern Ende muß sie eine Art von Trichter haben, welcher entweder befestigt seyn, oder abgenommen werden können mag, in welchen das Wasser eingegossen wird. Mit einer solchen Röhre kan man einer jeden einzelnen Pflanze mit leichter Mühe gerade so viel Wasser reichen, als sie haben soll, ohne daß man in Gefahr wäre, zu einer solchen Zeit in die Herzen der Pflanzen Wasser zu gießen, da solches

!!! 3

die

die Absicht nicht ist, oder in das Lohbeet mehr Wasser zu bringen, als zur Befruchtung der Erde in den Töpfen nöthig ist. Man bedienet sich derselben vorzüglich im Winter, und auch im Frühjahr während der Zeit, da die Früchte in der Blüte stehen. — Das Wasser zum Begießen muß allezeit weiches Wasser seyn, und also Wasser aus einem Flusse oder Teiche, oder Regenwasser; und die Pflanzen dürfen nie, und besonders im Winter nicht, so stark begossen werden, daß die Erde in den Töpfen gar zu naß würde. — Im Winter muß das Wasser erst in eine im Glashause befindliche Eisterne, oder in ein anders in demselben stehendes Behältniß gegossen werden, damit es vor dem Gebrauche zum Begießen erst seine Kälte verliere. — Zur Feurung sind Steinkohlen am besten, weil solche das wärmste, regelmäsigste, und anhaltendste Feuer geben; wo sie also um einen mäßigen Preis zu bekommen sind, mag man sie sich dazu vorzüglich empfohlen seyn lassen. Wo aber keine Steinkohlen zu haben sind, verdienet Holz den Vorzug, und in je größern Stücken der größte Theil derselben eingeworfen wird, ein desto besser anhaltendes Feuer giebt dasselbe. Torf ist dazu nicht so gut, weil er sich zu bald verzehret, es wäre denn, daß der Ofen dazu mit Fleiß eingerichtet wäre. Man bedienet sich dazu auch wohl der viereckigen Lohballen, welche die Lohgerber von alter Loh machen. Steinkohlen sind inzwischen

allen übrigen Arten von Feurung vorzuziehen: da aber, wo solche nicht zu haben sind, muß man mit einer der andern Arten zufrieden seyn. — Das Einheizen in den Glashäusern muß vornehmlich vom November an, bis in den April, oder bis zum Anfange des Mai geschehen. Das Feuer muß in dieser Zeit jeden Abend um 4, 5, oder 6 Uhr angelegt und bis zum Schlafengehen 2 bis 3 mal nachgelegt werden, damit die Rauchgänge hinreichend erwärmet werden, um die Luft in dem Glashause bis an den folgenden Morgen in einem gehörigen Grade der Wärme erhalten zu können; und bei sehr starkem Froste, oder bei sehr nasser, oder neblichter dunstiger Witterung muß am Morgen abermal ein mäßiges Feuer angelegt werden. Bei milder trockener Witterung ist dieses letztere nicht nöthig. — Um genau wissen zu können, wie stark, nicht allein, sondern auch wann Feuer angemacht werden müsse, muß in der Mitte des Glashauses ein guter Thermometer hängen, auf welchem der Grad der Wärme, welchen die Ananas verlangen, bemerkt seyn muß, über und unter welchen Punkt die Wärme niemals mehr, als 5 bis 6 Grad weder steigen noch fallen darf.

**Erziehung der Ananas ohne Glashäuser und ohne Feurung.** Im vorhergehenden ist bereits gelegentlich bemerkt, daß es möglich sey, diese beliebte Pflanze auch ohne Glashäuser und ohne Feuer unter Kasten in bloßen Treibbeeten zu ziehen, welche  
ent:

entweder Lohbeete seyn können, oder nur Mistbeete, welche letztere aber be-  
 huf des Einsenkens der Töpfe mit 1  
 Fuß hoch Lohbe oder Sägespänen be-  
 legt seyn, und beide, so oft es nöthig  
 ist, mit einer unher anzulegenden  
 Mistnachsbeize versehen werden müssen.  
 Diese Methode erfordert nun freilich  
 ungleich weniger Kosten, macht dage-  
 gen aber auch weit mehr Mühe, und  
 ist nicht von einem so gewissen Erfol-  
 ge, als die zuvor beschriebene Methode  
 ihrer Erziehung in Glashäusern, in  
 denen man sie beständig in Lohbe un-  
 terhält, und die innere Luft im Win-  
 ter mit Feuer erwärmen kan. Ob sie  
 also schon nicht allgemein empfohlen  
 werden kan, so wollen wir sie dennoch  
 um derer willen beschreiben, welche  
 entweder keine Gelegenheit haben, eine  
 hinlängliche Menge Lohbe zu bekom-  
 men, oder deren Sache es nicht ist,  
 Lohbeglashäuser bauen zu lassen, und  
 in denselben jährlich 5 bis 6 Monate  
 Feuer zu unterhalten, oder die etwa  
 mit denselben Versuche zu machen Lust  
 haben mögten.

Die Ananaskronen und Ausschöß-  
 linge können, wie schon zuvor bemerkt  
 ist, unter einem gemeinen Gurken- oder  
 Melonenkasten in einem Lohbe oder in  
 einem Mistbeete zum Wurzelschlagen  
 und zum Wachsthum gebracht wer-  
 den, wenn ein solches Mistbeet 10 bis  
 12 Zoll hoch mit Lohbe, oder in dessen  
 Ermangelung mit Sägespänen, (wie  
 wohl Lohbe am besten ist,) belegt, und  
 die Töpfe in dieselbe eingesenkt wer-  
 den; und wenn man sie in der Folge  
 in ein oder zwei frische, mit Kasten  
 von gehöriger Tiefe bedeckte Mistbeete  
 umsetzt, und solche, so oft es nöthig  
 ist, mit einer Nachbeize umlegt, so  
 kan man sie den ganzen Winter, und  
 sogar bis zum folgenden Herbst in  
 derselben erhalten.

Wenn man sie aber in solchen höl-  
 zernen und mit Fenstern versehenen  
 Mistbeetkasten auch zur Tracht brin-  
 gen will, so muß man deren zu diesem  
 Zwecke zwei von verschiedener Größe  
 haben, einen zu einer Pflanzschule,  
 und einen von mehrerer Tiefe für die  
 tragbaren Pflanzen.

Der Schluß folgt künftig.

## Ein Brief, die Vertilgung der Kornwürmer betreffend.

(Aus dem Esprit des Journeaux übersetzt.)

**M**an hat bereits so viele Versuche  
 die Kornwürmer zu vertilgen,  
 daß ich würde abgeschreckt seyn, noch  
 mehrere dergleichen anzustellen, wenn  
 mich nicht die Noth, in welcher ich mich

seit mehreren Jahren befinde, dazu  
 aufgemuntert hätte. Im verwichenen  
 Jahre glaubte ich, daß es dienlich seyn  
 werde, eine Pflanze zu suchen, nicht  
 diese Thiere dadurch zu tödten, maafen  
 der:

dergleichen Mittel schon von tausend Personen vergeblich versucht worden, sondern eine solche Pflanze, deren Geruch diesen Insekten angenehm wäre, und wodurch selbige herbei geleckt werden könnten. Zu diesem Ende ließ ich auf einen Haufen Getreide voller Kornwürmer bald Tymian, bald Mayran, und so fernere legen, und wechselte alle 24 Stunden mit einer andern Pflanze ab, in Hoffnung einen guten Erfolg davon wahrzunehmen. Endlich kam auch die Reihe an den Hanf, wovon ich eine Handvoll ausraufen, und auf den Kornhaufen legen ließ, und am folgenden Tage war dieser Hanf mit Kornwürmern ganz bedeckt.

Diese Handvoll Hanf wurde außerhalb des Kornbodens ausgeklopft, und wieder auf das Getreide gelegt, und der Erfolg war so erwünscht, daß nach 5 Tagen kein Kornwurm mehr verspühret wurde.

Meine Nachbarn, denen ich diesen Versuch mitgetheilt hatte, wiederholten solchen in ihren Gebäuden, und jederzeit mit eben dem Glücke. In der Jahreszeit, da man keinen grünen Hanf mehr haben konnte, legte man gerösteten, oder schon gebrachten auf, und jederzeit mit gleichem Erfolg, außer das die Ausrottung etwas langsamer von statten ging.

Wie ich mein Korn vor dem Frühling noch nicht verkauft hatte, so ließen die Kornwürmer im Maimonate sich wieder etwas verspüren, ich hatte zu der Zeit keinen andern Hauf als im Werch, oder zum Spinnen zubereiteten, dieser bewirkte jedoch in acht Tagen ihre Ausrottung, daher man hoffen kan, daß ein von Hauf oder Hanssaamen abgekochtes Wasser, in welches man einige Tücher eingetun- ket, eben die Wirkung in denen Gegenden thun werde, woselbst kein Hanf gebauet wird. Es ist jedoch nothwendig, daß man den Hanf, der auf das Getreide gelegt wird, alle Tage ausklopfe, weil man sonst den Endzweck nicht erreichen wird, und wenn man viel Korn liegen hat, so ist es dienlich, solches täglich umstechen zu lassen, um den Ausgang der Würmer, die sich innerhalb des Hausens befinden, zu befördern.

Da die diesjährige regnigte Witterung nicht verstaten wolken, die Feldfrüchte ganz trocken einzuernten, so hat die dadurch entstandene Gährung eine große Menge Kornwürmer hervorgebracht, und der Hanf hat uns abermals davon befreiet; aber es war nöthig, das Korn sehr oft umzustechen, um eine neue Ausbreitung dieser Insekten zu verhindern, denn die Erhigung war äußerst stark.



# Hannoverisches Magazin.

104<sup>tes</sup> Stück.

Montag, den 27<sup>ten</sup> December 1784.

Ananas, *Bromelia Ananas*, Linn.

(Schluß.)

Der Pflanzschulenkasten muß 10 bis 12 Fuß lang und 6 Fuß breit, und an der Rückseite  $3\frac{1}{2}$  Fuß in der Fronte aber nur  $2\frac{1}{2}$  Fuß tief seyn, und oben drei Fenster haben, welche geschoben werden können, außer denen es sehr vortheilhaft ist, wenn auch die halbe Tiefe der Fronte Glaswerk ist. Ein solcher Kasten muß um die Zeit, da Kronen und Ausschößlinge eingepflanzt werden müssen, und also im August oder September auf ein Lohebeet, oder auf ein zum Einsenken der Töpfe mit Loh, und in deren Ermangelung mit Sägespänen überlegtes sehr gutes Mistbeet gesetzt werden. Wenn man sich dazu nur eines Mistbeetes bedient, so sind 3 bis 4 auf einander folgende frische, und zu feiner Zeit mit einer Nachheize zu umlegende Mistbeete nöthig, um die jungen Pflanzen ein Jahr lang, oder so lange, bis sie in den für die tragbaren Pflanzen bestimmten Kasten gestellt werden können, im Wachsthum zu erhalten, während welcher Zeit ihnen gehörig frische Luft und Wasser

gegeben werden muß, wiewohl sie, weil hier nicht eingeheizt, und also die Dünste nicht ausgetrocknet werden können, im Winter nur äußerst sparsam begossen werden müssen.

Der für die tragbaren Pflanzen bestimmte Kasten muß tiefer, und sowohl die Fronte, als die beiden Enden, und die Oberfläche Glaswerk seyn, und über eine Grube von eben derselben Weite und Länge gestellt werden. Die Grube muß  $3\frac{1}{2}$  Fuß tief, und entweder mit Mauersteinen, oder mit starken Brettern, innerhalb deren das Treibbeet angelegt wird, eingefast seyn; besonders aber bedarf es alsdenn einer solchen Grube, wenn man ein Lohebeet zu machen gewillt ist. Der Kasten selbst muß 12 Fuß lang und 6 Fuß weit, und an der Rückseite  $4\frac{1}{2}$  Fuß in der Fronte aber  $2\frac{1}{2}$  Fuß tief seyn; vor der Fronte muß er drei Fenster haben, welche geschoben werden können, — an jedem Ende ein Fenster, — und oben drei auf und nieder zu schiebende Fenster mit dachförmig geordneten Scheiben: auch muß er mit Decken

M m m m m

von

von grober mit Oelfarbe überstrichener Leinwand, oder Segeltuche, welche an einem Rouleau auf und niederge lassen werden können, oder mit andern dergleichen Bedeckungen versehen seyn, um die Fenster während der Nacht zu decken zu können. Die Grube mag in einem trocknen Boden  $1\frac{1}{2}$  Fuß tief in den Boden gesenkt werden, und muß an allen Seiten umher von unten auf mit einer 9 Zoll dicken, und  $3\frac{1}{2}$  Fuß hohen Mauer eingefast, folglich anfangs so lang und so breit ausgegraben werden, daß sie nachher im Lichten so lang und breit bleibt, wie sie nach der Beschaffenheit des aufzufehenden Kastens seyn muß. Sie kan aber an der Rückseite auch anstatt des Mauerwerkes mit 1 Zoll dicken Brettern von Tannenholze eingefast werden, weil dann die Wärme von der anzulegenden Nachheize besser durchdringen, und die Wärme des Beetes besser erneuern kan. Oder man kan sie anstatt des Mauerwerkes auch an allen Seiten mit Brettern, welche an eingeschlagenen Pfosten befestigt werden, oder sogar auch nur mit einem beweglichen hölzernen Kasten einfassen. Auf diese Einfassung, sie sey nun von Mauerwerk oder von Holze, muß ein nach der zuvor gemeldeten Maasse verfertigter, mit Glaswerk versehener Kasten gestellt, und in der Grube nach ihrer völligen Tiefe das Treibbeet angelegt werden. Und um sich die Sache noch bequemer zu machen, mag man zwei durch eine Scheidewand von einander abge sonderte

Gruben neben einander haben, um, wenn das Treibbeet in der einen seine Wärme verlieren will, in der zweiten ein frisches Treibbeet anzulegen, und den Kasten alsdenn von jener auf diese zu schieben, und die Töpfe aus jener in diese zu stellen. Den Nutzen von einer solchen zwiefachen Grube wird man in der Folge überzeugend wahrnehmen, zumal wenn das Treibbeet mit Mist angelegt ist, dergleichen Mistbeete in dem Laufe Eines Jahres 3 bis 4 mal pflegen erneuert werden zu müssen. — In einem solchen für die tragbaren Pflanzen bestimmten Kasten muß zur Aufnahme der in dem Pflanzschulenkasten erzogenen Pflanzen am Ende des Septembers entweder ein Lohebeet, oder ein mit Lohe oder Sägespänen überlegtes Mistbeet angelegt werden. Wenn man dasselbe von Mist anlegt, so muß es so stark gemacht werden, daß es, wenn sich der Mist völlig gelagert hat, nicht über 8 bis 10 Zoll niedriger ist, als der obere Rand der Grube; dieser obere Raum muß mit Lohe oder Sägespänen aufgefüllt, in diese die Töpfe nach eben derselben Ordnung, wie man sie in den Glashäusern zu ordnen pflegt, eingesenkt, und die Pflanzen nachher mit Einlassung freischer Luft, und mit Begießen eben so, wie in dem Glashause, gewartet, während des Winters aber nur äußerst sparsam begossen, und die Fenster während der Nacht allezeit bedeckt werden. Wenn das Treibbeet aber ein Lohebeet ist, so behält es zwar den

gehörigen Grad der Wärme bis in den Februar, wenn es an der Rückseite mit einer Nachheize von Mistbeleg belegt wird; denn aber muß es, damit sich seine Wärme wiederum erneure, aufgerühret, und endlich muß im April, damit es noch bis zu der Zeit, da die Früchte zur Reife kommen, den gehörigen Grad der Wärme behalte, etwas frische Lohe hinzugezhan, solche mit der alten gehörig durchgearbeitet, und das Beet, so oft es nöthig ist, mit einer Nachheize umgelegt werden. Wenn es hingegen nur ein mit Lohe oder Sägespänen überlegtes Mistbeet ist, so werden, ungeachtet der Nachheizen, für den Winter zwei frische Mistbeete erfordert, eines, in welches die Pflanzen im September, und ein anderes, in welches sie in der Mitte, oder am Ende des Decembers gestellet werden, und nachher noch abermal zwei frische Mistbeete, um die Früchte zu ihrer endlichen Vollkommenheit zu bringen. Und hieraus kan man abnehmen, wie nützlich es sey, zwei solche Gruben neben einander zu haben. Denn alsdenn kan man in der ledigen Grube beizeiten ein frisches Mistbeet anlegen, und sobald dieses den gehörigen Grad der Wärme hat, aus dem andern, seine Wärme verlierenden Beete, die Löpfe sogleich in dieses herübersetzen, und den Kasten von jenem über dieses frische Mistbeet schieben. So bald man immittelst im Winter wahrnimt, daß die Wärme des Treibbeetes, es sey nun von Lohe, oder von Mistbe, abzunehmen

beginnet, muß an der Rückseite des Kastens sogleich eine Nachheize von Pferdemiste angelegt werden, damit sowohl die Wärme des Treibbeetes selbst aufs neue beleet, als auch die innere Luft im Kasten in der gehörigen Wärme erhalten werde. Diese Nachheize muß am Fuße wenigstens 3 Fuß dick seyn, und damit die Masse ungehindert abziehen könne, nach oben zu ein wenig schräge an laufen. Sie muß auch anfangs nicht sogleich zur völligen Höhe des Kastens hinaufgeführt, sondern, je nachdem Frost oder rauhe Witterung zunehmen, von Zeit zu Zeit immer nur ein wenig höher angelegt werden, bis sie endlich nach und nach so hoch zu liegen kömt, als die Rückseite der Grube und des Kastens hoch ist; und so wie die Kälte zunimt, muß auch rings um die Enden und die Fronte der Grube eine solche Nachheize angelegt, — jedesmal aber Heu, oder Farnkraut, oder anderes trocknes Stroh auf dieselbe gelegt werden, weil sie sich dann länger warm erhält, und den Frost abhält, daß er durch die Seiten des Kastens nicht eindringen kan. Eine solche nur nach und nach, je nachdem es die Strenge der Witterung nöthig macht, angelegte Nachheize verschaffet den Nutzen, daß sich der gehörige Grad der Wärme viel länger, und weit regelmäßiger erhält, als wenn sie in ihrer ganzen Menge auf einmal angelegt wäre. So oft sie aber ihre Wärme sehr verloren hat, muß sie mit etwas frischem Mistbe erneuert, und der alte Mist vom Grün:

de auf aufgerühret, mit jenem wohl durch einander gearbeitet, und dieses so oft, als man es nöthig findet, wiederhohlet werden.

Wenn diese Vorschriften genau beobachtet, und nach den für das Glashaus gegebenen Regeln bei jeder günstigen Gelegenheit frische Luft einge-

lassen, auch die Pflanzen bei schöner sonniger Witterung zu rechter Zeit begossen werden, so zeigen sie im Februar oder März ihre Früchte, und diese kommen dann nachher zu der gewöhnlichen Zeit in einer so guten Vollkommenheit, als man erwarten kan, zur Reife.

## Anweisung zur Pflanzung, Umlegung, und Erhaltung des Buxbaumes. *Buxus sempervirens suffruticosa*, *Lim.*

### S. I.

Die Art und Weise, den Buxbaum als eine Einfassung der Blumenbeete oder der Rabatten zu pflanzen und zu beschneiden, versteht zwar selbst ein jeder gemeiner Gärtner so gut, daß es Miller für unnöthig gehalten hat, in seinem Gärtnerlexicon eine Anleitung dazu zu geben. Inzwischen sind nicht an allen Orten Gärtner zu haben, durch welche man ihn legen, umlegen, oder beschneiden lassen könnte. Auf dem platten Lande wenigstens fehlet es den Gartenfreunden, besonders wenn sie von Städten weit entfernt wohnen, meistens an Gelegenheit, Jemand zu finden, den sie dazu gebrauchen könnten. Und in den bisherigen Gartenbüchern, (der *Universal Gardener and Botanist* von *Mawe* und *Abercrombie*, Lond. 1778. allein ausgenommen, welchen man jedoch zu diesem schon im J. 1776 entworfenen Aufsätze nicht genützt, sondern denselben aus eigener Erfahrung aufgesetzt hat,) findet man entweder

gar keine Anleitung dazu, oder doch nur so unbestimmte und unvollständige Anweisungen, daß nur die wenigsten die Legung des Buxbaumes daraus zu lernen im Stande sind. Viele werden desselben sogar ganz müde, weil von ihm, wenn sie ihn auch gleich durch jemand legen lassen, der es zu verstehen vorgiebt, dennoch oft, zumal in einem sandigen Boden, vieles ausgehet. Da er inzwischen die allerbequemste Einfassung der Beete ist, wenigstens derer, die an den Hauptwegen sind, so glaube ich, keine ganz geringfügige Bemühung zu übernehmen, wenn ich den Gartenfreunden das, was bei der Pflanzung, Wartung, Umlegung und dem Beschneiden desselben zu beobachten ist, aus einer mehrjährigen Erfahrung vorlege. Ich hoffe sogar auch von denen, die, weil sie das, was ich davon sagen werde, längst wissen, diesen Aufsatz für sie für überflüssig halten, und ihn also ungelesen lassen mögten, gelesen zu werden, wenn ich ihnen gleich zuvor  
sage,



sage, daß ich nicht mechanisch schreiben, sondern verschiedenes sagen werde, was noch nicht allgemein bekannt ist, und wenigstens noch nicht in Gartenbüchern gefunden wird.

§. 2. Ich mache den Anfang mit der Pflanzung des Burbaumes, welche vom August an, bis zum Ende des Aprils, selbst mitten im Winter, wenn nur die Erde offen ist, geschehen kan. In keinem dieser Monate schlägt derselbe fehl, wenn man nur ordentlich verfähret; obgleich freilich die Pflanzung desselben gegen den September und im März die allersicherste ist. Nur in solchen Gärten, welche im Winter den Ueberschwemmungen von austretenden Flüssen ausgesetzt sind, leidet diese allgemeine Regel eine Ausnahme. In diesen muß er erst im Frühjahr gelegt werden. So oft ich ihn vor dem Winter legen lassen, haben ihn mir die Ueberströmungen meistens gänzlich gerödtet. Und obgleich vielfältig geklagt wird, daß diese auch altern, und längst völlig bewurzelt Burbaum zu Grunde richteten, so ist mir dennoch noch nie nicht einmal derjenige, der so gar erst im Frühjahr zuvor gelegt gewesen, von dem Wasser zu Grunde gerichtet. Es würde solches vermuthlich auch nie geschehen, wenn man ihn allezeit nach den in dieser Abhandlung vorzulegenden Grundsätzen behandelte.

§. 3. Der alte Burbaum ist meistens sehr dickbuschig. Man kan also sicher darauf rechnen, aus 1 Fuß desselben, 3 bis 4 und noch wohl mehr Fuß machen zu können.

§. 4. So bald derselbe ausgegraben ist, muß er bis zur Pflanzung eingeschlagen, und seine Wurzeln in der Erde feucht gehalten werden, damit er nicht vertrockne. Daß so vieler umgelegter Burbaum ausgehet, kömte unter andern mit daher, daß man seine Wurzeln in der Zwischenzeit zwischen dem Aufnehmen und Pflanzen von Sonne und Luft, oder in ausgetrockneter Erde hat austrocknen lassen. Oft aber ist er, wenn man ihn von einem andern Orte bekömt, bereits ziemlich ausgetrocknet. In diesem Fall muß man seine Wurzeln, so bald man ihn bekömt, in Wasser setzen; sie so lange darin stehen lassen, bis man glaubt, daß sie sich erfrischt haben, wozu ein halber Tag hinreichend seyn wird; ihn dann vorerst einschlagen, die Erde an seine Wurzeln fest antreten, und durchdringend begießen; und dieses bei trockner Witterung bis zum Tage der Pflanzung, damit er dann völlig frisch sey, so oft es nöthig, und etwa um jeden dritten oder vierten Tag wiederholen. Am besten ist es zwar, ihn an einer schattigen Stelle einzuschlagen. Wenn dazu jedoch keine Gelegenheit, und man also gezwungen ist, ihn an die volle Sonne einzuschlagen, so besprenge man ihn bei warmem Sonnenschein ab und an vermittelst einer Brause über und über gelinde mit Wasser. Bei einer solchen Behandlung bleibt er ganze Wochen lang frisch; nur müssen seine Wurzeln auch nicht gar zu naß gehalten werden, wenigstens nicht so naß, daß die Erde

schmierig würde, weil sie sonst in Stockung gerathen.

§. 5. Das Beet, welches mit Wurbaum eingefaßt werden soll, muß zuvor sorgfältig von Grasqueken, Gersch, und anderm sich durch seine auslaufenden Wurzeln vermehrenden Unkraute gereinigt werden. Diese schlingen sich sonst nachher zwischen seine Wurzeln. Und weil man sie aus diesen, ohne ihn bald wiederum umzuliegen, nicht wieder herausbringen kan, so ist alle nachherige Reinigung von Queken, Gersch, u. d. gl. vergeblich. Sogar die Wege, an denen der Wurbaum hergelegt werden soll, müssen davon zuvor gereinigt werden. Und da darf man sich nicht damit begnügen, nur ihre langen Wurzeln heraus zu lesen, sondern selbst jedes bei dem Umgraben abgestochene Stück derselben, und wäre es auch nur 1 Zoll lang, muß sorgfältig ausgelesen werden, weil jedes noch so kleine Stück derselben, besonders von den Queken, aus seinen Knoten oder Gelenken sogleich neue Wurzeln treibt, und dann, ehe ein Jahr verfließt, alles Auslesen vereitelt und vergeblich gemacht ist. Um sie inzwischen nicht in zu viel Stücke zu zerschneiden, von denen dem Auge dessen, der sie auslieset, gar leicht einige entgehen könnten, muß das von ihnen zu reinigende Beet, oder der Weg, nicht mit einem Grabscheid, sondern mit einer Mistgabel umgearbeitet werden. Den Arbeiter muß man dabei anweisen, sie, so viel möglich, so gemach herauszuheben, daß sie nicht abreißen, und also keine

Stückchen zurückbleiben. Eine Sorgfalt, die kein Tagelöhner gehörig anwenden wird, wenn sich der Herr des Gartens nicht die Mühe nimt, dabei gegenwärtig zu seyn. Solte man um die Zeit, da der Wurbaum gelegt werden soll, die gänzliche Reinigung des einzufassenden Beetes von Queken nicht beschaffen können, so muß wenigstens ein Strich von 2 Fuß breit, in dessen Mitte die Reihe hergelegt wird, gereinigt, und die Reinigung des übrigen Theiles des Beetes oder des Weges, so bald es nachher möglich ist, beschaffet werden.

§. 6. Nach geschעהer Reinigung wird da, wo die Reihe hergelegt werden soll, ein Strich, etwa 2 Fuß breit eben geharkt, und Fuß vor Fuß fest getreten, und zwar so fest, wie immer ein Weg getreten werden kan, und zugleich so vollkommen eben, daß auf dem ganzen Strich nicht die geringste Höhlung sey. Nun wird die Gartenschur so angeschlagen, daß sie an den beiden Enden der Reihe etwa 1 Fuß weiter, als diese lang ist, hinausrage, damit die Hölzer, an denen sie befestigt ist, beim Ausstechen der Furche, in welche der Wurbaum gepflanzt werden soll, und bei dem Einspflanzen nachher nicht hinderlich seyn mögen; so, daß die Schur ganz straf, dicht über der Erde herausgehe. Damit sie auch im geringsten nicht verrücket werde, befestigt man sie auf alle 2 Fuß weit mit Hälzen, welche man einwärts des Beetes steckt, mit ihrem Kopfe etwas vorwärts übergelehnt,

lehnt, damit sie, wenn die Furche gemacht wird, fest stecken bleiben, weil diese auswärts der Schnur und des Beetes gemacht wird. Nun sticht man auswärts des Beetes, mit dem Grabscheide gerade, senkrecht, dicht an der Schnur entlang derselben, von ihrem einem Ende bis zu dem andern, einige Zoll tief in die Erde, und wirft die Erde in den Weg; sticht das zweite mal tiefer, und macht endlich die Furche so tief als die Länge des zu legenden Burbaumes es erfordert. Wenn dieser nicht zu hochstämmig ist, so pflügt  $\frac{1}{2}$  Fuß tief genug zu seyn; sonst aber muß die Furche noch tiefer gemacht werden. Nur muß die Erde an der Schnur gerade hinunter egal abgestochen seyn, und wie eine Erdwand fest stehen, weil sonst der Burbaum nicht gerade genug gelegt werden kan.

§. 7. Nun kan der Burbaum gelegt werden; und damit seine Wurzelfasern nicht zuvor austrocknen, wird er nun erst zur Einlegung zubereitet. Und damit verfähret man auf folgende Weise:

Man nimt jedesmal einige alte Büsche aus. Diese reißet man aus einander, und zwar in so viele einzelne Stücke, als es möglich ist. Wenn jedes abgerissene Stück auch nur eine, oder einige Wurzeln hat, ist es hinreichend. So gar dieerspaltung einer dickern Wurzel, die mehrern Zweigen gemeinschaftlich ist, schadet nichts, wenn nur jedes Stück einige Wurzelfasern hat. Je mehr es deren

jedoch hat, desto leichter schlägt es nachher an. Wenn der Stamm und die Wurzeln eines solchen einzelnen Stückes länger sind, als  $\frac{1}{2}$  Fuß, so wird auf einem untergelegten Holz mit einer Barte unten so viel abgehauen, daß das ganze Stück nur  $\frac{1}{2}$  Fuß lang bleibe, jedoch so, daß es Wurzelfasern behalte, deren äußere Spitzen mit einem scharfen Messer ein wenig verstükt werden müssen. Jedem einzelnen Stücke wird gleichfalls die Spitze seiner obern mit Blättern besetzten Zweiglein mit dem Messer genommen; aber nur die etwa zu spitz hervorragende Spitze, oder der Gipfel, damit oben nur einigermaßen eine Egalität entstehe. Denn daß so vieler Burbaum nicht anschlägt, kömmt daher, daß er oben zu tief, und wohl gar mit einer Barte behauen ist, und gleich nach geschעהener Pflanzung ein solches Ansehen haben soll, als ob er egal geschoren sey. Es darf kein mehrjähriges Holz seiner Zweige, (denn diese machen gleichsam sein Herz aus,) abgehauen werden, sondern nur die etwa merklich hervorragende Spitzen des lehrjährigen Triebes. Es hat in diesem Stück mit dem Burbaum eben dieselbe Beschaffenheit, als mit Salebey, Thymian, Lavendel, u. d. gl. Wenn diese noch nach dem Ende des Augusts bei dem Umlegen beschnitten, und zumal bis in ihr altes Holz beschnitten werden, so sterben sie im folgenden Winter meistens ab. läßt man ihnen aber den diesjährigen Trieb, (einzelne oben hervorragende Spitzen abjus

abzuschneiden, schadet nicht,) setzt die blätterlosen mehrjährigen Triebe, oder ihr sogenanntes Holz in die Erde und läßt nur den letztjährigen mit Blättern besetzten Trieb über der Erde hervorstehen, so gehen sie im Winter nie aus wenn sie auch schon noch so spät verpflanzt würden oder auch ein noch so strenger Winter erfolgen sollte. Eben so verhält es sich mit dem Buchbaum. Er mag noch so spät gegen den Winter gepflanzt werden, — wenn er nur oben nicht behauen wird, (die oben hervorragenden Spitzen abzunehmen, schadet ihm nicht,) so wird er im Winter nie ausgehen. Wenn er ausgehet, so ist er entweder zu tief behauen gewesen, oder es liegen an:

dere in der Folge dieses Aufsazes vor kommende Ursachen zum Grunde.

Daß aus dem alten durch das Umlegen zu verjüngenden Buchbaume alle Quecken und andere Unkrautwurzeln sorgfältig ausgelesen werden müssen, gebrauche ich nicht zu erinnern, weil sie von selbst herankommen, wenn man ihn in diese kleinen Stücke zertheilet, als ich gelehret habe.

Wenn die zum Einpflanzen zubereiteten einzelnen Stücke wegen einer etwa eintretenden Verhinderung nicht sogleich gelegt werden können, so müssen sie nicht unbedeckt liegen bleiben, sondern ihre Wurzeln mitlerweile mit Erde bedeckt, oder in ein Gefäß in Wasser gesetzt werden.

Der Schluß folgt künftig.

### Die Beschwerlichkeit des Rauches von Lampen, Lichtern und dergleichen in Wohnstuben abzuwenden \*).

Hierzu bedarf es weiter nichts, als daß man über dem Licht einen Schwamm, den man in Wasser gewischt, und hernach so wieder ausdrückt hat, daß er nur noch feucht

bleibt, hoch genug über das Licht aufhängt, daß ihn die Flamme des Lichts nicht ergreifen kan. Der Schwamm zieht allen Dampf vom Licht an sich.

\*) Aus dem neuen Berliner Intelligenzblatt.

### U n f r a g e.

Wo wird der Schmergel oder Schnirgel, womit man Gewehre und Eisen rein macht, und polirt, gefunden, zu welcher Art Ge-

steine oder Erde kan er gerechnet werden? Sollte er nicht eine Art Steinsmergel seyn?



# Hannoverisches Magazin.

105tes Stück.

Freitag, den 31ten December 1784.

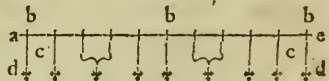
Anweisung zur Pflanzung, Umlegung, und Erhaltung des  
Buxbaumes. *Buxus sempervirens suffruticosa*, *Lim.*

(Schluß.)

§. 8.

Die Pflanzung selbst in die zuvor zubereiteten Furchen, geschieht folgendergestalt: Man legt den zu legenden Buxbaum von dem linken Ende der Furche an, jenseits der Schnur auf das einzufassende Beet vor sich hin, und kniet mit dem rechten Knie nieder; ergreift ein einzelnes Stück Buxbaum mit der rechten Hand; setzt solches an die Erdwand in der Furche, so, daß nur sein mit Blättern besetzter, oder buschiger Theil über der fest an die Erde gebetteten Schnur hervorrage; breitet mit beiden Händen die etwanigen mehrern Zweige desselben, der Schnur entlang, aus einander; hält sie so ausgebreitet mit der linken Hand fest; und scharret nun mit der rechten Hand erst Erde an die Wurzel, welche aber recht fest gedrückt werden muß, jedoch jetzt noch nicht mehr Erde, als daß nur erst der Buxbaum in der Furche die rechte Stellung bekomme. Dann

ergreift man ein zweites Stück Buxbaum, mit welchem, und nachher mit dem dritten und allen folgenden man bis ans Ende der Reihe eben so verfähret, jedoch so, daß alle Stücke, so viel möglich, über der Schnur in gleicher Höhe hervortragen. Und nun wird man sich die gepflanzte Reihe in Gedanken als so stehend vorstellen können:



a bis e ist die hart an der Erde besetzte Schnur; b sind über derselben, und also die über der Erde hervorragend bleibenden buschigen Theile der einzelnen Stücke Buxbaum, welche zwar in der Figur als einzeln stehend vorgestellt werden, in der That aber mit ihren Blättern an einander schließen, und eine an einander hängende grüne Reihe ausmachen. Denn alle diese einzelnen Köpfe eines Stückes, es mö:

Nun n n

gen

gen deren nun, wie in der Figur vor-  
 gestellt ist, zween seyn, oder das  
 Stück mag auch nur aus einem ein-  
 zelnen Zweige bestehen, müssen so dicht  
 an einander geordnet werden, daß  
 zwischen den Blättern zweener Zweige  
 keine Lücke bleibe, sondern die Spitzen  
 ihrer Seitenblätter an einander schlies-  
 sen, und also ein Ganzes, oder eine  
 an einander anschließende Reihe ent-  
 stehe; c sind die an der Erdwand der  
 Furche, und an der Schnur hergesetz-  
 ten unbewurzelten nackten Theile der  
 einzelnen Stücke; d ist der untere mit  
 Wurzelsfasern versehene Theil jedes  
 einzelnen Stückes. Die aus der Wur-  
 zel d in die Höhe gehenden unbewur-  
 zelten nackten hölzigen Theile, welche  
 mit c bezeichnet sind, werden bis an  
 die Schnur a c mit Erde bedeckt, und  
 schlagen schon binnen Jahresfrist Wur-  
 zel an.

Ehe nun die Erde an eine ganze  
 gelegte Reihe Wurbaum so hoch ange-  
 häuft ist, bis sie mit der Schnur egal  
 ist, giehet man in den noch übrig ge-  
 lassenen Nest der Furche allgemach et-  
 was Wasser, welches sich bis in die  
 Tiefe, so tief die Wurzelsfasern liegen,  
 einziehen muß, damit sich die Erde an  
 diese fest anschließe; füllet am folgen-  
 den Tage den Nest der Furche vollends  
 mit Erde aus, und tritt überdem die  
 Erde an die Reihe Wurbaum mäßig  
 an. Wenn man jenes Angießen des  
 Wurbaumes noch einige Tage wieder-  
 hohlet, damit er erst neue Wurzeln  
 treibe, so wird er desto sicherer an-  
 schlagen. Dies ist besonders dann

nöthig, wenn trockene Witterung er-  
 folgt, und zwar so, daß das Wasser  
 wirklich bis zu den Wurzeln hinunter  
 dringe, wofern nicht manche Pflanze,  
 besonders wenn der Boden sandig ist,  
 ausgehen soll.

§. 9. Wenn der Wurbaum im  
 Herbst gelegt wird, so bedarf er vor  
 dem Winter keiner weitern Wartung.  
 So bald aber nach demselben der  
 Frost wieder aus der Erde ist, wird  
 man finden, daß die Erde, anwärts  
 der Reihen, nach dem W. ge zu, von  
 den Reihen abgefroren ist, und daß  
 an der ganzen Reihe heraus eine  
 schmale Riß herlaufe. Wenn diese  
 nicht sofort mit dem Fuß zu, und die  
 Erde an die Reihe nicht wieder ange-  
 treten wird, so gehet sie oft ganz aus,  
 weil dann Sonne und Luft aus der  
 Riß alle Feuchtigkeit herausziehen,  
 und die Wurzeln des jungen Wurba-  
 umes also verdorren müssen. Wenn  
 man diese Rissen aber gleich nach dem  
 Winter, so bald die Erde wieder offen  
 ist, zutritt, und wie ich zuvor erinnert,  
 den Wurbaum beim Legen nicht durch  
 das gewöhnliche, und im Herbst so  
 nachtheilige Behauen getödtet hat, so  
 wird man im folgenden Frühjahr kei-  
 ne einzige Pflanze ausgegangen fin-  
 den. — Im folgenden ersten Som-  
 mer bedarf er dann keiner weitern  
 Behandlung, als daß man ihn eines  
 Theils vom Unkraut wenigstens so  
 rein halte, daß es ihn nicht überwach-  
 se, und er unter demselben nicht er-  
 stickte, welches in diesem ersten Som-  
 mer noch um so viel möglicher ist,  
 weil

weil er jetzt noch kaum einige Zoll hoch ist; andern Theils ihn um den Anfang des Augusts, aber nicht später, zum ersten mal mit der großen Gartenschere oben, jedoch noch nicht an den Seiten schneide, damit er nun zum ersten mal oben schaurgerade werde, und etwa 3 Zoll hoch bleibe.

§. 10. Wenn er aber im Frühjahr gelegt ist, (da er jedoch bei anhalten der Dürre einer längern Wiederholung des Beaeßens bedarf, und je nachdem der Boden entweder schwer, oder leicht und sandig ist, seltener oder öfter, weniger oder mehr begossen werden muß,) so ist es nicht rathsam, ihn schon im ersten folgenden August gerade zu scheren, sondern besser, solches erst im Anfang des März des folgenden Jahres zu thun, und ihn dann zum ersten mal, doch nur oben, und noch nicht an den Seiten, zu scheren.

§. 11. Bei dem Beschneiden des Burbaumes kömte es auf die Absicht an, welche man bei der Einfassung mit demselben hat. Wenn es kleine Blumenbeete sind, die man mit demselben einfast, so muß er niedrig bleiben, und folglich, wenn er im Herbst gelegt ist, um den Anfang des folgenden Augusts, und wenn er im Frühjahr gelegt ist, im folgenden Frühjahr zum ersten mal beschnitten, und in der Folge jährlich im Frühjahr oder August beschnitten werden, damit er nie höher, als etwa 3 Zoll hoch werde. Er muß auch gleich vom andern Jahr an auf beiden Seiten beschnitten werden, damit er nicht breiter, als

etwa 2 Zoll breit werde. — Wenn er aber zur Einfassung größerer Beete in Küchengärten dienen soll, welche jährlich zu mehreren malen umgegraben, auch öfter aufs neue gedüngt werden, — als Blumenrabatten, so muß er erst einige Jahre unbeschnitten bleiben, damit er zuvor so hoch und breit werde, daß er nach dem Beschneiden 5 bis 6 Zoll hoch und 3 Zoll breit bleiben könne.

§. 12. In beiden Fällen muß in der Folge jährlich der vorigjährige Trieb abgeschnitten werden, nicht aber ein Theil des alten Holzes, — weil er saft, besonders wenn es spät im Jahr geschieht, leicht ausgehet, und wenigstens hie und da lücken bekömmt. Dies ist nicht etwa eine eingebildete nachtheilige Folge; ich habe sie viel mehr aus einer eignen unangenehmen Erfahrung. Der Burbaum um meine Blumenbeete ward einstens, da er etwa drei Jahr gelegen haben mochte, im September so stark beschnitten, daß sein altes Holz nur etwa 2 Zoll hoch über der Erde hervorragend blieb. Die ganzen Reihen bestanden nun aus nichts, als lauter nackten Reifern, auf deren Oberfläche fast gar nichts grünes zu sehen war; und die nur auf beiden Seiten Blätter hatten. Im folgenden Frühjahr hatten sich auch diese verloren, und die ganzen Reihen bestanden nun aus lauter unbelätterten Stämmeln von Zweigen. Hier und da trieb wohl ein Stämmel neue Blätter und Zweige; dieser waren jedoch so wenig, daß die Reihen fast

nirgends kann einmal  $\frac{1}{2}$  Fuß lang wieder grün werden, und also im folgenden Herbst beinahe die ganzen Reihen nahegelegt werden mußten. Ein Beweis, daß es mit dem Burbaum, ungeachtet er eine weit dauerhaftere Natur hat, als Thymian, Salbey, Lavendel, u. d. gl. dennoch eben dieselbe Beschaffenheit habe, als mit diesen. Denn wenn diese noch nach dem August bis ins alte Holz beschnitten werden, und sich also vor dem Winter nicht wieder bestanden, d. i. nicht erst wiederum neue Zweige und Blätter treiben, wenigstens nicht erst wieder solche Zweige treiben können, die noch vor dem Winter gehörig reif oder holzich genug werden: so sterben sie, ungeachtet die an ihren Stämmeln befindlichen Blätter wohl bis an den Winter grün bleiben, dennoch im folgenden Winter meistens ab; und man findet im folgenden Frühjahr fast nichts als blätterlose Stämmel, unter denen kaum der Zehente wieder ausschlägt.

§. 13. Auch muß das Beschneiden des Burbaumes nie anders, als bei etwas trüber Witterung geschehen. Wenn es bei anhaltender Dürre geschieht, so bestandet er sich nicht bald genug wieder, und gehet dann zum Theil aus. Das einzige Mittel ihn, wenn er bei anhaltender trocknen Witterung beschnitten werden muß, gegen das Verderben zu sichern, ist dieses, daß man ihn einige Wochen lang, bis er sich wieder zu bestanden anfängt, täglich begießt, und seine Blätter und Zweige feucht hält. Auch in diesem

Stücke ist der Burbaum dem Thymian, Majoran, Salbey, u. d. gl. ähnlich, welche oft ausgehen, wenn man sie bei anhaltender trocknen Witterung schneidet, und sie nicht einige Zeit nachher bis zu einer Regenwitterung feucht hält.

§. 14. Geübte Gärtner können den Burbaum aus freier Hand mit der Gartenscheere völlig gerade beschneiden. Wer aber diese Fertigkeit nicht hat, kan sich dazu, um ihn oben gerade zu schneiden, einer vierkantigen Latte, und um ihn an den Seiten gerade zu scheren, der Gartenschur bedienen. — Um ihn oben gerade zu schneiden, lege man eine viereckige Tannenlatte in dem Wege dicht an der Reihe her, dergestalt, daß die obere Fläche derselben genau so hoch liege, als die Höhe ist, welche die Reihe Burbaum behalten soll. Nun setze sich der Arbeiter an dem rechten Ende der Reihe auf das rechte Knie, lege die Gartenscheere wagerecht auf die Latte, und kneipe den Burbaum so ab, daß derselbe mit der Latte eine egale Fläche bekommt. Wenn er denn zwischen die Scheere nur immer ein weniges faffet, so wird er es bei einer geringen Uebung gar leicht dahin bringen, daß er die ganze Reihe vollkommen gerade scheren kan. — Um ihn nun auch an beiden Seiten gerade zu schneiden, ziehe man erst auf einer Seite, eine etwas starke Gartenschur, die etwa die Dicke einer Schreibfeder haben muß, über der oben gerade geschnittenen Reihe in der Jugend, wo er weggeschnitten werden soll, ganz straf her, und kneipe dann stehend,



von oben herunter, an der Schnur heraus, alles weg, was auswärts derselben ist. Eben so verfähre man nachher auf der andern Seite der Reihe. Und wenn auch dieses geschehen ist, so ist die Reihe überall gerade und eben.

§. 15. Im Frühjahr darf das Beschneiden nie bis nach der Mitte des Aprils verschoben werden. Wenn es später, und noch im Mai verrichtet wird, so hat er schon zu viel neue Schüsse und Blätter getrieben, und stehet in zu starkem Saft. Und ob er dann gleich von dem Beschneiden nicht ausgehet, so wird doch die ganze Reihe, weil der Umlauf des Saftes durch das Beschneiden gehemmet ist, überall gelb, und verunstaltet also den Garten wenigstens auf vier Wochen. — Wenn man also das Beschneiden im Anfange des Frühjahrs versäumt hat, so ist es am besten, bis in den August, wenn der stärkste Trieb zu Ende ist, damit zu warten. Dann muß es aber auch nicht länger verschoben werden, damit er Zeit behalte, vor dem Herbst auf neue zu treiben, und sich vor dem Winter erst wieder zu bestanden, weil sonst, besonders, wenn in das alte Holz geschnitten wäre, hier und da etwas ausgehet, und also eine Lücke entsteht. — Wenn neu gelegter Buxbaum nach dieser Vorschrift behandelt wird, so kan er viele Jahre, und wenigstens acht Jahre liegen, ehe er umgelegt zu werden gebraucht. Dann aber wird er endlich zu dickbuschig, und muß also umgelegt werden. — Um des öftern Umlegens überhoben zu seyn, ist eine Gartenscheere ganz unentbehr-

lich. Diese anzuschaffen, macht zwar etliche kleine Ausgabe von einigen Gulden. Wenn man denn aber auch von ihr in jedem Jahre zum Beschneiden des Buxbaumes Gebrauch macht, so kan man dagegen die Mühe oder Unkosten ersparen, welche das öftere Umlegen erfordert.

§. 16. Man kan ihn dann aber auch, wenn er nur nicht zu hoch, und noch unter 1 Fuß hoch ist, ohne ihn förmlich umzulegen auf folgende Art verjüngen. Man scharre die Erde auf der Seite der Reihe, die von dem Gesichte abgekehret ist, und also am wenigsten in die Augen fällt, einige Zolle tief weg, damit der in der Erde stehende bewurzelte Fuß des Buxbaumes zu Gesicht komme; sehe dann das Grabscheid der Breite der Reihe entlang in dieselbe so, daß derselbe in der Mitte ihrer Breite stehe; drücke denselben also denn tief in die Wurzeln der Reihe, und beuge das Grabscheid einwärts nach dem Wege, damit die abgestochene Hälfte der Breite der Reihe von der stehend bleibenden andern Hälfte derselben getrennet werde; reiße dann die gelösete Hälfte heraus; und scharre an die stehend bleibende halbe Breite der Reihe wieder Erde an. Diese hat denn zwar so lange, bis sie an dieser Seite wieder Blätter getrieben hat, kein sonderliches Ansehen. Dagegen aber ist es auch eben so gut, als ob die ganze Reihe neu umgelegt wäre, besonders, wenn man dieselbe nachher nach und nach durch das Beschneiden etwas niedriger macht.

§. 17. Wenn man alten, die Höhe

von 1 Fuß übersteigenden, und wohl  $\frac{1}{2}$  Fuß hoch unbeläuterten Buxbaum umlegen will, so scharre man, weil er dann zum Umlegen zu hoch ist, im Frühjahr so hoch Erde an ihn an, als er auf beiden Seiten ohne Blätter ist, damit er in dieselbe Wurzeln treibe. Wenn man ihn dann übers Jahr aufnimmt; kan man den Theil, der vorher die alten Wurzeln ausmachte, abhanen, und ihm nur die in die angescharrte Erde getriebenen neuen Wurzeln lassen.

§. 18. Der neu gepflanzte Buxbaum wird oft von Maulwürfen in die Höhe gehöben, und mit Erde überschüttet. Man muß ihn dann ohne Zeitverlust von der über ihn hergeworfenen Erde reinigen, und aufs neue festdrücken, weil er sonst an dieser Stelle verderben, und also eine Lücke entstehen würde. — Auch älterer Buxbaum, wenn er durch einen Zufall ganz mit Erde überschüttet wird, wächst nicht durch die auf ihm liegende Erde herdurch, sondern ersticket unter derselben, wenn er nicht alsbald von derselben gereinigt wird. — Nicht weniger gehet derselbe an solchen Stellen aus, wo er vom Unkraut, oder sich sehr ausbreitenden Pflanzen, z. E. von Vinca, Märzwiole, Hepatica nobilis, u. d. gl. überwachsen wird. Man muß ihn also nicht nur vom Unkraut rein halten, sondern auch nicht einmal solche Pflanzen, als die jetzt genannten, die sich binnen einigen Jahren rings umher auf 1 bis 2 Fuß im Durchschnitt auszubreiten pflegen, zu nahe an ihn pflanzen, weil ihn diese an der Stelle, wo ihre Blätter über ihn her wachsen, in einem

einigen Semmer ersticken. — Oft entstehen auch dann selbst in bereits erstarkten Buxbaume Lücken, wenn in solchen Quartieren des Gartens, die um und um eingefahrt sind, der Dünger mit einer Schiebkarre über denselben geschoben wird. Um ihn in diesem Falle nicht mit dem Rade zu zerfahren, muß auf beiden Seiten, wo über ihn hergekartet werden soll, Holz oder Steine gesetzt werden, damit das Rad über ihn hergehe, und ihn nicht beschädige.

§. 19. Da man, wie ich zuvor bemerkt habe, die etwas dick gewordenen Reihen verjüngen kan, wenn man von ihnen an der Seite etwas absticht, und sie also schmaler macht, so erhellet eben daraus, daß, wenn man in der Folge mehrere Beete mit Buxbaume einfassen will, man dann nicht nöthig habe, den übrigen ganz aufzunehmen und umzuliegen, sondern daß man, so oft man Buxbaum nöthig hat, von den Reihen, welche einige Jahre alt sind, so oft man will, etwas abstechen, und mit dem abgestochenen andere Beete einfassen könne.

§. 20. In solchen Gärten, die den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, pflegt der Buxbaum sehr überschlemmt, und wenn er nicht bald nachher gereinigt wird, durch den Schlamm erstickt zu werden. So bald also das Wasser abgelassen ist, muß er mit einer Harke vom Schlamm gereinigt; auch nachher, wenn er wieder völlig trocken ist, von dem Straube, mit welchem seine Blätter überzogen zu seyn pflegen, vermittelst einer Harke, oder eines mäßigen Anschlagens gereinigt werden. Ein  
nach:

nachher erfolgender Regen pflegt ihm dann bald seine rechte grüne Farbe wieder zu geben. — Wenn im Februar oder März gepflanzter Buxbaum wider Vermuthen schon in eben demselben Frühjahr überschwemmet wird, so ist er darum doch nicht ganz verloren, wenn er nur nicht ganze Wochen lang bei schon

warmer Witterung unter dem Wasser stehen, und man ihn nur, so bald sich das Wasser verlaufen, vom Schlamme reinigen, ihn nachher vom Staube entlediget, und die Erde, so bald sie bearket werden kan, auf beiden Seiten einige Zolle tief löset.

### Ein Paar Bemerkungen.

1. Wir pflegen uns bei Dingen, die eben nicht zu unserm Vortheile ausfallen, wohl des Wunsches zu bedienen: Wolte Gott, daß dies oder jenes nie geschehen wäre! Es giebt vielerlei leicht einen und den andern Fall, wo sich das ohne Beleidigung sagen läßt. Inzwischen ist mir denn doch dieser Wunsch auch zum östern in Verbindungen vorgekommen, wo er mir sehr am unrechten Orte zu stehen schien: Wer dürfte sich denn wohl so ausdrücken, wenn von offenbaren Vergehungen die Rede ist. Und doch ließen sich gewiß aus recht guten Schriftstellern Beispiele anführen, die gerade wider diese Regel sündigen. Ich kan nicht läugnen, mir hat diese Art des Ausdrucks oft weh gethan, und solte denken, einem jeden andern Leser von einiger Empfindung ginge es, wie mir. Woher mag aber doch in aller Welt dieser sonderbare Wunsch, — und sonderbar bleibt er in seiner gegenwärtigen Gestalt allemal — entstanden seyn? Ich vermuthete, ja, ich mögte fast sagen, ich bin überzeugt, er hat bloß einer unglücklichen Verhochdeutschung sein Daseyn zu danken. In der ehemaligen alten deutschen Sprache hat er ohne Zweifel so aus-

gesehen: (It) wolle to Got. Auf die Weise findet man ihn auch noch im Englischen. Man sagt: (I) would to God. Er hätte folglich so verhochdeutschet werden müssen: ich wolte zu Got. Alsdenn wäre er nichts weniger, als Unsin, sondern verträte die Stelle einer ernstlichen, feierlichen Verheuerung. — Ich erinnere mich nicht, diese Bemerkung irgendwo gelesen zu haben, und doch mögte ich gern, daß mir ein Richter in der Sache jurirte: ihr habt Recht!

2. Ich habe es selber bei einem geographischen Unterrichte gehört, daß der Lehrer die Stadt Triest mehr, als einmal, wie ein einsylbiges Wort aussprach. Sollte der Mann das in seiner Schule wirklich so gelernt haben? — Hierbei fällt mir ein, wie es dem guten Derry in Irland wohl zu geben pflegt. Gemeinlich heißt es in den Geographien London-Derry. Das möchte es immer, ob man es gleich in England selten anders, als schlant wea Derry nennt. Nur das habe ich besonders gefunden, daß man auf die Sylbe don den Meerent setzt, und alsdenn klingt es doch in der That ganz eigen. So sprach mans auf meiner Schule aus, und eben so — ich habe mich mit Fleiß erkundigt, — macht mans auch auf andern Schulen. Freilich haben die ausländischen Namen zuweilen überhaupt ein Schicksal, das sie sich wohl nicht leicht träumen lassen solten. Vor etwa einem Duzend Jahren und darüber sprach man die englische Grafschaft Glocester hier in Hannover durchgehends Blotschester aus; nicht anders,

als wäre es ein italiänischer Name gewesen, oder wurde mit einem *ch*, wie Colchester, geschrieben, und man hätte doch ganz kurz mit Glosster abkommen können. In solchen Fällen lernt es sich so recht anschauend, wie tyrannisch Gebrauch und Mode herrschen. Ich selber habe mich damals gern dazu verstanden, mein bißchen Englisch zu verläugnen, und Herzog von Glorchester zu sagen, um nur nicht von Jedermann angehaunt, oder gar für einen Sonderling gehalten zu werden. Sonst hörte man auch hin und wieder noch wohl Pohrtsmaus und Pleimans, statt Pohrtsmuth und Plimurth, und daß von Leuten, die es einem gewaltig übel nehmen konnten, wenn man sich freundschaftlich gegen sie merken

ließ, daß sie sich zu viele Mühe gäben. Zeit dem wir aber verschiedene von unsern Landesleuten gesprochen haben, die in Portsmouth oder in Plymouth gewesen sind: hat sich das Ding ziemlich wieder zurecht gezogen. Vielleicht hatte sich mancher, außer seiner vermeinten grammatischen Regel, durch eine beliebte Geographie noch mehr verleiten lassen. Ich bin aber schon vor Jahren so frei gewesen, dem würdigen Herrn Verfasser eine und die andere veränderte Aussprache an die Hand zu geben, weiß auch, wie meine Freiheit von ihm aufgenommen ist, und meine, in der letzteren Ausgabe stehen schon die, in Absicht der englischen Manien, von mir vorgeschlagene Veränderungen.

S.

L. II.

### Nachricht von einer besondern Lusterscheinung.

Am 5<sup>ten</sup> Nov. sägte es sich von ungefähr, daß ich eine besondere Lusterscheinung zu bemerken Gelegenheit hatte. Ich ging etwa um halb vier Uhr Nachmittags in meinen Garten, die Luft war ganz heiter, und nur hin und wieder ließen sich einige leichte Wolkchen sehen. Von ungefähr wandte ich mein Gesicht nach Süden, und gleich ward ich der Lusterscheinung gewahr, die ich hier beschreiben will. Sie bestand in einer Kugel, welche etwa 6 Zoll im Durchmesser hatte, wie sie nemlich mit den Augen anzusehen war. Auf derselben stand eine Säule, etwa 2 Zoll dick und 1 Fuß lang. Es schien aus derselben, gleich als aus einer Rakete Feuer heraus zu brausen, und von den Seiten vielen Funken heraus. Die Kugel und Säule waren gleich helle, wie der schönste Stern zur Abendzeit. Als ich dieses Phänomenon bemerkte, machte mein Auge mit demselben und der Erde etwa einen Winkel von 45°. Innerhalb drei Sekunden aber ließ es sich in Süd-Süd-Westen nieder. Ich erzählte, was ich gesehen hatte, in ei-

ner Gesellschaft, wo mir Jemand aus Bremervörde, drei Meilen von hier, sagte, an eben dem Tage etwas ähnliches bemerkt zu haben. Er habe nemlich gesehen, daß dergleichen aus Nord-Osten gekommen sey, und seine Richtung nach Süd-Westen genommen habe. Um drei Uhr sey es am Himmel unbeweglich stehen geblieben und habe die Gestalt eines S oder G gehabt. Er habe es eine Zeitlang bemerkt, und sey darauf in sein Haus gegangen.

Wahrscheinlich haben wir beide ein und eben dasselbe bemerkt, Jener den Anfang, ich aber das Ende dieses Phänomens \*). Vielleicht kan die Bekanntmachung desselben von einigem Nutzen seyn.

Ich will noch hinzufügen, daß ich Abends vorher um 10 Uhr in Süden einen Blitz bemerkte, und am folgenden Tage, am 6<sup>ten</sup>, nach Süd-Osten zu zweimal einen leichten Donner hörte. In wie ferne dieses etwa mit der Lusterscheinung in einziger Verbindung stehe, das getraue ich mir nicht zu bestimmen.

Beverfärdt.

Pratie.

\*) Man sehe im 92<sup>ten</sup> St. des Mag. S. 1483. die Nachricht, daß ungefähr zu gleicher Zeit eine ähnliche Lusterscheinung zu Hannover bemerkt worden, und daß man einige Meilen von hier ein gleiches wahrgenommen. Man hat also diese Lusterscheinung über 20 Meilen sehen können. Anm. des Herausg.







New York Botanical Garden Library



3 5185 00299 8514

